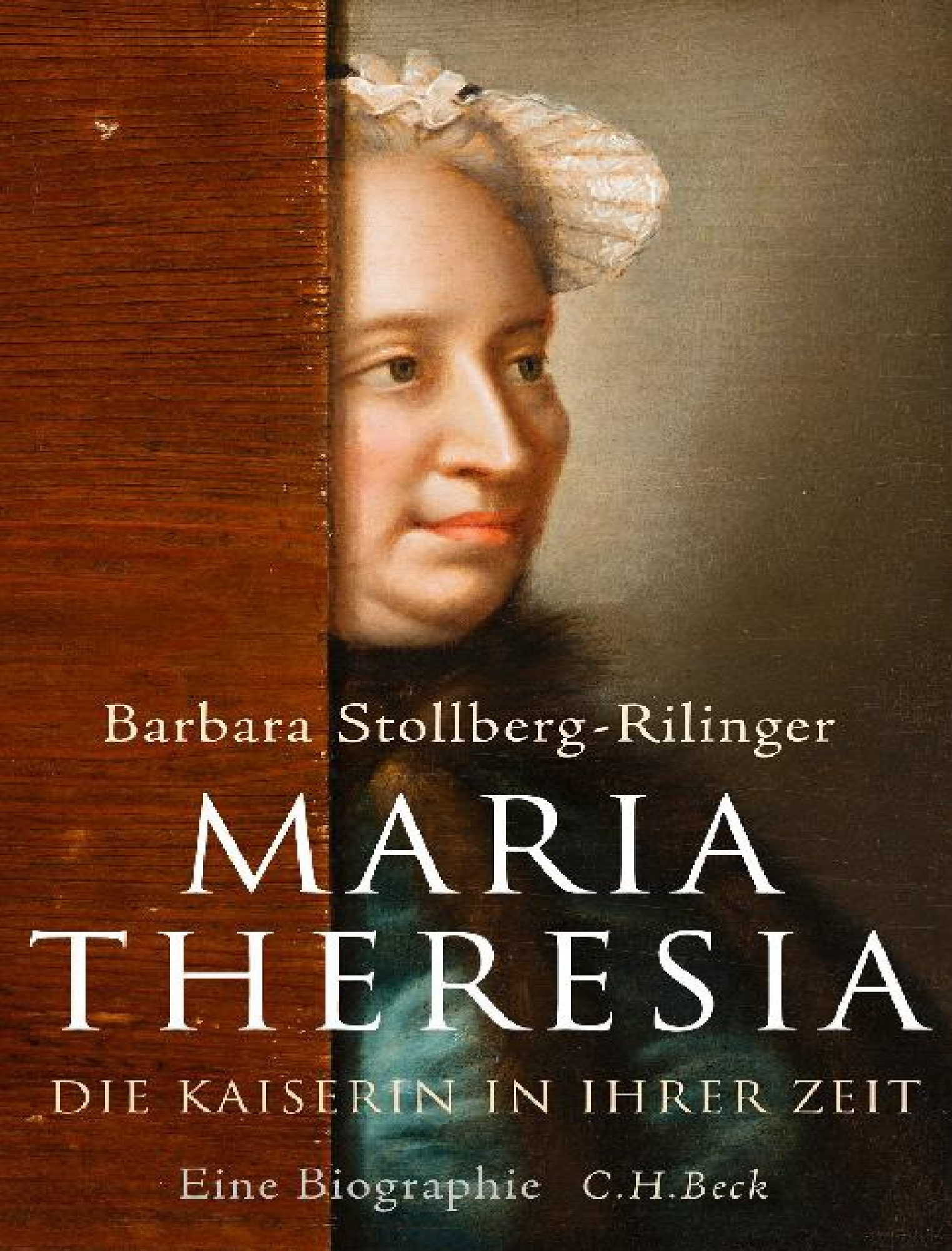


Barbara Stollberg-Rilinger

MARIA THERESIA

DIE KAISERIN IN IHRER ZEIT

Eine Biographie

C.H.Beck

ZUM BUCH

~

Eine «Weiberherrschaft» war im 18. Jahrhundert an sich nicht ungewöhnlich – ungewöhnlich aber war sehr wohl, dass Kaiserin Maria Theresia das Geschäft des Regierens als ihre persönliche Aufgabe derart ernst nahm und es mit äußerster Akribie betrieb. Damit unterschied sie sich von

vielen europäischen Monarchen, die lieber ihren Neigungen frönten – der Kunst, der Liebe oder der Jagd – und ihre Amtsgeschäfte gern anderen überließen. Dass Maria Theresia nicht nur in dieser Hinsicht eine außergewöhnliche Frau war, zeigt Barbara Stollberg-Rilinger in ihrer eindrucksvollen, aus den Quellen erarbeiteten Biographie der großen Habsburgerin.

Maria Theresia verstand und praktizierte das Regieren als gleichermaßen strenges Regiment über ihre Familie, ihren Hof und

ihre Länder – doch sie nahm sich selbst von dieser Strenge nicht aus. Gottesfurcht, Arbeit und konsequente körperliche und geistige Disziplin waren Maximen einer Lebensführung, deren strikte Einhaltung sie sich selbst, ihrer unmittelbaren Umgebung, aber auch ihren Untertanen abverlangte. All dies stand im Dienste der Erhaltung und Mehrung von Größe, Ruhm und Ehre der habsburgischen Dynastie.

Der Mythos Maria Theresia wird in dieser grandiosen Lebensbeschreibung gegen den

Strich gebürstet. Die Kaiserin-Königin ist nicht die liebende Landesmutter, als die sie gemeinhin dargestellt wird, ihr Appartement in Schönbrunn war kein bürgerliches Wohnzimmer, und mit ihren Reformen schuf sie auch nicht den modernen Staat. Sie war vielmehr eine spätbarocke Herrscherin, die sich nur widerwillig und notgedrungen auf die neuen Tendenzen des aufklärerischen Jahrhunderts einließ. Der Alltag am Kaiserhof – von Sexualität, Schwangerschaft und Kindererziehung über

Regierungsarbeit, Patronage und Diplomatie bis hin zur gnadenlos exerzierten Religionspolitik und zur Kriegführung aus der Ferne – wird in Barbara Stollberg-Rilingers faszinierendem Werk wieder lebendig.

ÜBER DIE AUTORIN

~

Barbara Stollberg-Rilinger lehrt als Professorin Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Münster. Für ihre wissenschaftlichen Verdienste wurde sie vielfach mit Preisen und Auszeichnungen geehrt, darunter der Leibniz-Preis (2005), der Historikerpreis (2013) und ein Fellowship am

Wissenschaftskolleg zu Berlin (2015/16). Von derselben Autorin sind im Verlag C.H.Beck lieferbar: *Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches* (^{2}2013); *Das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Vom Ende des Mittelalters bis 1806* (^{5}2013).

INHALT

I: PROLOG

Monumentale Geschichte

Männerphantasien

Ein außergewöhnlicher Normalfall

II: DIE ERBTOCHTER

Rituale und Reliquien

Theatrum Europaeum

Hinterbühne und Vorderbühne

Höfisches Curriculum

Dynastische Schachzüge

Die Hochzeit

Der höfische Kosmos

Die Logik der Gunst

Maklerin kaiserlicher Gnade

Der glücklose Ehemann

III: DER ERBFOLGEKRIEG

Herrscherwechsel

Treue und untreue Ungarn

Die Königin ist nackt

Krieg führen aus der Ferne

Krieg führen vor Ort

Pandurentheresl

IV: KAISERIN, KAISER UND REICH

Kaiserkrönung

Franz I. Stephan

Reichspolitik

Treue Klienten

V: REFORMEN

Der Staat als Maschine

Alte Gewohnheiten

Ein neues System

Ich bin nicht mehr dieselbe

Favoritenwechsel

Noch ein neues System

Reformbilanz

VI: KÖRPERPOLITIK

Schönheit

Liebe und Libertinage

Keuschheitsfeldzug

Gerüchte

Disziplinierung der

Untertanen

Geburten

VII: DISTINKTIONEN UND FINESSEN

Audienzen

Untertanen am Hof

Distinktionen und Finessen

Der Herr der Zeichen

Höfischer Stundenplan

Arbeit am Charisma

Solennitäten und Divertissements

Ritter der Tafelrunde

VIII: SIEBEN JAHRE KRIEG

Revanche

Sieben Jahre Krieg

Reichskrieg – Religionskrieg

Medienkrieg – Informationskrieg

Desaströse Bilanz

IX: DAS KAPITAL DER DYNASTIE

Kleine Herrschaften

Erziehungsregeln

Opfer der Politik

Isabella von Parma

Noch ein Opfer

Gott und van Swieten

X: MUTTER UND SOHN

Der Tod in Innsbruck

Ein Kaiser ohne Land

Wie die Aufklärung an den Hof kam

Machtproben

Das Regentschafts-Dilemma

Die Aufteilung des *«polnischen Kuchens»*

XI: DIE RELIGION DER HERRSCHAFT

Verehren und verehrt werden

Vernünftige Religion

Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Staatskirchenpolitik

Vampire, Wunderheiler und Kalendermacher

Freigeister und Modephilosophen

XII: DAS FREMDE IM EIGENEN

Einheit und Vielfalt

«Angst und Abscheu» – *die Juden*

«Unheilbar räudige Schafe» – *die Geheimprotestanten*

Unsere guten Türken

XIII: DIE UNTERTANEN

Unsere getreuen Unterthanen

Informationsflut

Fleiß und Disziplin

Neue Schulen

Iustitia et clementia

Widersetzlichkeit in Böhmen

Der letzte Krieg

XIV: DER HERBST DER MATRIARCHIN

Lebensüberdruss

Alter Ego Marie Christine

Mustersöhne, Musterstaaten

Widerspenstige Töchter

Carolina von Neapel

Amalia von Parma

Marie Antoinette

Maximilian

Daheimgebliebene

Schlechtes Wetter für eine weite Reise

XV: EPILOG

Herrschertugenden

Kontrollphantasien

Aus der Zeit gefallen

ANHANG

ANMERKUNGEN

I: Prolog

II: Die Erbtochter
III: Der Erbfolgekrieg
IV: Kaiserin, Kaiser und Reich
V: Reformen
VI: Körperpolitik
VII: Distinktionen und Finessen
VIII: Sieben Jahre Krieg
IX: Das Kapital der Dynastie
X: Mutter und Sohn
XI: Die Religion der Herrschaft

XII: Das Fremde im Eigenen
XIII: Die Untertanen
XIV: Der Herbst der Matriarchin
XV: Epilog
DANK
ABKÜRZUNGEN
QUELLEN UND LITERATUR
Ungedruckte Quellen
Österreichisches Staatsarchiv, Abt. Haus-, Hof- und Staatsarchiv

Österreichische Nationalbibliothek
Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv: VA 5-2-2
Gedruckte Quellen
Literatur (nach 1800)
GLOSSAR
GENEALOGISCHE TABELLEN
KARTE DER HABSBURGISCHEN LÄNDER

BILDNACHWEIS

Tafelteil

Textteil

PERSONENREGISTER*

IHS

Abb. 1: Reliquiar mit einem Nagel vom Kreuz Christi, um 1650, aus der Kaiserlichen Schatzkammer Wien

Abb. 2: Maria Theresia als kleines Kind mit Puppe.
Unbekannter Künstler, Klagenfurt, Elisabethinenkonvent

Abb. 3: Öffentliche Tafel anlässlich der Hochzeit Maria Theresias mit

Franz Stephan von Lothringen 1736. Werkstatt Martin van Meytens zugeschrieben. An der Tafel (von links): Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Magdalena (die Schwester Karls VI.), Kaiser Karl VI., Kaiserin Elisabeth Christine, Maria Theresia und Franz Stephan

Abb. 4: Krönung Maria Theresias zum König von Ungarn

in Pressburg 1741. Aus der Serie von Zeremonialgemälden, die Maria Theresia 1769–70 von Franz Moessmer und Wenzel Pohl für die Ungarische Hofkanzlei malen ließ

Abb. 5: Damencaroussel in der Winterreitschule am 2. Januar 1743. Werkstatt Martin van Meytens, 1769/70

Abb. 6: Kaiser Franz I. Stephan im Krönungsornat. Wenzel Pohl, 1755

Abb. 7: Joseph im Alter von drei Jahren als Thronfolger in ungarischer Tracht. Werkstatt

Martin van Meytens, 1744

Abb. 8: Porträts Maria Theresias und Franz Stephans auf Hollitscher Fayencen, Mitte 18. Jahrhundert

Abb. 9: Porträt Maria Theresias von Jean-Étienne Liotard, 1762

Abb. 10: Wenzel Anton Graf Kaunitz-Rietberg im spanischen Mantelkleid. Werkstatt Martin van Meytens, 1749/50

Abb. 11: Maria Theresia nimmt Karl

Friedrich Graf Hatzfeld in den Sankt-Stephans-Orden auf, 1764. Werkstatt Martin van Meytens

Abb. 12: Die Schlacht bei Hochkirch 1758. Johann Christian Brand, nach 1769 (Ausschnitt)

Abb. 13: Schützenscheibe mit Allegorie

der Victoria, wahrscheinlich zur Erinnerung an den österreichischen Sieg über die Preußen in der Schlacht von Hochkirch 1758, Freistadt/Oberösterreich. Mühlviertler Schlossmuseum

Abb. 14: Die Kaiserliche Familie.
Werkstatt Martin van Meytens, nach 1754

Abb. 15: Marie Antoinette, Ferdinand und Maximilian tanzen das Schäferballett ‹Il trionfo d'amore› anlässlich der zweiten Hochzeit Josephs II. 1765. Werkstatt Martin van Meytens

Abb. 16: Einzug Isabellas von Parma in

Wien, 1760. Aus dem Zyklus der Zeremonialbilder zur ersten Hochzeit Josephs II. Werkstatt Martin van Meytens

Abb. 17: Franz I. Stephan auf dem Totenbett, 1765. Anonyme Zeichnung, angefertigt für Maria Theresias ‹Totenkabinett›. Dem Bild liegt eine Skizze

zugrunde, die Maria Theresia unmittelbar nach dem Tod hatte anfertigen lassen.

Abb. 18: Ketzersturz. Kanzel-Himmel im Dom zu

Gurk/Kärnten nach einem Entwurf der Wiener Theaterarchitekten Giuseppe und Antonio Bibiena (1740/41). Über der Kanzel der Heilige Geist in einem goldenen Strahlenkranz, darunter die Allegorie der Kirche, flankiert von einem Putto links mit der päpstlichen Tiara und einem Putto rechts mit Kreuzlanze, der die Schlange der Ketzerei ersticht. Im Vordergrund links sitzt die Allegorie des Glaubens mit Kreuz, Kelch und verschleiertem Gesicht. Ein schwarz gekleideter protestantischer Prediger stürzt dramatisch kopfüber in die Tiefe, sein ketzerisches Buch

mit ihm.

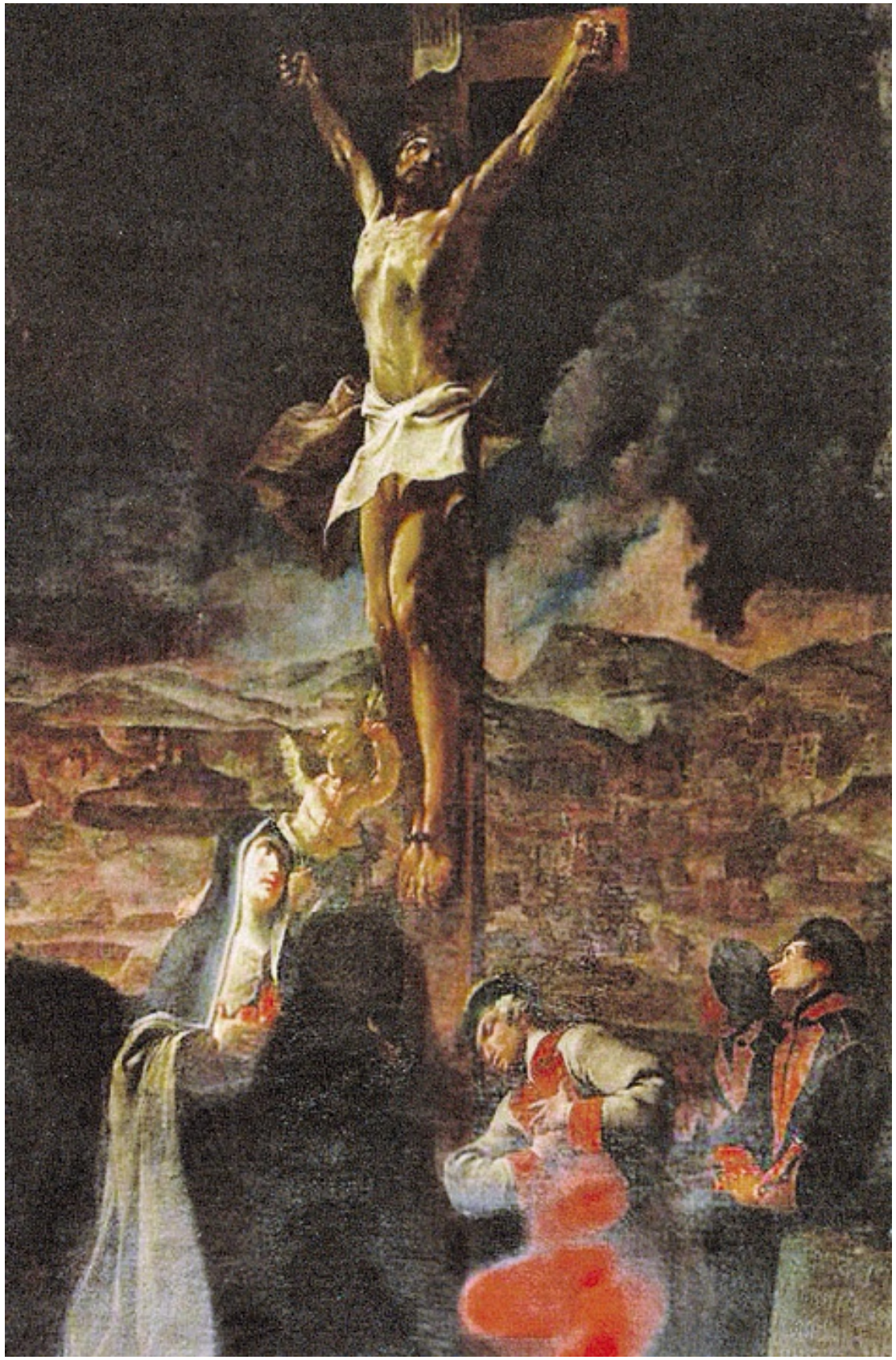


Abb. 19: Altarbild in der Theresienkirche der Nadelburg, unbekannter Künstler. Links die heilige Theresa von Avila, rechts Joseph II. und zwei Manufakturarbeiter

Abb. 20: Schloss Schönbrunn, Ehrenhof. Bernardo Bellotto, gen. Canaletto, 1759/60

EXERCITIA CORPORIS
I
SALTATIO
II
ARS GLADIATORIA
III
EQUITATIO
IV
ARS SALIENDI
V
ARS JACULATORIA
VI
VII
TACTICA
DIVISIO
TERGUM
FIGURA
VIS
UNITA
FORTIOR

Abb. 21: Exercitia corporis. Aus: Philipp von Rottenberg/Carl von Roettiers, *Institutio archiducalis*. Lehrtafel aus dem Unterrichtswerk für Erzherzog Ferdinand, 1769

Abb. 22: Porträt Maria Theresias im türkischen Kostüm.
Kopie, vermutlich nach Jean-Étienne Liotard, Martin van Meytens zugeschrieben, undatiert

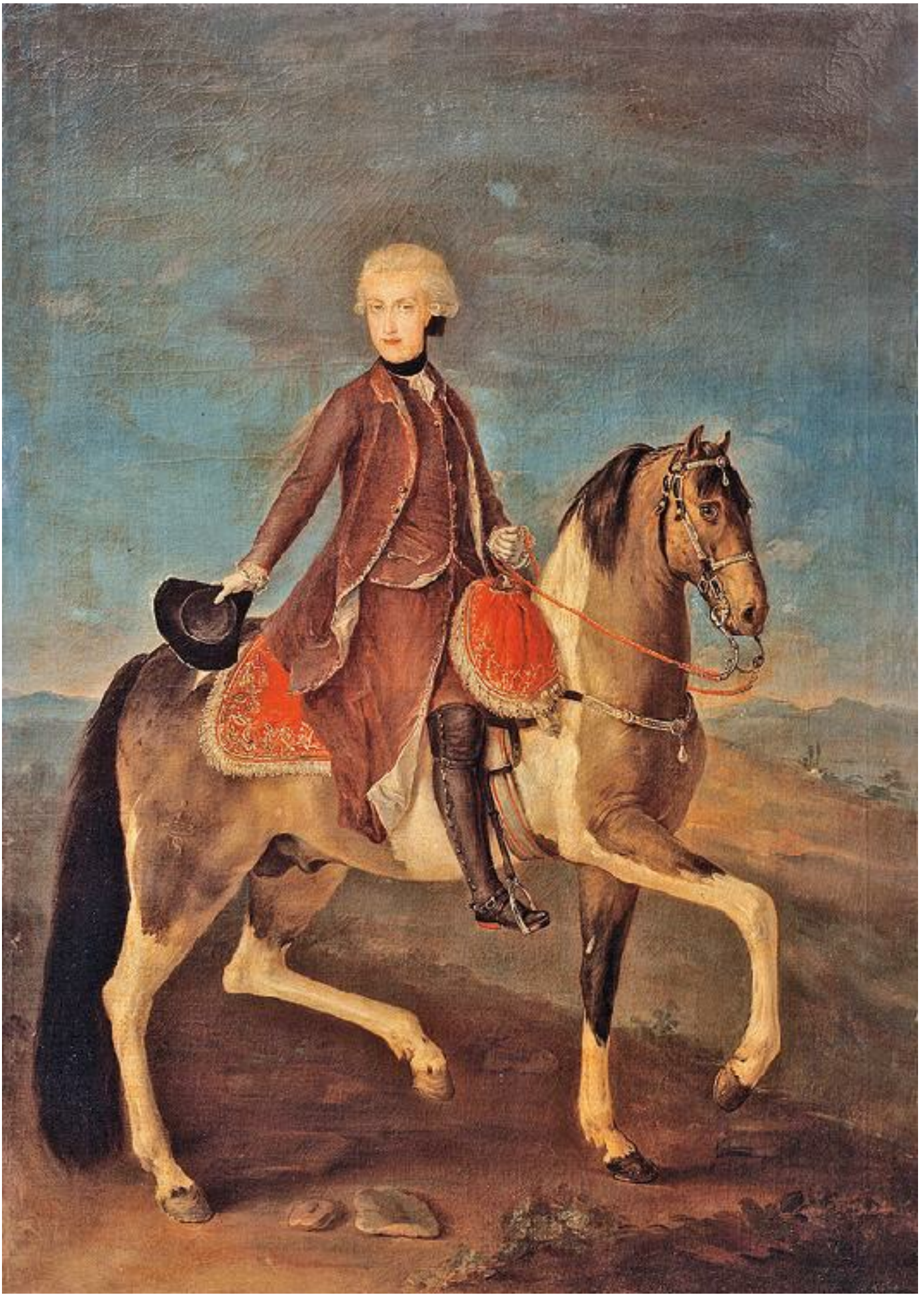


Abb. 23: Maria Theresia im Reiterkostüm (Zuschreibung des Museums). Unbekannter Künstler, 18. Jahrhundert

Abb. 24: Maria Theresia als Witwe im

Kreis ihrer erwachsenen Kinder. Von links: Marie Christine, Albert von Sachsen-Teschen, Maximilian, Marianne, Elisabeth, Joseph. Tempera von Heinrich Friedrich Füger, 1776

Abb. 25: Straßenszene in Wien. Freyung von Südosten. Bernardo Bellotto, gen. Canaletto, 1759/60

Abb. 26: Joseph II. und Leopold in Rom, 1769.

Doppelporträt von Pompeo Batoni

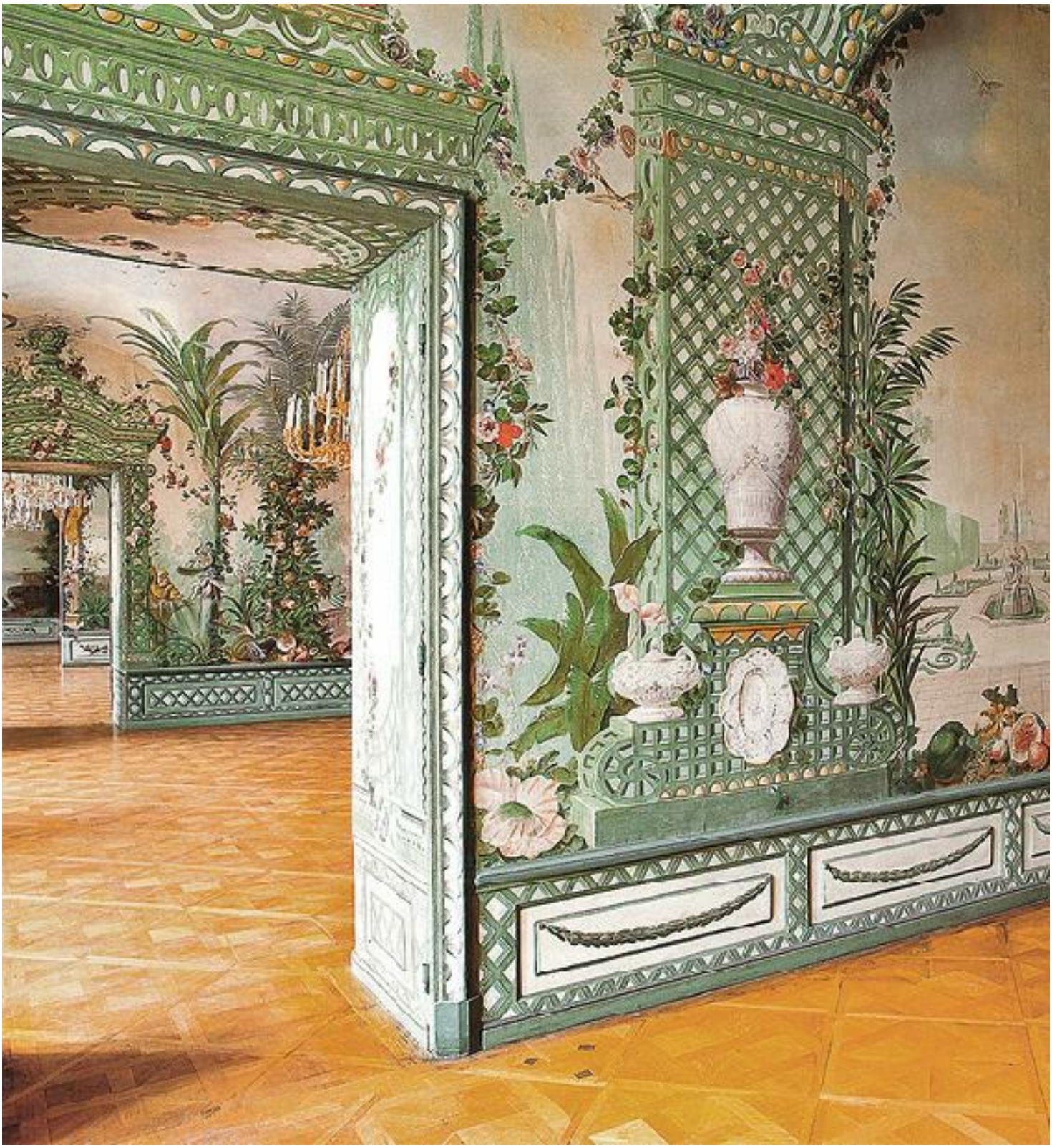


Abb. 27: Schönbrunn, Gartenseite, Bergl-Zimmer

Abb. 28: Selbstporträt der Erzherzogin Marie Christine am Spinnrad, Mitte 18. Jahrhundert

Abb. 29: Marie Antoinette. Elisabeth-Louise Vigée-Lebrun, 1779

Abb. 30: Maria Theresia und ihre Kinder in Laxenburg.
Unbekannter Künstler, 18. Jahrhundert

I
PROLOG

~

Abb. 1: Maria-Theresia-Monument an der Wiener Ringstraße. Skulpturen von Caspar Zumbusch nach dem Programm von Alfred von Arneth, 1888

Monumentale Geschichte

Die Geschichte Maria Theresias, so wie sie üblicherweise erzählt wird, klingt wie ein Märchen: Es war einmal eine wunderschöne Prinzessin und junge Mutter, die erbte ein heruntergekommenes Riesenreich und wurde von unzähligen Feinden überfallen. Sie überzeugte eine Horde wilder, aber edler Krieger, für sie zu kämpfen, und verteidigte mit deren Hilfe ihren angestammten Thron, «ungebeugten Muthes ankämpfend gegen die zahlreiche Schaar sie umringender beutegieriger Feinde,

und aus diesem Streite zwar nicht ohne Verlust, jedoch […] immerhin glücklich hervorgehend». [1] Dreimal trat sie gegen den ruchlosesten aller Gegner an und verlor ihre reichste Provinz. Aber das Schicksal wendete diese Niederlagen für sie zum Guten, denn nur dank dieser schweren Prüfung gelang es ihr, die missgünstigen alten Ratgeber ihres Vaters zu entmachten und so ihr marodes Reich mit Hilfe kluger Männer in einen modernen Staat zu verwandeln. «Der Staat, welcher früher fast als unrettbar verloren

galt, ging zuletzt als Sieger hervor aus dem Kampfe, der ihn mit Verderben bedroht hatte.»[2] Diese märchenhafte Geschichte drang vor bis in die letzten Winkel historischen Bildungsguts – in die populären Bildersammelalben der Werbeindustrie des 20. Jahrhunderts: «Die 23jährige zeigte sich vom ersten Tage ihrer Regierung an als die geborene Herrscherin. Aus dem Trümmerhaufen von Ländern, den sie übernahm, erwuchs unter ihren Händen ein wirklicher Staat.»[3]

Der Suggestionskraft dieser

Heldenerzählung kann man sich schwer entziehen. Sie machte Maria Theresia im Laufe des 19. Jahrhunderts zu *der* Symbolgestalt österreichischer Staatlichkeit schlechthin.[4] Es fällt schwer sich vorzustellen, dass das nicht immer so war. Kurz nach 1800 schrieb ein Zeitgenosse: «Ich habe mich oft gewundert, wie es zuging, daß Maria Theresia, eine wirklich große Frau, so leicht vergessen werden konnte.»[5] In der Revolutionsepoche von 1789 bis 1848 hatte man mit ihr nicht mehr viel anzufangen gewusst. Ihr

Sohn Joseph II. hatte sie als der Held der Stunde in der Publikumsgunst abgelöst – der nüchterne Rationalist, Verächter höfischer Pracht und vermeintliche Revolutionär, der selbst allerdings von der Revolution nicht mehr viel miterlebt hatte. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wendete sich erneut das Blatt, und zwar vollständig. Maria Theresia wurde zur nationalstaatlichen Ikone, zur «ideale[n] Verkörperung der Größe und Schönheit Österreichs».[6] Je mehr die Habsburgermonarchie an territorialer Ausdehnung verlor,

desto großartiger und glanzvoller wurde das Bild Maria Theresias ausgemalt.

Dieses Bild ist – und zwar bis heute – geprägt von zwei ehrfurchtgebietenden Monumenten. Das eine ist das gigantische Denkmal am Wiener Burgring mit den Skulpturen von Caspar von Zumbusch, das 1888 von Kaiser Franz Joseph enthüllt wurde und alles bisher Dagewesene an Aufwand und Ausmaßen in den Schatten stellte.[7] Geschichtspolitisch flankiert wurde es von einem Gedenkbuch, das «für

den Lesetisch jeder Familie der österreichisch-ungarischen Monarchie und deren Freunde und Verbündete», für Militär und Schule gedacht war.[8] Der Plan zu dem Monument war seit der Niederlage bei Königgrätz 1866 gereift. Ein klassisches Reiterstandbild, wie man es Joseph II. 1807 oder dem Prinzen Eugen 1865 gewidmet hatte, schien für Maria Theresia als Frau nicht schicklich; für sie musste man eine andere Bildformel finden, die von nicht geringerer imperialer Anmutung war. Die Lösung, die sich am Ende durchsetzte, erinnert

an weibliche Allegorien der guten Regierung: Maria Theresia thront weit überlebensgroß majestätisch über ihren großen Männern, die in Gestalt von Reiterstandbildern, Statuen und Halbreliefs den massiven Sockel umgeben. In der linken Hand hält sie die Pragmatische Sanktion als eine Art Verfassungsurkunde der österreichischen Monarchie; mit der Rechten weist sie hinunter auf die Betrachter, das Volk. So, wie sie dort thront, flankiert von Tugendallegorien, erscheint sie weniger wie eine individuelle

historische Person als vielmehr wie die majestätische Patronin und Mutter des Staates schlechthin, eine zweite *Magna Mater Austriae*, der historischen Realität weit entrückt. Für ihren Gatten Franz I. Stephan, den Kaiser des Römisch-deutschen Reiches, war in dem riesenhaften Ensemble kein Platz; an dieses längst untergegangene Reich wollte man nicht erinnert werden. Stattdessen ist Maria Theresia umgeben von lauter anderen «großen Männern, die Geschichte machten»: Feldherren, Ministern, Gelehrten und

Künstlern.[9]

Das andere, mindestens ebenso wirkmächtige Monument Maria Theresias ist die zehnbändige Biographie des Staatsarchivdirektors und Akademiepräsidenten Alfred Ritter von Arneth, der auch das Programm des Ringstraßendenkmals entworfen hat. Ohne Arneths Riesenwerk, erschienen zwischen 1863 und 1879 und flankiert von einer großen Zahl grundlegender Quelleneditionen, ist die Renaissance Maria Theresias im

letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nicht denkbar. Bis heute ist sein Werk an Genauigkeit und Materialreichtum unübertroffen. Der Ritter von Arneth (1819–1897) ist der Inbegriff eines staatstragenden Gelehrten, wie sie die national-heroischen Geschichtsbilder des 19. und frühen 20. Jahrhunderts prägten. Er hatte 1848/49 als Vertreter des gesamtdeutschen Konstitutionalismus in der Frankfurter Paulskirche gesessen. Später wurde er Mitglied des niederösterreichischen Landtags,

verlegte aber seine Aktivitäten in der zweiten Jahrhunderthälfte ganz weg vom Parlament und hin zu Archiv und Akademie, auf Geschichtsforschung und Geschichtspolitik, was ihm ein nahezu unangefochtenes Deutungsmonopol über die theresianische Zeit eingetragen hat.[10] Eine ähnlich tiefgreifende politische Wirkmacht hätte Arneth in keinem Parlament dieser Zeit erzielen können. Seine Biographie Maria Theresias ist zwar durchaus nicht frei von leisen kritischen Untertönen gegenüber der

Protagonistin, aber insgesamt von dem gleichen Gestus der Heldenverehrung geprägt wie das Denkmal an der Ringstraße. «Das innerste Wesen der hohen Frau, ihre Anschauungsweise, ihre Meinungen und Ansichten recht zu ergründen, das ist wohl eine der schönsten Aufgaben, welche österreichische Geschichtsschreiber sich stellen können.» Antrieb seiner Quellenforschung war der «lebhafte Wunsch», so schrieb er, die «wahrhaften Schätze zum Ruhme der Kaiserinn selbst und ihres erlauchten Hauses, zur Ehre

unseres Vaterlandes von vertrauenswerther Hand aus den Archiven erhoben und sie in einer des grossen Gegenstandes würdigen Weise zum Gemeingute gemacht zu sehen». [11]

Während die beiden Monumente entstanden, büßte die Habsburgermonarchie Schritt für Schritt ihre einstige Größe ein. 1859 verlor sie die Lombardei und Venetien an den neuen italienischen Nationalstaat; 1866 unterlag sie Preußen und verließ den Deutschen Bund, 1867 musste sie die faktische Unabhängigkeit

Ungarns hinnehmen, und 1871 beendete die Gründung des deutschen Kaiserreiches alle großdeutschen Hoffnungen – von den nationalen Segregationsbewegungen auf dem Balkan und den tiefen wirtschaftlichen Umbrüchen des ausgehenden Jahrhunderts ganz zu schweigen. In diesen Veränderungsstürmen ging es darum, aus der Betrachtung heroisch überstandener Krisen der Vergangenheit Hoffnung und Orientierung für die Zukunft zu schöpfen. Die Majestät eines

Denkmals erhebt ja nicht nur diejenigen, denen es gewidmet ist, sondern vor allem auch diejenigen, die es errichten. Beide Denkmäler Maria Theresias, das aus Papier und das aus Bronze, sind Prachtexemplare monumentalischer Geschichte im Sinne von Friedrich Nietzsches berühmter zweiter Unzeitgemäßer Betrachtung ‹Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben› (1874). Monumentalisch nennt Nietzsche eine Geschichtsschreibung, die die Vergangenheit in den Dienst von

Hoffnungen und Erwartungen der Gegenwart stellt: «Geschichte als Mittel gegen die Resignation». Sie lehrt, «daß das Große, das einmal da war, jedenfalls einmal möglich war und deshalb auch wohl wieder einmal möglich sein wird». Allerdings muss eine solche Geschichtsschreibung die Unterschiede zwischen Vergangenheit und Gegenwart einebnen; «die Individualität des Vergangenen [muss] in eine allgemeine Form hineingezwängt und an allen scharfen Ecken und Linien zugunsten der

Übereinstimmung zerbrochen werden.»[12]

Die monumentalische Geschichte des 19. Jahrhunderts steht zwischen uns und der historischen Gestalt Maria Theresias und versperrt uns die nüchterne Sicht auf sie. Denn zwischen ihrer Lebenszeit, dem Ancien Régime des 18. Jahrhunderts, und unserer Gegenwart haben sich so viele und so revolutionäre Veränderungen ereignet, dass es schwerfällt, hinter diese Veränderungen zurückzublicken. Es ist

verführerisch, die eigenen politischen Identitätswünsche auf die majestätische Figur Maria Theresias zurückzuspiegeln und dort die eigene Gegenwart im Kern angelegt zu sehen. Was dabei leicht in Vergessenheit gerät, ist: Die politischen Gebilde, deren Oberhaupt Maria Theresia war, gibt es schon seit langem nicht mehr: weder das Heilige Römische Reich deutscher Nation mitsamt seiner alten Kaiserwürde noch das Länderkonglomerat des *Allerhöchsten Erzhauses*, dieser sonderbaren Monarchie ohne

Namen, die allein durch die habsburgische Dynastie zusammengehalten wurde. Und auch die Nachfolgestaaten – das Kaisertum Österreich von 1804, die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn von 1867 ebenso wie das preußisch-deutsche Kaiserreich – sind dem Ersten Weltkrieg zum Opfer gefallen. Bei all diesen Umbrüchen handelte es sich nicht nur um ein Verschieben und Neu-Zuschneiden der Ländergrenzen, vielmehr veränderten die politischen Gebilde im Laufe des 19. und erst recht des

20. Jahrhunderts ihren Charakter von Grund auf. Diese mehrfachen tiefen Umbrüche wurden aber von vornherein begleitet und abgefedert durch Erzählungen und Symbole der Kontinuität, die es erleichterten, die trennenden Gräben zu übersehen. Denn ist nicht Wien noch immer die Hauptstadt Österreichs? Residiert das Staatsoberhaupt nicht noch immer in der Hofburg? Liegt es daher nicht nahe zu glauben, Maria Theresia und ihre Minister seien die Schöpfer des modernen Österreich gewesen?[13] Doch das

ist eine optische Täuschung. So viele Nachfolgestaaten aus der alten Habsburgermonarchie im Laufe der Zeit hervorgingen, so viele unterschiedliche Erzählungen von Kontinuität – bzw. Diskontinuität – entstanden auch. Man kann außer einer österreichischen auch eine deutsche, eine ungarische, tschechische, slowakische, slowenische, serbische, rumänische, belgische oder italienische Geschichte Maria Theresias erzählen, und diese wiederum in monarchistischen,

sozialistischen oder parlamentarisch-demokratischen Varianten, und in jeder dieser Erzählungen würde Maria Theresia eine je andere Rolle spielen.[14] Es ist nicht leicht, sich von solchen Kontinuitätskonstruktionen zu distanzieren, wie es die Absicht dieses Buches ist. Und selbst wenn man das tut, muss man sich bewusst bleiben, dass auch eine post-moderne, post-nationalistische Perspektive auf Maria Theresia, 300 Jahre nach ihrer Geburt, selbstverständlich eine unter vielen möglichen Perspektiven ist und

keinen Anspruch auf objektive Gültigkeit erheben kann. Der Unterschied besteht nur darin, dass hier bewusst eine Perspektive der Fremdheit eingenommen wird. Anders als in Nietzsches monumentalischer Historie sollen die Gräben, die die Gegenwart vom 18. Jahrhundert trennen, gerade nicht eingeebnet und die scharfen Kanten der Figur gerade nicht abgeschliffen werden. Kurzum: Es soll keine falsche Vertrautheit mit Maria Theresia aufkommen: Man muss sich die Heldin vom Leibe halten.[15]

Männerphantasien

Was die hergebrachte Geschichte von Maria Theresia so märchenhaft erscheinen lässt, ist vor allem der Umstand, dass das gänzlich Unerwartete eintrat, und unerwartet erschien die wundersame Rettung der Monarchie nicht zuletzt deshalb, weil sie einer Frau zu verdanken war. So sahen es schon die zeitgenössischen Lobredner: *Was konnten wir so vielen, so dringenden Gefahren entgegen setzen? Eine Frau,* von der wir *so viele Gegenwart des Geistes, so viele*

Unerschrockenheit, Muth, Standhaftigkeit […] nicht erwarteten, weil eine so schwere Bürde auch männlichen Schultern unerträglich schien.[16] Das vor allem machte die Faszinationskraft Maria Theresias aus: die erstaunliche Verbindung von männlichem Heldentum und weiblicher Tugend, ihre ‹mütterliche Majestät›.[17] Sie war bekanntlich nicht nur eine Herrscherin, sondern auch eine treue Gattin und sechzehnfache Mutter. Sensationelle Fruchtbarkeit, verbunden mit tatkräftiger Herrschaft, also

gleichsam weibliche und männliche Vollkommenheit in einer Person, das ließ Maria Theresia als Ausnahmefigur erscheinen. Selbst unter den berühmten weiblichen Herrscherinnen der Weltgeschichte – Kleopatra, Elisabeth I. oder Katharina II. – erschien sie exzeptionell. Während bei den anderen die Herrschaft zu Lasten der Rolle als Gattin und Mutter ging – sie waren entweder unverheiratet oder unfruchtbar oder sexuell ausschweifend oder alles zusammen –, vereinte allein Maria Theresia weise Regentschaft,

treue Gattenliebe, untadelige Sitten und blühende Fruchtbarkeit in einer Person. Sie erschien, mit anderen Worten, als Ausnahme selbst unter den Ausnahmen.[18]

Für das nach wie vor dynastisch geprägte 18. Jahrhundert war weibliche Regentschaft als solche allerdings noch keineswegs besonders ungewöhnlich. *Weiberherrschaft* galt zwar auch damals als etwas wenig Wünschenswertes, aber nicht als Widerspruch in sich; die Sphären des Öffentlichen und des Privaten, der Politik und der Familie waren

noch nicht kategorial getrennt. So fanden zwar auch die Zeitgenossen Maria Theresias Herrschaft bereits bemerkenswert, weil sie als Angehörige des schwachen Geschlechts eine derartige Tatkraft an den Tag legte. Doch vollkommen abwegig erschien den Zeitgenossen ihre Regentschaft nicht: Sie sei *eine Frau, und eine Mutter ihres Landes, wie ein Fürst ein Herr, und Vater seines Landes seyn kann*, hieß es, und ihre Regierung beweise, dass *die größte Kunst aller Künste, die Kunst Länder zu beherrschen, nicht über die Seele*

eines Frauenzimmers sey.[19]
Außergewöhnlich war im 18. Jahrhundert weniger, dass eine Frau Herrschaft ausübte, außergewöhnlich war vielmehr, dass ein Monarch, ob Mann oder Frau, das Geschäft des Regierens als persönliche Aufgabe derart ernst nahm. Es gab viele Arten von Fürsten: Kunstmäzene, Frauenliebhaber, Kriegshelden, Jäger, Hausväter, Gelehrte, Philosophen; jeder Fürst konnte in der Gestaltung seines persönlichen Lebensalltags die jeweilige Vorliebe ausgiebig kultivieren. Nur die

wenigsten machten das persönliche Regieren so zu ihrer Sache, wie Maria Theresia es tat. Sie entsprach in vieler Hinsicht den Kriterien eines pflichtbewussten Herrschers in bemerkenswert hohem Maße, mehr als die meisten anderen Fürsten ihrer Epoche.

Das pflegten schon die Zeitgenossen als Maria Theresias *Männlichkeit der Seele* zu preisen, ihre *virilità d'anima*.[20] Man nannte sie einen *Grand-Homme*,[21] *im reizenden Körper einer Königinn ganz ein König, nach der herrlichsten, allumfassendsten*

Bedeutung dieses Wortes.[22] Spätere Historiker nahmen das auf und bezeichneten sie als einen «Mann voll Einsicht und Tatkraft».[23] Dass in einem weiblichen Körper eine männliche Seele wohnen könne, war ein alter Topos, der allerdings weniger dazu diente, die Frauen zu erhöhen, als die Männer zu beschämen. Männliche Tapferkeit oder Entschlossenheit, männlichen Mut oder Geist an einer Frau zu loben dient vor allem als indirekte Kritik an den Männern – übrigens bis zur Gegenwart, etwa wenn man

Margaret Thatcher oder Angela Merkel als «einzigen Mann im Kabinett» bezeichnet.[24] In diesem Sinne hatte Friedrich II. über die Kaiserin geschrieben: *Einmal haben die Habsburger einen Mann, und dann ist es eine Frau.* [25] Umgekehrt spottete eine habsburgfreundliche Flugschrift im Erbfolgekrieg, Friedrich habe an einer Frau *seinen Mann gefunden.* [26] Wenn eine Frau der bessere Mann ist, dann stellt das den Männern ein vernichtendes Zeugnis aus. Der springende Punkt ist: Indem man eine heroische

Ausnahmefrau wie Maria Theresia als «echten Mann» bezeichnet, tastet man die Geschlechterhierarchie nicht an, sondern bestärkt sie noch. Denn vorausgesetzt wird ja dabei, dass Männlichkeit ein Kompliment und das männliche Geschlecht das überlegene sei.

Im Laufe der Zeit wurde die Verbindung von Weiblichkeit und Herrschaft als solche zunehmend zu einer Provokation, zu einem Paradox, was sie im 17. und 18. Jahrhundert noch nicht gewesen war. Im Zeitalter des

Rationalismus hatte man zwischen physischer Existenz und politischer Rolle durchaus unterscheiden können, im Sinne des Satzes «Die Vernunft hat kein Geschlecht».[27] Wenn man schrieb, *Regentinnen […] hören auf, Frauen zu seyn, sobald sie den Thron besteigen,*[28] so hieß das nicht, dass sie sich als Herrscher in Männer verwandelten, sondern dass ihr körperliches Geschlecht für die Regentschaft keine Rolle spielte. Auf diese Weise zwischen physischer und politischer Existenz zu unterscheiden kam im

19. Jahrhundert nicht mehr in Frage: Die Frauen erschienen vielmehr durch und durch von ihrer Körperlichkeit beherrscht. Für die Revolutionäre um 1800 war weibliche Herrschaft ein Verfallssymptom des dekadenten Ancien Régime, das Herrschaft an Geburt und nicht an Wahl und Leistung knüpfte. Die neue bürgerliche Geschlechterordnung schloss die Frauen in viel rigoroserer Weise von der Sphäre des Politischen und der Öffentlichkeit aus, als es in der Adelsgesellschaft des Ancien

Régime je der Fall gewesen war. Die Historiker, deren Fach nun zur nationalen Legitimationswissenschaft aufstieg, betrachteten Frauen daher grundsätzlich nicht als ihr Thema. Für sie war der vornehmste Gegenstand der Geschichte die Politik – das Reich der Freiheit, des Fortschritts und zugleich das exklusive Reich des Mannes. Die Frau hingegen gehörte für sie dem Reich der Natur an: dem Reich der Notwendigkeit, des Kreatürlichen, des ewig gleichen Kreislaufs der Reproduktion. Der Mediävist

Heinrich Finke brachte es 1913 mit unübertroffener Deutlichkeit auf den Punkt: «Weltgeschichte ist Menschheitsgeschichte, das heißt Geschichte des Mannes und seiner Entwicklung. Nur als Akzidens tritt die Frau und die Geschichte ihrer Entwicklung hinzu. Aufgezeichnet sind deshalb auch nur, oder vorzugsweise, die Taten des Mannes.»[29]

In dieses Weltbild ließ sich eine weibliche Herrscherin wie Maria Theresia am besten dadurch integrieren, dass man sie als die große Ausnahme behandelte, die

die Regel bestätigt. Denn erst die Verletzung einer Regel sorgt ja dafür, dass die Regel als solche Kontur erhält; die Überschreitung einer Grenze macht die Grenze erst richtig sichtbar – vorausgesetzt, dass die Ausnahme eben eine Ausnahme bleibt. Normative Ordnungen leben von solchen Ausnahmen. Auch für weibliche Herrscherinnen wie Maria Theresia gilt, was über die Ausnahmefrauen in der Kunst gesagt worden ist, nämlich dass sie «nur unter der Bedingung institutionell anerkannt wurden, dass sie als Ausnahme

beschreibbar waren oder die Ausnahme blieben».[30] Als Ausnahmefrau gefährdete Maria Theresia die hergebrachten Geschlechterrollen nicht, ganz im Gegenteil, sie erlaubte es den Historikern, in der Bewunderung ihrer Weiblichkeit, Schönheit, Fruchtbarkeit, Natürlichkeit, Anmut, Wärme und Hingabe geradezu zu schwelgen. «Der Zusammenklang von Frau und Regentin ist es, der Maria Theresia […] einen unvergleichlichen Reiz verleiht: daß sie ihr Lebenswerk

vollbrachte, ohne das Geringste von ihrem weiblichen Wesen einzubüßen.»[31] «Alles an ihr ist naturtriebhaft, einem klugen, gar nicht reflektierenden und abstrahierenden Kopf und einem reichen Gemüt entsprungen und voll des Reizes für den Betrachter auch im Unlogischen und Unsystematischen.»[32] Maria Theresia, so befanden die Herren, regierte nicht nach abstraktem Räsonnement; Begriff und Reflexion waren ihr fremd; sie handelte naiv und intuitiv, besaß «mehr Bildung des Herzens als des

Verstandes».[33] Ihr weibliches Wesen manifestierte sich in ihrem «praktischen, ganz auf das Konkrete ausgerichteten», «natürlichen Hausverstand», ihrem «Herzenstakt» und «weiblichen Charme», ihrer «gewinnende[n] Güte und ein[em] gewisse[n] Anlehnungsbedürfnis».[34] Immer war sie «die liebende, sorgende Mutter»; wie es sich für «ein Vorbild tiefster und echtester Weiblichkeit» gehört, ließ sie «ihren Verstand stets dem Herzen folgen», und was der weiblichen Geschlechterstereotype mehr sind.

Die Zitate ließen sich endlos fortsetzen.[35] In einem panegyrischen Essay anlässlich ihres 200. Geburtstages 1917, der in dem offiziösen Gedächtnisband von 1980 wieder abgedruckt wurde, erhob Hugo von Hofmannsthal die Ausnahmegestalt Maria Theresia vollends in die Sphäre des Übernatürlichen, Einzigartigen und Unvergleichlichen und schwärmte von ihrer magischen Wirkung, ihrem Mysterium. Ihre Einzigartigkeit sah er darin, dass Mütterlichkeit und Herrschaft, die

sich eigentlich ausschlössen, hier in eins fielen. Hofmannsthal nahm den Titel *Magna Mater Austria* wörtlich und schrieb Maria Theresia eine Art politischer Gebärfähigkeit zu: «Das dämonisch Mütterliche in ihr war das Entscheidende. Sie übertrug auf ein Stück Welt, das ihr anvertraut war, ohne Reflexion ihre Fähigkeit, einen Körper zu beseelen, ein Wesen in die Welt zu setzen, durch dessen Adern die Empfindung des Lebens und der Einheit fließt».[36] Staatsbildung erschien als natürlicher Geburtsvorgang, der

habsburgische Territorienkomplex als beseeltes Wesen, dem die mütterliche Herrscherin ebenso das Leben schenkt wie ihren sechzehn Kindern. Maria Theresias außergewöhnliche Verbindung von Weiblichkeit und Herrschaft machte sie aber auch für diejenigen attraktiv, die dazu neigten, die Geschlechterhierarchie in sexueller Hinsicht auf den Kopf zu stellen und der Frau den dominanten Part zuzuweisen. Es ist daher kaum überraschend, dass auch Leopold von Sacher-Masoch die Kaiserin zu seinem Idol erkor. Höchst angeregt

von dem Porträt «Maria Theresia als Sultanin» (Farbtafel 22), imaginierte er sie sich als Heldin einer «erotischen Legende», als die «Schönste ihres Geschlechts», in der schon früh «die Herrschsucht mit wahrhaft dämonischer Energie» erwacht sei und die nicht nur den «von seinem Glück berauschte[n] Bräutigam», sondern auch den Staatskanzler Kaunitz dazu veranlasste, ihr «zu gehorchen wie ihre Sklaven».[37]

Maria Theresias pointierte Weiblichkeit verlangte nach einem männlichen Pendant. Was lag da

näher, als den lebenslangen Konflikt zwischen ihr und dem ungefähr gleichaltrigen König von Preußen in Begriffen des Geschlechterverhältnisses zu beschreiben und auf diese Weise zum überzeitlich-allgemeinen, naturgegebenen Gegensatz zwischen Mann und Frau zu überhöhen. Dazu neigte vor allem die preußisch-kleindeutsche Geschichtsschreibung eines Ranke, Droysen oder Treitschke.[38] Das Begriffspaar männlich/weiblich diente als griffiger Code zur Ordnung der Welt und des

Geschichtsverlaufs: männliches Preußen gegen weibliches Österreich, kühner Angriff gegen schwerfällige Verteidigung, Kräfte des Fortschritts gegen Kräfte der Beharrung, Protestantismus gegen Katholizismus, Norden gegen Süden, Zukunft gegen Vergangenheit, entschlossenes Handeln gegen unentschlossenes Schwanken, Homogenität gegen Heterogenität und so fort. Friedrich II. und Maria Theresia verhielten sich nach diesem Muster zueinander wie Verstand und Gefühl, Geist und Herz, Sterilität

und Fruchtbarkeit, rationalistische Kälte und mütterliche Wärme, tragische Zerrissenheit und in sich ruhende Ganzheit. Die österreichische Kultur war so weiblich wie die preußische männlich. Kurzum: Alles fügte sich harmonisch zum ewigen Antagonismus von Mann und Frau.

Das Schema männlich/weiblich ließ sich flexibel an wechselnde politische Konjunkturen anpassen. Die beiden Geschlechter konnten je nach politischem Bedarf entweder als unvereinbare Gegensätze erscheinen – das war die

preußisch-kleindeutsche Lesart. Oder sie konnten als zwei einander korrespondierende Pole dargestellt werden, die erst gemeinsam das Ganze des wahren Deutschtums ausmachen – das war die großdeutsche Lesart. In ihrer «monumentalen Größe» je andersartig, aber einander ebenbürtig, verwandelten sich Maria Theresia und Friedrich II. geradezu in das Traumpaar der großdeutschen Geschichte, dessen Romanze leider von einem widrigen Schicksal vereitelt worden war. Heinrich Kretschmayr leistete

sich schon 1925 in der Reihe ‹Die deutschen Führer› das Gedankenspiel, was aus Deutschland Großartiges hätte werden können, wenn ihre Eltern sie miteinander verheiratet hätten, und nannte es tragisch, dass «Preußen nur gegen Deutschlands Einheit zum Staate werden konnte» und Deutschland, «indem Österreich und Preußen einander zu Höchstleistungen emportrieben und so in Ehren bestanden, diesen ihren Wettkampf mit der kaum heilbaren Zerreißung seiner Einheit hat bezahlen müssen».[39]

Maria Theresia erschien nicht nur als die größte, sondern auch als «die deutscheste Frau der Zeit, vielleicht *aller* Zeit: offen, wahr, gemütvoll, tugendsam, eine vorbildliche Gattin und Mutter», so schwärmte der böhmisch-österreichische Schriftsteller Richard von Kralik 1916.[40] Und der deutsche Historiker Willy Andreas beschwor 1930 anlässlich der Gedächtnisausstellung in Schloss Schönbrunn die höhere Einheit des deutschen Volkes im Gegenüber von Maria Theresia und Friedrich II., Süden und Norden,

Katholizismus und Protestantismus. Wie sich der Gegensatz zwischen Mann und Frau in der Ehe in höherer Harmonie auflöst, so machten sie beide gemeinsam die Vollkommenheit der Epoche aus: «Ihr historisches Dasein aber, als Ganzes genommen, macht einen Teil der allgemeinsten, vorwaltenden Epocheninhalte aus. Nicht zu Unrecht empfängt das Zeitalter von Friedrich dem Zweiten und Maria Theresia seinen Namen.»[41]

Nach dem Anschluss Österreichs 1938 hatte diese Geschichtsdeutung

naheliegenderweise Hochkonjunktur. Als Heinrich Ritter von Srbik vier Jahre später das heiß ersehnte «großdeutsche Volksreich, geboren aus dem Willen der Nation und geschaffen durch die Tat eines genialen Deutschen» bejubelte, fand er, nun sei die Zeit endlich reif, Maria Theresia und Friedrich den Großen «in der stolzen Symphonie unseres Volksganzen zu vereinen». Ihre «entgegengesetzten Lebensprinzipien» und die widerstreitenden Bedürfnisse ihrer Staaten hätten zwar zu ihren

Lebzeiten verhindert, dass sie «die innere Brücke zueinander» fanden. Das könne aber die Nachgeborenen nicht daran hindern, in den beiden «das stolze Besitztum des Gesamtvolks zu erblicken».[42] Für Srbik war Maria Theresia nun die ideale «Verkörperung des deutschen Frauentums»: «Deutsch war ihr Denken und Fühlen, deutsch ihr Humor, […] deutsch die Treue und Liebe zu ihrem leichtlebigen Gatten und zur Schar ihrer Kinder». Nach preußischem Vorbild hatte sie «einen wahren Staat geschaffen mit fester

Obrigkeitsordnung und gediegener Verwaltung», der «dem Wesen nach ein deutscher» Staat war. Die von ihr erneuerte deutsche Kultur habe sich «über das Kulturgefälle der Monarchie nach dem ferneren Osten Mitteleuropas ergossen» und «den deutschen Volksboden» um Siebenbürgen und das Banat erweitert. Und, nicht zu vergessen: «Sie war eine instinktive Feindin des Judentums». Kurzum: «Das Schaffen dieser völlig deutsch fühlenden, ihres Deutschtums bewußten Frau», in der auch «der alte deutsche Kaisergedanke […]

noch immer ein stilles Leben» lebte, war nicht genug zu preisen. [43]

Nach dem Zweiten Weltkrieg verzichtete man auf österreichischer Seite lieber auf die Betonung der höheren Einheit der Gegensätze und zog es vor, sich wieder allein mit dem einen der beiden Pole, dem weiblich-theresianischen, zu identifizieren. So beschrieb der Schriftsteller Friedrich Heer in seinem Essay ‹Humanitas austriaca› 1958 die Kaiserin als Verkörperung eines spezifisch österreichischen

Menschentums, das, «bedingt durch ein starkes Mitwirken des weiblichen Elements», gekennzeichnet sei durch Feindschaft gegen das ‹Abstrakte›, durch Leichtigkeit und Mitmenschlichkeit. Der österreichische Mensch an sich sei tolerant, die jahrhundertelange gewaltsame Rekatholisierungspolitik der Habsburger hingegen unösterreichisch. «Maria Theresia kämpft gegen den sehr einseitig willentlich orientierten Mann Friedrich II. und gegen eine

Aufklärung, in der sie ein männisches willentliches, ideologisches, gewalttätiges Element wittert.»[44] Nun, da es galt, sich gegen das nationalsozialistische Deutschland abzusetzen, bewährte sich der alte Antagonismus zwischen Maria Theresia und Friedrich II.: Vertrauen, Liebe und Fürsorge hier, Misstrauen, Gewalttätigkeit und ideologische Verblendung dort. Die sexuelle Codierung des österreichisch-preußischen Gegensatzes trieb noch einmal farbige Blüten. Ein besonders

schönes Beispiel dafür ist die Beschreibung Wiens durch den Publizisten Wilhelm Hausenstein, der die «These vom matriarchalischen Charakter des österreichischen Barockkaisertums» vertrat.[45] Der mütterlichen Fruchtbarkeit und Üppigkeit Maria Theresias entsprechen die Unfruchtbarkeit und Kargheit Friedrichs II. An der Topographie Wiens entfaltet er den Gedanken buchstäblich Schritt für Schritt, indem er sie von außen nach innen abschreitet. Wien ist das Zentrum der Habsburgermonarchie, das

Zentrum der Stadt ist barock, und dieser Wiener Barock ist weiblich: «Metaphorisch würde sich sagen lassen, das Wiener Barock scheine einigermaßen auf jenen Mittelpunkt österreichischer Kultur hinzustreben, der Maria Theresia heißt. […] Gewiß, das Wiener Barock ist älter als Maria Theresia […], aber dennoch mutet die Geschichte Wiens wie eine Strömung an, die den Sinn, die Bestimmung hat, diesem mütterlichen Delta zuzumünden.» Im Gegensatz zu «männlich-barocken» Städten wie Rom oder

Berlin habe Wien keine «mächtig einstoßende und ganz klar orientierende Via triumphalis», hier regiere «vielmehr ein tief eingewurzeltes Gesetz weicher, achsenloser Agglomeration». Im weiblich-barocken Wien verschwimmen gar die Geschlechterunterschiede, so dass «die Büsten von Männern und Frauen auf den ersten Anblick nicht immer zu unterscheiden sind»: Franz I. ist effeminiert, Maria Theresia hingegen tritt in gebieterisch-männlicher Haltung auf. «In diesem seltsamen

Widerspiel spricht ein Stück der innersten Verfassung Wiens sich aus: das axiale Element (der Mann) scheint von der weiblichen Fülle und Gewalt überblendet, und alles sammelt sich um eine mütterliche Kernfigur in konzentrischen Kreisen». Der topographische Mittelpunkt des tief-weiblichen Wien ist die Hofburg, deren Mittelpunkt ist das weiß-goldene Paradeschlafzimmer, und dessen Mittelpunkt wiederum, auf den die ganze Schilderung zuläuft, ist das kaiserliche Ehebett (das bereits unter Kaiser Franz Joseph als

museales Erinnerungsstück zum Gedenken an Maria Theresia präsentiert wurde). Die Phantasie des Autors überschlägt sich beim Anblick «des schweren und üppigen Prachtbettes der Kaiserin, des Ehebetts einer majestätischen Liebe»; es ist «das Ungewöhnlichste, das Besonderste der Wiener Hofburg», «die Wurzel des Wesens dieses ganzen Schlosses», «die Mitte des Lebens der Hofburg». Das Bett und sein Gegenstück, der eheliche Sarkophag in der Gruft, bilden gemeinsam das «Zentrum der

Dynastie, Vollendung der österreichischen Geschichte»: «Haupt und Herz Wiens – in der Gestalt einer Frau!»

1945 war für die Maria-Theresia-Historiographie wie auch sonst für die deutsche und österreichische Geschichtswissenschaft kein tiefer Bruch. Die Historiker fanden aus der Untertanenperspektive nicht heraus und schrieben über Maria Theresia noch lange im hochgestimmten Ton der panegyrischen Festrede.[46] Noch in den Jubiläumsschriften zur 200.

Wiederkehr des Todesjahres 1980, als der Essay von Hofmannsthal bezeichnenderweise noch einmal nachgedruckt wurde, klingt dieser Ton wieder an. Die unangefochtene Dominanz des nationalstaatlich-konservativen Mythos machte Maria Theresia offenbar für andere Herangehensweisen uninteressant. Noch in einem aktuellen Forschungsüberblick wird sie als «perhaps the least controversial figure in Habsburg history» bezeichnet; ihr Bild tendiere immer noch dazu, «to be overly kitschy».

[47] Die Frauenbewegung der 1970er Jahre, die zuerst die Frauen- und dann die Geschlechtergeschichte erfand, interessierte sich auffallend wenig für Maria Theresia und versuchte gar nicht erst, sie ihrerseits für ihre Zwecke zu vereinnahmen. Es klang fast ironisch, als Barbara Sichtermann in der Zeitschrift ‹Emma› 2010 die Kaiserin als Bild einer emanzipierten Frau und Mutter in Anspruch nahm, die eine selbstbestimmte Partnerschaft lebte und die Balance zwischen Beruf und Familie spielend meisterte.[48]

Den feministischen Historikerinnen der ersten Generation ging es vor allem darum, den unsichtbaren und benachteiligten Frauen in der Geschichte zu einer Stimme zu verhelfen. Die von Generationen männlicher Historiker zur Ausnahmefigur verklärte ‹Reichshausfrau› eignete sich kaum zum Gegenstand einer neuen, emanzipatorischen Frauengeschichte, ganz im Unterschied etwa zu ihrer Tochter Marie Antoinette. Auf die Ikone der national-konservativen Politikgeschichte konnte frau

verzichten. Eine Gestalt wie Maria Theresia passte in die Kategorien der feministischen Geschichtswissenschaft, die sich vor allem für die Befreiung der Frau aus der Opferrolle interessierte, ebenso wenig, wie sie zuvor in die Kategorien der traditionellen «Männer machen Politik»-Geschichte gepasst hatte.

Das Desinteresse an Maria Theresia ist jedenfalls auffällig. Viele aktuelle Forschungen zur Habsburgermonarchie im Allgemeinen und zum Wiener Hof im Besonderen enden

signifikanterweise mit dem Jahr ihres Herrschaftsantritts, 1740.[49] Man interessiert sich zwar inzwischen für Franz I. Stephan, für einzelne ihrer Spitzenbeamten, Aristokraten und Minister,[50] auch für ausgewählte Sachthemen wie die Grenzraumpolitik, die Religionspolitik oder die transkulturellen Verflechtungen mit dem Osmanischen Reich[51] – aber kaum für die Person der Kaiserin-Königin. Nur ihre Inszenierung in der Kunst ist mittlerweile ein großes Thema, dessen sich die Kunsthistoriker

intensiv angenommen haben.[52] Nach dem zweibändigen Werk von Eugen Guglia aus dem Jubiläumsjahr 1917 wurde lange keine deutschsprachige wissenschaftliche Biographie über Maria Theresia mehr veröffentlicht.[53] Das überließ man entweder französischen und britischen Historikern, die von dem nationalstaatlichen Mythos weniger infiziert waren,[54] oder Autorinnen und Autoren populärer Sachbücher, die mit Titeln wie ‹Kinder, Kirche und Korsett› einen Blick durchs Schlüsselloch der

Hofburg versprachen.[55]

Dass die jüngere Generation der Historikerinnen und Historiker um Maria Theresia bisher einen Bogen macht, hat zur Folge, dass ihr Bild in der breiteren Öffentlichkeit nach wie vor in erstaunlichem Maße von der Sicht österreichischer Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt ist. So, wie diese Männer sie sich vorgestellt haben, ist Maria Theresia wahlweise besonders weiblich oder besonders männlich; sie ist wahlweise echt österreichisch oder echt deutsch. Sie ist die Heldin, die die

Übermacht der Feinde besiegt und das Recht gegen die Macht verteidigt. Sie ist die «Kaiserin von Österreich», die ihrem Mann, immerhin Kaiser des Römisch-deutschen Reiches, nur die Rolle eines Privatmanns übrig lässt. Sie ist die bieder-bürgerliche Reichshausfrau, die Schluss macht mit dem aristokratisch dominierten Hof und seinem steifen Zeremoniell. Sie ist die entschlossene Begründerin des modernen bürokratischen Verwaltungsstaats, die aufräumt mit Privilegien und Patronage. Und

schließlich ist sie die Herrscherin der Herzen, die ihre Untertanen wie ihre Kinder liebt und von ihnen geliebt wird, zugänglich für jeden, auch den geringsten ihrer Untertanen.[56] Das sind – überspitzt gesagt – die Stereotypen, mit denen sich eine Biographie Maria Theresias auseinanderzusetzen hat.

Ein außergewöhnlicher Normalfall

Es ist also an der Zeit, die Figur Maria Theresia zu historisieren und

in ihrer Fremdartigkeit zu betrachten. Es wäre allerdings naiv zu glauben, man könnte nun seinerseits einfach die *richtige* Geschichte erzählen. Die monumentale Biographie von Arneth ist ja keineswegs falsch, im Gegenteil, sie ist an Quellenreichtum und Detailgenauigkeit bis heute unübertroffen. Wer nach einer akribischen Beschreibung der diplomatischen Verhandlungen in Krieg und Frieden sucht, ist nach wie vor auf diese Darstellung angewiesen. Doch man kann heute

nicht mehr auf die gleiche Art biographisch erzählen wie zu Arneths Zeiten, es sei denn, man versteht sich als Romanautor.[57] Zwar ist die biographische Gattung nicht mehr verpönt, wie sie es in den 1970er Jahren einmal war. Das historische Erzählen, auch das Erzählen einer Lebensgeschichte, ist längst wieder legitim, gerade weil man sich der Konstruktionsleistung des Erzählers und der Suggestionskraft des Erzählens bewusst ist. Wenn strenge Dekonstruktivisten von der «biographischen Illusion» sprechen,

so ist das kein Einwand gegen die Gattung an sich. Selbstverständlich ist ein Leben als solches noch keine Geschichte, sondern wird erst vom historischen Erzähler dazu gemacht. Doch Historiker können das vieldeutige, kontingente historische Geschehen heute nicht mehr nachträglich in eine eindeutige, zielgerichtete Geschichte verwandeln. Sie können sich nicht mehr als allwissende Erzähler ausgeben und stillschweigend unterstellen, sie könnten überzeitlich gültige psychologische Introspektionen

vornehmen und die Motive der Handelnden durch unmittelbare Einfühlung erkennen. Das führt notwendig zu anachronistischen Fehldeutungen – wie etwa der, einer Herrscherin wie Maria Theresia die Gefühle einer bürgerlichen Familienmutter des 19. Jahrhunderts zu unterstellen. Stattdessen tut man gut daran, zunächst einmal von der strukturellen Andersartigkeit der vergangenen Epoche auszugehen und zu fragen, was für die historischen Figuren, um die es geht, «nennenswert und auf

bedeutungsvolle Weise anders war als für uns».[58] Denn wenn es um das historische Verstehen geht, dann ist Fremdheit kein Hindernis, sondern notwendiger Ausgangspunkt. Historisches Verstehen ist nicht umsonst zu haben, es bedarf hermeneutischer Anstrengung. Zum Beispiel: Was setzte man damals als selbstverständlich voraus, in welchen begrifflichen Kategorien bewegte man sich, welche sozialen Unterscheidungen traf man, welcher unausgesprochenen Logik folgte das Handeln, an welchen

Erwartungen, Regeln und Konventionen orientierte man sich, auf welche Wissensbestände konnte man zurückgreifen, über welche habitualisierten Praktiken verfügte man, welches Repertoire an Gefühlsäußerungen stand einem zu Gebote, welche Grenzen waren dem Handeln gesetzt? All das war womöglich grundlegend anders, als wir es heute für selbstverständlich halten, und diesen Abstand gilt es so genau wie möglich auszumessen.

Dazu ist es keineswegs notwendig, dass die Gestalt, um die es geht, in einem soziologischen

Sinne ‹repräsentativ› ist. Aus der Mikrohistorie stammt der paradoxe Begriff des ‹außergewöhnlichen Normalen›, der das auf den Punkt bringt.[59] Der Ausnahmefall ist meist historisch wesentlich besser dokumentiert als der Regelfall, der sich von selbst versteht. Doch gerade der seltene, ungewöhnliche, abweichende Fall ermöglicht Rückschlüsse auf das Selbstverständliche und Normale, das er als Hintergrund immer voraussetzt. Individuelle Person und allgemeine Struktur stehen ja nicht im Gegensatz zueinander,

sondern in einem Wechselverhältnis. Mit diesem Argument rechtfertigen die Mikro-Historiker seit den 1980er Jahren den allgemeinen Erkenntniswert ihrer ungewöhnlichen Einzelfallgeschichten, die meistens von marginalisierten «kleinen Leuten» handeln. Warum sollte das, was für Figuren wie den völlig unbekannten Müller Menocchio gilt, nicht auch für hochberühmte historische Gestalten wie Maria Theresia gelten? Auch sie war eine ganz und gar ungewöhnliche Ausnahmegestalt, und doch verrät

gerade sie viel über die Regeln und Normen, die sie erst zur Ausnahme machten. Die Herausforderung ist in diesem Fall allerdings genau entgegengesetzt wie die, mit der es die Mikrogeschichte zu tun hat: Die Figur Maria Theresias muss ja nicht überhaupt erst zu historischem Leben erweckt werden, sie muss vielmehr unter den Schichten der verschiedenen historiographischen Projektionen wieder freigelegt werden, die sie mit der Zeit überwuchert haben.

Auch in einer Biographie ergibt sich die Struktur der Darstellung

nicht von selbst, sondern wird vom Autor gestiftet. Ich folge in diesem Buch drei Darstellungsprinzipien. Erstens versuche ich, die Illusion der Allwissenheit ebenso wie die ‹natürliche Komplizenschaft› der Biographin mit ihrer Figur zu vermeiden[60] und stattdessen mehrere Perspektiven und Wahrnehmungsweisen nebeneinanderzustellen. Denn die Unterschiedlichkeit, selbst die Widersprüchlichkeit verschiedener Quellenperspektiven ist kein Nachteil, der vom Erzähler zum Verschwinden gebracht werden

müsste, sondern macht gerade den Reichtum der erzählten Geschichte aus.[61] Zweitens suche ich erzählerische und analytische Elemente zu verbinden und wechsele zwischen Nah- und Fernsicht, mikroskopischen und makroskopischen Einstellungen auf den Gegenstand. Drittens nehme ich einen verfremdenden, gleichsam ‹ethnologischen› Blick ein und hüte mich vor falscher Vertrautheit mit meiner Heldin.[62] Dazu gehört auch der Grundsatz, die fremdartige, sperrige Sprache der Quellen so oft

wie möglich selbst zu Wort kommen zu lassen. Das Ziel ist, die Gestalt Maria Theresias *in ihrer Zeit* zu verstehen – und umgekehrt, die Zeit pars pro toto *durch diese Gestalt* zu erschließen.

Sie eignet sich dazu deshalb so gut, weil sie ein Kreuzungspunkt so vieler unterschiedlicher Blicke, Objekt wie Subjekt so vieler unterschiedlicher Quellenzeugnisse ist. Ihr Hof stellt sich völlig anders dar, wenn man ihn aus der Perspektive des Oberstkämmerers Khevenhüller oder des ‹Hoftirolers› Peter Prosch, im Spiegel eines

Zeremonialprotokolls oder einer Satire betrachtet. Ihre Verwaltungsreformen waren für einen Aristokraten wie Friedrich August von Harrach etwas völlig anderes als für einen Spitzenbeamten wie Johann Christoph Bartenstein, und sie stellen sich in Ministervorträgen anders dar als in einem Tagebuch und wiederum anders im Rechenschaftsbericht der Kaiserin selbst. Eine Feldschlacht im Erbfolgekrieg ist etwas anderes in den Berichten des Oberkommandierenden als im

Tagebuch eines Soldaten, die Ausweisung der Juden aus Prag oder der Protestanten aus der Steiermark erschließt sich aus den Beratungsprotokollen anders als aus den Briefen und Aussagen der Betroffenen. Unter ‹Aufklärung› verstand man je nach Perspektive etwas völlig anderes: den Salondiskurs gottloser Modephilosophen oder die Ausrottung von Vorurteil und Aberglauben durch die christliche Monarchin. Die Beziehungen innerhalb der Herrscherfamilie schließlich stellen sich je nach den

Korrespondenzpartnern einmal als zärtlich-intimes Freundschaftsgeflecht und einmal als hasserfülltes Intrigenspiel dar. In allen diesen Fällen geht es weniger darum, die gemeinsamen Schnittmengen zu ermitteln, als vielmehr darum, die divergierenden Realitätswahrnehmungen als solche aus ihrer jeweiligen Blickrichtung verständlich zu machen und nebeneinander stehen zu lassen.

Was für die heroische Biographie Alfred von Arneths das

Maria-Theresien-Denkmal an der Wiener Ringstraße war, das ist für eine ‹post-heroische› Biographie heute das Bildnis von der Hand des Genfer Porträtmalers Jean-Étienne Liotard auf dem Umschlag dieses Buches.[63] Liotard hielt sich 1743 und 1762/63 am Wiener Hof auf, wo die adelige Gesellschaft sich bevorzugt von ihm malen ließ. Von ihm stammt eines der meisterhaftesten Porträts Maria Theresias (Farbtafel 9) und eine berühmte Serie von Bildnissen der kaiserlichen Kinder (Abb. 38a–b). Er war nicht nur für seine Porträts

à l'Orient berühmt (Abb. 47), sondern auch für seine Kunst des perfekten *trompe-l'œil*.[64] Um eine solche illusionistische Augentäuschung handelt es sich auch bei diesem weitgehend unbekannten, intimen Porträt Maria Theresias. Liotards Kunst lässt es so scheinen, als schöbe sich eine hölzerne Tafel über das Bildnis. Tatsächlich ist aber die Tafel der Untergrund, auf den das halbe Porträt gemalt ist; Hintergrund und Vordergrund sind also vertauscht. Nur beim genauen Hinsehen merkt der Betrachter: Die

Dinge sind nicht so, wie sie scheinen. Was natürlich scheint, ist ein Erzeugnis der Kunst. Der Sinn eines jeden *trompe-l'œil* besteht darin, dass es vom Betrachter als solches entdeckt wird – allerdings erst auf den zweiten Blick. Indem die Augentäuschung sich beim genauen Hinsehen als solche zu erkennen gibt, lenkt sie die Aufmerksamkeit vom dargestellten Gegenstand auf die Form der Darstellung. Die Suggestion der Echtheit wird zugleich vorgeführt und als solche entlarvt. Genau das sollte eine post-moderne

Biographie auch leisten: eine Lebensgeschichte erzählen und zugleich den Blick der aufmerksamen Leserinnen und Leser auf die Perspektivität und Konstruiertheit dieser Erzählung lenken.

II
DIE ERBTOCHTER

~

Abb. 2: Maria Theresia im Alter von etwa zehn Jahren als Erbprinzessin des Hauses Österreich. Der Erzherzogshut auf dem (roten) Samtpolster links, der (rote) Mantel mit Hermelinbesatz über dem rechten Arm und die geraffte

Samtportiere entsprechen der Gattung des Staatsporträts. Gemälde von Andreas Möller, ca. 1727

Rituale und Reliquien

Am 13. Mai 1717 gegen halb acht Uhr morgens wurde dem Kaiser Karl VI. und seiner Frau Elisabeth Christine in der Hofburg zu Wien eine Tochter geboren und noch am Abend desselben Tages auf den Namen Maria Theresia Walburga Amalia Christine getauft.[1] Nach Auskunft des Hofkalenders

ereignete sich dies im sechsten Jahr der kaiserlichen Regierung Karls VI. und im vierzehnten Jahr seiner Herrschaft in Spanien; mehr als 3000 Jahre waren vergangen seit *Anfang und erster Erbauung der Stadt Wienn;* es war das 505. Jahr seit *erster Erbauung der Kayserlichen Burg* und das 34. Jahr *nach glücklichen Entsatz und Wegschlagung der Türckischen Armee von hiesiger starcken Belagerung.*[2] Alles war seit langem sorgfältig für den Empfang des Kindes vorbereitet worden. Schon im Januar hatten die

Untertanen in den habsburgischen Ländern von Mailand bis nach Schlesien in den Pfarrkirchen um eine glückliche Geburt und einen gesunden Thronfolger zu beten begonnen und Bittprozessionen zur Mutter Gottes unternommen.[3] Im April hatte man den Kinderhofstaat für das Neugeborene bestimmt und die Ammen ausgewählt, die es nähren sollten. Die Verantwortung für das Kind, das Amt der Aya, war einer hochrangigen alten Hofdame übertragen worden.[4]

Es war ein altes, strenges und ehrfurchtgebietendes

Ordnungsgefüge, in das das Kind hineingeboren wurde: das glanzvolle Erzhaus Österreich, das Römisch-deutsche Kaisertum und nicht zuletzt die allein seligmachende katholische Kirche, die der protestantischen Ketzerei erfolgreich die Stirn geboten hatte. Alle diese Institutionen beanspruchten für sich – mit mehr oder weniger Plausibilität – einen uralt-ehrwürdigen Ursprung. Das Haus Habsburg, unter allen Ständen des Reiches das mächtigste, wie es hieß, führte seine Ahnenreihe zwar mittlerweile

nicht mehr auf den biblischen Stammvater Noah oder auf Hektor, den Helden des antiken Troja, zurück, aber immerhin noch bis auf Eticho, einen elsässischen Getreuen des fränkischen Königs Childebert aus dem 7. Jahrhundert.[5] Die römisch-deutsche Kaiserwürde, die dieses Haus seit dem 15. Jahrhundert kontinuierlich innehatte, wurde über Karl den Großen bis auf Kaiser Augustus zurückgeführt. Die katholische Kirche schließlich, begründet von Christus selbst, setzte sich vom Apostel Petrus in lückenloser

Sukzession bis zum gegenwärtigen Papst Clemens XI., dem Taufpaten, fort. In allen drei Fällen leitete sich die Autorität der Institution von ihrem Alter ab, vom Prinzip der jahrhundertelangen, scheinbar lückenlosen Weitergabe von einem Inhaber zum anderen. Diese eindrucksvollen Kontinuitätslinien hielten zwar den Augen kritischer Geschichtsschreiber schon damals nicht mehr in jeder Hinsicht stand. Aber darauf kam es nicht an, solange die unvordenkliche Dauer und Heiligkeit der Dynastie, des Kaisertums und der römischen

Kirche in ritueller Form stets aufs Neue vergegenwärtigt und erfahren wurden. Das geschah durch das Ritual der Taufe, die alles in einem war: Familienfeier, Staatsaktion und Sakrament, eine Inszenierung sozialer Hierarchie, politischer Macht und sakraler Würde. Durch heilige Gegenstände, alte Formeln und rituelle Gesten, durch das ganze komplexe zeremonielle Arrangement und nicht zuletzt durch seine Namen wurde das Neugeborene in die bestehende Ordnung hineingestellt und symbolisch mit ihren ältesten

Traditionen verbunden.

Damit alles seine Richtigkeit hatte, war über Ort und Zeremoniell der Taufe zuvor in einer Hofkonferenz von den höchsten Amtsträgern beraten und entschieden worden.[6] Die Taufe fand nicht in einer öffentlichen Kirche oder in der Hofkapelle statt, sondern im kaiserlichen Staatsappartement der Hofburg, in der Ritterstube, die man als Bühne für diesen Akt sorgfältig vorbereitet hatte: Sie war mit gold- und silberdurchwirkten Seidentapisserien ausgekleidet, mit

zahlreichen kristallenen Kandelabern illuminiert und mit Baldachin, Altar und Taufbecken ausgestattet worden. Die Ritterstube lag im ersten Stock der Hofburg, im sogenannten Leopoldinischen Trakt, einem langgestreckten, streng geometrischen Baukörper, der in den 1660er Jahren an die alte Burg angebaut worden war, um den gestiegenen zeremoniellen Erfordernissen entsprechen zu können. Die Burg war im Kern ein verwinkeltes altes Gebäude aus dem 16. Jahrhundert inmitten des

in seinen Befestigungsanlagen eingeschlossenen, engen und ebenso verwinkelten Wien.[7] Sie war tatsächlich eher eine Burg als ein Schloss. Schon zu Kaiser Leopolds I. Zeiten erschien sie Besuchern *nicht sonders prächtig erbaut und für einen solchen mächtigen und höchsten Potentaten ziemlich eng.*[8] Obwohl sie auch im 18. Jahrhundert immer wieder erweitert und modernisiert wurde – 1717 baute man gerade einen neuen Trakt für die Reichskanzlei –, konnte sie dem Zeitgeschmack nicht genügen, der

streng symmetrische Bauformen, großzügige Sichtachsen, eine prunkvolle zentrale Ehrentreppe und vor allem weitläufige geometrische Gartenanlagen forderte.

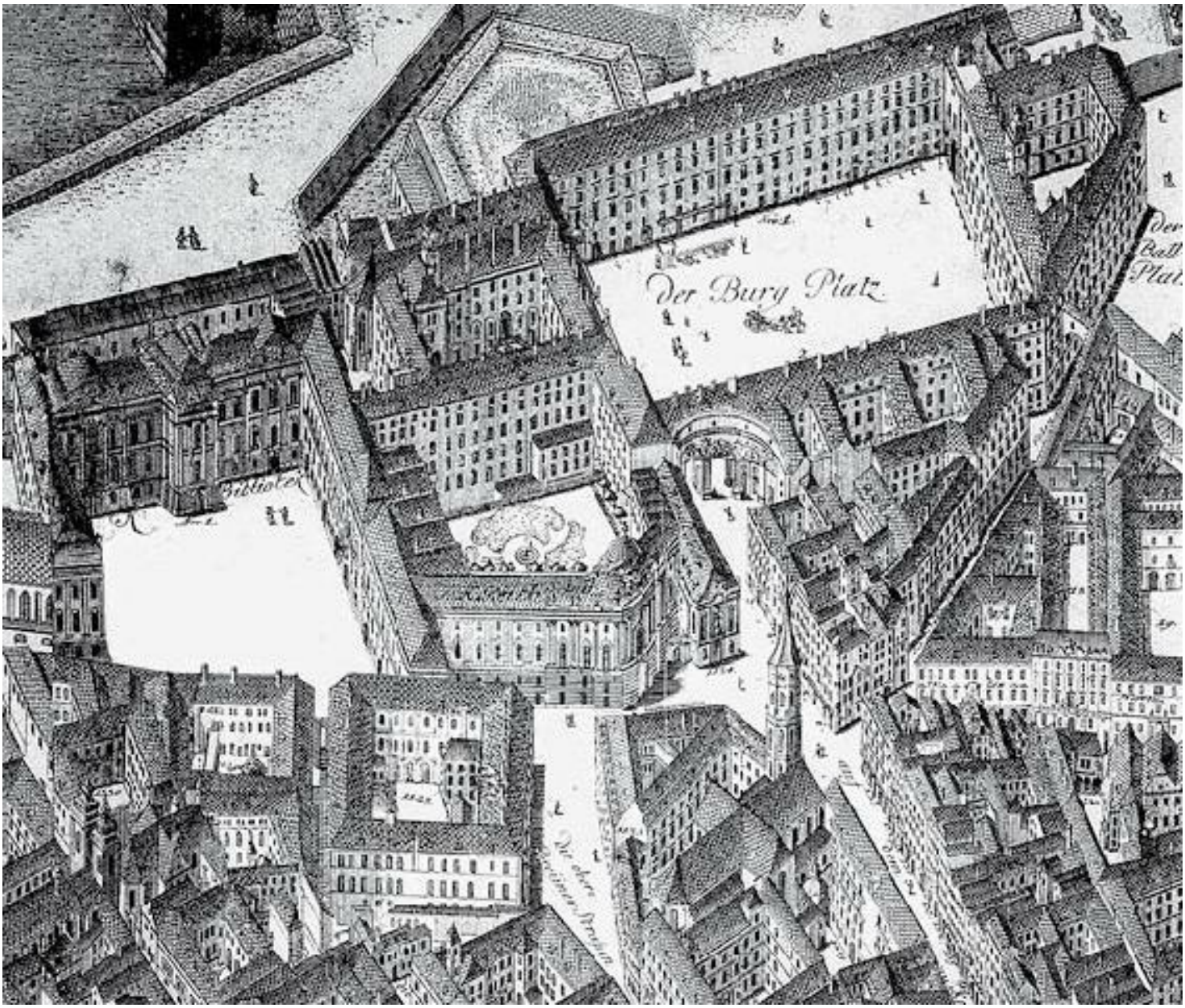


Abb. 3: Die Hofburg in Wien. Detail aus dem Vogelschauplan von Josef Daniel Huber, *Scenographie oder Geometrisch Perspect. Abbildung der Kayl. Königl. Haubt- u. Residenz Stadt Wien in Oesterreich*, 1773

Doch am Kaiserhof, der immer noch beanspruchte, der höchstrangige weltliche Hof der Christenheit zu sein, wurde der Wahrung der Tradition mehr Wert beigemessen als dem höfischen Modediktat aus dem feindlichen Frankreich. Das galt auch für das Zeremoniell, mit dem das Neugeborene in der Welt empfangen wurde. Es war im Wesentlichen noch immer das gleiche, das Ferdinand I. 1527 nach burgundisch-spanischem Muster am österreichischen Hof eingeführt hatte. Diese zeremonielle Ordnung

schrieb vor, dass man sich dem Herrscherpaar stets nur unter dreimaliger Kniebeuge nähern durfte, sie bestimmte, wer Zugang zu welchen Räumen hatte und wer den Kaiser an seiner einsamen Tafel bedienen durfte. Das Zeremoniell war durch sein Alter geheiligt, es war unflexibel, gravitätisch und exklusiv und distanzierte die Herrscherfamilie von aller Welt – anders, als es zur selben Zeit am französischen Hof der Fall war, wo fast jeder Zugang hatte, wenn er nur saubere und manierliche Kleidung trug.[9]

Dieser strengen zeremoniellen Ordnung gehorchte auch die Taufe Maria Theresias. Der Akt spielte sich ausschließlich in den Mauern der Hofburg ab. Eine feierliche Prozession bewegte sich noch am Abend nach der Entbindung mit Pauken und Trompeten vom Schlafzimmer der Kaiserin zum Taufzimmer: Voran gingen Kavaliere und Mitglieder der niederösterreichischen Landstände, die kaiserlichen Kämmerer und Geheimen Räte, alle *in kostbaren Campagne-Kleidern*, dann der päpstliche Nuntius und der

venezianische Botschafter nebeneinander – denn sie achteten sorgfältig darauf, dass nicht einer dem anderen vorgezogen wurde –, sodann der Kaiser im spanischen Mantelkleid aus Gold- und Silberbrokat und mit roten Federn am Hut, die beiden schwarzgekleideten Witwen der früheren Kaiser Leopold I. und Joseph I. und schließlich die Aya mit der neugeborenen *durchleuchtigsten Ertz-Herzogin*, die juwelengeschmückt auf einem Polster aus weißem Atlas lag. Dahinter folgten die Töchter der

verstorbenen Kaiser, die Spitzen des weiblichen Hofstaats und zahllose Hofdamen, Ministerfrauen und adelige Damen aus der Stadt. An der Tür zur Ritterstube übernahm der Obersthofmeister Liechtenstein das Neugeborene, und unter Trompeten- und Paukenschall trug er es in die Ritterstube, wo der Bischof von Wien, assistiert von einer ganzen Reihe anderer geistlicher Würdenträger, ihm das Taufsakrament spendete. Nach dem Ambrosianischen Lobgesang, einem Schlussgebet und dem Segen

des Bischofs zog sich die ganze Gesellschaft wieder in geordneter Prozession in ihre Appartements zurück.

Als Paten fungierten die beiden Kaiserinnenwitwen und kein Geringerer als Papst Clemens XI., repräsentiert durch seinen Nuntius. Diese Patenwahl hatte einen doppelten Sinn: Mit dem Oberhaupt der Christenheit gewann man nicht nur den höchstrangigen Paten, den das katholische Europa überhaupt zu bieten hatte, sondern die Taufe bot auch eine günstige Gelegenheit,

das keineswegs selbstverständliche politische Einvernehmen mit dem Heiligen Stuhl zu bekräftigen. Im Krieg um die spanische Erbfolge hatte dieser Papst noch auf der Gegenseite gestanden; nun aber brauchte man einander für den gemeinsamen Krieg gegen die Türken.[10] Vor der Geburt hatte die Hofkonferenz auch über die Patenschaft im Falle eines Sohnes und Thronfolgers beraten. Dafür wären nur hochrangige katholische Potentaten wie die Könige von Frankreich, Portugal oder Polen in Frage gekommen; als zweite Wahl

diskutierte man allenfalls noch über den Kurfürsten von der Pfalz und den Herzog von Lothringen – fast alles Verwandte des Hauses. Am Ende legte man sich auf den König von Portugal fest, der mit einer Tochter Kaiser Leopolds verheiratet und also ein Onkel des Täuflings war. Doch dazu kam es nicht, weil zur großen Enttäuschung des Kaisers nur eine Tochter geboren worden war.

Rituale sorgen dafür, dass Anfänge keine Anfänge sind, sondern Wiederholungen von schon Bekanntem. Für das

Neugeborene war die Taufe ein Übergangsritual von buchstäblich existenzieller Bedeutung, denn sie verlieh ihm überhaupt erst eine spirituelle und soziale Existenz. Spirituell bewirkte sie die Reinigung von der Erbsünde und damit die Rettung der Seele für das ewige Leben; sie hatte deshalb so bald wie möglich zu erfolgen, um das Kind *dem ewigen Untergang zu entreißen*. Sozial bewirkte die Taufe die Aufnahme in die menschliche Gemeinschaft im Allgemeinen und in die sozialen Gemeinschaften der Familie, des Landes und des

Reiches im Besonderen. Seine soziale Identität erwarb das Neugeborene dabei nicht zuletzt durch seine verschiedenen Namen – Maria Theresia Walburga Amalia Christina –, die es sichtbar im Verwandtschafts- und Glaubenssystem verankerten: Maria, diesen Vornamen erhielten alle Habsburgertöchter, denn Maria war die Patronin der Dynastie und ihrer Länder, *magna mater Austriae*, die Spitze der Heiligenhierarchie und mächtigste himmlische Fürsprecherin schlechthin. Theresia verwies auf eine der zentralen

Figuren des nachtridentinischen Heiligenhimmels, die spanische Mystikerin Theresa von Avila, die 1622 heiliggesprochene Patronin der spanischen Monarchie und Begründerin des Ordens der Unbeschuhten Karmelitinnen. Walburga war eine in Österreich volkstümlich besonders verehrte Heilige des 8. Jahrhunderts, die als Patronin der Wöchnerinnen galt. Den Namen Amalia bekam das Neugeborene nach einer der beiden Taufpatinnen, Amalia Wilhelmina, der Kaiserinwitwe Josephs I., den Namen Christine schließlich nach

seiner Mutter Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Während die Vornamen das Neugeborene dem Schutz einer Reihe diesseitiger und jenseitiger Patroninnen unterstellte, ordneten seine Titel es in die europäische Adelshierarchie ein: nämlich als Erzherzogin von Österreich, dem Stammland der Habsburger, und als Infantin von Spanien. In dem zweiten Titel manifestierte sich der immer noch hartnäckig aufrechterhaltene Anspruch des Vaters auf den spanischen Thron, den er tatsächlich fünf Jahre zuvor

im Spanischen Erbfolgekrieg eingebüßt hatte. Karl VI. verstand sich immer noch als König von Spanien. Er nannte sich *Rey cattólico*, verlieh spanische Adelstitel, trug die schwarze spanische Hoftracht, ließ sich nach spanischer Etikette die Hand küssen und agierte als Oberhaupt des Ordens vom Goldenen Vlies. All das waren Zeichen des Phantomschmerzes über den Verlust der spanischen Krone, an dem Karl VI. bis an sein Lebensende litt. Schon das Neugeborene trug also die

unerfüllten politischen Ansprüche des Hauses in seinem Titel mit sich herum, die in den kommenden Jahrzehnten noch für weitere kriegerische Auseinandersetzungen sorgen sollten. Das war durchaus charakteristisch für die vormoderne Adelswelt: Uneingelöste Prätentionen wurden dauerhaft in ritueller Form aufrechterhalten und immer aufs Neue in der Titulatur zur Sprache gebracht. Das verlieh nicht nur den barocken Anredeformen ihre berüchtigte Länge und Schwerfälligkeit, sondern bezeichnete auch vor aller

Welt das latente Konfliktpotential, das bei jeder sich bietenden Gelegenheit akut werden konnte.

Ein Einsetzungsritual wie die Taufe hat immer zwei Seiten. Es verändert nicht nur den Status desjenigen, der es durchläuft, indem es ihn in die Ordnung der Welt hinein und an einen bestimmten Platz stellt. Ein solches Ritual bekräftigt zugleich die Ordnung des Ganzen und erzeugt eine Aura ewiger Unveränderlichkeit. Indem sich für den Täufling alles ändert, bleibt zugleich für die anderen alles, wie

es ist und immer war (oder jedenfalls gewesen zu sein scheint). [11] Die Beständigkeit der Ordnung wurde nicht nur durch die Unveränderlichkeit der Gesten und Formeln verbürgt, die im *Rituale Romanum* seit dem Konzil von Trient für das Taufsakrament in der ganzen katholischen Kirche festgeschrieben waren, sondern auch durch eine Reihe von bedeutungsschweren Gegenständen, die jedes Mal bei den Taufzeremonien des Hauses Österreich aus der Schatzkammer hervorgeholt wurden und die

Kontinuität der Dynastie handgreiflich verkörperten. So war das goldene Taufbecken dasselbe, aus dem die Mitglieder des österreichischen Hauses seit Generationen das Sakrament empfangen hatten. In das Taufwasser hatte man *5 Tropffen von dem Wasser aus dem Fluß Jordan hineingelassen*, mit dem schon Jesus selbst von Johannes getauft worden war und von dem man in der Schatzkammer ein kostbares Fläschchen voll besaß. [12] Neben dem Taufbecken wurden eine Reihe wertvollster

Reliquien ausgestellt, die feierlich aus dem Geburtszimmer herübergetragen worden waren, wo sie zuvor schon für eine glückliche Entbindung gesorgt hatten: *das Heil. Blut/ein Dorn von der cron Christi/ein Nagel/damit der Heiland der Welt ans Creutz geheftet worden/und etwas von Unserer Lieben Frauen Milch* (vgl. Farbabb. 1).[13] Die beiden Patinnen schenkten der kleinen Erzherzogin zur Taufe überdies einige Reliquien von der Heiligen Theresia und *von dem H. Ignatzius/eben mit kostbarsten*

Diamanten besetzet.[14] Beide Heiligen waren Ordensgründer aus der nachreformatorischen Zeit und repräsentierten die über die protestantische Ketzerei triumphierende katholische Kirche. Deren Kennzeichen war es ja gerade, dass sie die Beziehung zum Jenseits – anders als die Protestanten – auf ganz handgreiflich-körperliche Weise herstellte, nämlich durch den Besitz materieller Überreste von Christi Passion und den Heiligen, die man, um den wahren spirituellen Wert der unscheinbaren Knochensplitter,

Fasern oder Flüssigkeiten symbolisch sichtbar zu machen, in kostbarste Schaugefäße verpackte. Die Echtheit der Reliquien war teils durch päpstliches Attestat, teils auch durch nachgewiesene Wunderkraft verbürgt.[15]

Traditionell nicht beim Taufritual dabei war die Mutter, Kaiserin Elisabeth Christine aus dem Haus Braunschweig-Wolfenbüttel. Dass ein Habsburger eine Braut aus einer protestantischen Familie heiratete, war eine große Ausnahme und hatte selbstverständlich

vorausgesetzt, dass die welfische Prinzessin vor der Hochzeit konvertierte. Es war zwar keine Seltenheit, sondern seit dem 17. Jahrhundert beinahe die Regel, dass Mitglieder des deutschen Adels wieder in den Schoß der römischen Kirche zurückkehrten, um in das Klientelnetz der Habsburger und das Pfründensystem der deutschen Kathedralstifte aufgenommen werden zu können. Doch Elisabeth Christine hatte man dazu nötigen müssen. Gottfried Wilhelm Leibniz, der hochberühmte Universalgelehrte und Vertraute

ihrer Mutter, der die Unterschiede zwischen den Konfessionen für überwindbar hielt, sowie ein eigens aus Wien nach Wolfenbüttel entsandter Jesuitenpater hatten sie lange bearbeitet und ihr doch die Gewissensqualen nicht ausreden können.[16] Dennoch musste sie 1707 im Dom zu Bamberg öffentlich das tridentinische Glaubensbekenntnis ablegen und um 1708 vor dem wundertätigen Gnadenbild in der Marienkirche in Hietzing heiraten, um anschließend als *Reyna cattólica* in Barcelona residieren und den

Anspruch Karls VI. auf den spanischen Thron vertreten zu können. Dass Elisabeth Christine bei der Taufe ihrer Tochter nicht anwesend war, hatte nichts mit konfessionellen Vorbehalten zu tun. Es war vielmehr nicht zulässig, dass eine Wöchnerin am Gottesdienst teilnahm, bis sie etwa sechs Wochen nach der Niederkunft eine rituelle Reinigung erfahren hatte, die am Kaiserhaus in der Form der feierlichen *Hervorsegnung* aus dem Wochenbett vollzogen wurde. Obwohl die Abwesenheit der Mutter also

normal war, erscheint sie in diesem Fall doch symptomatisch. Denn das Verhältnis zwischen Elisabeth Christine und ihrer ältesten Tochter war zeitlebens kühl und hat kaum Spuren in den Quellen hinterlassen. Auch über ihre Rolle als Ehefrau Karls VI., für den sie immerhin zwei Jahre lang in Barcelona als Statthalterin amtierte, weiß man relativ wenig. Sie galt als außergewöhnliche Schönheit, und es hieß, der Umgang ihres Ehemannes mit ihr sei *sehr liebreich und vertraut*, was unter fürstlichen Gatten seinerzeit

unüblich war: *Er nennet sie Du, Lisel, mein Schatz, mein Engel etc. Sie aber giebt ihm jederzeit den Titel von Majestät.*[17] Dass Elisabeth Christine ihrem Mann wesentlich distanzierter gegenüberstand als umgekehrt, verraten auch andere Quellen. Karl VI. stellte im engeren Kreis eine leutselige Vertraulichkeit zur Schau und pflegte einen sehr legeren, manchmal auch groben und anzüglichen Ton, an dem seine Frau offenbar wenig Gefallen fand.[18]

Abb. 4: Roma übergibt Austria ihren Schlüssel. Kupferstich von Salomon Kleiner, 1755

Nicht alles verhielt sich bei der Taufe Maria Theresias genauso wie im Jahr zuvor bei ihrem Bruder, dem Erbprinzen Leopold, dem

lange erwarteten Sohn, der Thronfolger hätte werden sollen, aber schon mit sieben Monaten am 4. November 1716 gestorben war. Die Solennitäten bei der Geburt einer Tochter fielen am Kaiserhof wesentlich karger aus als bei der eines Sohnes.[19] Doch auch wenn es sich «nur» um eine Tochter handelte, war eine Geburt im Herrscherhaus – sofern das Kind nicht so schwach war, dass mit seinem Überleben nicht gerechnet wurde – ein glückliches und dynastisch-politisch höchst bedeutungsvolles Ereignis, das aller

Welt sofort mitgeteilt wurde. Wie es sich für eine derart hierarchische Gesellschaft gehörte, war die Art und Weise, wie das geschah, fein abgestuft: zum einen nach dem Geschlecht des Kindes, zum anderen nach Rang und Nähe der Adressaten. Das Volk in der Residenzstadt erfuhr von dem Ereignis zuerst und unmittelbar akustisch: Wurde einem regierenden Fürsten ein Sohn geboren, so verkündete man der Öffentlichkeit das freudige Ereignis – erst recht, wenn es sich um den Erstgeborenen handelte –

mit Kanonendonner und dreifachen, von der Garde abgefeuerten Gewehrsalven sowie mit Trompetenschall, Paukenschlägen und Glockengeläut. Bei einer Tochter, wie in diesem Falle, verzichtete man auf die kriegerischen Signale und läutete nur die Kirchenglocken. Erst Maria Theresia ließ das später ändern und auch bei der Geburt ihrer Töchter Kanonen abfeuern.[20] Abgestuft war auch die Art und Weise, wie man die Botschaft an die anderen Höfe übermittelte. Das

Einfachste war, die auswärtigen Gesandten in einer Audienz mündlich davon in Kenntnis zu setzen, damit sie die Nachricht an ihre Höfe schriftlich weitergaben. Einen größeren Aufwand und damit eine größere Wertschätzung bedeutete es, wenn man einen eigenen Kurier mit einer schriftlichen Notifikation an den fremden Hof schickte. Und der maximale Aufwand bestand darin, einen eigenen Kammerherrn an den anderen Hof zu entsenden, damit er die Nachricht dort persönlich überbrachte. Auf diese

Weise konnte man nah verwandte, eng befreundete oder verbündete Höfe seiner besonderen Wertschätzung versichern und damit das politisch-soziale Beziehungsnetz noch etwas fester knüpfen. Umgekehrt antworteten die Adressaten darauf mit ebenso fein abgestuften Glückwünschen und womöglich auch Geschenken. Auf solchen wechselseitigen *Notificationen* und *Complimenten*, immateriellen wie materiellen Gaben und Gegengaben, beruhte ein großer Teil des Verkehrs zwischen den Höfen. Geburten und

Taufen, aber auch Jahreswechsel, Hochzeiten, Geburts- und Namenstage, Schlachtensiege, überstandene Krankheiten oder Todesfälle – all das gab Gelegenheit, sich des wechselseitigen Verhältnisses zu versichern und sich dauerhaft gegenseitig gewogen zu halten. Taufen waren zugleich Anlässe zum Gabentausch im großen Stil. Der Täufling und die Mutter bekamen aufwendige symbolische Geschenke von den Paten und den Gesandten anderer Höfe, meist Juwelenschmuck, brillantbesetzte

Tabaksdosen und Porträts, wofür dann wiederum Gegengaben fällig waren. Auch das gesamte Kammerpersonal, Ärzte, Hebammen, alle erhielten Geldgeschenke, Gnadenketten und Gnadenpfennige in hierarchisch abgestufter Höhe.

Das überregionale lesefähige Publikum konnte von dem dynastischen Ereignis durch gedruckte Zeitungen Kenntnis nehmen. Eine der ältesten, seit 1703 regelmäßig mehrmals in der Woche erscheinenden Periodika in Europa überhaupt war das

‹Wienerische Diarium› des privilegierten Verlegers Ghelen, das unter dem Titel ‹Wiener Zeitung› bis heute existiert.[21] Diese frühe Zeitung berichtete über Hof- und Kriegsereignisse, Katastrophen und Sensationen aller Art, war allerdings weit entfernt von dem, was man sich heute unter kritischer Presse vorstellt. Öffentlichkeitsarbeit des Hofes und privatwirtschaftlich organisiertes Zeitungswesen ließen sich noch nicht voneinander trennen. Das Wiener Diarium verfügte über ein

Informationsmonopol. Wer sich Hofbuchdrucker und -verleger nennen durfte, dessen Produktion wurde nicht wie die seiner Kollegen kontrolliert und zensiert und der verscherzte sich nicht die höfische Gunst durch aufmüpfige und unbotmäßige Berichterstattung. Die Adressaten und Käufer dieser Blätter wollten vor allem ihre eigenen Namen darin lesen und hatten kein Interesse an kritischen Untertönen. Wenn man also wissen will, was die gebildete und wohlhabende Wiener Bevölkerung über die

Vorgänge am Hof erfahren sollte, dann ist das Wienerische Diarium eine ausgezeichnete Quelle. Auch von der Geburt Maria Theresias berichtete es im Stil dienstwilligster Untertänigkeit und stützte sich dabei auf eine separate Druckschrift mit dem Titel *Beschreibung der am 13. May 1717, glücklichst beschehenen Entbindung Ihrer Majestät der Regierenden Kaiserin und darauf dahier in der Kaiserlichen Burg prächtigst-vollbrachten Tauf-Ceremonien.* Diese Schrift stammte aus der *Kaiserl. Reichs-Hof-Druckerey* und war ein

vom Obersthofmeisteramt in die Druckerpresse diktierter Hofbericht.

Für die einfachen Untertanen in den verschiedenen Ländern der Dynastie war die Sphäre der weltlichen Herrschaft ähnlich glanzvoll, jenseitig und entrückt wie die Sphäre der himmlischen Herrschaft, als deren Abbild die fürstlichen *Erden-Götter* ja auch galten. Wenn sie von dem Geschehen bei Hof erfuhren, dann vor allem durch ihren Pfarrer, der sie von der Kanzel herab aufforderte, für die neugeborene

Erzherzogin zu danken und für ihre Gesundheit fleißig zu beten. Die Kommunikation anlässlich der Geburt beschränkte sich nämlich keineswegs auf das Diesseits. Auch die Eltern und Verwandten des Neugeborenen dankten für die glückliche Geburt vor allem der Gottesmutter als der wichtigsten himmlischen Fürsprecherin. Der Dank äußerte sich nicht nur in Gebeten, sondern auch in Gaben, beispielsweise in geistlichen Stiftungen. So legte die Kaiserinwitwe Wilhelmina Amalia am Geburtstag Maria Theresias auf

dem Rennweg in Wien feierlich den Grundstein zu einer von ihr gestifteten Klosterkirche der Salesianerinnen, nicht zuletzt, *um den Geburts-Tag […] noch mehrers denkwürdig zu machen*.[22] In katholischen Fürstenhäusern war es außerdem üblich, der Mutter Gottes oder einem anderen Heiligen, dem man ein entsprechendes Gelübde getan hatte, *ein silbern Bild, so eben so schwer als der neugebohrne Printz wieget*, zu opfern.[23] Im Falle kaiserlicher Kinder wurde das noch gesteigert, so nach der Geburt des

erstgeborenen Prinzen Leopold und auch nach der Geburt Maria Theresias.[24] Am 6. Juni 1717 fuhr ein kaiserlicher Kämmerer zur Wallfahrtskirche Mariazell, *umb alda in nahmen der Regirenden Kay. Mayestäten das neulich verlobte Opfer, so in einem pur goldenen Kind […] bestanden, bey dem Marianischen Gnaden-Bild abzulegen.*[25] Die Figur aus massivem Gold wurde vor dem Gitter der Kapelle öffentlich ausgestellt und am nächsten Tag im Rahmen eines feierlichen Hochamts während der Opferung

auf dem Altar niedergelegt. Eine Inschrift wies darauf hin, dass es sich um die Gegengabe für das Geschenk des Himmels handelte, das die Eltern buchstäblich in Gold aufwogen.[26]

Theatrum Europaeum

Die Rituale am Habsburgerhof vermitteln ein einseitiges Bild. Die Welt, in die Maria Theresia im Jahr 1717 hineingeboren wurde, war keineswegs so statisch und unveränderlich, wie es die Rituale

suggerierten. Ganz im Gegenteil, sie war erheblich in Bewegung.

Europas Einheit bestand – paradoxerweise – in seiner Zwietracht. Das Europa der Potentaten, das *Theatrum Europaeum*, war seit Jahrhunderten von unaufhörlichen kriegerischen Auseinandersetzungen geprägt. Was man im 18. Jahrhundert Europa nannte, gewann seine Konturen vor allem durch die permanente Konkurrenz unter den verschwägerten Dynastien. Die Grenzen Europas, der alten lateinischen Christenheit, waren

die Grenzen eines hochadeligen Verwandtschaftssystems; es bestand aus den Ländern derjenigen Herrscherfamilien, die untereinander einen Heiratskreis bildeten. Mit anderen Worten: Zur europäischen Fürstengesellschaft, der *société des princes*, gehörten die Familien, die untereinander potentiell für dynastische Heiratsprojekte in Frage kamen: die Häuser Habsburg und Bourbon, die Stuarts und die Oranier, die Welfen und Wettiner, die Hohenzollern und Wittelsbacher, die Savoyer und Lothringer, aber

auch die Romanov (um nur die bedeutendsten zu nennen). Nichts zeigte in den Augen der Zeitgenossen so deutlich die Metamorphose Russlands zu einer europäischen Macht wie die Heiratsverhandlungen zwischen Zar Peter und dem Haus Bourbon in den 1720er Jahren. Nach dem Westfälischen Frieden war Europa keineswegs bereits ein System souveräner Staaten. Das ist eine anachronistische Sichtweise, wobei die völkerrechtliche Theorie mit der Praxis verwechselt wird. Souveränität war vielmehr noch

ein sozialer Status.[27] Souveräne, das waren Monarchen, Fürsten, Oberhäupter von Dynastien. Ihre Herrschaft reproduzierte sich durch Vererbung; Politik hatte noch immer in hohem Maße den Charakter von dynastischem Handeln. Es ging den Akteuren in allererster Linie um Ruhm, Rang, Größe und Ehre ihres adeligen Hauses. Doch Familienbande sorgen bekanntlich keineswegs für Frieden und Harmonie – ganz im Gegenteil. Die Dynastien befanden sich in einem Zustand permanenter Konkurrenz, ihr Verhältnis war

strukturell «bellizistisch», auf Krieg angelegt. Es gab kaum dauerhaft stabile Bündniskonstellationen, auch keine festen konfessionellen oder gar weltanschaulichen Lager; alles war in fortwährender Bewegung. Das galt ganz besonders für die Zeit zwischen Westfälischem Frieden und Französischer Revolution. Die Mehrzahl der militärischen Auseinandersetzungen folgte aus Erbfolgestreitigkeiten. Je enger die Dynastien durch wechselseitige Heiraten miteinander verflochten waren, desto mehr potentiell

konkurrierende Erbansprüche gab es.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte es einen langwierigen und ungeheuer verlustreichen Krieg um das gigantische verwaiste Erbe der spanischen Krone gegeben (1701–1713/14). Nachdem der schwer erbkranke König Karl II. kinderlos gestorben war, stritten sich die österreichischen Habsburger und die französischen Bourbonen (und nicht nur sie) zwölf Jahre lang um seine Nachfolge und sorgten dafür, dass das spanische Weltreich des Goldenen Zeitalters zerbrach.[28]

Beide Dynastien waren traditionelle Konkurrenten um die Vormacht in Europa, aber zugleich untereinander vielfach verschwägert, was die wechselseitigen Erbansprüche äußerst unübersichtlich machte. Karl II. hatte den Enkel des französischen Königs, Philipp von Anjou, zu seinem Erben eingesetzt. Gegen die dadurch drohende Hegemonie Ludwigs XIV. formierte sich eine Große Allianz aus England, den Niederlanden und dem Römisch-deutschen Reich. Die Auseinandersetzungen betrafen

aber direkt oder indirekt fast alle europäischen Potentaten einschließlich des Papstes und spielten sich auf mehreren weit verstreuten Kriegsschauplätzen ab. Denn das Erbe des letzten spanischen Königs umfasste nicht nur Spanien selbst, sondern vor allem auch halb Italien – das Königreich Neapel, das Großherzogtum Mailand, Sardinien, Sizilien –, außerdem die südlichen Niederlande, also ungefähr das heutige Belgien, und nicht zuletzt die riesigen spanischen Kolonien in der Neuen

Welt. Erzherzog Karl von Österreich, Maria Theresias Vater, hielt als König Karl III. von Spanien eine Zeitlang Hof in Barcelona, musste aber nach langen und blutigen militärischen Auseinandersetzungen am Ende zugunsten des französischen Kandidaten Philipp von Anjou verzichten. Denn er hatte während des Krieges die Nachfolge seines Bruders Joseph als Kaiser des Römisch-deutschen Reiches angetreten, und seine Verbündeten wollten eine so große Machtkonzentration in einer Hand

nicht hinnehmen, von den Habsburgern ebenso wenig wie von den Bourbonen. Dafür wurde er mit den südlichen Niederlanden, dem Königreich Neapel, der Insel Sardinien und den Herzogtümern Mailand und Mantua entschädigt – eine Lösung, die allerdings weder er noch der neue spanische König förmlich akzeptierten und die in den kommenden Jahrzehnten weiterhin für Konfliktstoff sorgte. Im Spanischen Erbfolgekrieg kam auch bereits die zunehmende globale Verflechtung der europäischen Mächteinteressen

zum Tragen. Der Krieg war zugleich ein Handels- und Kolonialkrieg zwischen Franzosen einerseits, Briten, Niederländern und Portugiesen andererseits. Es ging um den Atlantikhandel mit Sklaven, Tuch und Tabak; als Mittel wurden nicht zuletzt staatlich lizensierte Kaperschiffe eingesetzt. Schauplätze waren auch die spanischen, französischen und britischen Kolonien an der amerikanischen Atlantikküste von der Karibik bis Neufundland. Auch indigene Völker waren als Akteure und als Opfer daran beteiligt, so

dass man diesen Krieg aus amerikanischer Perspektive den *Second French and Indian War* nennt.

Die Vertragsordnung, die nach einer Serie langer und komplizierter Verhandlungen in Utrecht, Rastatt und Baden 1713/14 zustande kam, war weder vollständig: Karl VI. und Philipp von Spanien hatten miteinander keinen Frieden geschlossen; noch war er dauerhaft: um italienische Territorien wurde gegen den neuen spanischen König schon wenige Jahre später wieder Krieg geführt.

Die Lehre, die mittlere und kleine Potentaten jedenfalls aus diesen Friedensverträgen ziehen konnten, war, dass sie stets damit rechnen mussten, als Dispositionsmasse für die Tausch- und Verteilungsspiele der großen *Puissancen* zu dienen. Dabei beriefen diese sich auf das informelle Prinzip der *Convenance* oder der *Balance of Power*. Damit war die stillschweigende Minimalübereinkunft der Großen gemeint, untereinander stets für einen gewissen Interessenausgleich zu sorgen, damit niemand alle anderen an Größe und Macht

übertreffen sollte. Es war vor allem England, das diese Handlungsmaxime propagierte und davon profitierte, indem es sich als eine Art Schiedsrichter über die Machtverteilung in Europa etablierte. Das kam auch dem neuen König zupass, Georg I., zugleich Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg, der 1714 den englischen Thron bestieg und damit die ebenfalls nicht unanfechtbare Sukzession der Linie Hannover begründete.[29] England ging insgesamt als größter Gewinner aus dem Spanischen

Erbfolgekrieg hervor. Es sollte als Handelsmacht in Zukunft konkurrenzlos werden und wurde allmählich auch in Fragen des sozialen Habitus, der intellektuellen Mode und des materiellen Lebensstils von den gebildeten Ständen immer mehr zum Vorbild genommen. In Frankreich hingegen ging nach dem Tod Ludwigs XIV. im Jahr 1715 die «klassische» Ära der unumstrittenen Vorherrschaft in Sachen Geschmack allmählich ihrem Ende entgegen.

Karl VI. zog aus den

Erfahrungen des Erbfolgekrieges die Konsequenz und versuchte für seine Dynastie gegen künftige Konflikte Vorsorge zu treffen. Ein Hausgesetz sollte die Thronfolge im Haus Habsburg für alle potentiellen dynastischen Zufälle klar und eindeutig regeln und dafür sorgen, dass auch dann, wenn es keinen männlichen Erben gab, die Länder nicht geteilt würden oder in die Hände anderer Dynastien fielen. Zu dieser Sorge bestand Anlass, denn Karl hatte zu diesem Zeitpunkt noch gar keine Kinder und sein verstorbener Bruder

Joseph hatte nur Töchter hinterlassen. Im Jahr des Utrechter Friedens, 1713, deklarierte Karl VI. daher ein neues Erbfolgegesetz, wonach – sollte er selbst keine Söhne bekommen – zuerst seine Töchter, dann die Töchter Josephs I. und schließlich die Schwestern Karls und Josephs bzw. deren Nachkommen erbberechtigt sein sollten. Das Neue daran war nicht das subsidiäre weibliche Erbrecht; das gab es im Haus Habsburg auch vorher schon. Der Vater, Leopold I., hatte bereits 1703 die wechselseitige Erbfolge

zwischen seinen Söhnen Joseph und Karl festgelegt, damit die Länder des Hauses in Zukunft nicht geteilt würden. Gegenüber diesem *Pactum mutuae successionis* verfügte nun aber Karl den Vorrang *seiner* Töchter vor den Töchtern seines Bruders Joseph I. Neu war auch, dass diese Regelung zu einem ewigen, unverrückbaren Grundgesetz aller Länder des Hauses Österreich werden sollte. Deshalb bezeichnete Karl es mit einem Begriff des spätantiken römischen Rechts als *sanctio pragmatica*, Pragmatische Sanktion,

das heißt als unverletzliches Gesetz mit höchstem Geltungsanspruch. [30] Doch ein solches Gesetz zu erlassen war das eine; ihm tatsächlich allgemeine Geltung zu verschaffen war etwas ganz anderes. Um das zu erreichen, veranlasste Karl zunächst die Stände aller seiner Länder, ausdrücklich und feierlich ihren Konsens zu erteilen. Die Stände, das waren die in diesen Ländern angesessenen Adelsfamilien, geistlichen Korporationen und Städte, die sich als Verkörperung des jeweiligen Landes verstanden

und traditionell beanspruchten, bei allen wichtigen, die Gesamtheit betreffenden Fragen um ihre Zustimmung gebeten zu werden. So geschah es nun in den österreichischen Erbländern, in Böhmen, Ungarn und den italienischen Territorien. Darüber hinaus musste Karl auch die Zustimmung des Reichstages gewinnen, wo die Gesamtheit aller Fürsten und Stände des Reiches vertreten war. Als Kaiser war er zwar ihr gewähltes Oberhaupt, doch das hinderte sie nicht daran, ihm als ebenbürtige, nahezu

souveräne Herren gegenüberzutreten und ihn ihre Zustimmung etwas kosten zu lassen. Deshalb hatte es der Kaiser in dieser Frage nicht einfach nur mit dem Reichstag als Ganzem zu tun, sondern er musste auch mit den mächtigsten Reichsfürsten einzeln verhandeln. So versagten ihm die Kurfürsten von Sachsen und Bayern im Reichstag ihre Zustimmung, denn sie waren ja seine Schwäger, die ihre eigenen Erbansprüche nicht verlieren wollten. Dagegen gelang es Karl, den Konsens des Königs in

Preußen, Friedrich Wilhelm I., zu erhalten, der dafür kaiserliche Unterstützung in seinem eigenen Erbfolgekonflikt um Jülich-Kleve erwartete. Doch auch das reichte noch nicht aus – zu viele Interessen anderer europäischer Potentaten waren von dem neuen Erbfolgegesetz berührt; zu viele potentiell konkurrierende Ansprüche mussten abgewehrt werden. Bis zu seinem Tod war der Kaiser damit beschäftigt, nach allen Seiten Zugeständnisse zu machen, um der Pragmatischen Sanktion in Europa allgemeine

Akzeptanz zu verschaffen: in Spanien, Russland, England, Dänemark und den Vereinigten Niederlanden. Wie sich zeigen sollte, waren alle diese feierlichen Deklarationen beim Tod Karls VI. nichts mehr wert.

Das zweite große Thema der Herrschaft Karls VI. war die Offensive gegen die Türken, die alten Gegner des Habsburgerreiches. 1714 war der dauernd schwelende Konflikt wieder in eine offene militärische Auseinandersetzung übergegangen. Am selben Tag, als Maria Theresia

geboren wurde, brach der kaiserliche Feldherr Prinz Eugen von Savoyen, der hochberühmte Schlachtensieger, erneut an die südöstliche Grenze Ungarns auf, um gegen die Truppen des Sultans ins Feld zu ziehen. Noch immer lagen die Schädel und Gerippe tausender unbestatteter Gefallener auf dem Schlachtfeld bei Zenta, wo Prinz Eugen 1697 seinen letzten großen blutigen Sieg gefeiert hatte. [31] Auch seine neue Kampagne war überaus erfolgreich. Am 19. Juli begann er mit 70.000 Mann Belgrad zu belagern, am

16. August eroberte er die Stadt, und schon im Jahr darauf, am 21. Juli 1718, schloss er in der serbischen Stadt Passarowitz mit dem Sultan Frieden. Wie schon der Friedensschluss von Karlowitz, der den Großen Türkenkrieg 1699 beendet hatte, war auch dieser Friedensschluss äußerst verlustreich für die Osmanen und verschob die habsburgische Herrschaft noch ein großes Stück weiter nach Südosten. Die Dauerbedrohung im südöstlichen Grenzraum der habsburgischen Länder schien damit zu Ende zu

gehen; die Traumata der zweimaligen osmanischen Belagerung Wiens, 1529 und 1683, schienen gebannt zu sein. Das war allerdings ein Irrtum. Knapp zwanzig Jahre später trat der Kaiser auf Seiten seines Bündnispartners Russland erneut in einen Krieg gegen die Türken ein, war diesmal weniger erfolgreich und musste schließlich im Frieden von Belgrad 1739 die zuletzt eroberten Gebiete fast vollständig wieder räumen. Dabei blieb es in der Folge. Maria Theresia selbst führte gegen die Osmanen keinen

Krieg mehr. Das Gespenst der türkischen Bedrohung blieb aber noch lange wirksam.

Hinterbühne und Vorderbühne

Von der Kindheit Maria Theresias wissen wir nicht sehr viel. Nach der Taufe verschwindet sie weitgehend aus den Quellen, von den zärtlichen Erwähnungen im Tagebuch ihres Vaters[32] und einigen Kinderbildnissen abgesehen (s. Farbtafel 2).[33] Erste Schreibübungen, Briefe,

Erziehungsinstruktionen oder Schilderungen Dritter über sie sind aus dieser Zeit kaum überliefert. Das ließ Raum für die Phantasie der bürgerlichen Historiker. «Es war die Umwelt eines gut österreichisch, gut wienerisch-deutschen Bürgerhauses», in der Maria Theresia aufgewachsen sei. [34] Wenn die Kinder «die Eltern sahen, geschah es in zwangloser Weise wie in einem Bürgerhaus. Dadurch unterschied sich der Wiener Hof von den meisten anderen Höfen, selbst denen der kleinen deutschen Fürsten. Auch

Sprache und Ton in der kaiserlichen Familie war schlicht bürgerlich.»[35] Das Bild der Ungezwungenheit und «Gemütlichkeit»[36], das da entworfen wurde, entsprach dem Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie des 19. Jahrhunderts. Doch auch wenn der kaiserliche Vater im Ton liebevoller Zärtlichkeit von seinen Töchtern sprach und sie mit wienerdeutschen Kosenamen bedachte, heißt das nicht, dass es am Kaiserhof weniger förmlich zugegangen wäre als an anderen deutschen Höfen. Eher war das

Gegenteil der Fall.[37] Allerdings gab es einen scharfen Kontrast zwischen der hochformellen Vorderbühne und der eher informellen Hinterbühne des Hoflebens. Auf der Vorderbühne hatten Kleinkinder im Allgemeinen nichts zu suchen. Solange sie noch nicht die dort herrschenden hohen Anforderungen an körperliche Disziplin erfüllten, störten sie nur. Maria Theresia und ihre beiden jüngeren Schwestern Maria Anna (geboren 1718) und Maria Amalia (geboren 1724) wuchsen daher von den Eltern und der Hofgesellschaft

weitgehend separiert unter der Obhut der Aya, der Amme und des eigenen Kammerpersonals auf, im Winter in der Hofburg, im Sommer in der zwanzig Minuten Fußweg entfernt gelegenen Favorita, der kleinen Sommerresidenz, die heute das Gymnasium Theresianum beherbergt. Es ist bezeichnend, dass Maria Theresia ihre zweite, seit 1728 amtierende Aya, die damals 54-jährige Maria Carolina Gräfin Fuchs, zeitlebens *Mama* nannte und sie unerhörterweise nach ihrem Tod 1754 in der habsburgischen Familiengruft im

Kapuzinerkloster beisetzen ließ. Zu ihr unterhielt sie ein vertrauteres Verhältnis als zu irgendeinem anderen Menschen, außer vielleicht zu ihrem Ehemann. Ganz sicher aber stand Maria Theresia ihrer Aya wesentlich näher als ihrer eigenen Mutter, die sich darüber durchaus geärgert haben soll. Beim Tod der Gräfin Fuchs im April 1754 hieß es, dass *von einem so unausgemessen- und vollkommenen Vertrauen, wie diese seelige Dame von seiten beider kaiserlicher Mayestätten [Maria Theresia und ihrem Mann] genossen,*

sich kein Beispill leichtlich vorfinden wird.[38] In der Hofgesellschaft sorgte eine solche Ausnahmestellung gemeinhin für die sichere Missgunst der anderen. Dass das bei der Gräfin Fuchs erstaunlicherweise nicht der Fall war, sondern *fast jedermanniglich fast ohne Ausnahm ihr diese genossene Gnad und Faveur aufrichtiglich vergönnet,*[39] zeigt, dass sie nicht nur eine ungewöhnlich liebenswürdige, sondern auch besonders kluge Frau gewesen sein muss.

Auf der höfischen Vorderbühne

trat Maria Theresia als kleines Mädchen nur selten in Erscheinung. In den Zeremonialprotokollen, die Tag für Tag alle äußeren Details des höfischen Lebens verzeichneten, wurde ihre Anwesenheit in solchen Fällen ausdrücklich notiert. So hieß es zum 28. April 1728, dass die Erzherzogin *zum erstenmahl das Hoff-Kleyd angezogen* habe, im Alter von knapp elf Jahren anlässlich einer Gala zu Ehren des Geburtstags ihrer Mutter, als die Hofgesellschaft sich in Graz zur Huldigung der steirischen Stände

aufhielt.[40] Nicht zufällig war das auch das Jahr ihrer Erstkommunion, denn religiöse und höfisch-zeremonielle Lebenseinschnitte gingen Hand in Hand. Aus dieser Zeit stammt auch das erste Staatsporträt der Erbprinzessin (s.o. Abb. 2). Es zeigt sie in großer perlenbestickter Robe und mit dem hermelinbesetzten Erzherzogsmantel über dem rechten Arm; der Blumenkorb und die Blüten in ihrem gerafften Rock spielen auf ihre Schönheit, Jugend und Jungfräulichkeit an. Die angedeutete Samtportiere und der

Erzherzogshut auf dem roten Samtkissen links machen das Bild zu einem klassischen Herrscherporträt: Es ist die zukünftige Thronfolgerin des Hauses Österreich, die hier dargestellt ist.

Bei Hof trat Maria Theresia auch in Erscheinung, wenn man ihren Geburtstag feierte. So lautet eine Eintragung in den Zeremonialprotokollen zum 13. Mai 1729: *Die gnädigste Infantin und Erzhertzogin Maria Theresia begeht dero hochen Geburtstag mit Speisung 13. armen Mägdlein, […]*

und auch deswegen der Adel in Gala erschienen.[41] Ein Jahr später *hatten Ihro Durchlaucht 14. arme Mägdlein, als so viel Jahr dero Alters sie nunmehro höchst glücklich erreichet hatten, zu Laxenburg gespeiset und beschenket*;[42] und am Vorabend ihres 15. Geburtstags beglückte sie *15 arme Mägdlein […] wie alljährlich gewöhnlich.*[43] Bei dieser besonderen Art der Geburtstagsfeier handelte es um eine symbolisch-rituelle Form der Mildtätigkeit, die charakteristisch ist für die Höfe dieser Zeit. Ausgewählte Altersgenossinnen,

deren Zahl den Lebensjahren der Prinzessin entsprach, dienten dabei *partes pro toto* als Objekt für die Herrschertugend der *caritas*. Das geschah im Rahmen eines Galatags, das heißt, die ganze Hofgesellschaft wurde in vorgeschriebener Festkleidung zum kaiserlichen Appartement bestellt, damit die kleine Frau Erzherzogin sich unter aller Augen im Spenden symbolischer Wohltaten üben konnte.

Um für die Dynastie von Wert zu sein, musste eine Prinzessin vor allem erst einmal bis zum

heiratsfähigen Alter überleben, was sich keineswegs von selbst verstand. Nur etwa die Hälfte aller Kinder erreichte damals das Erwachsenenalter, ganz gleich, in welchem Stand sie geboren wurden. Die Sorge um ihr Gedeihen hatte eine medizinische und eine religiöse Seite. Für das körperliche Wohlergehen sorgte man am Anfang durch die wohlbedachte Auswahl gesunder, kräftiger und gottesfürchtiger Ammen. Für die Einübung der rechten religiösen Haltung war anfangs nur die Aya zuständig, später auch ein

Jesuitenpater als Beichtvater und geistlicher Lehrer. Es galt die Kinder von klein auf an die überaus strenge äußere und innere Disziplin zu gewöhnen, die das Hofleben von ihnen später verlangte, ihnen den körperlichen und geistigen Habitus zu vermitteln, der als angeborene Qualität des Adels erschien. Das geschah vor allem durch strenge Routine in allen Verrichtungen, nicht zuletzt in der pünktlichen Beobachtung der religiösen Pflichten, die ja nicht nur eine geistige, sondern auch eine

körperliche Übung darstellten. Indem schon das Kleinkind lernte, den täglichen Gottesdienst in andächtiger Konzentration und mit den vorgeschriebenen Gesten zu vollziehen, erwarb es die dem Hochadel nötige Haltung, an der man seine scheinbar natürliche Überlegenheit ablesen konnte. Die Erziehung zur Frömmigkeit und die Erziehung zu höfischem Verhalten, *conduite*, hatten gemeinsam, dass es nicht so sehr um den Erwerb von Wissen als um die Ausbildung eines Habitus ging. Niemand wusste das besser zu vermitteln als die

Jesuiten, die neue Methoden perfekter Fremd- und Selbstkontrolle erfunden hatten und die im katholischen Europa seit dem späten 16. Jahrhundert für die Erziehung des dynastischen Nachwuchses wie im Schulwesen ohne Konkurrenz waren.

An zweiter Stelle nach der Religion stand die Einübung der klassischen adeligen Körpertechniken. Fürstliche Kinder mussten lernen, bei den verschiedenen höfischen Divertissements – dem Theater, dem Tanz, der Jagd – eine gute

Figur zu machen. Das gelang Maria Theresia, glaubt man dem Urteil damaliger Beobachter, ziemlich mühelos. Allgemein bescheinigte man ihr außergewöhnliches musikalisches Talent und eine besonders schöne Singstimme.[44] Zu den beliebtesten Beschäftigungen am Kaiserhof gehörte es, Bühnenstücke mit musikalischen, dramatischen und tänzerischen Elementen einzuüben, um sie anschließend vor dem höfischen Publikum aufzuführen. Geschrieben und komponiert wurden diese Stücke von

prominenten Hofkünstlern wie Pietro Metastasio, Johann Adolph Hasse oder Antonio Caldara, und die adeligen Dilettanten studierten sie mit großem Perfektionismus ein. Schon im Alter von sieben Jahren trat Maria Theresia mit ihrer kleinen Schwester in der Oper ‹Euristeo› als Tänzerin auf, und mit achtzehn Jahren spielte sie die Hauptrolle in dem musikalischen Drama ‹Le grazie vendicate›, das sie selbst zum Geburtstag ihrer Mutter in Auftrag gegeben hatte. [45] Anlässlich der Proben berichtete Metastasio seinem

Bruder enthusiastisch von der *Geschicklichkeit, Gelehrigkeit und dem anbetungswürdigen Benehmen dieser hohen Prinzessinnen* und fügte vorsichtshalber hinzu, dass sein Urteil nicht durch die hohe Stellung dieser Damen getrübt sei. [46] Erst als Maria Theresia regierende Königin geworden war, verzichtete sie, wenn auch widerstrebend, auf solche Bühnenauftritte. Der Plan, in dem musikalischen Drama ‹Ipermestra› aufzutreten, das sie 1744 ebenfalls von Metastasio und Hasse für sich selbst hatte schreiben und

komponieren lassen und für das sie schon zu proben begonnen hatte, wurde ihr wieder ausgeredet, weil man das einer Souveränin nicht angemessen fand. Für alle anderen galt das nicht, im Gegenteil. Das Singen, Tanzen und Spielen kam der Ausbildung eines höfischen Habitus entgegen. Es bereitete darauf vor, was das Hofleben generell von den *durchlauchtigsten Herrschaften* später verlangte, nämlich die permanente Inszenierung ihrer selbst, die körperliche Disziplin
und gewandtes Auftreten vor

großem Publikum voraussetzte. Theaterstücke bei Hof waren gleichsam Inszenierungen in der Inszenierung; hier konnte man das Spielen einer Rolle einstudieren, so dass das Rollenspiel selbst zur zweiten Natur wurde. Schon den Zeitgenossen entging die strukturelle Verwandtschaft von Hofleben und Theaterspiel nicht. [47] *Theatrum*, im Deutschen übersetzt mit *Schau-Platz*, war nicht zufällig die Lieblingsmetapher der Epoche. Zu Maria Theresias Lebzeiten geriet diese Metapher allerdings immer mehr in

Misskredit und fiel gegen Ende des Jahrhunderts einer neuen Begeisterung für das Natürliche, Spontan-Authentische, Nicht-Inszenierte zum Opfer.

Höfisches Curriculum

Mit sieben Jahren begann für ein hochadliges Kind auch der Unterricht, der der Vermittlung von Wissen diente. Das Leben beschränkte sich nicht mehr allein auf die weibliche Gesellschaft im *Frauenzimmer*, sondern die Kinder

wurden nun auch von männlichen Lehrern unterrichtet. Als Maria Theresia dreizehn Jahre alt war, sprach es sich herum und ausländische Reisende berichteten davon, dass *vornehmlich die älteste [der beiden Erzherzoginnen] einen hohen Geist und Verstand besitzet.* [48] Unterrichtet wurde sie von Jesuitenpatres und verdienten Hofgelehrten:[49] Die Jesuitenpatres Michael Pachter und Franz Xaver Vogel unterwiesen sie in der katholischen Religion, Johann Franz Keller und Gottfried Philipp Spannagl, der

Hofbibliothekar, in Latein, Geographie und Geschichte, in Arithmetik und Geometrie der Hofmathematiker und -astronom Jakob Marinoni,[50] ein gewisser Johann Franz Chièvre in den modernen Sprachen Italienisch und Französisch. Von den Jesuiten wurde sie an ein striktes Zeitreglement gewöhnt, das allen Tätigkeiten vom Aufstehen bis zum Schlafengehen – vor allem den geistlichen Übungen, aber auch der knappen *Recreation* – ihren exakt bemessenen Platz einräumte. Von den Wissensinhalten, die ihr

vermittelt wurden, ist nicht sehr viel bekannt, geschweige denn, welche Bücher sie las. Nur die Geschichtslektionen kennt man aus den Instruktionsheften, die ihr Lehrer für sie verfasste.[51] Spannagl hatte für die beiden *durchlauchtigsten Frauen Maria Theresia und Maria Anna* einen historischen Abriss im Frage-Antwort-Schema verfasst, der dem entsprach, was an den österreichischen Jesuitengymnasien gelehrt wurde. Unter Geschichte verstand er *eine Erzehlung der merkwürdigsten*

Sachen, so von Anfang der Welt bis zu gegenwärtiger Zeit vorgefallen seynd. Im Kern war das eine kommentierte Aufzählung von Herrschern, wobei Daten aus der Heiligen Schrift, der antiken und mittelalterlichen Geschichtsschreiber auf komplizierte Weise miteinander verflochten wurden, so dass sich eine einigermaßen lineare Abfolge ergab, von den biblischen Patriarchen über Alexander, Augustus und Karl den Großen bis zu den Kaisern aus dem Hause Habsburg. Auch die eine oder

andere Frau kam in dieser Herrscherreihe vor. So heißt es etwa über die sagenhafte Erbauerin Babylons: *Die Semiramis war eine Frau, so nicht nur alle Weiber, sondern auch die Männer mit Tugend und Tapferkeit überschritte*.[52] Was die Erzherzoginnen lernten, war im Kern noch immer das spätantike Schema der christlichen Heilsgeschichte, das mit der Erschaffung der Welt begann und über die vier antiken Weltreiche der Assyrer, Perser, Griechen und Römer geradewegs auf die Habsburger und schließlich auf

Maria Theresias eigenen Vater zusteuerte. Denn das Heilige Römische Reich deutscher Nation stellte ja die Fortsetzung des römischen Imperium dar, jenes vierten Weltreiches, das dem biblischen Propheten Daniel einst im Traum erschienen war. Zu Beginn dieses letzten Weltreichs war der Erlöser geboren und gestorben; mit seinem Untergang würde die Welt an ihr Ende kommen. Die beiden kleinen Erzherzoginnen hatten alle vorgeschriebenen Daten brav auswendig gelernt; man kann ihre

Antworten in ungelenker Kinderschrift heute noch lesen.[53] Auch wenn Maria Theresia all diese Namen und Taten später wieder vergessen haben sollte, eines wird sie sich vermutlich gemerkt haben: dass die Weltgeschichte vom Anbeginn der Zeiten von Gott zu seiner eigenen Ehre und zum Heil der Menschen gelenkt wurde und eine wohlgeordnete Kette darstellte, in der für ihre eigene Familie ein höchst prominenter Platz vorgesehen war.

Es ist später oft bemerkt worden, dass Maria Theresia von

ihrem Vater nicht auf die Rolle als Erbin des Hauses Österreich vorbereitet worden sei; und sie selbst hat ihren Mangel an Kenntnissen damit gerechtfertigt, dass *meinem Herrn Vattern niemals gefällig ware, mich zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäfte beizuziehen noch zu informieren.*[54] Selbstverständlich war, dass sie als Tochter keine Kavalierstour durch die europäischen Residenzen machen konnte, wie es sich für adelige Söhne gehörte. Doch abgesehen davon, dass sie keinen Unterricht

in Jurisprudenz erhielt, unterschied sich ihr Fächerkanon nur wenig von dem eines männlichen Erzherzogs. Wenn moderne Historiker feststellen, die Jesuiten hätten ihr «das Hirn mit nutzlosen Wissensversatzstücken aus antiquierten Texten vollgestopft», [55] ja ihre Erziehung sei «absurd» gewesen,[56] so wird ein anachronistischer Maßstab angelegt. Schließlich war das Erziehungsprogramm für männliche Prinzen in katholischen Häusern auch kein wesentlich anderes. Zugrunde gelegt wurde

der Lehrplan der Jesuitenschulen, die *Ratio studiorum* aus dem Jahr 1599, die ganz auf die Aneignung der antiken Autoritäten gerichtet war. Das zeigt nicht zuletzt das Lehrpensum des neun Jahre älteren Erbprinzen Franz Stephan von Lothringen, der zur selben Zeit am Wiener Hof erzogen wurde: die Logik, Physik und Metaphysik des Aristoteles, die Rhetorik Quintilians, die Theologie Thomas' von Aquin, die juristischen Institutionen Justinians; ganz im Sinne der spätscholastischen Tradition wurden die kanonischen

Schriften der Autoritäten vermittelt und der kurz gefasste Stoff in Frage- und Antwortform auswendig gelernt.[57] Die pädagogische Revolution, wonach schon die Kinder zum Selbstexperimentieren, Selbsterfahren, Selbstdenken und Selbsturteilen angeregt werden sollten, anstatt sich den zeitlos gültigen Wissensschatz der Alten anzueignen, fand erst einige Jahrzehnte später statt.[58] Und auch der junge Franz Stephan von Lothringen lernte noch nichts von den neuen Methoden und Disziplinen, die schon einige

Jahrzehnte zuvor die Wissenskultur revolutioniert hatten – wie die Metaphysik Descartes', das Naturrecht Hobbes', Lockes und Pufendorfs und die experimentelle Physik Galileis oder Newtons.

Auch was die Spracherziehung angeht, unterschied sich das Curriculum der Prinzessin nicht grundsätzlich von dem eines männlichen Prinzen: Französisch, Italienisch, Spanisch und Latein waren die Sprachen, die am Wiener Hof gepflegt wurden, aber in unterschiedlichem Maße und zu unterschiedlichen Zwecken.

Französisch war die wichtigste höfische Verkehrssprache in Europa, Spanisch, genauer: Kastilisch war die Sprache des angestammten habsburgischen Herrschaftsbereichs, Italienisch war die Sprache nicht nur bedeutender habsburgischer Territorien, sondern auch der literarischen und musikalischen Kultur, die am Wiener Hof in höchster Gunst stand; Latein war immer noch die *Lingua franca* der Gelehrten und Kleriker und außerdem die Verwaltungssprache in Ungarn. Maria Theresia führte

ihre eigene Korrespondenz in Französisch und Deutsch, manchmal auch Italienisch; alle drei Sprachen waren ihr mündlich und schriftlich geläufig. Damit sprach sie allerdings noch lange nicht alle Sprachen, die in den habsburgischen Ländern gesprochen wurden – sie konnte kein Ungarisch, Tschechisch, Niederländisch, Serbisch, Kroatisch oder Rumänisch. Ihre erste Sprache war das Deutsche, aber nicht weil es die Sprache ihrer Mutter, sondern weil es die ihrer Amme war. Das hatte zur Folge, dass sie

Deutsch im Wiener Dialekt sprach. *Selbst die Kaiserin bediente sich des ganz gemeinen österreichischen Jargons*, bemerkte die Tochter ihrer Zofe später, denn: *Damals galt noch von den meisten Einwohnern Wiens in den höheren Ständen, was ein Dichter von sich sagt: ‹Ich spreche Wälsch wie Dante,/Wie Cicero Lateinisch,/Wie Pope und Thomson Englisch,/Wie Demosthenes Griechisch,/Wie Diderot Französisch/Und Deutsch – wie meine Amme.›*[59] Mit anderen Worten: Deutsch galt als die Sprache des einfachen Volkes,

nicht als adelige Standessprache, nicht als Gelehrtensprache und schon gar nicht als literarische Hochsprache. Die Bürokratie bediente sich eines uneleganten, pedantischen, mit lateinischen Brocken durchsetzten Spezialjargons, der nicht geeignet war, Sympathie für das Deutsche zu wecken.[60] Erst allmählich begann sich das zu ändern. Wenn Maria Theresia später verschiedene Sprachen verwendete, dann diente ihr das nicht nur dazu, sich mit Menschen verschiedener geographischer Herkunft zu

verständigen, sondern es trug auch den ständischen Unterschieden Rechnung. Briefe an die Familienmitglieder schrieb sie in der Regel auf Französisch, Mitteilungen an die bürgerlichen Beamten auf Deutsch.

Dynastische Schachzüge

Einer Tochter wurde von fürstlichen Eltern traditionell erst dann größere Beachtung geschenkt, wenn sie als Figur auf dem dynastischen Schachbrett in

den Blick kam. Zum politischen und symbolischen Kapital des Hauses trug sie bei, indem sie durch eine günstige Heiratsverbindung das Verwandtschaftsnetz der Dynastie erweiterte. Andererseits kosteten solche Heiraten auch Ressourcen, man musste die Töchter standesgemäß ausstatten und die aufwendige Hochzeitsfeier ausrichten, bei der es zahllose Geschenke zu verteilen galt. Hatte ein Herrscherpaar zu viele Töchter, dann konnte das zum Problem werden. So kommentierte Friedrich

Wilhelm von Preußen, der zum Grobianischen tendierende Vater Friedrichs II., die Geburt seiner sechsten Tochter Luise Ulrike, die etwas später geboren wurde als Maria Theresia: *man mus sie versauffen oder Nonnen draus machen, Menner kriegen sie nit alle*.[61] Dieses Problem hatten die Eltern von Maria Theresia nicht, im Gegenteil: Sie war als Erbtochter des habsburgischen Hauses die begehrteste Partie Europas, auch wenn das Kaiserpaar noch lange auf einen Sohn hoffte.[62] Der Heiratskreis

der regierenden Häuser war andererseits recht überschaubar. Die prominenteste Partie eröffnete die Königin von Spanien, Elisabeth Farnese, die anstelle ihres geisteskranken Gatten das Regiment führte und vorübergehend den Plan verfolgte, die spanische wieder mit der habsburgischen Dynastie zu vereinigen. Dazu sollten ihre beiden Söhne die beiden Töchter Karls VI. heiraten. Im Gegenzug war sie 1725 bereit, die Pragmatische Sanktion anzuerkennen. Diese Annäherung

schlug aber schon bald wieder in Feindschaft um, so dass sich diese Option erledigte. Beliebt waren im Hause Habsburg traditionell Eheschließungen zwischen den nächsten Verwandten. Über Jahrhunderte hatten immer wieder Cousins und Cousinen, Onkel und Nichten einander geheiratet. So schien es auch jetzt naheliegend und der Einigkeit im Haus Habsburg dienlich, dass zwei Cousinen Maria Theresias sie jeweils als Gattin für ihren ältesten Sohn ins Auge fassten. Beide waren Töchter Kaiser Josephs I.; die eine,

Maria Josepha, war mit dem Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen verheiratet, die andere, Maria Amalia, mit dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Beide waren ja durch die Pragmatische Sanktion enterbt worden, was durch die Heirat eines ihrer Söhne mit der habsburgischen Erbtochter rückgängig zu machen war. Die bayerische Partie erfreute sich der Unterstützung prominenter Leute am Wiener Hof, unter anderem des Prinzen Eugen. Auch die Witwe Josephs I., Amalia, fand es wünschenswert, dass einer ihrer

Enkel Maria Theresia heiratete. Das kirchliche Eherecht verbot zwar nach einem höchst ausgeklügelten System die Ehe zwischen Verwandten bis hin zum vierten Grad. Doch das war kein Problem, das sich nicht mit Geld hätte aus der Welt schaffen lassen; die Erteilung von Ehedispensen war vielmehr eine lukrative Einnahmequelle des Heiligen Stuhls. Die Optionen scheiterten trotzdem, denn der Kaiser hatte sich schon seit längerem auf einen anderen Plan festgelegt.

Das Rennen machte am Ende

Franz Stephan, 1708 geboren, ein Prinz aus dem Hause Lothringen. Er war allerdings nicht der älteste Sohn und daher zunächst gar nicht als Ehekandidat für Maria Theresia in Betracht gezogen worden. Sein Vater Herzog Leopold von Lothringen hatte vielmehr von langer Hand geplant, seinen ältesten Sohn Leopold Clemens mit Maria Theresia zu verheiraten. Die Lothringer Dynastie gehörte dem europäischen Hochadel an und war mit dem Haus Habsburg ebenso verschwägert wie mit dem Haus Bourbon. Eine Urgroßmutter Franz

Stephans war die Habsburgerin Anne d'Autriche, die Mutter Ludwigs XIV.; eine seiner Großmütter war Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die Schwägerin des Sonnenkönigs, die andere Großmutter war die Schwester Kaiser Leopolds I. (s. Genealogische Tafel S. 1060 f.). Mit zwei verfeindeten Häusern zugleich verwandt zu sein war keineswegs ungewöhnlich, sondern der Normalfall; es war die schlichte Folge der schnell wechselnden dynastischen Allianzen, zu denen gerade weniger mächtige Häuser

genötigt waren. Die Territorien, über die die Familie verfügte, das Herzogtum Lothringen und das Herzogtum Bar, lagen in dem seit Jahrhunderten umstrittenen Grenzraum zwischen Frankreich und dem Reich. Die Herzöge waren sowohl dem Kaiser als auch dem König von Frankreich durch Lehnsverhältnisse verbunden, hatten sich aber zwischen den beiden großen Monarchen immer eine gewisse Unabhängigkeit bewahrt und verlangten selbst als *Altesse Royale*, *Königliche Hoheit*, tituliert zu werden. Ihre Länder

hatten einen komplizierten, mehrdeutigen Status, der die mächtigen Nachbarn zur gewaltsamen Vereindeutigung reizte. So hatte Ludwig XIV. die Länder jahrzehntelang besetzt, während der Herzog von Lothringen am Habsburgerhof gelebt und als Feldherr im kaiserlichen Dienst gegen die Türken gekämpft hatte. Im Frieden von Rijswijk 1697 wurde neben vielem anderen auch dieser Konflikt beigelegt; der Herzog bekam seine Länder zurück und der Thronfolger Leopold wurde im

Jahr darauf mit der Tochter des französischen Prinzen Philipp von Orléans verheiratet. Aus dieser Ehe gingen dreizehn Kinder hervor, darunter Franz Stephan.

Es kennzeichnet die politische Logik dieser Zeit, dass die Dynastien über die Länder, die sie zusammengebracht, geerbt und erobert hatten, verfügten wie über jeden anderen Familienbesitz auch. Jedes Haus strebte danach, seine Territorienbündel bei Gelegenheit möglichst vorteilhaft zu erweitern und abzurunden. Sobald sich abzeichnete, dass irgendwo eine

Linie ohne männlichen Erben aussterben oder ein Wahlfürstentum vakant werden würde, gerieten diese Länder ins Visier der europäischen Höfe und wurden zum Gegenstand eifriger dynastischer Kalkulationen. Jeder suchte nach möglichen eigenen Erbansprüchen und grub in den Archiven alte Besitztitel aus; im Falle von Wahlfürstentümern – wie dem Königreich Polen oder auch den Reichsbistümern – versuchte jeder die Wahlgremien durch Versprechungen und Geschenke rechtzeitig auf seine Seite zu

bringen. Zugleich erwog man aber auch passende Tauschmöglichkeiten, wenn einem ein bestimmtes Land zu seiner abgerundeten Sammlung noch fehlte. Die kleinen Territorien mindermächtiger Potentaten oder geistlicher Fürsten konnten durchaus als Tauschobjekte in die Pläne der Großen einbezogen werden. Kurzum: Die europäischen Regierungen und Hochadelsfamilien betrachteten die Länder samt Untertanen als potentielle Verfügungsmasse in einem hochkomplexen Spiel, bei

dem es darauf ankam, den anderen möglichst immer einen Zug voraus zu sein.

Kleinere Akteure konnten zwar selbst Pläne schmieden, um ihren Status zu verbessern; vor allem aber waren ihre Länder Gegenstand der Pläne Dritter. So war es auch mit dem Herzogtum Lothringen, das schon im Spanischen Erbfolgekonflikt einmal als Tauschobjekt ins Auge gefasst worden war.[63] Aber Herzog Leopold, ein Enkel Kaiser Ferdinands III. und Großneffe Ludwigs XIV., der am Wiener Hof

aufgewachsen war, hatte extrem ambitionierte Pläne für den Erbprinzen Leopold Clemens, den er sorgfältig für seine Rolle als Herrscher hatte erziehen lassen. Eigenhändig hatte er für seinen Sohn nicht nur moralische Ermahnungen und allgemeine Lebensregeln verfasst, sondern auch seine Beobachtungen über die wichtigsten Personen am Wiener Hof aufgeschrieben, damit seine Unterhändler sich in den dortigen Netzwerken besser zurechtfinden konnten.

Seine geheimen Pläne waren

schon sehr weit gediehen, ein erstes, unauffälliges Treffen des Erbprinzen mit dem Kaiser auf dessen Reise zur nachgeholten Königskrönung in Böhmen bereits arrangiert, als Leopold Clemens im Juni 1723 plötzlich an den Blattern starb. Das irritierte die herzogliche Strategie aber nur kurzfristig. Binnen einer Woche stand fest, dass der jüngere Sohn Franz Stephan an die Stelle seines verstorbenen Bruders treten sollte. Der lothringische Gesandte unterrichtete den Kaiser in der Audienz vom Tod des Erbprinzen

und lenkte, kaum dass er die kaiserlichen Kondolenzwünsche entgegengenommen hatte, sogleich die Aufmerksamkeit auf den zweiten Sohn: Der sei auch sehr schön und wohlgestaltet und in tiefer Verehrung für den Kaiser erzogen. Der Herzog erwarte in tiefster Submission, was dem Kaiser zu tun gefalle.[64] Diese Andeutungen des Gesandten reichten offenbar aus, um den Kaiser auf den richtigen Gedanken zu bringen. Jedenfalls wurde der jüngere Sohn Franz Stephan im Juni 1723 ganz kurzfristig,

innerhalb von weniger als einer Woche, für seinen Bruder als Heiratskandidat und wichtigste Schachfigur im Spiel des Herzogs von Lothringen eingewechselt. Anstelle seines Bruders brach er sofort inkognito nach Böhmen auf, unter dem Vorwand, das soeben von seinem Vater erworbene Herzogtum Teschen aufzusuchen, tatsächlich aber, um dem Kaiser vorgestellt zu werden und so die nach außen streng geheim gehaltenen ehrgeizigen Heiratspläne des Vaters zu konkretisieren. Dem Prinzen wurde

klargemacht, dass bei diesem ersten Treffen alles davon abhänge, dass er das Wohlgefallen der kaiserlichen Eltern gewinne. Die Umstände dafür seien günstig. Er müsse sich nur darauf konzentrieren, sich vollständig deren Erwartungen anzupassen und sich zuerst einmal bei ihnen beliebt zu machen, um dann später von Zeit zu Zeit bei Hof erscheinen zu dürfen.[65] Das gelang ihm offenbar. In Prag, wo die Kaiserfamilie sich gerade anlässlich der Krönung Karls zum böhmischen König aufhielt, machte der

fünfzehnjährige Prinz am 14. August 1723 seine erste Aufwartung bei der Kaiserin und ihren fünf und sechs Jahre alten Töchtern. Am Folgetag wurde er feierlich in den Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen, was ihm einen festen Platz im Hofzeremoniell sicherte.[66] Wenig später schrieb Karl VI. dem Vater, dass er von dem Erbprinzen sehr angetan sei, und eröffnete ihm, dass er schon lange den Willen habe, aus ihren zwei Häusern eines zu machen.[67] Der genaue Zeitpunkt solle allerdings noch

nicht festgelegt und das Ganze auch nicht publik gemacht werden. Der Kaiser hielt sich also noch eine Hintertür offen und der Herzog von Lothringen konnte nicht sicher sein, ob nicht eine veränderte Konstellation seine Pläne wieder zunichtemachen würde. Immerhin aber reiste Franz Stephan am 22. Dezember 1723 inkognito mit einem kleinen Hofstaat nach Wien, wurde dort vom Kaiserpaar empfangen und zog in das ehemalige Appartement der Kaiserinwitwe Eleonore in der Hofburg ein.[68] Fortan lebte er

dort mehr als fünf Jahre lang – bis 1729 – wie ein armer Verwandter, beim Kaiser als Jagdbegleiter beliebt, aber von der Hofgesellschaft herablassend behandelt und bei vielen nicht wohlgelitten, vor allem bei denjenigen nicht, die noch immer andere Heiratspläne für die Erbtochter verfolgten.[69]

Während dieser Zeit überwachte sein Vater aus der Ferne die Erziehung; die Mitglieder des kleinen Hofstaats mussten regelmäßig über Franz Stephans Fortschritte in deutscher

Grammatik und religiöser Disziplin, über Gesundheit, Wissenserwerb und höfisches Wohlverhalten referieren. Offenbar blieb aber seine innere und äußere Haltung, *conduite*, mehr als einmal hinter den Erwartungen zurück. Sein Beichtvater, der Jesuitenpater Assel, notierte etwa, der Prinz sei *groß, stark, schön, und sehr freundlich*, auch sei er durchaus nicht unberührt von den religiösen Gefühlen, die er ihm vermittle, und habe keine *passion violente ni dangereuse*, keine heftigen oder gefährlichen Leidenschaften. Seine

Teilnahme an den täglichen Gottesdiensten und seine Fastendisziplin ließen aber sehr zu wünschen übrig, und seit einiger Zeit lege er eine missliche Veranlagung zu schockierenden Ausdrücken und unbeherrschten Ausfällen gegenüber den Erziehern an den Tag, die er auch im Beisein anderer respektlos behandelte. Die Lektionen langweilten ihn und er habe seinen Zorn nicht im Griff, aber niemand wage etwas zu sagen, klagte der Pater.[70] Darin zeigt sich, was die Erziehung hochadeligen Nachwuchses im

Allgemeinen noch schwerer machte als die anderer Kinder: Sie sollten gelehrten Erziehern bürgerlichen Standes gehorchen, in denen sie doch zugleich ihre Diener und zukünftigen Untertanen sahen – ein struktureller Widerspruch, bei dem die Gehorsamspflicht der Kinder gegenüber den Lehrern und die Gehorsamspflicht des Dienstpersonals gegenüber der Herrscherfamilie sich unvermeidlich ins Gehege kamen.

Welchen Umgang Franz Stephan in dieser Zeit mit seiner zukünftigen Braut, der neun Jahre

jüngeren kleinen Erzherzogin, hatte, sagen die Quellen nicht. Sie selbst erinnerte sich als Witwe gut fünfzig Jahre später schwärmerisch, sie habe ihn von Anfang an geliebt: *Er war das einzige Objekt all meinen Handelns und meiner Gefühle, seit ich sechs war, bis heute*.[71] Solche Äußerungen lassen sich selbstverständlich nicht ohne die Erfahrungen der fünf Jahrzehnte dazwischen verstehen. In der Erinnerung verklärten sich die frühen Kindheitserlebnisse zur Vorgeschichte einer vorbildlichen

Ehe. Die Briefäußerungen dienten überdies dazu, den erwachsenen Kindern die Ehe der Eltern als Muster einer vollkommenen Beziehung vor Augen zu führen. Das heißt allerdings nicht, dass diese Erinnerungen ohne jedes reale Fundament gewesen sein müssten. Doch aus der Zeit selbst sind keine Äußerungen über das Verhältnis zwischen den beiden überliefert, auch nicht von Franz Stephan. Stattdessen finden sich in der Korrespondenz der Erzieher allerlei vage Klagen über kleinere und größere Skandale. So hieß es

etwa 1725 über den Siebzehnjährigen, seine königliche Hoheit amüsiere sich in nicht altersgemäßer Weise und gehe zu familiär mit den verheirateten und unverheirateten Damen um (*trop familier avec les Dames ou Demoiselles*), was dem Kaiser missfallen könne, der doch in diesem Punkt sehr delikat sei.[72] Im September 1726 kam es zu einem nicht genau bezeichneten Vorfall, von dem man hoffte, dass der Kaiser ihn nicht bemerkt habe, obwohl er Stadtgespräch sei. Trotz solcher Episoden, die seine

Beichtväter meistens strenger beurteilten als seine adeligen Begleiter, gewann Franz Stephan offenbar die Sympathie Karls VI., mit dem er häufig und gern auf die Jagd ging. In dem Maße, wie die Hoffnungen des Kaisers schwanden, selbst noch Vater eines Sohnes zu werden, begann er den Lothringer Prinzen mehr und mehr wie seinen Nachfolger zu behandeln. Das ging allerdings nicht so weit, dass er versucht hätte, ihn von den Kurfürsten bereits zum Römischen König (das heißt zum künftigen Kaiser)

wählen zu lassen. Jedenfalls aber konnten sich die alternativen Heiratspläne nicht durchsetzen, die von den beiden Töchtern des verstorbenen Kaisers Joseph und ihrer Mutter, der Kaiserinwitwe Amalia, betrieben wurden.[73]

Trotzdem suchte man den habsburg-lothringischen Heiratsplan geheim zu halten und zu vermeiden, dass Franz Stephan als *amant déclaré et futur époux*,[74] als erklärter zukünftiger Bräutigam erschien, und damit den französischen Hof zu provozieren, dem eine so enge Verbindung

zwischen Lothringen und Habsburg als Affront erschienen wäre. Daher traf es sich günstig, dass Franz Stephan im März 1729 selbst regierender Herzog von Lothringen wurde und in sein Territorium aufbrechen konnte.[75] Doch der Aufenthalt in seinem Territorium war kurz. Sein Vater hatte ihm dort nichts als Schulden hinterlassen – was allerdings absolut nicht unüblich war. Das Land hatte unter den häufigen französischen Besetzungen und Truppendurchzügen ebenso wie unter dem aufwendigen Lebensstil

der Herzogsfamilie stark gelitten. Franz Stephan machte sich nun durch seine forschen Sanierungsmaßnahmen doppelt unbeliebt: beim Adel, indem er vom Vater verliehene teure Privilegien und Pensionen wieder rückgängig machte, und beim Volk, indem er neue Steuern und Abgaben einführte. Der neue Herzog wurde in seinem eigenen Land als kühler und unzugänglicher Fremder wahrgenommen, als jemand, der unliebsame ausländische Sitten einführte. Seine Identifikation mit den Ländern seiner Vorfahren darf

man sich ebenfalls nicht allzu intensiv vorstellen. Jedenfalls brach er schon bald zu einer Kavaliersreise durch Europa auf und kehrte nie mehr zurück. Stattdessen zog er 1732 wieder nach Wien und wurde von Karl VI. als Statthalter des Königreichs Ungarn eingesetzt. Seine Residenz nahm er in Pressburg, dem heutigen Bratislava, nicht weit von Wien.

Der Kaiser hatte seinen künftigen Schwiegersohn nicht nach seinen eigenen Wünschen gefragt, als er ihm diese

prominente Stellung verschaffte. Ebenso wenig wurde Franz Stephan in die Ländertauschpläne einbezogen, die kurz darauf, im Jahr 1733, akut wurden und ihn schließlich sein Herzogtum kosteten. Es ging um das Königreich Polen, dessen Thron vakant geworden war. Da Polen ein Wahlreich und der Thron damit Gegenstand des allgemeinen europäischen Länderschachers war, brach nach dem Tod Augusts II., genannt der Starke, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, erneut ein Erbfolgekonflikt aus, der

sich schon lange abgezeichnet hatte. Der polnische Reichstag wählte zunächst den polnischen Magnaten Stanislaus Leszczyński, dessen Tochter mit dem französischen König verheiratet war. Mit ihm konkurrierte Friedrich August von Sachsen, ein Schwiegersohn Kaiser Josephs I. Er hatte sich der Unterstützung Karls VI. versichert, indem er nach langer Weigerung endlich die Pragmatische Sanktion anerkannt hatte. Da die europäischen Potentaten nicht bereit waren, die Entscheidung über einen so

wichtigen Thron wie den polnischen dem allein dazu berechtigten Wahlgremium zu überlassen, kam es zum Krieg. Die Frontlinie verlief zwischen Frankreich und Spanien einerseits, Sachsen, dem Kaiser und Russland andererseits, während England und die Niederlande sich aus dem Konflikt heraushielten. Für den Kaiser entwickelten sich die Dinge schnell desaströs: Französische Truppen besetzten Lothringen, während spanische Truppen Neapel und Sizilien eroberten. Die Friedensverhandlungen, zu denen

er genötigt war, sahen einen komplizierten Ringtausch vor. Stanislaus Leszczyński verzichtete auf den polnischen Thron (wenn auch nicht auf den dazugehörigen Königstitel) und bekam dafür das Herzogtum Lothringen zugesprochen, das aber nach seinem Tod an seine Tochter, die Königin von Frankreich, und ihre Erben fallen sollte. Der Kaiser verlor das Königreich Neapel-Sizilien und erhielt im Gegenzug die Zustimmung des französischen und des spanischen Königs zur Pragmatischen Sanktion. Der

Herzog von Lothringen sollte für den Verlust seiner Stammländer eine finanzielle Abfindung erhalten und zudem mit dem Großherzogtum Toskana entschädigt werden, einem Reichslehen, dessen Erledigung mit dem Tod des letzten Medici ebenfalls bereits absehbar war. Das heißt: Die Potentaten in Paris und Wien handelten ihren Kompromiss zu Lasten eines Dritten aus und fragten ihn erst nach seiner Meinung, als sie ihre Einigung unter Dach und Fach gebracht hatten. Franz Stephan setzte der

Abtretung seiner Stammländer zwar einigen Widerstand entgegen, konnte aber am Ende nur die Bedingungen ein wenig zu seinen Gunsten verbessern.[76] Im Februar 1737 unterschrieb er die förmliche Verzichterklärung, und im März 1737 mussten seine Mutter und seine Geschwister samt Gefolge, Hab und Gut das Herzogtum verlassen, das seit dem 11. Jahrhundert im Besitz ihrer Familie gewesen war. Das war der Preis, den der Herzog von Lothringen für die Hand der habsburgischen Erbtochter zu

zahlen hatte.

Die Hochzeit

Nachdem die Präliminarien des Friedensvertrags in Wien im Oktober 1735 abgeschlossen waren und noch bevor Franz Stephan förmlich auf seine Länder verzichtet hatte, wurde um die Jahreswende 1735/36 die Hochzeit vorbereitet.[77] Der Kaiser berief mehrmals die höchsten Hofbeamten zur Konferenz ein, um vor allem zu klären, *was Geldmittel*

dazu erforderlich, woher solche zu nehmen und wie es mit dem gebührenden Decoro, doch auff das wirtschafftlichste, anzugreiffen? Die Ratgeber wiesen auf die *gegenwärtig calamitosen- und geld-manglenden Zeiten* hin, *wo aller orths die noth-dringlichkeit- und armuth über hand genohmen*, und schlugen vor, die Hochzeit schon in der Fastnachtszeit abzuhalten, wenn ohnehin allerlei Lustbarkeiten veranstaltet würden, so dass man Kosten spare.[78] Der Kaiser ließ das nicht gelten und verfügte, eine Oper – das

aufwendigste höfische Divertissement überhaupt – müsse sein. Er konnte es sich nicht leisten, bei der Hochzeit seiner Erbtochter den Eindruck zu erwecken, sparen zu müssen.

Die Geldmittel, so erwartete er, sollten von den Ständen Ober- und Niederösterreichs kommen, denn bei derlei erfreulichen Anlässen pflegten *die Kays. Erbländer jedes Mal ein namhaftes Donativum* – eine freiwillige Gabe – *zu leisten, um ihre Treue und Devotion verspüren zu lassen*. Die Ratgeber befürchteten jedoch, dass das nicht

ausreichen werde, denn die Stände zahlten erfahrungsgemäß höchstens halb so viel, wie von ihnen verlangt wurde. Bei der letzten Hochzeit seien statt 400.000 nur 242.000 Gulden eingegangen. Die Hofkammer, so stand zu befürchten, würde auf einem Großteil der Kosten sitzenbleiben. Dieses Detail wirft ein Schlaglicht auf die vormodernen Herrschafts- und Gabentauschregeln ganz allgemein. Das traditionelle Donativ der Stände galt zwar formal als freiwilliges Geschenk und nicht als obligatorische Steuer.

Doch das war eine von beiden Seiten geteilte symbolische Fiktion. Die Stände – keine einfachen Untertanen, sondern Adelige und Stadträte, die sich als *das Land* schlechthin verstanden – demonstrierten ihre althergebrachte Freiheit, ihre *Libertät*, dadurch, dass sie ihre Gaben als freiwillige Zeichen der Verehrung erscheinen ließen. Doch tatsächlich wurde ein präzise bezifferter Betrag von ihnen verlangt, den sie nicht schlechterdings verweigern, sondern allenfalls verschleppen

oder unauffällig schmälern konnten. Die Fiktion der Freiwilligkeit verhinderte aber wiederum, dass der Landesherr formal auf der Zahlung in voller Höhe bestehen oder sie womöglich gar unter Strafandrohung einfordern konnte. Mit anderen Worten: Die wechselseitigen Erwartungen zwischen Landesherrn und Ständen beruhten auf gewohnheitlich hergebrachten, nirgendwo aufgeschriebenen, informellen Regeln. Sie verlangten, dass beide Seiten ihnen ehrenhalber, nicht

gezwungenermaßen folgten; so gehörte es sich zwischen autonomen Herrschaftsinhabern. Mit anderen ständischen Leistungen verhielt es sich nicht vollkommen anders als mit dem Donativ zur Hochzeit der Erbtochter. Das war einer der tieferen Gründe für die desolate Lage der kaiserlichen Finanzen. Wer daran etwas ändern wollte, so zeigte sich zehn Jahre später, musste sehr radikal vorgehen.

Nachdem die Kostenfrage in den Wind geschlagen, die päpstliche Dispens für die Verwandtenehe

eingeholt und die zeremoniellen Formalitäten vorausschauend geklärt worden waren, konnte die förmliche Brautwerbung stattfinden. Am 31. Januar 1736 hielt Franz Stephan beim Kaiser um Maria Theresias Hand an.[79] Dieser Akt wurde nicht privat oder spontan vollzogen, sondern als *Solennität* gestaltet, außerdem schriftlich exakt festgehalten und in einer gedruckten Beschreibung der Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht.[80] Jedem zeremoniellen Detail wurde dabei größte Aufmerksamkeit geschenkt, nichts

war gleichgültig. Denn durch die solenne, das heißt förmliche und feierliche, durch zahlreiche Zeugen beglaubigte Gestaltung wurde der ganze Vorgang als ein Akt ausgewiesen, der eine beiderseitige Verpflichtung stiftete. Dazu musste er demonstrativ aus dem höfischen Alltag herausgehoben und symbolisch markiert werden. Das geschah, indem der Brautwerber in Galakleidung mit seinem ganzen Gefolge – Läufern, Lakaien, Edelknaben, Kavalieren, Kammerherren und lothringischen Edelleuten – in einer feierlichen

Prozession durch die Hofburg vom Gemach des Oberstkämmerers zum Kaiser zog. Der Weg führte durch die Wacht- und die Ritterstube, wo die kaiserlichen Leibgarden Aufstellung genommen hatten, dann durch die erste Antekammer, wo die drei höchsten Hofbeamten den Herzog begrüßten und ihn durch die zweite Antekammer und die Ratsstube bis zur kaiserlichen *Retirada* geleiteten, also gleichsam das weltliche Allerheiligste, den innersten und exklusivsten Ort der Hofburg. Der Kaiser empfing ihn *mit einer besondern Zartigkeit* vor

der Tür der Retirade, von der nur ein Flügel geöffnet war, führte ihn hinein und blieb mit ihm bei geschlossener Tür eine Zeitlang darin. Es handelte sich um die vollendete Inszenierung von Intimität inmitten der größtmöglichen höfischen Öffentlichkeit. Was sich im Inneren der Kammer abspielte, wurde gerade dadurch ins Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt, dass es vor den Augen derversammelten Hofgesellschaft verborgen blieb. *Nach alhier volbrachten Begehren der*

Durchlauchtigsten Frauen Brautt begleitete der Kaiser den Bräutigam wieder aus der Retirade hinaus und verabschiedete ihn auf der Schwelle *mit einem abermaligen zarten Compliment*. Dort wurde der Bräutigam von den obersten kaiserlichen Hofamtsträgern wieder in Empfang genommen und ein Stück zurückbegleitet. Mit seinem gesamten Hofstaat zog er sodann durch den *Controlorgang* zur Damenseite, in der die Kaiserin residierte, wo er wiederum die zeremonielle Raumfolge abschritt und von deren obersten

Hofbeamten empfangen wurde – alles spiegelbildlich genauso wie zuvor. Die Tür zur Audienzstube war wiederum nur halb geöffnet; im Inneren warteten die Obristhofmeisterin und die Aya Gräfin Fuchs. Am Tisch stand die Kaiserin, zu ihrer Linken Maria Theresia. Der Herzog näherte sich der Kaiserin unter zweimaliger *kniebeugender Reverenz*, und bevor er die vom spanischen Hofzeremoniell vorgeschriebene dritte Reverenz machen konnte, ging ihm die Kaiserin einen Schritt *zu dero beneventirung entgegen* – ein

Zeichen besonderer Gunst und Nähe. Nach einem kurzen Rede- und Antwort-Spiel folgte die Anrede an die Braut, *welche, da sie dero Augen an Ihro May. Dero Frau Mutter geworffen, und von deroselben einen Wincker empfangen hatte, das von Ihro Königl. Hoheit deroselben praesentirte, und mit kostbahresten Brillanten versetzte Portrait samt einem zarten Hand-Kuß empfangen.* [81] Es wurden noch ein paar Komplimente ausgetauscht; dann zog der Bräutigam sich mit seinem Gefolge auf dieselbe spektakuläre Weise wieder zurück.

Kein Detail dieses Vorgangs war zufällig oder belanglos; auch dass im Frauentrakt die Tür *nicht* geschlossen wurde und dass Maria Theresia erst nach einem Wink ihrer Mutter das Brautgeschenk und den Handkuss des Bewerbers annahm, war von symbolischer Signifikanz. Es waren eigens *ein- und andere Personen aufgestellet* worden, die *die Richtigkeit aller zu Ablegung dero offentlichen Compliments erforderlichen Dispositionen Ihro Königlichen Hoheit* [des Herzogs von Lothringen] *notificiren sollten*. Das

heißt: Über jedes Detail wurde schriftlich Protokoll geführt, um zu dokumentieren, dass alles seine formale Richtigkeit gehabt hatte. Das war notwendig, denn es handelte sich bei dieser Brautwerbung um ein Verbindlichkeit erzeugendes Ritual, und ein Ritual entfaltet seine Wirkung dadurch, dass es unter Zeugen in vollkommener äußerer Korrektheit durchgeführt wird. Das galt ebenso für den darauffolgenden *Renunciations-Actus*, die feierliche Erklärung, dass Maria Theresia und Franz Stephan

auf das Thronerbe verzichten würden, falls dem Kaiserpaar noch ein Sohn geboren werden sollte. [82] Wenn die reiche Erbtochter einen hochrangigen Habenichts in prekärer Lage heiratete, dann nur unter der Bedingung, dass sie die Herrschaft über ihre Länder dadurch unter keinen Umständen aus der Hand gab.

Zuvor war ein Ehevertrag aufgesetzt worden.[83] Er unterschied sich in der Struktur nicht von dem, was in anderen Ständen üblich war, wenn es um die Eheschließung, das heißt um

einen umfangreichen Gütertransfer zwischen Familien und Generationen ging. Festgelegt wurde, was beide Seiten in die Ehe einbrachten und was der eine jeweils für sich behielt, falls der andere starb. Das war zuallererst die Mitgift der Braut und die ebenso hohe Gegengabe des Bräutigams, die sogenannte *Widerlag*, die sich nur in der Höhe von der in anderen Ständen unterschied; beide betrugen 150.000 Gulden. Darüber hinaus enthielt der Vertrag ein ausführliches Inventar aller

eingebrachten beweglichen Güter. Festgelegt wurden auch Maria Theresias potentielle Witwensitze, wobei man sowohl Commercy in Lothringen als auch Siena im Großherzogtum Toskana in Aussicht nahm, denn formal hatte Franz Stephan ja auf Lothringen noch nicht verzichtet. Schließlich wurde auch geregelt, wie die Kinder aus der Ehe zu versorgen seien, insbesondere dann, wenn einer der Eheleute später noch einmal heiraten sollte.

Nach den hochformellen Präliminarien kehrte Franz

Stephan wieder in seine Residenz als kaiserlicher Statthalter nach Pressburg zurück, allerdings für nicht einmal zwei Wochen. Es galt eine minimale symbolische Frist zwischen Brautwerbung und *Beylager* einzuhalten. Dieser kurzen Trennung sind drei eigenhändige Briefe Maria Theresias zu verdanken, geschrieben an drei aufeinanderfolgenden Tagen, die ersten überlieferten Quellen, die sie ganz selbst verfasst hat und die zum ersten Mal einen Blick auf ihre Existenz jenseits der höfischen Vorderbühne erlauben. Es gibt

deshalb kaum Selbstzeugnisse von ihr, die berühmter wären. Mit den drei kurzen Briefen antwortete sie auf Briefe des Verlobten, die sich leider nicht erhalten haben. Dabei sprach sie ihn ganz förmlich mit *Durchleuchtigster Herzog, villgeliebter Bräutigamb* an und blieb im Wesentlichen auf dem Boden konventioneller Höflichkeitsformeln: *Ist wol gutt, das nicht auf lange ist, und hoffe, das es ins künftige zu einer beständigeren und gewünschtern einigkeit dienen wird*, oder: *indeme recht von hertzen auf Eüer liebden so*

obligeante und complimentose brief antworte, wüntsche eine glickliche reis und guttes wetter.
Unterzeichnet ist stets mit *Eüer liebden getreüeste braut Maria Theresia.* In einem französischen Zusatz unter dem ersten Brief schlug sie allerdings einen ganz anderen, spielerischen, vertrauten und liebevollen Ton an als in dem schwerfälligen und steifen Deutsch: *j'etois en peine comme une pauvre chienne* – wie ein armes Hündchen sehne sie sich nach seiner Nachricht. Unterzeichnet war mit *adieu mäusl, je vous embrasse de*

tout mon coeur, menagez vous bien, adieu caro viso, je suis la votre sponsia dilectissima – Adieu Mäusl, ich umarme Euch von ganzem Herzen, lebt wohl, adieu liebes Antlitz, ich bin Eure Euch über alles liebende Braut. [84]

Der Kontrast zwischen der strengen Form des Brautwerberituals und dem intimen Ton dieses Briefs führt noch einmal vor Augen, dass es bei Hof zwei verschiedene Sphären gab, die formelle Vorder- und die informelle Hinterbühne. In der Sicht der bürgerlich-nationalen

Historiographie verhielten sich diese beiden Sphären zueinander wie Schein und Sein, wahr und falsch, Heuchelei und Authentizität. In den Brautbriefen suchten die Historiker den «eigentlichen», innersten Kern der Person zu erfassen. Diese Sicht erscheint uns auch heute noch ungemein plausibel, weil uns das höfische Zeremonienwesen vollkommen fremd geworden ist, während das Ideal des autonomen Individuums den Kern des modernen Wertesystems darstellt. Diese Sicht ist aber einseitig und

unvollständig; sie steht dem Verständnis der vormodernen höfischen Verhältnisse eher im Wege. Brautwerberitual und Brautbriefe gehörten nicht zwei verschiedenen Welten an. Vorder- und Hinterbühne des Hofes waren zwei Seiten derselben Medaille. Maria Theresia war es von klein auf gewohnt, sich zwischen beiden Bühnen hin und her zu bewegen und dabei zwischen zwei verschiedenen Verhaltensstilen zu wechseln. Dafür sind diese bemerkenswerten Brautbriefe ein frühes Zeugnis.

Die eigentliche *Copulation*, die Zusammenführung, fand am 12. Februar 1736 statt.[85] Ganz anders als bei heutigen Royal Weddings spielte sich das Geschehen keineswegs unter den Augen der allgemeinen Öffentlichkeit ab, sondern innerhalb der Hofburg, die man zuvor sorgfältig abgeriegelt hatte: *Notandum daß am Tag der Copulation von 12. Uhr mittags biß andern Tags umb besagte Stund alle zugäng in die Kayl. Burgg- und Hoff-Kirche gespörrt, und hinnach auf die Posten Commissarien von Kayl.*

Cammerern, Truchsässen, Statt-Garde officiren, und gemeine Soldaten aufgestellet worden.[86] Die Trauung vollzog sich in ganz ähnlicher Weise wie zuvor die Brautwerbung vor einer rein höfischen Öffentlichkeit. Das gemeine Volk erfuhr davon nur indirekt durch die akustische Symbolik der Kanonenschüsse, Gewehrsalven, Pauken und Trompeten.

Erst am Nachmittag des Hochzeitstages um vier Uhr kam der Bräutigam aus Pressburg mit der Postkutsche in Wien an. In der

Antekammer des Kaiserappartements versammelte sich der hohe Adel in prächtiger Galakleidung, der Hofstaat des Bräutigams hingegen im Appartement des Oberstkämmerers, wo der Bräutigam von seinen Kämmerern entkleidet und anschließend neu eingekleidet wurde, und zwar ganz in Weiß, mit einem weiß-silbernen Mantelkleid, der Ordenskette des Goldenen Vlieses und weißem Federhut, selbst Schuhe und Strümpfe waren weiß. Auf Einladung des kaiserlichen

Kammerfouriers machte er sich, die wohlgeordnete Prozession seiner Kavaliere und Offiziere vorweg, auf den Weg zur kaiserlichen Retirade, wo die Braut, ebenfalls in weißem Kleid und kostbarem Schmuck, die Brauteltern und der sorgsam nach Rang aufgereihte Hofstaat warteten.[87] Nach dem Austausch zeremonieller Komplimente zog die ganze Gesellschaft wiederum in streng geordneter Reihenfolge durch die von Hartschieren und Trabanten gesäumte Ritter- und Wachtstube und einen verdeckten Gang in die

Hofkirche der Augustiner, wo die Trauung stattfand.

Die Ehe war (und ist) nach katholischer Auffassung ein Sakrament, das die beiden Brautleute einander gegenseitig spenden – nicht der Priester. Seit dem 13. Jahrhundert galt nach kirchlichem Recht der unerschütterliche Grundsatz, dass allein der Wille der beiden Brautleute die Ehe konstituiere, und zwar in ritueller Form manifestiert durch Wort, Ringtausch und *commixtio carnalis*, zu Deutsch *fleischliche Vermischung*.

Nach kanonischem Recht waren streng genommen weder der priesterliche Segen noch die Zustimmung der Eltern unerlässlich für das Zustandekommen einer Ehe. Mit der sozialen Realität hatte das aber wenig zu tun; tatsächlich war die Eheschließung eine Angelegenheit der beiden Familienverbände, und zwar umso mehr, je mehr dabei wirtschaftlich und politisch auf dem Spiel stand. Die Art und Weise, wie die Trauung vollzogen wurde, brachte diese Spannung zwischen kanonisch vorgeschriebener freier

Willensbekundung der Braut und elterlicher Autorität über die Tochter sehr schön zum Ausdruck. Nachdem der päpstliche Nuntius zuerst dem Bräutigam das Ehegelöbnis auf Latein vorgelesen und dieser mit *volo*, *ich will*, geantwortet hatte, wurde Maria Theresia gefragt, ob sie Franz Stephan von Lothringen zum Mann nehmen wolle. *Worauf als dieselbe, nach deme Sie vorhero von des Kaysers, und Ihrer Kayl. Frauen Mutter M[ajestäten], gegen welche Sie Sich zu diesem Ende mit einer tieffen Reverentz gewendet, dazu*

mitels eines Winckens, die gnädigste Erlaubnus erhalten, mit volo ingleichen geantwortet.[88] Diese symbolische Geste der Unterwerfung unter den elterlichen Willen hatte ja auch schon bei der Brautwerbungsszene eine tragende Rolle gespielt. Auch jetzt wurde das wieder penibel dokumentiert und selbst den Lesern des Wiener Diariums nicht vorenthalten. Denn eine Herrscherdynastie konnte nicht zulassen, dass bei einer Heirat der autonome Wille der Tochter im Zentrum stand, auch nicht symbolisch. Es folgten der

Ringtausch, der Nuntius segnete die Ehe *im Angesicht der Kirche*, dann intonierte er das *Te Deum*, Pauken und Trompeten setzten ein, die Stadtgarde löste das Gewehr und die sechzig auf den Basteien rings um die Stadt aufgestellten Kanonen wurden zum ersten Mal abgefeuert. In einem Klang-Kokon zog die Prozession in derselben Ordnung wieder durch die Kirche über die breite Stiege und den hölzernen Gang zurück in die Burg und die kaiserliche Retirada. Abends fand eine *offene Tafel* statt, bei der gemäß spanischem Hofzeremoniell

allein das Kaiserpaar, das Brautpaar und die drei Mitglieder der Kaiserfamilie Platz nahmen und speisten, während die ganze Hofgesellschaft um sie herumstand und die höchsten Hofbeamten den rituellen Tafeldienst leisteten (Farbtafel 3).[89] Schließlich führte die Hochzeitsgesellschaft das Brautpaar nach altem Brauch zum *Beilager* in sein Appartement, wo das Brautbett stand. Dann zog sich die Gesellschaft zurück, und nur die Brauteltern blieben, um dem Paar beim Entkleiden zu helfen. Auf diese Weise gaben sie symbolisch

ihren Segen zur deren *fleischlicher Vermischung*, die die Eheschließung erst vollendete.[90] Am folgenden Tag fand ein Hochzeitsgottesdienst statt, an dem diesmal auch Minister, Geheime Räte und Kämmerer teilnehmen durften. Es wurde große Gala angesagt und die vom Hofdichter Metastasio eigens geschriebene Oper aufgeführt.[91] Der dritte Tag war zugleich der letzte Tag des Karnevals, so dass die Feierlichkeiten mit einem Maskenball endeten. Am Aschermittwoch war alles vorbei. Wenig später opferten die

Brautleute in der Wallfahrtskapelle Mariazell vor dem wundertätigen Gnadenbild ein brillantbesetztes goldenes Herz, um sich den Beistand Mariens für eine glückliche und fruchtbare Ehe zu sichern.

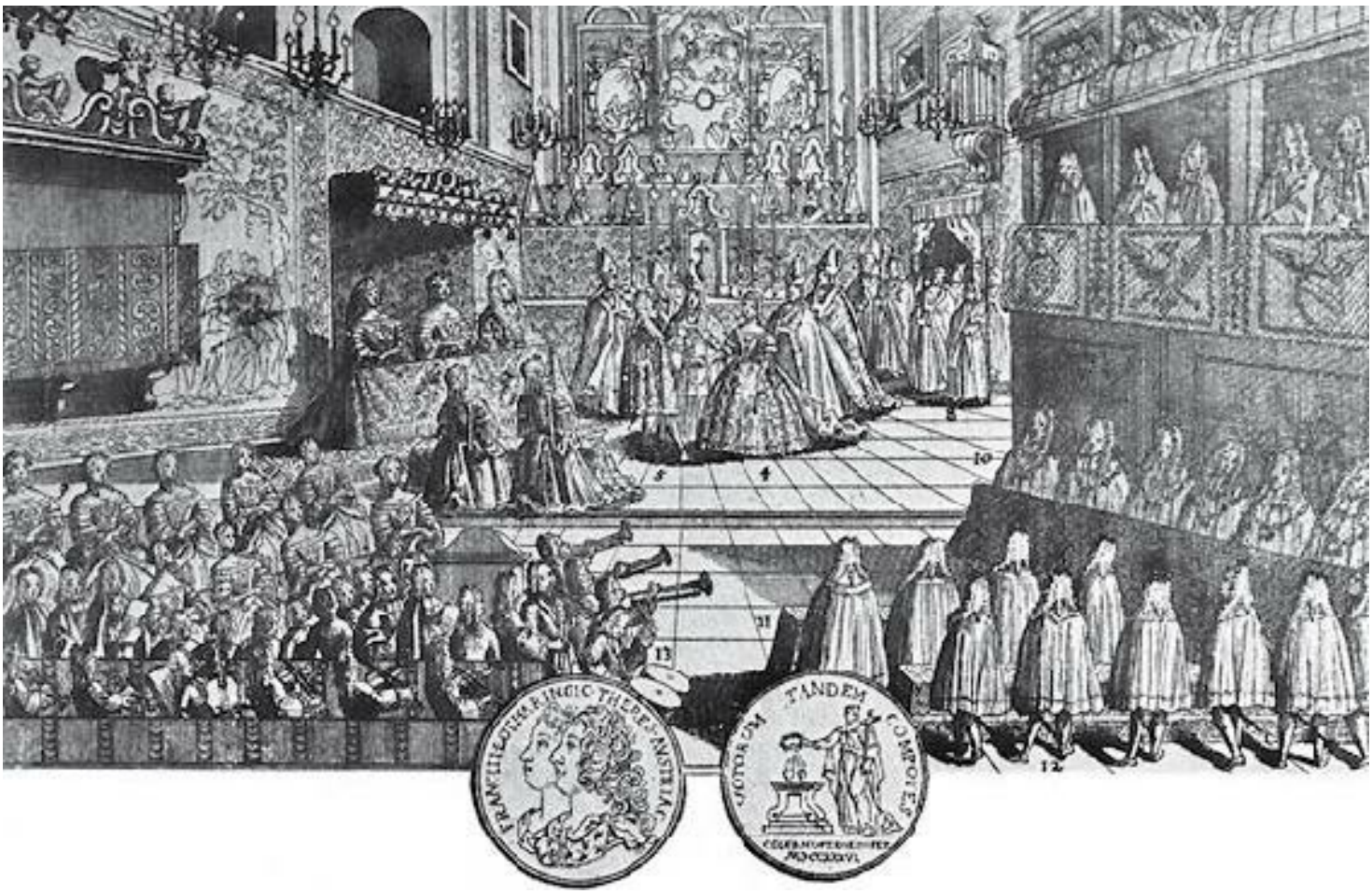


Abb. 5: Trauung Maria Theresias und Franz Stephans von Lothringen in der Augustinerkirche in Wien am 12. Februar 1736. Kupferstich von Elias Böck, 1736

Doch so harmonisch, wie es auf dem Bild aussieht, verliefen die Hochzeitsfeierlichkeiten nicht.[92] Der Nuntius hatte sich schon im Vorfeld mit dem Wiener Erzbischof um den Rang gestritten, so dass Letzterer, weil er unmöglich nachgeben konnte, wohl oder übel der Feier ganz fernblieb. Noch unerfreulicher war, dass an der ganzen Hochzeit offiziell kein einziges Mitglied des Hauses

Lothringen teilnehmen konnte. Franz Stephans Bruder Karl war zwar im Hintergrund als Zuschauer körperlich anwesend, aber nur inkognito, das heißt, für das Zeremoniell galt er als abwesend und wurde wie Luft behandelt. Das war kein Einzelfall. Die Anwesenheit der lothringischen Familie am Kaiserhof stellte den Obersthofmeister grundsätzlich vor fast unlösbare Schwierigkeiten. Die Ursache war ein für die ganze Epoche charakteristisches politisches Strukturproblem, die zunehmende Spaltung zwischen

denen, die zum exklusiven Kreis der Souveräne gehörten, und solchen, die aus diesem Kreis ausgeschlossen blieben. Der Königstitel machte den Unterschied.[93] Wie alle Fürsten, die keine *gekrönten Häupter*, also nicht zu Königen gesalbt und gekrönt waren, hatten auch die Herzöge von Lothringen ein solches Statusproblem. Sie beanspruchten, trotzdem als königliche Majestäten behandelt und angesprochen zu werden, was ihnen die anderen, ‹echten› Könige aber in der Regel verweigerten.

Das höchste Ziel aller ungekrönten Fürsten war es daher, sich auf irgendeine Weise einen Königstitel zuzulegen, um als Souveräne zu gelten, was einige von ihnen – wie die Kurfürsten von Brandenburg – auch geschafft hatten, andere aber nicht. Dazu gehörten die Lothringer. Deshalb behielten sie als späte Nachkommen des Kreuzfahrers Karl II. von Anjou immer noch den Phantomtitel eines Königs von Jerusalem bei, obwohl die letzten Reste dieses Reiches schon Ende des 13. Jahrhunderts von den Mameluken erobert

worden waren. Die anderen Souveräne, allen voran der Papst, erkannten das aber nicht an und verweigerten den Lothringern die *honores regii*, die königlichen Ehren. Wenn diese also keine empfindliche Kränkung hinnehmen wollten, blieb ihnen nichts anderes übrig, als dem Nuntius und den königlichen Botschaftern entweder ganz aus dem Weg zu gehen oder sich nur inkognito am Hof aufzuhalten. Für Franz Stephan selbst gab es diesen Ausweg seit der Hochzeit selbstverständlich nicht mehr. Das wurde vor allem später

zum Problem, als Maria Theresia den Thron bestiegen hatte und Königin von Ungarn und Böhmen geworden war, also einen eindeutig höheren Rang einnahm als ihr eigener Ehemann. Sie musste sich dann bei öffentlichen Akten stets entscheiden, wen sie lieber dabei haben wollte, den Nuntius oder den Gatten, denn beide durften sich nicht über den Weg laufen.[94] Das war der Preis dafür, dass sie als ranghöchste europäische Erbtochter mit dem Herzog von Lothringen einen dynastischen Zwerg geheiratet

hatte.

Der höfische Kosmos

Die Heirat veränderte Maria Theresias Status grundlegend, so wie es für die Frauen in allen Ständen galt. Sie war nun nicht mehr Erzherzogin von Österreich, sondern Herzogin von Lothringen und seit Oktober 1737, nachdem der Letzte aus dem Haus Medici gestorben war, Großherzogin der Toskana. Üblich war in allen Ständen, dass eine Ehefrau das

Haus ihrer Eltern verließ und mit dem Ehemann einen eigenen Hausstand gründete oder an dessen Heimathof zog. Da Franz Stephan aber zum Zeitpunkt der Hochzeit im Begriff war, sein ererbtes Land aufzugeben, ohne schon ein neues dafür eingetauscht zu haben, blieb Maria Theresia mit ihm in ihrem Elternhaus – eine absolut ungewöhnliche Konstellation. Maria Theresia wurde fortan am Wiener Hof zeremoniell wie die Gattin eines auswärtigen Souveräns behandelt. Wie diesen redete man auch sie mit *Votre*

Altesse Royale, *Ihre Königliche Hoheit*, an, hielt also die Fiktion einer souveränen Monarchie Lothringen aufrecht, die mittlerweile weniger Realitätsgehalt hatte denn je.[95] Maria Theresias neuer Status als Ehefrau wurde dadurch markiert, dass sie in die *lothringischen* Gemächer umzog und einen *lothringischen* Hofstaat erhielt, der von der Ersten Hofdame bis hinunter zum Kammerheizer rund dreißig Personen umfasste.[96]

Der Kaiserhof war ein sozialer und wirtschaftlicher Kosmos von

ungeheuren Ausmaßen, der um die Herrscherfamilie als Zentrum kreiste.[97] Die Zeitgenossen stellten beeindruckt fest, man könne *nicht leicht anderswo einen solchen nombreusen Hof* von solcher *Splendeur und Magnificence* finden, was den hohen Rang der anwesenden Adeligen und die Zahl der festen Chargen anging.[98] Alles in allem bildeten diesen Kosmos etwa zweitausend Menschen von sehr verschiedenem Status, die sich alle vom Hof Vorteile erhofften. Eine genaue Zahl lässt sich allerdings nicht

nennen, denn es gab ganz unterschiedliche Grade der Zugehörigkeit. Wie es einem adeligen Familienhaushalt entsprach – und anders als in einer modernen Organisation wie einer Behörde oder einem Betrieb –, gab es engere und weitere Kreise um die Familie herum: Verwandte, Gesinde, adelige, geistliche und bürgerliche Amtsträger, Besucher und Bittsteller; es gab Menschen, die mit der Herrscherfamilie unter einem Dach wohnten, und solche, die dort nur zeitweise ihren Dienst versahen; es gab Amtsinhaber mit

und solche ohne Besoldung. Die Ränder des Hofes fransten aus, die Grenzen zur Außenwelt waren fließend.

Der Kern des Hofes war der Hofstaat, der über alle Maßen wuchernde Haushalt der Herrscherfamilie, der für die Dienste in Küche und Keller, Kammer und Stall zuständig war. [99] Diese Dienste bei feierlichen Gelegenheiten in Person symbolisch-rituell zu versehen war ein altehrwürdiges adeliges Privileg, das die unmittelbare Nähe des Inhabers zum Thron, seine

Zugehörigkeit zur *familia* demonstrierte. Die adeligen Amtsinhaber übten diese Dienste außer bei ganz besonderen Solennitäten nicht selbst aus, sondern leiteten die entsprechenden Stäbe: Der Obersthofmeister stand an der Spitze des Ganzen, er war für die «Organisation der Organisation»[100] zuständig. Der Obersthofmarschall war Richter über das gesamte Hofgesinde, der Oberstkämmerer war Herr über Tafel und Kammer, hinzu kamen Oberststallmeister,

Oberstjägermeister und Oberstfalkenmeister. Sie geboten über Scharen von Dienern und Dienerinnen, von Edelknaben und Kammerfräulein, über all die Hofgeistlichen und Hofgelehrten, die Hofkünstler und Hofhandwerker, all die Türhüter und Tapezierer, Mundköche und Zuckerbäcker, Herolde, Hartschiere und Trabanten, Lakaien, Heyducken, Läufer und Sesselträger, Musiker, Sängerinnen und Sänger, Tanz-, Sprach- und Fechtmeister, Zimmerwärter und Gärtner, Kutscher und

Sattelknechte, die Futter- und Quartiermeister, Sekretäre und Dolmetscher, Schreiber und Zahlmeister, Inspektoren, Revisoren und Expeditoren und so weiter und so weiter in schier unendlichen Reihen – alle sorgfältig geordnet nach Stäben und Rängen, vom Höchsten bis zum Geringsten: vom Obersten Silberkämmerer bis zum Kesselreiberjungen, vom Schlosshauptmann bis zum Steckenknecht, vom Hofprediger bis zur Kapellwäscherin, vom Oberstjägermeister bis zum Jungen

für die Wind- und Wachtelhunde. Staunenswert war das Ausmaß der Spezialisierung in den Künsten und Handwerken: Es gab den mathematischen Instrumentenmacher, den Kompassmacher, den Kammerbarometermacher und den Kammeruhrmacher, es gab den Edelgesteinbohrer, den Beinstecher, den Kristallschneider und den Spiegelmacher, den Hofvergolder, den Gold- und Perlensticker und die Knopfmacherin. Der Hofstaat wurde vor allem dadurch vermehrt,

dass jedem höheren Amtsträger seinerseits eigene Bediente zur Verfügung standen: Selbst die Hofpatres hatten ihren eigenen Tafeldecker und dieser noch einen Tafeldecker-Adjunkten. Die Dienste für die hohen Herrschaften waren zu äußerster Feinheit ausdifferenziert: Die Haubenhefterin war nur für das Anlegen von Maria Theresias Haube zuständig, die Leibkröserinnen kümmerten sich nur um das Bügeln der Spitzenwäsche,[101] und wenn noch irgendeine Aufgabe im

Frauenzimmer übrig war, für die es keine spezielle Amtsträgerin gab, so hatte man dafür ein *Frauenzimmer Extramensch* oder ein *Extraweib*.[102]

Sie alle gemeinsam bildeten den *Hofstaat* im engeren Sinne, die Dienerschaft der Herrscherfamilie. Eine grundlegende ständische Kluft trennte allerdings die Inhaber adeliger Hofämter vom nichtadeligen Hofgesinde. Doch adelige wie nichtadelige (höhere) Amtsinhaber hatten miteinander gemeinsam, dass sie auf den Etatlisten des Hofzahlamts standen

und im jährlichen *Kayserlichen Hof- und Ehrenkalender* verzeichnet waren, dem Herrscher einen Eid geschworen hatten und ihm in einem persönlichen Dienstverhältnis verpflichtet waren. Wie sehr es sich dabei um ein persönliches, kein sachlich-abstraktes Verhältnis handelte, ist daran zu erkennen, dass es beim Tod des Herrschers erlosch und von seinem Nachfolger neu begründet werden musste.

Außer denen, die auf den offiziellen Besoldungslisten standen, gehörten auch Personen

dem Hofstaat an, die keine Besoldung erhielten und sich nur vorübergehend der Ehre wegen dort aufhielten. Dazu zählten zum Beispiel die zwei- bis dreihundert kaiserlichen Kämmerer. Wer diesen Titel trug, hatte zwar nur jeweils vier Wochen pro Jahr tatsächlich Dienst zu tun und lebte in der übrigen Zeit fernab des Hofes irgendwo in den Erbländern. Doch der Titel war äußerst wertvoll, denn die Kämmerer hatten potentiell jederzeit Zutritt zum Hof, was sie symbolisch durch den höchst begehrten goldenen

Schlüssel am Gürtel zur Schau stellten. Viele andere Menschen hielten sich auch ohne Amt kürzer oder länger am Kaiserhof auf: etwa Verwandte des Herrscherhauses, nachgeborene Söhne des hohen Adels aus dem Reich, junge Herren auf ihrer Kavalierstour und, nicht zu vergessen, die ständigen Gesandtschaften der auswärtigen Potentaten. Jeder durchreisende Adelige suchte der Kaiserfamilie seine Aufwartung zu machen, um später davon berichten zu können, wie der Baron de Montesquieu im Jahr 1728: *Ich hatte die Ehre, die*

Hand des Kaisers und der Kaiserin zu küssen. Ich sah ihnen bei der Mahlzeit zu.[103] Die soziale Attraktivität des Hofes besaß eine sich selbst verstärkende Dynamik: Je mehr Adelige schon allein der Ehre wegen kamen, desto mehr steigerten sie ihrerseits die Anziehungskraft des Hofes. Denn die europäischen Potentaten standen in einer unausgesprochenen Konkurrenz zueinander, einer Konkurrenz nicht nur um die besten Architekten, Maler und Bildhauer, die virtuosesten Komponisten,

Kapellmeister und Sänger, sondern auch um die höchstrangigen Fürsten und Fürstinnen, Damen und Herren, die sie anzuziehen vermochten. Wenn auch der Wiener Hof an materieller Pracht hinter Versailles zurückbleiben mochte, so galt er doch in sozialer Hinsicht für viele als der attraktivste Ort in Europa: Dort hielten sich auf engstem Raum die meisten und höchstrangigen Adeligen auf und *erhöhten dessen Pracht ungemein*.[104]

Doch der Hof war nicht nur ein erweiterter dynastischer

Großfamilienhaushalt, er war zugleich die Spitze der Herrschaft über die Länder. Die Sphäre der *Politik* hatte sich zwar nach und nach aus der Sphäre des Haushalts, des *oikos*, heraus entwickelt, doch sie gehorchte noch immer einer ähnlichen sozialen Logik. Beide, Hofökonomie und Landesökonomie, hingen zusammen. Nichts anderes war ja gemeint, wenn sich der Herrscher als Landesvater, die Herrscherin als Landesmutter bezeichnete. Die Herrschaft im Land über die Untertanen ähnelte der Herrschaft

im Haus über Frau, Kinder und Gesinde – jedenfalls sprach man darüber in derselben Sprache, mit denselben Begriffen. Der Wiener Hof war der Ort – oder sollte es jedenfalls idealerweise sein –, wo die Fäden der Regierung über die verschiedenen Länder zusammenliefen, wo die Verwaltung der Ressourcen angesiedelt war, wo im Namen des Landesherrn Recht gesprochen wurde, wo die Armeen aufgestellt und dirigiert wurden, wo die Gesandten auswärtiger Mächte die Interessen ihrer Prinzipalen zur

Geltung brachten – mit anderen Worten: das Zentrum dessen, was man im 18. Jahrhundert als ‹Staat› zu bezeichnen begann, mit verschiedenen Hofkanzleien, der Hofkammer, dem Hofkriegsrat und zahllosen weiteren Kommissionen, Räten und Konferenzen.
Tatsächlich handelte es sich um ein seit Jahrhunderten wucherndes Dickicht von Institutionen mit manchen halb abgestorbenen Ästen und zahlreichen neuen Trieben, undurchdringlich mit seinen vielfach einander überlappenden Zuständigkeiten, Konkurrenzen

und Sonderrechten.[105] Dieses Geflecht hatte sich seit dem Mittelalter unaufhörlich weiter verzweigt; es war bevölkert von Heerscharen gelehrten und ungelehrten Personals. Denn wenn neue Ämter eingeführt wurden, schaffte man die alten keineswegs einfach ab, sondern ließ sie mit Titel, Rang und meist auch Gehalt weiterbestehen. Die Spitzenbeamten verfügten ihrerseits über eine schier endlose Zahl von Bediensteten, Sekretären, Konzipisten, Kanzlisten, Expeditoren und Registratoren.

Schließlich war der Wiener Hof aber nicht nur der Ort, wo der habsburgische Landesherr über seine zahlreichen Stammländer herrschte, sondern zugleich auch der Ort, an dem er als Kaiser und Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation residierte, als höchster Richter und oberster Lehnsherr. Auch für diese Funktionen gab es separate Institutionen, den Reichshofrat und die Reichsvizekanzlei.[106] Über all dem hatte sich schließlich eine informelle Versammlung der engsten Ratgeber des Herrschers

etabliert, die Hofkonferenz, die in allen wichtigen Angelegenheiten konsultiert wurde – sei es in Sachen des Hauses und der Dynastie, der Länder, des Reiches oder der Beziehungen zu auswärtigen Potentaten. Denn alle diese Bereiche ließen sich keineswegs klar auseinanderhalten. Der Hof war kein bürokratischer Apparat mit eindeutigen Zuständigkeiten, klaren Befehlsketten und festgelegten Karrierestufen. Es kennzeichnete ihn vielmehr, dass wirtschaftliche, rechtliche, politische und auch religiöse

Funktionen aufs Engste miteinander zusammenhingen und ein und derselben sozialen Logik gehorchten. Diese Logik war eine Logik der persönlichen Gunst.

Die Logik der Gunst

Menschen aller Stände erhofften sich Vorteile vom Hof, ob sie das Amt des Obersilberkämmerers, die Würde eines Reichshofrats oder eine Anstellung als Waschfrau im Auge hatten, denn es *erstrecket sich die Allerhöchste Gnade von denen*

Vornehmsten des Hofs, biß auf den geringsten Laquayen oder Kutscher. [107] Der Hof war das Zentrum eines allumfassenden Gunst- und Gabensystems. Er war das Nadelöhr, durch das die Fäden zur Umverteilung der materiellen und immateriellen Ressourcen des gesamten habsburgischen Herrschaftsbereichs liefen. Ein Hofkritiker wie der Frankfurter Kaufmann Johann Michael von Loen sprach verächtlich von *der unzählbaren Menge vornehmer und geringer Bettler, die sich aus allen Orten und Enden der Welt am*

kayserlichen Hof melden […]. Alles flehet die kayserliche Majestät um Gnad und Beystand an.[108]

Die Güter, die man sich vom Kaiserhof erhoffte und um die man dort konkurrierte, waren ganz verschiedener Art. Zum einen waren es materielle Gaben, sowohl in Form von Gnadengeldern und Pensionen als auch in Form besonderer Geschenke: vom abgelegten Kleid für das Kammerfräulein über das Kaiserporträt mit Brillantbesatz für den Gast aus dem Ausland bis hin zum herrschaftlichen Landgut für

den verdienten Obersthofmeister. Zum Zweiten waren es Ämter aller Art: weltliche Ämter im Hofstaat, in Justiz und Verwaltung, in Militär und Diplomatie, und nicht zuletzt auch die Vermittlung geistlicher Pfründen – oder wenigstens zuerst einmal die Anwartschaft auf solche Ämter und Pfründen. Zum Dritten erhoffte man sich vom Hof alle möglichen Privilegien und Freiheiten: Sonderrechte aller Art, sowohl Konzessionen für die Ausübung aller erdenklichen Tätigkeiten als auch Befreiungen von Pflichten und Lasten. Doch die

Güter, zu denen man sich am Hof Zugang zu verschaffen suchte, waren keineswegs nur materieller Art; es waren auch und vor allem symbolische Güter, für die man seinerseits bereit war, erhebliche Summen zu bezahlen: etwa für die Verleihung des Kämmererschlüssels oder des Geheimratstitels, den Erwerb eines Adelsbriefs, die Aufnahme in die Ehrengarde, den Sternkreuzorden oder den Orden vom Goldenen Vlies – Standeserhöhungen und Ehrentitel, die den Glanz des eigenen Hauses vermehrten und die eben nur am

Kaiserhof und nirgendwo sonst zu haben waren.

Zu den symbolischen Gütern, die der Aufenthalt dort verschaffte, zählte außerdem der Erwerb eines standesgemäßen Habitus. Denn der Kaiserhof war auch eine hochexklusive Bildungs- und Erziehungsanstalt. Die Söhne und Töchter der erbländischen Adelsfamilien, die als Edelknaben und Kammerfräulein bei Hof lebten, lernten dort von der anmutigen Körperhaltung bis zur manierlichen Konversation alles, was zum adeligen Habitus

dazugehörte und schwerlich aus Büchern zu lernen war, jedenfalls dann nicht, wenn es in Fleisch und Blut übergehen sollte. Adelige katholische Töchter hatten – abgesehen von Klosterschulen – kaum einen anderen Ort der standesgemäßen höheren Bildung als den Hof.[109] Sie traten meist mit achtzehn Jahren in den Hofdienst ein und blieben dort, bis sie heirateten. Das geschah oft durch direkte Vermittlung und nicht ohne die Erlaubnis der kaiserlichen Familie. Für junge Männer von Adel war es ein höchst

vorteilhafter Karriereschritt, ein kaiserliches Kammerfräulein zu heiraten. Der Hof war mithin auch der prominenteste adelige Heiratsmarkt in den Erbländern und im ganzen Reich, mehr noch: der wichtigste Ort schlechthin, um standesgemäße soziale Kontakte zu knüpfen.

Aus all diesen Gründen war es von essentiellem Wert, am Hof – wenigstens zeitweise – persönlich anwesend zu sein.[110] Der Hof war der Ort, wo man sein Glück machen konnte, gleich, welchem Stand man angehörte. Doch die

Logik des Hofes war ambivalent: So viele Güter es dort zu gewinnen gab, so groß war andererseits das Risiko zu scheitern. Denn die Zahl derer, die um diese Güter konkurrierten, war groß, und die Regeln, nach denen die Güter verteilt wurden, waren nicht formalisiert. Der soziale Kosmos des Hofes beruhte vielmehr auf persönlichen Beziehungen. Alle Gaben, die am Hof zu haben waren, erschienen direkt oder indirekt als Ausfluss herrscherlicher Freigiebigkeit, als freiwillig von der *Allerhöchsten Majestät*

gespendete Gaben, die die Empfänger zu umfassender Dankbarkeit, *Reconnaissance* und Loyalität verpflichteten.

Doch das höchste Gut in dieser Gesellschaft, die persönliche Gunst des Herrschers, die Zugang zu allen anderen Gütern versprach, war knapp, schwankend und vergänglich. Das elementare Charakteristikum des Hofes als Sozialsystem war deshalb seine hohe Instabilität und seine begrenzte Berechenbarkeit. Es kennzeichnet ja die Gnade im Gegensatz zum Recht, dass sie aus

freien Stücken gewährt wird und jederzeit wieder entzogen werden kann. Das machte den Hofdienst riskant, und zwar desto mehr, je weiter oben man in der sozialen Hierarchie angesiedelt war. Gerade für Adelige war dieser Dienst unter finanziellem Aspekt zwiespältig. Während das niedrige Hofgesinde und auch die Mitglieder der Behörden in der Regel ein festes Gehalt bezogen, von dem sie recht gut leben konnten, waren die Saläre der hohen adeligen Amtsträger relativ niedrig und wurden zudem kaum je regelmäßig

und pünktlich gezahlt. Je höher man in der höfischen Ämterhierarchie stand, desto weniger konnte man sich auf sichere finanzielle Entlohnung verlassen. Die Monarchen pflegten sich ungern festzulegen, sowohl was die Höhe als auch was den Zeitpunkt der Gegenleistungen anging, die sie dem Adel für seine Dienste zukommen ließen. Karl VI. zog es vor, einem verdienten hohen Amtsinhaber ein brillantbesetztes Porträt im Wert von 15.000 Gulden zu schenken, als ihm sein festes jährliches

Gehalt von nur 2000 Gulden auf Dauer zu erhöhen.[111] Denn das ließ seine Gabe als freiwilliges Gnadengeschenk erscheinen, als Ausdruck souveräner Großzügigkeit und persönlicher Freundschaft, und nicht als etwas, worauf der Belohnte einen regelmäßigen, gar einklagbaren Anspruch hatte. Daher waren adelige Amtsträger meist gezwungen, die Aufwendungen für ihre Amtsführung teilweise aus eigenem Vermögen zu finanzieren, in der vagen Hoffnung auf spätere reiche *Recompensation*. Zudem waren sie

genötigt, einen *großen Aufzug* zu unterhalten: Kleidung, Schmuck, silbernes Tafelgeschirr, Pferde, Kutschen, Bedienstete – je höher das Amt, desto mehr galt es im standesgemäßen Prunk nicht hinter den Standesgenossen zurückzubleiben. Der Aufwand an Luxus war keineswegs ins Belieben der Einzelnen gestellt; vielmehr musste, wer zu Galatagen erscheinen wollte, einer vorgeschriebenen Kleiderordnung folgen, um *zu decor des allerhöchsten hofes* beizutragen. [112] Das machte die hohen

Hofämter zu einer extrem kostspieligen Sache. Wenn die Adeligen sich trotzdem darauf einließen, anstatt auf ihren Landgütern ein weniger anstrengendes und weniger ruinöses Leben zu führen, dann hatte das zwei Gründe: Zum einen war der Hof, das Zentrum aller *splendeur* und *magnificence*, *der* Ort, an dem leben musste, wer zur Spitze der sozialen Hierarchie dazugehören wollte. Dort spielte – im wörtlichen wie im übertragenen Sinne – die Musik. Der Kaiserhof ließ etwas von seinem Glanz auf

all diejenigen abstrahlen, die sich in seinem Umkreis aufhielten, so dass man sich das gern etwas kosten ließ. Zum anderen besaß das verschwenderische Leben am Hof durchaus seine eigene ökonomische Rationalität. Denn all die Beziehungen, die sich nur dort knüpfen ließen, all die Ehren, die einem nur dort vor aller Welt zuteil werden konnten, stellten ein soziales und symbolisches Kapital dar, das, so hoffte man, irgendwann einmal materielle Zinsen abwerfen würde, sei es in Form vorteilhafter

Heiratsverbindungen oder einträglicher Güter und Pfründen für sich und seine Nachkommen. Diese generationenübergreifende Strategie des Adels erforderte allerdings hohe finanzielle Investitionen und einen sehr langen Atem. Der Fürst verpflichtete sich die hochadeligen Diener gerade dadurch dauerhaft, dass er mit seiner Gegenleistung auf sich warten ließ. Nicht erst die Gaben selbst waren es, die den Höfling zum Dienst veranlassten, sondern die *Erwartung* dieser Gaben. Dieses System war nicht

gegen Enttäuschung gefeit; es barg für den Höfling ein hohes Risiko. Dass die Wohltaten des Hofes langsam, die Ungerechtigkeiten hingegen schnell erfolgten, war ein geflügeltes Wort. So bemerkte ein Kritiker sarkastisch: *Das kurtze Leben der Menschen mag auch vil Schuld daran seyn, daß große Herrn außer Stand gesetzt werden, ihre Danckbarkeit thätig zu bezeugen. Wenigstens sollte man disen Schluß machen müssen, wann man von einem, der sich alt, lahm, arm und todt gedient hat, den Nachruhm bey Hof erschallen hört: Wenn der Mann*

noch länger am Leben geblieben wäre, würde man ihn reichlich belohnt haben. [113]

Die herrscherliche Gunst war nicht nur schwankend und unberechenbar, sondern auch eine grundsätzlich knappe soziale Ressource. Gunst beruhte auf persönlicher Nähe, Zuneigung und Vertrauen. Sie konnte daher nicht an jedermann und gleichmäßig gespendet werden, sondern bedurfte der Vermittlungskanäle. Jeder Herrscher war stets auf Vermittler seiner Gunst und seiner Befehle angewiesen, und zwar –

paradoxerweise – desto mehr, je mächtiger er war. Mit dem Wachstum seiner Macht wuchs zugleich seine Abhängigkeit von den Vermittlungskanälen dieser Macht.[114] Ebenso waren auch umgekehrt diejenigen, die von der herrscherlichen Gunst direkt oder indirekt profitieren wollten, auf persönliche Vermittlung angewiesen. Auf diesem Umstand beruhte die allgegenwärtige Macht der persönlichen Beziehungen, die sich vom Hof über das ganze Land erstreckten und darüber hinaus auch ein Netz zwischen den

europäischen Höfen spannten. Persönliche Beziehungen strukturierten die ständisch-hierarchisch geordnete Gesellschaft sowohl in der Horizontale – durch Verwandtschaft und Freundschaft (damals ein anderes Wort für angeheiratete Verwandtschaft) – als auch in der Vertikale – durch Patronage und Klientelismus. Der Hof war der enge soziale Trichter, von dem die Verteilung aller anderen Güter abhängig war. Um dort sein Glück zu machen, bedurfte man eines Zugangs dorthin, und um Zugang zu

gewinnen, bedurfte man der Fürsprache derer, die schon Zugang hatten. Es galt dabei möglichst viele Verbindungen zu knüpfen und dauerhaft zu pflegen, möglichst viel soziales Kapital anzusammeln in der Hoffnung, dass es einem irgendwann einmal würde nützlich werden können.

Die Verhältnisse waren grundsätzlich andere als in einem bürokratischen Apparat, wo – zumindest idealerweise – Stellen nach formalen Verfahren mit dafür tauglichen Personen besetzt werden. Am Hof wurden vielmehr

eher umgekehrt Personen mit tauglichen Stellen belohnt. Wenn ein Amt vakant war, wurde es nicht etwa öffentlich ausgeschrieben und gemäß formalen Leistungskriterien besetzt; vielmehr standen immer schon Kandidaten bereit, die Expektanzen vorweisen und ein Netzwerk von Fürsprechern aufbieten konnten. Das galt nicht nur für den Hofstaat, sondern auch für die Verwaltungs- und Justizbehörden bis hinauf zum Reichshofrat. Auch wo ein Amt an bestimmte

Leistungsvoraussetzungen gebunden war, wie etwa ein hohes Justizamt an ein akademisches Studium, da bildete diese Qualifikation nur eine notwendige, keineswegs aber die hinreichende Bedingung für den Erwerb der Stelle. Ohne Fürsprache, ohne *Zutritt* und *Kredit* hatte man keine Chance.

Die erste Frage war folglich: Wie erhält man überhaupt Zugang zum Hof? Dazu bedurfte es verwandtschaftlicher oder klientelärer Beziehungen zu jemandem, der schon dort war.

Und dann stellte sich die Frage: Wie findet man sich dort zurecht? Wie hat man sich zu benehmen? Wer an den Hof kam, benötigte umfassende Informationen über das dortige Beziehungsgeflecht: Wem kann man vertrauen; wen muss man meiden, wen hofieren; wen kann man ignorieren? Und vor allem: Wer kann einem nützlich sein? Zur ersten Orientierung für Fremde dienten die jährlich erscheinenden Hof- und Staatskalender, in denen alle aktuellen Stelleninhaber namentlich nach ihrem Rang

aufgeführt waren.[115] Doch damit allein kam man noch nicht sehr weit, denn die formale Rangordnung war mit den tatsächlichen informellen Einflussstrukturen nicht identisch. Deshalb musste es darum gehen, zunächst einmal die aktuellen Konstellationen, die Freund- und Feindschaften, Parteiungen und Koalitionen zu durchschauen und die einflussreichen von den kaltgestellten Personen zu unterscheiden. Hatte man die wichtigen Personen, die in der Gunst der noch Wichtigeren oder

gar des Herrschers selbst standen, identifiziert, dann galt es sorgfältig ihre charakterlichen Schwächen und Stärken, ihre möglichen Interessen und zukünftigen Schachzüge, ihre Nützlichkeit und ihre Vertrauenswürdigkeit zu analysieren – kurzum, ihren Wert für das eigene Fortkommen zu berechnen. Sodann galt es zu *antichambrieren* und zu *sollizitieren*, sich Zutritt bei ihnen zu verschaffen und anschließend durch allerlei Dienste, Komplimente und Gefälligkeiten – materielle und immaterielle

Insinuationen – ihre Gunst zu gewinnen, um von da aus wiederum Zutritt zu noch Einflussreicheren zu erwerben, und so fort in einem endlosen Bemühen, die anderen zu Werkzeugen des eigenen Glücks zu machen.[116]

Die Schlüsselwörter der höfischen Logik, *Interesse* und *Kredit*, sind nicht zufällig Begriffe, die bis heute einen moralisch-ökonomischen Doppelsinn haben. Das Handeln bei Hof folgte einer Ökonomie der Ehre,[117] und deren Währung waren persönliche

Kontakte. Kredit bedeutete, glaubwürdig zu sein, von anderen geschätzt und daher protegiert zu werden. Von diesem Kapital konnte man nie genug haben, denn die Konjunkturen bei Hof ließen sich nicht vorausberechnen. Folglich ging es darum, Zeit in Beziehungspflege zu investieren, die Beziehungen zu akkumulieren und für sich arbeiten zu lassen, damit das soziale Kapital *intérêts*, Zinsen, abwarf. Es gab Konjunkturen, *Hausses* und *Baisses:* Man gewann desto mehr an Gunst, je mehr man schon besaß,

während man von allen gemieden wurde, wenn man erst einmal aus dem Gunstkreis der wichtigen Personen herausgefallen war. Dabei standen das Streben nach dem eigenen Vorteil, Interesse, und nach dem Vertrauen anderer, Kredit, in einem beständigen Spannungsverhältnis zueinander. Denn um Kredit zu erwerben, für einen *homme sure*, einen zuverlässigen Menschen, gehalten zu werden, galt es das eigene Interesse möglichst zu verbergen. Der gesamte soziale Umgang war mithin strategischer Natur: Es kam

darauf an, für glaubwürdig *zu gelten* – nicht unbedingt, es zu sein.

Maklerin kaiserlicher Gnade

Das System herrscherlicher Gunst- und Gnadenvermittlung durchzog keineswegs nur den Hof selbst, sondern spannte sich als Netz über die Erbländer und das Reich, ja erstreckte sich sogar noch darüber hinaus auf die Beziehungen zwischen den Höfen in Europa. Maria Theresia als Tochter des Kaisers spielte in diesem Geflecht

eine wichtige Rolle, sowohl als Familienmitglied des Kaiserhauses und mögliche zukünftige Thronerbin als auch als Ehefrau des neuen Großherzogs von Toskana. Als der letzte Medici am 9. Juli 1737 gestorben war, hatte Franz Stephan entsprechend dem Tauschprojekt seines Schwiegervaters die Herrschaft über dieses Territorium geerbt. Dass er sich damit identifizierte, war schwerlich von ihm zu erwarten; überdies war er als Feldherr im Krieg gegen die Türken unterwegs. So hatte er zunächst

einen Gouverneur eingesetzt. Erst ein Jahr später, am 17. Dezember 1738, brach das Paar mit einem Gefolge von 453 Personen, 39 Kutschen und 21 Gepäckwagen in die Toskana auf, um dort förmlich und höchstpersönlich seine Herrschaft anzutreten.[118] Die traditionelle Huldigungsreise führte über mehrere Stationen nach Florenz, wo das Thronfolgerpaar im Januar 1739 von den Würdenträgern, Ständen und Korporationen in ritueller Form und mit größtmöglichem Aufwand empfangen wurde, den

Huldigungseid entgegennahm und dafür im Gegenzug die hergebrachten Freiheiten und Privilegien des Landes bestätigte. Die Bürger errichteten einen Triumphbogen eigens für diesen Einzug, veranstalteten Opern, Wettkämpfe und Feuerwerke, die adelige Jugend führte ein historisches Fußballspiel auf, die jüdische Gemeinde errichtete eine Schaupyramide mit Esswaren, *Cuccagna*, Medaillen wurden geprägt und unters Volk geworfen, Loblieder gedichtet und alles in großformatigen Kupferstichen

dokumentiert – kurzum, die Gastgeber feierten die Gäste und sich selbst in Form eines barocken Spektakels mit allem, was dazugehörte, und zwar nicht nur in Florenz, sondern anschließend auch in Livorno und Siena.[119]

Die offizielle Huldigungsreise diente zur rituellen Anerkennung des neuen Herrscherpaares, seiner legitimen Erbfolge und des souveränen Status des Fürstentums. Das alles verstand sich ja keineswegs von selbst, schon gar nicht in einem Falle wie diesem; daher galt es neue Loyalitäten zu

erzeugen und zu demonstrieren. Vormoderne Herrschaft war ja keine lückenlose, abstrakt-generelle Beziehung gegenüber allen Untertanen gleichermaßen, sondern eine persönliche Verpflichtung zwischen dem Fürsten und seiner Dynastie einerseits und den eingesessenen Adelsfamilien, geistlichen Korporationen und städtischen Führungsschichten andererseits. Nun fehlte es in der Toskana durch den Dynastiewechsel ja noch fast völlig an sozialen Bindungen, die auf dem Tausch von materiellen

und symbolischen Gütern gegen Dienste und Loyalitäten beruhten und normalerweise über Generationen hinweg geknüpft und gepflegt wurden. Es kennzeichnete in den Augen der Zeitgenossen den guten Fürsten und die gute Fürstin, dass sie dem Land Wohltaten spendeten, ganz besonders beim Herrschaftsantritt. *Den Personen von Kredit und guter Gesinnung Wohltaten zu erweisen war schon immer eine der großen Künste der Monarchen*, schrieb der venezianische Gesandte Zeno 1740. [120] Diese Wohltaten, das waren

Gnadengeschenke an einzelne vertrauenswürdige und treu ergebene Standespersonen, eben *persone di credito e ben affette*, deren dauerhafter Zuneigung und Unterstützung gerade ein landfremder Monarch sich versichern musste: Privilegien, Exemtionen und Konzessionen, Pensionen und Ämter, Ehrentitel und Standeserhöhungen – und nicht etwa allgemeine Wohltaten gegenüber der gesamten Untertanenschaft. Maria Theresias italienische Korrespondenz aus der Zeit nach der Huldigungsreise

zeigt, wie sie die Rolle der guten Fürstin in genau diesem Sinne erfüllte.

Weil sie selbst später rückblickend beklagt hat, dass sie von ihrem Vater nicht hinreichend auf ihre Regentinnenrolle vorbereitet, sondern von der Situation bei seinem Tod 1740 vollkommen überrascht worden sei, haben die späteren Historiker geschlossen, dass sie in der Zeit davor – wie es sich für eine Frau in ihren Augen ja auch gehörte – keinerlei politische Erwartungen gehegt noch Erfahrungen gemacht

habe. So bemerkt ihr Biograph Arneth, es sei bis zur Thronbesteigung «nicht das Geringste geschehen, sie in die Besorgung der Staatsgeschäfte einzuweihen».[121] Und ein anderer Biograph, Eugen Guglia, imaginiert 1917 einfühlsam, Maria Theresia habe später als Herrscherin «auf diese Zeit, wo sie nur Gattin und Tochter zu sein brauchte, wie auf ein verlorenes Paradies zurückgeblickt», denn: «Ihre Hoffnungen […] waren doch in erster Linie fraulich-mütterlich.»[122] Heinrich

Kretschmayr schreibt 1925 über die Zeit Franz Stephans als Großherzog und Feldherr im Türkenkrieg: «Daß Franzens Frau sich anders denn als Gemahlin, Tochter und Mutter um alles dieses besorgt gezeigt hätte, ist nicht wahrzunehmen.»[123] Und schließlich glaubt Edward Crankshaw 1969 zu wissen: «Es erfreute sie, sich dem Willen ihres Gemahls unterzuordnen.»[124] Bei genauerem Hinsehen erweisen sich solche Urteile als Projektionen bürgerlicher Historiker, die nicht nur eine klare Vorstellung von

naturgegebener weiblicher Unterwerfungsbereitschaft hatten, sondern sich politisches Handeln vor allem als Kriegführen und Vertragschließen vorstellten und wenig Sinn für die spezifische Logik dynastischen Handelns aufbrachten. Schaut man sich aber die Korrespondenz an, die Maria Theresia in ihrer Zeit als Großherzogin von Toskana geführt hat, dann zeigt sich, dass sie durchaus genau das betrieb, was Politik in dieser Zeit ausmachte.

Und wenn Maria Theresia selbst rückblickend behauptet hat:

Solange der Kaiser gelebt, hat mich niemand angesehen, noch ist wer zu mir gekommen, so täuschte sie ihre Erinnerung.[125] Tatsächlich unterhielt sie Kontakte zu Adelsfamilien und geistlichen Würdenträgern in Italien und Lothringen, empfing Gesandte auswärtiger Potentaten, leistete Vermittlungsdienste im habsburgischen Patronagesystem und nahm Einfluss auf Ämterbesetzungen. Das zeigt ihre Korrespondenz, die von ihrem Sekretär Wolfscron geführt wurde. Sie enthält neben den üblichen

wechselseitigen Feiertags- und Neujahrs-Komplimenten, Kondolenzbriefen, Gratulationen zum Herrschaftsantritt und zur ersten Entbindung, Dank für Präsente und Beglaubigungsschreiben von Gesandten auch immer wieder Bittbriefe, in denen Maria Theresia als Landesherrin der Toskana angerufen oder um Fürsprache beim Kaiser oder der Kaiserin gebeten wurde.[126] Denn als Ehefrau des neuen Landesherrn und Tochter des Kaisers besetzte sie Schlüsselpositionen im

habsburgischen Vertrauensnetzwerk und konnte Zugang zu all dem symbolischen und sozialen Kapital eröffnen, das der Hof zu vergeben hatte. Die offizielle Korrespondenz, die sie in dieser Zeit führte, zeigt, wie das Gunst- und Patronagesystem funktionierte und wie weit es sich erstreckte.

Zwei oder drei Beispiele mögen das veranschaulichen. So schrieb ihre Tante Maria Elisabeth, Statthalterin der habsburgischen Niederlande, am 25. September 1739 aus Brüssel an die *geliebteste*

Frau Nichte und Schwester Maria Theresia, sie möge dem jungen Grafen Hohenlohe-Schillingsfürst *mittelst meiner freundmuhmlichen Vorschrifft einen geneigten Zutritt [beim Kaiser] zuwege bringen*, denn der junge Mann sei *ein nächster Anverwandter von meiner Obristhoffmeisterin.* Maria Theresia antwortete in ebenso wohlgesetzten Worten, der Graf habe bei ihr Audienz erhalten und das erwähnte Schreiben überreicht. Sie versicherte die Tante ihres *unabänderlich zutragende[n] treue[n] und ganz zugeneigte[n]*

gemüth[s] und sagte zu, dass *in Ansehung Euer L[iebden] bey mir alles vermögenden vorworths, dann auch der zwischen dero Obristen Hofmeisterin, und gedachtem grafen obwaltenden nahen anverwandtschafft halber, alle begebenheiten sehr angenehm seyn, ihme während seines hiesigen aufenthalts, und sonsten Meine Wohlgewogenheit sonderbahr angedeyen zu lassen.* [127]

Vermittlung über mehrere Stufen war nötig, damit ein junger Adeliger – geschweige denn ein Bürgerlicher – Zugang zum Hof

bekam. In diesem Fall hatte der junge Hohenlohe das Glück, ein Verwandter der Oberhofmeisterin der Tante der Tochter des Kaisers zu sein. Wer ein Niemand war, konnte hingegen nicht auf Unterstützung hoffen. Gunst und Gnade wurden im Rahmen des höfischen Gabentauschsystems nur gezielt gespendet. Das lässt sich deshalb so genau beobachten, weil auch die unbeantworteten Bittschriften um Pensionen, Regimenter oder finanzielle Unterstützung in Maria Theresias Registratur sorgfältig dokumentiert

wurden. So stießen etwa die Barfüßigen Karmeliter aus Florenz mit ihrer Bitte um finanzielle Unterstützung beim Aufbau ihres verfallenen Klosters auf taube Ohren und wurden explizit keiner Antwort gewürdigt. Der Sekretär Wolfscron vermerkte vielmehr gewissenhaft, dass *derer P. P. Carmelitern barnfüssern zu Florentz Schreiben worinnen sie um eine Beysteuer zu ihrem ruinirten Closter gebäu ansuchen […] auf gnädigsten befehl unbeantwortet geblieben* sei.[128]

Die ‹große› Politik unterschied

sich strukturell nicht von der ‹kleinen›. Auch die höchsten Ämter der Christenheit wurden nicht grundsätzlich anders vergeben als Pensionen, militärische Regimenter oder Ämter bei Hof. Es waren nur mehr Akteure im Spiel und der Einsatz war wesentlich höher, wenn es um Kardinalshüte, Bischofssitze oder gar den Heiligen Stuhl ging. Auch dafür finden sich in Maria Theresias Korrespondenz Beispiele. So bat Joseph Prinz von Hessen, Domkapitular zu Augsburg, sie am 6. Januar 1738 um *Intercession zu meiner faveur*, damit

bei künftiger apertur [Erledigung] des Bistums auf mich vor andern reflectirt werden mögte.[129] Das war charakteristisch: Man warb nicht erst dann um einflussreiche Fürsprecher, wenn man ein aktuelles Anliegen hatte, sondern schon langfristig vorher für zukünftig eintretende Fälle. Dabei hatte man sich einer sprachlichen Form äußerster Unterwürfigkeit zu bedienen. Der Domherr hatte, so schrieb er, *zu meinem sonderbahren trost vernommen*, dass Maria Theresia *an Beförderung meiner Person und Interesse einen*

gnädigsten Theil zu nehmen die mildeste Intention hegen. Deshalb wolle er sie *inständigst und untertänigst belangen*, sie möge durch ihre Fürsprache die Kaiserin dazu bewegen, dass diese wiederum durch ihre Interzession den Kaiser veranlasse, das *anhoffende Recommendationsschreiben* an den Domdechanten von Augsburg *zu beförderung meiner [Person] mit Nachtruck fördersambst abzulaßen, und ich dessen erwünschten gedeylichen effect zu seiner zeit werckthätig empfinden möge.* Als

Gegengabe bot der Domherr ihr seine spirituellen Dienstleistungen an: *Dahingegen ich den Allmächtigen um Verleyhung Dero langwieriger ohnverruckter Gesundheit, all erwünschlichen Großhertzoglichen Wohlwesen, auch Erhaltung eines Durchlauchtigsten Erbprinzen zum trost und aufnahm des Allerdurchlauchtigsten Ertzhauses Österreich in meinem täglichen Heyl. Messopfer unablässlich zu bitten ohnermangelen werde*. Maria Theresia antwortete vielsagend, es würde sie sehr freuen, wenn das bei ihrer Frau Mutter eingelegte

Vorwort für ihn von guter Wirkung sei. Der Bittsteller hatte mit seinem Anliegen tatsächlich Erfolg: Als der Fürstbischof von Augsburg zwei Jahre später starb, wählte das Domkapitel den hessischen Prinzen zum Nachfolger. Wie viel er davon Maria Theresia zu verdanken hatte, weiß niemand, und das konnte auch er selbst nicht sicher wissen. Doch genau darauf beruhte das höfische Verpflichtungssystem.
[130] Da die Einflussnahme zugunsten oder zu Lasten eines Kandidaten sich stets im Verborgenen abspielte, da meist

mehrere einflussreiche Personen um Hilfe gebeten wurden und das nicht erst, wenn eine Vakanz eintrat, sondern auch schon langfristig im Voraus, konnte der Bittsteller den Erfolg oder Misserfolg seiner Bitte nie eindeutig zurechnen. Hatte sein Anliegen irgendwann Erfolg, so verpflichtete es ihn fortan zu allgemeiner und langfristiger Dankbarkeit gegenüber allen, die er gebeten hatte. War ihm hingegen kein Erfolg beschert, so ließ sich das ebenfalls nicht eindeutig zurechnen; die

Fürsprecher hatten sich dann eben womöglich nur nicht durchsetzen können. Das System der höfischen Gunst wirkte tendenziell immer zugunsten derer, die Einfluss hatten, verstärkte also die Macht der ohnehin schon Mächtigen: Erfolge bescherten ihnen Dankesschulden, Misserfolge hingegen mussten sie sich nicht negativ anrechnen lassen.

Eine solche langfristige Dankesschuld war natürlich für den Fürsprecher desto wertvoller, je höher und einflussreicher das vakante Amt und je reicher die

damit verbundenen Ressourcen waren. Nichts übertraf in dieser Hinsicht das Amt des Papstes.[131] Dass das Kaiserhaus auf dessen Wahl, besser gesagt auf die Kardinäle, die die Wahl vollzogen, massiven Einfluss nahm, verstand sich von selbst. Auch in diese Vorgänge wurde die Kaisertochter involviert, als sich 1739 eine Vakanz des Heiligen Stuhls abzeichnete. Seit der alte Papst Clemens XII. krank war, kümmerte man sich in Wien um die Frage, welche Kardinäle als Nachfolger in Frage kämen.[132] Im Oktober

1739 schickte man einen Sondergesandten nach Rom, wo auch französische und spanische Agenten bereits am Werk waren. [133] Als Clemens XII. am 6. Februar 1740 starb, standen einander im Kardinalskollegium eine österreichisch-französische und eine spanische Partei gegenüber. Das Papstwahl-Konklave verdiente damals den Namen nicht mehr; von Abgeschlossenheit konnte keine Rede sein. Die Abgesandten der großen Mächte gingen vielmehr in der Sixtinischen Kapelle ein und

aus. Während des höchst wechselvollen, dramatischen und spektakulär langen vierzigtägigen Konklaves, bei dem zahlreiche Kandidaten als *papabile* gehandelt wurden und drei Wähler das Zeitliche segneten, bat der Bruder des Kardinals Pompeo Aldrovandi Maria Theresia um ein *Vorwort* beim Kaiser. Ihr Sekretär vermerkte dazu im Briefregister, dass sie *wegen der Wichtigkeit der Sache* nicht schriftlich geantwortet, sondern dem Bittsteller über einen Mittelsmann die kaiserliche Antwort persönlich habe eröffnen

lassen. Am Ende fiel die Wahl äußerst knapp gegen Aldrovandi aus. Gewählt wurde ein Kompromisskandidat, der Erzbischof von Bologna, Lorenzo Lambertini, der unter dem Namen Benedikt XIV. fast zwanzig Jahre regieren sollte. Der unterlegene Aldrovandi bedankte sich dennoch schriftlich bei Maria Theresia für ihre Unterstützung, während der kaiserliche Wahlgesandte Santa Croce sich ihr gegenüber für seinen Misserfolg zu rechtfertigen suchte. Doch trotz der allseits mit großem Aufwand betriebenen politischen

Einflussnahme schrieb Maria Theresia das Ergebnis der Papstwahl am Ende dann doch ganz selbstverständlich *der Inspiration des Heiligen Geistes* zu, die nun leider anders ausgefallen sei als gehofft.

Die Beispiele zeigen, dass Maria Theresia im kaiserlichen Patronagesystem die klassische Rolle einer Vermittlerin spielte: Als Erbtochter war sie die Nächste am Ohr des Kaisers. Später, als Regentin der Erbländer und erst recht als Kaiserin, konnte sie selbst diese Rolle nicht mehr spielen.

Denn als Oberhaupt der Länder hatte man *über* solchen Netzwerken zu stehen; als Herrscher pflegte man den Nimbus strikter Unparteilichkeit und universaler Gerechtigkeit. Dazu bedurfte es allerdings eines allgemeinen Überblicks. Weil dieser Überblick notwendigerweise umso fiktiver war, je weiter der Herrschaftsbereich sich erstreckte, war jeder Herrscher auf Vermittler essentiell angewiesen. Verglichen mit dem, was 1740 auf Maria Theresia zukam, mag ihr die politische Vermittlungstätigkeit

geringfügig vorgekommen sein, und tatsächlich hatte diese Rolle eine andere Qualität als das selbstständige Geschäft des Regierens. Doch der Umstand, dass sie als Tochter und Ehefrau auf selbstverständliche Weise in das dynastische Klientelsystem eingebunden wurde, wie es für hochadelige Familienmitglieder im Umkreis des Herrschers üblich war, bereitete sie durchaus auf dieses politische Geschäft vor. Als sie die Regierung der österreichischen Erbländer antrat, war ihr die ‹mikropolitische› Sphäre vertraut.

[134] Der Bruch war also keineswegs so groß, wie sie es selbst aus der Rückschau dargestellt hat. Dass sie von ihrem Vater nicht auf die Rolle der Regentin vorbereitet worden sei, stimmt zwar, wenn man ihre Jugend mit der Erziehung eines Erbprinzen vergleicht, der üblicherweise explizit in das Geschäft des Regierens eingeführt wurde. Es stimmt aber nicht, wenn man bedenkt, dass sie ebenso in die Rolle der höfischen Politik – die eben persönliche Verflechtungspolitik war –

hineinwuchs wie jede andere hochadelige Ehefrau.

Allerdings hatte Maria Theresia in der ersten Zeit ihrer Ehe keinen leichten Stand am Hof. Als Tochter, selbst als potentielle Erbtochter, musste sie sich gefallen lassen, von den Ministern ihres Vaters bevormundet zu werden. Symptomatisch dafür ist zum Beispiel, wie der greise Hofkanzler Philipp Ludwig von Sinzendorf mit ihr umsprang. Sinzendorf war Mitglied des innersten Kreises um den Kaiser, der Geheimen Hofkonferenz, vermutlich der

einflussreichste Mann am Hof überhaupt. Zeitgenossen beschrieben ihn übereinstimmend als erfahren in der auswärtigen Politik, aber interessengeleitet und habgierig, illoyal und verschlagen; jeder wusste, dass er – was allerdings durchaus nicht unüblich war – im Sold fremder Potentaten stand und seine Geschäfte in strategischem Chaos und gezielter Intransparenz führte; doch genoss er offenbar das blinde Vertrauen des Kaisers und war derjenige, an den sich deshalb auch die Lothringersöhne zu halten hatten.

[135] Wie er Maria Theresia bevormunden zu können glaubte, zeigt sich an einem signifikanten Detail: der Frage, in welcher Sprache sie ihre offizielle Patronagekorrespondenz führen sollte. Sie schrieb nämlich gern italienisch und französisch, was *wider den Stylum der Ertzherzgl. Schreibarth* war und *umb deswegen auf weiteren Befehl des H[errn] Oberst Hofcantzler Excell[enz] nicht mehr geschehen solle*.[136] Über ihren Kopf hinweg gab Sinzendorf ihrem Privatsekretär Wolfscron die Anweisung, ausschließlich Deutsch

und Latein zu schreiben. Sie fuhr dennoch unbeirrt mit ihrer italienischen und französischen Korrespondenz fort, obwohl sich der Sekretär wiederholt auf das berief, was ihm *von Ihro Excell[enz] dem mehrgedachten H[errn] Obersten Hofcantzlern aufgetragen worden*.[137] Trotzdem bestand sie auf ihrem selbstgewählten *Stylus* und lieferte einen ersten Eindruck davon, dass sie sich auch von dem allmächtigen alten Minister nicht einschüchtern ließ, sondern mit erstaunlicher Standfestigkeit und gehörigem Selbstbewusstsein auf

ihrer Position beharrte.

Der glücklose Ehemann

Doch ein Problem, das sie nicht in der Hand hatte, war: Sie besaß in den Augen vieler den falschen Ehemann. Je begeisterter die Hofleute von Maria Theresia schwärmten, desto düsterer malten sie das Bild ihres Mannes. Es sei schade, so hieß es, dass ausgerechnet er eine so tapfere Frau habe.[138] Franz Stephan von Lothringen galt als schwach,

arbeitsscheu, furchtsam, entschlusslos und mit den Aufgaben, die ihm der Kaiser übertragen hatte, vollständig überfordert. Sein eigener Bruder Karl urteilte, er sei zwar ein Ehrenmann, aber *in einer Naivität erzogen wie ein Kind* und werde *sowohl vom Kaiser als auch von den Ministern* bevormundet. Er verlasse sich vollkommen auf den Grafen Sinzendorf, *der ihn hintergeht*. Im Lande sei er *nicht beliebt, ja vielfach verhaßt*, was der Bruder auf seine ironische, unernste Art zurückführte.[139] Ein anderer

Beobachter, der Reichshofrat Christoph Ludwig Seckendorff, schrieb um die Wende des Jahres 1737/38, Franz Stephan habe *alle Österreicher zu Feinden*; die Schwiegereltern seien *mißvergnügt* über ihn und er über sie; nur Maria Theresia halte zu ihm.[140] Wie wenig ernst man ihn nahm, zeigt eine boshafte anonyme Satire vom Wiener Hof zum Karneval 1738. Dort firmierte Franz Stephan als *Arlequin Enfant, Statue et Perroquet*, das heißt als kleiner Hanswurst, steif und papageienhaft, der nachplappert, was andere ihm

sagen.[141]

Warum Franz Stephan am Hof einen so schweren Stand hatte, liegt auf der Hand. Mehrere Probleme verstärkten sich gegenseitig und führten dazu, dass er in jeder Hinsicht als Verlierer wahrgenommen wurde. Es fehlte ihm alles, was in der Adelswelt zählte. Als Spielball der Mächtigeren hatte er mit den Ländern seiner Ahnen auch Rang, Ehre und Namen seines Hauses hergeben müssen und war gezwungen worden, seine uralt-ehrwürdige Herkunft, den Kern

adeligen Selbstbewusstseins schlechthin, zu verraten. Was er dafür einhandelte, das Großherzogtum Toskana, verdankte er nicht eigener Eroberung, sondern der Gnade anderer. Es fehlte ihm auch an Kriegsruhm, der vieles hätte kompensieren können. Aus dem Krieg gegen die Osmanen, in dem ihm Karl VI. 1738 das Oberkommando übertragen hatte, kehrte er nach demütigenden Misserfolgen krank wieder zurück; der Oberbefehl wurde ihm danach nicht mehr anvertraut. Mit seinem

misslungenen Feldzug trug er dazu bei, dass der Kaiser fast alle zuvor vom Prinzen Eugen eroberten Gebiete in Bosnien, Serbien und der Walachei einschließlich Belgrads wieder einbüßte. Dieser ruinöse letzte Türkenkrieg war in den Augen der Zeitgenossen eine unermessliche Schande für das Haus Österreich, die sie gern einem «Ausländer» wie Franz Stephan von Lothringen in die Schuhe schoben. Alles geriet ihm zum Nachteil. Seine Begabung zum effizienten Wirtschaften wurde ihm als krämerhafter Geiz ausgelegt; es

hieß, die Geschenke, die er anlässlich der Hochzeit verteilt habe, seien billig gewesen, überhaupt seien *alle lothringische Präsente schlecht.*[142] In einem Wertesystem, in dem soziale Macht an demonstrativer Freigiebigkeit und Verschwendung gemessen wurde, war das ein vernichtendes Urteil. Und zu allem Übel fehlte es ihm schließlich auch an dem nötigen Erfolg im Ehebett: Er zeugte nicht rechtzeitig einen männlichen Nachkommen, der das Erbe Karls VI. hätte antreten können, sondern nur eine Tochter

nach der anderen: Am 5. Februar 1737 war Maria Elisabeth geboren worden, am 6. Oktober 1738 Maria Anna,[143] am 12. Januar 1740 Maria Carolina. Mit jeder Schwangerschaft stieg die allgemeine Erwartung, mit jeder Entbindung wuchs die Enttäuschung.[144] Das alles wurde Franz Stephan angelastet, zumal von denjenigen bei Hof, die immer schon den bayerischen Thronfolger für die bessere Partie gehalten hatten. Die Hofleute registrierten gnadenlos jede Schwäche des entwurzelten

Fremdlings, der ganz auf die Wohltaten seines Schwiegervaters angewiesen war und nun nicht einmal dessen elementarste Erwartungen erfüllte. Diese Geringschätzung spiegelte sich in dem, was über ihn kolportiert wurde und was ihm bis an sein Lebensende und darüber hinaus anklebte: Der allmächtige Kabinettssekretär Bartenstein – selbst ein nobilitierter Aufsteiger – *hat ihm gleichsam in's Gesicht gesagt, daß, nachdem ihm der Kayser die Gnad gethan, ihm seine Erbtochter zu geben, er sich in allem des Kaysers*

Willen gefallen lassen müsse. [145]

In den ersten Jahren seiner Ehe war das Paar also in keiner beneidenswerten Lage. Das galt aber nicht minder für den Hof, die Dynastie und die Monarchie im Ganzen. Die Höflinge hatten allen Grund, die Situation mit Zynismus zu betrachten. Ein Schlaglicht darauf wirft die schon zitierte, ebenso boshafte wie hellsichtige Satire vom Karneval 1738, verfasst von einem mit den höfischen Interna bestens vertrauten anonymen Autor, vermutlich einem Mitglied der französischen

Gesandtschaft.[146] Der kleine Text besteht in einer Liste von *dramatis personae* und charakterisiert Menschen und Ereignisse am Hof, indem er sie mit den Titeln aktueller französischer Komödien belegt. Nämlich: der Krieg gegen die Türken: *Le Naufrage* – Schiffbruch; die Finanzen für den nächsten Feldzug: *L'Inconnu* – unbekannt; die kaiserliche Hofkammer: *Le Banqueroutier* – pleite; die Entscheidungen des Hofes: *Le je ne scai quoi* – keine Ahnung; das Volk von Wien: *Muet par crainte* – stumm

vor Angst. Und schließlich setzt der Autor unter all die Komödien eine berühmte Tragödie: die Pragmatische Sanktion – *Medea*, die ihre eigenen Kinder umbringt. [147] Das sollte sich als prophetisch erweisen.

III
DER ERBFOLGEKRIEG

~

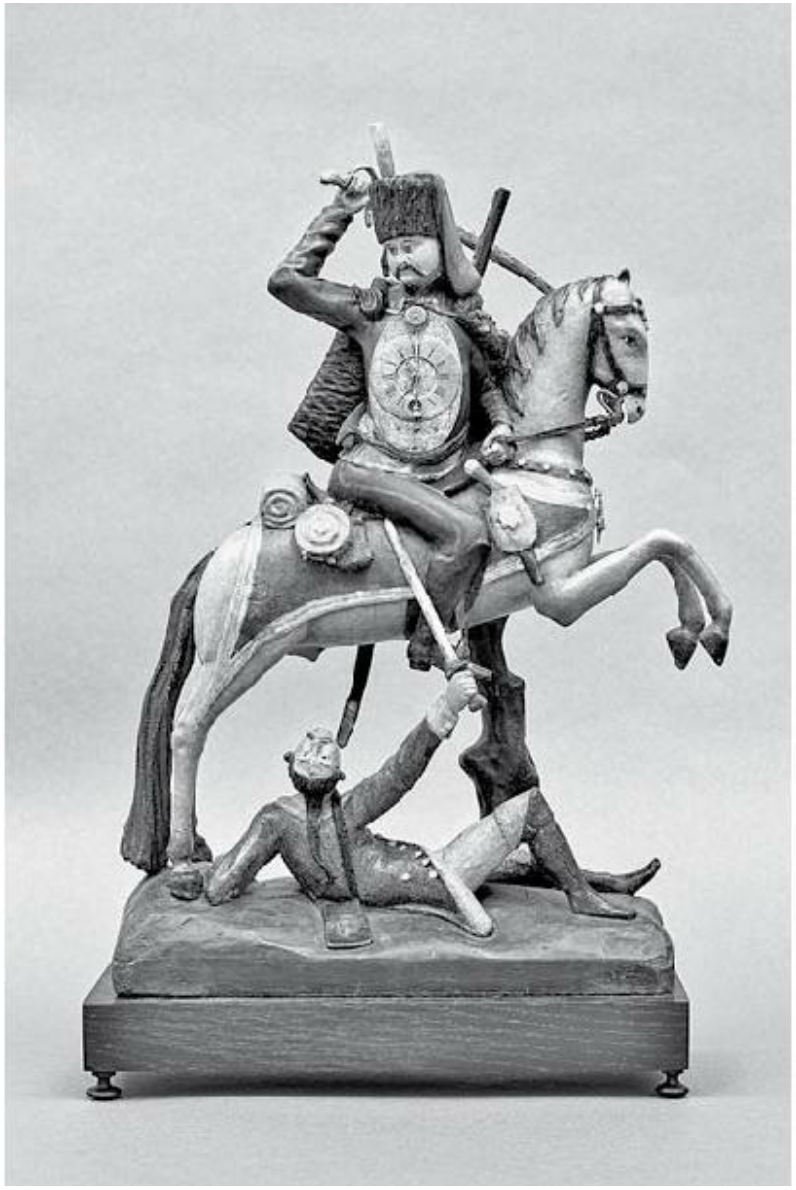


Abb. 6: Ein Husar tötet einen preußischen Soldaten. Tafeluhr, Mitte 18. Jahrhundert

Herrscherwechsel

Am 20. Oktober 1740 starb Karl VI. nach kurzer Krankheit im Alter von nur 55 Jahren.[1] Der Tod eines Herrschers war in Erbmonarchien immer ein besonders neuralgischer Moment, der zu Landesteilungen führen, Mitwirkungsansprüche der Stände wecken oder auswärtige Konkurrenten auf den Plan rufen konnte. In diesem Fall galt das erst recht, denn die militärische und finanzielle Hilflosigkeit der habsburgischen Länder lag seit längerem offen zutage. Als Maria Theresias Vater starb, standen

gleich zwei Nachfolgen an, die an den europäischen Höfen schon seit einiger Zeit mit großem Interesse erörtert worden waren: zum einen die Herrschaft über seine zahlreichen Länder, zum anderen die Wahl eines neuen Römisch-deutschen Kaisers. Beides – Erbländer und Reich – waren durchaus verschiedene Dinge. Maria Theresia war Erbin der habsburgischen Länder; zur Kaiserin gewählt werden konnte sie nicht.

Die Monarchie, die sie erbte, hatte keinen Namen. ‹Die

Erbländer›, das war ein vager Sammelbegriff für die vielen verschiedenen Territorien, die das *Allerhöchste Erzhaus*, der österreichische Zweig der Habsburgerdynastie, im Laufe der Zeit durch Kriege, Erbschaften und Heiraten an sich gebracht hatte (vgl. Karte S. 1065 f.). Den Kern, also das, was im engeren Sinne als «österreichische» oder «deutsche» Erbländer bezeichnet wird, bildeten die beiden Erzherzogtümer Ob und Unter der Enns (Ober- und Niederösterreich[2]), die Herzogtümer Steiermark, Kärnten

und Krain (Innerösterreich), die Grafschaft Tirol mit Vorarlberg, die Grafschaft Görz, Inneristrien und die ägäische Hafenstadt Triest, schließlich alter Streubesitz im Breisgau, in Schwaben und im Elsass (Vorderösterreich). Die meisten dieser Territorien gehörten dem Reichsverband an, auch wenn ihnen zahlreiche Privilegien und Exemtionen einen Sonderstatus sicherten. Der größere Teil der Länder aber, Erbländer im weiteren Sinne, lag außerhalb des Reichsverbandes oder gehörte nur in ganz lockerer Form dazu, so die

Länder der Wenzelskrone (Böhmen, Mähren, Schlesien) und die alten Länder der Stephanskrone (Ungarn, Kroatien, Slawonien, Dalmatien) einschließlich der den Türken wieder abgewonnenen Gebiete Siebenbürgen und Banat. Hinzu kamen die Territorien in Italien, nämlich die Herzogtümer Mailand, Modena, Parma und Piacenza, und schließlich die südlichen Niederlande, also ungefähr das heutige Belgien. Das Großherzogtum Toskana brachte Franz Stephan in die Ehe ein.Die Pragmatische Sanktion sollte

verhindern, dass die Erbländer wieder in verschiedene Linien auseinanderfielen. Mehr als die Herrscherdynastie hatten diese Länder nämlich nicht gemeinsam. Dass das Länderkonglomerat als Ganzes nicht einmal einen Namen hatte, ist deshalb höchst bezeichnend. In den österreichischen Ländern und Böhmen allein lebten zusammen rund sechs Millionen Menschen. Das gesamte Herrschaftsgebiet umfasste insgesamt eine Landmasse von rund 730.000 km^2, wovon der weitaus größte Teil

außerhalb des Reiches lag.[3] Doch jeder Versuch, die geographische Ausdehnung der Länder des Hauses Österreich durch klar umgrenzte farbige Flächen auf einer Landkarte darzustellen, führt in die Irre. Denn solche Darstellungen suggerieren, es hätte lineare Grenzen und einheitliche Gebietsherrschaften gegeben, und sie verdecken die hochgradig verschachtelten und zum Teil uneindeutigen Herrschaftsverhältnisse in diesen Ländern.

Während in all diesen

Territorien das Prinzip der dynastischen Erbfolge galt, beruhte das Römische König- bzw. Kaisertum auf dem Prinzip der freien Wahl durch die kleine, exklusive Gruppe der Kurfürsten. [4] Und während Karl VI. für die Sicherung der dynastischen Erbfolge hohe politische Opfer gebracht hatte, hatte er sich um die Wahl eines Nachfolgers in der Kaiserwürde kaum gekümmert und nicht dafür gesorgt, seinen Schwiegersohn Franz Stephan rechtzeitig zum Römischen König und künftigen Kaiser wählen zu

lassen, wie es sonst meist geschehen war. Das Heilige Römisch-Deutsche Reich, dessen Oberhaupt der Kaiser war, stellte ein hochkomplexes politisches Gebilde dar, das aus sehr verschiedenen Gliedern bestand und durch eine Reihe gemeinsamer Institutionen zusammengehalten wurde, vor allem durch den Reichstag und die höchsten Reichsgerichte.[5] Die Kurfürsten, die für sich in Anspruch nahmen, das ganze Reich zu repräsentieren, hatten zwar seit 1438 in ununterbrochener Folge immer den

Kandidaten aus dem Haus Habsburg, den Sohn, Enkel oder Bruder des Kaisers, zum neuen Oberhaupt gewählt. Das war aber keineswegs nur eine Formsache gewesen, denn sie hatten sich ihre Wahlstimmen jedes Mal durch reiche Privilegien, Versprechungen und Geschenke honorieren lassen.

Nun, da der Kaiser ohne männliche Erben gestorben war und auch zu seinen Lebzeiten keinen Nachfolger hatte wählen lassen, war alles offen. Denn eine Frau konnte zwar Herrschaften erben, nicht aber zum

Reichsoberhaupt gewählt werden. Es stand zwar nirgendwo geschrieben, dass das förmlich ausgeschlossen sei, aber den Zeitgenossen erschien es schlicht nicht vorstellbar. Johann Jakob Moser, der beste Kenner des Reichsrechts, schrieb zu dieser Frage nur lapidar: *Das Frauenzimmer endlich ist zwar weder durch ein Reichs-Gesetz, noch durch Reichs-Herkommen, von der Kayser-Würde ausgeschlossen, wird sich aber doch schwerlich jemals eine Hoffnung darzu machen dörffen.* Daran ändere auch die Tatsache nichts, dass in

früheren Zeiten *die Reichs-Regierung […] theils bey Minderjährigkeit, theils bey Abwesenheit derer Kayser*, gelegentlich von Frauen verwaltet worden sei.[6]

Weiberherrschaft galt im vormodernen Europa als Problem, obwohl sie keineswegs selten war. In der Frühen Neuzeit wie schon im Mittelalter galt die Frau aufgrund ihrer körperlichen und geistigen Verfasstheit als dem Mann unterlegen und folglich auch untergeordnet. Das wurde theologisch, medizinisch und

juristisch begründet – jede der drei höheren Fakultäten des damaligen Wissenschaftssystems trug das Ihrige dazu bei, diese Unterordnung theoretisch zu untermauern. Zwar gab es durchaus auch einige Gelehrte, die sich bemühten, die besonderen Tugenden einzelner ‹starker Frauen›, *mulieres fortes*, aus Bibel und Historie nachzuweisen. Doch dabei handelte es sich um gelehrte Spielereien, mit denen die Autoren ihre außerordentliche Belesenheit demonstrierten. Die herrschende Lehre lautete hingegen, dass die

Weiberherrschaft monströs und gegen die Ordnung Gottes, der Natur und der Menschen sei.[7] Was man als Weiberregiment fürchtete, das war die Umkehrung der Ordnung zwischen Mann und Frau in Ehe, Haushalt und Familie, die *häusliche Weiberherrschaft*, *gynaecocratia domestica*; ihr abschreckender Urtypus war Xanthippe, die Frau des Sokrates. Etwas anders verhielt es sich mit der *politischen Weiberherrschaft*, *gynaecocratia politica*, die von den Gelehrten durchaus kontrovers diskutiert wurde. Unter politischen

Gesichtspunkten, so meinten viele, handele es sich zwar um ein *Staats-Gebrechen*, eine Monstrosität.[8] Unter juristischen Gesichtspunkten mussten sie allerdings feststellen, dass weibliche Regentschaft in vielen Fällen durchaus rechtens sein könne. Dabei gab es verschiedene Möglichkeiten. Der üblichste Fall war die stellvertretende Regentschaft einer fürstlichen Witwe für ihren unmündigen Sohn oder einer Fürstin für ihren abwesenden Ehemann. Schon seltener war es, dass Frauen aus eigenem Recht

herrschten, wie die Fürst-Äbtissinnen im Reich, die vom weiblichen Stiftskapitel gewählt wurden. Und schließlich konnte auch die Herrschaft einer fürstlichen Erbtochter rechtens sein, sofern es die Hausgesetze der Dynastie so vorsahen, wie es bei Maria Theresia der Fall war. Doch die weibliche Erbfolge trat nur dann ein, wenn die männliche Linie erlosch oder unterbrochen wurde. Das heißt: Hätte Maria Theresia noch zu Lebzeiten ihres Vaters einen Sohn geboren, so hätte dieser den Thron geerbt, und

sie hätte nur als seine Vormünderin regiert, bis er volljährig geworden wäre. Da aber Maria Theresia zu Lebzeiten ihres Vaters zur allgemeinen Enttäuschung bloß drei Töchter zur Welt brachte, so dass Karl VI. nicht nur ohne Söhne, sondern auch ohne männliche Enkel starb, ergab sich, was man eine *Unterbrechung im Mannesstamm* nannte. Nur deshalb erbte sie selbst gemäß Pragmatischer Sanktion die Herrschaft – was formal zwar rechtens, aber politisch heikel war. [9]

In der Ehe Maria Theresias und Franz Stephans war die Geschlechterordnung spätestens seit dem Tod des Kaisers auf den Kopf gestellt.[10] Denn Franz Stephan von Lothringen erbte ja von seinem Schwiegervater nichts. Maria Theresia, die Herrin eines Riesenreiches mit zwei europäischen Kronen, an der Seite eines bloßen Großherzogs, das war schwer erträglich in den Augen einer Gesellschaft, die für wenig anderes eine so ausgeprägte Aufmerksamkeit hatte wie für Fragen von Herkunft, Rang und

Status. Nachdem Maria Theresia die Königreiche von Ungarn und Böhmen geerbt hatte, galt sie als (demnächst) *gekröntes Haupt*, ihr Gatte aber nicht. Genau darin aber, in Krone und Salbung, bestand die zentrale symbolische Differenz zwischen den europäischen Potentaten; das machte in ihren Augen den wesentlichen Unterschied zwischen Königen und bloßen Fürsten aus. Geschlechtsrang und Herrschaftsrang kamen also in dieser Ehe nicht zur Deckung. Mit anderen Worten: Im Hause

Österreich herrschte eine *gynaecocratia domestica*: Die Frau war die Herrin im Haus.

Das Problem stand auch Maria Theresia selbst deutlich vor Augen. Schon im zeremoniellen Umgang am Wiener Hof war der geringere Rang des Gatten von Anfang an auf Schritt und Tritt spürbar, was der Obersthofmeister ein ums andere Mal beklagte.[11] Dass die Dinge durch die weibliche Thronfolge unerhört kompliziert geworden waren, zeigte sich schon in der Irritation der hergebrachten Raumordnung. Nach dem Tod

Karls VI. bezogen Maria Theresia und Franz Stephan die Staatsappartements im sogenannten Leopoldinischen Trakt der Hofburg, um symbolisch ihre Thronbesteigung zu manifestieren. Wie in Residenzschlössern üblich, gab es auch hier eine Herren- und eine Frauenseite, die spiegelbildlich zueinander angeordnet waren, so dass die Audienzen beim Herrscherpaar jeweils nach den gleichen zeremoniellen Zugangsregeln ablaufen konnten – man wartete zuerst dem Herrscher

auf und dann in derselben Form seiner Frau.[12] Auf der Herrenseite fanden traditionell die großen Herrschaftsakte wie die Huldigung der Landstände oder die Antrittsbesuche der auswärtigen Botschafter statt. Nun hatte Maria Theresia ihre Privatgemächer als Frau zwar, wie es üblich war, auf der Frauenseite. Die traditionelle Huldigung als Landesherrin aber empfing sie, wie bei ihren männlichen Vorfahren ebenfalls üblich, auf der Herrenseite.[13] Das bedeutete, dass Franz Stephan entweder zu diesem Anlass seine

eigenen Gemächer verlassen oder sich mit dem untergeordneten Platz, einem einfachen Stuhl an Maria Theresias linker Seite, begnügen musste, dem Platz also, der sonst der Herrschergattin zukam. Deutlicher konnte einem höfischen Publikum, dem die zeremonielle Grammatik in Fleisch und Blut eingeschrieben war, die Verkehrung der Geschlechterrollen gar nicht vor Augen geführt werden. Niemand konnte sich dieser Grammatik entziehen; sie entfaltete ihre symbolischen Botschaften, ob man das wollte

oder nicht. Deshalb richtete sich Maria Theresias ganze Sorge darauf, ihrem Gatten zu einem höheren Rang zu verhelfen, der diese zeremoniellen Dissonanzen aufheben sollte.[14]

Obwohl weibliche Herrschaft in der Vormoderne, solange die Politik dynastisch geprägt war, tatsächlich ziemlich häufig und in verschiedenen Formen vorkam, war sie doch selten ganz unangefochten. Jede Form von ‹Weiberherrschaft› war ein Einfallstor für konkurrierende Herrschaftsansprüche von

Verwandten oder Nachbarn, die sich die angeblich mangelnde Regierungsfähigkeit von Frauen zunutze machen konnten. Wer gegenüber einer Regentin seine eigenen Ambitionen durchsetzen wollte, konnte leicht auf die traditionellen Lehren von der weiblichen Natur zurückgreifen und sich auf die Schwäche der Frauen an Körper und Geist berufen, die sie fürs Regieren ungeeignet mache. So auch hier. Der Wiener Hofdichter Zeno registrierte *voci tumultuanti*, aufrührerische Stimmen, die

meinten, es sei gegen die Ehre des Landes, von einer Frau regiert zu werden, und das allgemeine Wohl erfordere einen deutschen Fürsten als Thronfolger.[15] Damit wurde unverhohlen den Ansprüchen des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern auf das Habsburgererbe das Wort geredet. Die Hofgesellschaft war schon lange zwischen lothringischen und bayerischen Parteigängern gespalten. Schließlich war der bayerische Kurfürst mit einer Tochter Kaiser Josephs I. verheiratet, die Kaiserinwitwe Amalia also seine

Schwiegermutter und gleichsam das natürliche Haupt der bayerischen Partei am Wiener Hof. [16] Zwar war Maria Theresia gemäß Pragmatischer Sanktion durch den Tod des Vaters seine Nachfolgerin geworden. Für sie stand es völlig außer Frage, dass es ihre heilige Pflicht gegenüber Gott, dem Erzhaus und den Ländern war, dieses Erbe anzutreten. Doch ob sich die Untertanen widerspruchslos in die Weiberherrschaft fügen, ob sich die europäischen Mächte an das neue Erbfolgegesetz gebunden fühlen

würden, war äußerst zweifelhaft.

Noch lag der Leib des toten Kaisers prunkvoll öffentlich aufgebahrt in der Ritterstube der Hofburg,[17] da brachen auch schon in der Umgebung der Hauptstadt Unruhen aus. Viele der einfachen Untertanen betrachteten offenbar die weibliche Thronfolge als illegitim und den Thron als vakant.[18] Hinzu kam, dass die Lage ohnehin angespannt war: Das Wetter hatte in diesem Jahr die Weinernte vernichtet und die Preise für Lebensmittel in die Höhe getrieben. Schlechte Ernten waren

häufig Anlass für Volksunruhen, denn Teuerungen führten angesichts der prekären Existenzbedingungen vieler Menschen schnell zu Hungersnöten. Hier kamen nun zwei destabilisierende Faktoren zusammen. Der Tod des Herrschers war ein Moment, in dem die Ordnung für kurze Zeit zur Disposition zu stehen schien, so dass man leichter wagte, sie offen anzugreifen. Kristallisationspunkt des Volkszorns war in diesem Fall vor allem das zahlreiche Wild, das der jagdbesessene Kaiser besonders

liebevoll hatte hegen und pflegen lassen. Das Wild durfte von niemandem außer der Hofgesellschaft gejagt werden und fraß den Bauern die Felder und Gärten leer. Die adeligen Jagdprivilegien waren für die Untertanen seit eh und je ein Stein des Anstoßes und nicht nur in Österreich Ursache bäuerlicher Ausschreitungen; regelmäßig führten sie bei Thronwechseln zu Unruhen, manchmal sogar zu regelrechten Aufständen. Die Jagd, das höfische Vergnügen par excellence, erschien geradezu als

Symbol für die Ignoranz der müßigen Höflinge gegenüber der existenziellen Not der einfachen Leute.[19] Der Moment des Thronwechsels entfesselte den sonst unterdrückten Zorn und führte dazu, dass die Bauern das Wild in den kaiserlichen Jagdgebieten massenweise töteten, obwohl Wilderei unter strengster Strafe stand. Um diesem Ausbruch offener Widersetzlichkeit den Wind aus den Segeln zu nehmen, blieb Maria Theresia nichts anderes übrig, als ihrerseits das Wild von den Hofjägern in großer Zahl

abschießen zu lassen.[20] Den Unmut über den irregulären Thronwechsel besänftigte das kaum. Umso mehr Bedeutung kam daher nun den traditionellen Ritualen des Herrscherwechsels zu.

Mit dem Tod des Herrschers erloschen traditionell alle Gehorsams- und Dienstverpflichtungen, denn sie wurden noch als ganz persönliche Beziehungen angesehen, die jedes Mal beim Thronwechsel erneuert werden mussten. Eine Reihe von Übergangsritualen diente dazu, diese prekäre Schwellensituation zu

überbrücken und dafür zu sorgen, dass die Ordnung die gleiche blieb, auch wenn die individuellen Amtsinhaber wechselten. Auf verschiedenen Ebenen der ständischen Hierarchie mussten feierliche Eide geschworen werden, um den neuen Herrschaftsinhaber vor aller Augen mit Legitimität auszustatten und neue persönliche Loyalitäten zu stiften. Nicht nur die Minister und Hofangehörigen mussten daher nun ihrer neuen Herrin gegenüber Amtseide ablegen, sondern auch die Truppen mussten ihr Treue schwören und

die Stände sämtlicher Erbländer schuldeten ihr einen Huldigungseid. In den meisten Ländern wurde das nur noch stellvertretend gegenüber Gesandten oder schriftlich vollzogen. Die bedeutende Ausnahme war die Huldigung der Landstände von Niederösterreich, die Maria Theresia wie ihre Vorfahren in großer Feierlichkeit in der Hofburg persönlich entgegennahm. Das geschah schon am 22. November 1740, denn angesichts der prekären politischen Lage hatte man es diesmal

besonders eilig damit.[21]

Dieses Herrschaftsritual vertrat in Österreich gewissermaßen die Stelle einer Krönung, die es ja nur in Königreichen gab. Dazu wurde eigens der Erzherzogshut in feierlicher Prozession aus Klosterneuburg nach Wien gebracht, damit die Erzherzogin Maria Theresia die Huldigung in vollem Schmuck der Insignien entgegennehmen konnte. Klosterneuburg war das sakrale Zentrum des Erzhauses; dort wurde auch der Schädelknochen Leopolds, des heiligen habsburgischen

Stammvaters, als Reliquie aufbewahrt, von dessen heilsträchtiger Nachbarschaft der Erzherzogshut profitierte. Dieser ‹Hut› hatte – ebenso wie die ‹Kurhüte› der Kurfürsten – die Gestalt einer Krone, auch wenn er nicht Krone genannt werden durfte. Wie eine Krone verkörperte er die Herrschaft über das Land, die über den Wechsel der Inhaber hinweg dieselbe blieb. Maria Theresias Vorfahr Rudolf IV. von Habsburg hatte sich die Insignie im 14. Jahrhundert mittels einer gefälschten kaiserlichen Urkunde,

des *Privilegium maius*, zusammen mit einer Reihe anderer großartiger Vorrechte und dem Phantasietitel *Erzherzog* zugelegt, weil er zu seiner Verbitterung nicht den Status eines Kurfürsten besaß und sich deshalb in der Hierarchie des Reiches empfindlich zurückgesetzt fühlte.[22]

Ein aufwendiger großformatiger Kupferstichzyklus legte nun von den verschiedenen Stationen des feierlichen Herrschaftsaktes Zeugnis ab, dessen zeremonieller Ablauf zuvor sorgfältig ausgehandelt worden war.[23] Er

begann mit einer großen öffentlichen Prozession und einem feierlichen Hochamt zum Heiligen Geist im Stephansdom. Anschließend fand in der Ritterstube der Hofburg der wechselseitige Verpflichtungsakt statt: Die neue Regentin versprach, die Rechte und Freiheiten des Landes zu schützen, dann legten die Landstände mit erhobenen Händen ihren Treueid ab und durften ihr in der Reihenfolge ihres Ranges die Hand küssen. In der Hofkapelle wurde das *Te Deum Laudamus* gesungen, und das Ganze

endete mit einem öffentlichen Mahl, bei der die adeligen Inhaber der Landes-Erbämter beim Herrscherpaar den Tafeldienst verrichteten.

Die Ritualsequenz, die bei jedem solchen Anlass in traditioneller Weise wiederholt wurde, hatte einen mehrfachen Sinn: Nicht nur wurde die neue Herrscherin in die gegebene Ordnung eingesetzt, sondern auch diese Ordnung selbst mit einer Aura der Zeitlosigkeit und Unverfügbarkeit umgeben. Dabei wurden nicht zuletzt auch alle Beteiligten in ihren mehr oder

weniger privilegierten Rollen bestätigt. Die Ordnung der Personen bei der Prozession, in der Kirche und an der Tafel bildete die Landeshierarchie in feierlicher Weise ab, was durch die Anwesenheit zahlloser Zuschauer beglaubigt wurde. Auch die einfachen Untertanen waren hier keineswegs nur passive Zaungäste. Sie wurden traditionell in das gemeinsame Mahl am Schluss des Rituals symbolisch einbezogen, indem man ihnen Münzen, Wein und andere Gaben spendete. Doch gerade das Ritual, das den

Herrscherwechsel institutionell absichern und bekräftigen sollte, war zugleich auch der Ort, an dem der Protest dagegen wirkungsvoll zur Geltung kommen konnte. Denn so unerschütterlich, wie die Inszenierung sie erscheinen ließ, war die Herrschaft ganz und gar nicht. Wovon der prächtige Bilderzyklus und die offizielle Zeremonialbeschreibung im *Wienerischen Diarium* nichts verraten, das sind die wütenden Proteste der Volksmenge, die darin gipfelten, dass bei einem besonders verhassten Hofkriegsrat die

Scheiben eingeworfen wurden und die Aufrührer sich mit den Stadtwachen eine Straßenschlacht lieferten. Immerhin musste ein Dragonerregiment aufgeboten werden, um der aufgebrachten Menge Herr zu werden.[24]

Doch das alles war nur ein geringfügiges lokales Vorgeplänkel, verglichen mit dem, was noch kommen sollte. Es zeigte sich nämlich schnell, dass alle Vorkehrungen Karls VI. zur Sicherung seines Erbes nach seinem Tod nichts mehr wert waren. Während die meisten europäischen

Monarchen einschließlich des preußischen Königs Maria Theresia zwar formvollendet gratulierten, machte sich der französische Hof noch Gedanken darüber, welcher Anrede man sich bedienen sollte – ein Zeichen dafür, dass ihr neuer Status nicht ohne Bedenken akzeptiert wurde.[25] Der Kurfürst von Bayern verweigerte Maria Theresia von Anfang an kategorisch die Anerkennung und legte in Wien förmlichen Protest gegen die Thronfolge ein.[26] Die fertige juristische Begründung dafür, warum ihm selbst die

Herrschaft über sämtliche habsburgischen Länder zustehe, hatte Karl Albrecht von Bayern schon in der Schublade. Aus zwei knapp zweihundert Jahre alten Urkunden, dem Ehevertrag und dem Testament Kaiser Ferdinands I. aus den Jahren 1543 und 1546, ließ er seinen Hofarchivar den Anspruch auf das gesamte Erbe juristisch herleiten. In diesen Urkunden war allerdings davon die Rede, dass das Haus Wittelsbach das Haus Habsburg beerben solle, wenn dieses vollständig (und nicht nur in

männlicher Linie) aussterben sollte. Dass Karl Albrecht zudem bei seiner Heirat mit der Kaisertochter feierlich auf alle Erbansprüche gegenüber dem Erzhaus verzichtet hatte, hinderte ihn nicht daran, es für sein gutes altes Recht, ja seine Pflicht gegenüber seiner Nachkommenschaft zu halten, nun das Erbe Karls VI. anzutreten. Zugleich meldete er damit auch seinen Anspruch an, zum Kaiser gewählt zu werden, eine Würde, die das Haus Wittelsbach im Spätmittelalter immerhin schon

zweimal bekleidet hatte. Die Vakanz des Kaiserthrons schien ihm eine gute Gelegenheit, seinem Geschlecht endlich die Würde zu verschaffen, die seinem hohen historischen Rang angemessen war. Denn im Gegensatz zu seinen kurfürstlichen Kollegen aus Berlin, Dresden und Hannover war es dem bayerischen Kurfürsten bisher nicht gelungen, eine europäische Königskrone zu erwerben und damit im Kreis der Potentaten eine völkerrechtlich eindeutig souveräne Rolle zu spielen. Den Weg zu seinem anspruchsvollen

Ziel hatte er allerdings strategisch nur unvollkommen durchdacht; zur nachdrücklichen Durchsetzung gegen mögliche Widerstände fehlte es ihm sowohl an Truppen als auch an Finanzen als auch an diplomatischen Vorbereitungen. Ohne fremde – in diesem Fall vor allem französische – Unterstützung ließ sich an eine Realisierung dieser Pläne gar nicht denken. Doch den französischen Ersten Minister, Kardinal Fleury, einen für seine Friedensliebe geschätzten Mann, hatte Karl Albrecht bisher nicht für sich gewonnen.

Maria Theresia wies die Ansprüche des Kurfürsten von Bayern auf ihr Erbe umgehend zurück. Der bayerische Gesandte durfte sich in Wien mit eigenen Augen davon überzeugen, dass die Originalurkunden die gegen sie erhobenen Ansprüche gar nicht hergaben. Maria Theresia war nicht nur entschlossen, das habsburgische Erbe zu verteidigen, sondern erwartete auch, dass ihr Mann die Kaisertradition des Hauses Habsburg fortsetzen würde. Um dafür den Weg zu ebnen, aber auch, um die Geschlechterordnung

am Wiener Hof formal wieder ins Lot zu bringen (und nicht, um die Regierung «auf stärkere Schultern als die ihren zu legen», wie Historiker des 19. Jahrhunderts sich das erklärten[27]), ernannte sie Franz Stephan im November kurzerhand zum Mitregenten. Sie übertrug ihm auch die Großmeisterwürde des Ordens vom Goldenen Vlies und trat ihm die böhmische Kurstimme ab, über die sie als Königin von Böhmen verfügte, die sie als Frau aber bei der bevorstehenden Kaiserwahl nicht selbst ausüben konnte.[28]

Die Ernennung Franz Stephans zum Mitregenten war eine Gratwanderung: Maria Theresia trug damit einerseits den Erwartungen ihrer Umwelt Rechnung; sie machte ein Zugeständnis an die Konventionen der Geschlechterhierarchie, um formale Probleme wie die Führung der Kurstimme und die Rangordnung bei Hof zu lösen. Doch andererseits stellte sie unmissverständlich klar, dass sie damit nichts von ihrer ererbten Souveränität preisgab. Graf Sylva-Tarouca, einer ihrer engsten

Vertrauten, bemerkte dazu, die Verleihung der Mitregentschaft an Franz Stephan *hing nur allein von der Willkür der Königin ab, die die Herrin ist und sich helfen lassen kann, von wem es ihr gefällt; diese Mitregentschaft ist nichts anderes als eine Unterstützung, fast so wie bei einem Ersten Minister.*[29]

Der Kurfürst von Mainz, bei dem als Erzkanzler des Reiches die Initiative des Wahlverfahrens lag, hatte Franz Stephan sofort nach dem Tod Karls VI. zum Wahltag nach Frankfurt eingeladen.[30] Doch nun erwies sich, dass das

voreilig gewesen war. Die Kurfürsten von Bayern und Sachsen erhoben offiziellen Protest. August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, machte sich nämlich seinerseits Hoffnungen auf Teile des Erbes und die Kaiserwürde. Grundsätzlich wurde nun in Frage gestellt, dass eine Frau überhaupt die böhmische Kurwürde erben könne, denn weder die Goldene Bulle, das alte Grundgesetz des Reiches, noch die Pragmatische Sanktion verloren darüber ein Wort. Franz Stephan als Großherzog von Toskana, so

wurde argumentiert, besitze selbst gar kein Kurfürstentum, ja nicht einmal einen ordentlichen Sitz auf dem Reichstag. Als Maria Theresia dennoch einen Wahlgesandten nach Frankfurt schickte, wurden ihm von den anderen Kurfürsten Geleit, Quartier und jedweder offizielle Kontakt verweigert – eine unerhörte öffentliche Brüskierung. [31]

Doch während noch alle interessierten Potentaten eilig ihre Gesandten hin und her schickten, um an den verschiedenen Höfen die Unterstützungsmöglichkeiten

für ihre Pläne auszuloten, schuf ein anderer Akteur seinerseits Tatsachen: Der neue König von Preußen, Friedrich II., der wie Maria Theresia gerade erst den väterlichen Thron bestiegen hatte, nutzte die Gunst der Stunde und marschierte am 16. Dezember 1740 mit seinen Truppen in Schlesien ein. Das kam nicht völlig unerwartet. Der kaiserliche Gesandte hatte schon 1738 aus Berlin über den Kronprinzen Friedrich nach Wien berichtet, er liebe das Militär und habe sich vorgenommen, seine Regentschaft

mit einem glanzvollen Coup zu beginnen: *Son principe est de commencer par un coup d'éclat.*[32] Friedrich, nur fünf Jahre älter als die dreiundzwanzigjährige Maria Theresia, war bisher vor allem als musisch und intellektuell begabter Schöngeist hervorgetreten, der sich in seinem Salon mit den provokantesten Literaten, freigeistigsten Gelehrten und fashionabelsten Künstlern umgab. Jetzt, da sein tyrannischer Vater endlich gestorben war, freute er sich auf das *Rendezvous mit dem Ruhm*, das die Schwäche der

Habsburgermonarchie ihm eröffnete.[33] Die Voraussetzungen dafür waren die besten, denn er hatte von seinem Vater eine volle Staatskasse und ein großes, hochmodernes Heer geerbt. Seinen Einfall in das benachbarte Herzogtum Schlesien, eines der wohlhabendsten Territorien der Habsburgermonarchie, begründete er nicht nur mit alten und gerechten Ansprüchen seines Hauses, für die er noch schnell eine juristische Rechtfertigungsschrift verfassen ließ, sondern auch mit Hilfe in der Not für die schutzlose

Erbtochter: Es gelte anderen Potentaten zuvorzukommen, die *heimlich den Plan hegen, einen Teil des Erbes an sich zu reißen […]. Mein einziger Zweck ist die Erhaltung und der wahre Nutzen des Hauses Österreich.*[34] In wohlgesetzten Worten von größter Liebenswürdigkeit an seine *Frau Schwester – Madame Ma Soeur* – präsentierte sich Friedrich als fürsorglich-brüderlicher Bündnispartner, dessen Einmarsch in ihr Territorium von den *reinsten Intentionen* und der *vollkommensten Hochschätzung* geleitet sei.[35] Er

bot ihr seine Unterstützung gegen jedweden Angriff von außen, seine Kurstimme für die Kaiserwahl ihres Gatten und einen Kredit von zwei Millionen Gulden an und verlangte zum Dank für alles, was er für die Glorie des Erzhauses unternehme, die völlige Abtretung Schlesiens. Maria Theresia ignorierte die zierlichen Worte und schrieb nüchtern an ihren Gesandten, *dass wir solches weder glauben können noch wollen; dann wie ist es möglich seinen Nachbahren von darumben feindlich anzugreiffen, weilen er die ihme anbiethende hülfe nicht nöthig*

zu haben glaubt?[36] In ihrer offiziellen Erklärung wies sie Friedrichs Offerte kategorisch zurück und erlaubte sich dabei die ironische Bemerkung, wenn er mit solchen Mitteln die Verfassung des Reiches und die Wohlfahrt Europas zu sichern beabsichtige, dann sei sie interessiert zu erfahren, wie es erst aussehe, wenn er beides zerstören wolle. Zur Sicherung ihrer Erbansprüche benötige sie seine Hilfe nicht, denn dazu sei das ganze Reich ohnehin verpflichtet. Man habe noch nie einen Krieg angefangen, um einen Fürsten zu

nötigen, Geld und Hilfe anzunehmen, und sie sei weit entfernt, ihre Regierung mit der Aufteilung ihrer Staaten zu beginnen.[37]

Der Feldzug Friedrichs durch Schlesien verlief kurz und reibungslos.[38] Die schlesischen Stände, die eben erst Maria Theresia gehuldigt hatten, waren zu Gegenwehr nicht in der Lage. Während Friedrich innerhalb von zwei Monaten das ganze Land mit Ausnahme von einigen wenigen Festungen in seine Hand brachte, war der österreichische

Oberkommandierende Neipperg noch nicht einmal aus Wien ins Feld aufgebrochen. Erst Anfang April, wie es alte Sitte war, begann er die Kampagne und rückte allmählich mit seinem Heer nach Schlesien ein. Dort kam es bei dem Städtchen Mollwitz südöstlich von Breslau am 10. April zur Entscheidungsschlacht. Niemand hatte erwartet, dass sich das Heer des unbedeutenden Aufsteigers Preußen gegen die österreichischen Truppen durchsetzen würde. Doch anders als diese war die preußische Infanterie durch modernen Drill

dazu abgerichtet, unbeirrt und automatengleich in Reihen abwechselnd zu laden und zu feuern, ohne sich durch die fallenden Kameraden rechts und links irritieren zu lassen. Dennoch glaubte selbst der preußische König im Schlachtverlauf nicht an den Erfolg seiner Truppen; auf Anraten seiner Generäle verließ er das Geschehen und brachte sich in Sicherheit. Doch wer als Letzter mit seinen Fahnen das Schlachtfeld behauptete, galt als Sieger, und das waren die Preußen – obwohl auch die Österreicher den Sieg für sich

reklamierten und in den Kirchen das *Te Deum* singen ließen.[39] Friedrich seinerseits ließ einen Dankgottesdienst feiern, für den er feinsinnig anordnete, aus dem Paulusbrief an Timotheus (Tim 2, 11–12) vorzulesen, wo es heißt: *Einem Weibe gestatte ich nicht, dass sie des Mannes Herr sei* ….

Die Niederlage bei Mollwitz wirkte für die anderen interessierten Potentaten wie ein Signal, sich nun ebenfalls in das Spiel einzuschalten und an der Aufteilung des Habsburgererbes zu beteiligen.[40] Im Mai/Juni 1741

formierte sich eine Koalition gegen Maria Theresia, bei der jeder Partner seine eigenen Ziele verfolgte. Die Königin Elisabeth von Spanien, die für ihren Mann die Regierungsgeschäfte führte, sah eine gute Gelegenheit gekommen, die Toskana zurückzugewinnen und sich womöglich noch die oberitalienischen Herzogtümer Parma und Piacenza anzueignen. Am französischen Hof setzte sich der ehrgeizige Marschall Belle-Isle gegenüber dem friedfertigeren Premierminister Fleury mit einem wohlkalkulierten Programm durch.

Es hatte zum Ziel, das gesamte habsburgische Erbe aufzuteilen, die Gewichte in Europa ganz neu zu verteilen und die Habsburger als Rivalen des Hauses Bourbon und Inhaber der Kaiserwürde für alle Zeiten auszuschalten. Auch die bayerischen und sächsischen Pläne sahen vor, das Erbe nahezu vollständig aufzuteilen und Maria Theresia allenfalls Ungarn zu belassen. In Frankfurt, wo sich die Gesandten der Kurfürsten zur Kaiserwahl versammelt hatten, formierte sich derweil mit französischer Hilfe nach und nach

eine Mehrheit an Stimmen für Karl Albrecht von Bayern.[41] Alle Hoffnungen Maria Theresias, die bündnisgemäße Unterstützung Frankreichs, Englands, der Niederlande, Russlands oder Sachsen-Polens gegen Preußen zu gewinnen, erfüllten sich samt und sonders nicht, im Gegenteil: Frankreich, Bayern und Spanien schlossen sich zusammen; im September wechselte auch Sachsen-Polen auf die Seite ihrer Gegner. Der englische Gesandte in Wien suchte die ganze Zeit über zu vermitteln und sie zu

Zugeständnissen zu überreden. Denn Großbritannien befand sich im Seekrieg mit Spanien, fürchtete das Eingreifen Frankreichs und wollte die Koalition seiner Gegner nicht noch um Preußen vermehren.

Der Druck auf Maria Theresia wuchs, Teile von Schlesien oder zumindest ersatzweise irgendein anderes kleines Territorium zu opfern. Ihre Minister rieten ihr mehrheitlich zu; und auch ihr Gatte hielt es für klüger, einzulenken und den Krieg gegen Friedrich zu beenden, um nicht noch mehr zu verlieren. Maria Theresia ließ sich

davon nicht umstimmen. Sie schrieb an den böhmischen Hofkanzler Graf Kinsky, einen der wenigen, die sie in ihrer Haltung bestärkten: Auf die Zugeständnisse, zu denen ihre Minister sie überreden wollten, lasse sie sich nur zum Schein ein. Tatsächlich aber sei es ihr *fester Entschluss, niemals ein Teil von Schlesien preiszugeben […]. Gott verhüte, dass ich jemals daran denken sollte, so etwas zu tun.*[42] Sie betrachtete es als ihre historische Pflicht gegenüber der Dynastie und als Auftrag der göttlichen Vorsehung,

das Erbe ihrer Vorfahren zusammenzuhalten und nicht das kleinste Stück freiwillig herzugeben. Je nach Perspektive haben die Historiker diese Haltung als heldenhafte, unerschütterliche Standfestigkeit[43] oder als unklugen Starrsinn[44] beschrieben. Wie auch immer – am Ende blieb es ihr dennoch nicht erspart, sich mit Friedrich II. zu arrangieren. Denn mittlerweile waren der Kurfürst von Bayern und der Marschall Belle-Isle in das österreichische Kernland eingefallen, und sie benötigte alle

ihre Truppen zu dessen Verteidigung. Erst Anfang September erklärte sie sich deshalb endlich mit größtem Widerwillen zu einigen Zugeständnissen bereit: *Placet weil kein anders mittel zu helffen, aber wohl mit mein größten hertzenleid*, notierte sie an den Rand des ministeriellen Vorschlags, [45] und dem Hofkanzler Sinzendorff schrieb sie, diese ganze Angelegenheit sei gegen ihren Willen verhandelt worden.[46] Doch mittlerweile hatte sich ihre Verhandlungsposition dramatisch verschlechtert; Friedrich war nun

auch mit Frankreich, Sachsen und Bayern im Bunde.[47] Im Oktober 1741 schloss sie mit ihm einen geheimen Waffenstillstand, der sie zwang, Niederschlesien abzutreten.[48] Damit Friedrichs Bundesgenossen nicht merkten, dass er im Begriff war, sie im Stich zu lassen, wurde zum Schein eine Belagerung der Festung Neiße inszeniert.[49] Wenig später überlegte Friedrich es sich indessen schon wieder anders, brach den Waffenstillstand und schloss sich erneut den Feinden Maria Theresias an.

Am 15. August 1741 hatten französische Truppen begonnen, den Rhein zu überqueren und sich mit den bayerischen Truppen zu vereinigen. Unter der persönlichen Führung des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern fiel die Armee Anfang September im Land ob der Enns ein. Auch dort ging wieder alles sehr schnell.[50] Das Landesaufgebot war machtlos und wurde wieder nach Hause geschickt, die österreichischen Truppen zogen sich vor dem Feind zurück. Die Kaiserinwitwe Amalie trug Maria Theresia im August

persönlich die Forderungen ihres bayerischen Schwiegersohnes vor. [51] In Oberitalien eröffneten spanische Truppen einen weiteren Kriegsschauplatz. Am 15. September zog Karl Albrecht in der oberösterreichischen Hauptstadt Linz ein, wo ihn die Landstände feierlich als neuen Herrn empfingen und ihm den Huldigungseid leisteten. In Wien begann man sich auf eine Belagerung einzustellen. Das einzige Land, von dem sich Maria Theresia in dieser Lage Hilfe versprechen konnte, war das

Königreich Ungarn.

Treue und untreue Ungarn

Während all dieser Ereignisse, von Juni bis Oktober 1741, hielt sich Maria Theresia nicht in Wien auf, sondern in ihrer Residenz in Pressburg (ungarisch Poszony, heute Bratislava in der Slowakei), um dort persönlich die Herrschaft anzutreten.[52] Pressburg war die ‹österreichischste› Stadt Ungarns, von Wien nur eine halbe Tagesreise die Donau hinab am

äußersten westlichen Rand des großen Königreichs gelegen. Der Herrschaftsantritt in Pressburg verlief dramatisch und spielt bis heute eine Schlüsselrolle in der hagiographischen Meistererzählung über Maria Theresia.

Das Verhältnis der Habsburger zu Ungarn war seit jeher gespannt. Dass Maria Theresia seit dem Tod ihres Vaters als Königin von Ungarn angesprochen wurde und nicht als Erzherzogin von Österreich, lag weniger daran, dass sie zu diesem Land eine größere

Nähe gehabt hätte als zu den anderen Erbländern – sie hielt sich nur selten in Pressburg auf. Vielmehr war der ungarische Königstitel der wertvollste Titel, über den sie verfügte. Mit der Würde des *Rex Hungariae* verband sich die Herrschaft über ein Bündel an weiträumigen Ländern, symbolisch vereint durch die Krone des Heiligen Stephanus aus dem 11. Jahrhundert, der als Stifter des christlichen Königreichs Ungarn verehrt wurde. Dazu gehörten neben dem ungarischen Kernland die Unterkönigreiche Slawonien,

Dalmatien und Kroatien im Süden, ferner als separate Territorien Siebenbürgen und der Banat im Südosten, die man, nachdem sie aus dem osmanischen Herrschaftsverband militärisch wieder herausgelöst worden waren, wohlweislich nicht in das ungarische Königreich integriert hatte, sondern direkt von Wien aus verwaltete. Zu Maria Theresias Zeit summierte sich das Ganze zu einer Fläche, die ungefähr so groß war wie die aller anderen Erbländer zusammen (Karte S. 1065 f.).[53] Die Region war im Wesentlichen

ländlich geprägt und von den kriegerischen Auseinandersetzungen schwer gezeichnet. In den Dörfern lebten Menschen unterschiedlicher Sprachgruppen nebeneinander: Magyaren, Kroaten, Serben, Slowaken, Walachen, Schwaben, Sachsen, Ruthenen, Griechen und ‹Zigeuner›. Auch die religiöse Vielfalt war, anders als in den Erbländern, groß: Es gab nicht nur Katholiken, sondern auch Lutheraner, Calvinisten, griechisch-orthodoxe und unierte Christen, Juden, ja sogar Antitrinitarier,

Sabbatisten und allerlei andere kleine religiöse Gruppen. Die Bevölkerung war entlang dieser ethnisch-religiösen und sprachlichen Grenzen separiert; in vielen Dörfern lebten die verschiedenen Gruppen unvermischt nebeneinander, ohne untereinander zu heiraten und ohne gemeinsame politische Institutionen und Artikulationsmöglichkeiten.

Die Bauern waren mehrheitlich Leibeigene der adeligen Grundherren, die in ihren Herrschaften ohne nennenswerte

Einschränkungen regierten. Der Adel machte aber keinen homogenen Stand aus, sondern war stark zerklüftet. Den rund zweihundert außerordentlich reichen Magnatenfamilien wie den Batthyány, Pálffy, Eszterházy oder Nádasdy stand der zahlreiche niedere Adel gegenüber, der sich zum Teil zwar durch seine Privilegien, kaum aber durch seine Lebensführung von den Bauern unterschied. In den menschenarmen Grenzregionen zum Osmanischen Reich, der sogenannten Militärgrenze, lebten

bewaffnete freie Bauern in Wehrdörfern. Städte gab es nur wenige; der Handel wurde von österreichischen Kaufleuten dominiert. Das ungarische Kernland gliederte sich in Komitate, adelige Selbstverwaltungsbezirke, die für Steuereintreibung, Truppenaushebung und vieles andere zuständig waren. An der Spitze eines Komitats stand als Stellvertreter der Krone meist ein Großgrundbesitzer, der nicht nur ein beauftragter Amtsträger, sondern zuallererst ein Herr aus

eigenem Recht war.

Das Königreich Ungarn war eine ständisch beschränkte Monarchie, entsprach also dem in ganz Europa traditionell vorherrschenden Typus politischer Verfasstheit. Die politische Einheit dessen, was man Ungarn nannte, wurde durch die Landtage hergestellt. Das heißt, der König berief die Stände des Reiches von Zeit zu Zeit zu Versammlungen ein, um in traditioneller feierlicher Form mit ihnen zu verhandeln – zuerst, wenn er seine Herrschaft antrat, dann aber auch jedes Mal,

wenn er Truppen oder Geld oder beides brauchte oder in irgendeiner Weise in die hergebrachten Rechte des Landes eingreifen wollte. Die Stände des Königreiches, *status et ordines*, waren die Inhaber von Herrschaftsrechten, auf deren Zustimmung der König angewiesen war, wenn er auf die wirtschaftlichen Ressourcen des Landes zugreifen wollte. In Ungarn waren das zum einen die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger und die Häupter der Hochadelsfamilien (die Obere Kammer) und zum anderen die

Deputierten des niederen Adels und der freien Städte, gewählt in den Versammlungen der Komitate (die Untere Kammer). Wenn sie feierlich zu einem Landtag zusammentraten, dann verkündete ihnen zuerst der Vertreter des Königs, was dieser von ihnen wünschte. Anschließend berieten die Stände getrennt in den zwei Kammern oder *Tafeln*, um dann wieder zusammenzutreten und untereinander einen Beschluss auszuhandeln, den sie schließlich dem König vortrugen.[54] Für ihre Zugeständnisse ließen sich die

Stände alle möglichen kollektiven Privilegien und Freiheiten – meistens auf Kosten ihrer eigenen Untertanen – bestätigen. So oder ähnlich war es in allen europäischen Monarchien der Frühen Neuzeit üblich. Das Verhältnis zwischen Landesherrn und Ständen wurde als Vertragsverhältnis aufgefasst, das auf wechselseitigen Rechten und Pflichten beruhte, und nicht als einseitiges Herrschaftsverhältnis. Die Einheit des Landes beruhte auf dem Anspruch der Stände, das Land als Ganzes zu repräsentieren,

und zwar in einem doppelten Sinne: Sie stellten das Land sowohl sinnfällig dar, indem sie sich auf Landtagen in ritueller, hierarchisch geordneter Form versammelten, und sie stellten es als politische Einheit zugleich her, indem das, was sie dort mit dem Herrscher aushandelten und beschlossen, für alle Einwohner des Landes als verbindlich galt. In Ungarn hatte sich diese ständische Verfassung stärker behauptet als in vielen anderen Monarchien, weil die habsburgischen Herrscher angesichts des Dauerkonflikts mit

den Türken zu vielfältigen Zugeständnissen an die Stände genötigt gewesen waren.

Die ältere österreichische Nationalgeschichtsschreibung, für die in Ungarn die Grenze zwischen christlicher Zivilisation und orientalischer Barbarei, zwischen Europa und Asien verlief, hat die Zurückdrängung der Osmanen durch die Habsburger als Geschichte der Befreiung und Befriedung des Landes erzählt.[55] Das war, um es vorsichtig auszudrücken, eine perspektivisch verzerrte Sicht. Tatsächlich

verliefen die Fronten keineswegs eindeutig. Ähnlich wie in anderen Ländern wurde auch in Ungarn die landfremde katholische Herrscherdynastie von dem teilweise protestantischen Adel nicht mehr geliebt als der muslimische Sultan. Das Verhältnis der Stände zu den Habsburgern schwankte seit jeher zwischen strategischer Allianz, verdeckter Renitenz und offenem Widerstand. [56] Die Koalitionen waren komplex und wechselhaft: Die einen kooperierten mit den Habsburgern gegen die Türken, die

anderen, die man die *Malcontenten* nannte, mit den Türken und Franzosen gegen die Habsburger. Das Spannungsverhältnis zwischen den großen Mächten Habsburg, Frankreich und Osmanischem Reich konnten sich die ungarischen Stände immer wieder für ihre Interessen zunutze machen.

Die Vertreibung der muslimischen Oberherren in den Türkenkriegen hatte in den zurückeroberten Gebieten ein Vakuum geschaffen, eine Situation, in der sowohl die Habsburger als auch die adeligen Opponenten die

Chance sahen, die Machtverhältnisse zu ihren Gunsten zu verschieben. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts war es zu einem breiten, alle Schichten erfassenden Aufstand gekommen. Der Anführer Ferenc II. Rákoczy, Nachkomme eines osmanischen Amtsträgers, konnte sich auf türkische und französische Hilfe stützen. Als es Maria Theresias Vater Karl VI. schließlich gelungen war, die Aufständischen zu besiegen, hatte er klugerweise nicht mehr wie noch seine Vorfahren versucht, das ganze

Land einer strengen Zentralisierung und Katholisierung zu unterwerfen. Im Frieden von Szátmár 1711 hatte er vielmehr versprochen, Ungarn niemals auf die gleiche Weise zu regieren wie die anderen Erbländer, und sich damit die Anerkennung seines erblichen Anspruchs auf die Krone erkauft. Denn wie man König von Ungarn wurde, durch Wahl seitens der Stände oder durch Erbfolge, war nie ganz eindeutig und unumstritten. Nach hergebrachtem Verständnis war es nach wie vor das mittelalterliche

Inaugurationsritual der Weihe und Krönung, das den König erst zum König machte, während die Habsburger den Königstitel schon vorher zu führen pflegten, um ihr erbliches Recht auf die Krone zu demonstrieren.

Als Maria Theresia die Herrschaft antrat, war sie existenziell auf die Hilfe der ungarischen Stände angewiesen. Diese nutzten den Thronwechsel, um ihr Verhältnis zur Krone neu zu definieren. Der Ort dafür war der traditionelle Huldigungs- und Krönungslandtag, wo Herrscher

und Stände feierlich zusammentrafen, so dass die Verfassung des Königreichs gleichsam in Realpräsenz zur Erscheinung kam. Die Krönung des neuen Königs bildete den Höhepunkt: Indem König und Stände hier wechselseitig ihre Rechte und Pflichten beschworen, wurde symbolisch-rituell in Geltung gesetzt, was zuvor auf dem Landtag ausgehandelt worden war. Das war 1741 von besonderer Brisanz, denn es ging nicht zuletzt um die faktische Anerkennung der Pragmatischen Sanktion durch die

Ungarn und die Zurückweisung des bayerischen Anspruchs.

Am 21. Januar 1741 ließ Maria Theresia ihren ersten Landtag ausschreiben.[57] Am 18. Mai versammelten sich die ungarischen Stände in Pressburg zur feierlichen Eröffnungssitzung, wo der höchste geistliche Würdenträger des Reiches, der Primas, die königliche Proposition vortrug. Die Stände berieten darüber und über ihre Gegenforderungen höchst kontrovers und schickten sodann eine Delegation nach Wien, um Maria Theresia zu der Geburt ihres

Sohnes Joseph, des Thronfolgers, zu gratulieren, der am 13. März zur Welt gekommen war, und sie persönlich zum Landtag einzuladen. Am 19. Juni fuhr Maria Theresia in Begleitung ihres Mannes und mit großem Gefolge auf mehreren Prunkschiffen die Donau hinunter und wurde am nächsten Tag an der Landesgrenze von den höchsten Würdenträgern in ritueller Form begrüßt. In einem eigens errichteten Pavillon legte sie ungarische Tracht an, bevor sie in die Stadt geleitet wurde – ein ritueller Kleiderwechsel, der, wie in

der Vormoderne üblich, den Wechsel der Herrschaftsrollen demonstrierte. Alle Details waren vorher präzise ausgehandelt worden. Der *Adventus*, die feierliche Ankunft des neuen Herrschers, war ein auf antiken Traditionen fußendes, seit dem Spätmittelalter in ganz Europa übliches Herrschaftsritual, das die wechselseitige Beziehung zwischen einem neuen Herrscher und den Ständen mit großem Prunk symbolisch in Szene setzte.[58]

Am 21. Juni fand eine Sitzung des gesamten Landtags statt, an

der Maria Theresia in eigener Person teilnahm und, wie Beobachter notierten, in elegantem Latein eine kurze, formelhafte Ansprache an die Stände hielt, bevor die Proposition verlesen wurde.[59] Wenig überraschend war deren Inhalt: Die Königin sicherte im Voraus zu, die hergebrachten Landesfreiheiten zu bestätigen, den Krönungseid in der traditionellen Form zu leisten und einen neuen Palatin wählen zu lassen. Der Palatin galt als Stellvertreter der Krone, wurde aber von den einheimischen

Magnaten aus ihrem eigenen Kreis gestellt und agierte in deren Interesse. Sein Amt war jahrelang vakant gewesen, während stattdessen Franz Stephan als habsburgischer Statthalter amtiert hatte, was für die Ungarn ein dauernder Affront gewesen war. Im Gegenzug für ihre Zugeständnisse verlangte Maria Theresia die Aufstellung einer regulären Armee und die fortgesetzte Zahlung der dazu nötigen Kontributionen. Die Vorstellungen der Stände gingen allerdings deutlich über das Zugestandene hinaus. Sie

verlangten die Sicherung der adeligen Steuerfreiheit und die separate Regierung Ungarns für alle Zukunft, die Einbeziehung Siebenbürgens in die ungarische Verwaltung, die Vergabe der ungarischen Ämter und Pfründen exklusiv an den einheimischen Adel und die regelmäßige persönliche Teilnahme der Königin an den Landtagen. Auch die Mitregentschaft Franz Stephans in Ungarn war hoch umstritten. Die Verhandlungen der Stände verliefen tumultuarisch. Den Parteigängern der Habsburger in

der Oberen Kammer, wo viele Adelige und Höflinge aus den ‹deutschen› Erbländern Sitz und Stimme hatten, stand eine starke Opposition in der Unteren Kammer gegenüber. Maria Theresia weigerte sich, die zusätzlichen Bedingungen zu akzeptieren, denn diese hätten ihre Möglichkeiten, auf die Ressourcen des Landes zuzugreifen und das ganze Land stärker mit den anderen Erbländern zu verbinden, massiv eingeschränkt. Denn um diese Frage ging es im Kern: Wie kann die landfremde habsburgische

Herrschaft den Zugang zu den Reichtümern des Landes gewinnen, um damit zum einen die dringendsten militärischen Bedürfnisse zu befriedigen und zum anderen die eigene Klientel mit einträglichen ungarischen Ämtern und Pfründen zu bedienen?

Die zentralen Streitfragen waren noch völlig offen, als an dem dafür festgesetzten Tag, dem 25. Juni, dennoch die Krönung stattfand. Maria Theresia hatte sich hinsichtlich des Wortlauts von Eid und Urkunde zwar weitgehend durchgesetzt, war allerdings

zugleich genötigt worden, schriftlich zu versichern, dass sie den Wünschen der Stände in späteren Verhandlungen noch Rechnung tragen werde.[60] Der faktische Dissens wurde also vorübergehend notdürftig zugedeckt, damit das mittelalterliche Krönungsritual in traditioneller Form zelebriert und nach außen feierliche Einmütigkeit zur Schau gestellt werden konnte.

Das Ritual der Königseinsetzung stellte jeden neuen ungarischen König in die Kontinuität des Heiligen Stephanus.[61] Orte,

Dinge, Worte und Gesten verbanden ihn unmittelbar mit dem mythisch-sakralen Ursprung der Monarchie. Das geschah, indem der Krönungskandidat mit den uralten Insignien des ersten Königs ausgestattet wurde. Die Symbolik des christlichen Herrschers als Verteidiger des Glaubens durchzog das gesamte Ritual, das zugleich die «Freiheit» der ungarischen Adelsnation unter ihrem selbstgewählten König bekräftigte. Das Schauspiel war ganz und gar darauf ausgerichtet, den Patriotismus des ungarischen Adels

zu bedienen und die neue Königin nicht als Landfremde auftreten zu lassen. Am Krönungstag wurde Maria Theresia, in prunkvoller ungarischer Tracht und juwelenübersät, in ihrer Pressburger Residenz, der mächtigen mittelalterlichen Burg, abgeholt und in feierlicher Prozession zum Martinsdom geleitet. Allen österreichischen Adeligen, die ungarische Ämter innehatten, samt ihren Frauen und Töchtern war befohlen worden, ebenfalls ungarische Kleidung zu tragen. Man hatte sichergestellt,

dass nicht etwa Wiener Höflinge in der Prozession die Krönungsinsignien trugen, sondern die ungarischen Landesbarone.[62] Bürgermilizen sperrten den Weg gegen die Zuschauermenge ab, die sich das seltene Spektakel nicht entgehen lassen wollte und deren Anwesenheit zum gelungenen Ritual unbedingt dazugehörte. In der Krönungskirche warteten die höchsten geistlichen Würdenträger Ungarns, dazu der päpstliche Nuntius, der Erzbischof von Wien und der venezianische Botschafter. Der Erzbischof von Gran als

geistliches Oberhaupt, Primas, des Königreiches vollzog das Einsetzungsritual, das dem einer Kaiserkrönung in vieler Hinsicht ähnelte. Die Szenerie wurde gerahmt von dem ungarischen Reichsmarschall mit gezücktem Schwert, dem Palatin und zehn Grafen, die die Fahnen der zehn alten ungarischen Territorien trugen. Die Kandidatin hatte auf der untersten Altarstufe zu knien, denn um erhöht zu werden, musste sie sich zuerst erniedrigen. Der Primas trug die rituelle Ermahnung vor, löblich zu regieren. Dann

wurden die Insignien des Heiligen Stephanus auf den Altar gelegt: Krone, Zepter, Mantel, Reichsapfel und Schwert, die als heilig verehrten Gegenstände, in denen sich die überpersönliche Dauer und Einheit des Königreichs materiell verkörperte. Die Kandidatin musste das dargereichte Kreuz küssen, zwei Finger auf das Evangelienbuch legen und den Krönungseid leisten. Daraufhin wurden die vorgeschriebenen Gebetsformeln gesprochen und die Heiligenlitanei gesungen, bevor die Kandidatin vom Primas an rechter

Schulter und Brust mit geweihtem Öl gesalbt wurde. Die Salbung war seit dem Frühmittelalter der sakrale Höhepunkt der christlichen Königseinsetzung, denn sie entsprach der Bischofsweihe und machte den König zum Gesalbten des Herrn, zum *rex et sacerdos* – eine sakrale, fast priestergleiche Würde, die Frauen normalerweise nicht zukam. Dann nahm die Kandidatin auf dem Thron Platz und wurde mit dem Mantel des Heiligen Stephanus bekleidet. In allem wurde größter Wert darauf gelegt, dass sie *nit als eine*

Gemahlin eines Königs, sondern wie ein König selbsten gekrönet wurde, wie es in dem Zeremonialprotokoll heißt.[63] Während des Hochamts empfing sie kniend das entblößte Schwert mit dem Auftrag, *die Feinde des Volkes Israel* zu überwinden,[64] und wurde mit Krone, Zepter und Reichsapfel ausgestattet. Damit war der performative Akt beendet, der sie in aller Form zum König von Ungarn machte, und die Anwesenden akklamierten ihr als *Rex et domina noster*, einer fein ausbalancierten Formel, die zuvor

exakt so vom Landtag beschlossen worden war.[65] Pauken, Trompeten und Kanonensalven erschallten und das *Te Deum* wurde gesungen. Nach dem Ende der Messfeier ging die Gekrönte zu Fuß im vollen Krönungsornat unter einem Baldachin und mit vorangetragenem Schwert zur Franziskanerkirche. Auf dem Weg dorthin machte sie vor der Statue der Siegreichen Jungfrau Maria halt, um ihr die rituelle Reverenz zu erweisen. *Siegreich* – der Name erinnerte an die Umstände, unter denen Maria Theresias Großvater

Leopold I. die Statue 1675 hatte errichten lassen, nachdem er die Protestanten von dort vertrieben hatte.[66] In der Franziskanerkirche übte die Königin ihr Herrscheramt in traditioneller Form zum ersten Mal aus, indem sie 48 Edelleute zu Rittern schlug und so in ritueller Form zeigte, dass sie Herrin über die Hierarchie des ungarischen Reiches war. Sodann wiederholte sie auf einer Bühne unter freiem Himmel ihren Krönungseid vor dem versammelten Volk und begab sich zu dem kleinen, künstlich

aufgeschütteten und mit den Landesfarben geschmückten Krönungshügel (s. Farbtafel 4). *An dessen Fuß satzten sich Dieselbe auf ein mit Edelsteinen und Perlen geschmücktes Pferd, und ritten gantz alleine in vollem Lauf den Berg auf, zuckten das Schwerdt, und führten gegen die 4. Welt-Theile in Creutzes-Form 4. Streiche unter Zuruffung des Volcks, dadurch anzuzeigen, daß Sie solches Reich von allen Theilen vor dem Feind beschützen wolle.* [67]

Es war eine rituelle Ausnahmesituation ohne historisches Vorbild, dass eine Frau

zum König von Ungarn gesalbt wurde und symbolisch das Schwert führte. Schon das Reiten war ungewöhnlich; Maria Theresia hatte es eigens für diesen Akt lernen müssen. Mit all dem agierte sie symbolisch als *Rex Hungariae*, nicht als *Regina*, denn sie war ja nicht die Gattin eines Königs, sondern hatte die Herrschaft aus eigenem Recht inne. Eigens wurde in den Zeremonialakten festgehalten, dass sie *nicht als eine kgl. Gemahlin komme, sondern als ein König gekrönet, und sonsten auch alles dasjenige was bey einer*

Crönung eines Königs zu observiren, dabey beobachtet werden solle.[68] Physisches Geschlecht und juristisches Geschlecht waren hier zweierlei; kraft ritueller Fiktion galt sie in diesem Fall als Mann. Von dem Mangel des natürlichen Geschlechts konnte man zur Not absehen, wenn es um die Herrschaftsansprüche des Allerhöchsten Erzhauses ging. Bei anderer Gelegenheit brachte der Oberstkämmerer Khevenhüller es klipp und klar auf den Punkt: In weltlichen Zeremonien lasse *sich zwischen den männ- oder weiblichen*

Geschlecht nicht wohl ein Unterschied machen, da die Majestät und Ober-Herrschafft bei beiden in gleicher Gestalt und Wesenheit hafften.[69]

Im sakralen Akt der königlichen Salbung wurde Maria Theresia, wie erwähnt, nach alttestamentlichem Vorbild am rechten Arm und an der Brust gesalbt, so wie es der Prophet Samuel mit König David getan hatte. Auch bei der Bischofsweihe wurde gemäß römischer Liturgie die rechte Hand gesalbt, mit der anschließend die heilswirksamen Sakramente gespendet werden

konnten. Selbst in diesem liturgisch relevanten Detail wurde Maria Theresia ohne Rücksicht auf ihr natürliches Geschlecht wie ein Mann behandelt.[70] Die Geschlechterrollen waren in diesem Fall zwischen ihr und ihrem Ehemann geradezu vertauscht. Denn Franz Stephan war von dem gesamten Krönungsgeschehen, bei dem sich die institutionelle Ordnung des Landes und auch des Wiener Hofes feierlich in Szene setzte, formal nahezu völlig ausgeschlossen, was auf dem Landtag zuvor ausdrücklich so

vereinbart worden war. Allenfalls informell, wie jeder andere gewöhnliche Zuschauer, konnte er einen Blick auf das Geschehen werfen.[71] Erst ganz am Ende beim Krönungsmahl in der Residenz, wo die Würdenträger, Magnaten, Minister und Ständevertreter an fünfzehn Tafeln bewirtet wurden, durfte er offiziell in Erscheinung treten und mit Maria Theresia an demselben Tisch sitzen – allerdings nicht, wie es für ein fürstliches Paar sonst die Regel war, unmittelbar an ihrer rechten Seite, sondern neben ihrer

Schwester, der Erzherzogin Maria Anna, womit in geradezu demütigender Weise zum Ausdruck kam, dass er nicht zur habsburgischen Herrscherdynastie gehörte und in Ungarn absolut nichts zu sagen hatte – obwohl oder vielmehr gerade weil er bis vor kurzem dort königlicher Statthalter gewesen war.

Die Königin trat ihre Regierung also mit allgemeinem Beyfall an, resümierte eine zeitgenössische Schilderung, auch wenn leider *da und dorten der Krieg ihre Regierungs-Geschäffte ein wenig in dem Fortgang*

hemmten.[72] Das war, um das Mindeste zu sagen, zurückhaltend ausgedrückt. Die gegnerischen Truppen lagen in den Erbländern; förmliche diplomatische Protestationen Bayerns und Spaniens gegen die Krönung standen im Raum. Auch der Konflikt mit den ungarischen Ständen war nur vorübergehend hinter der Konsensfassade des Krönungsrituals verborgen gewesen. Die Landtagsverhandlungen wurden anschließend ebenso kontrovers fortgesetzt wie zuvor. Außer über

die zentralen Finanz- und Ämterfragen stritten sich die Stände auch über die Höhe des als freiwillig geltenden traditionellen Krönungsgeschenks – relativ bescheidene 100.000 Gulden erschienen der Unteren Kammer noch viel zu viel – und über die Frage der Mitregentschaft Franz Stephans in Ungarn. Die oppositionellen Stände argumentierten, zwei Regenten bedeuteten eine doppelte Bedrückung des Landes. Sie erwarteten, dadurch noch mehr in die habsburgischen Erbkonflikte

hineingezogen zu werden; vor allem aber befürchteten sie, dass dann nicht nur österreichischen, sondern auch lothringischen Familien der Zugang zu den Ämtern, Pfründen und Gütern ihres Landes eröffnet werden würde.[73] Insgesamt ging es darum, die Unabhängigkeit der ungarischen «Adelsnation» gegenüber den Ansprüchen der habsburgischen Herrschaft dauerhaft zu sichern. Als die Stände sich schließlich zu einer förmlichen Antwort auf die königliche Proposition durchgerungen hatten und sie am

9. Juli der Königin vortrugen, soll sie angesichts der ständischen Renitenz in Tränen ausgebrochen sein.[74] Ihrerseits gab sie nun den Ständen eine im Wesentlichen ablehnende Antwort. Der Landtag nahm das wiederum mit Empörung auf; viele drohten mit Abreise. Zugleich erschienen anonyme Schmähschriften gegen Maria Theresia und die ihr ergebenen Magnaten im Druck, die der Palatin – als Strafe für das Majestätsverbrechen – vom Henker verbrennen ließ.[75] Mittlerweile waren die feindlichen Armeen in

Österreich einmarschiert und man befürchtete einen Angriff auf Wien, was Maria Theresias Verhandlungsposition nicht verbesserte. Am 30. August legten die Stände ihr erneut einen hartleibigen Beschluss vor. Daraufhin entschloss sie sich gegen die Bedenken ihrer Minister, ihre Strategie zu ändern und die Ungarn zur *allgemeinen Insurrection*, einem allumfassenden Landesaufgebot zur Verteidigung des Reiches, aufzurufen. Nachdem sie sich zuvor hinter den Kulissen der Zustimmung der wichtigsten

Magnaten versichert hatte, lud sie die gesamten Stände am 11. September zu sich in die Burg, um ihnen eine neue Proposition vorzulegen.[76]

Diese Audienz inszenierte Maria Theresia als dramatischen persönlichen Appell. Nachdem der ungarische Hofkanzler den Ständen die Bedrohung des Königreichs vor Augen geführt hatte, ergriff sie selbst das Wort, was durchaus ungewöhnlich war, und zwar auf Lateinisch: Es gehe um die Sicherheit der Krone, um ihre Person und ihre Kinder; sie

appelliere an *virtutem et belligeram fidelitatem*, den Mannesmut und die Tapferkeit der Ungarn, und vertraue fest darauf, dass sie ihr die nötige Hilfe nicht versagen würden. Bei der Erwähnung ihrer Kinder, so die Quellen, habe sie die Tränen nicht zurückhalten können. Gerührt von diesem Bild der verfolgten Unschuld, *calamitosa innocentia*, seien die Anwesenden in den Ruf *vitam et sanguinem!* ausgebrochen, bereit, Leben und Blut zu opfern.[77] Der Primas habe eine spontane Rede gehalten, in der er das Königreich als Körper

und Maria Theresia als dessen Seele bezeichnet und ihr alle erdenkliche Hilfe gegen die Feinde versprochen habe. Allerdings verschweigen die Quellen auch nicht, dass keineswegs alle Anwesenden diesen Gefühlsausbruch teilten; ganz im Gegenteil seien auch böse Worte, Flüche und Drohungen gefallen. [78]

Doch die Szene bot sich zur Legendenbildung so sehr an, dass alle unschönen Untertöne verdrängt wurden. Sie erschien als dreifacher Triumph: *der verfolgten*

Tugend, des rechtmäßigen Königtums und der Schönheit. [79] Die wilden, ungestümen, freiheitsliebenden Ungarn lassen sich von der unwiderstehlichen Magie der verfolgten, schönen, jungen Mutter so in den Bann schlagen, dass sie all ihre Freiheitsrechte vergessen und sich ihr mit Blut und Leben verschreiben – das war eine Geschichte, die die ganze emotionale Dynamik einer guten Heldenerzählung bot: Todesgefahr für Frau und Kinder, mütterlicher Schmerz und Mut der Verzweiflung, bedrohte Unschuld, Ritterlichkeit

und Edelmut, Opferbereitschaft und Todesverachtung, weibliche Schönheit und männliche Stärke. Die Szene wurde vielfach nacherzählt, gemalt und gedruckt und verfehlte ihren Eindruck auf das europäische Publikum nicht. In England, wo die Geschichte mit *enthusiastic pleasure* aufgenommen wurde,[80] kam sogleich die ungarische Husarentracht in Mode: Fashionable Gentlemen liefen neuerdings, so notierte das Journal *Female Spectator*, durch London *like warriors of the Queen of Hungary*.[81]

Zur Verklärung trug vor allem die spätere Darstellung durch Voltaire bei, den Historiographen seines eigenen Zeitalters, bei dem die Szene so aussah:

> *Je unausweichlicher der Ruin schien, desto mehr wuchs Maria Theresias Mut. Sie verließ Wien und warf sich den Ungarn, die von ihren Vorfahren so hart behandelt worden waren, in die Arme. Nachdem sie die Stände des Reiches in Pressburg versammelt hatte, erschien sie vor ihnen mit ihrem erstgeborenen Sohn, fast noch einem Säugling, auf dem Arm und sprach auf Lateinisch zu ihnen […]: ‹Verlassen von meinen Freunden, verfolgt von meinen Feinden,*

überfallen von meinen nächsten Verwandten, habe ich keine andere Zuflucht als eure Treue, euren Mut und meine eigene Standhaftigkeit. In eure Hände lege ich das Schicksal der Tochter und des Sohnes eurer Könige, denn von euch erwarten sie ihre Rettung.› Alle Palatine, gerührt und begeistert, zogen ihre Säbel und riefen Moriamur pro rege nostro Maria Theresia, Lasst uns sterben für unseren König Maria Theresia. Sie nennen nämlich ihre Königin stets König. Nie hat eine Fürstin diesen Titel mehr verdient. Unter Tränen schworen sie, sie zu verteidigen; nur sie allein hielt ihre Tränen zurück […]. Sie war erneut schwanger und hatte kurz zuvor ihrer Schwiegermutter geschrieben: ‹Ich

weiß nicht einmal, ob mir noch eine Stadt übrig bleiben wird, wo ich mein Kind bekommen kann.›[82]

Die Anwesenheit des neugeborenen Kindes hatte Voltaire mit genialem Blick für die entscheidende Pointe dazuerfunden. Das erst machte die Szene perfekt und ließ Maria Theresia madonnengleich erscheinen. Und genau so, wie die Mutter Gottes mit dem Kind, wurde sie in der Folgezeit in zahllosen Variationen dieser Szene ins Bild gesetzt (Abb. 7 und 8).[83] Selbst Augenzeugen glaubten sich später genau daran zu erinnern, wie

gerührt sie waren, als eine Amme den kleinen Thronfolger auf einem Kissen hereintrug. Alle hätten laut geweint, so hieß es.[84] Auch die Befürchtung, nicht einmal einen Ort für ihre bevorstehende Niederkunft zu haben, die Voltaire Maria Theresia in den Mund legte, ließ an die Geschichte der Heiligen Familie denken. Später kam eine weitere hagiographische Ausschmückung hinzu, die Maria Theresia in die Tradition ihrer Vorfahren und ihres Kampfes für den wahren Glauben stellte. Es hieß, sie habe dasselbe Kreuz nach

Pressburg mitgenommen, vor dem kniend ihr Vorfahr Kaiser Ferdinand II. 1619 eine prophetische Vision empfangen habe; er habe nämlich von dem Kreuz die Worte *Non te deseram, Ich werde dich nicht verlassen!* vernommen.[85] Die Madonnenszene fügte sich ein in die Geschichte von den Ungarn – laut zeitgenössischem Stereotyp eine Nation von *allergrausambsten, bluthbegierigen, aufrührerischen Verräthern*[86] –, die endlich gezähmt zu ihrer wahren angestammten katholischen

Herrschaft zurückfinden. Die Geschichte fügte sich aber auch in das Geschlechterstereotyp von der schutzbedürftigen, unschuldigen und vor allem wunderschönen jungen Frau, die sich in die Obhut wilder Beschützer begibt und durch ihren eindringlichen Appell die barbarischen Krieger in christliche Ritter verwandelt.

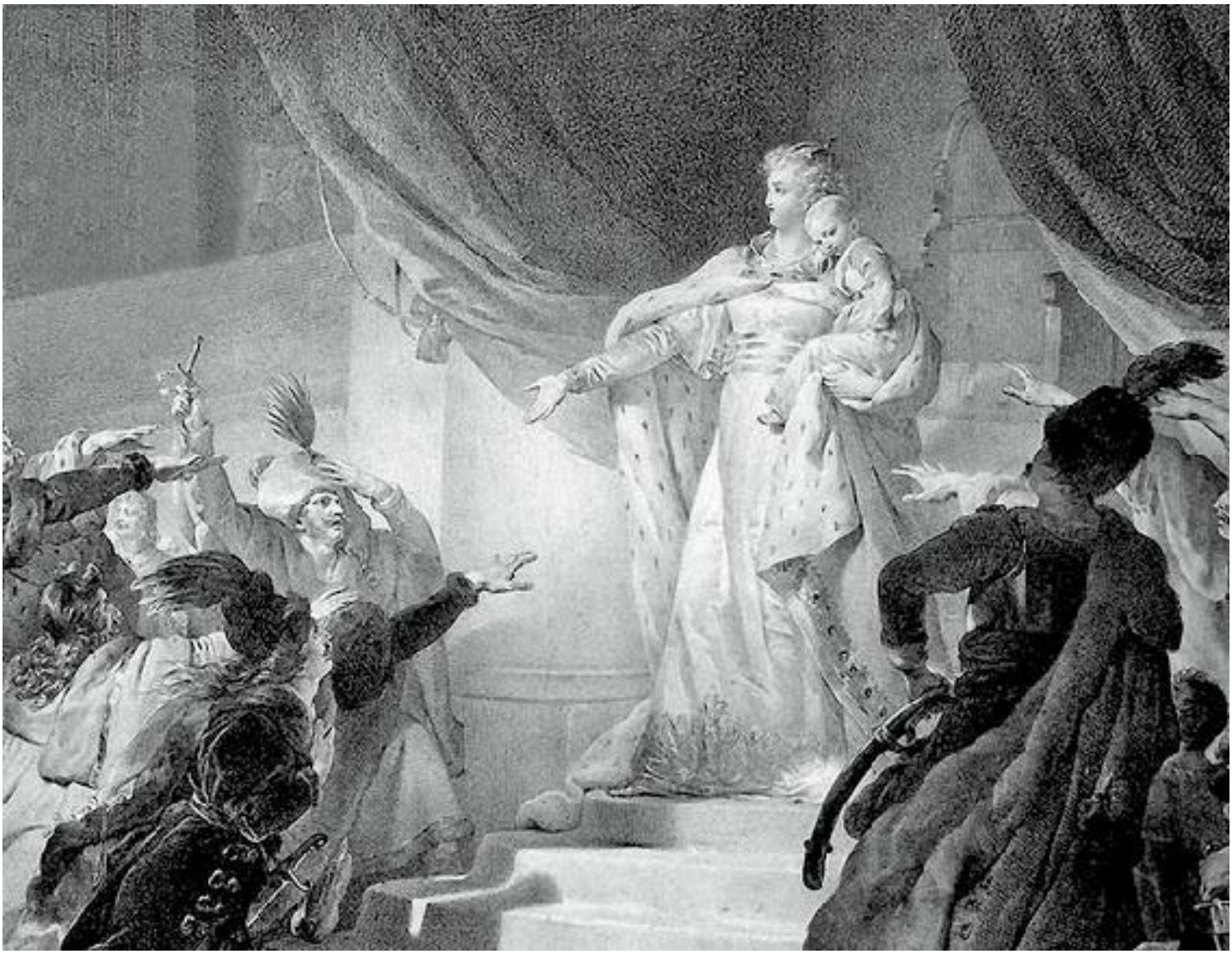


Abb. 7: Die Königin Maria Theresia fordert ihre ungarischen Reichsstände zur Hilfe gegen ihre Feinde auf, Juni 1741. Radierung von Bernhard Rode, 1779

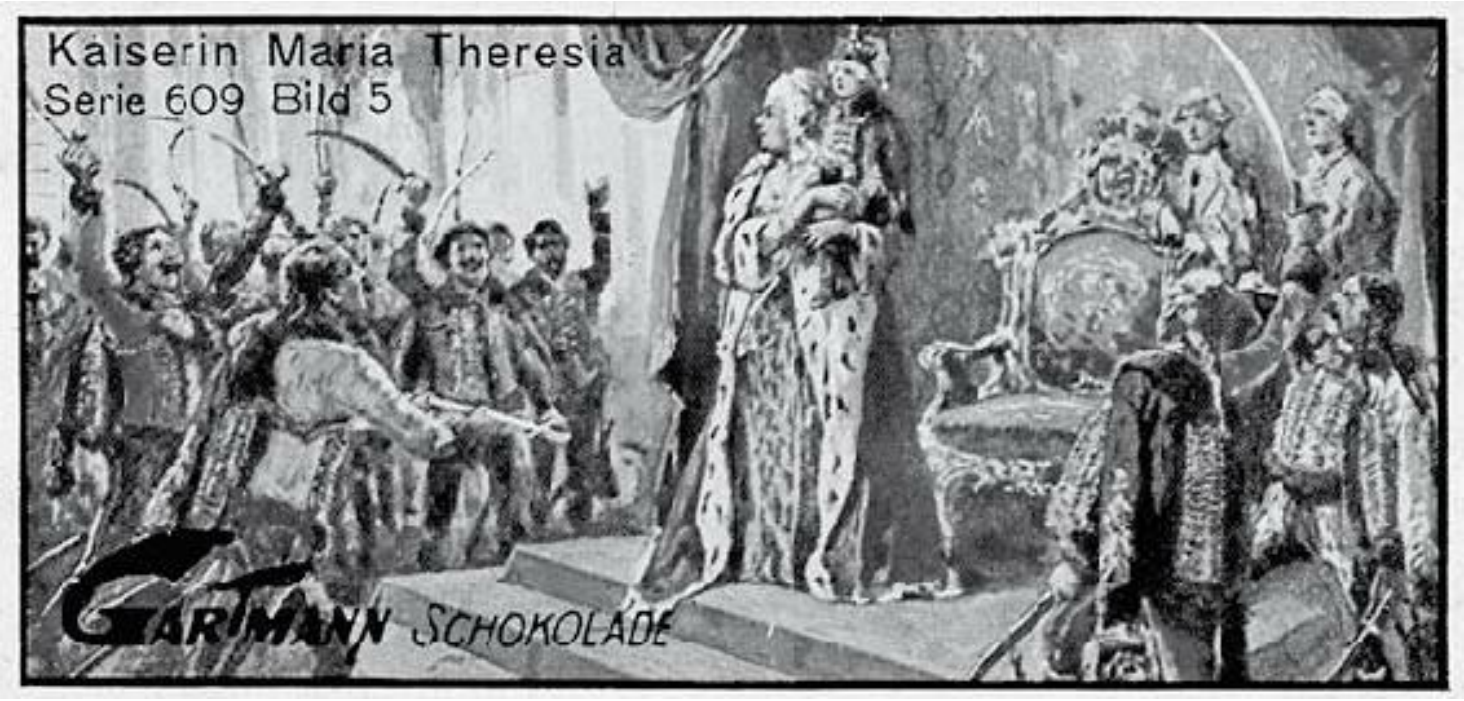


Abb. 8: Maria Theresia mit Thronfolger auf dem ungarischen Landtag 1741. Sammelbild aus der Serie «Berühmte Frauen». Sammelalbum Firma Gartmann Kakao

Später wurde die Episode zur allgemeinen Rührung des Publikums weiter ausgesponnen. Man erzählte zum Beispiel, Maria Theresia habe das Kind auf ihrem

Arm heimlich gezwickt, um es zum Weinen und die Ungarn zum Erbarmen zu veranlassen.[87] Schon ihr Biograph Alfred von Arneth hat klargestellt, dass die ganze Kindergeschichte eine Legende war, denn der kleine Thronfolger war nachweislich erst später aus Wien nach Pressburg gebracht worden.[88] Doch auch Arneth hat wie die Biographen vor und nach ihm die Szene hagiographisch verklärt. Wie immer, wenn es um die weibliche Psyche der Monarchin ging, ließ sich der nüchterne

Nationalhistoriker dazu hinreißen, Quellenevidenz durch eigene Imagination zu ersetzen. Da wurde aller Aktenstaub von der sonst so grundsoliden Darstellung abgeschüttelt und frei phantasiert: «Ernst und Schwermuth lagen auf ihren Zügen, als sie langsam und majestätisch die Reihen der Ungarn durchschritt […].» «Ihr zauberischer Anblick erfüllte die Anwesenden mit Begeisterung […].»[89] Auch für ungarische Historiker wurde die Szene zu einem Schlüsselmoment ihrer Nationalgeschichte, denn sie

erlaubte es ihnen, den Stolz auf die eigene nationale Unabhängigkeit mit dem Stolz auf die Zugehörigkeit zum Habsburgerreich zu vereinbaren. Als 1867 in einem Verfassungskompromiss die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn begründet wurde, feierte man Maria Theresia als deren Wegbereiterin und die dramatische Audienz auf dem Landtag von 1741 als quasi-mythische Urszene, die jedes Schulkind nacherzählen konnte.[90] Selbst auf den bunten Sammelbildern der Schokoladen- und Zigarettenindustrie, die seit

dem späten 19. Jahrhundert in Mode kamen und der beste Gradmesser für die Popularisierung und Mythisierung der Geschichte sind, war kein Motiv Maria Theresias so beliebt und verbreitet wie das der Mutter mit dem Kind im Kreis der begeisterten Ungarn. [91]

Tatsächlich allerdings war die ständische Opposition auf dem Landtag durch den dramatischen Appell keineswegs zum Schweigen gebracht worden. Die Versammlung dauerte nach dem angeblich bahnbrechenden Auftritt

noch über sechs Wochen. Am 29. Oktober fand die feierliche Schlusssitzung statt, nach neunzig Sitzungen der Stände und mehr als fünf Monaten Dauer. Die Ergebnisse waren aus habsburgischer Sicht insgesamt eher enttäuschend: Zwar wurde Franz Stephan als Mitregent installiert und die Stände sagten ein sagenhaftes Landesaufgebot von insgesamt rund 100.000 Mann zu, wofür ihnen im Gegenzug fast alle Privilegien im gewünschten Umfang garantiert wurden, aber das tatsächliche Aufbieten der

Truppen erfolgte schleppend und unvollständig.[92] Auf ihre Kosten kamen vor allem diejenigen ungarischen Magnaten, die die Königin auf dem Landtag unterstützt hatten; sie wurden mit kostbaren Geschenken, militärischen Beförderungen, Geheimrats- und Kämmererwürden belohnt.[93]

Dennoch bildeten die ungarischen Truppen in der Folgezeit zweifellos einen Eckpfeiler der Kriegführung Maria Theresias. Sie führte später die Politik fort, das Potential des

riesigen Landes für ihre Zwecke einzuspannen, indem sie sich den ungarischen Adel durch besondere symbolische Gunsterweise verpflichtete.[94] So schuf sie 1760 eine ungarische Leibgarde zum Schutz der kaiserlichen Familie, deren Mitglieder auch die Erzherzöge auf Feldzügen begleiteten und privilegierten Zutritt zu den höfischen Appartements genossen. Nach dem Siebenjährigen Krieg, als die Finanznot noch weit größer war als 1741, gründete sie den Sankt-Stephans-Orden als besondere

Prestigequelle für den ungarischen Adel, um ihn zu motivieren, Teile der Staatsschuld zu übernehmen, was aber weniger Anklang fand als gehofft. Vielmehr wiederholte sich auf dem Landtag von 1764/65 der Konflikt zwischen der Krone und ungarischen Ständen. Diesmal verweigerten die Stände die geforderten zusätzlichen Steuern. Maria Theresia vertagte den Landtag auf unbestimmte Zeit und setzte in der Folge Reformmaßnahmen zugunsten der Bauern, zu Justiz, Schul- und Medizinalwesen ohne ständische

Zustimmung durch und stützte sich dabei auf loyale Amtsträger aus dem einheimischen Adel.[95] Die Zusage von 1741, dass sie regelmäßig in die alte Königsstadt Buda kommen werde, um dort zu residieren, löste sie nie ein. Das hochkomfortable und aufwendige moderne Residenzschloss, das sie dort bauen ließ und das bis heute den Burgberg beherrscht, bewohnte sie nie. Als sie anlässlich des kontroversen Pressburger Landtags 1764 einen kurzen Abstecher nach Ofen machte, um einen Blick auf das ambitionierte und kostspielige

Bauprojekt zu werfen, gestand sie gegenüber ihrem Gefolge mit einer gewissen Zerknirschung ein, dass *es in der That recht ridicule ist, ein so magnifiques und nach der neuesten Mode auf das prächtigste gezierte Gebäu an einem solchen Orth aufzuführen, allwo nach allem menschlichen Ansehen jemahls [gemeint ist: niemals] der Hof residiren wird wollen noch können.* [96] Stattdessen ließ sie 1771 wenigstens einen Arm des heiligen Königs Stephanus, der in Ragusa (dem heutigen Dubrovnik) aufbewahrt wurde, nach Buda

überführen und baute dort im Schloss eine Kapelle, wo die Reliquie zur Verehrung ausgestellt wurde.[97] Auf diese Weise residierte statt ihrer der erste ungarische König selbst, wenn auch nur *pars pro toto*, in der alten Hauptstadt und repräsentierte in Gestalt seiner nur geringfügig verwesten heiligen Hand das überzeitliche ungarische Königtum. Die zentrale Kontrolle der ungarischen Ressourcen hingegen wurde von Wien aus durch die Ungarische Hofkanzlei organisiert.[98] In dem eindrucksvollen

Barockpalais Fischers von Erlach in der Wiener Bankgasse, wo diese Institution den Glanz des ungarischen Königreichs verbreitete (und die heute noch die ungarische Botschaft beherbergt), ließ Maria Theresia später eine Serie von sieben großformatigen Zeremonialgemälden anbringen, die an die ungarische Krönung erinnerten.[99]

Die Königin ist nackt

Zu Beginn des Jahres 1742 sah die Lage für Maria Theresia trotz der ungarischen Hilfe miserabel aus. Im Oktober des Vorjahres hatten die oberösterreichischen Stände in Linz Karl Albrecht von Bayern als ihrem neuen Landesherrn gehuldigt; im November war er als Sieger in Prag eingezogen und hatte sich dort ebenfalls von den Ständen als neuer König von Böhmen huldigen lassen. Am

24. Januar wurde er auf Betreiben des französischen Marschalls Belle-Isle von den Kurfürsten in Frankfurt am Main einstimmig zum Kaiser gewählt. Maria Theresias förmlicher Protest beim Reichstag, dass die Wahl ungültig sei, weil sie als rechtmäßige Königin von Böhmen nicht gemäß der Wahlordnung der Goldenen Bulle ihre Kurstimme hatte abgeben dürfen, wurde ignoriert. Kurz darauf, am 12. Februar, wurde der Bayer von seinem Bruder, dem Kurfürsten und Erzbischof von Köln, gemäß mittelalterlicher

Tradition, aber mit nie dagewesenem Prunk in Frankfurt am Main zum Kaiser gekrönt, wo, wie er selbst stolz bemerkte, die Augen der ganzen Welt auf ihm geruht hätten.[100] Ein Zeuge aus Versailles notierte: *So war dieser Tag wunderbar für Frankreich […]. Für diesen Erfolg hatte Frankreich jedem willigen Fürsten ein ihm vorteilhaftes Gebiet zugesagt, auf Kosten des Hauses Österreich, das vernichtet werden würde. Das mochte dem Reich noch zu schaffen machen, war man doch schon so lange an die Herrschaft dieses Hauses gewöhnt,*

vor allem das einfache Volk, dieser Sklave der Gewohnheit.[101] Doch es kam anders. Der neue Kaiser musste in Frankfurt bleiben, denn sein eigenes Land war mittlerweile großenteils von den österreichischen Truppen besetzt worden. Seine Residenzstadt München kapitulierte zwei Tage nach der Krönung. Dass er als Kaiser Karl VII. nun in Frankfurt mehr schlecht als recht einen behelfsmäßigen Ersatzhof führen musste, war signifikant für seine mangelnde Machtgrundlage, über die er nur mithilfe der

französischen Truppen und der preußischen und sächsischen Bundesgenossen hinwegtäuschen konnte.

Die Lage war für Maria Theresia dennoch verzweifelt. Zu dem Kriegsschauplatz in Böhmen, Mähren und Schlesien war im November 1741 ein weiterer in Italien hinzugekommen, nachdem die spanische Flotte in der Toskana gelandet war. Die neue russische Zarin Elisabeth, die mit Maria Theresia verbündet war, befand sich im Krieg gegen Schweden und kam ihr nicht zu Hilfe. Die

niederländische Republik bestand auf einer neutralen Haltung. Und die verbündete englische Regierung drängte Maria Theresia immer wieder dazu nachzugeben, Zugeständnisse zu machen und mit ihren Feinden Frieden zu schließen. Denn für die Engländer war der österreichische Erbfolgekrieg nur ein Nebenschauplatz in einem viel umfassenderen machtpolitischen Kalkül. Selbst Maria Theresias Ehemann entwarf Friedenspläne, in denen er Zugeständnisse an Preußen und Bayern vorschlug, um

die Franzosen wieder loszuwerden, was aber auf ihre kompromisslose Ablehnung stieß.[102]

Die traditionelle Sicht der preußisch-deutschen Nationalhistoriographie, die den Konflikt zum Auftakt des großen Duells zwischen Maria Theresia und Friedrich dem Großen stilisiert hat, verzerrt die Proportionen und verstellt den Blick auf die globale Dimension des Geschehens. Tatsächlich handelte es sich nicht um nur einen, sondern um viele Kriege, um ein ganzes Bündel miteinander verflochtener

militärischer Konflikte, die zeitversetzt an vielen Fronten in Europa und weit darüber hinaus ausgetragen wurden: nicht nur in Schlesien, Böhmen und Bayern, an Rhein und Main, in Lothringen und den Niederlanden, in Italien und der Provence, sondern auch in Indien und auf dem Atlantik. Im Hintergrund stand ein struktureller Interessenkonflikt zwischen den beiden bourbonischen Königreichen Frankreich und Spanien einerseits und den beiden ‹Seemächten› Großbritannien (in Personalunion mit Kurhannover)

und der Republik der Vereinigten Niederlande andererseits. England und Frankreich führten zur See einen Krieg um Handelsprivilegien und Kolonialbesitz in Südostasien und Amerika. Auch mit Spanien befand sich England seit Ende 1739 im Krieg.[103] Diese Konstellation hatte zur Folge, dass die Engländer in der alten Frontstellung zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg stets als gleichsam natürliche Verbündete der Habsburger erschienen, während der französische Hof regelmäßig die Gegner Habsburgs unterstützte.

Nun aber hatten die englischen Politiker kein Interesse daran, dass der habsburgische Erbfolgekonflikt den Franzosen immer mehr Bündnispartner in die Arme trieb, und drängten Maria Theresia daher zu Konzessionen. Die von England in Aussicht gestellte Hilfe in Gestalt von Truppen und Subsidienzahlungen aber ließ auf sich warten.[104]

Abb. 9: Maria Theresia wird ihrer Kleider beraubt. Anonymer niederländischer Einblattdruck, um 1742

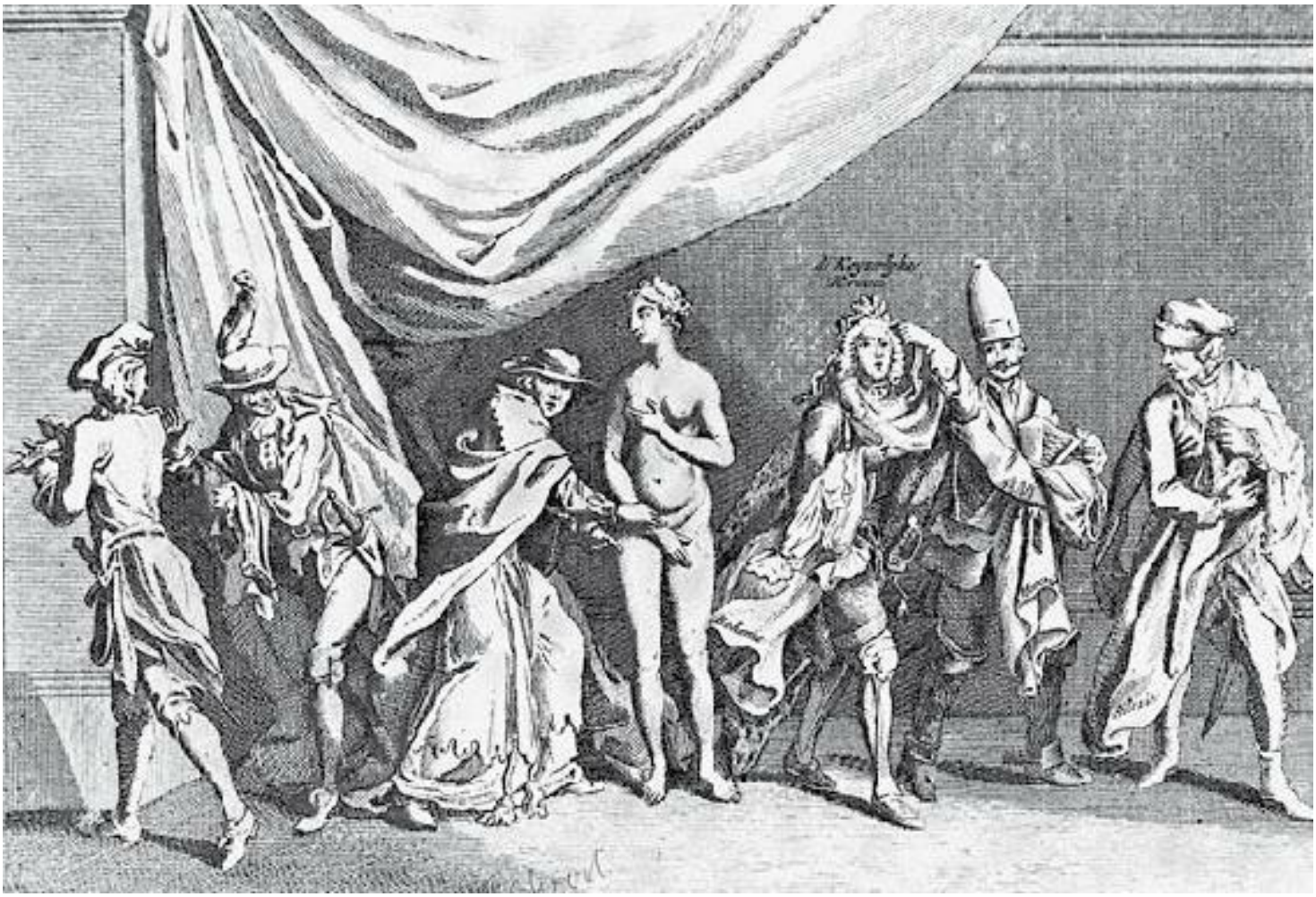


Abb. 10: Entkleidung Maria Theresias. Anonymer Einblattdruck, um 1742

Da sie den Schaden hatte, brauchte Maria Theresia für den Spott nicht zu sorgen. Die europäische Öffentlichkeit belustigte sich an ihrem

spektakulären Unglück mit Karikaturen, die ihre Pointe aus den sexuellen Konnotationen des Krieges zogen.[105] Im Kampf zwischen den Potentaten wie im Kampf der Geschlechter ging es ja um Angriff und Verteidigung, Belagerung und Unterwerfung, Sieg und Niederlage. Im Krieg wie in der Liebe drehte sich schließlich alles um Macht, *potentia*, Potenz, und weiblicher Widerstand feuerte die männliche Eroberungsbegierde nur umso stärker an. Die sexuellen Konnotationen des Krieges ließen sich die Pamphletisten der Zeit

nicht entgehen. Im Krieg um das Habsburgererbe wurde die Metapher der militärischen Eroberung als Überwältigung der schwachen Frau durch die starken Männer ja gleichsam zur Realität. Auf dem freizügigen englischen und niederländischen Druckmarkt erschien eine Reihe von illustrierten Flugschriften, die die Kriegskonstellation mehr oder weniger drastisch als sexuelle Unterwerfung ins Bild setzten: Die schöne junge Erbtochter sieht sich ihrer Kleider, ihrer Ehre und ihrer Länder beraubt. Das wurde in

verschiedenen Varianten lustvoll inszeniert.

Abb. 11: *Een Vrouw van eedel Bloet.* Anonymer Einblattdruck, Niederlande, um 1742

So sieht man etwa Maria Theresia auf einem Sofa, nackt bis zur Taille – das Bildmotiv der unschuldig verleumdeten Susanna im Bade wird hier ins Boudoir verlegt –, wie sie sich erfolglos eines zudringlich neben ihr knieenden Kavaliers – des Königs von Preußen – zu erwehren sucht, während sich ein Kleriker – der französische Minister Kardinal Fleury – von rechts an sie heranmacht (Abb. 9). Derweil schleicht sich ein anderer Kavalier – der Kurfürst von Bayern – mit Krone und Zepter

durch die Tür davon, ein zweiter – der Spanier – hält den (italienischen) Strumpf in der Hand, ein dritter – vermutlich der Ratspensionär der Vereinigten Niederlande – sitzt ungerührt mit Neutralitätserklärung in der Hand daneben. Im Schatten hockt tatenlos ein vierter – Franz Stephan, der schwache Gatte? – und beklagt den Fluch, der auf dem Haus Österreich liegt.[106] Auf einem zweiten Blatt (Abb. 10) waren die Rollen anders verteilt: Man sieht Maria Theresia in der Mitte in Gestalt der Mediceischen

Venus, völlig nackt. Ein Kardinal greift, verschlagen um sich blickend, nach der rechten Hand, mit der sie ihre Blöße bedeckt, während die anderen Herren sich mit verschiedenen Kleidungsstücken aus dem Staub machen: rechts der Bayer mit der Kaiserkrone und dem böhmischen Hemd, daneben ein Preuße mit dem mährischen Unterkleid und ein Pole mit dem schlesischen Überrock, links zwei Herren mit den Strümpfen aus Mailand und Schuhen aus Parma.[107]

Noch unverhohlener präsentiert

ein drittes niederländisches Blatt das Geschehen als Vergewaltigungsszene (Abb. 11). Man sieht Maria Theresia in ihrem Schlafzimmer vor dem Prunkbett mit gespreizten Beinen auf dem Boden liegen, im zerrissenen, offenen Hemd und kurzen Unterrock, die Beine bis zu den Oberschenkeln entblößt. Einer der Räuber, ein fescher junger preußischer Kavalier, der *Mof*, greift nach ihrem Rock, während sich hinter seinem Rücken ein Franzose und ein Pole – *Waal* und *Polak* – um die Beute streiten; ein

Vierter rechts im Vordergrund, der *Boer*, durch den Löwen an seiner Seite als Bayer ausgewiesen, sucht bereits lädiert das Weite. Auf dem Boden verstreut liegen Schuhe, Strumpf und umgestoßener Nachttopf, daneben eine Truhe, aus der mehrfach gesiegelte Urkunden herausgerissen sind; der kleine Thronfolger in der Wiege streckt hilfesuchend die Arme aus. Doch Rettung naht durch die Tür von rechts, wo eine Schar Bewaffneter eindringt; ein Verteidiger schlägt den ersten Räuber mit erhobenem Degen in

die Flucht. Der Text zum Bild nimmt Partei für die *Frau von edlem Geblüt*, der widerrechtlich Gewalt angetan wird.[108] Einen noch derberen Geschmack bediente ein englisches Blatt, auf dem zu sehen ist, wie Maria Theresia von einem Ärztekollegium mit gigantischem Klistier, verschiedenen Rezepturen und Purgiermitteln zum Brechdurchfall gebracht wird.[109] Wieder andere inszenierten den Krieg in galanterer Form als Aufforderung Maria Theresias zum Tanz[110] oder als Billardspiel zwischen den Potentaten.[111] Der

Subtext der meisten Bilder war eindeutig sexueller Natur: Die schwache Frau erliegt den starken Männern. Auch wenn die Blätter die grausamen Kavaliere nicht besonders gut aussehen ließen und deshalb geeignet waren, Sympathie für die unschuldig verfolgte Frau zu wecken, so setzten sie doch eine Geschlechterordnung männlicher Dominanz voraus, die nun gewaltsam wiederhergestellt zu werden schien. Die Siege der Preußen, Bayern und Franzosen rückten gleichsam das Geschlechterverhältnis wieder

zurecht, das durch die Weiberherrschaft im Hause Habsburg empfindlich gestört war.

Doch nicht für lange. Das Blatt wendete sich wieder. Im Juli 1742 schied Friedrich II. im von England vermittelten Frieden von Berlin aus der Reihe der Gegner (vorübergehend) aus und behielt das wirtschaftlich hoch entwickelte Schlesien – eine unerhörte Errungenschaft, die den Umfang seiner Territorien auf einen Schlag um rund ein Drittel erweiterte und seine Untertanenschaft nahezu verdoppelte. Nach den

militärischen Erfolgen der Preußen in Böhmen hatte sich Maria Theresia am Ende doch zähneknirschend gezwungen gesehen, auf Schlesien zu verzichten, um sich dafür die preußische Unterstützung gegen die Bayern und Franzosen zu erkaufen. Wenig später trat August von Sachsen-Polen dem Berliner Friedensschluss bei. Aus Oberösterreich und Böhmen wurden die feindlichen Truppen wieder vertrieben, und gegen Ende des Jahres 1742 gelang es, Prag zurückzugewinnen. Auch in Italien

gingen die habsburgischen Truppen in die Offensive und siegten in der Schlacht bei Campo Santo im Februar 1743, so dass es in den Bereich des Möglichen rückte, das Königreich Neapel von den Bourbonen zurückzuerobern. Mittlerweile hatten sich auch Truppen aus den Niederlanden, England, Hannover und Hessen zur sogenannten ‹Pragmatischen Armee› zusammengeschlossen, um den Österreichern gegen die Franzosen zu Hilfe zu kommen. Im Mai 1743 konnte Maria Theresia mit allem traditionellen Prunk in

die böhmische Hauptstadt einziehen und sich zum König von Böhmen krönen lassen. Noch auf der Rückreise von Prag erfuhr sie, dass die Pragmatische Armee am 26. Juni in der Schlacht bei Dettingen am Main einen spektakulären Sieg gegen die Übermacht der Franzosen errungen hatte.

Jetzt drehten die Karikaturisten, Pamphletisten und Bänkelsänger den Spieß um. Das Bild der entkleideten Königin wurde wieder aufgenommen und gegen den *Afterkaiser* aus Bayern gewendet:

Einstmals sah ich ihr Porträt/Als ob sie ein Kleid anhätt,/So aus allen ihren Landen,/die sie hatte, war bestanden;/Ihre Feinde standen schon,/Jeder schnitt ein Trumm davon./Dass euch nicht die Scheer zerbricht!/Dacht' ich. – Alsbald, was geschicht?/Kleider dieser Landesmutter/Haben ungarisch Unterfutter;/Nur des Königs Friedrich Faust/Hat ein Loch in Sack gezaust./Was thut dieses wackre Weib?/Sie hält was auf ihren Leib./Kann kein Loch in Kleidern leiden,/sondern flickt es fein beizeiten;/Wie haushaltisch ist sie

doch,/Setzt ein bayrischen Fleck auf's Loch.[112]

Selbst auf Medaillen – nicht nur Medien herrscherlicher Siegespropaganda, sondern auch populärer Erinnerungskultur – tauchte das Bild des Kleiderraubs wieder auf. Die Spottversion einer Triumphmedaille, wahlweise in Silber oder Kupfer erhältlich, zeigte auf der Vorderseite das bekannte Motiv der nackten Maria Theresia zwischen Kardinal Fleury und Karl VII., der sich mit einer Hose unterm Arm davonmacht. Auf der

Rückseite hingegen konnte man sehen, wie die Lage sich mittlerweile gewendet hatte: Maria Theresia, nun mit der Krone auf dem Kopf, ruft dem Kaiser, der im Begriff ist, seine Krone zu verlieren, *Vous avez perdu* hinterher, *Ihr habt verloren*, und zieht sich *die beirische Hose an*. [113]

Der Wandel des Kriegsglücks musste so schnell wie möglich genutzt werden, um alle Zweifel an der Legitimität Maria Theresias als Königin von Böhmen zu beseitigen. Dazu diente die Krönung im Prager

Veitsdom am 12. Mai 1743. Das Herrschaftsritual war alles andere als eine «bloß symbolische» Äußerlichkeit und irrelevant für die «eigentliche» Machtpolitik, wie die ältere Geschichtsschreibung es unterstellt hat.[114] In diesem Sinne wird gern die scheinbar despektierliche Äußerung Maria Theresias zitiert, die Wenzelskrone (die Kaiser Karl IV. 1337 hatte anfertigen und dem böhmischen Landespatron weihen lassen) sehe aus wie ein *Narrenhäubel*.[115] Das hat man so verstanden, als hätte Maria Theresia auf die

mittelalterliche Tradition des böhmischen Königtums, das sich ja in der Krone verkörperte, spöttisch hinabgesehen. Es ist aber schwer vorstellbar, dass gerade Maria Theresia kein Gefühl für die Ehrwürdigkeit und Unantastbarkeit der böhmischen Krone gehabt haben sollte, auf der ihre eigene Legitimität zu einem wesentlichen Teil beruhte – zumal die goldene Wenzelskrone auch nicht anachronistischer aussah als die noch viel ältere Stephanskrone. Ganz anders als später bei der Kaiserkrönung ihres Gatten ging es

diesmal um ihre eigene sakrale Legitimation als gekröntes und gottgeweihtes Haupt eines ihrer bedeutendsten Erbländer, um eine Würde, die zudem in einer Situation existenzieller Bedrohung verteidigt werden musste.

Wie wesentlich die Krönung im Verständnis der Zeitgenossen für den monarchischen Status immer noch war, zeigt umgekehrt der Fall Karl Albrechts von Bayern. Er selbst hatte sich in Prag nicht krönen, sondern nur huldigen lassen können, denn die Wenzelskrone stand ihm nicht zur

Verfügung; sie befand sich zusammen mit den anderen böhmischen Herrschaftsinsignien in der Wiener Schatzkammer.[116] Irgendein Ersatz kam nicht in Frage, denn der korrekte Vollzug des Rituals hing an der Verleihung der «echten» Insignien, die allein die mythische Aura des Heiligen Wenzel und die gottgewollte Kontinuität des böhmischen Königtums vermittelten. So ist es auch nicht verwunderlich, dass die anderen Kurfürsten bei der Kaiserwahl nicht bereit gewesen waren, Karl Albrecht den Titel

eines Königs von Böhmen beizulegen und ihn die böhmische Kurstimme führen zu lassen.[117] Ohne Salbung und Krönung war die königliche Legitimität des Bayern höchst zweifelhaft, sie entbehrte der göttlichen Weihe und hatte den unguten Beigeschmack gewaltsamer Usurpation.

Abb. 12: Krönung Maria Theresias zum König von Böhmen. In: Johann Heinrich Ramhoffsky, *Drey Beschreibungen, Erstens: Des Königlichen Einzugs,*

welchen […] Maria Theresia […] in Dero Königliche drey Prager Städte gehalten, Andertens: Der Erb-Huldigung […]; Drittens: […] Königlich-Böhmischen Crönung, Prag 1743

Umso mehr lag Maria Theresia daran, die alleinige Rechtmäßigkeit ihrer böhmischen Königswürde so bald wie möglich durch die Krönung beglaubigen zu lassen. Sofort nach dem Rückzug der Franzosen aus Prag begannen die Planungen des zeremoniellen Ablaufs, der in allem genauso vonstattengehen sollte wie bei

ihrem Vater zwanzig Jahre zuvor. Für den Krönungszug mit großem Gefolge wurden keine Kosten gespart; ein aufwendiger, mit großformatigen Kupferstichen illuminierter Prachtband sorgte für die standesgemäße Verbreitung des Ereignisses in europäischen Hofkreisen.[118] Am Krönungstag selbst gelangte die Nachricht vom Sieg über die Bayern bei Braunau in Prag an – ein Zusammentreffen, das womöglich ein wenig manipuliert war, aber als glückliches Omen verstanden wurde, nämlich *als eine*

augenscheinliche Entscheidung des allerhöchsten Richters, welcher […] gleichsamm selbsten den Ausspruch für die Gerechtsamme ihres [Maria Theresias] Successions Rechts gemacht hat.[119] Die Krönung selbst folgte wie die ungarische und die deutsche dem in ganz Europa verbreiteten Muster, wie es sich im mittelalterlichen Frankenreich herausgebildet hatte. Für das Ritual musste Maria Theresia wie zuvor schon in Ungarn kraft ritueller Fiktion *ihr Geschlecht wechseln*, *changer de sexe*, wie sie selbst es einmal formuliert haben soll.[120]

Wie in Ungarn wurde sie durch die Salbung zum *rex et sacerdos* und durch die Verleihung des Schwertes zum Verteidiger des Glaubens. In den Krönungslaudes wurde sie auch in diesem Falle nicht als *regina*, sondern als *rex foemina* angesprochen, und ebenso war es zum ersten Mal in der gesamten Krönungstradition der Fall, dass eine Frau zum König gekrönt wurde. Die zeitgenössische Verherrlichungsindustrie nahm das Motiv auf und pries Maria Theresia in Einblattdrucken und Lobgedichten als *foemineus*

princeps, mater und *masculus heros*, als weiblicher Fürst, Mutter und männlicher Held in einer Person. Ihr erster Biograph wiederholte 1747, *was so viele Scribenten und Zeitungen seit 4 Jahren gemeldet: Dem Ansehen nach ein Weib, allein an Herz ein Mann, und eine Göttin, so die Anmuth bilden kann.*[121]

Nach der Krönung ließ Maria Theresia sich von den böhmischen Ständen huldigen, und zwar auch von denjenigen, die zuvor die *nichtige Huldigung* gegenüber dem Bayern Karl VII. geleistet hatten.[122] Dazu zählten nicht wenige

von den böhmischen Magnaten und sehr viele von den Rittern. Wer keine hohen Ämter und Würden am Wiener Hof innehatte, sondern nur von seinen böhmischen Landgütern lebte, war eher geneigt, sich dem Bayern anzuschließen. Ähnlich wie in Ungarn gab es auch in Böhmen eine starke Gruppe vor allem aus dem Niederadel, der der habsburgischen Herrschaft äußerst distanziert gegenüberstand und sich von einem schwachen König eine größere Autonomie versprach. Zudem hatte der Bayer starken

Druck auf die Stände ausgeübt und mit Strafe gegen *Ungehorsam* gedroht. Dennoch hatte mehr als die Hälfte des böhmischen Adels sich um den persönlichen Treueid unter Vorwänden herumgedrückt, sich mit Krankheit entschuldigt oder nur einen Stellvertreter zur Huldigung geschickt. Manch einer hatte sich sogar an Maria Theresia gewandt und sie um die Erlaubnis gebeten, dem Bayern schriftlich huldigen zu dürfen, was sie empört zurückgewiesen hatte. Zwar wurde – wie auch gegenüber den oberösterreichischen Ständen in

Linz – eine strenge *Inquisition* angestellt, um zu ermitteln, wer sich durch besondere Illoyalität hervorgetan hatte. Doch die wenigsten wurden tatsächlich bestraft. Die Entgegennahme der Erbhuldigung in Prag wie auch die der oberösterreichischen Stände in Linz konnten als demonstrative Versöhnungsgesten verstanden werden.[123] Indem Maria Theresia den Abtrünnigen die Gnade gewährte, ihnen den Loyalitätsbruch zu verzeihen, verpflichtete sie die Begnadigten zu desto stärkeren

Ergebenheitsbeweisen in der Zukunft. Der Vertrauensvorschuss, den sie gewährte, sollte ihr in der Folgezeit hohe Zinsen einbringen, zu zahlen in der Währung politischer Zuverlässigkeit. Tatsächlich konnten Einzelne unter den Abtrünnigen wenig später durchaus wieder in hohe Ämter gelangen; die böhmische Familie Kolowrat ist das prominenteste Beispiel dafür. Und diejenigen, die sich ohnehin als besonders treu erwiesen hatten, wurden dafür belohnt und aus Anlass der Krönung zu Geheimen Räten oder

Kammerherren promoviert.[124]

Da sich Karl VII. im Sommer 1743 auf der ganzen Linie in der Defensive befand, sah er sich genötigt, Maria Theresia Verhandlungsangebote zu machen. Der Reichstag, die Vertretung der Reichsstände in Regensburg, bot an, zwischen dem Kaiser und der Königin zu vermitteln.[125] Und auch die Franzosen sondierten nach der spektakulären Niederlage in der Schlacht von Dettingen im Juni 1743, wie man zu einer Annäherung kommen könne. Zugleich zog sich die ‹Pragmatische

Armee› unter der Führung Georgs II. von England zu Maria Theresias bitterer Enttäuschung wieder vom rheinischen Kriegsschauplatz zurück.[126] Und in Italien musste sie ihrem Verbündeten, dem König von Sardinien, erhebliche Zugeständnisse machen, damit er sich nicht mit ihren Gegnern verständigte.[127] Alles sprach dafür, nun nach einer diplomatischen Lösung zu suchen. Doch die Königin verwarf alle Verhandlungsangebote. Sie beharrte auf dem Standpunkt, es

sei ihre Pflicht, das heilige Recht ihrer Dynastie bis zum Äußersten zu verteidigen – was jetzt, da sie in einer militärisch günstigeren Lage war als zuvor, bedeutete, sich für den Verlust Schlesiens, den sie ja vertraglich hatte akzeptieren müssen, durch andere Eroberungen schadlos zu halten. So erwog sie zum Beispiel den Tauschplan, Bayern zu behalten und Karl VII. dafür auf Kosten der Spanier mit dem Doppelkönigreich Neapel-Sizilien zu entschädigen, was aber am Widerstand der Engländer scheiterte.[128]

Im Jahr nach der Prager Krönung wendete sich das Blatt wieder zum Schlechteren. In Italien trugen die österreichischen Truppen den Krieg um das Königreich Neapel auf dem neutralen Boden des Kirchenstaats aus, ohne am Ende irgendeinen Erfolg erzielen zu können. In den habsburgischen Niederlanden eröffneten die Franzosen im Frühjahr 1744 einen neuen, vierten Kriegsschauplatz und erklärten nun auch förmlich den Krieg, nachdem sie zuvor immer nur als Hilfstruppen des Bayern in

Erscheinung getreten waren. Maria Theresia suchte die Engländer und Niederländer zu einer Offensive gegen Frankreich zu überreden, was ihr aber nicht gelang. Stattdessen schickte sie im Sommer ihre eigenen Truppen unter dem Kommando ihres Schwagers Karl von Lothringen über den Rhein. Unterdessen schmiedete Friedrich II. schon wieder Pläne, erneut in das Geschehen einzugreifen. Er verbündete sich mit dem Kaiser, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Landgrafen von Hessen-Kassel – vorgeblich, um

die Reichsverfassung zu schützen und Karl VII. in seinem Stammland Bayern zu restituieren, tatsächlich aber in der Absicht, sich Böhmens zu bemächtigen, wie in einem Geheimvertrag festgehalten wurde. Maria Theresia befand sich ja mittlerweile nicht nur im Krieg gegen das gewählte und gekrönte Reichsoberhaupt, sie verstieß auch gegen die Regeln des Reichsrechts, indem sie ihre fremden – ungarischen – Truppen durch unbeteiligte Reichsterritorien ziehen und daraus verpflegen ließ. Das bot dem preußischen König

den willkommenen Vorwand, sich der gesamten Reichsöffentlichkeit als Verteidiger von Recht und Frieden zu präsentieren, womit er auch bei einigen anderen Reichsständen auf positive Resonanz stieß.[129] Am 29. Juli 1744 ließ er 60.000 Mann in Kursachsen einmarschieren, offiziell als Hilfstruppen für die Unterstützung des Kaisers. Für Maria Theresia liefen die Dinge nun überall desaströs: Am 16. September kapitulierte Prag vor den Preußen; Karl VII. eroberte Bayern zurück; die Franzosen fielen

wieder in das Reich ein. Auf dem niederländischen Kriegsschauplatz stagnierte das Geschehen; in Italien mussten die österreichischen Truppen sich zurückziehen.

Maria Theresia setzte alles daran, ein großes Bündnis gegen Preußen zustande zu bringen, was ihr im Januar 1745 auch gelang. Die russische Zarin mobilisierte Truppen, und in der Warschauer Allianz verbündeten sich Österreich-Ungarn, Sachsen-Polen, Hannover-England und die Vereinigten Niederlande. Auch Maria Theresia bediente sich dabei

reichspatriotischer Friedens- und Rechtsrhetorik, denn auch sie konnte sich darauf berufen, dass der – aus ihrer Sicht illegitime – Kaiser fremde Truppen ins Reich gerufen hatte, die dort auch unbeteiligte Länder heimsuchten. Zudem hatte das Reichsoberhaupt auf einen Vorschlag Friedrichs II. hin schon 1742 überlegt, eine Reihe von Reichsstädten und Fürstbistümern – Freising, Passau, Augsburg, Regensburg, Würzburg, Bamberg, Eichstätt, Salzburg – kurzerhand zu mediatisieren und zur Stärkung seiner Hausmacht

seinem bayerischen Territorium einzuverleiben. Das hätte einen massiven Bruch der Reichsverfassung bedeutet. Doch dazu kam es nicht mehr, denn Karl VII. starb am 20. Januar 1745 unerwartet im Alter von 48 Jahren.

Der neue Kurfürst Max Josef von Bayern, beim Tod des Vaters erst siebzehnjährig, schloss im April 1745 Frieden mit Maria Theresia. Auch Friedrich II. bot ihr Friedensverhandlungen an, was sie aber ablehnte, weil sie immer noch entschlossen war und es für möglich hielt, Schlesien

zurückzugewinnen. Doch darin täuschte sie sich. Am 4. Juni 1745 erlitten die Österreicher in der Schlacht bei Hohenfriedberg eine vernichtende Niederlage gegen die Preußen. Kurz zuvor, am 11. Mai, hatte ein 90.000 Mann starkes französisches Heer die Alliierten in einer zwei Tage dauernden und unerhört verlustreichen Schlacht bei Fontenoy an der Schelde geschlagen und sich damit den Weg nach Flandern gebahnt. Die Engländer zogen sich von dem Kriegsschauplatz zurück; sie hatten andere Sorgen, als der katholische

Thronprätendent Karl Stuart im August 1745 aus dem Exil nach Schottland aufbrach und dort einen Aufstand gegen den König anführte. Der englische Gesandte drängte Maria Theresia erneut zum Friedensschluss mit Friedrich II., der ihr im Gegenzug seine Kurstimme für die Kaiserwahl ihres Gatten anbot. Doch Maria Theresia sträubte sich auch weiterhin. Dem venezianischen Gesandten gegenüber rechtfertigte sie, warum sie dem Frieden mit Preußen widerstehe und auch weiterhin widerstehen werde: Das geschehe

nicht aus Unversöhnlichkeit, sondern aus Erfahrung; dem König sei unmöglich zu trauen.[130] Der englische Gesandte Robinson notierte, sie habe ihm gegenüber empört geäußert, der Großherzog Franz Stephan sei nach einer *leeren Ehre, wie es die Kaiserkrone ist, nicht so begierig, wie Ihr glaubt, schon gar nicht unter der Vormundschaft des Königs von Preußen. […] Die kaiserliche Würde! Ist sie etwa vereinbar mit dem fatalen Verlust Schlesiens?*[131]

Die Frage war akut, denn mittlerweile hatten die

Verhandlungen über die Wahl des neuen Kaisers begonnen.[132] Der Kurfürst von Mainz hatte die anderen Kurfürsten schon im Februar nach Frankfurt eingeladen, darunter auch die Königin von Böhmen. Der Einwand ihrer Gegner, dass Maria Theresia als Frau die böhmische Kurstimme nicht führen könne, wurde damit de facto erledigt – was kein Zufall war, denn der Mainzer Kurfürst Friedrich Karl von Ostein verdankte seinen Status als zweithöchster Würdenträger des Reiches der Tatsache, dass er eng

in das habsburgische Patronagesystem eingebunden war. Der französische Versuch, den Kurfürsten von Sachsen als Gegenkandidaten für die Kaiserwahl aufzubauen, scheiterte unter anderem an dessen Desinteresse. In französischen Druckschriften wurde bestritten, dass Franz Stephan, der Großherzog von Toskana, als «Ausländer» überhaupt wählbar sei, und unterstellt, mit seiner Wahl wolle das Haus Habsburg die Kaiserwürde de facto in weiblicher Linie erblich machen.[133] Solche

Einwände hatten indes keine Wirkung, weil es schlicht keine Alternative zu Franz Stephan gab. Das Desaster des Wittelsbacher Kaisertums hatte deutlich gemacht, dass die Rolle des Reichsoberhaupts ohne angemessene eigene Hausmacht nicht ausgefüllt werden konnte. Worum es bei den Wahlverhandlungen in Frankfurt ging, war nicht, welcher Kandidat ausgewählt werden würde, sondern welche Zugeständnisse er dafür machen musste. Schließlich wurde Franz Stephan am 13. September 1745 mit den Stimmen von Mainz,

Köln, Trier, Böhmen, Sachsen, Bayern und Hannover zum Kaiser gewählt. Die Gesandten von Brandenburg und der Kurpfalz hatten von vornherein Protest eingelegt und waren schon am Vortag der Wahl abgereist, um sich nicht der Mehrheitsentscheidung unterwerfen zu müssen. An der feierlichen Krönung ihres Mannes in der Frankfurter Bartholomäuskirche am 4. Oktober 1745 nahm Maria Theresia nur inkognito teil; die eigene Krönung zur Kaiserin lehnte sie ab, obwohl Franz Stephan sie mit großer

Eindringlichkeit darum gebeten hatte.[134] Immerhin war das die einzige Reise *ins Reich*, die Maria Theresia jemals unternahm.

Es kostete sie noch eine Reihe weiterer militärischer Niederlagen – gegen die Preußen bei Soor im September, gegen die Spanier in der Lombardei, gegen die Franzosen in den südlichen Niederlanden –, bis Maria Theresia endlich ihren erbitterten Widerstand aufgab und sich zu Friedensverhandlungen mit Friedrich II. bereitfand. Am 25. Dezember 1745 schloss sie mit

ihm zähneknirschend den Frieden von Dresden und war damit ein zweites Mal gezwungen, den Verlust Schlesiens zu akzeptieren. Doch mit dem Ausscheiden zuerst Bayerns und dann Preußens war der Krieg noch keineswegs vorbei, im Gegenteil: Es ging nicht nur auf dem italienischen und niederländischen Kriegsschauplatz weiter; es wurden auch neue Fronten eröffnet. Im Februar 1746 kapitulierte Brüssel, die Hauptstadt der habsburgischen Niederlande; eine Reihe weiterer flämischer Städte folgte; im Oktober hielten

die österreichischen Truppen dort keinerlei Festungen mehr. Trotzdem lehnte Maria Theresia jedweden Friedensplan weiterhin ab. Als Philipp V. von Spanien im Juli starb und die Portugiesen sich anboten, einen Frieden mit Spanien zu vermitteln, scheiterten sie ebenfalls an Maria Theresias Unerbittlichkeit. Stattdessen schickte sie Truppen von Italien aus über das Meer in die Provence, um sie dort auf englischer Seite gegen die Franzosen kämpfen zu lassen. Sie wollte sich dadurch weiterhin der englischen

Unterstützung für ihre eigene Sache versichern, denn England und Frankreich befanden sich ja immer noch in einem globalen Seekrieg, in dessen Verlauf die Engländer bereits eine Reihe spektakulärer Flottensiege errungen hatten. Im Herbst 1746 besetzten österreichische Truppen die mit Spanien verbündete Republik Genua und wurden im Dezember durch einen Volksaufstand wieder vertrieben, woraufhin Maria Theresia alles daransetzen ließ, die Republik zurückzuerobern und die

Aufständischen zu bestrafen. Auch für die neue Saison 1747 plante sie unbeirrt weitere Feldzüge, obwohl die umkämpften Länder längst wirtschaftlich vollkommen ruiniert und ihre Finanzen total erschöpft waren. Eine neue allgemeine Kopfsteuer sollte für Abhilfe sorgen. In den Niederlanden, in Italien und Südfrankreich ging der Krieg weiter.

Während all dieser militärischen Auseinandersetzungen wurden allerdings stets direkt oder indirekt diplomatische Kontakte unterhalten. Der Krieg war nie ein

totaler, sondern laufend begleitet von wechselseitigen Sondierungen, wie die jeweiligen politischen Ziele mit anderen als gewaltsamen Mitteln zu erreichen wären. Auch Maria Theresias Botschafter waren in diese Sondierungsprozesse einbezogen, scheiterten aber immer wieder daran, dass sie auch jetzt nicht von ihren Forderungen abwich, nämlich die habsburgischen Niederlande und das Großherzogtum Toskana vollständig zurückzuerhalten, wenn schon Neapel oder Bayern nicht zu haben waren. Lange Zeit war sie

nicht bereit, den verheerenden Krieg gegen einen «schlechten» Frieden einzutauschen, trotz aller desaströsen Folgen.

Deshalb kam es für alle Beteiligten äußerst überraschend, dass Maria Theresia ihre Haltung im November 1747, nach rund sieben Jahren Krieg, plötzlich änderte. Der Oberstkämmerer Khevenhüller hat den spektakulären Sinneswandel anschaulich festgehalten. In sein Tagebuch notierte er zum 29. November 1747: *Nachdeme aber die Kaiserin schon einige Zeit her*

üblen Humors, mithin bei dieser Gelegenheit, da mann ihr die Misère deren Trouppen, welche in der That zu bedaueren und sehr groß ist, auf das beweglichste vorgestellet, ob aber und wie zu helffen nicht gezeigt hatte, sie noch mehr aufgebracht, so verfiele sie darauf, daß mann ihr Geld schaffen oder Frieden machen solle. […] Leztlich befahle sie, wir sollten ihr biß morgen vor der Kirchen unsere Mainung über folgende Anfrag schrifftlich bringen, ob nemmlichen sie annoch dem Hazard einer Campagne sich und ihre Trouppen exponiren, oder nicht

vill lieber von nun denen Alliirten clar ihre Unvermögenheit darthun solle.[135] Sie habe sogar selbst eine Antwort auf diese Frage auf einen Zettel geschrieben, den sie den Ministern später nach deren Voten habe vorlesen wollen, das aber sei, als sich ihre *erstere Ereifferung* wieder etwas gelegt hatte, dann doch unterblieben. Die Minister waren betreten und wünschten nur *mit Ehren davon zu kommen*; der Kaiser, notierte Khevenhüller peinlich berührt in vagen Worten, *ne faisoit pas trop bonne contenance en tout cela* – er

habe bei alledem keine allzu gute Figur gemacht.[136]

Mittlerweile war Maria Theresia offensichtlich zu der realistischen Einsicht gekommen, dass ohne tiefgreifende Reformen des gesamten Militär- und Finanzsystems kein Krieg zu gewinnen sei. Gestützt auf den neuen Minister Haugwitz, nahm sie das Problem nun grundsätzlich in Angriff, und zwar ebenso entschlossen und unbeirrbar, wie sie zuvor den Krieg betrieben hatte. Doch nun waren umgekehrt die Franzosen nicht bereit, ihre

vorteilhafte Stellung einfach aufzugeben; schließlich waren sie dem Ziel nahe, das Haus Österreich ultimativ zu demütigen, wie der französische Gesandte Saint-Sévérin zitiert wurde.[137] Der Krieg wurde im Frühjahr 1748 fortgesetzt, während in Aachen bereits Verhandlungen stattfanden, bei denen sich Franzosen und Engländer auf Friedenspräliminarien einigten und Maria Theresia zu ihrer Empörung vor vollendete Tatsachen stellten.[138] Doch am Ende war Maria Theresia diejenige, die zur Eile

drängte und der die Truppenabzüge nicht schnell genug gehen konnten. Der Minister Ulfeld klagte, niemand könne sich vorstellen, was für eine fürchterliche Ungeduld die Kaiserin an den Tag lege, um endlich mit den nötigen inneren Reformen beginnen zu können.[139] Es dauerte indes noch bis zum 18. Oktober 1748, bis der Krieg in aller Form durch den Friedensvertrag von Aachen zwischen Frankreich einerseits, England und der Niederländischen Republik andererseits beendet

wurde. Eine Woche später trat Maria Theresia dem Vertrag zähneknirschend bei; die Spanier und die italienischen Kriegsparteien folgten kurz darauf. In fast acht Jahren Krieg gegen wechselnde Feinde, mit ungeheuren Kosten an Menschenleben und Ressourcen, hatte sie am Ende ihr Erbe im Wesentlichen verteidigt; nur Schlesien, Glatz und die drei kleinen italienischen Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla hatte sie eingebüßt. Dafür wurden fortan die Pragmatische Sanktion

ebenso wie die Kaiserwürde Franz Stephans von allen Beteiligten anerkannt. Vor allem waren die Franzosen bereit, auf ihre niederländischen Eroberungen wieder vollständig zu verzichten, was den Aachener Vertrag in Frankreich nicht populär machte. Trotzdem war Maria Theresia ihrerseits mit dem Friedensschluss vollkommen unzufrieden und fühlte sich vor aller Welt gedemütigt, vor allem durch die Engländer. Sie lehnte es demonstrativ ab, den englischen Gesandten zu empfangen, der den

üblichen förmlichen Gratulationsbesuch zum Friedensschluss abstatten wollte, und legte Wert darauf, *der ganzen Welt in die Augen fallen zu machen, daß Wir an einem so schlechten, mangelhafften, gleich denen Präliminarien monstruosen und in manchen stucken noch ärgeren werk keinen antheil als nothgedrungen nehmeten.* [140]

Maria Theresias Biograph und Bewunderer Alfred von Arneth hatte großes Verständnis für «die tief schmerzlichen Seelenkämpfe […], welche die

hochgesinnte Frau zu bestehen hatte», und fand, dass sie «in ihrer Nachgiebigkeit bis an die Grenze des überhaupt Zulässigen ging». [141] Doch auch er räumte ein, dass die Bilanz des Krieges eine Frage des Maßstabs war. Gemessen an dem heiligen Erbrecht des Allerhöchsten Erzhauses hatte Maria Theresia allerdings unzumutbare Rechtsverletzungen hinnehmen müssen. Gemessen an dem großangelegten Plan, den ihre Gegner ursprünglich gefasst hatten und wonach der gesamte habsburgische Territorienkomplex

vollständig hätte aufgeteilt werden sollen, gemessen auch an dem katastrophalen Zustand ihres Militär- und Finanzwesens bei ihrem Herrschaftsantritt, hatte sie sich erstaunlich gut behauptet. Keineswegs war sie die schwache Frau unter lauter starken Männern, als die sie die Spottblätter des Jahres 1741 dargestellt hatten. Von «schwächlichen Friedensneigungen», wie das einer ihrer Biographen später, im Weltkriegsjahr 1917, anerkennend formulierte, war sie völlig frei. [142] Ihr Einsatz des Krieges als

politisches Mittel war keineswegs so defensiv, wie sie es in den veröffentlichten Memoranden und in ihren Rechtfertigungsschriften für die Nachkommen dargestellt und die Nationalhistoriker es bereitwillig übernommen haben, zumal es dem alten historiographischen Klischee entsprach, wonach die Habsburger das Kriegführen immer lieber den anderen überlassen hätten – *bella gerant alii.* Das Bild der defensiven, nur ihr gutes Recht verteidigenden Frau verdankte sich vor allem der scharfen Kontrastierung mit dem

Bild des kriegerischen, aggressiven, alles aufs Spiel setzenden Preußenkönigs und war nicht zuletzt deshalb so glaubwürdig, weil es den Geschlechtergegensatz so perfekt abbildete. Damit wird man aber weder dem Gesamtzusammenhang des komplexen Kriegsgeschehens noch Maria Theresias Haltung zum Krieg gerecht. Die neuere Militärgeschichte hat mit dieser anachronistischen «Weichzeichnung der barocken Landesmutter» mittlerweile gründlich aufgeräumt.[143]

Zwar diente der Erbfolgekrieg zunächst einmal der Verteidigung ihres legitimen Erbanspruchs; Maria Theresia hatte das Recht der Tradition und der Verträge auf ihrer Seite. Doch auch für sie war selbstverständlich, dass ein siegreicher Eroberer über die eingenommenen Länder nach Belieben verfügen konnte. Auch sie verfolgte nach Gelegenheit wechselnde Expansionsziele und verstand militärische Eroberungen als legitime Möglichkeit, ihre Landverluste zu kompensieren: sei es durch den Erwerb des

Kurfürstentums Bayern, die Rückeroberung des Herzogtums Lothringen oder des Königreichs Neapel – Länder, die ihrer Dynastie entweder nie gehört hatten, die sie rechtsförmlich eingetauscht oder auf die sie irgendwann vertraglich verzichtet hatte. Nach der Eroberung Bayerns ließ sich Maria Theresia als *Bavariae jure belli domina*, als Herrscherin Bayerns kraft Kriegsrechts,[144] huldigen. Ehre, Ruhm und Größe der Dynastie waren die letzten Zwecke in ihrem Wertesystem, nicht anders als für alle anderen Potentaten. An

der Legitimität dieser Zwecke bestanden keinerlei Zweifel, sie rechtfertigten notfalls auch Vertragsbrüche, Tauschgeschäfte und militärische Abenteuer, auf jeden Fall aber den Einsatz von Leib und Leben der Soldaten. In einem vielzitierten Brief vom Dezember 1741 an den Grafen Kinsky schrieb Maria Theresia mit aller Deutlichkeit: *Mein Entschluß ist gefaßt, Alles aufs Spiel zu setzen und zu verlieren, um mir Böhmen zu retten […]. Alle meine Heere, alle Ungarn sollen eher vernichtet werden, als daß ich irgend etwas*

abtrete. Der kritische Augenblick ist endlich da; schonet das Land nicht, um es zu erhalten. […] Was man vom Lande nicht freiwillig erlangen kann, muß man nehmen. Ihr werdet sagen, daß ich grausam sei. Es ist wahr; ich weiß aber auch, daß ich alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, hundertfältig zu ersetzen im Stande sein werde. Das will ich tun; jetzt aber verschließe ich mein Herz dem Mitleid.[145]

Das eigene Leben für den Herrscher aufs Spiel zu setzen war in der heroisch-aristokratischen

Kultur der Zeit vollkommen selbstverständlich. Doch für den Adel war das ein Geschäft auf Gegenseitigkeit – auch das wird aus dieser Briefstelle klar. Die stillschweigende Erwartung der adeligen Familien bestand darin, für ihre Opfer am Ende mit Kriegsbeute – Land, Ämtern und Pfründen – reich entschädigt zu werden. Die einfachen Untertanen wurden schlicht nicht gefragt, ob sie das auch so sähen. Ihre Lebenswirklichkeit wurde gar nicht in Betracht gezogen, ihr Wohl umstandslos mit dem der Dynastie

identifiziert. Dazu diente die Metaphorik vom Herrschaftsverband als Familie: Die Opferbereitschaft der Landeskinder für die *mildmütterlichste* Herrscherin oder den *mildväterlichsten* Herrscher wurde fraglos vorausgesetzt. Und selbstverständlich hatte jeder Potentat Gott auf seiner Seite. Auch für Maria Theresia waren das Wohlergehen und die heiligen Rechte des Allerhöchsten Erzhauses identisch mit dem des ganzen Römisch-deutschen Reiches und der gesamten Christenheit. Als ihr

Schwager Karl von Lothringen im Sommer 1744 mit seinen Truppen den Rhein überschritten hatte, gratulierte sie ihm wegen seiner *Verdienste umb mich, Mein Erzhaus, das teutsche Reich und die ganze Christenheit, als auch den vorhin schon erworbenen eygenen unsterblichen ruhm.*[146]

Krieg führen aus der Ferne

Die Kriege des Ancien Régime sind nicht in nationalistischen, sondern nur in aristokratisch-dynastischen

Kategorien zu verstehen. Sie folgten den Imperativen der adeligen Standeskultur. Ohne Zweifel war Maria Theresia dieser adelig-heroischen Kultur ihrer Zeit ebenso verpflichtet wie ihre Gegner. Das zeigt sich nicht zuletzt in der Frage des militärischen Oberkommandos. Das traditionelle Herrscherideal war immer noch das des Kriegsherrn, der seinen Truppen voranreitet. Das Kriegführen hoch zu Ross im glänzenden Harnisch stand *pars pro toto* für die physische Gewalt, auf der die Herrschaft letztlich beruhte.

Dass Monarchen wie Friedrich II. von Preußen, Georg II. von England, Karl XII. von Schweden oder auch Karl Albrecht von Bayern persönlich in die Schlacht zogen, war zwar tatsächlich eher die Ausnahme – *ohne die gröste Noth sollten die großen Regenten ihre geheiligten Personen der Gefahr nicht exponiren*, gaben viele zu bedenken[147] –, es wurde aber als ideale Verkörperung der heroischen Standesideale gefeiert. Militärische Kommandos waren nach wie vor die begehrtesten Posten für hochadelige Söhne und

nahezu Pflicht für die Zweitgeborenen einer Herrscherdynastie. Der kleine habsburgische Thronfolger Joseph erhielt selbstverständlich mit sechs Jahren sein eigenes Regimentskommando übertragen. Wollte der Herrscher sich dem Adel überzeugend als höchste Autorität präsentieren, so konnte er nichts Besseres tun, als sich als triumphaler Feldherr zu inszenieren. Nicht zufällig waren monumentale Standbilder des Herrschers als Reiterkrieger seit Ludwig XIV. die ganz große Mode

unter europäischen Potentaten.

Das bescherte Maria Theresia ein gravierendes Problem. Frauen waren aufgrund ihres Geschlechts vom Kriegsdienst grundsätzlich ausgeschlossen – auch wenn es viele zeitgenössische Geschichten von verkleideten weiblichen Soldaten gab und die Künstler dem antiken Amazonenmythos huldigten. In einem Singspiel des Wiener Hofdichters Metastasio betrauerte die weibliche Heldin ihr schweres Schicksal, als Frau nicht in den Krieg ziehen zu dürfen.[148] Maria Theresia selbst klagte über

die Beeinträchtigungen, die ihr Geschlecht ihr auferlegte, und empfand ihre ständigen Schwangerschaften als lästige Behinderung, die sie so weit wie möglich zu ignorieren suchte. *Soferne nicht alle Zeit gesegneten Leibes gewesen*, schrieb sie einmal, *mich gewiß niemand aufgehalten hätte, selbsten diesem so meineidigen Feinde [Friedrich II.] entgegenzusetzen.*[149] Der preußische Gesandte Podewils notierte 1747, was man bei Hof über sie sagte, nämlich *daß sie eine Zeitlang ernsthaft beabsichtigt hat,*

das Kommando über ihre Armeen selbst zu führen. Sie gibt sich Mühe, die Schwächen ihres Geschlechts zu verleugnen, und strebt Tugenden an, die […] Frauen selten besitzen. Es scheint, als sei sie ärgerlich, als Frau geboren zu sein.[150] Immerhin hatte sie die männliche Rolle als *Rex Hungariae* und als *Rex Bohemiae* ausprobiert und dabei zumindest symbolisch hoch zu Ross das Schwert geführt. Umso unerträglicher erschien es ihr, den Krieg ganz aus der Ferne dirigieren und sich in allem auf widerspenstige und eigenmächtige

Feldherren verlassen zu müssen, mit denen sie nur durch Briefe und Boten in Verbindung stand. Es war ein schwacher Ersatz, dass sie dem Feldherrn Khevenhüller ihr Porträt und das des Thronfolgers schickte, um wenigstens symbolisch auf dem Schlachtfeld vertreten zu sein (Abb. 13).[151] Der Appell an die persönliche Bindung der Soldaten gegenüber der Königin, so glaubte man, steigere ihren Kampfesmut und ihre Opferbereitschaft. Deshalb inszenierte man sie auch als *mater castrorum*, als Patronin der Feldlager, und griff in

Bildersprache und Lobgedichten auf alle erdenklichen mythologischen und biblischen Figuren zurück, um das weibliche mit dem kriegerischen Element zu verbinden: Als Einheit von Mars und Hera wurde sie dargestellt, als Pallas Athene, als alttestamentliche Königin von Saba, als Judith, als weiblicher Siegfried.[152]

Wenn Maria Theresia die Feldherrenrolle schon selbst nicht übernehmen konnte, dann sollte diese zumindest in der Familie bleiben – allerdings nicht ausgefüllt von ihrem Gatten, den sie

unbedingt bei sich in Wien behalten wollte.[153] Stattdessen hielt sie an ihrem Schwager Karl von Lothringen als Oberkommandierendem trotz dessen notorischer militärischer Misserfolge stets unbeirrt fest und gehorchte auch sonst bei der Kommandovergabe den Regeln der höfischen Patronage. Die Historiker haben sich immer wieder gefragt, wie das zu erklären sei. Manche waren versucht, es einer weiblichen Schwäche für den attraktiven Schwager zuzuschreiben.[154] Doch das geht

an der Sache vorbei, weil es den symbolischen und sozialen Wert des militärischen Oberkommandos in der Adelsgesellschaft verkennt.

Abb. 13: Feldmarschall Khevenhüller zeigt den Truppen das Porträt Maria Theresias. Kupferstich von Jan Caspar Philips

An dem Selbstbewusstsein, eigentlich der bessere Feldherr zu sein, mangelte es Maria Theresia offensichtlich keineswegs. Jede Zeile ihrer zahlreichen Briefe an ihre Minister und Vertrauten verrät ihre zunehmende Ungeduld angesichts der – wie sie fand – Zaghaftigkeit, Mutlosigkeit und Unentschlossenheit ihrer Feldherren und ihren wachsenden Zorn darüber, selbst zur Untätigkeit verdammt zu sein. Dabei zeigte sie sich in allen militärischen Details erstaunlich genau informiert. Zwar war ihr

klar, dass sie den Feldherren aus der Ferne nicht im Einzelnen vorschreiben konnte, was sie zu tun und zu lassen hatten. Aus dem operativen Geschäft der Kriegführung musste sie sich notgedrungen weitgehend heraushalten. Doch ihre Briefe an die Oberkommandierenden verraten Zeile um Zeile, wie schwer ihr das fiel. Immer wieder heißt es geradezu beschwörend, man dürfe *keinen Augenblick verlieren, keinesfalls Zeit versäumen, sich nicht mit Kleinigkeiten aufhalten,*[155] *geschwinde*

Resolution fassen,[156] sich *nicht irr machen* lassen, nicht *angsthaft* oder *kleinlaut* sein,[157] denn nichts sei schädlicher als *die längere, bisher gedauerte Inaction*.[158] Die meisten ihrer Feldherren sahen das durchaus anders; sie legten Wert darauf, nicht unnötig knappe Ressourcen und wertvolle Soldaten aufs Spiel zu setzen. Ohnehin war der Stil der zeitgenössischen Kriegführung eher defensiv; verlustreichen offenen Feldschlachten ging man aus dem Weg und konzentrierte sich auf die Belagerung strategisch wichtiger

befestigter Plätze. Maria Theresia musste sich von ihren erfahrenen Feldherren belehren lassen, sie verstehe nichts vom Kriegswesen. Trotzdem stellte sie selbst mitunter sehr konkrete strategisch-taktische Überlegungen an und legte sie den Befehlshabern eindringlich ans Herz. Auch ihren eigenen Ehemann, der gegen ihren Protest im Juni 1742 das Oberkommando in Böhmen übernommen hatte, drängte sie zum Handeln und schlug ihm verschiedene, präzise formulierte Optionen vor, unter denen sie ihn allerdings

notgedrungen selbst wählen lassen musste.[159] Dabei klingt zwischen den Zeilen deutlich ihre Skepsis gegenüber dem Mut und der Entschlossenheit des Gatten an: *[…] in diesem Leben und im Krieg muss man viel wagen – beaucoup hazarder* –, beschwor sie ihn, *ich bin voll Mut […] Seid nicht niedergeschlagen!*[160]

Immer wieder versuchte sie mit großer Energie und Zähigkeit, aber auch mit wachsender Erbitterung, das Kriegsgeschehen aus der Ferne in den Griff zu bekommen, was vor allem hieß, neue Ressourcen zu

mobilisieren und die Verwendung der schon aufgebrachten Mittel besser zu kontrollieren. Von allen Seiten sah sie sich illoyal behandelt, behindert, hintergangen und im Stich gelassen. Sie kümmerte sich selbst um Details von Rekrutierung, Proviantierung, Kleidung, Bewaffnung, Versorgung und musste dann immer wieder die Erfahrung machen, dass ihre Befehle schleppend oder gar nicht umgesetzt wurden: *Ist es möglich, dass eine Sache, deren Besorgung ich so lange positiv befohlen und die unter meinen Augen geschieht, nicht*

befolgt wird?[161] Mitunter erhielt sie auf ihre Befehle auch gar keine Antwort und verlangte dann erbittert zu wissen, *wer so wenig Respect und Eifer gehabt, nicht zu antworten, damit er seines Dienstes entsetzt werden kann und eher seine Schuldigkeit lerne*.[162] An einen engen Vertrauten, den Hofrat Doblhoff, schrieb sie illusionslos: *Alles schläft, und wenn ich nicht triebe, so würde gar nichts gethan.* [163] *Keinen Menschen habe, der mir arbeitet, oder auf den ich mich verlasse, als auf Euch. […] ich werde ganz müde und verdrossen, lauter*

Difficultäten zu finden, lauter Corruption.[164]

Von Anfang an war die Aufbringung, Finanzierung und Unterhaltung der Truppen das größte Problem, und es verschärfte sich dramatisch, je länger der Krieg dauerte. Die Kampagnen verschlangen Monat für Monat Hunderttausende Gulden.[165] Es fehlten Millionenbeträge; die von den Ständen der Erbländer bewilligten Gelder liefen nur teilweise und schleppend ein, und die tatsächlich bereitgestellten Gelder versickerten zu einem

Großteil in dunklen Kanälen. Zu den von den Ständen offiziell bewilligten Kriegssteuern und den Hilfsgeldern der Verbündeten kamen immer neue Lasten für die Bevölkerung: Sonderabgaben, außerordentliche *dons gratuits*, Unterhaltsbeiträge, Servisgelder, Naturalleistungen. All das reichte aber keineswegs aus, so dass bei Bankiers und Privatleuten im In- und Ausland ständig neue Kredite aufgenommen werden mussten. Zugleich wurden aber unablässig neue Truppen auf die Beine gestellt. Immer wieder forderte

Maria Theresia daher von ihren Ministern, sich über neue Geldquellen Gedanken zu machen. An den Hofkanzler Ulfeld schrieb sie Anfang 1744: *Die Armee in Italien ist im größten Elend. […] Vor Mai haben sie keinen Kreuzer. Wahrhaftig, das Herz blutet mir, ist denn gar nicht zu helfen?*[166] Oder an Dietrichstein, den Präsidenten der Hofkammer, Mitte des Jahres 1745: *In Italien ist auch nichts mehr geschehen. Ich will wissen, wo all die Gelder […] stecken oder ob sie angekommen sind. Die Daten will ich sehen.*[167] Ihre Befehle wurden

umso schärfer und drohender, je aussichtsloser es schien, die Militärfinanzen unter Kontrolle zu bringen. Der Kriegszahlmeister, so schrieb sie an Dietrichstein, soll *nichts aus der Casse ohne meinen eigenhändigen positiven Befehl ausfolgen lassen […] und wird er mir in Person dafür geradestehen müssen.*[168] Oder im August 1748: *Ich will also eine ordentliche Auskunft haben und hierüber ernstlich befehlen, daß in Geldanschaffung nicht ein Kreuzer soll passirt werden, nicht hundert Gulden ohne meine Unterschrift, da*

sonst der Cassier, oder der das Geld gibt, mit seinem Kopfe dafür haften wird.[169] Der Obersthofmeister Khevenhüller weiß in seinem Tagebuch von Maria Theresias Wutanfällen zu berichten, wenn es um die Frage ging, wie den Armeen neue Finanzquellen erschlossen werden könnten: *à quelle occasion selbe [die Kaiserin] in sehr hitzige Äusserungen gegen den Obrist Canzlern ausbrach, welcher aber solche mit großer Standhaftigkeit und Moderation ausgehalten.*[170]

Die Probleme, mit denen die Kriegführung zu kämpfen hatte,

waren struktureller Natur, was Maria Theresia am Ende zunehmend klar wurde. Doch um ihre Haltung während des Krieges zu verstehen, muss man in Rechnung stellen, dass sie die Kampagnen nicht aus eigener Anschauung kannte. Die Kriegsschauplätze waren fern. Auch wenn sie von Kurieren regelmäßig über die aktuellen Ereignisse auf dem Laufenden gehalten wurde, mit den Feldherren korrespondierte und wöchentlich mit den Ministern darüber konferierte, so wurde ihr

Alltagsleben bei Hof davon doch meist nur am Rande berührt. Für die Hofgesellschaft war der Krieg nur *ein* Gegenstand der Aufmerksamkeit unter vielen anderen. Liest man das Tagebuch ihres Oberstkämmerers, so ist das mit Händen zu greifen. Zweifellos spielte die Verteidigung ihres Erbes für Maria Theresia eine alles beherrschende Rolle, doch das heißt nicht, dass der Krieg das Einzige gewesen wäre, was sie in den ersten acht Jahren ihrer Herrschaft beschäftigte. Rückschauend schrieb ihr enger

Vertrauter Sylva-Tarouca über diese Zeit: *Als Maria Theresia vier- oder fünfundzwanzig Jahre alt war, hatte sie viele Feinde, sehr wenig Geld und Hilfe und sehr wenig Erfahrung. […] Sie war ganz auf sich allein gestellt, musste das ABC der Herrschaft lernen, arbeitete für vier und fand doch genug Zeit, uns alle mit ihrer Anwesenheit zu erfreuen. Sie ritt fast zu oft, tanzte, spielte, unterhielt sich, aß mittags und abends in Gesellschaft, machte viele kleine Ausflüge und bekam vor allem jedes Jahr ein Kind; das heißt, sie hatte damals die gleichen, wenn nicht*

mehr Gründe als heute, oder besser Vorwände, um sich einzuschließen, und fand trotzdem die Zeit, all das zu tun, und zwar gut zu tun.[171] Sie brachte aber nicht nur in den sieben Jahren sieben Kinder zur Welt; was Sylva-Tarouca bei alldem nicht erwähnt ist, dass sie in dieser Zeit auch zwei Kinder wieder verlor. Das eine, Maria Carolina, starb im Alter von einem Jahr am 25. Januar 1741, also kurz nachdem Friedrich II. in Schlesien eingefallen war; das andere, ihr zehntes Kind, eine Tochter, die ebenfalls Carolina genannt wurde,

überlebte die Geburt nicht. Das war am 17. September 1748, kurz vor dem Abschluss des Aachener Friedens. Zudem starb am 16. Dezember 1744 ihre Schwester Marianne, zu der sie ein sehr enges Verhältnis hatte, im Alter von 26 Jahren im Kindbett.

Während all dessen ging das streng ritualisierte höfische Alltagsleben seinen gewohnten Gang: Maria Theresia wohnte täglich kirchlichen Zeremonien bei, eröffnete Landtage, promovierte Ordensritter, belehnte Vasallen, empfing auswärtige Gesandte,

hörte Bittsteller an, tafelte öffentlich, gab Abendgesellschaften und Maskenbälle, feierte Geburtstags- und Namenstage, lud zu Jagdpartien und Schlittenfahrten, besuchte Opern und Komödien. In diesem höfischen Alltag, der den Namen eigentlich nicht verdient, weil er aus einer nahezu unaufhörlichen Serie von Galatagen bestand,[172] trat der Krieg nur in ganz geringem Maße und in zeremoniell gebändigter Form, in Paraden, Promotionen und in Gestalt von blasenden Postillionen in Erscheinung.

Es begann schon, bevor ein Regiment ins Feld zog, mit der Weihe der Fahnen in einer feierlichen Messe. Wenn das in Wien selbst stattfand, wurde es als großes gesellschaftliches Ereignis in Anwesenheit der Herrscherfamilie zelebriert und *der vornehmste Adel* dazu eingeladen. Im Falle des Infanterieregiments Prinz Louis' von Wolfenbüttel veranstaltete man die Weihe beispielsweise in der Wiener Karlskirche, und anschließend wurden die Gäste *in dem Fürst Schwartzenbergischen Garten sehr*

galant tractiret, wovon dann wiederum eine Beschreibung gedruckt wurde, in der die Adeligen ihre Namen in illustrer Gesellschaft lesen konnten.[173] Ähnlich große Aufmerksamkeit fanden die Paraden der Regimenter, die zu einer Kampagne aufbrachen oder erfolgreich davon zurückkehrten. Auf die vollendete symmetrische Schönheit dieser Paraden, nicht etwa auf die pragmatischen Erfordernisse der Kriegführung, war das gesamte Erscheinungsbild der Truppen ausgerichtet, ihre Ausstattung ebenso wie ihr

Exerzieren. Die zunehmend prächtigeren Uniformen, die leuchtenden Farben und die Gold- und Silbertressen, die hohen metallverzierten Mützen, die Federbüsche und prunkvollen Schabracken der Pferde waren im Feld ausgesprochen funktionswidrig.[174] Auch die Exerzierreglements mit ihren kunstvollen Evolutionen waren weniger an den Bewegungen im Feld ausgerichtet als an den öffentlichen Paraden und Manövern, die entsprechend dem geometrischen Verhaltensideal der

Zeit vollkommen exakt und symmetrisch abzulaufen hatten. Disziplin und Schönheit waren geradezu identisch. Das Exerzieren diente vor allem dazu, durch seine «optisch und akustisch eindrucksvolle Inszenierung der Welt das Vermögen einer Armee zu demonstrieren» und «die Reputation des Kriegsherrn zu steigern».[175] Das höfische Publikum begutachtete diese Übungen fachmännisch und notierte aufmerksam, wie *magnifiques*, *belles* oder *merveilleux* sie ausfielen.[176] Maria Theresia

schätzte die Vorführung solcher Manöver sehr und ließ dabei gelegentlich die anwesende Hofgesellschaft aus ihrer eigenen Kasse großzügig bewirten.[177] Im Sommer 1754 berichtete sie ihrer Freundin Trautson ganz begeistert von den Manövern in Prag: *Die 11 Regimenter Infanterie und die 3 Reiterregimenter defilierten. Die Lobkowitz-Kürassiere waren wunderbar, die Ghibert-Dragoner desgleichen; ich wünschte, dass das von Josef [ihrem Sohn] so adjustiert wäre, blau und rot, weiße Bandouliers, Württemberg rot und*

schwarz, wie Savoyen, alle recht gut. Von der Infanterie war es Karl [von Lothringen], der sowohl an Größe, als auch an Schönheit den Preis davontrug […], Brown eines der schönsten nach Karl, ganz poudriert und frisiert également à la florent, was komisch aussah, aber Effekt machte […].[178]

Außer durch Paraden war der Krieg in der Hauptstadt vor allem in Gestalt von Siegesnachrichten präsent. Wurde ein Gefechts- oder Belagerungserfolg gemeldet, dann liefen in Wien und in den anderen Landeshauptstädten ähnlich wie

bei anderen Jubelanlässen routinemäßig Rituale ab – fein abgestuft je nach der Bedeutung, die man dem Ereignis beimaß. [179] Nachdem ein reitender Bote die Nachricht zunächst informell und diskret überbracht hatte, zog derselbe Kurier oder besser ein höherer Offizier der siegreichen Truppe anschließend noch einmal in feierlicher Form in die Stadt ein, wobei eigens festgelegt wurde, wie viele Trompete blasende Postillione – zwei, vier, sechs, acht oder gar zwölf – ihm voranritten. Als Höhepunkt einer solchen

Inszenierung übergab der Offizier der Herrscherin die erbeuteten Fahnen der Feinde und empfing dafür eine Belohnung. Die Glocken wurden geläutet, Salutschüsse abgefeuert, der Hofadel wurde zu Gratulation und Handkuss vorgelassen, in den Kirchen wurde das Te Deum gesungen und überall im Land wurden Dankgottesdienste abgehalten. Bei besonders triumphalen Siegen wurden öffentliche Jubelfeiern angeordnet: Die Bürger mussten ihre Häuser illuminieren, Feuerwerke wurden abgebrannt, Siegesmünzen unters

Volk geworfen und Wein gespendet. Begleitend wurden Medienberichte lanciert: Das Wienerische Diarium gab Extrablätter heraus und auswärtige Zeitungen wurden mit Relationen von der siegreichen Schlacht beliefert.[180] Nachrichten von Niederlagen hingegen wurden in aller Stille überbracht und *so vill immer möglich verborgen gehalten*,[181] was sich aber nicht immer machen ließ, wenn man nicht der Gegenseite die Deutungshoheit über das Geschehen überlassen wollte. Nach dem spektakulären

Sieg des Marschalls von Sachsen über Karl von Lothringen bei Fontenoy zum Beispiel gab der Hof eine Relation heraus, bei der *ein und anderer Umstand, um die Reputation des Commando zu salviren, nothwendigerweis in etwas aufgebutzet werden müssen*,[182] was allerdings öffentliche Unmutsäußerungen auf den Wiener Straßen nicht verhindern konnte.

Maria Theresia begeisterte sich ihr Leben lang für militärische Exerzitien. *Je suis toute militaire*, *Ich bin ganz militärisch*, schrieb sie

später einmal ihrem Sohn Ferdinand.[183] Ihre Söhne ließ sie von klein auf in diesem Geist erziehen, denn sie fand, nichts mache es einem Fürstensohn leichter, sich um die Monarchie verdient zu machen und in der Welt zu glänzen, als der Militärstand.[184] Man sagte ihr nach, dass sie sich unter allen Regierungsaufgaben am meisten für die Militärverwaltung interessierte und die Offiziere unter allen Amtsträgern ihre höchste Gunst genossen.[185] Für den Ritt auf den Pressburger Krönungshügel

hatte sie, wie bereits erwähnt, eigens reiten gelernt und daran größten Gefallen gefunden – sehr zum Leidwesen und zur Sorge ihres Obersthofmeisters, der ein ums andere Mal vor gesundheitlichen Risiken des Reitens vor allem während der Schwangerschaft warnte. Insbesondere dass sie im Männersattel ritt, wurde bei Hof mit hochgezogenen Augenbrauen zur Kenntnis genommen (s. Farbtafel 23).[186] Das Reiten ermöglichte Maria Theresia die symbolische Selbstinszenierung in der männlichen Herrscherrolle, die

ihr im wirklichen Krieg verwehrt war. Ein Ersatz, wenn auch nur ein schwacher, war ihr Auftritt als Rokoko-Amazone im Rahmen eines aufsehenerregenden höfischen Turnierspiels, des sogenannten *Damen-Caroussels* im Januar 1743. *Caroussels* oder Rossballette, eine Kombination aus Pferdedressur, Turnier und Musik, waren zu Beginn des 17. Jahrhunderts in Mode gekommen und gehörten zu den Höhepunkten der barocken Hofkultur. Als Maria Theresia zwölf Jahre alt war, hatte ihr Vater Karl VI. dafür in der Hofburg nach

den Plänen Johann Bernhard Fischers von Erlach eigens eine Winterreitschule bauen lassen, die als einziger Bestandteil des großen Schlosskomplexes die Anerkennung selbst anspruchsvollster französischer Reisender fand und als schönste Reithalle in ganz Europa galt.[187] Das *Caroussel* verkörperte vieles von dem, was die barocke Adelskultur kennzeichnete: äußerste materielle Pracht, adelig-ritterlicher Wettstreit, geometrische Ästhetik, präzise Choreographie, virtuose Körperdisziplin, vor allem eine

vollkommene und scheinbar mühelose Unterwerfung der Pferde unter den Willen der Reiter als Sinnbild der Herrschaft.[188]

Es war eine ausgesprochene Sensation, dass im Januar 1743 *in der alhiesigen herrlichen Königlichen Reit-Schul ein bishero nie gesehenes noch in denen älteren und jüngeren Welt-Geschichten gelesenes ungemein prächtiges Frauen-Carrousel* gegeben wurde (s. Farbtafel 5).[189] Die *als amazoninen prächtigst ausgekleydeten ritterinnen*, die Königin selbst auf einem Schimmel

voran, ritten oder fuhren in prunkvollen *Phaetons* und wetteiferten darum, *Asiaten*- und Mohrenfiguren mit Pistolen oder Wurfpfeilen zu treffen oder ihnen mit Lanze oder Degen die Köpfe abzuschlagen.[190] Die ganze Hofgesellschaft schaute zu, auch einige *stadtleuth* waren auf der Galerie zugelassen; Wachen mussten dafür sorgen, *das andringen des volcks abzuhalten*. Alle *Frauen Ritterinnen* wurden am Ende mit den exquisitesten Preisen bedacht, von brillantenen Ohrgehängen bis zum exotischen

Teeservice. Das Ereignis erregte europaweit Aufsehen. Denn es war tatsächlich neu, dass ein solches Turnier allein von Frauen aufgeführt und damit auf den Amazonen-Mythos angespielt wurde. Selbst die Pariser *Gazette de France* musste zugeben, dass es das erste Spektakel dieser Art in ganz Europa war.[191] Es traf sich besonders gut, dass die mehrfach verschobene Aufführung schließlich kurz nach der Wiedereroberung Prags stattfand und zugleich als Siegesfeier erschien. Das war ursprünglich gar

nicht so geplant gewesen; vielmehr hatte Maria Theresia mit den Wiener *Hof- und Stadtdamen* bereits wochenlang vorher in der Hofreitschule dafür geübt. Schon im November hatte Franz Stephan seinem Bruder geschrieben, man spreche bei Hof von nichts anderem mehr.[192] Ihre erneute Schwangerschaft verheimlichte Maria Theresia absichtlich bis nach der Aufführung, um nicht auf die Teilnahme verzichten zu müssen. Spätere Historiker konnten sich nicht enthalten, das als «übertriebene Vergnügungslust» zu

missbilligen. Selbst ihr größter Bewunderer Alfred von Arneth fand, ein solches *Divertissement* habe «dem Ernste ihrer Lage vielleicht nicht völlig entsprochen».[193] Doch das Urteil ist anachronistisch. Für die Zeitgenossen gehörte beides – höfisches Turnier und «Kriegskunst» – eng zusammen, denn für beide galten dieselben Maßstäbe ästhetischer Perfektion. Für Maria Theresia zählte das *Caroussel* zu den spektakulärsten Glanzpunkten ihrer Herrschaft. Sie ließ das Motiv später eigens in den

großformatigen Gemäldezyklus aufnehmen, den sie bei ihrem Hofmaler Martin van Meytens in Auftrag gab.[194] Es liegt auf der Hand, dass mit diesem höfischen Schauspiel eine politische Botschaft verbunden war. Mitten im Krieg, den Maria Theresia gegen die Übermacht ihrer männlichen Gegner führte, demonstrierte sie damit dem in- und ausländischen Publikum ein unerhörtes Selbstbewusstsein als weibliche Kriegerin.

Krieg führen vor Ort

Aus der Sicht des Adels war der Krieg eine heroische, ehrenvolle, Ruhm verheißende Sache, eine Gelegenheit zur Bewährung adeliger Tugenden und nicht zuletzt eine hohe Kunst, die sich in ästhetisch disziplinierten Bewegungen und formvollendeter zeremonieller Ordnung ausdrücken sollte. Ein Klassiker der barocken Militärwissenschaft, Hanns Friedrich Flemings ‹Vollkommener Teutscher Soldat› aus dem Jahr 1729, hielt den Krieg geradezu für eine Triebfeder der allgemeinen

zeremoniellen Verfeinerung des Verhaltensstils, auf die die Zeitgenossen so stolz waren: *Das Ceremoniel-Wesen ist zu unsern Zeiten auf das höchste gestiegen; auch der Krieg selbst hat einen sehr großen Antheil davon*. Das sogenannte *Kriegs-Ceremoniel* oder *decorum belli* erstreckte sich auf alle Bereiche der militärischen Praxis, von der Werbung angefangen über das Marschieren, Exerzieren und Paradieren, den Austausch der Gefangenen, den höflichen Umgang unter regierenden Herren, Generälen und

Offizieren bis hin selbst zur *Formierung der Bataillen*, *Attaquen*, *Bestürmung* und *Capitulation*.[195] Die streng reglementierte geometrische Ordnung der Bewegungen im Raum diente nicht nur ästhetischem Wohlgefallen, sondern vor allem der exakten Abbildung sozialer Ordnung, die nur als hierarchische überhaupt vorstellbar war. Auf dem Exerzierplatz und dem Schlachtfeld sollte das nicht anders sein als bei der höfischen Aufwartung oder in der Gesandtenaudienz. Man hielt sich auf die Zeremonialisierung des

Krieges einiges zugute; sie gehörte zu den jüngsten völkerrechtlichen Errungenschaften und war ein Kennzeichen zivilisierter Nationen: *Es geschieht aber solches nur unter Nationen, welche die billige Krieges Raison bey behalten, und ihre Miliz durch besonder Ordres und Reglemens zu dem Kriegs Ceremoniel, und decoro belli angewöhnet haben.*[196]

Dass die militärische Realität damit wenig zu tun hatte, steht auf einem anderen Blatt. Der informelle, schmutzige, ganz und gar unfeierliche und unheroische

Kriegsalltag entzog sich solch feiner Reglementierung ebenso wie der chaotische und unkalkulierbare Verlauf der Feldschlachten. Krieg war damals zugleich mehr und weniger als in der Moderne: Einerseits war er für viele der Normalzustand, das Kriegs-«Handwerk» eine selbstverständliche Lebensform vieler Soldaten. Andererseits war der Krieg nicht total und nicht überall gleichermaßen spürbar. Der Alltag war nicht vom Schlachtgeschehen beherrscht, sondern von den Problemen der

Rekrutenaushebung, des Transports von Menschen und Material, der Versorgung und der Finanzierung. Zugleich rissen die diplomatischen Kontakte niemals ab, «während die Truppen marschierten, schwitzten, froren, hungerten, plünderten und manchmal auch kämpften».[197] Idealerweise sollte die Zivilbevölkerung vom Militär möglichst wenig in Mitleidenschaft gezogen werden, was allerdings für die Menschen der betroffenen Regionen ein frommer Wunsch blieb. Die seit dem 17. Jahrhundert stetig weiter anwachsenden, viele

zehntausend Mann zählenden Armeen zogen kreuz und quer durch die Länder und brachten ihnen den wirtschaftlichen Ruin – und zwar nicht nur den Ländern der Feinde, sondern auch den eigenen und denen unbeteiligter Dritter. Denn die Truppen waren strukturell unterversorgt. Die mangelhafte Versorgung war nicht nur eine Frage des – niemals ausreichenden – Geldes, sondern vor allem auch der Logistik. Rechnet man etwa zwei Pfund Brot als Tagesration für einen Soldaten, so benötigte man für ein Heer von

50.000 Mann allein 100.000 Pfund Brot pro Tag. Das dafür notwendige Getreide musste gekauft, gelagert, vor Mäusefraß, Ungeziefer und Fäulnis geschützt, transportiert, gemahlen und gebacken werden; zu diesem Zweck mussten die Truppen eigene Mühlen und Öfen mitführen.[198] Dafür brauchte man ebenso wie zum Transport der schweren Geschütze und der Munition Tausende von Pferden, die wiederum ungeheure Mengen an Futter benötigten.[199] Solchen logistischen Anforderungen waren

die Organisationsstrukturen und die Transportverhältnisse der Zeit kaum gewachsen. Sobald die riesigen Heere die heimatlichen Versorgungsstützpunkte verlassen hatten und sich nicht mehr in Reichweite der Magazine aufhielten, drohte ihnen der Hunger. Zwar trieben die Kriegskommissare von der Bevölkerung Kontributionen und Naturalien ein, doch reichte auch das meist nicht aus, und die Soldaten waren zu einem großen Teil auf Eigenversorgung angewiesen. Wenn sie ihren Sold

nicht erhielten, blieb ihnen wenig anderes übrig, als auf eigene Faust zu plündern. Die dauerhaft schlechte Versorgung und der mangelnde Schutz gegen die Witterung steigerten ihre Anfälligkeit für Krankheiten. Es starben mindestens ebenso viele Soldaten auf den Märschen und in den Winterquartieren wie im Verlauf der eigentlichen Kriegshandlungen. Zugleich litt die Zivilbevölkerung unter den Truppendurchzügen; die Kontributionen und Plünderungen zehrten auch das Saatgut auf und

brachten die Bauern um ihre Zugtiere, so dass die Ernten in jedem Folgejahr geringer ausfielen und die Kontributionen noch schwerer aufzubringen waren. Auf diese Weise kam der gefürchtete Teufelskreis der drei göttlichen Plagen – Krieg, Hunger und Pestilenz – so recht in Schwung.

Krieg war vor allem Belagerungskrieg.[200] Ganz Europa durchzogen Befestigungsanlagen, die allerdings im 18. Jahrhundert der immer ausgeklügelteren Belagerungstechnik und der

technisch verbesserten Artillerie selten lange standhielten. Im Österreichischen Erbfolgekrieg dauerte eine Belagerung im Durchschnitt zwölf Tage, bevor die Festung kapitulierte – es sei denn, ein Entsatzheer griff die Belagerer rechtzeitig von außen an. Offene Feldschlachten, bei denen die Infanterietruppen nach allen Regeln der Kunst im Gelände platziert wurden, um, flankiert von der Kavallerie, in langgezogenen Fünferreihen aufeinander zuzugehen und in regelmäßigem Rhythmus abwechselnd zu feuern,

wurden vermieden, um die wertvollen Linienregimenter nicht ohne Not zu dezimieren. Dass es tatsächlich die wenigen großen Schlachten waren, die «kriegsentscheidend» wirkten, wie es die klassische Militärgeschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts nahegelegt hat, darf bezweifelt werden. Es war oft schon eine Frage der Interpretation, wer überhaupt die Schlacht gewonnen hatte.[201] Allgemein galt als Sieger, wer als Letzter das Schlachtfeld behauptet hatte. Doch auch die Erbeutung

möglichst vieler gegnerischer Fahnen war ein Kriterium, ebenso die Zahl der Gefallenen, Verletzten und Gefangenen. Das alles aber war nicht selten zwischen beiden Seiten strittig. Nach der Schlacht bei Campo Santo am 8. Februar 1743 beanspruchten zum Beispiel sowohl die Spanier als auch die Österreicher den Sieg. Diese konnten zwar darauf verweisen, *en ordre de bataille* über Nacht auf der Walstatt ausgeharrt zu haben, doch die Spanier gaben ihren Abzug als *ganz freiwillig und in schönster Ordnung genohmene Retraite* aus.

[202] Umgekehrt ließen nach der Schlacht bei Mollwitz auch die Österreicher zum Dank für den Sieg das Te Deum singen.[203] Und uneins war man sich auch über den Ausgang des Gefechts bei Velletri Ende August 1744.[204] Es ging also nicht einfach darum, die Schlacht, sondern auch Informationskontrolle und Deutungshoheit über sie zu gewinnen. Denn welche politische Wirkung der Ausgang einer Schlacht hatte, hing eben auch davon ab, als wie desaströs und demoralisierend er wahrgenommen

wurde.

Einer der ganz unumstrittenen Erfolge für die habsburgische Seite war die Schlacht bei Dettingen, einem kleinen Ort am Main. Am 26. Juni 1743 errang die Pragmatische Armee der Briten, Hannoveraner, Österreicher und Hessen einen Sieg gegen die Übermacht der Franzosen – eine der wenigen großen, offenen Feldschlachten des Erbfolgekrieges und sicher eine der blutigsten.[205] In der kollektiven Erinnerung zumindest der Engländer ist sie bis heute präsent, weil König Georg II.

persönlich in die Schlacht zog und Georg Friedrich Händel dessen Kriegsruhm in seinem ‹Dettinger Te Deum› ein berühmtes musikalisches Denkmal gesetzt hat. Die Schlacht begann um neun Uhr morgens und dauerte bis zum Abend. Der Schaden, der den umliegenden Dörfern durch Fouragieren und Plündern seitens der Pragmatischen Armee entstand, belief sich nach Ausweis der Oberkellnerei Aschaffenburg auf 148.785 Gulden und 4 Kreuzer. [206] Rund 35.000 Mann kämpften auf der Seite der Alliierten, rund

70.000 Mann betrug die Heeresstärke der Franzosen, wovon allerdings bei weitem nicht alle am Kampfgeschehen beteiligt waren. Die Zahl der Verluste, also der Toten, Schwerverletzten und Deserteure, belief sich auf 2000 bis 2700 Mann bei den Alliierten und 3500 bis 4000 Mann bei den Franzosen. Schlimmer als der Tod waren schwere Verletzungen. Wem die Feldchirurgen einen Arm oder ein Bein amputierten, der überlebte das im seltensten Fall. Nicht alle Toten und Verletzten wurden geborgen; viele blieben auf dem

Schlachtfeld liegen, wo man sie ausplünderte. Noch drei Wochen nach der Schlacht erging ein Befehl, *die todt gebliben Menschen und Vieh völlig unter die Erde zu scharren, damit nicht etwa einige Krankheiten bey dermalig Hundsthäg einreißen möge*.[207] Trotzdem brach nach der Schlacht die Ruhr aus. Viele, die nicht ihren Verletzungen erlegen oder beim Rückzug im Main ertrunken waren, starben später an der Seuche. Die Leipziger ‹Genealogisch-historischen Nachrichten› druckten einen Augenzeugenbericht, der das

Schicksal der französischen Gefangenen beschrieb:

> *Der Jammer dieser armen Leute ist nicht genug zu beschreiben. Etlichen war ein Fuß, etlichen alle beyde, anderen eine Hand oder beyde Arme abgeschossen; einigen waren die Köpffe gespalten; und wer kan alle ihre gehabten Wunden erzehlen? […] Man konte es nicht ohne Thränen ansehen, wenn sie von den Wagen gehoben und ins Lazaret gebracht wurden; insonderheit wenn die Chirurgi die Finger in Rheinischen Brandtwein tauchten, und in den Wunden herum fuhren; sodenn ein benetztes Tuch darauf legten. Wenn einer starb,*

ward er in ein Bettuch genehet, und ausser der Vorstadt in einen Acker begraben.[208]

Solche Beschreibungen waren allerdings äußerst selten. In den Zeitungen und Zeitschriften dominierten Schlachtenberichte, die von Glück und Unglück, Geschick, Mut und Tapferkeit aller Seiten berichteten. Die Feinde waren keine Unmenschen, sie wurden nicht verteufelt; man respektierte vielmehr ihre militärischen Tugenden und Fähigkeiten. Denn eine wesentlich tiefere Trennlinie als zwischen

Freund und Feind verlief zwischen Standespersonen und gemeinen Soldaten. Die ständische Grenze blieb bestehen, wenn sich die Fronten zwischen Freund und Feind längst wieder verändert hatten.

Pandurentheresl

Der Krieg verschlang eine schier unerschöpfliche Zahl an Menschen. Die Heere der Habsburgermonarchie hatten zu Beginn des Erbfolgekrieges – nach

einer allerdings nicht sehr zuverlässigen Quelle – eine Sollstärke von 143.438 Mann; bis 1745 wuchs dieser Wert auf 203.576 Mann an, was im Vergleich zu den französischen Heeresstärken immer noch «geradezu lächerlich» gering war. [209] Die Soldaten wurden auf verschiedene Weise rekrutiert. Die traditionelle Form war die Landesdefension; dabei handelte es sich um ein Aufgebot aus Landeseinwohnern, die von den Ständen nur im Falle der Not und für kurze Zeit für die Verteidigung

des eigenen Landes aufgestellt wurden und auch nur im Land selbst zum Einsatz kommen sollten. [210] Mit ihnen ließen sich keine Expansionskriege führen. Aus der Landesdefension hatte sich die sogenannte Landrekrutenstellung entwickelt, bei der die Stände eines jeden Landes eine festgesetzte Zahl von Rekruten aufbieten mussten, was sie aber auch durch Geldzahlungen ablösen oder durch Werbungen im Ausland ersetzen konnten. *Hausgesessene* blieben von der Landrekrutenstellung verschont, weil sie für die

Landwirtschaft unentbehrlich waren; auch Juden, *Zigeuner* und einige andere fremde *Nationen* waren davon ausgenommen. Rekrutiert wurden vor allem Männer aus den unterbäuerlichen Schichten, Tagelöhner, Knechte, Arme und Nichtsesshafte. Eine andere Möglichkeit war die freie Werbung von Soldaten durch die Regimenter selbst, die vor allem in den benachbarten Reichsterritorien betrieben wurde. Bei beiden Formen der Rekrutierung war meist physischer Zwang im Spiel und die Zahl der Deserteure deshalb

notorisch hoch.

Das größte Reservoir der habsburgischen Armee aber bildeten Böhmen, Ungarn und dort insbesondere die Militärgrenze, das heißt die Grenzregion zum Osmanischen Reich. Dort waren in der Zeit der Türkenkriege Wehrbauern angesiedelt worden, die der Militärverwaltung unterstanden und ursprünglich die Aufgabe hatten, das Land gegen Türkeneinfälle zu schützen. Ihr gesamtes Leben war auf ihre militärische Nützlichkeit hin organisiert. Als die Angst vor den

Türken allmählich verblasste, wurden diese Männer zunehmend als Milizen für die anderen Kriege der Habsburger eingesetzt. Im Erbfolgekrieg soll allein die kroatische Militärgrenze 45.000 Mann aufgeboten haben.[211] Die Grenzer wurden als leichte Truppen im sogenannten Kleinen Krieg eingesetzt, also jenseits der regulären Regimenter, vor allem zu Kundschafterzwecken, zur Abschirmung der Hauptarmee, zum Fouragieren und Beutemachen.[212] Sie trugen statt Uniformen ihre lokale Tracht, galten als wild,

tollkühn, undiszipliniert, zur Meuterei und Ausschweifung geneigt und besonders grausam. Ihre Art der Kriegführung war die dunkle Kehrseite, das schmutzige Andere, von dem sich der heroische, ehrenvolle, zeremoniell eingehegte Krieg abgrenzte und ohne das er doch keineswegs auskam. Für Maria Theresia waren diese Truppen von elementarer Bedeutung. Das zeigt sich exemplarisch an ihrer Haltung gegenüber dem legendären Pandurenobersten Franz Freiherr von der Trenck, der das war, was

man heute einen Warlord nennt.

Schon ganz zu Beginn des Erbfolgekrieges, am 26. Januar 1741, war ein Aufruf an alle ungarischen Komitate ergangen, Reitertruppen zur Verteidigung gegen die Preußen aufzustellen. Der große Erfolg dieses Aufrufs hatte nicht so sehr mit der spontanen Begeisterung für die junge Königin zu tun als vielmehr mit der Aussicht vieler verarmter Edelleute auf *praeda libera*, auf freie Beute. Denn man hatte den Adeligen, die sich dazu meldeten, ausdrücklich die Freiheit zu

plündern eröffnet.[213] Einer der Ersten, die auf den Aufruf reagierten, war Franz von der Trenck, der Sohn eines ostpreußischen Adeligen, der in Slawonien umfangreiche Güter in dem von den Osmanen zurückeroberten Land erworben hatte. Von der Trenck (1711–1749) zog im Mai 1741 mit einer über 1000 Mann starken, von ihm selbst aufgebotenen Reitertruppe auf dem Weg nach Schlesien durch Wien und präsentierte sie der Monarchin und dem Volk in einer Parade von martialischer Exotik, mit

Krummsäbeln und Messern, gekleidet in rote Kapuzenumhänge und begleitet von türkischer Militärmusik.[214] So etwas hatte die Wiener Bevölkerung auf ihren Straßen noch nicht erlebt. Die *Panduren* genannten Truppen übten eine höchst ambivalente Faszination auf das Publikum aus. Durch ihre Kleidung, ihre Waffen und ihre Musik hatten sie symbolischen Anteil an der «orientalischen» Prägung der Region, aus der sie stammten. Die rohe Wildheit und Grausamkeit, die man allem zuschrieb, was von der

Türkengrenze kam, sollte jetzt dem Allerhöchsten Erzhaus zugutekommen und dessen Feinden Furcht einflößen. Das gefährliche Fremde kam den Wienern in Gestalt der Panduren auf einmal ganz nah und wurde zum Eigenen. Die *Pandurenth'resl*, wie Maria Theresia in einem populären Lied jetzt genannt wurde,[215] schien die Grausamkeit der barbarischen Truppen aus dem fernen Land hinter den Bergen zu domestizieren und für die gerechte Verteidigung ihrer Länder nutzbar zu machen. Wie es mit der sprichwörtlichen

Grausamkeit der Panduren tatsächlich bestellt war, ist allerdings die Frage. So galt das Pfählen bei lebendigem Leib als landestypische Gräueltat. Tatsächlich war es allerdings der habsburgische Feldmarschall Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, der als Organisator der Militärgrenze unter Karl VI. dort diese Strafe für Landesverräter und Überläufer zu den Türken angedroht hatte.[216]

Die Drucker schürten jedenfalls die ambivalente Faszination, die von den wilden Grenzsoldaten

ausging, und schlugen daraus Kapital. So veröffentlichte der Augsburger Verleger Martin Engelbrecht eine umfangreiche Kupferstichserie über die *milice étrangère* Maria Theresias, die die wilden Schauergestalten von der Türkengrenze – Panduren, Kroaten, Janitscharen, Husaren, Hayduken, Walachen, Tolpatschen und wie man sie sonst noch nannte – effektvoll in Szene setzte und damit beim Publikum auf große Resonanz stieß: *Was kommen noch vor Leut auf unsern Teutschen Boden/Die Mohren oder gar Chineser stellen*

für?/Was bringen sie nicht vor rare
Kleider Moden/Postur und Miene
zeigt den Muth und Raub Begier.
[217]

Abb. 14: Pandur. Aus: Martin Engelbrecht, *Théatre de la milice étrangère. Schaubühne*

verschiedener in Teutschland bishero unbekannt gewester Soldaten von ausländischen Nationen, Augsburg 1742–1744

Franz von der Trenck war der schillerndste Held dieser Bilderserie. Er hatte im letzten Türkenkrieg auf russischer Seite gekämpft und sich durch seine außergewöhnliche Grausamkeit, Tollkühnheit und Beutegier einen Namen gemacht. Auch mit seinen ‹Merckwürdigen Thaten›, einer aus Anekdoten und Plagiaten zusammengesetzten, mehr oder

weniger fiktiven Autobiographie, ließ sich später gutes Geld verdienen, obwohl man sie *durch des Scharffrichters Hand* öffentlich hatte verbrennen lassen.[218] Franz von der Trenck war die Verkörperung all dessen, was man den irregulären Truppen aus Ungarn und von der Militärgrenze an Gräueltaten zuschrieb. Sein Vetter und Erbe, der preußische Offizier Friedrich von der Trenck, notierte später über ihn: *In seinem 18. Jahre köpfte er einen Beamten auf seines Vaters Gütern, der ihm nicht gehorsamen wollte, ohne*

weitere Umstände und flüchtete deßwegen nach Rusland, wo er durch seine außerordentliche Bravour innerhalb 3. Jahren Major ward. Der Türken Krieg gab ihm Gelegenheit dazu. Und ich schreybe hier nichts aus seinem Buche ab, sondern das, was mir seine Cameraden und Feynde selbst in Rusland erzählet haben, nämlich, daß er öfters ganz allein unter einen Hauffen Tartare gesprenget und allezeit ohnbeschädigt mit einem Kopfe, auch einmal mit 3en zurück gekommen sey, welches Handwerk er mehr als meisterlich verstand. [219] Weil er einen

Vorgesetzten geohrfeigt hatte, soll er in Russland von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt, dann begnadigt und degradiert worden sein. Zurück auf den Gütern seines Vaters in Slawonien, leistete er dem Wiener Hof gute Dienste *durch gänzliche Ausrottung der Räuber Banden*. Viele ‹Räuber› wechselten aber eigentlich nur die Seiten: *1740 errichtete er die ersten Banduren von denen übrigen pardonierten Räubern und seinen eigenen Unterthanen, womit er sich in dem Östreichischen succeßsions kriege berühmt und reich gemacht,*

auch seiner Kayßerin 22000. Kriegs Gefangene bei 6. Millionen contributions geliefert und andere große Dienste geleistet hat, [220] schrieb sein preußischer Vetter. Auch wenn man dessen Feindseligkeit gegenüber Franz von der Trenck in Rechnung stellt und die exorbitanten Zahlen sicher als Übertreibungen ansehen muss, bleibt doch das Bild eines Militärunternehmers und Kriegsabenteurers alter Schule, der auf eigene Faust Truppen aufbot und der Herrscherin für den schmutzigen ‹Kleinen Krieg› zur

Verfügung stellte, dabei aber kaum zu kontrollieren war. Seinen ganzen Ehrgeiz soll er darauf gerichtet haben, im ungarisch-osmanischen Grenzgebiet eine unabhängige Herrschaft aufzubauen, wobei ihm seine angeborene Freude an physischer Gewalt entgegengekommen sei. Ihm wurde nachgesagt, er habe *de[n] wirkliche[n] plan entworfen, Souverainer Fürst in Sclavonien zu werden*,[221] und dabei auf die Unterstützung der Osmanen gehofft.[222] Bei solchen Spekulationen hatte man

offenkundig historische Vorbilder vor Augen, anti-habsburgische Schreckgestalten wie den Siebenbürgenfürsten Gabor Bethlen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Die Trenck'schen Panduren machten im Verlauf des Erbfolgekrieges durch ihre militärischen Erfolge ebenso von sich reden wie durch ihre Gewaltexzesse gegenüber der Zivilbevölkerung, aber auch gegenüber den eigenen Leuten. [223] Man erzählte sich, *die Grausamkeiten, die er verübt habe,*

hätten selbst den Soldaten Schauder vor ihm eingeflößt.[224] Doch wenn von der Trencks Truppen Kontributionen erpressten, Dörfer in Brand steckten, Priester misshandelten, Kirchen schändeten, Bauern umbrachten und Frauen vergewaltigten, so standen sie damit keineswegs allein. Die Quellen sind voll von Berichten über Ausschreitungen dieser Art durch Truppen aller Seiten. Allerdings waren die leichten Truppen wesentlich mehr gefürchtet als die regulären Regimenter. Einen anschaulichen

Eindruck von den alltäglichen Exzessen vermittelt das Tagebuch des Abtes Marian Pusch, Vorsteher des großen und wohlhabenden Benediktinerklosters Niederaltaich in Bayern. In dessen Nachbarschaft hatten im Kriegsjahr 1742 die gegnerischen Truppenverbände der Franzosen und der Österreicher beiderseits der Donau ihre Lager aufgeschlagen. Das Kloster beherbergte zuerst monatelang die französische Generalität und wurde nach deren fluchtartigem Abzug im August 1742 mehrfach auch von den österreichischen Feldherren als

Quartier genutzt: zunächst von Khevenhüller und im November 1742 für kurze Zeit auch von den Brüdern Franz Stephan und Karl von Lothringen. Auch von der Trenck hielt sich im Winter 1742/43 dort auf.[225] Das Kloster war auch immer wieder Zufluchtsort für Geistliche, Deserteure und Flüchtlinge, so dass der Abt ständig über die Verhältnisse in der Umgebung auf dem Laufenden war. Die regulären Truppen – ob Freund oder Feind – verheerten die Felder, grasten die Weiden ab, schlachteten das Vieh,

fischten die Teiche leer und fällten ganze Wälder für ihre Befestigungsanlagen. Mehr als einmal betonte der Abt, dass die verbündeten Franzosen, ja selbst bayerische Schützen *ärger als der Feind selbst plünderten und excedirten.*[226]

Abb. 15: Panduren plündern ein niederländisches Dorf. Kupferstich von Joseph van Loo nach Frans Breydel, 1746

Doch von den Kroaten, Husaren und Panduren wird immer wieder berichtet, dass sie noch mehr taten als das: Sie steckten Häuser und ganze Dörfer, ja ein Spital mit den Kranken darin in Brand,[227] misshandelten Pfarrer und jagten sie nackt auf die Straße, raubten die Messgeräte aus den Kirchen, traten die Hostien in den Schmutz, verschütteten das geweihte Öl, zogen die Messgewänder an und tanzten darin zur Sackpfeife.[228]

Wer sich zur Wehr setzte, wurde erschossen oder erstochen; einer Köchin, die sich gegen die Vergewaltigung wehrte, wurde die Hand abgehackt.[229] Wer sein Geld versteckt hatte, wurde gefoltert, bis er das Versteck verriet. Mitunter entführte oder misshandelte man auch Kinder, um die Eltern zur Preisgabe ihrer Ersparnisse zu zwingen.[230] Wer den teuer erkauften Schutzbrief eines Kommandanten vorwies, dem wurde höhnisch bedeutet, dass das Blatt Papier nichts wert sei, indem man sich damit *den Hintern*

auswischte.[231] Angesichts all dieser Gräueltaten erschien der Oberst von der Trenck keineswegs als der Schlimmste von allen; ihm bescheinigte der Abt von Niederaltaich sogar mehrmals, er habe *gutes Commando gehalten*. [232] Was aber die Trenck'schen Panduren 1742 der Stadt Cham im Bayerischen Wald antaten, als die Bürger sich nicht schnell genug ergaben, muss die üblichen Exzesse in den Schatten gestellt haben: Sie hätten, schreibt der Abt, *alles, was darin lebte, Junges und Altes auf gut tartarisch massacrirt, die ganze Stadt*

mit den Kirchen und Klöstern muthwilligerweise in Grund und Boden verbrennt, die hochgeweihten Kelche und Kirchengeschirre von unschätzbarem Werthe geraubt und die heiligen Bilder und Reliquien verunehrt.[233]

Was von der Trencks Ruf besonders schadete, waren Berichte, wonach er auch gegen seine eigenen Leute extrem grausam vorging und dabei keine Standesunterschiede machte. Bei Hof erzählte man sich, *er habe seine Offiziere mit unsagbarer Härte behandelt; er habe sie oft in Eisen*

legen lassen, um sie zu zwingen, ihm einen Teil der Beute, die sie gemacht hatten, abzutreten. [234]
Unvorteilhaft für seinen Ruf war auch die Erzählung, *er habe Abteilungen ausgeschickt, um junge Mädchen von zwölf bis dreizehn Jahren, selbst solche von Stande, zu entführen, und nachdem er sie vergewaltigt hatte, habe er seine Offiziere zwingen wollen, sie zu heiraten.* [235] Seiner Taten habe er sich zudem öffentlich, unter anderem an der Tafel des Ministers Ulfeld, gerühmt *und von seinen Raubzügen und Plündereien*

gesprochen wie von lustigen Streichen.[236] Von der Trencks Memoiren, auch wenn sie wahrscheinlich nicht von ihm selbst stammen, vermitteln einen Eindruck davon, was man sich über ihn erzählte. So heißt es dort, dass *jeder Offizier […] so viel Mägdgen nahm, als er wollte*. Er selbst habe zwei vierzehnjährige Jungfrauen als Beute davongetragen und *ihnen nichts abgehen* lassen, so dass sie am Ende *gantz zahm* geworden seien.[237] Von der Trencks Wertschätzung durch die Historiker hat das übrigens kaum Abbruch

getan. Der vom Hofkriegsrat in Wien gegen ihn erhobene Vorwurf des *raptus et stuprum*, der Vergewaltigung also, wurde noch in den 1980er Jahren verständnisvoll als «privates Schäferstündchen» mit einem «sehr jungen, offensichtlich aber bereitwilligen Mädchen» bezeichnet[238] oder mit kaum verhohlenem Respekt als draufgängerische «Weibergeschichte» verklärt.[239]

Von der Trencks Ruf war auch Maria Theresia wohlbekannt, und sie schätzte das alles durchaus

nicht. Doch im Krieg kam es vor allem auf Erfolge gegen den Feind an, und die waren für sie wertvoll genug, um von der Trenck trotz seines Rufes zuerst zum Oberstleutnant und dann zum Obersten zu befördern. Als er allerdings in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745 das Zelt des preußischen Königs erbeutete, ging das Gerücht, er habe es aus Beutegier unterlassen, den König gefangen zu nehmen, wenn nicht sogar den zum Greifen nahen Sieg der Österreicher verhindert. Da diese und andere Vorwürfe gegen

ihn nicht verstummten, ließ Maria Theresia eine Untersuchungskommission einsetzen. Um sich zu verteidigen, kam von der Trenck nach Wien, wo er ebenfalls durch allerlei grobianische Extravaganzen Aufsehen erregte. In dem Prozess vor dem Hofkriegsrat wurde ihm vorgeworfen, er habe sich auf Kosten der Armee auf vielerlei Weise persönlich bereichert, seine Untergebenen misshandelt und in Schlesien und den Erbländern Exzesse gegenüber der Bevölkerung begangen. Unter anderem habe er

eine Müllerstochter vergewaltigt und eine schwangere Frau durch Stockschläge zu Tode prügeln lassen.[240] Noch während der Verhandlung griff er den Vorsitzenden, Hofkriegsrat Löwenwolde, tätlich an und drohte ihn aus dem Fenster des Gerichtsgebäudes zu werfen, worauf man ihn in Fesseln legte und in Haft nahm. Der Prozess endete im August 1746 mit einem Todesurteil.

Hofkanzler Ulfeld und Staatssekretär Bartenstein rieten Maria Theresia mit großer

Eindringlichkeit, die Unabhängigkeit der Justiz zu achten und den Übeltäter nicht zu begnadigen. Ulfeld lobte ausdrücklich den Mut des Militärrichters, der sich nicht einmal vom Kaiser selbst davon hatte abhalten lassen, gegen von der Trenck die Todesstrafe zu verhängen. Die Gesetze allein, nicht persönliche Dankbarkeit, müssten *die unverrückbare Richtschnur jedes Richterspruchs sein.*[241] Doch aufgrund *sehr mächtiger und vornehmer Protection*, [242] nämlich durch Prinz Karl von

Lothringen und Franz Stephan selbst, ließ Maria Theresia den Prozess dennoch von einer Kommission unter dem Feldmarschall Königsegg wieder aufnehmen. Königsegg war kein Freund von der Trencks und galt als vorbildlicher, absolut unbestechlicher Ehrenmann.[243] Das Revisionsverfahren zog sich zwei Jahre hin; die Mitglieder sahen sich massiven Einflussnahmen durch von der Trencks mächtige Gönner ausgesetzt. Als Maria Theresia befahl, die Sache endlich zu Ende

zu bringen und ein Urteil zu fällen, votierten die Mitglieder der Kommission mit nur einer Ausnahme aufs Neue für die Todesstrafe.[244] Zum äußersten Missfallen Ulfelds, der mahnte, *mit der gerechtigkeit lasset es sich nicht schertzen*,[245] verwandte sich Prinz Karl aufs Neue für den Verurteilten und hatte damit Erfolg. Maria Theresia setzte sich über das Gutachten der Kommission hinweg, wandelte die Strafe in lebenslängliche Festungshaft um und sorgte überdies für die standesgemäße

Alimentation des Häftlings. Auf der Festung Spielberg bei Brünn brachte von der Trenck sein letztes Lebensjahr zu. Man darf sich diese Haft nicht allzu hart vorstellen. Die Kaiserin wies ihm persönlich einen Dukaten pro Tag zu seinem Unterhalt an, gestattete ihm Papier und Tinte und einen Diener, der in der Festung jederzeit ein- und ausgehen konnte.[246] Sonn- und feiertags besuchte von der Trenck die Messe und tafelte beim Festungskommandanten. Als er krank wurde, sorgten sich Ärzte, Chirurgen und ein Geistlicher um

sein körperliches und seelisches Wohl. Maria Theresia persönlich befürwortete, dass man seinem Wunsch nachkomme, ihn ins Kapuzinerkloster nach Brünn zu verlegen und ihm nach seinem Tod ein militärisches Ehrenbegräbnis zuteilwerden zu lassen. Dazu kam es allerdings nicht, denn wer alle seine militärischen Ämter und Würden verloren hatte, dem kamen solche zeremoniellen Ehren nicht mehr zu. Über die Regeln des militärischen Rangrechts konnte sich auch die Kaiserin nicht so leicht hinwegsetzen.

Dass die Exzesse des Obersten und seiner Panduren, all die Unterschlagungen, Plünderungen, Brandstiftungen, Morde und Vergewaltigungen, selbst für Kriegsmaßstäbe verwerfliche Gewalttaten waren, ließ sich kaum leugnen; auch Maria Theresia war sich dessen bewusst. Sie war auch durchaus bestrebt, die Untertanen vor solchen Grausamkeiten zu bewahren, und erließ scharfe Anordnungen, dass gegenüber den Tätern in derartigen Fällen ohne jede Milde verfahren werden sollte: *Die Schuldigen können nicht genug*

abgestraft werden, indem ich einen Excedenten nicht einmal würdig ansehe, daß er in einem so venerablen Corps, welches der Schutz der Länder sein soll, begriffen sei.
[247] Die Ehre des Militärs selbst verlange es so, schrieb sie den Kommandanten, die die neu erlassenen Strafnormen für zu hart hielten. Nicht zuletzt ging es darum, die Untertanen nicht durch die Verwüstung der Dörfer ihrer Existenzgrundlage zu berauben und sie zum Aufruhr zu reizen. Doch im Falle von der Trencks offenbarte sich ein grundsätzliches Dilemma,

dem sich Maria Theresia bei anderen Gelegenheiten immer wieder ausgesetzt sah, nämlich die Unvereinbarkeit von generell-abstrakter Norm und persönlicher sozialer Loyalität. Vor die Wahl gestellt zwischen der gesetzlichen Bestrafung des Kriegsverbrechers zum Schutz der Untertanen einerseits und der persönlichen Dankbarkeit gegenüber dem verdienten Kriegshelden andererseits, entschied sie sich für Letzteres.[248] *Wenn man ihn nach den puren Kriegsregeln […] judicirt, so ist sicher, dass er längst den Tod*

verdient hätte, schrieb sie an den zuständigen Hofrat Doblhoff. Doch sie fügte hinzu, dass sie *von denen aber dispensirt habe. Ich hoffe nicht, dass Ihr mit dem Publicum glauben werdet, dass ich für ihn bin, noch solche Recommendationen anhöre. Das ist grundfalsch; dass mich aber allzeit hart ankommt, wen zu strafen, der doch grosse Actionen für mich gethan, kann ich nicht leugnen.* [249]

Maria Theresia hatte es mit einem strukturellen Problem zu tun. Das Aufgebot der Panduren und anderer Freikorps entsprach der damaligen Organisation des

Militärs, die persönliche Initiative erforderlich machte. Das hatte Konsequenzen für die Motive der Kommandeure und der Soldaten. Über die kaiserlichen Truppen an der Militärgrenze schrieb eine englische Reisende schon 1717, es handele sich eher um Räuber und Vagabunden als um Soldaten; sie erhielten keinen Sold und seien auf Plünderei angewiesen.[250] Auf dem gleichen Prinzip beruhte auch der Erfolg des königlichen Aufrufs zur allgemeinen Bewaffnung in Ungarn, bei dem man ausdrücklich mit der Freiheit zum Plündern

warb. Dass *die begierde zur beuth dem Insurrectionswerk mehreren Vorschub als alle Cantzley rescripta gegeben*, war auch Maria Theresia klar.[251] So aber war es kein Wunder, dass, wie der Feldmarschall Khevenhüller klagte, viele der ungarischen Insurgenten *sich auf das Rauben verlegen, grosse Excessen verüben und in keiner disciplin zu erhalten seynd*.[252]

In einer ständischen Gesellschaft, in der es noch kein staatliches Gewaltmonopol gab, wo, mit anderen Worten, die Verfügung über physische

Gewaltmittel noch nicht einer effizienten zentralen Kontrolle unterworfen war, sondern ein adeliges Privileg darstellte, war die Bewaffnung größerer Bevölkerungsgruppen ein notorisches Problem. Wem man gestattete sich zu bewaffnen, der konnte diese Waffen womöglich auch gegen die Obrigkeit einsetzen. Wehrhaftigkeit und Freiheit hingen stets auf das Engste zusammen; wer sich selbst zu verteidigen in der Lage war, dem kamen auch bestimmte Privilegien zu. Deshalb war die allgemeine Insurrektion

der Ungarn bei den österreichischen Ministern auf größte Skepsis gestoßen, und deshalb schreckte Maria Theresia zunächst davor zurück, sich dieses Mittels in Böhmen zur Abwehr der bayerisch-französischen Truppen zu bedienen. Karl VII. hingegen hatte in den französisch besetzten Gebieten Böhmens am 5. Juli 1742 ein Edikt anschlagen lassen, das die gesamte – mehrheitlich aus unfreien Bauern bestehende – Bevölkerung aufforderte, sich gegen die österreichischen Truppen zu bewaffnen. Dafür sollten sie von

der Leibeigenschaft befreit werden, alles Erbeutete behalten dürfen und drei Jahre keine Steuern zahlen müssen. Ihre Führer dürften sie sich frei wählen.

Das lief auf einen Angriff nicht nur gegen die Erbuntertänigkeit, sondern gegen die ständische Ordnung ganz allgemein hinaus, wie die Hofkonferenz klar auf den Punkt brachte, da *kein Land ist, wo nicht zwischen Herren und Unterthanen ein Unterschied eingeführet sich befände, und diesen von denen Schuldigkeiten gegen jene zu befreyen, würde den einen*

zaumloß und den anderen unzufrieden machen, allerseits aber gegen die Gerechtigkeit verstoßen.
[253] Gerechtigkeit und soziale Harmonie waren nach zeitgenössischer Vorstellung notwendig an ständische Ungleichheit gebunden. Allgemeine Bewaffnung war damit nur schwer vereinbar. Das Edikt Karls VII. kam einer Aufforderung zum Aufruhr der unfreien Bauern gegen die gesellschaftliche Ordnung gleich. Deshalb galt es mit aller Schärfe darauf zu reagieren.

Das Dokument sollte zunächst in

einem symbolisch-rituellen Akt vom Henker öffentlich verbrannt werden – ein traditionelles Strafritual, wie es auch etwa gegenüber den Schriften von Häretikern und Libertins üblich war.[254] Eine solche Inszenierung führte den Untertanen mit aller Drastik die Strafmacht der Obrigkeit vor Augen und stellte die gottgewollte Ordnung symbolisch wieder her, indem eine Druckschrift, die die Ordnung bedrohte, durch die rituelle Reinigungskraft des Feuers *pars pro toto* vernichtet wurde. Doch Maria

Theresia wandte sich in einem eigenhändigen Brief an ihren Mann gegen eine solche Behandlung des Edikts: *wegen des henckers habe ein bedenckhen.*[255] Das Edikt solle zwar verbrannt werden, aber nicht durch die unwürdigen Hände eines Henkers. Henker galten als *unehrlich*, das heißt, sie waren sozial tabuisiert, der bloße Kontakt mit ihnen machte ehrlos. Die Entehrung traf indirekt auch den Autor einer Schrift, die der Henker verbrannte. Deshalb kam die Verbrennung in Maria Theresias Augen für ein

herrscherliches Edikt nicht in Frage. Ihre Begründung ist aufschlussreich: Die gekrönten Häupter schuldeten einander unter allen Umständen Respekt. Gegen die böhmischen Untertanen, die das Edikt bereits befolgt hatten, gab es diese Vorbehalte nicht; ihnen gegenüber beließ sie es auch nicht bei symbolischen Sanktionen. Die betreffenden böhmischen Dörfer wurden von zweitausend Reitern dem Erdboden gleichgemacht.[256] Ein Gemeindeschöffe, der das Edikt verbreitet hatte, wurde öffentlich

mit dem Schwert hingerichtet und dann gevierteilt, wie Franz Stephan aus dem Feld an Maria Theresia berichtete: *Gestern aber wurde ein Geschwohrener von einem hier ohnweit gelegenen Orth der Ursachen geköpfft und nachgehends andern zum Abscheu geviertelt, weilen er solche Patenten nach Überlesung derenselben in Gegenwarth des Richters weither befördert und ausgestreuet.* [257]

Die Episode ist signifikant. Sie offenbart einmal mehr, dass die ständische Kluft, die die Potentaten von ihren Untertanen trennte,

wesentlich tiefer war als die Feindschaft zwischen den Kriegsgegnern. Denn die ständische Grenze war eine kategorische Grenze, die unbedingt aufrechtzuerhalten im gemeinsamen Interesse aller Herrscher lag. Zudem war man ja vielfältig miteinander verwandt und verschwägert. Karl Albrecht von Bayern war schließlich der Schwiegersohn der Kaiserinwitwe Amalia, die am Wiener Hof lebte, seine Frau war Maria Theresias Cousine. Deshalb verbot es sich, seine Ehre vom Henker antasten zu

lassen – selbst dann nicht, wenn er seinerseits mit seinem Edikt gegen die Regeln herrscherlicher Solidarität verstoßen hatte. Das Edikt selbst war höchst ambivalent: Einerseits besaß es kaiserliche Autorität, der im Interesse der gemeinsamen ständischen Ordnung Respekt geschuldet war; andererseits rief es zum Aufruhr gegen eben diese ständische Ordnung auf. In diesem Dilemma entschied sich Maria Theresia für die Loyalität unter Monarchen. Sie respektierte den, der das Edikt erlassen hatte, und strafte die, die

es befolgten. Allerdings griff sie umgekehrt ebenfalls zum Mittel der Volksbewaffnung, und zwar nicht nur im Falle Ungarns – was von ihren Ministern von Anfang an als hoch riskant beargwöhnt worden war –, sondern auch in Mähren und Schlesien. Dort richtete sie im Frühjahr 1742 ihrerseits eine Proklamation an die Landbevölkerung und stellte denjenigen Beute und Abgabenermäßigung in Aussicht, die erfolgreich gegen die preußischen Truppen zu den Waffen griffen.[258]

Die Gegnerschaft der Potentaten untereinander war immer eine vorübergehende. Krieg und Frieden waren rasch wechselnde Zustände, so dass man in dem Gegner von heute den potentiellen Verbündeten von morgen sah. Die Regeln der Höflichkeit wurden deshalb nie ganz außer Kraft gesetzt. Der Jurist Friedrich Karl von Moser beschrieb es als den Gipfel der *Staats-Galanterie*, dass der französische König Maria Theresia zum Regierungsantritt noch dreißig Jagdhunde zum Geschenk gemacht habe, während

er gleichzeitig schon den Angriff gegen sie ins Auge fasste.[259] Die Regeln der Staats-Galanterie galten eine Zeitlang selbst für das Verhältnis zwischen dem Wiener Hof und dem König von Preußen, der sich ja zunächst als Beschützer gegen Maria Theresias Feinde angeboten hatte, allerdings gegen etwas zu unverschämte Entschädigungsforderungen. Zwischen einem Verbündeten, der sich für seine militärische Unterstützung mit Land entschädigen ließ, und einem Feind, der sich das Land

eigenmächtig aneignete, bestand eben nur ein gradueller Unterschied. Maria Theresias Ehemann korrespondierte jedenfalls mit Friedrich II. im September 1741, als sich ein Waffenstillstand anbahnte, mit großer Herzlichkeit. Schließlich hatte er in seiner Jugend einst auch den Berliner Hof besucht, war auf Friedrichs Hochzeit zu Gast gewesen und hatte den damaligen Kronprinzen sehr sympathisch gefunden. Nun ließ er den Krieg geradezu als ein Kavaliersdelikt erscheinen: *Da sich die Sachen in*

Schlesien zur großen Zufriedenheit Eurer Majestät entwickeln, hoffe ich die Korrespondenz, die ich während der Zeit der Wirren [troubles] zu meinem Bedauern unterbrochen habe, wieder aufnehmen zu können. […] Ich zweifle nicht, dass die freundschaftlichen Gefühle, die Eure Majestät zu Beginn des Krieges für die Königin und mich gehegt hat, noch dieselben sind. In dieser Hoffnung (über die ich mich nicht zu täuschen glaube) zähle ich darauf, dass Eure Majestät den Versuch unternehmen wird, die Königin im Besitz ihrer restlichen Länder zu

unterstützen, um in ihr immer eine treue und gute Alliierte zu haben. [260]

Hochadelige Standesgenossen gingen im Krieg nicht wesentlich anders miteinander um als sonst. Wenn die hohen Herren selbst ins Feld zogen, dann wurde auf der Kampagne das höfische Leben weitergeführt. Auf Annehmlichkeiten wollte man nicht verzichten, und der hohe Stand des Herrn musste angemessen repräsentiert werden. Es galt dann, *die Feld-Postmeister und viele Postillions, die Trompeter*

und Paucker, die vielen Hand-Pferde, die mit den kostbaresten Schabracken geziert, die Trage-Pferde mit den Gezelten, die Maul-Thiere mit den Serviesen, ein Theil der Hoffstatt so mitgehet, die Küchen- Keller- Silber- Pack- Cammer- und Bagage-Wägen, die Regiments-Wägen, die Feld-Jagdmeister, die Artilleristen, die unterschiedenen Kriegs-Handwercke, die Zimmerleute, Sattler, Schmiede u. s. w. nicht nur angemessen zu versorgen, sondern auch in der rechten hierarchischen Ordnung zu arrangieren, damit es nicht zu den notorischen Rangkonflikten kam.

[261] Als Georg II. von England 1743 persönlich am Feldzug in Flandern teilnahm, verlängerte sich der Transportzug seines Bataillons um zwei Kilometer. [262] Die adeligen Offiziere eiferten ihm nach, was auch durch herrscherliche Luxusverbote kaum zu begrenzen war. Als der Duc de Harcourt 1742 sein Lager im Kloster Niederaltaich aufschlug, brachte er unter anderem sechs Köche, einen Sommelier, einen Pastetenbäcker, einen Zuckerbäcker, einen Silberputzer, drei Kochbuben und einen Tross

von Livreebedienten mit, dazu silbernes Tafelgeschirr im Gewicht von 1500 Pfund.[263]

Die soziale Logik der Statusdemonstration hörte auch im Feld nicht auf. Das galt auch für die Umgangsformen unter Kriegsgegnern. Es entsprach dem aristokratischen Selbstverständnis, Standesgenossen im Krieg nicht grundsätzlich anders zu behandeln als im Frieden, was dem Krieg den Anstrich eines adeligen Wettkampfs verlieh. *Hat sich ein Commendant in einer Vestung tapffer gehalten, so wird er bey Übergabe*

von dem Feinde selbst auf das höchste gerühmet, zur Tafel gezogen, und auf das beste tractiret. Es hören auch im Kriege nicht alle Actionen der Höflichkeit auf. Die grösten Printzen und Generals, ob sie gleich feindselig aufeinander sind, lassen doch einander bißweilen durch Trompeter, als privilegirte Personen, besuchen und Complimens gegen einander machen. Manchmal lassen sie einander condoliren wegen der Blessuren oder anderer Fatalitäten. […] Bald erkundigen sie sich nach der Gegend, wo sie ihr Haupt-Gezelt aufgeschlagen, mit dem

Versichern, daß man vor dieselbe Gegend bey dem Canoniren und Bombardiren Respect haben sollte.
[264] So behandelte Maria Theresia später den im Siebenjährigen Krieg gefangenen Prinzen von Braunschweig-Bevern, der mütterlicherseits mit ihr verwandt war, in jeder Hinsicht standesgemäß. Sie empfing ihn zur Audienz, bewirtete ihn an ihrer Tafel, erwies ihm alle erdenklichen Aufmerksamkeiten und ließ ihm schließlich sogar die Wahl, in ihren Dienst überzutreten oder ohne Lösegeldzahlung in sein Regiment

zurückzukehren. Der Prinz entschied sich – wegen des Point d'honneur oder aus Rücksicht auf die Religion, wie Khevenhüller vermutete – zur Rückkehr, woraufhin Friedrich II. die Großzügigkeit der Kaiserin mit einer anderen bezahlte und ebenfalls einen gefangenen Offizier ohne Lösegeldforderung zurückschickte.[265] Auch der Abt von Niederaltaich berichtete mehrfach von solchen Zeugnissen adeliger Courtoisie inmitten all der Kriegsgräuel. Voller Anerkennung habe etwa der

Feldmarschall Khevenhüller sich über die Präzisionsleistung der Franzosen geäußert, aus 49 Kanonen gleichzeitig eine völlig synchrone Salve zu schießen.[266] Als den Österreichern ein Neffe des französischen Generals Harcourt in die Hände fiel, schickte Khevenhüller ihn wenig später auf einem prächtig gezierten Pferd wieder zurück, ohne Lösegeld zu verlangen, so dass die Franzosen nicht umhin konnten, die *schöne und edle Handlung des Feindes* zu würdigen.[267] Als die Österreicher das Gepäck des Prinzen Bourbon-

Conti, eines Angehörigen des französischen Königshauses, erbeutet hatten, ließ Prinz Karl es ihm *als seinem Herrn Vetter* wieder zurückbringen.[268] Und nachdem Franz Stephan im Winter 1742/43 ein paar Tage im Kloster Niederaltaich logiert hatte, bedankte er sich zum Abschied mit vollendeter Höflichkeit, indem er dem Abt eine goldene Tabatiere im Wert von 340 Gulden und den Klosterdienern *25 nagelneue ungarische Thaler* zum Geschenk machte – während die Verpflegung der Armee das Kloster allerdings

rund 9000 Gulden gekostet hatte und die Bevölkerung einschließlich der Mönche unter extremer Hungersnot litt und ihre letzten Gerätschaften verfeuern musste, um nicht zu erfrieren.[269]

Kurzum: Der Unterschied zwischen Freund und Feind war gering, sowohl was die katastrophalen Auswirkungen auf die einfache Bevölkerung anging, als auch was die Regeln des standesgemäßen Umgangs unter den adeligen Offizieren betraf. Es gab eine standesspezifische aristokratische Verbundenheit über

die schnell wechselnden kriegerischen Fronten hinweg, die zu Lasten ihrer Untertanen ging. Das war es, was bürgerliche Patrioten im 18. Jahrhundert zunehmend kritisch betrachteten, die nun das Vaterland als Gegenstand ihrer Loyalität an die Stelle der Dynastie treten ließen. [270] Doch dieser allmähliche Wertewandel wurde erst acht Jahre später sichtbar, als es wieder zum Krieg kam. Zunächst einmal kehrte für die österreichischen Erbländer eine Weile Frieden ein, und Maria Theresia hatte Zeit, ein paar

fundamentale Lehren aus dem Erbfolgekrieg zu ziehen und in die Tat umzusetzen.

IV
KAISERIN, KAISER UND REICH

~

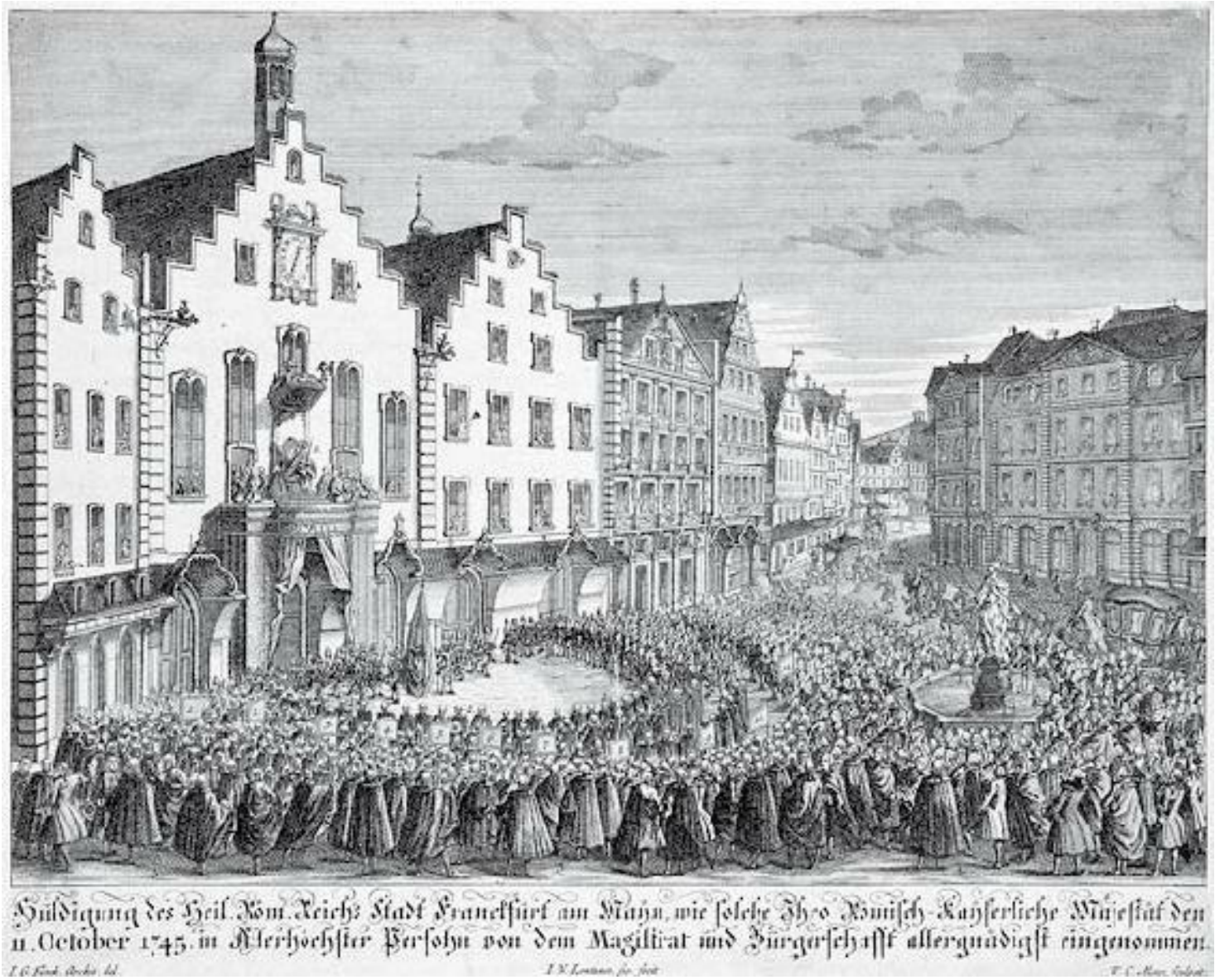


Abb. 16: Huldigung der Frankfurter Bürger vor Kaiser Franz I. Stephan auf dem Römerberg, 1745. Kupferstich von Johann Georg Fünck und W. C. Meyer

Kaiserkrönung

Ältere Personen, welche der Krönung Franz' des Ersten beigewohnt, erzählten: Maria Theresia, über die Maßen schön, habe jener Feierlichkeit an einem Balkonfenster des Hauses Frauenstein, gleich neben dem Römer, zugesehen. Als nun der Gemahl in der seltsamen Verkleidung aus dem Dome zurückgekommen, und sich ihr sozusagen als ein Gespenst Karls des Großen dargestellt, habe er wie zum Scherz beide Hände erhoben und ihr den Reichsapfel, den Szepter und die wundersamen Handschuh hingewiesen, worüber sie in ein

unendliches Lachen ausgebrochen; welches dem ganzen zuschauenden Volke zur größten Freude und Erbauung gedient, indem es darin das gute und natürliche Ehegattenverhältnis des allerhöchsten Paares der Christenheit mit Augen zu sehen gewürdiget worden. Als aber die Kaiserin, ihren Gemahl zu begrüßen, das Schnupftuch geschwungen und ihm selbst ein lautes Vivat zugerufen, sei der Enthusiasmus und der Jubel des Volks aufs höchste gestiegen, so daß das Freudengeschrei gar kein Ende finden können.[1]

Diese berühmte Darstellung

Goethes in ‹Dichtung und Wahrheit› hat das spätere Bild der Kaiserkrönung Franz' I. Stephan ebenso geprägt wie das Bild des idealen kaiserlichen Ehepaares. Mindestens zwei zentrale Botschaften verbindet Goethe in dieser kunstvollen kleinen Episode miteinander: Zum einen schildert er die Kaiserkrönung als geradezu gespenstische Inszenierung eines längst überlebten mittelalterlichen Rituals, das zugleich *pars pro toto* für die altersschwache Reichsverfassung steht. Und zum anderen spiegelt sich der bizarre

Anachronismus des Rituals in den intim-ironischen Gesten der beiden Ehegatten, die der Krönung ihren gravitätischen Ernst nehmen und sie zugleich als Paar von völlig unverstellter und unprätentiöser, authentischer «Natürlichkeit» zeigen. Die ironische Distanz der beiden gegenüber dem rituellen Auftritt verringert zugleich ihre menschliche Distanz gegenüber den Untertanen, die sie begeistert als – scheinbar – ihresgleichen bejubeln. [2] Als Goethe das schrieb, gab es das Heilige Römische Reich deutscher Nation allerdings schon

nicht mehr. Die Schilderung ist ein romantisierender Kommentar aus der Rückschau. Was sich allerdings nicht von der Hand weisen lässt, ist, dass Maria Theresia dem Reich und der Kaiserwürde mit wahrnehmbarer Ambivalenz gegenüberstand.

Die Wahl und Krönung eines römisch-deutschen Kaisers war die symbolische Mitte der ganzen Reichsverfassung. In dieser hochkomplexen Ritualsequenz kam die Majestät des Reiches im 18. Jahrhundert ausnahmsweise noch zu konkreter sinnlicher

Anschauung; bei dieser Gelegenheit wurde *das durch so viele Pergamente, Papiere und Bücher beinah verschüttete Deutsche Reich wieder für einen Augenblick lebendig.*[3] Deshalb spiegelte sich in Maria Thersias Haltung zur Krönung ihre Einstellung zu Reich und Kaisertum insgesamt. Einerseits hatte sie alle diplomatischen Fäden gezogen, um ihrem Gatten diese Würde nun im zweiten Anlauf endlich zu verschaffen. Andererseits ließ sie sich aber nicht dazu bewegen, sich selbst ebenfalls zur Kaiserin krönen

zu lassen, wie das viele Kaisergattinnen zuvor getan hatten[4] – und das, obwohl Franz Stephan sehr viel daran lag und er sie mit großer Eindringlichkeit wiederholt darum gebeten hatte.[5] Eigenhändig hatte er ihr aus dem Feldlager in Heidelberg geschrieben und, als das nichts nützte, dem Hofkanzler Ulfeld aufgetragen, sie umzustimmen. Als Argument führte er ins Feld, die Krönung würde eine sehr vorteilhafte Wirkung auf die ganze Reichsöffentlichkeit haben und Maria Theresias eigenen

königlichen Würden überhaupt keinen Abbruch tun.[6] Sie hingegen drohte unverhohlen, sie wolle *lieber gar nicht kommen, obwohl mir dies leidtun würde, als mich in meinem jetzigen Zustande krönen lassen.*[7] Der Hinweis auf die Schwangerschaft konnte schon die Zeitgenossen kaum überzeugen, denn im Übrigen ließ sie sich davon in ihren Aktivitäten bis kurz vor der Entbindung nie auch nur im Mindesten beeinträchtigen. Ulfeld schrieb an Franz Stephan über seine vergeblichen Bemühungen, Maria Theresia zur

Krönung zu überreden: *Eure Königliche Hoheit weiß ja, wie es ist, wenn Ihre Majestät einmal eine Meinung gefasst hat, und ich habe nichts anderes zur Antwort bekommen, als dass sie es nicht wolle. Wenn sie wüsste, dass man sie, wäre sie erst einmal in Frankfurt, damit überrumpeln und sozusagen zwingen wolle, dann würde sie gar nicht erst dort hinkommen. Ich habe mein Bestes getan, um wenigstens den Grund herauszufinden, warum die Königin so über die Sache denkt, aber ich hatte keinen Erfolg, denn sie wollte sich nicht weiter dazu äußern.*

Auf sein Insistieren habe sie wiederholt, die Krönung sei *eine bloße Komödie, die sie nicht mitspielen* wolle. Ulfeld fügte auch einen vorsichtigen eigenen Erklärungsversuch hinzu: *Alles, was ich mir vorstellen kann – auf die Gefahr hin, mich zu täuschen –, ist, dass sie vielleicht diese Krönung geringer schätzt als die beiden männlichen Kronen [Couronnes Masculines], die sie trägt.*[8] Genau das hatte ja auch Franz als Grund vermutet, indem er seiner Gattin versicherte, die Kaiserinnenkrönung würde ihrer

Qualität als König (*quallité de Roy*) keinen Abbruch tun. Doch genau das war es offensichtlich, was ihr an dem traditionellen Ritual missfiel: Es wies ihr einen von der Würde ihres Mannes abgeleiteten, untergeordneten Status zu, ganz anders als die Kronen Ungarns und Böhmens, die ihr aus eigenem Erbrecht zukamen.[9] Eine Kaiserin besaß nämlich *keine würkliche Majestät oder einiges Recht zur Regierung, sondern nur die von ihrem Gemahl herrührende Hoheit.*[10] Eine derartige symbolische Zurücksetzung hinter ihren Mann

kam für Maria Theresia nicht in Frage. Allen Beteiligten war klar, dass ihre Weigerung als demonstrative Geringschätzung der Kaiserwürde – und indirekt auch dessen, der sie innehatte – verstanden werden musste. Auch im weiteren Verlauf der Krönungshandlungen machte sie deutlich, wie wenig ihr an der Zeremonie lag, wie überflüssig sie die hohen Kosten fand und wie eilig sie es hatte, das Ganze hinter sich zu bringen und nach Wien zurückzukehren.

Damit stufte sie nicht nur die

Kaiserkrönung zu einer lästigen Formalie herab, sondern demonstrierte ihrem Ehemann auch, welcher Machtbasis er seine kaiserliche Stellung eigentlich verdankte. Symptomatisch war, dass er mit seinen eigenen, aus der Toskana herbeigeschafften Geldern kaum die Kosten für die aufwendige Reise nach Frankfurt – 440 Personen, 640 Pferde und 91 Wagen – bestreiten konnte.[11] Auch als Kaiser schien er auf die Alimentierung aus den Erbländern dauerhaft angewiesen zu sein (was sich später als gründlicher Irrtum

herausstellen sollte). Mit ihrer Weigerung, sich krönen zu lassen, machte Maria Theresia deutlich, dass in ihrer Wertehierarchie die Dynastie ganz eindeutig vor dem Reichsverband rangierte, und rückte die Proportionen zwischen sich und ihrem Ehemann ebenso wie zwischen den Erbländern und dem Reich zurecht. Auch das diplomatische Zeremoniell nutzte sie dazu, ihre separate Rolle als Königin – oder genauer gesagt: als König – zweier Länder, ihre *männlichen Functionen*, stets sichtbar zu halten.[12] Wenn

auswärtige Botschafter ihre feierlichen Antritts- und Abschiedsaudienzen nahmen, empfing sie nämlich in der Regel zuerst Franz als Kaiser, dann Maria Theresia als Kaiserin und am Tag darauf noch einmal Maria Theresia, nun in ihrer Eigenschaft als Herrscherin der Erbländer. Dabei ging es ausdrücklich darum, *die doppelte Repraesentanz beider Mayestätten zu marquiren*.[13] Der Kaiser habe nicht zu Unrecht den Eindruck, als werde dadurch *seiner Dignität etwas benommen*, schrieb Khevenhüller über dieses

ungewöhnliche zeremonielle Arrangement. Es sei aber notwendig, auf diese Weise *die sonderbahre Souveraineté der Kaiserin qua Königin […] mehr und mehr hervorzuputzen und zu befestigen*. Denn es könne ja passieren, dass die kaiserliche Würde dem Erzhaus noch einmal, wie schon geschehen, abhanden komme, weshalb es nicht ratsam sei, die erblichen Königswürden zu vernachlässigen.[14] Wer tatsächlich am Wiener Hof das Sagen hatte, war auswärtigen Gesandten klar; manchmal kam es

daher vor, dass sie den zeremoniellen Vorrang des Kaisers ignorierten und ihn einfach übergingen.[15]

Wenn Maria Theresia die uralten Formalitäten des *heiligen Reiches* geringschätzte, die Kaiserwürde als *leere Ehre* und die Krönung als *Komödie* bezeichnete, dann schloss das keineswegs aus, dass sie sich dieses Amtes politisch bediente, sobald es wieder bei ihrem Haus bzw. bei ihrem Gatten lag.[16] Maria Theresia gelang in der Folgezeit die Quadratur des Kreises: nämlich das symbolische

wie politische Kapital der Kaiserwürde für sich und ihr Haus zu nutzen, ohne sich doch ihrem Mann als dem Kaiser unterzuordnen. Das gelang ihr so vollkommen, dass *sie*, mehr als ihr Mann, der Nachwelt bis heute als eigentliche Inhaberin der Kaiserwürde erscheint, ja dass sie hartnäckig als «Kaiserin von Österreich» bezeichnet wird. Und niemand wunderte sich darüber oder nahm gar Anstoß daran, dass sie auf einigen ihrer Porträts mit der Reichskrone abgebildet wurde, was streng genommen eine

Usurpation darstellte.[17]

Abb. 17: Maria Theresia als

Kaiserin mit der Reichskrone. Mit der linken Hand weist sie auf ein kleines Porträtmedaillon Franz Stephans an ihrer Brust; links vorn im Schatten die böhmische Krone. Kupferstich von Philipp Andreas Kilian nach Martin van Meytens

Franz I. Stephan

Franz Stephan von Lothringen[18] war, wie schon erwähnt, seit seiner Ankunft am Wiener Hof im Alter von fünfzehn Jahren gewöhnt, dass man ihn herablassend

behandelte und ihn seinen untergeordneten Status spüren ließ. Nur in Gesellschaft der Gräfin Fuchs, der alten Aya und später Obersthofmeisterin, hat sich das Paar offenbar wohl gefühlt, weshalb Franz Stephan sie lebenslang wie keine andere schätzte.[19] Nach seiner Hochzeit mit der Erbtochter hatte sein prekärer Rang ständig für peinliche Probleme im zeremoniellen Umgang gesorgt; die auswärtigen Gesandten und insbesondere der päpstliche Nuntius hatten ihm deshalb bei Hof

dauernd aus dem Weg gehen müssen.[20] Bei den Krönungen in Pressburg und Prag hatte man ihn zeremoniell wie Luft behandelt. Seine militärischen Misserfolge als Oberbefehlshaber im Türken- und im Erbfolgekrieg waren in Wien Stadtgespräch gewesen. Er reagierte auf alle diese Kränkungen defensiv, indem er sich so weit wie möglich vom formellen Hofleben zurückzog. Beobachter charakterisieren ihn als liebenswürdig und gutherzig, humorvoll und intelligent, tolerant und unprätentiös, jedem

hoheitlichen Gestus zutiefst abgeneigt und von einer Anlage zur Melancholie.[21] Das steife und prunkvolle spanische Mantelkleid, in dem er auf Staatsporträts dargestellt wird, war ihm verhasst. Der preußische Gesandte Podewils beobachtete, dass es ihm an geradem Gang und guter Haltung mangele und dass er sein Gesicht durch die Angewohnheit, Grimassen zu schneiden, verunstalte.[22] Öffentliche Auftritte lagen ihm nicht, bei formellen Ansprachen nuschelte er und verschluckte die Endsilben.[23]

Alle zeremoniellen Förmlichkeiten waren ihm zuwider, doch wenn es sich nicht vermeiden ließ, fügte er sich ihnen und stellte sie nicht – wie später sein Sohn Joseph – demonstrativ in Frage. Wie gegenüber politischen, so verhielt er sich auch gegenüber religiösen Zeremonien: Er respektierte sie als unerlässliche Äußerlichkeiten, von denen man nicht allzu viel Aufhebens machen sollte. In den Schriften an seine Kinder legte er Zeugnis von einer reflektierten und verinnerlichten persönlichen Religiosität ab, die weit entfernt

war von Bigotterie und Fanatismus.[24] In seiner Jugend war er einer Freimaurerloge beigetreten, während Maria Theresia die Freimaurerei als abergläubische Verschwörung unnachsichtig verfolgte und die erste Wiener Loge auflöste.[25]

Im Gegensatz zu Maria Theresia war er im Umgang mit Menschen in der Regel defensiv und zurückhaltend und ging, wie Beobachter übereinstimmend bezeugen, Konflikten mit seiner Gattin möglichst aus dem Weg. Später gab er das seinem Sohn

Leopold zu dessen Regierungsantritt in der Toskana als Verhaltensmaxime mit auf den Weg: Mit Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und Sanftmut (*politesse, complaisance et douceur*) komme man weiter als mit herrischem Ton (*le ton de maitre*); innere Ruhe (*tranquilleté chez soi*) sei wichtiger als Autorität (*autorieté*). In unwichtigen Dingen solle man nachgiebig sein. Besonders für die Ehe gelte, dass man aufeinander eingehen und sich auf das Temperament (*humeur*) des anderen einstellen

müsse. Die Frau solle den Mann als echten Freund, nicht als Herrn und Meister ansehen. Die ideale Ehe sah er als *aufrichtige Freundschaft und vollkommenes Vertrauensverhältnis zwischen Mann und Frau*.[26] Generell riet er seinem Sohn, sich im Umgang mit anderen stets in die Perspektive seines Gegenübers hineinzuversetzen und immer auf der Hut vor sich selbst zu sein, denn *nous même*, wir selbst, seien uns der schlimmste Feind; Selbstliebe mache anfällig für Schmeichelei und Selbsttäuschung.

[27] Aus manchen dieser Maximen sprach offensichtlich seine langjährige Erfahrung mit Maria Theresia, deren äußerst willensstarker und durchsetzungsfähiger Persönlichkeit er auf diese Weise Rechnung trug – ob aus eigener Neigung oder aus notgedrungener Anpassung, kann man dahingestellt sein lassen. Jedenfalls erschienen die Charaktere der beiden den meisten Beobachtern geradezu komplementär. Maria Theresias häufig bezeugten Temperamentsausbrüchen setzte er

wenig entgegen; ihr scheint er in der Regel mit weiser Zurückhaltung begegnet zu sein, in der Erwartung, dass er ohnehin den Kürzeren ziehen würde. Aus der Not der kränkenden Zurücksetzung machte er offenbar für sich selbst die Tugend der freiwilligen Selbstbeschränkung. Doch seine geringe Bereitschaft, sich mit seiner Ehefrau anzulegen, ließ ihn am Hof erst recht zur Randfigur werden.

An dieser Konstellation änderte sich auch dadurch nichts, dass Franz Stephan zum höchsten

weltlichen Würdenträger in ganz Europa aufstieg – eher im Gegenteil. Denn alle wussten, dass ihm diese Stellung nur durch seine Ehe mit der Habsburger Erbtochter zuteilgeworden war, dass er sie also nur der kaiserlichen Gnade und nicht der eigenen Herkunft zu verdanken hatte. Das wurde ihm von Maria Theresia selbst immer wieder vor Augen geführt, obwohl sie andererseits an ihrer ehelichen Liebe und Leidenschaft für ihn nie den geringsten Zweifel ließ.[28] Der Gesandte Podewils berichtete unter Berufung auf eine *sichere*

Quelle, während einer Hofkonferenz habe sie ihm einmal *in sehr scharfer Weise Schweigen geboten, indem sie ihm zu verstehen gab, daß er sich nicht in Angelegenheiten mischen solle, von denen er nichts verstände*.[29] Andererseits notierte der Oberstkämmerer einmal, sie habe in Abwesenheit des Kaisers nichts beschließen wollen.[30] Doch die allgemeine Wahrnehmung bei Hof war eine andere. Auch wenn er sich mit der Zeit offenbar wegen seiner Offenheit, Leutseligkeit und Haushälterqualitäten viele

Sympathien erwarb, hielt man ihn doch für allzu willensschwach und indolent, als dass er sich seiner temperamentvollen Gemahlin gegenüber hätte entgegenstellen können oder wollen. Das aber erwartete man von ihm als dem Ehemann. Khevenhüller, der ihn im Übrigen sehr schätzte, gab ihm selbst die Schuld an der eigenen Unterlegenheit: Zumal in den ersten Regierungsjahren habe es *lediglich von ihm dependiret, das Steuerruder vollkommen in Handen zu haben. Allein nebst deme, daß er von Natur nicht sehr arbeitsam, dann*

langsam und unentschlossen ware, so fählete es ihm auch an der nöthigen Fermeté, um denen immer zu sehr hitzig ausbrechenden Vivacités seiner Gemahlin den behörigen Wiederstand zu leisten.[31] Franz Stephan selbst machte sich offenbar keine Illusionen über seinen Ruf. Podewils gegenüber ließ er durchblicken, es sei ihm klar, dass auch der preußische König ihn für ohnmächtig halte, er nehme ihm das aber nicht übel.[32] Trotzdem scheinen ihn die fortgesetzten Kränkungen bei Hof geschmerzt zu haben. Khevenhüller

notierte mehr als einmal in sein Tagebuch, der Kaiser leide unter Anfällen von Melancholie.[33]

Vom höfischen Gunstsystem scheint Franz Stephan weitgehend ausgeschlossen gewesen zu sein. Versuchte er gelegentlich, seine Nähe zur Herrscherin für eine Fürsprache zu nutzen, dann hatte er damit wenig Erfolg, vor allem wenn Maria Theresia argwöhnte, der jeweilige Protégé habe einen schlechten Einfluss auf ihn. Bei Hof wurde aufmerksam registriert, wenn seine ohnehin seltenen Protektionsbemühungen

scheiterten. Man erzählte sich etwa, er habe vergeblich versucht, einem jungen Grafen von der Lippe eine Stelle als Generaladjutant in der Armee zu verschaffen, ja der Obersthofmeister habe den jungen Mann sogar des Appartements verwiesen, so dass Franz Stephan sich bei ihm schriftlich und mit einem kostbaren Geschenk entschuldigt habe.[34] In der Logik der höfischen Gunst war es unverzeihlich, solche Fehlschläge als Zeichen der eigenen Ohnmacht obendrein noch zuzugeben. Ebenso war es nach den Regeln des

höfischen Ranges zumindest ungewöhnlich, dass Franz Stephan sich bei einem Höfling persönlich für eine Entgleisung entschuldigte. So bat er einmal den Oberstkämmerer schriftlich dafür um Verzeihung, dass er ihn unbeherrscht und rüde behandelt habe.[35] Auch gegenüber dem Staatskanzler Kaunitz kam das später mindestens einmal vor, obwohl das beiderseitige Verhältnis mehr als kühl war. Die Entschuldigung verfasste der Kaiser in der ihm eigenen unorthodoxen Schreibweise: *ma vivasite fig mir*

Regt an et je vous dret ne lavoyre pas fay pour bocoup. Das sollte heißen: *Ma vivacité [meine Lebhaftigkeit] ficht mich recht an, et je voudrais ne l'avoir pas fait pour beaucoup [und ich wünschte sehr, es nicht getan zu haben]*. Es ist überaus bezeichnend für das Verhältnis Maria Theresias zu ihrem Gatten, aber auch zu ihrem engen Vertrauten Kaunitz, dass sie sich veranlasst fühlte, den Satz ihres kaiserlichen Ehemannes in korrigierter sprachlicher Form an den beleidigten Staatskanzler weiterzuleiten und auch noch ihrerseits entschuldigend zu

kommentieren: Das Billet des Kaisers *muss mir zu wahrem Troste gereichen, indem ich daraus die aufrichtige Umkehr und sein Bedauern über eine erste Aufwallung ersehe, und zwar um so mehr, als er hierzu durch eigenes Nachdenken gelangt ist […].*[36] Maria Theresia bevormundete ihren Gatten gern und operierte hinter seinem Rücken, indem sie mit Dritten über ihn sprach, wenn auch stets in bester Absicht und nur zu seinem Wohl – oder dem, was sie dafür hielt.[37] Dass das in den Augen der Hofgesellschaft mit dem

kaiserlichen Status schwer vereinbar war und sein Ansehen unterminierte, liegt auf der Hand. Doch Franz Stephan selbst vertrat den Standpunkt, dass man sich durch Höflichkeit, Bescheidenheit und Zurückhaltung niemals erniedrigen könne.[38] Für einen Herrscher, so fand er, galten in dieser Hinsicht keine anderen Grundsätze als für jeden gewöhnlichen Mann von Ehre. In einem Disput mit dem Grafen Königsegg vertrat er beispielsweise vehement die Auffassung, dass auch Souveräne nie gegen die

adeligen Standesregeln des Taktes, *délicatesse*, und der verwandtschaftlichen Loyalität verstoßen dürften, selbst dann nicht, wenn übergeordnete politische Gründe das nahelegten. Khevenhüller notierte in sein Tagebuch, der Kaiser habe sich ereifert und ausgerufen: *Ich kenne die Pflichten eines Souveräns besser als Ihr, denn ich bin selbst einer, und ich werde immer daran festhalten, dass die Eigenschaften eines honnête homme gleichermaßen essentiell für einen Souverän wie für einen Privatmann [particulier] sind.*[39]

Ganz offensichtlich war Franz Stephan nicht glücklich mit dem, was seine Rolle als ranghöchster europäischer Herrscher von ihm verlangte.[40] Im Lauf der Zeit neigte er immer mehr dazu, den Hof zu meiden und sich in sein Privatpalais in der Wallnergasse zurückzuziehen, wo er sich mit einem kleinen Kreis lothringischer Landsleute und Verwandter umgab.[41] Eine ruhige, zurückgezogene Wohnung sei überaus wichtig, legte er seinem Sohn ans Herz, sonst habe man bei Hof leicht die Hölle auf Erden.[42] Bei Galatagen

fühlte er sich äußerst unwohl. Einmal, so berichtet der englische Gesandte Robinson, habe der Kaiser sich auf einem Hoffest abseits in eine Ecke gesetzt und die Hofdamen, die sich ehrerbietig erheben wollten, beschwichtigt: *‹Achten Sie nicht auf mich, ich will hier warten, bis der Hof sich entfernt. Der Hof›, habe er hinzugefügt, ‹sind die Kaiserin und meine Kinder, ich bin hier nur ein einfacher Privatmann.›*[43] Für den Geschmack von Hofleuten wie Khevenhüller war so etwas ein unerträglicher Akt der

Selbsterniedrigung; immer wieder stellte der Oberstkämmerer trotz aller Verehrung für seinen Herrn fest, dass er sich mit Vertraulichkeiten und harmlosen Vergnügungen zu weit unter seinen Stand herablasse und gegen die kaiserliche Würde verstoße.[44] Franz Stephan verbrachte viel Zeit mit der Jagd, dem Billard-, Ball- und Kartenspiel, auch mit der Sammlung von Medaillen und Mineralien, Kunstwerken und Kuriositäten. All das unterschied ihn allerdings kaum von vielen anderen Fürsten seiner Zeit. Wenn

alle Beobachter übereinstimmend etwas an ihm besonders hervorhoben, dann war es seine glückliche Hand im Umgang mit Geld, sei es im Spiel, sei es mit Finanzspekulationen, sei es mit der Wirtschaftsförderung in seinem eigenen Territorium, dem Großherzogtum Toskana. Er hinterließ seinen Erben Millionenbeträge; nach seinem Tod tauchten überall Kisten mit Bargeld auf.[45] Das fügte sich insgesamt mehr zum Bild eines rührigen und wohlhabenden adeligen Privatmannes als eines Herrschers.

Der Begriff des *particulier* begegnet immer wieder im Zusammenhang mit Franz Stephans Lebensstil. Er trifft aber nur die halbe Wahrheit.

Tatsächlich beteiligte sich Franz Stephan durchaus an den Wiener Regierungsgeschäften. Immerhin nahm er gemeinsam mit Maria Theresia regelmäßig persönlich an der Hofkonferenz teil, dem lange Zeit einflussreichsten, kaum formalisierten Beratungs- und Entscheidungsgremium der Monarchie, zu dem die wichtigsten sechs Minister mehrmals in der Woche beim Staatskanzler Ulfeld

zusammentraten.[46] Nach der Einschätzung verschiedener Beobachter soll er sich daran nur der Form halber und ohne Enthusiasmus beteiligt, nicht wirklich für die Regierungsgeschäfte interessiert und insbesondere von den Reichsangelegenheiten keine Ahnung gehabt haben.[47] Dazu passt allerdings nicht, dass er über jede Sitzung, an der er teilnahm, eigenhändig in seiner unleserlichen Handschrift und eigentümlichen Orthographie Notizen anfertigte.[48] Von Desinteresse kann also

kaum die Rede sein. Wenn er politisch wenig in Erscheinung trat, so lag das vielmehr an der Stärke seiner Gegner. Denn Franz Stephan befand sich in dauerhafter politischer Opposition zu seiner Gattin und ihren bevorzugten Ratgebern, zuerst zu Bartenstein und später zu Kaunitz.[49] Der unentbehrliche Kabinettssekretär Bartenstein, der auch in Reichsangelegenheiten den Ton angab, war seit jeher den Lothringern am Hof unfreundlich gesinnt. Es ging das Gerücht, er habe Maria Theresia ausdrücklich

geraten, ihrem Mann keinen Einfluss auf die Regierung einzuräumen.[50] Die Denkschriften und Referate, die er und Kaunitz zu allen wichtigen politischen Fragen unablässig produzierten, waren nahezu ausschließlich an die Kaiserin und so gut wie nie an den Kaiser adressiert.[51]

Für manche Beobachter erschienen Kaiserin und Kaiser geradezu die Kristallisationskerne zweier gegnerischer *Parteien* am Wiener Hof. Ganz im Gegensatz zu seiner Gattin neigte Franz Stephan

dazu, nicht nachtragend zu sein und gutnachbarliche Beziehungen zu Preußen wiederherzustellen. Als Maria Theresia nach dem Erbfolgekrieg 1749 von allen Konferenzministern Voten über die Neugestaltung des außenpolitischen Systems verlangte, verfasste auch der Kaiser selbst ein Memorandum dazu. Mit dem König von Preußen, heißt es darin, solle man gute Nachbarschaft halten und ihn *menagiren*, also schonend behandeln. Den Hass, den man gegen ihn zu hegen Anlass habe,

solle man nicht öffentlich zeigen und ihm nicht in Sachen opponieren, die für das Kaiserhaus gleichgültig seien, kurzum: ihm keinen Vorwand für neue Feindschaft liefern. Dem französischen Hof gegenüber sei größte Vorsicht angebracht; ihm sei nie zu trauen, denn seine Absicht gehe immer dahin, *Uns mit Unseren natürlichen Alliierten* – England und den Niederlanden – *zu brouillieren*. Den Plan Kaunitz', Frankreich von Preußen zu entfernen, müsse man *allezeit als chimère ansehen*.[52] Der Gesandte

Podewils traf das Richtige, wenn er seinem Prinzipalen in Potsdam signalisierte, dass der Kaiser dem preußischen Hof freundlich gesinnt sei und die Gegner Preußens deshalb *immer sorgfältig Zwietracht zwischen der Kaiserin und ihrem Gatten säen aus Furcht, daß der letztere, bei dem sie nicht gleiches Gehör finden, Einfluß gewinnen und der Kaiserin schließlich die Augen über ihre Intrigen öffnen möchte*.[53] Nach dem Umschwung des europäischen Bündnissystems im Jahr 1756 – eben doch keine Chimäre – vertiefte sich die

politische Kluft zwischen den Eheleuten noch. Franz Stephan misstraute der Allianz mit Frankreich, die Kaunitz als sein Meisterwerk betrachtete. Dem französischen Hof, dem Franz Stephan den Verlust seines angestammten Herzogtums Lothringen nie verzieh, stand er zeitlebens ablehnend gegenüber. Maria Theresia hingegen, gestützt auf ihren seit 1753 allmächtigen, überaus frankophilen Staatskanzler, suchte das Bündnis noch immer enger zu knüpfen. Das waren kaum vereinbare Haltungen.

Der Oberstkämmerer Khevenhüller, der sich beiden, Kaiserin und Kaiser, gleichermaßen verbunden fühlte, schrieb 1757 frustriert: *Wir haben zwei Herren, den Kaiser und die Kaiserin; beide wollen regieren, und obzwar der erstere das Militare, auch d'une certaine façon [auf gewisse Weise] das Finantzwesen dirigiret, oder doch in disen beiden Branches du gouvernement ohne seinem Mitwissen und Zuthun nicht leichtlichen etwas wichtiges unternohmen wird, so ist er doch zu commod [bequem], um einen so großen Last ertragen zu können.*[54]

Franz Stephan war also offensichtlich nicht so sehr politisch desinteressiert als vielmehr seiner Gattin gegenüber strukturell benachteiligt und zudem persönlich konfliktscheu. Er zog es wohl oder übel vor, ihre Überlegenheit hinzunehmen und sich nicht auf aussichtslosem Posten zu verausgaben. Von den meisten seiner Zeitgenossen und erst recht von den späteren Historikern wurde ihm seine defensive Haltung gegenüber Maria Theresia als Schwäche, Unfähigkeit, Antriebsarmut oder

sogar Faulheit ausgelegt. Offenbar konnte man ihm nicht verzeihen, dass er sich die Umkehrung der Geschlechterhierarchie widerstandslos gefallen ließ. Diese allgemeine Geringschätzung hat dazu beigetragen, dass man auch seiner Rolle als Kaiser lange Zeit überhaupt keine Aufmerksamkeit geschenkt hat. Doch es kommen andere Gründe hinzu, warum man darüber bis heute nur wenig weiß. Man hat nachweisen können, dass seine Papiere systematisch, wenn auch nicht restlos aus den einschlägigen Aktenbeständen

entfernt worden sind. Die Vermutung, dass Maria Theresia selbst es war, die diese Aktenvernichtung veranlasst hat, um die Kontroversen im eigenen Haus nicht an die Nachwelt gelangen zu lassen, liegt nahe.[55]

Reichspolitik

Die Gründe für das Desinteresse der Historiker an dem Kaiser Franz I. Stephan sind aber noch grundlegenderer, struktureller Art. Sie haben mit dem traditionell

schwachen Interesse am Reichsverband insgesamt zu tun. Die Tatsache, dass das Heilige Römische Reich deutscher Nation im Jahre 1806 aufhörte zu existieren und der letzte Kaiser Franz II. sich seit 1804 nur mehr Kaiser von Österreich nannte, hatte zur Folge, dass dieses frühneuzeitliche «Alte Reich» weder in der preußisch-deutschen noch in der österreichischen Nationalgeschichte eine Rolle spielte. Wenn man eine schlüssige, lineare Erfolgsgeschichte darüber erzählen wollte, wie die

«modernen» Staaten des 19. und 20. Jahrhunderts entstanden waren, sei es die österreich-ungarische Doppelmonarchie, sei es das deutsche Kaiserreich, dann stand das Alte Reich beiden Seiten nur im Weg. Was zählte, war die große mittelalterliche Kaiserherrlichkeit; das frühneuzeitliche Reich erschien dagegen als Schwundstufe und Verfallsprodukt, als leeres Gehäuse, das die Staaten Österreich und Preußen-Deutschland irgendwann im Laufe des 18. Jahrhunderts gesprengt und hinter sich gelassen

hatten. Diese Sicht hat sich mittlerweile sehr verändert, in der deutschen Geschichtsschreibung noch gründlicher als in Österreich. [56] In Deutschland hat das Alte Reich seit den 1980er Jahren geradezu eine Renaissance erlebt; manch ein Historiker hält es nun für ein Muster an funktionsfähiger, proto-parlamentarischer Rechtsstaatlichkeit. Auch das wird diesem eigentümlichen politischen Gebilde nicht gerecht. Der schwerfällige Reichsverband war der rasanten machtpolitischen Entwicklungsdynamik und dem

Antagonismus seiner größten Glieder im 18. Jahrhundert nicht gewachsen. Selbst Friedrich Karl von Schönborn, dessen Familie zu den größten Stützen des Reichsverbandes gehörte, meinte schon 1736, dass *unser dermaliges systema Imperii dergestalt beschaffen, daß man gleich von Zeit zu Zeit einen Fleck nach dem andern zu Wien darauf setzet, [so dass] ich doch, als ein langjähriger Reichs-Vice-Kanzler, nicht mehr absehe, wie dieser Bettlermantel länger halten kann.* [57] Die Strukturprobleme des Reiches waren das eine, die

Unterlegenheit Franz' I. gegenüber seiner übermächtigen, später zum Mythos ihrer selbst überhöhten Gattin war das andere – beide Umstände gemeinsam hatten zur Folge, dass die Historiker das Verhältnis des Wiener Hofes zum Reich in der Zeit Maria Theresias lange Zeit kaum zur Kenntnis genommen haben.[58]

Nach dem politischen Fiasko Karls VII. kam der Reichsverband aus dem Krisenmodus nicht mehr heraus. Das Intermezzo des Wittelsbacher Kaisertums hatte dem Ansehen der Institution

nachhaltig geschadet und die Strukturkrise verschärft, in die der Reichsverband geraten war.[59] Als Reichsoberhaupt hatte Karl VII. keine Bedenken gehabt, die geistlichen Fürstentümer seiner Umgebung als seine machtpolitische Verfügungsmasse zu behandeln und damit elementare Prinzipien des Reichsrechtes preiszugeben. Doch auch die anderen Kriegsgegner im Reich – Preußen ebenso wie Österreich – hatten auf der Klaviatur des Reichspatriotismus gespielt; jeder hatte für sich in

Anspruch genommen, die alte *teutsche Freiheit* zu verteidigen, solange es opportun war.[60] Doch wer wirklich das Reichsrecht auf seiner Seite hatte, war schlechthin unentscheidbar. Denn die Reichsverfassung war kein systematisch geschlossenes Ganzes, sondern ein hochkomplexes, in sich widersprüchliches Geflecht aus ganz verschiedenen Verträgen, Privilegien und Rechtstraditionen. Positive Gesetze und Vereinbarungen bildeten nur kleine «Inseln im Meer des gewohnheitsrechtlichen

Herkommens».[61] Was man Reichsstaatsrecht oder *Ius publicum Romano-Germanicum* nannte, war über die Jahrhunderte gewachsen und hatte sich in vielen heterogenen Schichten abgelagert. Es stand kontroversen Deutungen offen, und niemand konnte erfolgreich die alleinige Entscheidungshoheit darüber für sich in Anspruch nehmen. Das Reichsrecht lieferte allen Seiten Bausteine zu ihrer Rechtfertigungsrhetorik, die bei Gelegenheit auch wieder fallen gelassen werden konnten. Für

machtpolitische Großkonflikte wie den Österreichischen Erbfolgekrieg war die komplizierte Ordnung des Reiches deshalb unzureichend gerüstet. Wenn der Kaiser selbst Partei war, konnte er schlecht Schiedsrichter sein.

Im 18. Jahrhundert spitzten sich die Spannungen im Reichsverband immer mehr zu, je mehr die machtpolitische Kluft zwischen den wenigen großen und den vielen kleinen Reichsgliedern sich vertiefte. Der Westfälische Friedensvertrag von 1648 hatte die formale Ordnung konserviert und

ließ wenig Spielraum für flexible Anpassung an veränderte Verhältnisse. Deshalb drifteten formelles und informelles Handeln immer weiter auseinander. Bei der Wahl und Krönung des Kaisers wurde das besonders offensichtlich: Die Gesandten der großen Fürsten führten in Frankfurt die alte Ordnung bis in feinste rituelle Details getreulich auf und beschworen das *heilige Band zwischen Haupt und Gliedern*, aber ihre Herren folgten zu Hause an ihren Höfen einem ganz anderen machtpolitischen Kalkül und

ignorierten dieses immer wieder beschworene *heilige Band*. Auf allen Seiten war ein gehöriges Maß an struktureller Heuchelei im Spiel, denn dass die Traditionen des Reiches und die Opportunitäten europäischer Bündnispolitik kaum zusammenpassten, lag auf der Hand, wurde aber nicht öffentlich ausgesprochen.[62]

Das Verhältnis zwischen dem Reich und den habsburgischen Erbländern war allerdings nicht erst seit dem 18. Jahrhundert kompliziert und uneindeutig. Das lässt sich schon am

Sprachgebrauch ablesen. Aus österreichischer Perspektive befand sich *das Reich* außerhalb der Erbländer, seine Schauplätze und Institutionen befanden sich in Frankfurt oder Mainz, Regensburg oder Wetzlar. Man sagte, man fährt *ins Reich*, oder sprach von *étrangers de l'Empire*, *Ausländern aus dem Reich*[63] – obwohl doch die Habsburger selbst jahrhundertelang immer die Würde des Reichsoberhaupts innegehabt hatten und ihre ‹deutschen› Erbländer zweifellos zum Reich gehörten (bei Böhmen oder den

Niederlanden war das wesentlich weniger eindeutig). Andererseits genossen diese Erbländer aufgrund einer erfolgreich gefälschten kaiserlichen Urkunde, dem *Privilegium maius*, schon seit dem 14. Jahrhundert allerlei Vorrechte, die sie vom übrigen Reich trennten; vor allem waren sie der Reichsgerichtsbarkeit und den Reichssteuern nicht unterworfen. Auch von der Regel des Westfälischen Friedens, wonach ein Reichsfürst die Konfessionsverhältnisse des ‹Normaljahres› 1624 in seinen

Ländern nicht verändern durfte, waren die habsburgischen Erbländer ausgenommen. Über die Frage, inwiefern auch das Haus Habsburg an die konfessionellen Toleranzregeln gebunden sei, hatte man auf dem Friedenskongress bis zuletzt keine Einigung erzielt.[64] Trotz dieser Sonderstellung war es über die Jahrhunderte gelungen, das Römisch-deutsche Reich und das Kaisertum der Habsburger in hohem Maße miteinander zu identifizieren. Das lag nicht zuletzt an den Abwehrkriegen gegen die Osmanen, die die Habsburger

geführt hatten und die von der Gesamtheit der Reichsstände finanziert worden waren; sie hatten eine starke einigende Wirkung auf den Reichsverband gehabt. Über alle inneren Konflikte und konfessionellen Zerreißproben hinweg hatten sich eine Reihe gemeinsamer Institutionen herausgebildet und verfestigt, die es rechtfertigten, vom Reich als einem politischen Körper aus Haupt und Gliedern zu sprechen. Die Einheit des Ganzen hing an der Würde des Kaisers als oberstem Lehnsherrn und höchstem Richter,

am Ansehen des Kurfürsten von Mainz als Erzkanzler des Reiches und des Kurkollegs insgesamt, an der Autorität der beiden höchsten Reichsgerichte, an der Integrationskraft des Reichstages, am System der Einziehung von Steuern und der militärischen Exekution durch die Reichskreise. [65] Alle diese Institutionen funktionierten keineswegs immer und überall gleich gut, und vor allem funktionierten sie nicht unabhängig von den jeweiligen Machtverhältnissen. Während kleine Reichsglieder – Städte,

Fürstäbte und -bischöfe, Grafen oder Reichsritter mit ihren Klein- und Kleinstterritorien – auf das Funktionieren der Reichsinstitutionen existenziell angewiesen waren, empfanden große Fürsten sie entweder als lästige Fesseln oder als nützliche Instrumente für eigene Zwecke. Bei Franz Stephans Herrschaftsantritt war das Vertrauen in den Reichsverband bereits für viele in hohem Maße erschüttert.

Herrschaft im Reich und Herrschaft in den Erbländern waren vollkommen

unterschiedliche Dinge, sie gehorchten verschiedenen Logiken und verlangten verschiedene politische Strategien. Dem Kaiser als Reichsoberhaupt standen einerseits eine Reihe anderer großer Landesfürsten gegenüber, einige von ihnen selbst Könige in Ländern außerhalb des Reiches – Brandenburg in Preußen, Sachsen in Polen, Hannover in England. Fürsten wie diese konnte der Kaiser zu gar nichts zwingen, mit ihnen konnte er nur im Konsens etwas ausrichten. Andererseits konnte sich der Kaiser auf eine Vielzahl

kleinerer Fürsten und Herren, Ritter und Städte stützen, um die Interessen seines eigenen Hauses zu verfolgen. Die Kaiserwürde verlieh keine souveräne Staatsgewalt, aber sie war von erheblichem Vorteil für ihren Inhaber: Sie erhob ihn über alle anderen Fürsten im Reich und in Europa, und das sowohl in symbolischer wie in instrumenteller Hinsicht. Jahrhundertelang war das den Habsburgern zugutegekommen, weil der Kaiserhof de facto mit dem Hof des Erzhauses identisch gewesen war.

Die Kaiserwürde hatte wie ein «selbstverständliches Attribut» des Hauses Habsburg[66] erscheinen können, auch wenn die einzelnen Inhaber den Kurfürsten für die Wahl jedes Mal aufs Neue Zugeständnisse hatten machen müssen. Die Frage des Nutzens der Kaiserwürde für das Erzhaus hatte sich gar nicht gestellt. Erst das Intermezzo des Wittelsbacher Kaisertums während der Jahre 1742 bis 1745 hatte die bisherigen Selbstverständlichkeiten erschüttert und das Verhältnis von Erbländern und Kaisertum in neuer Weise zum

Gegenstand rationaler Abwägung und nüchternen Kosten-Nutzen-Kalküls werden lassen. Das prägte Maria Theresias pragmatisches Verhältnis zur kaiserlichen Würde: Diese war nicht mehr unangefochten ein selbstverständliches, traditionelles Gut ihres Hauses, sondern ein Mittel zum Zweck, dessen Tauglichkeit es gegen die Kosten abzuwägen galt. Wie nützlich dieses Mittel für das *Allerhöchste Erzhaus* tatsächlich sei, wurde seit der Kaiserkrönung Franz Stephans ausführlich erörtert.[67]

Reichsvizekanzler Colloredo meinte etwa, *daß das Römische Reich mit denen Ertz-Herzogl. Österreichischen Erblanden einen derley gemeinschaftlichen aneinanderhang habe, [und] daß das heyl des einen von dem wohlseyn deren anderen mehreren theils abhange, kann fast nicht in Abrede gestellet werden. […] Sobald die Einverständniß des Erzhaus mit dem Reich verwirret worden, [haben] sich auch beederseitige Anliegenheiten merklichen verschlimmeret.* Man könne zwar nach wie vor davon ausgehen, *daß das*

allerd[urchlauchtigste] Erzhaus doch derley macht besitze, daß es allenfalls einem deren mächtigsten feinden allein wiederstand zu leisten vermögend seye, und in zukunft das Reich dasselbe um schutz noch jederzeit anflehen würde. Das Reich sei also auf das Erzhaus wesentlich mehr angewiesen als umgekehrt, ja es könne ohne das Erzhaus gar nicht bestehen. Doch es sei andererseits ebenso unzweifelhaft, dass auch das Erzhaus aus dem Reichsverband vielfältige Vorteile ziehe.[68]

Die Stellung des Kaisers im

Reichsverband beruhte darauf, dass er der oberste Lehnsherr und der höchste Richter war. Er bildete sozusagen den symbolischen Schlussstein des gesamten Verbandes, das geweihte, von Gott beauftragte Oberhaupt, den letzten Bezugspunkt, von dem sich alle legitime Ordnung letztlich herleitete.[69] Im Lauf der Zeit hatten die Kurfürsten den Kaiser allerdings in allen wichtigen Entscheidungen an die formale Zustimmung der Reichsstände gebunden. Trotzdem behielt er eine Fülle von Handlungsmöglichkeiten,

die andere Fürsten im Reich nicht hatten. Zunächst einmal war der Kaiserhof eine unüberbietbare Quelle symbolischen Kapitals; er galt unbestritten immer noch als erster weltlicher Hof des christlichen Europa.[70] Der Kaiser allein konnte im Reich Standeserhöhungen vornehmen, wichtige Reichsämter besetzen, besondere Privilegien verleihen und wertvolle zeremonielle Vorzüge gewähren; er konnte auf die fetten Pfründen in der Reichskirche Einfluss nehmen und er hatte das letzte Wort in

Prozessen vor dem Reichshofrat. All das verschaffte dem Kaiserhof eine zentrale Stellung in der europäischen Fürstengesellschaft. [71]

Durch das Wittelsbacher Zwischenspiel war diese Position mitsamt ihren Ressourcen dem Erzhaus vorübergehend abhandengekommen. Dadurch war das Klientelsystem des Hauses Habsburg empfindlich durcheinandergebracht worden. Denn da der Habsburgerhof seit drei Jahrhunderten mit dem Kaiserhof de facto identisch

gewesen war, ließen sich kaiserliche und habsburgische Klientel nicht voneinander trennen. Formal waren Reichsämter und erbländische Ämter präzise voneinander unterschieden, aber informell bildeten beide gemeinsam einen einzigen großen Ressourcenpool, aus dem habsburgische Klienten versorgt und die Unterstützung potentieller Herrschaftskonkurrenten erkauft werden konnte. Es war zwar eigentlich nicht ungewöhnlich, dass politische Konflikte die

grenzüberschreitenden adeligen Patronagesysteme durcheinanderbrachten, so dass sie bei einem Friedensschluss wieder neu austariert werden mussten. Allein beim Kaiserhof war das eben etwas Neues, denn ein Dynastiewechsel im Kaisertum hatte sich ja seit über dreihundert Jahren nicht ereignet. Nun aber waren die Ämter und Würden des Reiches – Reichsvizekanzler, kaiserliche Repräsentanten beim Reichstag, Reichshofräte, Reichskammerrichter, kaiserliche Kammerherren und so fort –

entweder von Karl VII. mit seinen Kreaturen besetzt worden, oder die alten Amtsinhaber hatten ihm persönlich Treue geschworen. Denn die Reichsämter hatten immer noch den Charakter persönlicher Treueverhältnisse zu dem jeweiligen Kaiser; es waren noch keine Dienstverhältnisse gegenüber einem anonymen Staat, und ihre Inhaber waren allenfalls dem Namen nach auf ein abstraktes Gemeinwohl verpflichtet. Maria Theresia hatte das Kaisertum des Wittelsbachers formal nie anerkannt. In ihren

Augen war der Kaiserthron vakant geblieben; auch Reichstag und Reichshofrat waren für sie in dieser Zeit gar nicht rechtsgültig zusammengetreten.[72] Sie ignorierte daher auch die Amts- und Standespromotionen, die Karl VII. als Kaiser vorgenommen hatte. So befahl sie schon 1743 aus Anlass ihrer böhmischen Krönung, alle Personen von der Liste der Kammerherren zu streichen, die *bei dem Affter König* zu dieser Ehre gelangt waren – *welches Unglück*, so notierte ihr Obersthofmarschall nicht ohne Anteilnahme,

verschiedene mit getroffen, die fast wider ihren Willen bei damaliger Verwirrung sothane Stelle überkommen hatten.[73] Nun, 1745, kam es zu einem gründlichen Wechsel in den Hofkarrieren; viele Stellen wurden wieder mit altgedienten Amtsträgern aus der Zeit von Maria Theresias Vater besetzt. Wer sich mit Karl VII. eingelassen hatte, fiel in Ungnade und musste sich wieder ganz hinten anstellen.

Nach der Wahl und Krönung Franz' I. war der Reichstag aus Frankfurt nach Regensburg

zurückgekehrt und der Reichshofrat tagte aufs Neue in der Hofburg. Die frühere Ordnung schien wiederhergestellt und alles aus habsburgischer Sicht wieder im Lot. Wien war wieder der höchstrangige Hof der Christenheit, weshalb man endlich eine neue Hofrangordnung erlassen konnte.[74] Als Kaiser war Franz Stephan seiner Gattin nun nicht mehr im Rang unterlegen; zeremonielle Demütigungen blieben ihm zukünftig erspart. Auswärtige Botschafter mussten ihm nicht mehr ständig aus dem

Weg gehen, um Rangkonflikte zu vermeiden, und auch zur Linken seiner Gattin musste er nicht mehr sitzen.[75] Als Königin von Böhmen und Erzherzogin von Österreich war Maria Theresia im Lehnssystem des Reiches nun vielmehr die Vasallin ihres Gatten; sie musste sich förmlich von ihm mit Kurwürde und Erbländern neu belehnen lassen und war sogar bereit, dafür persönlich vor dem Kaiserthron niederzuknien (wozu es dann aber doch nicht kam).[76] Doch das war nur die eine Seite der Medaille. Der altehrwürdige

Reichsverband war durch eine spezifische Doppelbödigkeit gekennzeichnet:[77] Auf der formalen Ebene wurden die verschiedenen Rechtstitel – hier: der Kaisergattin einerseits, der souveränen Königin andererseits – im Zeremoniell und auf dem Papier auf das Penibelste auseinandergehalten und waren Gegenstand eines hoch diffizilen reichsrechtlichen Spezialwissens. Doch auf der informellen Ebene ließen sich all diese Würden gebündelt im Dienst einer und derselben dynastisch-

machtpolitischen Strategie einsetzen. Daher wäre es irreführend, von einer «Reichspolitik» Franz' I. zu sprechen, die unabhängig von seiner Gattin und von den dynastischen Interessen des Erzhauses betrieben worden wäre. Eine Reichspolitik, die diesen Namen verdiente, hätte darin bestanden, den Reichsverband als solchen wieder zu stärken und die allseits geforderten Reformen der Reichsorgane auf den Weg zu bringen. Reichspolitik in diesem strengen Sinne gab es in der

Regierungszeit Franz' I. nicht.[78] Die formale Trennung der Rollen zwischen dem Kaiser als Reichsoberhaupt und seiner Gattin als Herrscherin über die Erbländer konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass Reichspolitik Mittel zum dynastischen Zweck war. Maria Theresia und nicht der Kaiser «bestimmte in Wien die Richtlinien der Politik».[79]

Sofort nach der Krönung wurde die Kaiserwürde wieder für die erbländischen Ziele eingespannt, und zwar energischer als je zuvor. Das wurde dadurch erleichtert, dass

der Kurfürst von Mainz und Reichserzkanzler, also derjenige Würdenträger, der formal an der Spitze des gesamten Reichsverbandes dem Kaiser gegenüberstand, seit 1743 mit einer *Kreatur* des Hauses Habsburg besetzt war, nämlich mit Johann Friedrich Karl Graf von Ostein (1696–1763).[80] Sein Stellvertreter am Kaiserhof, der Reichsvizekanzler, als Leiter der Reichskanzlei in Wien formal für alle Sachen zuständig, die das Reich betrafen, war Rudolph Graf Colloredo (1706–1788), ein

Angehöriger einer erbländischen Adelsfamilie und in Böhmen reich begütert. Er hatte eine rasche und steile Karriere gemacht. Das Amt des Reichsvizekanzlers hatte er bereits unter Maria Theresias Vater innegehabt und nun unter Franz I. Stephan wieder zurückerhalten. Seine Stellung verdankte er mehr dem Einfluss seines Schwiegervaters, des Konferenzministers Starhemberg, als seinen eigenen Meriten. Nach dem Urteil des Oberstkämmerers Khevenhüller, der ihn nicht leiden konnte, hatte er sich in das Amt

des Reichsvizekanzlers *wider der Königin Willen durch verschiedene Kunstgriffe des schlauen Alten eingeschlichen*.[81] Auch der mächtige Konferenzsekretär Bartenstein hatte bei der Karriere des jungen Colloredo bereits die Finger im Spiel gehabt und war auch später derjenige, der ihm beim Verfertigen seiner schriftlichen Vorträge zur Seite stand. Colloredo selbst galt als Mann von sehr überschaubaren Geistesgaben, selbstverliebt und ohne große politische Ambition, der sich im Dickicht des

Reichsrechts kaum auskannte, die Akten nicht selber las[82] und *in Conferenzien und publico wegen einer engebohrenen Timidität und mauvaise honte [Schüchternheit] mit der Sprach nicht fortkommen* konnte.[83] In allem, was einen echten Kavalier ausmachte, war er allerdings nicht zu übertreffen. Bei Maria Theresia hatte er sich wegen seiner vielen galanten Affären unbeliebt gemacht.[84]

Formal waren die Kompetenzen zwischen Reich und Erbländern klar unterschieden: Die Reichskanzlei war das Zentrum der

Reichspolitik, die Staatskanzlei hingegen das Zentrum der erbländischen Politik.[85] Doch de facto konkurrierten beide Oberinstanzen miteinander. Als der ambitionierte und scharfsinnige Kaunitz, neben Bartenstein der engste Vertraute Maria Theresias, 1753 Staatskanzler wurde,[86] verschoben sich die politischen Gewichte zunehmend von der Reichskanzlei zur Staatskanzlei. Kaunitz, der die Reichsinstitutionen geringschätzte und den Reichsvizekanzler Colloredo zudem persönlich nicht leiden konnte,

stellte die Reichskanzlei zunehmend kalt, indem er seinen eigenen engen Vertrauten dort platzierte und dafür sorgte, dass die Regierungsakten daran vorbeigeschleust wurden.[87] Das trug wesentlich dazu bei, dass von einer Reichspolitik im strengen Sinne, die sich in den Zielen von der erbländischen Politik hätte unterscheiden lassen, keine Rede mehr sein konnte.

Zu den Vertrauenspersonen und Klienten des Hauses Habsburg, die schon unter Maria Theresias Vater zentrale Reichsämter innegehabt

hatten und nun wieder installiert wurden, gehörten auch der alte Präsident des Reichshofrates, Johann Wilhelm Graf von Wurmbrand (1670–1750), und sein Nachfolger, Ferdinand Bonaventura Graf von Harrach (1708–1778). Der Reichshofrat war das wichtigste Ratsgremium des Kaisers in seiner Eigenschaft als oberster Richter und Lehnsherr des Reiches, ein Zwischending zwischen Gerichtshof und kaiserlichem Ratsgremium, zuständig für den Schutz von Frieden und Recht in einem ganz

allgemeinen Sinne, aber auch für Privilegierungen und Gnadenerweise aller Art.[88] Der Reichshofrat hatte seinen Sitz in der kaiserlichen Residenz; der Kaiser war in Gestalt seines Porträts symbolisch ständig darin präsent; ihm stand in allen Prozessen das entscheidende Votum zu, auch wenn die Verfahren de facto von teils bürgerlichen, teils adeligen Räten geführt wurden. Als höchster Gerichtshof – neben dem Reichskammergericht in Wetzlar, das zu Franz Stephans Regierungszeit durch Reformstau

und Korruptionsaffären weitgehend lahmgelegt war[89] – stellte der Reichshofrat das zentrale Organ der Konfliktregulierung im Reich dar, vor dem nicht nur Reichsstände gegeneinander, sondern auch Untertanen gegen ihre Obrigkeiten klagen konnten. Von dieser Möglichkeit wurde im Reich lebhaft Gebrauch gemacht; es gab viel mehr Prozesse, als die wenigen Räte bewältigen konnten. Tausende unerledigter Fälle hatten sich über die Zeit angesammelt, und jedes Jahr kamen Hunderte

neuer hinzu.[90] In unzähligen Fällen hatten frühere Kaiser erfolgreich Kommissionen mit der Konfliktregulierung beauftragt, in einigen spektakulären Fällen sogar Landesfürsten oder Stadträte wegen Misswirtschaft und Tyrannei abgesetzt. Doch unter Franz I. Stephan geriet der Reichshofrat – das bedeutendste *Kleinod der kaiserlichen Würde*[91] – in die Krise. Durch die zahlreichen Rekurse der Konfliktparteien an den Reichstag war er schon länger in seiner Autorität gefährdet.[92] Nun ließ die Zahl der Prozesse, die

neu dort anhängig gemacht wurden, spürbar nach.[93] Aus protestantischer Sicht hatte man dem Gericht immer schon konfessionelle Parteilichkeit vorgeworfen. In diese Kerbe stießen nun politische Gegner Habsburgs wie der preußische Gesandte Fürst: *Ganz Deutschland weiß, wie wenig man sich bei diesem Gerichtshof auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlassen darf, wenn man nicht durch Begünstigungen unterstützt wird. Mit wenigen Ausnahmen herrschen hier Leidenschaft, Unkunde und Interesse;*

die Hinneigung des Kaisers ist das höchste Gesetz.[94] Die adeligen Räte seien *junge Leute ohne die mindeste Erfahrung*, die das Gericht nur als Karrieresprungbrett nutzten, viele gelehrte Räte *feile Seelen*, schlecht bezahlt, dabei zu großem Repräsentationsaufwand gezwungen und daher auf Geschenke der Prozessparteien geradezu angewiesen.[95] Diese Kritik, wenn auch polemisch zugespitzt, war nicht von der Hand zu weisen. In den 1750er und 1760er Jahren erreichte das Prozessaufkommen am

Reichshofrat einen Tiefpunkt. Das war ein deutliches Signal dafür, dass das Vertrauen der Reichsstände und Untertanen in den Kaiser als unparteiisches Reichsoberhaupt allgemein schwand.[96]

Treue Klienten

Das traditionelle Forum, auf dem der Kaiser mit der Gesamtheit der Reichsstände zusammentraf und verhandelte, war der Reichstag. Ursprünglich ein feierliches

Großereignis, bei dem das Reich als Ganzes in aller Pracht zur Erscheinung kam, war er mittlerweile zu einer eher glanzlosen Dauereinrichtung geworden, die permanent in Regensburg tagte. Seit langem waren es ausschließlich Gesandte, die dort vor allem Informationen austauschten, informelle Netzwerke unterhielten, manchmal formale Beschlüsse fassten und sehr selten auch Reichsgesetze verabschiedeten.[97] Der Kaiser selbst tauchte dort im 18. Jahrhundert nicht mehr auf,

ebenso wenig wie die Fürsten. Für den Kaiserhof war der Reichstag vor allem das Zentrum seines Klientelnetzes und ein Reservoir für Bundesgenossen gegen seine Feinde im Reich.[98] Der zunehmende Antagonismus zwischen Preußen und Habsburg bildete sich in Regensburg unter den Gesandten gleichsam maßstabsgetreu ab. Wegen seiner notorischen Zeremonialstreitigkeiten und der Schwerfälligkeit seines Verfahrens genoss der Reichstag in Europa eine schlechte Presse. Der

französische Parlamentspräsident Montesquieu, der auf einer Europareise auch Regensburg besucht hatte, notierte in seinen Reiseaufzeichnungen, die meisten Reichstagsgesandten seien unbedeutende Leute, die *nur ihre Ruhe haben oder sich an den Wohltaten des Wiener Hofs bereichern* wollten.[99] Der habsburgische Gesandte Trautmannsdorff notierte in den 1780er Jahren als Quintessenz seiner langjährigen Erfahrung: *Die zur reichstäglichen Beratung gehörenden Gegenstände sind*

meistens von gar keiner Wichtigkeit und dem Kaiserlich Allerhöchsten Hof äußerst gleichgültig. [100]

Doch das war nicht die ganze Wahrheit. Das Haus Habsburg konnte auf das Reichstagsgeschehen zu seinem Vorteil Einfluss nehmen, und zwar in drei verschiedenen Rollen. Der Kaiser selbst wurde durch den Prinzipalkommissar repräsentiert, der im Stift Sankt Emmeram einen prunkvollen kaiserlichen Ersatzhof führte. Maria Theresia war als Königin von Böhmen im Kurfürstenrat und als Erzherzogin

von Österreich im Fürstenrat durch einen Gesandten vertreten. Hier führte sie zudem die ranghöchste weltliche Stimme, so dass ihr Gesandter in jeder zweiten Sitzung die Verfahrensregie führte. Außerdem hatten erbländische Fürsten und andere habsburgische Klienten, vor allem geistliche Fürsten, zahlreiche Stimmen im Fürstenrat inne. Die Einflussmöglichkeiten Habsburgs auf das Reichstagsgeschehen waren also vielfältig; sie wurden aber begrenzt durch den ebenfalls beträchtlichen Einfluss ihrer

Gegner und insbesondere des preußischen Königs, der ebenfalls nicht nur über eine Stimme im Kurfürstenrat, sondern auch über mehrere eigene Stimmen im Fürstenrat verfügte. Um die mittleren und kleineren Höfe im Reich galt es also zu konkurrieren, und dabei war der Besitz der Kaiserwürde von großem Vorteil. Reichsvizekanzler Colloredo, 1749 in der Hofkonferenz von Maria Theresia um seine Stellungnahme dazu gebeten, meinte, es sei nicht schwer, reichsfürstliche Familien für habsburgische Interessen zu

gewinnen, *da bekannter maßen jederzeit die kleineren Höfe, oder derenselbe Ministri von denen größeren besonders dem Kayserlichen Hof Gnaden ansuchen, und darumb aspirieren.* Diese Möglichkeiten gelte es zu nutzen. Man brauche beispielsweise nur *einige mit Militärchargen zu begnadigen* bzw. denen, die schon im kaiserlichen Dienst seien, *mit Avancierung zu winken.* Auch die indirekte Einflussnahme über die hohen Amtsträger koste nicht viel: Es reiche schon, *den Ministern der reichsfürstlichen Höfe geringe*

Pensionen von einigen wenigen 1000 fl. zu verleihen.[101] Auf diese Weise war es traditionell üblich, die Mehrheit der Stimmen am Reichstag für die Ziele des Kaiserhofs einzuspannen.

Die wichtigste Klientel des Erzhauses im Reich waren zweifellos die geistlichen Fürsten, die über zahlreiche Sitze im Reichstag verfügten. Dass Erzbischöfe und Bischöfe von Reichsbistümern, Äbte und Äbtissinnen von Reichsklöstern zugleich weltliche Herrschaft über ein Territorium und damit Sitz und

Stimme auf dem Reichstag innehatten, war ein strukturelles Spezifikum der Reichsverfassung. [102] Die geistlichen Fürsten und Fürstinnen litten unter notorischer Existenzangst, denn sie waren in der Regel umgeben von mächtigen weltlichen Nachbarn, die bestrebt waren, sich die kleinen *territoriuncula* auf die eine oder andere Weise einzuverleiben. Diese Gefahr ging keineswegs nur von protestantischen Fürsten aus, sondern auch von den eigenen Konfessionsgenossen; zuletzt hatte der Wittelsbacher Kaiser Karl VII.

solches im großen Stil geplant, um seiner schwachen Hausmacht aufzuhelfen. Das Habsburgische Erzhaus, das den Schutz der Reichskirche traditionell auf seine Fahnen geschrieben hatte, bot sich da als Zuflucht an, denn es schien als einziges katholisches Haus groß und mächtig genug, um auf die Säkularisierung geistlicher Nachbarterritorien nicht angewiesen zu sein. Wesentlich war nun, dass die geistlichen Fürsten und Fürstinnen durch Wahlen in ihre Ämter gelangten und nicht, wie alle anderen

Fürsten, durch Geburt. Auf diese Wahlen also Einfluss zu nehmen, womöglich sogar die eigenen Söhne oder Töchter dort unterzubringen, darum konkurrierten die großen katholischen Dynastien, vor allem Habsburg und Wittelsbach, aber auch die mittlerweile wieder katholisch gewordenen Häuser Kursachsen, Kurpfalz und Württemberg. Diese Konkurrenz hielt die Klientelsysteme im Reich in ständiger Bewegung. Der Kaiser hatte den Vorteil, traditionell bei einer solchen Wahl durch seinen

Gesandten anwesend zu sein, weil es sich ja um ein geistlich-weltliches Doppelamt handelte und der Gewählte anschließend vom Kaiser mit den weltlichen Herrschaftsrechten über sein Territorium belehnt werden musste. Das Wahlrecht selbst aber lag gemäß kanonischem Recht bei dem jeweiligen Stiftskapitel. Diese Domherren oder Stiftsfrauen stammten normalerweise aus den landsässigen Adelsfamilien der Region, und sie ließen sich ihre kostbaren Wahlstimmen stets teuer bezahlen – mit Privilegien, Ämtern

und Pfründen für sich und ihre Familien, aber auch ganz schlicht mit Geld. Deshalb hatten sie ein begreifliches Interesse daran, dass ihre geistliche Wahlfreiheit nicht angetastet wurde.

Es ist nun signifikant für Maria Theresias Verhältnis zur Reichsverfassung, wie sie mit diesen strukturellen Gegebenheiten umging und ihren Einfluss auf die Reichskirche strategisch nutzte, wo immer eine Vakanz auftrat oder auch nur zu erwarten war: sei es in Eichstätt[103] oder Ellwangen, [104] in Würzburg,[105] Bamberg,

[106] Speyer,[107] im benachbarten Salzburg[108] oder – am allerwichtigsten – in einem geistlichen Kurfürstentum wie Trier.[109] Stets ging es darum, dass *die Ergebenheit gegen das allerhöchte Ertz-Haus immer mehr und mehr consolidiret und andurch die zahl deren gutgesinnten vergrösseret wird*.[110] Dazu galt es darauf hinzuwirken, dass ein Kandidat *ex gremio* gewählt wurde, das heißt aus dem Kreis des jeweiligen Kapitels und damit aus dem regionalen Landadel, nicht aus einem der großen altfürstlichen

Häuser, deren Macht im Reich ja nicht noch vergrößert werden sollte. Vor allem das Haus Wittelsbach war auf diesem Gebiet der schärfste Konkurrent des Erzhauses. Einfluss zu nehmen galt es auch bereits bei der Wahl des *Coadjutors*, des bischöflichen Stellvertreters, der in der Regel ein Recht auf die Nachfolge hatte.

Bei alldem war stets eine Doppelstrategie aus *offentlicher Sprache* und *geheimer Verwendung* zu verfolgen, wie es der Reichsvizekanzler Colloredo mit schöner Deutlichkeit formulierte.

[111] Der Kaiserhof musste nämlich unbedingt den Eindruck vermeiden, er bedrohe das hohe Prinzip der geistlichen Wahlfreiheit. Dann bestand die Gefahr, dass die Domherren widerspenstig wurden und zur Verteidigung ihrer Wahlkompetenz gerade den Kandidaten wählten, der *nicht* die Gunst des Kaiserhauses genoss. Zum anderen legte das Erzhaus großen Wert darauf, es sich mit keinem der Kandidaten für die Zukunft zu verscherzen. Als zum Beispiel im Fürstbistum Bamberg im Juli 1753

eine Bischofswahl anstand, protegierte der Kurfürst von Bayern den Domherrn Adam Friedrich Graf Seinsheim, dessen Vater kurbayerischer Minister war. Der Wunschkandidat des Kaiserhauses hingegen war der bereits 74-jährige Domdechant Franz Konrad Graf Stadion. Die beiderseitigen Patronageverhältnisse waren ein offenes Geheimnis.[112] An der Wahl eines zuverlässigen Parteigängers war dem Wiener Hof in diesem Fall besonders viel gelegen, weil das Hochstift

Bamberg im Fränkischen Reichskreis lag und dort das Fürstentum Brandenburg-Ansbach zum Nachbarn hatte, auf das zu dieser Zeit Friedrich II. von Preußen gerade ein Auge geworfen hatte. Im Fränkischen Kreis spielte sich also die preußisch-österreichische Rivalität gleichsam im kleineren Maßstab stellvertretend ab. Der Kaiserhof stimmte in diesem Fall wie immer die hohe Rhetorik der Freiheit und des Patriotismus an: *Überhaupt gehet bei dieser wie bei all- anderen Wahlen Unsere aufrichtige Meinung*

und alleiniges Verlangen dahin, daß die kanonische Wahlfreiheit beibehalten und ein solcher Fürst erwählet werde, so teutsch patriotische Principia heget, lautete die Instruktion für den Wahlbotschafter. Die *Grundregel*, die er dabei zu beachten hatte, war, *sich solchergestalten zu betragen, daß jener, so erwählet wird, Uns danksagen zu müssen sich überzeuget befinde, dergestalten daß, wenn Graf Stadion auslangte [die Wahl gewinne], Uns wie gemeldet worden, den Dank abstatte, Seinsheim aber andurch keine*

Gelegenheit überkomme, auf den Argwohn zu verfallen, als wäre von Uns ihme etwas in den Weg geleget worden […]. [113] Diese Taktik zahlte sich aus. Stadion wurde zwar gewählt, starb aber schon 1757. Seinsheim wurde sein Nachfolger und bewährte sich im Siebenjährigen Krieg als kaiserlicher Parteigänger (was sich allerdings für die Bevölkerung des Hochstifts katastrophal auswirkte). In anderen Fällen gab es mehrere Kandidaten, die gleichermaßen zum Patronagenetz des Erzhauses gehörten. Dann galt es erst recht so

vorzugehen, dass der Gewählte, gleichgültig wer es war, am Ende das Gefühl hatte, mit kaiserlicher Unterstützung gewählt worden zu sein. Deshalb sollte der Wahlgesandte *ohnvermercket zu erforschen suchen, auf wen die Majora ihr Absehen haben*, also wer voraussichtlich die Mehrheit der Stimmen erhalten würde, *und sich sodann solchergestalt dabei aufführen*, dass der am Ende Gewählte *Uns Danck zu wissen und dafür verbunden zu sein, Ursache habe*.[114]

Die kaiserliche Einflussnahme

auf die Besetzung der geistlichen Fürstentümer konnte als wertvolle politische Tauschware dienen. Beispielsweise erwartete Antonia von Sachsen, dass Maria Theresia sich 1763 für die Wahl ihres Neffen Albert zum Koadjutor des Deutschordensmeisters einsetze. Das war die unausgesprochene Gegenleistung für die kursächsische Stimme bei der bevorstehenden Königswahl Josephs. In diesem Fall nahm Maria Theresia kein Blatt vor den Mund, wie mit dem Wahlgremium umzugehen sei: *[…] ich werde alles einfädeln, und dann*

muss man das Kapitel vorbereiten. Diese Herren fangen an, einen hochmütigen Ton anzuschlagen. Was gerade in den Kapiteln in Westfalen und in Lüttich passiert ist, regt mich auf. [115] *Es zeigt, dass man die Dinge so handhaben muss, dass sie nicht glauben, man wollte sie zu etwas zwingen, sondern denken, sie hätten die freie Wahl.* Das war auch deshalb wichtig, weil Maria Theresia Pläne für ihren jüngsten Sohn Maximilian hatte, der in den geistlichen Stand eintreten sollte: *Zu gegebener Zeit werde ich ihn [den neuen Hochmeister] bitten, meinen*

jüngsten Sohn zum Koadjutor zu nehmen […].[116] Albert von Sachsen verzichtete später auf die geistliche Karriere und wurde stattdessen Maria Theresias Schwiegersohn. Hingegen sammelte Antonias Neffe Clemens Wenzeslaus mit kaiserlicher Unterstützung eine ganze Handvoll bedeutender Reichspfründen, nachdem er seine Karriere im kaiserlichen Kriegsdienst aufgegeben hatte. Er wurde 1763 Bischof von Freising und von Regensburg, 1768 Fürstbischof von Augsburg und schließlich als

Krönung der geistlichen Karriere Kurfürst-Erzbischof von Trier. Dass er auch noch Fürstabt von Prüm und Fürstprobst von Ellwangen war, fiel da politisch kaum noch ins Gewicht, brachte aber ebenfalls schöne Zusatzeinkünfte mit sich. Als hingegen Antonia von Sachsen Jahre später darum bat, ihren jüngsten Sohn Anton mit sechzehn Jahren auf den Bischofsstuhl in Lüttich zu bringen, obwohl sich ihr Verhältnis zum Kaiserhaus deutlich abgekühlt hatte, zog Maria Theresia sich auf den offiziellen Grundsatz zurück, sie dürfe ja nicht

in die geistliche Wahlfreiheit eingreifen.[117] Auch bei ihrem eigenen Sohn Maximilian bewährte sich später die kaiserliche Strategie im Umgang mit der Reichskirche. Er wurde – nicht ohne den Einsatz beträchtlicher Finanzmittel – 1780 zum Hochmeister des Deutschen Ordens sowie zum Koadjutor des Fürstbistums Münster und des Erzbistums Köln gewählt. Damit war ein deutliches Gegengewicht zum preußischen Einfluss in Nordwestdeutschland gesetzt und der Weg geebnet, dass Maximilian nach dem Tod seiner Mutter 1784

Fürstbischof von Münster und Kurfürst-Erzbischof von Köln werden konnte.[118]

All diese Fälle zeigen, dass Maria Theresia sehr genau wusste, wie man auf der komplexen Klaviatur der Reichsverfassung spielen musste, nämlich mit einer Doppelstrategie aus Freiheitsrhetorik nach außen und verborgenen Do-ut-des-Geschäften nach innen. Die Wahlfreiheit der Domkapitel war dabei keineswegs eine bloße Fassade; man musste sie nur richtig zu nutzen wissen. Konnte oder wollte die Kaiserin

einen bestimmten Kandidaten nicht durchsetzen, dann bot ihr der Grundsatz der Wahlfreiheit eine Deckung, hinter der sie sich gegenüber den Zumutungen der Bittsteller zurückziehen konnte. Die Wahlfreiheit ermöglichte es, tatsächliche Einflussnahmen zu verdecken und die Dankbarkeit des jeweils erfolgreichen Kandidaten für sich auch dann in Anspruch zu nehmen, wenn es gar keinen Grund dazu gab. Auf diese Weise dienten die unglaublich reichen Pfründen der Reichskirche als Reservoir für das habsburgische

Patronagenetzwerk. Sie waren auch deshalb besonders wertvoll für das Erzhaus, weil es dafür nicht die Ressourcen der eigenen Erbländer einsetzen musste.

Eine andere Schlüsselstelle in der Reichsverfassung, deren sich das Kaiserhaus für seine Zwecke bedienen konnte, war die des kaiserlichen Prinzipalkommissars auf dem Reichstag in Regensburg. Wie Maria Theresia den Reichstag als politische Schaltstelle für die erbländische Politik nutzte, zeigt beispielhaft die Geschichte des Prinzipalkommissars Alexander

Ferdinand von Thurn und Taxis (1739–1773).[119] Die Familie Thurn und Taxis war seit Generationen im erblichen Besitz des Reichspostmonopols und ein fester Baustein im habsburgischen Patronagesystem; Kaiser Leopold I. hatte sie 1695 in den Fürstenstand erhoben. Die Loyalität der Familie lag dem Kaiserhaus nicht zuletzt deshalb besonders am Herzen, weil sie es ermöglichte, den Briefverkehr im Reich systematisch zu nutzen, zu kontrollieren und auszuspähen. Schon unter Maria Theresias Vater war ein Netz

geheimer Postlogen, sogenannter *Schwarzer Kabinette*, aufgebaut worden, in denen die eingehenden Briefe nach Bedarf unbemerkt geöffnet, gelesen, wieder verschlossen und weiterbefördert wurden.[120] Eine enge Verbindung des Generalpostmeisteramts mit dem Kaisertum war für beide Seiten höchst vorteilhaft, und nach der Logik der ständischen Gesellschaft baute man eine solche Verbindung auf familiale, generationenübergreifende Loyalitäten. Der Wechsel im

Kaisertum war daher eine empfindliche Störung in der langfristigen Strategie beider Familien.

Maria Theresia empfand es als ungeheuren Treuebruch, als sich Alexander Ferdinand 1742 auf die veränderten Umstände einstellte, für den Wittelsbacher *Afterkaiser* Karl VII. ein Dragonerregiment für den Erbfolgekrieg aufbot und sich von ihm wenig später mit dem Amt des Kaiserlichen Prinzipalkommissars am Reichstag betrauen ließ, dem *ersten und vornehmsten Character […], welchen*

Ihro Kayserl. Majest. im Reich zu verleihen haben.[121] Der Prinzipalkommissar repräsentierte den Kaiser im vollen Sinne des Wortes, das heißt, er trat auf und wurde behandelt, als ob er der Kaiser selbst wäre. Das Amt verschaffte daher einen ungeheuren Gewinn an Ehre und erforderte umgekehrt Repräsentationsaufwendungen, die das schmale Gehalt ungefähr um das Zehnfache überstiegen. Darüber hinaus ließ Karl VII. das Reichsgeneralpostamt zu einem fürstlichen Thronlehen erheben.

Für die Familie Thurn und Taxis bedeutete das eine immense Mehrung ihres symbolischen Kapitals; die Bindung an den neuen Kaiser versprach weiteren zügigen Aufstieg in der ständischen Hierarchie. Dass dessen Herrschaft nicht von langer Dauer sein würde, war ja nicht vorauszusehen.

Maria Theresia reagierte auf den Treuebruch mit äußerster Empörung und erließ den Befehl, Alexander Ferdinand, der sich in Brüssel aufhielt, dort festsetzen zu lassen, um ihn zum Verzicht auf das Prinzipalkommissariat zu

zwingen, was aber durch die Vermittlung des Kurfürsten von Mainz verhindert wurde.[122] Nach drei Monaten Arrest kam der Fürst wieder auf freien Fuß. Als Karl VII. starb, galt es nun, das Reichspostmeisteramt wieder an das Haus Habsburg zu binden, um über das unschätzbar wertvolle Kommunikationssystem verfügen zu können. Da die Reichspost aber ein erbliches Reichslehen war, konnte sie dem Haus Thurn und Taxis nicht einfach entzogen werden. Maria Theresia setzte daher auch in diesem Falle die

Strategie des gnädigen Verzeihens ein. Der Fürst von Thurn und Taxis durfte zuerst 1745 eine Prinzessin aus dem Haus Lothringen heiraten; wenig später bekam er zuerst den Titel eines Wirklichen Geheimen Rates der Kaiserin, zwei Tage später den gleichen Titel auch im Namen des Kaisers verliehen. Als dann 1748 das Prinzipalkommissariat wieder frei wurde, weil der Amtsvorgänger freiwillig resignierte, übertrug der Kaiser dem Fürsten Alexander Ferdinand das ebenso prestigeträchtige wie kostspielige

Amt aufs Neue. Dabei sollte es bleiben; bis zum Untergang des Reiches behielt die Familie Thurn und Taxis das Amt des kaiserlichen Prinzipalkommissars. Und nicht allein das. Alexander Ferdinand wurde zudem 1749 in den hochexklusiven Orden vom Goldenen Vlies aufgenommen, was ihm den privilegierten Zugang zum Hof sicherte.[123] Die Beförderung von Rang und Ehre seiner Familie war aus mehreren Gründen auch weiterhin ein wichtiges Element im habsburgischen Patronagesystem. Erstens war kaum jemand anders

bereit und in der Lage, ein derart aufwendiges Amt auf eigene Rechnung angemessen auszufüllen. Zweitens war das Reichspostwesen ein unschätzbares Kommunikations- und Kontrollinstrument, auf das das Haus Habsburg nicht verzichten konnte. Und drittens war der Reichsgeneralerbpostmeister selbst ein einflussreicher Patron, der seine Klientel im Südwesten des Reiches fester an das Kaiserhaus band, was zur Unterstützung gegen Preußen dringend nötig war.

Was Fürst Alexander Ferdinand

im Gegenzug erwartete, lag auf der Hand. Er brauchte die Unterstützung des Kaiserhauses zum einen, um das ihm zunehmend streitig gemachte Postmonopol im Reich zu verteidigen, und zum anderen, um die Standeserhebung der Familie zu vollenden. Seine Familie befand sich nämlich rangmäßig in einem unbefriedigenden Schwebezustand. Sie war zwar 1695 in den Fürstenstand erhoben worden, verfügte aber nicht über ein entsprechendes Reichsterritorium und daher auch noch nicht über

Sitz und Stimme im Fürstenrat des Reichstags. Die alteingesessenen Reichsfürsten fassten es als Affront auf, dass der Kaiser ihnen einen Prinzipalkommissar zumutete, dem sie höchste Ehrerbietung entgegenbringen sollten, obwohl er geringeren Standes war als sie selbst. Zugleich wehrten sie sich mit allen Mitteln dagegen, einen Titularfürsten wie Thurn und Taxis in ihren Kreis aufzunehmen. Es wurde allgemein als peinlicher Verstoß gegen die ständische Ordnung empfunden, dass Alexander Ferdinand den Kaiser

gegenüber dem Reichstag vertrat, zu dem er selbst aber gar keinen Zutritt hatte. Das widersprach der Logik der ständisch-hierarchischen Ordnung eklatant. Alles musste also darangesetzt werden, der Familie Thurn und Taxis die *solenne Introduktion* in die Fürstenkurie des Reichstags zu ermöglichen. Dieses Ziel hatte für Maria Theresia höchste politische Priorität.

Im reichspolitischen Geschäft galt Alexander Ferdinand zwar als faul und inkompetent; es hieß, sein Gewicht sei *moins que zéro* –

geringer als Null.[124] Aber darauf kam es nicht an. Die eigentliche Arbeit machte seit 1745, und zwar höchst geschickt und erfolgreich, sein Stellvertreter, der Konkommissar Carl Joseph von Palm, ein engagierter bürgerlicher Aufsteiger der zweiten Generation, der sich bereits unter Karl VI. und dann unter Maria Theresia selbst in vielerlei diplomatischen Diensten äußerst verdient gemacht und sogar eine Avance Karls VII. mit dem Hinweis auf seine Bindung an das Erzhaus ausgeschlagen hatte.[125] Als loyaler, versierter und

ambitionierter Diplomat vertrug sich Palm mit seinem indolenten Vorgesetzten, dem Prinzipalkommissar, nicht immer gut. Palm machte sich Sorgen wegen dessen enger Beziehungen zu Gegnern des Hauses Habsburg und beschwerte sich über dessen häufige und lange Abwesenheiten vom Reichstag. Auch um Fragen des zeremoniellen Umgangs, ein Dauerthema in Regensburg, kam es immer wieder zu Konflikten zwischen Palm und dem Fürsten von Thurn und Taxis, deren Gattinnen sich überdies gegenseitig

nicht leiden konnten. Vor diesem Hintergrund ist es wenig überraschend, dass der hochmotivierte und erfolgreiche Palm früher oder später einer Intrige zum Opfer fiel. Bei aller Kompetenz hatte er eine Grundregel höfischer Klugheit außer Acht gelassen, nämlich sich nie auf seine fachlichen Qualitäten zu verlassen, sondern stets den Neid der Konkurrenten in Rechnung zu stellen. Deshalb war es geraten, von seinen Verdiensten kein Wesens zu machen, ja sie am besten sogar anderen

zuzuschreiben.[126] Auch mangelte es ihm offenbar an der nötigen Geschmeidigkeit; man warf ihm *hartnäckigen Eigensinn* vor.[127] Thurn und Taxis jedenfalls gewann die Überzeugung, Palm hintertreibe seine Einführung in den Fürstenrat – wofür sich in den Quellen allerdings keine Anhaltspunkte finden, im Gegenteil.[128] Drahtzieher dieser Beschuldigungen scheint ein überaus emsiger und ehrgeiziger Funktionär der Taxis'schen Post namens Lilien gewesen zu sein, der sich wenig später um den

systematischen Ausbau der Schwarzen Kabinette verdient machte.[129] Jedenfalls drohte Thurn und Taxis dem Kaiserpaar mit seinem Rücktritt vom Amt des Prinzipalkommissars, wenn Palm nicht vom Reichstag entfernt würde. Palm, im Bewusstsein seiner untadeligen Loyalität und seiner allseits bekannten Verdienste um das Erzhaus, war empört, reiste nach Wien und *legte sein Schicksal den beiden Majestäten zu Füßen*.[130] Das brachte diese in eine äußerst unbehagliche Lage, denn in der Tat wurden die Verdienste

Palms selbst von seinen Gegnern nicht geleugnet.[131] Doch Maria Theresia handelte gemäß der Logik der ständischen Gesellschaft. Sie entschied sich für den Fürsten und ließ den verdienten bürgerlichen Diener fallen. Palm zog sich daraufhin tief gekränkt auf seine Güter zurück und nahm fortan kein kaiserliches Amt mehr an. Thurn und Taxis hingegen setzte mit Unterstützung Maria Theresias kurz darauf die lang ersehnte feierliche Einführung in den Fürstenrat durch.[132]

Die Geschichte ist in

verschiedener Hinsicht signifikant; sie zeigt die Prioritäten der Kaiserin-Königin. Nämlich erstens: Reichspolitik war habsburgische Hauspolitik mit Reichsmitteln, nicht eine auf das Reich als politisches Ganzes ausgerichtete Politik. Zweitens: Maria Theresia war die entscheidende Akteurin dabei; an sie richteten die Beteiligten ihre Schreiben; der Kaiser wurde, wenn überhaupt, dann erst später hinzugezogen. [133] Und drittens: Auf der Ebene des Reiches wog für Maria Theresia der Inhaber eines Erbamtes und

verschwägerte Aristokrat – trotz erwiesenermaßen brüchiger Loyalität – schwerer als der zuverlässige und arbeitsame, aber eben doch austauschbare Diener, so zuverlässig er seine reichspolitische Arbeit auch erledigen mochte. Es war für sie in diesem Fall vernünftiger, der ständischen Logik des Reichsverbandes zu folgen als der Logik individuellen Verdienstes. Damit praktizierte sie im Hinblick auf das Reich genau die traditionelle Strategie, die es in den Erbländern zur selben Zeit zu überwinden galt – wo es nämlich

darum ging, ein völlig *neues Systema* zu etablieren.

V
REFORMEN

~

Abb. 18: Kaiserliche Vorstellungsuhr der Gebrüder Knaus aus Darmstadt. Wien, Hofburg, Präsidentschaftskanzlei

Der Staat als Maschine

Im Oktober 1750 ließ Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt eine staunenerregende Gabe nach Schönbrunn bringen, um dem Kaiserpaar zu seinem doppelten Jubiläum zu gratulieren – Maria Theresia zum zehnten Jahrestag ihrer Thronbesteigung in den Erbländern und Franz Stephan zum fünften Jahrestag seiner Kaiserkrönung. Es handelte sich um einen fast zwei Meter hohen und über 100 Kilogramm schweren silbernen Wunderautomaten, eine gigantische, von Rocaillen, Figuren

und Herrschaftssymbolen geradezu überwucherte Prunk-Spieluhr, die noch heute in den Repräsentationsräumen des österreichischen Bundespräsidenten zu sehen ist (Abb. 18).[1] Der Clou dieses Wunderautomaten besteht in einer Guckkastenbühne in der Mitte unterhalb des Zifferblatts. Darauf spielt sich, wenn man die Uhr in Gang setzt, eine komplexe, musikalisch untermalte Vorstellung ab. Vor dem Hintergrund einer Triumpharchitektur ziehen von rechts und links Kaiser und Kaiserin auf, denen

Repräsentanten dreier Länder ihre Herrschaftsinsignien darbringen: Franz erhält die Reichskrone, Maria Theresia die Kronen von Ungarn und Böhmen. Dann naht das Unglück in Gestalt eines Dämons der Zwietracht und des Hasses, der drohend aus dunklen Wolken über den Häuptern des Paares erscheint. Doch göttliche Hilfe ist nicht weit; von der anderen Seite des Himmels schwebt der Erzengel Michael mit dem Flammenschwert herunter und vertreibt den teuflischen Genius. Zum Schluss tritt Klio, die Muse der

Geschichte, auf und schreibt mit goldenen Lettern die Worte *Vivant Franciscus et Theresia* an den Himmel, Lorbeerkränze senken sich auf das Kaiserpaar herab und triumphale Fanfaren erklingen. Das Ganze erscheint wie eine extrem elaborierte, höfisch-barocke Version der szenischen Vorstellungen an den Turmuhren mancher Städte. Man wird erinnert an die Nürnberger Frauenkirche, deren Uhrwerk jeden Tag um zwölf Uhr mittags die Figuren der sieben Kurfürsten hervortreten und um die goldene Figur des Kaisers kreisen

lässt.

Die bizarre *Vorstellungsuhr*, die der hessische Landgraf von seinen Hofuhrmachern Ludwig und Friedrich Knaus hatte konstruieren lassen, war ein Zeichen der Ergebenheit gegenüber dem Kaiserhaus, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte. Nicht nur wegen ihrer schieren Größe und ihres materiellen Wertes – man schätzte ihn auf 80.000 Gulden –, sondern vor allem wegen der Spitzenleistung der Uhrmacherkunst, deren erstaunliche Präzision hier ganz in

den Dienst der Verherrlichung des Hauses Habsburg gestellt wurde, stellte die *Kayserliche Vorstellungsuhr* jede andere Gabe an Kostbarkeit und Originalität in den Schatten. Die Motive des Landgrafen waren allerdings nicht völlig uneigennützig. Er hoffte, dass Maria Theresia im Gegenzug alte *Hausschulden* aus dem Dreißigjährigen Krieg in Höhe von 300.000 Gulden begleichen werde. Anlässlich der Übergabe der Uhr ließ er seinen Gesandten mit ihr darüber verhandeln, allerdings ohne Erfolg. Immerhin wurde seine

aufwendige Gabe später durch die Verleihung eines kaiserlichen Regimentskommandos belohnt, während sein Hofuhrmacher Zeit seines Lebens auf den Kosten für die Uhr sitzenblieb.[2] Sie wurde später in der Schatzkammer der Burg aufbewahrt, wo Besucher von Stand sie sich vorführen lassen konnten.[3]

Mechanische Wunderwerke wie die *Kayserliche Vorstellungsuhr* faszinierten die Zeitgenossen im Allgemeinen und das Kaiserpaar im Besonderen. Franz Stephan hatte ein physikalisch-mathematisches

Kabinett angelegt, in dem er kostbare astronomische Uhren und Automaten aller Art versammelte. Friedrich Knaus, den Schöpfer der Vorstellungsuhr, stellte er später selbst als Hofmechanicus für dieses Kabinett ein. Knaus konstruierte unter anderem eine *Schreibmaschine* und präsentierte sie dem Kaiser zu seinem fünfzehnten Thronjubiläum: einen Automaten in einem weltkugelförmigen Gehäuse, gekrönt von einer kleinen silbernen Frauenfigur, die mit Feder und Tinte zierliche

Buchstaben auf eine Tafel zu schreiben in der Lage war.[4] Die kenntnisreiche Förderung durch Franz Stephan machte Wien zu einem Zentrum der europäischen Uhrmacherkunst. Der Hof zog einzelne geniale Gelehrte und Mechaniker an, meist Geistliche oder Laienbrüder, die sich im Kloster mit der Konstruktion astronomischer Uhrenautomaten befassten und ihre Meisterwerke dem Kaiserpaar zum Geschenk machten (wofür sie mit Pensionen und Gnadengaben belohnt wurden).[5] Auch Maria Theresia

begeisterte sich für solche *mathematischen Kunststücke* und *curieusen Machinen* und besaß mehrere außergewöhnliche astronomische Prunkuhren.[6] Physikalische und geometrische Grundbegriffe hatte sie als Schülerin von dem Hofmathematiker Marinoni, Leiter der Sternwarte und Direktor der Wiener Akademie für Geometrie und Kriegswissenschaften, vermittelt bekommen. Der Oberstkämmerer Khevenhüller berichtet mehrfach davon, dass sie der Hofgesellschaft seltene

Automaten vorführen ließ. So erwähnt er 1745 drei erstaunliche Maschinen in Menschengestalt, die sich scheinbar ohne äußeren Antrieb von allein bewegten und allerlei Tätigkeiten ausführten. Maria Theresia ließ den Mechaniker, der diese Maschinenmenschen auf dem Wiener Alten Markt gezeigt hatte, nach Schönbrunn kommen und dort eigens eine Hütte errichten, damit er sie der Hofgesellschaft präsentieren konnte.[7]

Womöglich noch staunenswerter waren die Wunderwerke, die der

königlich-ungarische Hofkammerrat Wolfgang von Kempelen in seinen Nebenstunden für den Kaiserhof konstruierte. Er schuf alle möglichen mechanischen Geräte – von den Wasserspielen im Park von Schönbrunn bis hin zu einer speziellen mechanisch verstellbaren Liege für die im Alter unbeweglich und rheumatisch gewordene Kaiserin.[8] Sein größter Coup aber war der schachspielende ‹Türke›, den er 1769 unter allgemeinem Applaus bei Hof vorführte. Bei dem Schachspieler handelte es sich

allerdings um einen Trick: In dem Gehäuse war ein Mensch verborgen, der die Schachzüge des Automatenmenschen dirigierte. Doch das konnte Kempelen damals zunächst erfolgreich geheim halten. Dass sein Publikum es für möglich hielt, eine menschliche Intelligenzleistung wie das Schachspiel kausal-mechanisch nachzubilden, zeigt, welch erstaunliches Zutrauen man zur mechanischen Kunst hatte. Von mechanischen Modellen erwartete man, dass sie alle Vorgänge der physischen Welt imitieren und

damit durchschaubar machen könnten. Wenn am Modell eines astronomischen Uhrwerks ablesbar war, wie die Bewegungen der Himmelskörper funktionierten, warum sollte es dann nicht auch möglich sein, anhand mechanischer Modelle zu verstehen, wie Lebewesen funktionieren, die sich ja auch von ganz allein bewegen, ohne dass eine äußere Antriebskraft zu sehen ist? Die Naturwissenschaft des 17. Jahrhunderts hatte das Weltbild nachhaltig «mechanisiert», das heißt, die

gesamte materielle Welt nach Gesetzen der mechanischen Kausalität zu verstehen gelehrt. Danach erschien das ganze Universum als eine Art Uhrwerk, das nach ewigen Naturgesetzen gemäß der weisen Konstruktion eines göttlichen Uhrmachers, einmal aufgezogen, mit großer Regelmäßigkeit von allein läuft, so dass man zu dessen Erklärung weder auf verborgene innere Absichten zurückgreifen noch an Wunder glauben muss. Diese mechanistische Weltsicht blieb zwar nicht unwidersprochen, sie

war aber lange Zeit die dominierende und trug zu der großen Faszination bei, die von all diesen menschengemachten Automaten ausging – von den astronomischen Uhren, die die Himmelsbewegungen simulierten, über die *Männleinlaufen* an den Kathedralen und Rathaustürmen bis hin zu Jahrmarktspuppen, die scheinbar selbstständig Hanswurst-Kunststücke vorführten.

Die *Kayserliche Vorstellungsuhr* wirkt aus heutiger Sicht bizarr, weil sie vieles in einem ist: Herrschaftssymbol und

Huldigungsgabe, Prunkobjekt der Silberschmiedekunst, physikalisches Präzisionsgerät, aber auch Spielzeug für Erwachsene mit Anklängen an eine Jahrmarktsbelustigung. Doch für die damaligen Zeitgenossen waren die Sphären von Wissenschaft und Fürstenhof, Kunst und Handwerk nicht so klar getrennt wie heute. Naturwissenschaftliche Experimente wurden oft als Spektakel im adeligen Salon oder auf dem städtischen Marktplatz vorgeführt. Die gesamte Wissenskultur befand sich in einem

tiefgreifenden Umbruch. Die größten technischen Fortschritte verdankten sich dem Zusammenwirken von althergebrachter spekulativer Gelehrsamkeit und gemeinem Handwerk, von «hoher» Mathematik und «niederer» Mechanik. Die experimentellen Naturwissenschaften waren noch nicht fest an den Universitäten etabliert; die neue Art der Forschung war noch kaum professionalisiert und methodisch standardisiert, sondern spielte sich an Höfen, in Klöstern und

Werkstätten, Sozietäten und Akademien ab. Jeder Interessierte, auch Frauen und Kinder, konnte daran teilhaben.

Neue mechanische Geräte aller Art spielten dabei eine Schlüsselrolle. Das Uhrwerk, anschaulichstes Idealbild einer von selbst laufenden Maschine, war die Lieblingsmetapher der Zeit und das erkenntnisleitende Modell schlechthin. Kein Geringerer als René Descartes hatte sie in der Philosophie prominent gemacht. Auf allen Gebieten des Wissens hatte der Begriff ‹Maschine›

Hochkonjunktur. Im 18. Jahrhundert sprach man beispielsweise von der *tierischen* oder *menschlichen Maschine*, wenn man den lebendigen Körper meinte. Und nicht nur in Physik, Medizin und Theologie, auch in der Politik hielt die Maschinenmetapher Einzug. Das lag schon deshalb auf der Hand, weil man seit der Antike das Gemeinwesen stets mit einem lebendigen Körper verglichen hatte. Wenn man den Körper als Maschine betrachtete, dann auch den politischen Körper. Als nun die

Lehre vom Gemeinwesen, die *Politica*, neuerdings mit einem geradezu mathematischen Gewissheitsanspruch, *more geometrico*, auftrat, lag es nahe, sich dort ebenfalls auf das Uhrwerk als Modell und Metapher des Staates zu stützen.[9] Schon Thomas Hobbes hatte seine streng materialistisch-mechanistische Staatstheorie auf diese Metapher gegründet.[10]

Im deutschen Raum verdankte das Ideal vom Fürstenstaat als einer *wohl eingerichteten Maschine* seine große Prominenz dem

Thüringer Johann Heinrich Gottlob Justi, einem Universalgelehrten und Projektemacher, der zu Beginn der 1750er Jahre in Wien eine ebenso rasante wie kurze Karriere machte. Justi hatte im lutherischen Wittenberg Jura und das noch junge Fach Kameralwissenschaften studiert und war 1750 an das Theresianum, die 1746 von Maria Theresia gegründete Adelsakademie, berufen worden, nicht ohne vorher rasch zum Katholizismus konvertiert zu sein. [11] Justi gilt als der große Systematiker der österreichischen

Kameralistik. Dieser Wissenszweig befasste sich seit Mitte des 17. Jahrhunderts mit der Frage, wie man die fürstliche Schatzkammer – modern gesprochen: die Staatskasse – durch die gezielte Nutzung aller möglichen Finanzquellen, nicht zuletzt durch die Förderung der Wirtschaftskraft der Untertanen und ein wohldurchdachtes Steuersystem, effizienter und nachhaltiger füllen könne.[12] Justi bearbeitete diese Fragen erstmals in einer streng systematischen Ordnung, die er

von dem damals hochberühmten Philosophen Christian Wolff übernommen hatte. Damit fand die Kameralistik den Anschluss an *die* deutsche Modephilosophie des 18. Jahrhunderts, die Naturrechtslehre, die sich mit den Grundlagen aller menschlichen Ordnung befasste, von Ehe und Familie über das bürgerliche Gemeinwesen (*societas civilis*) bis hin zum Völkerrecht.[13] Justis Lehrbuch der Staatswirtschaft (1754) erfüllte die neuen Ansprüche an die Kameralistik als eine wissenschaftliche Disziplin; es

fand großen Anklang auch bei Maria Theresias Ministern und wurde zur Instruktion der Beamten an die lokalen Verwaltungsbehörden verteilt.[14]

Schon bei seiner Antrittsvorlesung am Theresianum lehrte Justi, dass man den Staat wie eine Maschine betrachten müsse, deren Wirkung allein von der systematischen Ordnung aller seiner Tätigkeiten abhängt: *Die grosse Einrichtung des gemeinen Wesens ist eine Maschine, davon alle Theile, alle Räder, alle Triebfedern übereinstimmen müssen.*[15] Der

Regent, so schrieb er, *muß der Werkmeister, die erste Triebfeder oder die Seele seyn, wenn man so sagen kann, die alles in Bewegung setzet.* [16] Deshalb sei die unumschränkte monarchische Regierungsform die beste von allen. Denn die Staatsmaschine dürfe und könne nur von einem allein in allen ihren Teilen überblickt und in ihrer Ordnung erhalten werden. Der Regent könne zwar nicht alle Einzelheiten selbst beurteilen, sondern müsse sich darin auf die Berichterstattung seiner Minister und Bedienten

verlassen. Er solle auch *weder sein eigener Staatskanzler, noch sein oberster Justizpresident, noch sein Kriegsminister, noch sein Finanzpresident seyn.*[17] Seine einzige Aufgabe sei es vielmehr, stets zu prüfen, ob deren Vorschläge mit dem *entworfenen Regierungsplan und mit dem allgemeinen Endzwecke des Staats übereinstimmen*. Das allerdings setzte voraus, dass der Staat erst einmal in eine vollkommene Ordnung gebracht werde. Genau darin sah Justi die erste Aufgabe eines weisen Regenten, und dazu

gab er selbst in seinen Vorlesungen und Schriften alle nötigen Handreichungen. Sei die Maschine aber einmal vernünftig und systematisch konstruiert, dann brauche es nichts weiter, als ihren ordentlichen Lauf zu überwachen: *Die Maschine wird von selbst gehen und alle Kräfte und Thätigkeit zeigen, deren sie fähig ist.*[18]

Der höchste und allgemeinste Grundsatz, nach dem der Regent die Staatsmaschine zu konstruieren habe, sei deren *Endzweck*, nämlich *Stärke und Glückseligkeit des Staates. Sobald ein gewisser*

Endzweck vorhanden ist, höret alles Willkührliche der Ordnung auf, und die Dinge müssen diesem Endzwecke gemäß geordnet werden. Alle Ordnungen, welche zu diesem Endzwecke gar nichts, oder nur wenig beytragen, sind wirkliche Unordnungen, ob sie gleich […] in einem anderen Verhältnisse allerdings als Ordnungen angesehen werden könnten. Der Endzweck der staatlichen Stärke und Glückseligkeit – was das genau war, definierte allerdings im Zweifelsfall der Regent – diente als absoluter Maßstab, an dem sich

alles Altüberkommene und Bestehende, alle Traditionen, Gewohnheiten, Privilegien und Freiheiten messen lassen mussten. *Was für ein weites Feld eröffnet sich hier nicht, tausend Bemerkungen über die Einrichtungen der Staaten in ihren politischen und geistlichen Verfassungen zu machen, die, wenn man sie aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, weiter nichts als schöne und ordentliche Unordnungen sind. Jedoch diese Seite zu berühren ist die allerzärtlichste; und nichts ist so gefährlich als tief eingewurzelte Vorurtheile zu bestreiten.*[19]

Justi wusste, wovon er sprach. Er hatte zu Beginn der 1750er Jahre in den Erbländern aus der Nähe beobachtet, wie Maria Theresia und ihr Minister Haugwitz gegen alle Widerstände ein *Neues Systema* der Staatsverwaltung zu implementieren versuchten. Allerdings war Justis Staatsmaschinenideal eher von Haugwitz' Reformpolitik inspiriert als umgekehrt, denn seine Schriften entstanden erst nach dem großen Reform-Coup von 1748/49. Und dass dem tatsächlich ein solches theoretisches

Generalprogramm zugrunde lag, ist zu bezweifeln. Doch Justi – und viele andere zeitgenössische Autoren – deuteten die Reformpraxis als planmäßiges Vorgehen, das zum Ziel habe, die Staatsverwaltung zu einem vollkommen einheitlichen, hierarchisch durchstrukturierten Zweck-Mittel-System umzugestalten, in dem sich jedes einzelne Element durch seinen Beitrag zum Endzweck zu rechtfertigen hatte und keinem Teil gestattet war, seine eigenen Absichten und Sonderinteressen zu

verfolgen. Justi und nach ihm viele andere Staatswissenschaftler taten im Grunde nichts anderes, als die Vielzahl der alten und neuen Staatsaufgaben in eine systematische gedankliche Ordnung zu bringen. Sie behandelten den Staat wie ein philosophisches Lehrgebäude, das aus wenigen allgemeinen Axiomen schrittweise alle einzelnen Lehrsätze abzuleiten erlaubt: ein *Systema*. Dieser Lieblingsausdruck der Reformer stammte aus der Philosophie und hatte mit der Praxis des Regierens und

Verwaltens nicht viel zu tun. Doch der Begriff des Systems und das dahinter stehende Bild des gleichmäßig von selbst laufenden Uhrwerks entfalteten eine außerordentliche Suggestivkraft. Es waren unmittelbar einleuchtende Legitimationsformeln, um mit dem mächtigen, altehrwürdigen Herkommen aufzuräumen. Sie prägten und polarisierten die öffentlichen Debatten, die in der zweiten Jahrhunderthälfte über die Reformpolitik geführt wurden.

Alte Gewohnheiten

Die Erbländer waren alles andere als ein wohleingerichtetes Uhrwerk, sie waren ja nicht einmal ein Ganzes, nicht *ein* Staat. Aus der Perspektive von Leuten wie Justi war da nichts als Unordnung, ein undurchdringlicher Wirrwarr von konkurrierenden Herrschaftsinhabern und Autoritäten, zahllosen Kanzleien, Ämtern, Räten und Kommissionen, und zwar für die einzelnen Länder oder Ländergruppen jeweils andere. Seit dem 16. Jahrhundert hatten sich die Institutionen immer

mehr vervielfältigt, waren aufgespalten und ergänzt worden, entsprechend der wechselhaften Geschichte der Länder, die unter den jeweiligen Erben mehrfach neu aufgeteilt und umgruppiert worden waren. Es gab auch keine eindeutigen sachlichen Zuständigkeiten, sondern Justiz, Militär, Finanzen, Beziehungen zu auswärtigen Potentaten und Familienangelegenheiten – all das lag weitgehend ungetrennt in mehreren verschiedenen Händen, so dass Kompetenzstreitigkeiten allgegenwärtig waren. Dem

Wirrwarr innerhalb der einzelnen Länder entsprach das Durcheinander auf der zentralen Ebene in Wien, wo doch in der Hand der Monarchin eigentlich alle Räder der Staatsmaschine durch einen großen Hebel in Gang gesetzt und kontrolliert werden sollten.

Doch was aus der Perspektive des neuen mechanistischen Staatsprogramms schiere Unordnung war, hatte eben seine eigene Logik, und dieser Logik war auch die habsburgische Dynastie lange Zeit durchaus zu ihrem

Vorteil gefolgt. Es gab nämlich keinen klaren und eindeutigen Gegensatz zwischen den Interessen von Monarch und Ständen. Die Historiker haben lange Zeit die Geschichte des «ständestaatlichen Dualismus» allzu einfach erzählt: hier der Kampf der monarchischen Zentralgewalt um den Aufbau des modernen Gesamtstaates, dort der zähe und illegitime Widerstand der mächtigen privilegierten Stände – oder anders gesagt: hier das *öffentliche* Staatsinteresse, vertreten von den Monarchen, dort die *privaten* Partikularinteressen,

vertreten von den großen Adelsfamilien in den Ländern. Diese Gegenüberstellung von Öffentlich und Privat ist ein Anachronismus des 19. Jahrhunderts. Tatsächlich lagen die Dinge viel komplizierter. Auch die Herrscherdynastie war ja zunächst einmal eine (wenn auch durch sakrale Weihe herausgehobene) Hochadelsfamilie unter anderen und hatte sich erst allmählich über die Jahrhunderte gegen die vielen adeligen Herrschaftskonkurrenten durchgesetzt. Bei den Habsburgern

spielten dabei der Abwehrkampf gegen die Osmanen und die Verteidigungskriege gegen Ludwig XIV. eine wesentliche Rolle, ebenso wie die Niederschlagung der protestantischen Bewegungen in Böhmen und Österreich und die erfolgreiche Rekatholisierungspolitik nach dem Dreißigjährigen Krieg. Doch der Ausbau der habsburgischen Herrschaft beruhte nicht zuletzt darauf, dass die Habsburger sich die anderen großen Adelsfamilien durch ein feingesponnenes Netz

von Leistungen und Gegenleistungen verpflichtet hatten. Die ganze Herrschaftsordnung beruhte auf dem Grundsatz *do ut des*. Die Magnatenfamilien in den Erbländern herrschten auf ihren riesigen Gütern unangefochten über ihre eigenen Untertanen, aber nicht nur das: Sie bekleideten auch die hohen Ämter bei Hof, in den Zentralbehörden, beim Militär und in der Kirche, von denen es eine große und unüberschaubare Vielzahl gab. Die gemeinsame soziale Logik, die die Adelsfamilien

(und nicht nur sie) mit den Habsburgern selbst grundsätzlich teilten, war eine Logik von Haus und Familie. Es ging um die generationenübergreifende Beförderung von *Stamm, Rang und Namen*;[20] alles andere war stets Mittel zu diesem Zweck. Nach dieser Logik aber stand die standesgemäße Versorgung von Familienmitgliedern im Vordergrund, nicht die Verfolgung irgendwelcher abstrakter Staatszwecke. Kurz gesagt: Es galt Ämter für Personen zu finden und nicht Personen für Ämter. Diese

soziale Logik prägte die Struktur aller Institutionen, vom höchsten Amt bis zum geringsten.

Sie prägte vor allem auch das Verhältnis der einzelnen Erbländer zur Monarchie. Ein ‹Land› – davon war am Beispiel Ungarns schon ausführlich die Rede – definierte sich als politische Einheit seit dem ausgehenden Mittelalter über die Landstände, also Adelsfamilien, geistliche Korporationen und Städte, die mehr oder weniger regelmäßig auf Landtagen zusammentraten, um mit dem Vertreter der Krone über Steuern

und Beschwerden aller Art zu verhandeln.[21] Da die bewilligten Finanzhilfen aber kaum je pünktlich und vollständig einliefen und auch nie ausreichten, wurde die Krone zunehmend zur Schuldnerin und musste ihre eigenen Einkunftsquellen, wie Bergwerke oder Zölle, mehr und mehr an die Stände verpfänden. Die Ständekorporationen aber wurden von den großen eingesessenen Adelsfamilien dominiert, die traditionell auch den Landeshauptmann oder Landmarschall stellten und alle

wichtigen Hofämter besetzten. In diesem Verhältnis waren beide Seiten aufeinander angewiesen und profitierten zugleich wechselseitig voneinander: das Kaiserhaus ebenso wie die großen Familien. Doch verschiedene Faktoren, wie die Vorteile der Kaiserwürde und vor allem die Siege gegen die Osmanen, die den Habsburgern riesige Landgewinne beschert hatten, verschoben die Gewichte allmählich zu Gunsten des Herrscherhauses. Es wurde immer attraktiver für die Adelsfamilien, sich mit dem Erzhaus gutzustellen.

Das ist nicht zuletzt an der gewandelten Selbstdarstellung der erbländischen Stände abzulesen. Sie setzten sich um 1700 zunehmend dadurch selbst in Szene, dass sie dem Kaiser Denkmäler errichteten oder ihm auf andere Art symbolisch huldigten, um sich in seinem stetig wachsenden Glanz zu sonnen.[22] Umgekehrt konnte aber auch das Erzhaus ohne die Magnaten schlicht nicht auskommen, denn ohne sie waren die Länder nicht zu regieren, ohne sie war an ihre reichen Ressourcen nicht

heranzukommen.

Die Einkünfte, über die ein Herrscher damals verfügte – so auch Maria Theresia zu Beginn ihrer Regierung – waren grundsätzlich von zweierlei Art: *Cameralia* und *Contributionalia*. Die Cameralia bestanden in all dem, was dem Herrscherhaus aus seinen eigenen Ländereien, den Krondomänen, und aus allen möglichen Regalien und Vorrechten zufloss: aus Berg-, Münz- und Zollrechten, Taxen und Gebühren sowie indirekten Steuern auf Güter aller Art, vom

Bieraufschlag bis zum Fleischkreuzer. Die *Contributionalia* hingegen waren Steuern, die die Krone von den Landständen immer aufs Neue erbitten musste und mit denen vor allem die Kriege finanziert wurden. Über diese Kontributionen wurde auf Landtagen verhandelt. Zwar konnten sich beide Seiten dabei schwer über die ungeschriebenen Regeln der Wechselseitigkeit hinwegsetzen – wenn die Krone um Hilfe bat, konnten die *allergehorsamsten* Stände sich kaum der Bewilligung entziehen. Doch

der springende Punkt war: Diese Steuern gelangten nie wirklich in die Verfügungsgewalt der Krone. Die Stände selbst waren es, die die bewilligten Summen auf ihre eigenen Untertanen umlegten, sie eintrieben, verwalteten und zum größten Teil auch wieder ausgaben, nämlich für die Aufstellung und Unterhaltung von Truppen, die sie für den habsburgischen obersten Kriegsherrn ins Feld schickten, aber nicht allein dafür. Schon der Begriff «Staatseinkünfte» ist also irreführend. So etwas wie einen

Gesamtetat oder eine gesamtstaatliche Buchführung gab es nicht. Keine Hofstelle hatte einen Überblick über sämtliche Einkünfte und Verbindlichkeiten der Monarchie.

Die Behörden, die die Kontributionen verwalteten, waren die Kanzleien der jeweiligen Länder. Jedes Land (bzw. jede Ländergruppe) besaß in Wien eine eigene Behörde mit einer eigenen Geschichte. Es gab eine österreichische, eine böhmische und eine ungarische Hofkanzlei, eine für Siebenbürgen, eine für die

italienischen Territorien und eine für die Niederlande. Die Reichshofkanzlei, das Organ des Kaisers als Reichsoberhaupt, von der schon die Rede war, spielte wiederum eine eigene Rolle.[23] Die Hofkanzleien hatten aber keineswegs nur die Aufgabe, die Finanzen des betreffenden Landes zu verwalten; sie waren zugleich Gerichtshöfe, oberste Regierungsstellen und außerdem auch für die Beziehungen zu bestimmten auswärtigen Potentaten zuständig. Die Spitzenämter dieser Kanzleien

hatten einen janusköpfigen Charakter, denn die Kanzler wurden zwar von der Krone bezahlt, vertraten aber sowohl die Krone gegenüber dem Land als auch das Land gegenüber der Krone – von den Interessen ihrer eigenen Familie ganz zu schweigen.[24] Sie waren die Scharniere, die beide Seiten miteinander verbanden. Die ungarische und die böhmische Hofkanzlei befanden sich in den Händen mächtiger Magnatenfamilien, was sie eher zu Konkurrenten als zu Werkzeugen

der Krone machte. Seit Ende des 17. Jahrhunderts residierten sie in Wien in prachtvollen Barockpalais, die in doppelter Hinsicht repräsentativen Charakter besaßen: Sie verkörperten die Autonomie dieser Länder und stellten zugleich Reichtum und Selbstbewusstsein der jeweiligen Kanzler und ihrer Familien demonstrativ zur Schau.[25] So residierten die ungarischen Hofkanzler – zu Maria Theresias Regierungszeit waren das Männer aus den Magnatenfamilien Batthyány, Nádasdy, Pálffy und

Esterházy – in einem prunkvollen Palais in der Bankgasse, das nach den Plänen des großen Barockbaumeisters Johann Bernhard Fischer von Erlach errichtet worden war. Von demselben Architekten stammten auch die Pläne zu dem imposanten Palais in der Wipplingerstraße, in dem bei Maria Theresias Regierungsantritt die böhmische Hofkanzlei untergebracht war. Die österreichische Hofkanzlei residierte in einem von Johann Lukas von Hildebrandt entworfenen Palais am

Ballhausplatz. Ebenso wie dort Amtsgebäude und Familienpaläste kaum zu trennen waren, ließen sich auch Amtsvermögen und Privatvermögen der großen Familien schwer voneinander unterscheiden. Die Spitzenämter brachten ihren Inhabern aus Amtsgefällen und anderen, informellen Quellen weit mehr ein, als die offiziellen Zahlen auf den Gehaltslisten des Hofzahlamtes verraten.

Hingegen gab es nur ganz wenige Zentralbehörden, die diesen Namen verdienten und

tatsächlich für alle Erbländer einschließlich Ungarns zuständig waren – von den niederländischen und italienischen Ländern ganz zu schweigen, die ohnehin stets separat verwaltet worden waren, wobei es auch unter Maria Theresia blieb. Die älteste einheitsstiftende Klammer des erbländischen Territorienbündels war die Hofkammer, also diejenige Stelle, wo sämtliche Kameraleinkünfte aus Prag, Pressburg, Brünn, Breslau, Graz und Innsbruck eigentlich zusammenlaufen sollten.[26] Tatsächlich war das aber längst

nicht mehr der Fall. Viele Einkunftsquellen hatten die Habsburger seit Beginn des Jahrhunderts als Stammkapital an den «Wiener Stadt-Banco» abgetreten, der seither rund die Hälfte der Kameralgefälle verwaltete, ein halb städtisches, halb regierungsamtliches Kreditinstitut unter der Kontrolle einer Hofdeputation. Die Hofkammer, etabliert 1527, war unbeweglich und ohnmächtig wie ein in die Jahre gekommener Dinosaurier.[27] Ihr politisches Gewicht stand im umgekehrten

Verhältnis zu ihrer Größe. Zwischen 1682 und 1728 war die Zahl der Hofkammerräte von zehn auf achtundsechzig angewachsen, während die Höhe der verwalteten Ressourcen immer weiter geschrumpft war. Zentrale Sitzungen gab es ebensowenig wie eine Hauptbuchhaltung, stattdessen aber eine Vielzahl von Spezialkommissionen und Sonderreferaten. Niemand überschaute das Ganze. Signifikant ist auch, dass die Hofkammer als einzige zentrale Finanzbehörde der gesamten Monarchie nicht etwa in

der Hofburg residierte, sondern im Vergleich zu den Länderkanzleien eher bescheiden – im Questenberghaus in der Johannesgasse – untergebracht war.

An der Hofkammer lässt sich exemplarisch veranschaulichen, auf welche Art und Weise Maria Theresia die Strukturprobleme anging, die sich durch die desolaten Verhältnisse im Erbfolgekrieg offenbart hatten. Hier setzte sie erstmals, noch während des Krieges, eine Reorganisation ins Werk. Zu

Beginn ihrer Regierung ließ sie zuerst einmal jede Beförderung und Neubesetzung der Hofkammerstellen aussetzen. Stattdessen bat sie den Grafen Starhemberg, den ehemaligen Finanzberater ihres Vaters, um seine Einschätzung der Lage. Dessen Stellungnahme fiel unumwunden kritisch aus und enthielt eine lange Reihe grundlegender Änderungsvorschläge. Aufschlussreich für die strukturelle Problematik ist aber das Referat, das der Präsident der Hofkammer,

Graf Dietrichstein, am 26. Januar 1745 selbst vorlegte.[28] Einig waren sich beide Minister darin, dass aus Kostengründen das Personal reduziert werden müsse. Doch der Kammerpräsident warnte davor, durch zu große Einschränkungen den ganzen Geschäftsgang zu gefährden. Das gelte vor allem dann, *wann bei künftigen bestellungen ohne anderweitigen absichten auf recommendationes oder andere motiva extranea blos und allein auf die zu der function oder departement erforderliche qualitäten und*

experienz gesehen wird. Implizit räumte er damit ein, dass es bisher selbstverständlich gewesen war, die Ämter nach anderen als Leistungskriterien, nämlich aufgrund von persönlicher Fürsprache und *externen Motiven, motiva extranea*, zu vergeben. Wenn nun aber die Personen dem Geschäft auch gewachsen sein sollten, dann sei es erst recht erforderlich, möglichst vielen jungen Leuten den Weg in das Amt zu eröffnen. Denn bisher werde die Kameralwissenschaft nicht auf den Universitäten gelehrt, sondern

müsse *durch lange praxim und übung* erworben werden. Das wiederum mache es erforderlich, die Kandidaten in das Amt allmählich hineinwachsen zu lassen. Zu Anfang seien sie dann bereit, für eine zum Leben nicht ausreichende Besoldung zu dienen, unter der stillschweigenden Bedingung, später in eine angemessen bezahlte Stellung aufzurücken. Um diese berechtigte Erwartung seien sie seit Maria Theresias Regierungsantritt aber betrogen worden: *Es ist leicht zu ermessen, was diser durch etliche jahr […] genommene verschub für*

lamenti, clagen und überlauf, zum theil auch hinterstand der arbeit verursachet habe, so auch denen officianten nicht übel gedeutet werden kan. Die subalternen Hofkammerbedienten seien mittlerweile halb so gut besoldet wie die anderer Behörden, ja selbst schlechter als das niedere Hofpersonal, das immerhin freie Wohnung und Kleidung genieße. Das sei umso weniger tragbar, als es sich ja bei der Hofkammer um die einzige Behörde handele, die *das alleinige königliche Interesse zu besorgen, dises auch gegen das*

politicum und militare zu verfechten, folgsam allseithigen haß zu tragen hat.[29]

Die niedrige Besoldung und das geringe Ansehen der Hofkammer bedingten sich wechselseitig und hatten fatale Folgen. Denn ein Amt, das mit Autorität versehen sein sollte, benötigte an seiner Spitze nach der damals herrschenden Logik Stelleninhaber, die hohen Standes waren. Alle hochrangigen Kollegien bestanden jeweils aus einer Herren- und einer Ritter- bzw. Gelehrtenbank, das heißt, sie waren zur Hälfte aus

Geburtsadel und zur Hälfte aus (nobilitierten) Gelehrten zusammengesetzt. Der Vorsitz lag immer bei einem Mitglied der Herrenbank. Geringe Besoldung machte die Hofkammerstellen nun aber für den Hochadel unattraktiv, weshalb der Präsident warnte, *daß aus eben solcher ursach die ansehnlichere familien dahin nicht mehr aspiriren, sondern lieber zu politischen und landschaftsdiensten sich wenden.* Auch ein weiteres Gutachten, verfasst vom Vizepräsidenten der Kammer, kam zu dem Schluss, dass die

ansehnlichen Familien wieder stärker für die Herrenbank der Hofkammer interessiert werden müssten, denn es *seind die mächtige anfechtungen von allen seiten gegen das camerale bekant, welchen das ansehen vornehmer familien mit ihrer adhaerenz viel ergiebigeren wiederstand als andere räthe thuen und viel kräftiger das camerale unterstützen können.*[30] Mit anderen Worten: Die Monarchie sei bei der Aufbringung und Verwaltung der Kameraleinkünfte auf die Mitwirkung der Hochadelsfamilien mindestens

ebenso angewiesen wie umgekehrt.

Nachdem Maria Theresia diese und weitere schriftliche Voten eingeholt hatte, schrieb sie schließlich Ende August 1745 eigenhändig – in Form eines *Handbillets* – auf, wie sie die Hofkammer zukünftig eingerichtet haben wollte.[31] Gegen die Bedenken des Kammerpräsidenten reduzierte sie die Zahl der Ratsstellen drastisch und erhöhte dafür die Besoldungen, die aber einen *numerus fixus* insgesamt nicht überschreiten durften. Alle einzelnen Kommissionen wurden

abgeschafft, stattdessen gab es künftig nur noch Plenarberatungen, die mindestens viermal in der Woche stattfinden sollten und bei denen niemand ohne ihre Erlaubnis fehlen durfte. Vertrat in den Beratungen jemand eine abweichende Meinung, so sollte er *es schriftlich erinnern, damit nicht die zeit in unnuzen schwäzereyen passirt werde*. Die einzelnen Räte, die Referenten, waren jeweils für bestimmte Länder zuständig, hatten aber alle zwei Jahre die Zuständigkeit zu wechseln, damit nicht, *wie jetzo*

geschehen, der anhang in denen ländern zu starck an solche beständige referenten sich hänge. Münz- und Bergwerkssachen wurden aus der Kompetenz der Hofkammer ausgegliedert, Überschneidungen mit anderen Aufgaben als dem Rechnungswesen aufgehoben. Künftig sollte ein Hauptbuch aller Einnahmen und Ausgaben geführt und der Kaiserin eine jährliche Bilanz vorgelegt werden. Die vielen Amtsinhaber, die durch die Reform funktionslos wurden, durften allerdings – eine sehr signifikante Einschränkung –

sowohl ihren Rang als auch ihre Einkünfte behalten. *Damit aber selbe noch etwas zu thun haben*, sollten sie die alten liegengebliebenen Rechnungen aufarbeiten. Für die Neubesetzung der Stellen waren Maria Theresia selbst alle Kandidaten, von den Räten *bis auff die geringsten thürhütter […] die jüngste und beste vorzuschlagen*. Schließlich schärfte sie ein, *das keiner directe noch indirecte antheyl nehme an einigen gewinn, das sich alle von dem ersten bis geringsten nicht allein von eygennuz sondern auch von*

geschancknussen, sie mögten haben vor einnahmen was sie wollen, enthalten unter cassirung. Sie verlasse sich auf den Kammerpräsidenten, dass er *standhaft und bald diese einrichtung zu stand bringe*.

Die Hofkammerräte berieten sich und erstatteten der Königin eine schriftliche Antwort. Darin heißt es, daß *euer kgl. Mayestät das cammerwesen betreffende allergnädigste anordnung dero von gott erlangten höchsten talenten und ausnehmenden erleuchtung gemäß* sei und man sie dafür *nicht anderst*

als in tiefesten respect veneriren und preisen könne, auch alle Kräfte auf den schleunigen Vollzug der Anordnung richten werde. Übergangslos folgte auf diesen Lobpreis dann eine lange Reihe von Änderungsvorschlägen. Diese Verbindung von vollendeter Unterwürfigkeit in der Form mit unbeirrter Renitenz in der Sache entsprach durchaus den hergebrachten Gepflogenheiten. Maria Theresia fertigte indessen alle Einwände mit Randbemerkungen ab wie: *Meine resolution ware khlar*; *Es ist kein*

unterschid zu machen noch ausnahm; Bleibt bei meiner resolution.[32] Wenig später, am 13. September 1745, wurde die Reform der Hofkammer in einem erneuten königlichen Handschreiben ohne wesentliche Änderungen definitiv festgesetzt.[33]

Das war nicht die einzige Maßnahme zur Reform der Zentralbehörden, die Maria Theresia schon vor dem Ende des Erbfolgekrieges vornahm, aber an ihr lassen sich besonders gut einige charakteristische Züge ablesen, die ihr damaliges Handeln

kennzeichneten: die Unbeirrbarkeit im Festhalten am einmal Beschlossenen, die Unempfindlichkeit gegenüber Schmeichelei, der starke Wille zur Überwindung von Widerständen aller Art, die Abneigung gegenüber langwierigen Konsensfindungsprozessen, die sie für unnützes Geschwätz hielt, die illusionslose Einschätzung ihrer adeligen Standesgenossen, aber auch die realistische Bereitschaft, auf deren Empfindlichkeiten eine gewisse Rücksicht zu nehmen. Typisch ist die Reform der

Hofkammer allerdings auch insofern, als sie keineswegs, wie man annehmen könnte, der erste Auftakt zu einem planvollen und systematischen Reformprozess war, auf den dann in der Folgezeit schrittweise weiter aufgebaut worden wäre. Ganz im Gegenteil: Schon vier Jahre später wurde die Hofkammer aufs Neue umstrukturiert, nur um kurz darauf im Rahmen der großen Reformwelle zu völliger Bedeutungslosigkeit reduziert zu werden.[34]

Ein neues System

Der Erbfolgekrieg hatte die Strukturdefizite der Monarchie offenbart, so dass sie von niemandem mehr geleugnet werden konnten. Die Dynastie verfügte kaum über eigene Ressourcen, sondern war bei den Ständen hoch verschuldet; die Loyalität der hohen Amtsträger war gespalten; die Kontributionen für den Krieg flossen spärlich und versickerten; die Truppen ließen sich nicht disziplinieren. Es schien nicht möglich, auf neue Bedrohungen in der Zukunft sofort

und effizient zu reagieren. Noch während des Krieges wurde daher eine Reorganisation des Militärwesens in Angriff genommen.[35] Doch es war klar, dass das Ganze viel grundsätzlicher angegangen werden musste. Unter den Konferenzministern war die Phantasie, wie man das anstellen sollte, begrenzt. Stattdessen bot sich der Monarchin ein aufstrebender schlesischer Verwaltungsbeamter mit seinen ehrgeizigen Denkschriften an. Er empfahl sich dadurch, dass er sein persönliches Karriereinteresse auf

Gedeih und Verderb mit dem Interesse der Dynastie verknüpfte. Friedrich Wilhelm von Haugwitz (1702–1765) entstammte einer protestantischen Adelsfamilie, die in Glogau und Liegnitz begütert war. Sein Vater hatte in der kursächsischen und später kaiserlichen Armee gedient und wurde 1733 in den Grafenstand erhoben. Der Sohn machte seine Kavalierstour nach Lothringen – karrierestrategisch wohlbedacht, denn der Herzog von Lothringen, Franz Stephan, war damals Herzog von Troppau in Schlesien. In

Lunéville konvertierte Haugwitz zum katholischen Glauben und erhielt die lothringische Kammerherrenwürde. Zurück in Schlesien, trat er 1725 in Breslau in den Verwaltungsdienst ein und machte zügig Karriere.[36] Vorteilhaft war auch, dass er in die einflussreiche schlesische Adelsfamilie Nostitz einheiratete, deren Mitglieder in Wien hohe Hofämter bekleideten, darunter auch Maria Theresias ehemalige Aya, die Gräfin Fuchs. Nach der Eroberung des Landes durch Preußen machte die Königin

Haugwitz 1742 zum Verwaltungspräsidenten in Restschlesien. In dieser Eigenschaft legte er ihr schon bald darauf Pläne vor, die darauf zielten, vom Beispiel des preußischen Feindes zu lernen, das Finanzsystem grundlegend zu reformieren und die ständischen Hindernisse einer unumschränkten Herrschaft zu beseitigen – zuerst in Schlesien, aber dann in den anderen Erbländern und in der Monarchie als Ganzer.[37]

Haugwitz schlug einen neuen Ton an. Er entsprach dem Idealtyp

eines Fürstendieners, der sich ausschließlich der herrschenden Dynastie verpflichtet fühlt, der er seinen Aufstieg zu verdanken hat, sich vollkommen mit deren Interessen identifiziert und durch keinerlei andere Loyalitäten ablenken lässt. Wie Maria Theresia selbst betrachtete er die Herrschaft der Habsburger als von Gott verliehenen Auftrag und leitete daraus nicht nur das Recht, sondern vielmehr die Pflicht ab, diese Herrschaft mit allen Mitteln zu verteidigen.[38] Sein *Neues Systema* bestand, kurz gesagt,

darin, Länderverwaltung, Finanzen und Militär der Verfügungsgewalt der Landstände zu entziehen und in der Hand der Monarchin zu zentralisieren. Das bedeutete unter anderem, die Trennung von *Contributionalia* und *Cameralia* aufzuheben und auch auf der regionalen und lokalen Ebene überall eine allein der Zentrale verpflichtete Verwaltungsorganisation aufzubauen. Es galt, mit anderen Worten, die Erträge der vielen ganz unterschiedlichen Ressourcen tatsächlich zu *Staats-Einkünften*

umzuformen, indem sie vollständig in Geldsummen umgerechnet, von herrscherlichen Behörden eingenommen, verwaltet und ausgegeben werden sollten. Im Zuge dessen waren die erbländischen Adelsfamilien ebenso zu den Lasten der Landesverteidigung heranzuziehen wie die einfachen Untertanen, die diese Lasten bisher weitgehend allein getragen hatten. Dahinter verbarg sich ein radikaler Perspektivenwechsel: Die Adelsfamilien wurden dadurch letztlich von Herrschaftsteilhabern

zu – wenn auch privilegierten – Untertanen herabgestuft; die Herrscherdynastie hingegen erschien als neutraler Dritter, weit hinausgehoben über die Stände wie über die einfachen Untertanen gleichermaßen. Ein auswärtiger Beobachter brachte es auf die Formel, dass man damit *nicht mehr den ganzen alten Unterschied zwischen dem [adeligen] Herrn und seinen Unterthanen* anerkenne.[39] So jedenfalls der Geist des *neuen Systema*, als dessen interesseloser Sachwalter sich Haugwitz verstand. Maria Theresia vergalt es ihm

durch ihr unerschütterliches Vertrauen; sie erblickte in ihm den einzigen zuverlässigen Verbündeten gegen die renitenten und eigensüchtigen Aristokraten um sie herum. Rückblickend bezeichnete sie ihn als einen Mann, *der ehrlich, ohne Absicht, ohne Praedilection und ohne Ambition noch Anhang, der das Gute weil es gut erkennet wird, soutenieret, nebst einem grossmüthigen Desinteressement und Attachement vor seinen Landesfürsten, ohne Praevention, mit großer Capazität und Freud zur Arbeit auch*

beständigen Application, das Licht nicht scheuend, noch den unbilligen Haß deren Interessierten sich zuzuziehen.[40] Das entsprach dem Idealbild des Ministers schlechthin: Ein Herrscher benötigte *einen desinteressirten Mann für sich und die Seinige, der nur auf das Beste seines Souveräns und seiner Länder achtet, der sich nie durch Ambition verblenden lässt, sich nicht durch Particular-Absehen von diesem Weg abbringen lässt.*[41] Doch genau diese Haltung entsprach nicht den höfischen Klugheitsregeln und war daher selten zu finden. Ein Höfling

konnte es sich normalerweise nicht leisten, sich ausschließlich am herrscherlichen Interesse zu orientieren, solange dessen Gunst schwankend war und eine Hofkarriere nicht ohne Einbettung in ein soziales Netz wechselseitiger persönlicher Dankbarkeiten funktionierte.

Bei Haugwitz war das anders; er setzte allein auf eine einzige Karte, nämlich die Monarchin. Wenn die späteren Historiker Haugwitz als modernen Bürokraten und geborenen Gegner des Adels stilisiert haben, so ist das

irreführend.[42] Er stellte sich nicht in den Dienst einer abstrakten Staatsgewalt, sondern diente der geheiligten Dynastie und war von deren göttlichem Erbrecht überzeugt. Er war selbst einer von Adel und verfolgte wie jeder andere seine persönlichen Karriereinteressen, allerdings mit einer signifikant anderen Strategie als die meisten anderen: Er hatte den Mut, sich allein auf die Gunst der Herrscherin zu verlassen, und nahm den allseitigen Hass seiner Standesgenossen in Kauf. Das zahlte sich aus. Er erwarb ein

großes Adelsgut in Mähren, stieg in den Fürstenstand auf und wurde mährischer Ober-Erblandtürhüter. Khevenhüller, der mit ihm verschwägert war, sah in ihm rückblickend zwar denjenigen, durch den *das ganze Systema unserer innerlichen Verfassung erschütteret und verkehret worden ist*, bescheinigte ihm aber, er sei *ungehindert seines confusen und dabei meistens auch sehr hitzig und violenten Geists*, doch stets *amis des ses amis* gewesen, der Freund seiner Freunde. Das heißt: Auch Haugwitz sorgte für die Seinen;

tatsächlich nutzte er seinen Zugang zur Monarchin für Klientelpolitik und brachte seine Günstlinge in mährischen Landesämtern unter. [43] Maliziös notierte Khevenhüller weiter, Haugwitz habe *jedem particulier gerne geholffen, mithin singulis mehr genützet dann dem Publico et Complexo, als deme er den ersten tödlichen Streich versetzet, nach welchem erst von anderen die dermahlige unglückliche Lage der Länder beförderet und leider fast ohne Hoffnung einiger Remittirung noch biß dise Stund fortgepflanzet wird.* [44] Nicht zufällig ist das Bild,

das Khevenhüller von Haugwitz zeichnete, exakt das Gegenteil des Bildes, das Maria Theresa selbst von ihm malte und mit dem er in die Geschichte eingegangen ist. Unter Seinesgleichen galt er keineswegs als interesselos, sondern im Gegenteil als emsiger Netzwerker. Für sie war er nicht der geniale Finanzreformer und Architekt des neuen Systems, sondern ein Chaot, dessen planloses Agieren den Staat an den Abgrund geführt hatte. Khevenhüller notierte nach Haugwitz' Tod 1765, der Minister

sei *von Natur nicht sehr arbeitsam, langsam und unentschlossen* gewesen; er habe *in seinen Amts-Verrichtungen bekantermaßen immer ohne Ordnung manoeuvriret und alles untereinander geworffen*, ja selbst in seinem eigenen Hauswesen habe er *den Stand seines Vermögens nicht eigentlich gewust* und *öfters nicht so vill Geld bei Cassa gehabt*, um seine Lieferanten zu bezahlen – und das, obwohl die Kaiserin ihm immer wieder hohe Geldgeschenke gemacht und ein jährliches Gehalt von über 50.000 Gulden gewährt

habe.[45] Der große Staatsökonom – privat ein miserabler Hauswirt! Dass er Unmengen an Geld auf Gartenanlagen und Silberzeug, Jäger, Pferde und Hunde verschwendete, unterschied ihn eben gerade nicht von seinen Standesgenossen.

Dass Haugwitz sich erfolgreich den Anschein gab, völlig ohne eigene *Ambition* zu sein, und Maria Theresia ihm daher bedingungslos folgte, brachte die anderen Höflinge naheliegenderweise zur Weißglut. Tatsächlich nutzte auch

Haugwitz die Logik der Gunst zu seinem eigenen Vorteil, nur auf andere Weise als die meisten Standesgenossen. Seine Strategie war riskant, ging aber auf. Er verließ sich ebenso bedingungslos auf Maria Theresias *allerhöchste Protektion*, wie sie sich umgekehrt auf ihn verließ. Nur weil sie ihm so unerschütterlich vertraute und gegen jedermann in Schutz nahm, konnte er es wagen, gegen die höfische Klugheitsregel zu verstoßen, wonach man sich niemanden zum Feind machen und niemandes Eifersucht erregen

dürfe. Das sahen auch viele auswärtige Beobachter so, die Haugwitz und seinem Systema ihren Respekt nicht versagten: *Ohne die Gnade seiner Fürstin wäre er längst gestürzt.* [46] Kurzum: Haugwitz wusste die Gunst der Stunde zu nutzen, indem er sein Interesse rückhaltlos mit dem des Erzhauses verknüpfte und Reformen ins Werk setzte, die gegen die hergebrachte soziale Logik verstießen.

Das war aber nur möglich, weil sich ihm nach dem Erbfolgekrieg für kurze Zeit die Gelegenheit dazu

eröffnete. Niemand, auch nicht die Stände, konnte die desaströse Lage leugnen, und die Furcht vor einem weiteren preußischen Vordringen war noch wach. Auch dass die Bedrohung seitens der Osmanen jederzeit wieder aufflammen könnte, war nicht auszuschließen. Haugwitz konnte mit der Gefahr für das ganze Gemeinwesen und die *heilige catholische Religion* argumentieren, die von Preußen ausging. Ihm war zwar durchaus bewusst, dass ein christlicher Herrscher die altehrwürdigen ständischen Privilegien zu

respektieren hatte, doch er konnte darauf hinweisen, dass ein angemessener Beitrag der Stände zur Abwehr der Existenzbedrohung des ganzen Gemeinwesens in deren eigenem Interesse nötig sei, wenn sie nicht alle dem Feind anheimfallen und erst recht ihre Freiheiten verlieren wollten.[47]

Dennoch musste das *neue Systema* sehr vorsichtig ins Werk gesetzt werden.[48] Schon in Restschlesien, wo Haugwitz seine Reformtätigkeit begann, war die Einführung einer neuen, gleichmäßigeren Steuerverteilung

noch während des Krieges auf *Lamenti ohne Ende* gestoßen. Ein Mitglied der Wiener Hofaristokratie wie Fürst Liechtenstein, dessen Güter betroffen waren, verlangte Ausnahmeregelungen; andere versuchten es mit Bestechung der königlichen Amtleute.[49] Das Werk der *Steuerrectification* hatte mit tausend Schwierigkeiten zu kämpfen, wurde aber unter allerlei Zugeständnissen im Wesentlichen durchgesetzt. Jedenfalls schien es Maria Theresia zum Modell für die anderen Erbländer zu taugen. 1747 schickte sie Haugwitz nach Kärnten

und Krain, um auch dort die Steuerverwaltung in die Hände neuer königlicher Oberbehörden zu legen, die Kontributionen strikt von dem eigenen Haushalt der Landstände zu trennen und die Steuerlasten gleichmäßiger zu verteilen. Die königlichen Behörden mussten allerdings nach wie vor mit den ständischen Institutionen zusammenarbeiten – schon allein für die Bekanntmachung des neuen Systems vor Ort waren sie ja auf dieselben Gutsherren angewiesen, gegen deren Interessen sich das

Ganze richtete.[50] In Kärnten war der Widerstand besonders heftig; dort schlug das königliche Reskript deshalb einen geradezu drohenden Ton an: Wenn die Stände *ein zur conservation des Landes gereichendes wahrhafftes hülffsmittel* nicht alleruntertänigst beitrügen, sehe die Monarchin sich gezwungen, *eine noch ganz andere, ihnen weniger anständige verfassung zu machen.*[51]

Dass mit dem schärfsten Widerstand des erbländischen Adels und also mit den höchsten Amtsträgern in Wien selbst zu

rechnen war, wenn das *Neue Systema* in Österreich und Böhmen insgesamt erfolgreich durchgesetzt werden sollte, war klar; nach den Experimenten in Restschlesien, Kärnten und Krain war man allseits gewarnt. Haugwitz riet der Monarchin im Herbst 1747 *mit äußerster behutsamkeit und ausnehmender vorsichtigkeit* vorzugehen.[52] Um dem vorauszusehenden Widerstand den Wind aus den Segeln zu nehmen, wurden die Mitglieder der Hofkonferenz zuerst unabhängig voneinander und insgeheim

informiert und um schriftliche Voten zu Haugwitz' Reformplan gebeten. Diesem Plan waren Berechnungen vorausgegangen, welche Finanzmittel für ein Stehendes Heer von 108.000 Mann benötigt wurden, wie hoch die Einnahmen und Verbindlichkeiten der Krone sich alles in allem beliefen und welche Kontributionen folglich von den einzelnen Ländern aufzubringen waren. Auf der Grundlage dieser Generalrechnung schlug Haugwitz vor, eine pauschale Kontributionssumme von

14 Millionen Gulden von den Ständen für zehn Jahre im Voraus bewilligen zu lassen, was eine deutliche Erhöhung bedeutete. Dafür sollten die Stände aber von allen weiteren Lasten für diesen Zeitraum völlig befreit und vor allem von der Verwaltung und Ausgabe dieser Mittel entlastet werden, das heißt auch die Verantwortung für die kostspielige Truppenversorgung abgeben. Von der Zentralisierung der *Militaria* versprach man sich nicht zuletzt eine größere Disziplin der Truppen, die es zuverlässiger als

bisher zu besolden und zu versorgen galt, damit sie sich nicht mehr auf eigene Faust aus den Ländern bedienten. Die ratenweise Aufbringung der Steuersumme sollte auf der Grundlage einer Schätzung aller liegenden Güter durchgeführt werden, wobei die Adelsgüter mit einem Prozent, die Bauerngüter mit zwei Prozent des geschätzten Wertes belastet werden sollten.

Am 29. Januar 1748 fand im Beisein von Kaiserin und Kaiser die denkwürdige Geheime Hofkonferenz statt, in der *die*

unglückseelige neue Einrichtung deren Ländern beraten wurde.[53] Alle Konferenzminister – außer Haugwitz waren das Harrach, Kinsky, Ulfeld, Colloredo und Sallaburg – gestanden die Notwendigkeit der von Haugwitz errechneten Kontributionssumme grundsätzlich zu, doch sie gingen ins Detail, machten Einwände, hatten Bedenken, warnten vor Übereilung und Vertrauensverlust. Mit einem ausführlichen Gegenentwurf zu Haugwitz' System wartete nur Friedrich August Harrach auf, der böhmische

Hofkanzler.[54] Er war der Ansicht, dass die Länder sogar noch mehr Finanzmittel aufbringen könnten, dafür aber die gesamte Finanzverwaltung einschließlich der Kameraleinkünfte und der Fonds der Stadtbank vollständig in eigene, ständische Regie übernehmen und die indirekten Steuern als Handelshemmnisse abgeschafft werden müssten. Damit stellte er das System Haugwitz praktisch auf den Kopf. Dessen Gegenvotum ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Er kenne den Eigennutz der Stände aus

eigener Erfahrung und wisse, *daß wann man ein land in gefahr bringen wolte, man nur denen ständen freie hände laßen dörfte*. Millionen an Einkünften seien durch sie *verwürtschaftet und verschenket worden*, auch der Verlust Schlesiens sei ihnen *guten theils mit zuzuschreiben*.[55] Es stand für ihn außer Frage, dass er auf dem von ihm verfassten Generalplan *in allen stücken ohne ausnahm annoch beharrete*, da die Unentbehrlichkeit einer zulänglichen Bewaffnung des Landes *jedem vernüftigen Menschen von selbst in die Augen fallen müßte*.

Dabei dürften aber weder die Freiheiten der Stände noch die Rechte der Kaiserin gekränkt werden, weshalb es nötig sei, die ganze Sache vorher *auf die huldreichste arth an die länder zu bringen* und ihre Erklärungen dazu anzuhören.[56]

Das Konferenzprotokoll hält fest, dass Maria Theresia, nachdem sie alle Voten angehört hatte, sich ausdrücklich mit der Frage an Harrach wandte, ob er sich getraue, dieses System den böhmischen und niederösterreichischen

Landständen vorzulegen. Dieser antwortete, *es nicht thun zu können, und auch nicht zu glauben, daß ein anderer es zu thun sich erkühnen* würde.[57] Kinsky, der Vorgänger Harrachs als böhmischer Hofkanzler, dem sie die gleiche Frage vorlegte, redete sich mit einer *obhabenden verrichtung* heraus. Doch Maria Theresias Entschluss stand offenbar bereits fest. Sie verfügte unbeirrt, dass Haugwitz den Ständen das System vorlegen, aber es wohlweislich *nicht als einen entschluß sondern als ein project* ausgeben solle. Zum

Schluss hält das Protokoll fest, der Kaiser habe die Minister aufgefordert, *daß nachdeme die kaiserin ihre allerhöchste willensmeinung so klar und deutlich zu erkennen gegeben hätten, jeder seine pflicht und schuldigkeit der eigenen meinung vordringen laßen* müsse und dem Plan weder heimlich noch öffentlich irgendwelche Hindernisse in den Weg legen dürfe.[58] Maria Theresia fügte dem Protokoll handschriftlich hinzu: *Placet, und ist diese sache nur allzuwahr also abgelofen; in 50 jahren wird man*

nicht glauben daß dises meine ministre waren, die von mir alleine creirt worden.[59]

Ihre Empörung hatte gute Gründe. Harrachs unverhüllte Widersetzlichkeit gegen die Souveränin war äußerst ungewöhnlich und verstieß gegen das höfische Benehmen. Die Person des Herrschers war gegen die offene Verletzung seiner Autorität normalerweise durch die ungeschriebenen Regeln der Höflichkeit und die geschriebenen Regeln des Zeremoniells geschützt. Ihr offen ins Gesicht im Beisein

anderer den Gehorsam zu verweigern bedeutete einen krassen Verstoß gegen diese Regeln. Bei Hof sprach sich die unerhörte Szene bis zu den auswärtigen Gesandten herum, so dass auch Podewils dem König in Potsdam davon berichtete: *Er [Harrach] ist sogar der Kaiserin gegenüber sehr heftig geworden, so daß diese Fürstin ihm gesagt hat, er denke offenbar nicht daran, dass er mit seiner Herrscherin spreche*.[60] Maria Theresia reagierte auf Harrachs fortgesetzten Widerstand nur indirekt, mit einem Schreiben

an Staatskanzler Ulfeld, der *klar mit ihm reden* sollte. Auf einen direkten Brief oder gar eine Zusammenkunft mit Harrach verzichtete sie ausdrücklich, weil sie ihm keine Gelegenheit geben wollte, sie aufs Neue persönlich zu kränken. An Ulfeld schrieb sie stattdessen eigenhändig: *Ich bedaure, dass Harrach sich selbst verlieren will. Ich lasse ihm also noch zehn Tage Zeit zu dem Entschlusse, als ein getreuer Unterthan seiner Frau* [d.h. ihr, der Kaiserin] *zu gehorsamen*. Wenn er aber bei seiner Meinung bleiben wolle, sehe

sie keine andere Möglichkeit, als dass er sich für ein Jahr vom Hof entferne. Nur seine Abwesenheit schütze ihn vor dem Verdacht, der Durchführung ihres Plans entgegenzuarbeiten. *Es mag aber geschehen, was immer will, ich bleibe bei meiner Resolution; wer nicht gehorsamen kann, der lasse es bleiben, allein hier und vor meinen Augen soll kein solcher mehr erscheinen.* Diesen barschen letzten Satz strich sie allerdings wieder durch, bevor sie den Brief an Ulfeld abschickte.[61] Harrach legte daraufhin das Amt des

Niederösterreichischen Landmarschalls nieder, das er stellvertretend für seinen Bruder innegehabt hatte, und zog sich tatsächlich *mit viller Ostentation* auf seine Güter in Böhmen zurück, um sich *in diesem ganzen Einrichtungsgeschäft passive* zu verhalten und *alle Ombrage, als dörffte er indirecte darwider arbeiten, zu vermeiden.*[62] Allerdings kam er schon im Juli wieder zurück, was ihm bei Hof als Schwäche ausgelegt wurde; der sonst so *habile Mann* habe sich *vill weicher als einige anfänglich*

vermuthen wollten, gezeigt und in der That hierdurch seinen bishero gehabten Credit, Estime und Ansehen um ein merckliches verlohren.[63]

Mittlerweile brachten Haugwitz und andere kaiserliche Kommissare den Generalplan vor die einzelnen Ständegremien: zuerst in Mähren, dann in Böhmen, in Nieder- und Oberösterreich, in Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol. Die Landesherrin selbst trat dabei nicht in Erscheinung, wie es auf den Niederösterreichischen Landtagen in Wien üblich und auch in Ungarn 1741 der Fall gewesen war. Der

Auftakt in Mähren verlief zu Maria Theresias *besonderem Vergnügen*. [64] Sie belohnte die beiden dortigen Ständefunktionäre, denen sie den glücklichen Ausgang der Verhandlungen zuschrieb, auf der Stelle mit hohen Ämtern.[65] Auch in Böhmen liefen die Dinge glatt; in Nieder- und Oberösterreich schickten sich die Stände in das Unvermeidliche und verabschiedeten den *Dezennalrezess*. Dagegen bewilligten die Ständevertreter in Steiermark und Krain die Steuern nur für drei Jahre anstatt für zehn,

und in Kärnten widerriefen sie ihre Zusage wieder. Doch Maria Theresia war entschlossen, von Haugwitz' System *auf keine Weise in keinem Land abzuweichen*.[66] In Kärnten verfügte sie am Ende die Einrichtung des neuen Finanzsystems aus landesherrlicher Vollgewalt, *jure regio*, ohne die Zustimmung der Landstände.

Das war eine große Ausnahme. Es kennzeichnete Landtagsverhandlungen vielmehr – nicht nur im Habsburgerreich und nicht erst im 18. Jahrhundert –, dass die Stände ihre Zustimmung

zu dem vom Landesherrn Erbetenen am Ende nicht grundsätzlich verweigerten, sondern allenfalls indirekten Widerstand leisteten, indem sie etwa die Zahlung der zugesagten Mittel auf vielerlei Weise verschleppten. Auf offene, potentiell gewaltsame Konflikte wie im Jahrhundert zuvor, dem Zeitalter der protestantischen Adelsaufstände, ließen sie es in der Regel nicht mehr ankommen, weil das für sie nur desaströs enden konnte. Stattdessen waren die Landtage typischerweise

Schauplätze eines Theaters der Freiwilligkeit. Es herrschte eine stillschweigende Übereinkunft zwischen Landesherrn und Ständen: Die Stände stellten ihre Zugeständnisse als freiwillig gewährte dar, auch wenn sie sie tatsächlich nicht ablehnen konnten. Der Landesherr akzeptierte diese Darstellung, indem er an der Inszenierung der Freiwilligkeit auf dem Landtag mitwirkte, und erhielt am Ende die gewünschte Leistung; die Stände wahrten ihr traditionelles Selbstbild und ihre Ehre. Das war

vorteilhaft für beide Seiten. Der preußische Gesandte beschrieb diese Logik treffend: *Die Stände sahen sich gezwungen, freiwillig zuzugestehen, was zu verweigern nicht mehr in ihrer Macht stand, um wenigstens den Schatten ihrer alten Freiheit zu bewahren.*[67] Wie wichtig das für die erbländischen Stände war, zeigt die Tatsache, dass Maria Theresia ihnen im Landtagsrezess vom Sommer 1748 ausdrücklich versprach, in den Publikationspatenten das neue Steuersystem als *ganz frei bewilligt* zu bezeichnen.[68]

Charakteristisch ist auch, dass im Folgejahr der niederösterreichische Landtag in Wien in der traditionellen Form stattfand, obwohl er ja 1748 die Steuern für zehn Jahre im Voraus bewilligt hatte. Maria Theresia unterschätzte allerdings das Bedürfnis der Stände, ihre alte Rolle als Herrschaftsteilhaber symbolisch aufrechtzuerhalten. Bei der feierlichen Eröffnungssitzung trat sie zwar wieder wie üblich persönlich auf, lehnte aber die ebenfalls übliche öffentliche Messe zum Heiligen Geist ab, *weillen sie*

[…] unanständig gefunden, den heiligen Geist um eine bereits geschehen- und abgethane Sach anzuflehen, vermeinend, daß – nachdeme durch den geschlossenen Recess die Bewilligung […] bereits auf so ville Jahr festgesetzt sich befände – die vor disem bei derlei Gelegenheit übliche, geistliche Function hors de sa place und unschicksamm wäre. Khevenhüller, der das berichtet, fügt hinzu, diese Überlegung sei zwar, vorurteilslos betrachtet, durchaus begründet. Aber die Unterlassung der feierlichen Heiliggeistmesse habe

angesichts des allgemeinen Missvergnügens über die Reform dann doch *zu villen unanständigen Critiquen den natürlichsten Anlaß gegeben […], wie denn ohne Scheu und in offentlicher Antecamera fast nichts anderes geredet worden, als daß die Kaiserin selbsten erkennet, wie der heilige Geist mit denen jezigen neuen Einrichtungen nichts zu thun hätte*.[69]

Unterdessen nahm die Etablierung des neuen *Haupt-Systema* ohne Segen des Heiligen Geistes ihren allerdings keineswegs reibungslosen Gang. In jedem Land

wurde eine *Deputation* eingerichtet, die für Militärwesen, Kontributionen und Kameraleinkünfte zugleich zuständig war und der die bestehenden bzw. noch einzurichtenden lokalen landesfürstlichen Kreisämter untergeordnet wurden. Die Deputationen galten als *die allerhöchste Person repräsentierende Instanzen* und wurden in Rang, Ehre und Würde den Gubernien, d.h. Statthaltern der Krone, gleichgestellt. Ihre zentrale Leitung galt es an den alten Kanzleien

vorbei zu organisieren, um zu verhindern, dass diese das ganze Werk verschleppten und sabotierten. Deshalb waren die Deputationen allein der Souveränin rechenschaftspflichtig; alle Berichte hatten sie ausdrücklich zu deren *allerhöchsten Händen* zu liefern. Die Verwaltung der Kammerschulden, die samt Zinsen regelmäßig abbezahlt werden sollten, wurde nun dem in Finanzfragen versierten Kaiser persönlich unterstellt.[70] Bei einer besonderen Hofkommission, der das Kaiserpaar regelmäßig einmal

in der Woche persönlich vorsaß, sollten alle Fäden zusammenlaufen. Im August 1748 tagte dieses *Hauptdeputation* genannte Gremium zum ersten Mal.[71] Am 1. November 1748 trat das Neue *Militär- Cameral- und Schulden-Systema* offiziell in Kraft, also unmittelbar nach der Beendigung des Erbfolgekrieges durch den Aachener Frieden.

Doch Haugwitz war mit dem Erreichten keineswegs zufrieden. Während die von ihm ausgewählten, meist landfremden neuen Beamten sich anschickten,

das *Systema* in den Ländern in Gang zu bringen, produzierte er weiter eine Denkschrift nach der anderen, damit das *so heilsame und länder-ersprießliche werk dermaßen consolidiret werde, dass die so standfeste allerhöchste diesfällige beeiferung nicht frustriret sondern der hieraus anhoffende ersprießlichsten würkungen theilhaftig gemachet werden möge*.
[72] Es ließ ihm keine Ruhe, dass nach wie vor allerlei Kompetenzen bei der alten Hofkammer lagen und dass die Befehle der Kaiserin immer noch über die alten Hofkanzleien

an die Länder ausgefertigt wurden. Außerdem war die *Hauptdeputation* nur ein informelles Gremium und keine stabile Behörde. Mehr und mehr zeigte sich, dass die neuen Einrichtungen nicht einfach an den alten vorbei agieren konnten, sondern vielmehr mit Beharrungskräften auf allen Ebenen zu kämpfen hatten, nicht nur bei den Ministern, sondern auch bei den subalternen Beamten. Die ganze *Machine* drohte ins Stocken zu geraten.[73] Überall sah Haugwitz – vermutlich nicht ganz zu Unrecht – absichtsvolle

Intrigen gegen sein *allergerechtestes Hauptsystema* am Werk. Die anderen Amtschefs, die *Capi*, lauerten aus Neid auf seinen Erfolg, so schrieb er, auf den Zusammenbruch seines Systems *wie die Juden auf ihren Messias*.[74] Sein Ton wurde immer schärfer. Wo im Jahr zuvor noch von dem *Sanctuarium* der ständischen Privilegien die Rede gewesen war, die man zu respektieren habe, sprach er nun nur noch von Hoffahrt, Ehrgeiz und Eigennutz der Gegner, von *vielfältigen Attaquen* und *betrüglichen*

Insinuationen, die von allen Seiten vor die *geheiligten Augen* der Monarchin gebracht würden und gegen die sie sich nur mit allergrößter *Vigilanz* und *scharfsinnigster Attention* schützen könne.[75] Schließlich stehe ihre Autorität als Souveränin auf dem Spiel. Mit zunehmender Verbissenheit kämpfte Haugwitz darum, die gesamte Verwaltung der Länder als störungsfreies Uhrwerk in Gang und unter seine alleinige Kontrolle zu bringen – was aus nüchterner historischer Distanz nur als hoffnungsloses Phantasma

bezeichnet werden kann. So funktionieren Reformen komplexer Institutionen selbst heute nicht, und so funktionierten sie damals erst recht nicht.

Aus Angst vor den Intrigen seiner Gegner betrieb Haugwitz seine Nachbesserungspläne im Geheimen, in direktem Austausch mit Kaiser und Kaiserin; nur wenige hohe Amtsträger, wie Ulfeld und Bartenstein, hatte er auf seiner Seite. Vor allem die Hofkonferenz wurde nicht mehr einbezogen. Es glich daher fast einem *coup d'état*, als am 2. Mai

1749 persönliche Handbillets der Kaiserin aus Schönbrunn an die betroffenen Amtsinhaber ergingen, die sie lapidar über die Abschaffung der böhmischen und der österreichischen Hofkanzlei und die Einrichtung von zwei ganz neuen Institutionen, einer höchsten Justiz- und einer höchsten Verwaltungsbehörde, in Kenntnis setzten.[76] Es handelte sich um ein großes Aufräumen und Neu-Arrangieren nach Haugwitz' Wünschen. Er selbst erhielt die Leitung der neuen zentralen Verwaltungsbehörde, die für alle

böhmischen und deutschen Erbländer zuständig und den einzelnen Länderdeputationen vorgesetzt war. In Anlehnung an das preußische Vorbild wurde sie *Directorium in publicis et cameralibus* genannt. Zur Demonstration seiner Bedeutung zog das Direktorium – prunkvoller ging es nicht – in das ehemalige Palais der böhmischen Hofkanzlei ein; später wurde in diesem *Directorial Palast* bezeichnenderweise noch eine Kapelle eingerichtet, die der heiligen Theresia gewidmet war.

[77] Die Deputationen in den Ländern wurden ihrerseits umbenannt in *Repräsentationen und Kammern*, um zu unterstreichen, dass sie die Person der Herrscherin im vollen Sinne und unmittelbar repräsentierten. Dem neuen Direktorium fielen die meisten Kompetenzen der alten Kanzleien und der Hofkammer zu, mit der einen wichtigen Ausnahme der Gerichtsbarkeit. Die verschiedenen Gerichtsrechte, um die es stets besonders viele Kompetenzkonflikte gegeben hatte, wurden sämtlich in der neuen

Obersten Justizstelle gebündelt, die künftig für alle Gerichtsverfahren in den Erbländern die höchste Instanz darstellte. Die Neuordnung lief also auf eine grundlegende Trennung von Justiz und Verwaltung hinaus.[78]

Dergleichen Revolution hatte niemand erwartet.[79] Maria Theresias Vorgehen vom 2. Mai wurde nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form als unerhört und bestürzend empfunden. Es verstieß in mehrerlei Hinsicht gegen eingewurzelte

Selbstverständlichkeiten. Zum einen war die definitive Abschaffung von altehrwürdigen Institutionen wie den Hofkanzleien höchst ungewöhnlich. Solche Institutionen waren durch ihr Alter geheiligt und so gut wie unantastbar. Die damit verbundenen Stellen, Ränge und Titel, ja schon die bloße Anwartschaft darauf erschienen den Betroffenen als ihre wohlerworbenen Rechte. Deshalb ließ man sie normalerweise formal bestehen, auch wenn sie durch konkurrierende neue Einrichtungen

funktionslos wurden. Die Welt des Ancien Régime war voll von solchen Titeln, die sich selbst überlebt hatten. Dass es nun ausgerechnet bei den beiden Hofkanzleien anders gehalten wurde, irritierte die Zeitgenossen aufs Äußerste. Zum anderen wurde als besonders anstößig empfunden, dass der ganze Coup im Geheimen ohne jede Konsultierung der Konferenzminister vorbereitet worden war, und zwar von *einigen wenigen und einer so wichtigen Sach nicht gewachsenen Federfechteren*. [80] Maria Theresia selbst sprach

man die gute Absicht nicht ab, betrachtete sie aber als irregeleitet von ehrlosen Projektemachern, denen es nicht um den wahren Ruhm des Erzhauses ging. Khevenhüller zeigte sich erschüttert, dass ein *so erleuchter Regent wie unsere Frau ist* sich nicht von den dazu berufenen ehrlichen Leuten habe beraten und vor unersetzlichem Schaden habe bewahren lassen. Signifikant für die ungewöhnliche Vorgehensweise war schließlich auch, dass Maria Theresia anstelle eines förmlich-zeremoniellen Erlasses die Form

des Handbillets gewählt hatte. Fürstliche Handbillets, also vom Herrscher persönlich unterzeichnete, kurze und formlose Schreiben, waren in ihrer impliziten Symbolwirkung mehrdeutig: Einerseits galten sie unter Standesgleichen als Zeichen besonderer Vertraulichkeit und Nähe, andererseits konnten sie sich aber auch je nach Kontext in ein Zeichen besonders barscher autokratischer Willensäußerung, ja kränkender Herablassung verwandeln. Ein zeitgenössisches Lehrbuch des Kanzleiwesens für die

angehenden Beamten in der Wiener Ritterakademie bezeichnete Handbillets sogar als Mittel, zu dem ein Regent gegenüber Rangniederen greifen könne, *damit der andere empfinde, wie gleichgültig und nachläßig man ihm begegnen wolle*.[81] Wie auch immer die Empfänger – Harrach, Seilern, Ulfeld und Haugwitz selbst – die Billets in diesem Fall auffassten: Jedenfalls demonstrierte Maria Theresia mit dieser Form, dass es sich nicht um das Ergebnis eines kollegialen Verfahrens handelte, sondern um eine Äußerung ihres

allerhöchsten souveränen Willens, dem unbedingter Gehorsam zu leisten war.[82]

Frühere Historiker haben in Haugwitz' Werk die Geburtsstunde des modernen Staates gesehen und das je nach Perspektive entweder gefeiert oder – in Böhmen – als endgültigen Verlust der nationalen Unabhängigkeit beklagt. Tatsächlich wurden das Königreich Böhmen und die «deutschen» Erbländer organisatorisch auf der zentralen Ebene zu einer Einheit zusammengefasst, während die separaten Kanzleien für Ungarn,

Italien und die Niederlande blieben, wie sie waren. Doch die Zuständigkeiten des Direktoriums waren nach wie vor auf die einzelnen Erbländer bezogen. Und insgesamt war das Werk weit weniger rational und systematisch durchgeplant, als Haugwitz und mit ihm viele spätere Historiker es dargestellt haben. So blieb etwa der alte Hofkriegsrat erhalten, und die Hofkammer, die ja erst wenige Jahre zuvor gründlich reformiert worden war, wurde trotz Haugwitz' Drängen formal nicht aufgelöst, obwohl sie mittlerweile überhaupt

keine Kompetenzen mehr hatte. Und die Trennung von Justiz und Verwaltung, aus moderner Perspektive eine substantielle staatsrechtliche Errungenschaft, hatte ursprünglich keineswegs die zentrale programmatische Bedeutung, die ihr später im Sinne des liberalen Grundprinzips der Gewaltenteilung zugeschrieben wurde. Sie war tatsächlich eher eine notwendige Folge der anderen Arrangements; in der Obersten Justizstelle wurden die Kompetenzen zusammengefasst, die noch übrig geblieben waren.

Das Bild des neuen Staates, den die Reformen hervorbringen sollten, wurde nicht zuletzt durch die neue Archivierungspraxis geprägt. Gleichzeitig mit den neuen Zentralbehörden ließ Maria Theresia nämlich auch ein Zentralarchiv des Erzhauses gründen. Das war ein konstitutiver politischer Akt, dessen langfristige Wirkung kaum überschätzt werden kann. Archivführung war ein Mittel, um den Zugang zu rechtlich relevanten Dokumenten dauerhaft zu kontrollieren; sie war sowohl Bedingung als auch Symbol stabiler

politischer Autorität und Handlungsfähigkeit.[83] Zugespitzt könnte man sagen: kein Staat ohne Staatsarchiv. Im Konfliktfall musste man einzelne Herrschafts- und Rechtsansprüche durch Urkunden vorweisen können. In dieser Hinsicht lag im Erzhaus allerlei im Argen.[84] Schon bei Maria Theresias Regierungsantritt hatte man die einschlägige Urkunde Kaiser Ferdinands I. eine Weile suchen müssen, um den Erbfolgeanspruch des Wittelsbachers zurückzuweisen. Die wichtigsten *Hausschriften* wurden

ungeordnet in zwei versiegelten Kisten im *Schatzgewölb* der Wiener Hofburg aufbewahrt,[85] aber nicht nur dort; vieles lag in den Kellergewölben der früheren Residenzen einzelner Linien des Hauses, in Prag, Innsbruck und Graz. Von gezielter Sammlung und sorgfältiger Aufbewahrung konnte keine Rede sein. Welches Chaos herrschte, stellte Bartenstein fest, als er sich zum ersten Mal mit der Archivierungsfrage befasste und nicht einmal die Verhandlungsakten des Westfälischen Friedens finden

konnte: *Die Original-Protocolla, so währender langwürigen, von dem Westphälischen Frieden vorhergegangenen Handlung von dortiger kayserlicher Botschaft geführet worden, seynd hier auf dem Tandelmarkt verkauffet und sodann vom alten Grafen von Wackerbarth nach Dresden versendet worden, allda aber vor etlich und zwanzig Jahren verbrunnen.* [86] Um dieses Chaos zu beseitigen und erstmals alle wichtigen Dokumente des Erzhauses zusammenzuführen, befahl Maria Theresia per Dekret vom 13. September 1749 die

Einrichtung eines *Haus- und Staatsarchivs*, das dem Haugwitz'schen Direktorium untergeordnet wurde. Der neue Archivar Rosenthal trug in den folgenden Jahren Tausende von Urkunden aus Österreich, Böhmen und Ungarn zusammen. Auch die Archivbestände der beiden aufgelösten Hofkanzleien wurden von dieser Neuordnung erfasst und damit der Verfügung der Landstände entzogen. Doch es wurde nicht nur gesammelt, sondern auch aussortiert. Es hieß, Haugwitz habe ganze

Wagenladungen von böhmischen Landesakten entsorgen lassen.[87]

Das neue Haus- und Staatsarchiv war in erster Linie als *Rüstkammer zur Verteidigung der Rechte des Erzhauses* gedacht, in der die argumentativen Waffen für künftige politische Konflikte griffbereit zur Hand sein sollten. Doch die langfristige Wirkung der zentralen Archivgründung ging weit darüber hinaus. Indem Maria Theresia die verstreuten schriftlichen Überlieferungen der verschiedenen Länder und Institutionen auswählen und an

einem zentralen Ort zusammenführen ließ, erfand sie diesen Ländern eine einheitliche Tradition. Der Archivar wurde beauftragt, eine *diplomatische Historie* der Erbländer zu verfassen, wozu es allerdings nicht kam. Aber zukünftigen Historikergenerationen stellten sich die Geschichten dieser Länder fortan als Teilgeschichten eines im Keim immer schon angelegten Ganzen dar. Die Zusammenführung der Landesüberlieferungen in einem zentralen Archiv in Wien stiftete rückblickend Einheit, wo vorher

keine gewesen war.

Warum gab es nicht mehr Widerstand gegen das neue System? Die Haugwitz'sche Reform musste bei Hof sozial abgefedert werden; es durfte in der hohen Aristokratie keine offensichtlichen Verlierer geben. Die Etablierung der Obersten Justizstelle hatte nicht zuletzt den erwünschten Nebeneffekt, dass die ehemaligen Mitglieder der beiden Hofkanzleien dort mit angemessenen neuen Rangpositionen und entsprechenden Gagen versorgt wurden. Maria Theresia hatte

Harrach die Leitung der Obersten Justizstelle angeboten, die er aber ablehnte.[88] Stattdessen fand sie für ihn eine andere Lösung: Er wurde auf eigenen Wunsch zum Präsidenten der neuen *Conferenz in internis* gemacht, eines Gremiums, das an die Stelle der vormaligen *Hauptdeputation* treten sollte. Attraktiv erschien ihm diese Rolle vermutlich deshalb, weil er damit dem Grafen Haugwitz übergeordnet wurde, der nämlich ihm, Harrach, alle Protokolle des Directoriums *nicht allein zur Einsicht, sondern villmehr zur Censur*

übersenden sollte.[89]
Khevenhüller deutete das so, dass Harrach *die Persohn eines Premier Ministre pour les affaires du dedans vorzustellen die Ehre* habe.[90]
Tatsächlich handelte es sich bei der *Conferenz in internis* allerdings um eine Art Phantom-Institution, die seit der Gründung des Direktoriums keine eigene Funktion mehr hatte und daher auch nach Harrachs Tod sang- und klanglos der Vergessenheit anheimfiel.
Immerhin ermöglichte diese Maßnahme es Harrach, sein Gesicht zu wahren und ohne

persönlichen Ehrverlust aus der Sache herauszukommen, gegen die er als Einziger offen gekämpft hatte. Trotzdem gestaltete sich sein Abschied anlässlich der Auflösung der böhmischen Hofkanzlei dramatisch. Harrach habe, so erzählt Khevenhüller, *nach seiner angebohrnen Beredsamkeit sich in so beweglichen Ausdruckungen beurlaubt, daß fast alle Umstehende geweinet und ihme zuletzt selbsten das Hertz gebrochen, mithin er nicht im stande gewesen, seine Rede zu endigen, sondern selbe – um die hervorbrechende Thränen*

zuruckzuhalten – zum Schluß ganz kurz abbrechen und (um disen freien Lauff zu lassen) sich in sein Cabinet verfügen müssen.[91] Wenig später wurde er krank und starb im Alter von nur 53 Jahren. Bei Hof war manch einer überzeugt, dass das auf diese seelische Erschütterung zurückzuführen sei.[92]

Harrach war keineswegs der Einzige, der Haugwitz verabscheute und die Reformen als Weg ins sichere Verderben betrachtete. Nicht nur Männer wie Khevenhüller, die schon bei jeder Lockerung der höfischen

Kleiderordnung den Zusammenbruch aller Ordnung voraussahen, stimmten Harrach darin zu. Wie einhellig die Ablehnung der Reform war, bezeugten vielmehr auch fremde Beobachter: Alle *ministri principali* verurteilten den Plan, schrieb der venezianische Gesandte; die Unzufriedenheit sei allgemein, beobachtete Podewils. Wenn das aber zutrifft, dann ist es erstaunlich und erklärungsbedürftig, wieso der Widerstand gegen Haugwitz' System nicht erfolgreicher war. Dass die beiden prominentesten

Gegner, Kinsky und Harrach, kurz nacheinander starben,[93] spielte gewiss eine Rolle, erklärt aber nicht, wieso sich ihnen niemand anschloss und nachfolgte. Um das zu verstehen, muss man sich die Mechanismen der höfischen Kommunikation vor Augen führen.

Die Gunst des Herrschers (oder der Herrscherin) war das Nadelöhr, durch das jeder bei Hof seine Ziele zu erreichen versuchte. Das stand einer Solidarisierung der möglichen Opponenten gegen den Herrscher entgegen. Die Hofleute waren es gewohnt, nach persönlichen und

familiären Karrierestrategien zu handeln; sie waren nicht (mehr) gewohnt, ein kollektives politisches Ziel zu verfolgen. Es sich mit der Souveränin persönlich nicht zu verscherzen, erschien jedem von ihnen im Zweifelsfall wichtiger, als unter hohem Risiko gemeinsame Standesinteressen zu verteidigen. Hinzu kam noch etwas anderes: Die Ehre und Würde eines Herrschers war für alle am Hof ein hohes Gut, denn von dessen *allerhöchster* Autorität leitete sich ja auch ihr eigener herausgehobener Status ab.[94] Deshalb mussten die

Mitglieder des Hofes ein ureigenes Interesse daran haben, das *Ansehen* des Herrschers durch die Bezeugung ihres *Respekts* aufrechtzuerhalten. Ehre und Würde der *allerhöchsten Person* hingen nicht zuletzt von den symbolischen Formen ab, mit denen die anderen ihr begegneten. Die *Ehre* des einen war stets abhängig von der *Ehr-Erbietung* der anderen. Dass das möglichst reibungslos funktionierte, dafür sorgten bei Hof eine Fülle ungeschriebener und geschriebener Regeln, die die Herrscherperson

über alle anderen entrückten und vor Herabsetzung schützten. Weil es im Sinne aller Beteiligten war, die Autorität der Herrscherin zu wahren, war die (sichtbare) Kommunikation mit ihr auf Devotion, Konsens und Harmonie festgelegt. Für offenen Dissens gab es schlicht keine legitime, allgemein anerkannte Form. Zudem war es auch gar nicht so leicht möglich, Dissens gegenüber einem Herrscher direkt zu äußern, denn zu den Regeln, die seine Autorität schützten, gehörte, dass die Kommunikation mit ihm stets

sorgfältig beschränkt und kanalisiert wurde.

Als sich der Konflikt mit den Reformgegnern abzeichnete, machte Maria Theresia sich diese höfischen Umgangsregeln zunutze, um den drohenden Widerstand zu vereinzeln und auf diese Weise zu bändigen. Mit Bedacht setzte sie das Mittel der differenzierten Geheimhaltung ein, um mögliche Opponenten voneinander zu isolieren. So wurde zu Beginn des Jahres 1748 keineswegs versucht, Haugwitz' Plan völlig geheim zu halten – das hätte sich ohnehin

kaum durchhalten lassen. Vielmehr wurde jedem der Konferenzminister der Plan separat und insgeheim vorgelegt, so dass jeder von ihnen annehmen musste, als Einziger ins Vertrauen gezogen zu werden. Das machte es unwahrscheinlicher, dass sie zu gemeinsamem Widerstand zuammenfanden. Auch die Verhandlungen über die Annahme des *Hauptsystems* führte Haugwitz mit den Ländervertretern jeweils separat und möglichst diskret, damit die Länder *nicht causam communem* machten.[95]

Einzelne gefährlichere Gegner,

die wie Harrach die Autorität der Herrschaft tatsächlich offen bedrohten, wurden unschädlich gemacht, indem sie vom direkten Zugang abgeschnitten, demonstrativ nicht mehr zum Handkuss vorgelassen oder gar vom Angesicht der *allerhöchsten Person* ganz entfernt wurden. So nötigte Maria Theresia Harrach nach dem Affront in der Konferenz vom Januar 1748 nicht nur zum Verlassen des Hofes. Ihm wurde auch jede Möglichkeit genommen, auf dieses Ansinnen persönlich zu reagieren, weil Maria Theresia

nicht einmal an ihn selbst schrieb, sondern an Ulfeld, der ihm die Botschaft ausrichten musste. Über Dritte zu kommunizieren war eine auch sonst übliche Praxis zur Wahrung der herrscherlichen Autorität. So wie in diesem Fall bediente sich Maria Theresia auch in anderen Fällen ihrer Mittelsleute, um Gunstverlust anzudrohen oder gnädiges Verzeihen in Aussicht zu stellen. Von einem solchen Fall erzählt Khevenhüller im August 1748.[96] Sein Großonkel Philipp Joseph von Rosenberg-Orsini, ein Mann aus

böhmischem Hochadel, der schon unter Karl VI. wegen verschiedener *étourderies*, Unbedachtsamkeiten, einen Karriereknick hatte hinnehmen müssen,[97] war allzu *geschwätzig* gewesen und hatte sich offenbar den Verdacht zugezogen, mit den Reformgegnern zu sympathisieren. Maria Theresia beauftragte daraufhin Khevenhüller, seinem Onkel *ein unangenehmes Compliment zu machen*, ihn also gleichsam abzumahnen. Um sich zu rechtfertigen, spielte Rosenberg Maria Theresia über seinen Neffen

einen Brief zu, in dem er detailliert schilderte, wie Harrach ihn vergebens auf seine Seite zu ziehen versucht habe.[98] Daraufhin zeigte sich Maria Theresia gnädig und ließ Rosenberg ausrichten, sie werde das Vorgefallene vergessen und keine weitere Ungnade gegen ihn hegen; er solle sich aber die Sache *zu künftiger Witzigung*, also zur Belehrung, dienen lassen. Im Übrigen solle er es als ihre besondere Nachsicht betrachten, dass sie ihm die Zurechtweisung durch seinen Neffen und nicht *durch einen unangenehmeren Canal*

habe übermitteln lassen.[99] Diese herrscherliche Kommunikationsstrategie hatte noch einen vorteilhaften Nebeneffekt. Die warnenden Botschaften, die Maria Theresia durch Dritte an mögliche Opponenten übermitteln ließ, richteten sich ja nicht nur an die Empfänger, sondern indirekt auch an die Boten selbst. Sie wurden dadurch von der Herrscherin als ihre besonderen Vertrauten ausgezeichnet und zugleich vereinnahmt, so dass sie sich nur noch schwer mit den Empfängern

der Botschaft solidarisieren konnten.

Dem angedrohten oder tatsächlichen Gunstentzug für mögliche Opponenten entsprach auf der anderen Seite die demonstrative Belohnung prominenter Einzelner, die kooperierten, wie ewa die Ständefunktionäre in Mähren oder früher in Ungarn. Alle diese Kommunikationsstrategien zusammen verhinderten, dass die Hofleute sich offen mit einem gefährlichen Dissidenten wie Harrach solidarisierten, sondern

sich auf unterschwelliges Murren im intimen Kreis beschränkten. Dissens aber, der nicht offen vor aller Augen gezeigt, sondern nur insgeheim hinter vorgehaltener Hand geäußert wurde, der also nur gerüchteweise existierte, aber niemandem persönlich zugeschrieben werden konnte und vor allem nicht als kollektiver Protest wahrgenommen wurde – ein solcher stiller Dissens entfaltete auch keine große soziale Wirkmächtigkeit. Deshalb war Harrach trotz aller versteckten Sympathie in seinem Widerstand

isoliert. An ihm statuierte Maria Theresia vielmehr ein Exempel. Jeder konnte sehen, was mit jemandem geschah, der sich so offen widersetzte. Das wirkte abschreckend. Das Amt des Niederösterreichischen Landmarschalls, das Harrach niedergelegt hatte, ließ sich anschließend kaum noch an den Mann bringen. Niemand wollte in die Lage kommen, womöglich noch einmal den ständischen Protest artikulieren zu müssen.[100]

Aus all diesen Gründen formierte sich also am Hof kein

allgemeiner Widerstand gegen das Haugwitz'sche *Hauptsystema*. Dass dieses trotzdem kein durchschlagender und dauerhafter Erfolg wurde, hatte andere Ursachen, die eher in den Bedigungen vor Ort und im Charakter des Systems selbst lagen. Die Reformgegner prophezeiten nicht zu Unrecht, dass es bei den einmal eingeführten Neuerungen nicht bleiben werde, sondern dass sie eine unabsehbare Eigendynamik entfalten könnten, *in Erwegung, daß – wann einmahl der Esprit de nouveauté zu regiren*

anfangt – selber nicht leicht zu ruhen, sondern immer weiters sich auszubreiten und eine Verwirrung mit der anderen zu häuffen pflegt.
[101] So kam es auch. Tatsächlich sah sich Haugwitz laufend zu neuen Änderungen gezwungen. Einerseits expandierte das Directorium in publicis et cameralibus unter seiner Leitung und zog noch immer mehr Kompetenzen an sich. Zugleich und gegenläufig dazu schuf Haugwitz aber auch wieder eine Fülle anderer Hofkommissionen *neben* dem Direktorium.[102] Die

ständigen Nachbesserungen produzierten ein neues Ämterdickicht, das auch für ihn selbst zunehmend schwerer überschaubar war. Als Administrator war Haugwitz offenbar weniger talentiert denn als Reformator; das gestehen auch seine größten Bewunderer unter den Historikern ein. Die Bewährungsprobe eines erneuten Krieges, wofür das System ja ursprünglich einmal gedacht gewesen war, bestand es jedenfalls nicht. Nach dem nächsten großen Krieg, der schon 1756 begann,

sieben Jahre dauerte, noch weit mehr Ressourcen verschlang als der vorige und die Monarchie mit noch viel hoffnungsloseren Schulden zurückließ, wurde es weitgehend abgeschafft und durch ein neues System ersetzt. Haugwitz widerfuhr ironischerweise das gleiche Schicksal, wie er selbst es Harrach hatte zuteilwerden lassen – er wurde 1760 mit einer prestigeträchtigen, aber funktionslosen Stelle abgefunden und kaltgestellt. Maria Theresia wandte ihre Gunst einem neuen Ratgeber zu, der bereits zu

Haugwitz' Zeit seinen ersten großen Auftritt in der Hofkonferenz gehabt und jedermann beeindruckt hatte, dem mährischen Grafen Wenzel Anton Kaunitz-Rietberg.[103]

Ich bin nicht mehr dieselbe

Die Atmosphäre am Wiener Hof und die Stimmung der Kaiserin selbst hatten sich gegen Ende des Erbfolgekrieges spürbar verändert. Der pointierteste Bericht darüber stammt von dem preußischen

Gesandten Podewils, der zwar keineswegs ein neutraler, aber doch ein sehr scharfer Beobachter war. Die Charaktere der Menschen einzuschätzen und ihre verschwiegenen Handlungsmotive zu ergründen war für alle Hofleute eine Existenzfrage, für einen Gesandten stand das im Zentrum seiner Mission. Manche brachten es darin zu großer Perfektion. So auch Podewils; ihn hatte Friedrich II. nach dem Dresdner Frieden 1745 nach Wien geschickt, um das verlorene Vertrauen allmählich wieder aufzubauen und die

politischen Absichten der Kaiserin auszukundschaften. Der noch sehr junge pommersche Kavalier – zu Beginn der vier Jahre dauernden Mission war er 27 Jahre alt – entledigte sich der Aufgabe trotzdem zur großen Zufriedenheit seines Auftraggebers. Die schwierige Mission ruinierte allerdings seine ohnehin schwache Gesundheit; mit 31 Jahren erlitt er einen Schlaganfall, musste sich abberufen lassen und verbrachte sein weiteres Leben zurückgezogen auf seinen pommerschen Gütern. Obwohl er am Wiener Hof aus

naheliegenden Gründen von den meisten gemieden und von Maria Theresia nur zu formalen Audienzen empfangen wurde, seine Informationsbruchstücke also aus dritter und vierter Hand beziehen musste, lieferte er eine Reihe detaillierter Charakterporträts, von denen hier schon einige zitiert worden sind.

Podewils beschrieb die Veränderung Maria Theresias in dem Bericht an seinen König bereits im Januar 1747 als dramatische Wende und Selbstentlarvung. Endlich habe sie

ihre Maske fallen gelassen und ihr wahres Gesicht gezeigt.

> *Bei ihrer Thronbesteigung fand sie das Geheimnis, sich die Liebe und Bewunderung aller Welt zu erringen. […] Sie nahm sich in acht und zeigte sich nur von der guten Seite, leutselig, fromm, freigebig, wohltätig, volkstümlich, mutig, hochherzig, gewann sich bald die Herzen ihrer Untertanen […], trug Geistesstärke zur Schau, bot ihrem Unglück Trotz und versuchte, durch ihren Mut ihren Untertanen solchen einzuflößen. – Man hörte nur Lobeserhebungen über diese Fürstin. Jeder erhob sie in die Wolken. Alle Welt schätzte sich glücklich. Die*

Landstände steuerten alles zu ihren Bedürfnissen bei, was ihnen möglich war. Das Volk ertrug die Steuern, ohne zu murren. […] Man vergötterte sie.

Doch dann kam der Umschwung:

Die Königin konnte sich nicht lange Zwang antun. Das Unglück erhöht die Freude, geliebt zu sein, und steigert das Verlangen danach. Die Widerwärtigkeiten, die sie zu Anfang ihrer Regierung erfuhr, versetzten sie in diese Stimmung. Die Erfolge ihrer Politik nach dem Frieden von Breslau [1745] ließen sie wieder abflauen. Nach und nach nahm sie wieder ihr natürliches

Wesen an. […] Sie hörte nur ungern auf Ratschläge, duldete keinen Widerspruch, suchte eher Furcht als Liebe zu erwecken, gab sich nicht weniger stolz als ihre Ahnen, behandelte viele mit Hochmut, zeigte sich rachsüchtig und unversöhnlich, hörte oft mit Ungeduld die Klagen, die man ihr vorbrachte […]. Eine so große Wandlung verursachte eine nicht minder beträchtliche in den Gesinnungen ihrer Untertanen, die anfingen, über die Steuern zu murren, die sie bezahlen mußten, und in jeder Beziehung eine große Unzufriedenheit zu erkennen gaben. [104]

Die Geschichte, die Podewils erzählt, handelt von einer wechselseitigen Gefühlsbeziehung zwischen Herrscherin und Beherrschten: Das Unglück des Krieges habe der Königin die Liebe ihrer Untertanen beschert und sie zugleich davon abhängig gemacht. Bestrebt, geliebt zu werden, habe sie sich ihrerseits liebenswürdig gezeigt. Doch als sich das Ende des Krieges abzeichnete, habe sie die Liebe der Untertanen nicht mehr nötig gehabt und folgerichtig auch verloren, nachdem sie ihre liebenswürdige Maske abgelegt

habe. Diese Deutung zeugt von bemerkenswertem psychologischem Gespür für die wechselseitige Dynamik menschlicher Beziehungen, auch wenn die Geschichte von Marias Theresias böswilliger Verstellung sicher ein Zugeständnis an die Erwartungen des Adressaten ist – es ging für Diplomaten ja immer auch darum, ihrem Auftraggeber eine erfreuliche Lektüre zu bieten. Ein Märchen war es jedenfalls, dass Stände und Untertanen zu Beginn des Krieges begeistert ihren Beitrag geleistet hätten; bekanntlich gab es

Tumulte gegen Maria Theresia schon bei ihrer Thronbesteigung. Doch in der Darstellung des allgemeinen Stimmungsumschwungs stimmte Podewils mit vielen anderen internen und externen Beobachtern überein. Vieles von dem, was er über die Anfangszeit von Maria Theresias Regierung schildert, wird er von seinen Wiener Informanten so gehört haben. Der Bericht folgt zweifellos einem Erzählmuster, das zu dieser Zeit am Wiener Hof kursierte und das Podewils für seinen Potsdamer Adressaten nur

noch ein bisschen schärfer gewürzt hat.

Dass die Missstimmung bei Hof und in der Bevölkerung sich verschärfte, als die jahrelangen hohen Steuerbelastungen durch die Reformen auf Dauer gestellt zu werden drohten, dafür gibt es jedenfalls zahlreiche Indizien. Von der Erbitterung des Adels gegen Haugwitz war ja schon die Rede. Doch auch die einfachen Untertanen sahen in den Neuerungen beileibe keinen Segen. Wie immer bei obrigkeitlichen Reformen befürchteten sie nicht zu

Unrecht, dass das Ganze vor allem auf eine höhere Belastung hinauslaufen würde. Jedenfalls musste Haugwitz' Haus von Kürassieren bewacht werden, weil der Mob dort im Sommer 1748 die Fenster eingeworfen hatte, angeblich ermutigt und aufgewiegelt von den *Großen*.[105] Demonstrationen göttlichen Missfallens blieben auch nicht aus: Im August beschädigte ein Unwetter von beispielloser Dauer und Heftigkeit die Karlskirche; im Oktober wurden Ungarn und Mähren von Heuschreckenplagen

heimgesucht; im Juni 1749 spürte man in Wien minutenlang die Erde beben.[106] Wer wollte, konnte das als apokalyptische Zeichen lesen, mit denen Gott zur Umkehr mahnte. Auf den unerhörten politischen Neuerungen lag offensichtlich kein Segen.

Dass sich Maria Theresias eigene Stimmung gewandelt hatte, ist vielfach belegt. Beobachter fanden sie stark verändert und *degoutée de tout, angewidert von allem*.[107] Die Krone sei ihr zur unerträglichen Last geworden, hieß es. Gerade als der Krieg

beendet war und der größte Druck nachgelassen hatte, machte offenbar ihre bis dahin von allen bewunderte Vitalität einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz. Gründe dafür gab es einige: Den Friedensschluss empfand sie als Niederlage und Verrat ihrer Verbündeten. Die Durchführung der Reformpolitik stieß auf immense Schwierigkeiten und stellte ihre Entschlossenheit auf eine harte Probe. Hinzu kam, dass sie im September 1748 ein Kind zur Welt gebracht hatte, das die Geburt nicht überlebte.[108] Im Dezember

1750 starb überdies ihre Mutter, die Kaiserinwitwe Elisabeth Christine, die allerdings sehr zurückgezogen im Kloster in Hetzendorff gelebt und zeitlebens ein distanziertes Verhältnis zu ihrer Tochter gehabt hatte. Welche Wirkungen diese Ereignisse auf Maria Theresias Gefühlshaushalt hatten, ist schwer einzuschätzen. Jedenfalls machte ihr in dieser Phase ihres Lebens die allseitige Ablehnung – die Missgunst der Hofleute und die Feindseligkeit des Adels ebenso wie die Missstimmung in der einfachen Bevölkerung, soweit sie überhaupt

davon erfuhr – offenbar viel mehr zu schaffen als die objektiv viel größeren Schwierigkeiten zu Beginn ihrer Regierung. Doch damals hatte es sich vor allem um Angriffe von außen gehandelt (obwohl auch die fremden Angreifer durchaus Sympathisanten am Wiener Hof besaßen), während diesmal die Anfeindungen von ihrer unmittelbaren Umgebung ausgingen. Es sei ihr *unerträglich und trostlos*, den *will nicht sagen Haß, aber Unerkenntlichkeit* von allen Seiten zu ertragen, schrieb sie

um 1750. Und fünf Jahre später: Wer das *nicht üble Gemüt* kenne, das Gott ihr geschenkt habe, der könne sich vorstellen, wie sehr ihr die schwindende Zuneigung und der Undank der Untertanen zu Herzen gingen.[109]

Ihre Niedergeschlagenheit geht auch aus dem Briefwechsel mit dem Grafen Silva-Tarouca hervor.[110] Der Graf (1691–1771), ein alter Edelmann aus einer verarmten portugiesischen Familie, stand seit 1716 im kaiserlichen Dienst. Er hatte schon unter dem Prinzen Eugen im Türkenkrieg gedient und

amtierte seit 1740 als Präsident des Niederländischen Rates, war also für die Korrespondenz zwischen Wien und der Verwaltung in Brüssel zuständig. 1744 wurde er Ritter vom Goldenen Vlies; in demselben Jahr machte Maria Theresia ihn zum Hofbaudirektor und vertraute ihm ihr Lieblingsprojekt, den großangelegten Umbau von Schönbrunn, an.[111] 1750 übertrug sie ihm auch die Leitung des Italienischen Rates. Khevenhüller, der ihn ebenfalls sehr schätzte und zu seinen

Freunden zählte, notierte 1753, Taroucas Kredit bei Maria Theresia sei *so weit nun gestigen, daß mann ihn in der That als ami de l'Imperatrice ansehen kann*, ja *daß die Kaiserin ihn in die Stelle der alten und täglich mehr abnehmenden Gräffin Füchsin surrogiret, mithin als den vertrautesten Freunnd angenohmen und declariret habe, welchem sie das Innerste ihres Hertzens entdecket und hingegen auch erlaubet, alles zu ihren Dienst Vorfallende oder sonsten beliebige offenhertzig zu melden.*[112] Später kühlte Taroucas enge Beziehung

zur Kaiserin unter dem Einfluss von Kaunitz ab, der ihm von Anfang an mit Antipathie begegnet war.[113]

Tarouca gegenüber beklagte Maria Theresia das *refroidissement […] dans l'affection des Ses Sujets*, die erkaltete Liebe ihrer Untertanen, und fragte um Rat, was sie dagegen tun solle.[114] Daraufhin hielt Tarouca ihr vor Augen, wie sehr sie sich gegenüber den ersten Regierungsjahren verändert habe. Damals habe sie trotz der vielen Feinde, trotz des Mangels an Geld, Unterstützung und Erfahrung und trotz der vielen

Arbeit immer Zeit gefunden, sich zu entspannen und zu unterhalten, anstatt sich von allen zurückzuziehen und im Kabinett einzuschließen. Die Kaiserin antwortete ihm darauf eigenhändig: *Ich bin nicht mehr dieselbe, für mich gibt es keine Zerstreuungen mehr. Man darf nicht mehr daran denken. Ich versuche notdürftig zurechtzukommen und es wenigstens die anderen nicht merken zu lassen […].* [115]

In dieser Situation entstanden die zwei großen Rechtfertigungsschriften, mit

denen sich Maria Theresia gegen alle Anfechtungen und vermutlich auch gegen die eigenen Selbstzweifel zur Wehr gesetzt hat, die erste um 1750/51 und einige Jahre später, um 1755/56, die zweite. Bei diesen ‹Politischen Testamenten›, wie man sie später in Anlehnung an die Gattung der Fürstentestamente im Allgemeinen und das ‹Testament politique› ihres Gegners Friedrich II. im Besonderen genannt hat, handelt es sich wohl um die beiden bekanntesten und meistzitierten Selbstzeugnisse Maria Theresias

überhaupt.[116] Die Originalüberschrift des ersten Textes – *Aus mütterlicher Wohlmeinung zu besonderen Nutzen der Posterität verfaßte Instructions-Puncta* – ist irreführend; der zweite hat gar keinen Titel. Zwar richten sich beide Schriften an ihre Nachkommen und sind in der familiären Ich-Form geschrieben. Aber tatsächlich werden darin keine praktischen Instruktionen formuliert – mit Ausnahme der einen Regel, nämlich das neue Finanz- und Verwaltungssystem wie einen *Augapfel* zu hüten, es

niemals abzuändern und sich darin nicht von falschen Ratgebern irremachen zu lassen.[117] Statt Maximen für das zukünftige Handeln zu geben, schildern beide Schriften ausführlich die Geschichte von Maria Theresias bisheriger Regierung einschließlich der desolaten Vorgeschichte, und zwar mit dem expliziten Ziel, bei den Nachkommen um Verständnis für ihr Handeln zu werben.

Die beiden Texte stammen allerdings nicht von ihrer eigenen Hand. Sie hat sie auch nicht vollständig selbst einem Schreiber

in die Feder diktiert, sondern von jemand anderem *entwerfen lassen*, wie es ausdrücklich heißt.[118] Beide sind auf Deutsch verfasst, also in der Sprache, in der sie gewöhnlich mit ihren Beamten korrespondierte, während sie an ihre Familienmitglieder fast immer französisch schrieb. Schon der spätere Herausgeber hat vermutet, dass Haugwitz großen Anteil an der Entstehung des ersten ‹Politischen Testamentes› hatte.[119] Tatsächlich fällt auf, dass viele Passagen zumindest der ersten Schrift sowohl in der Sache

als auch im Stil von Haugwitz' Denkschriften kaum zu unterscheiden sind. Es ist zudem unwahrscheinlich, dass Maria Theresia selbst Ausdrücke von subalterner Beflissenheit wie *diensterspriesslich* in den Sinn gekommen wären. Auf Haugwitz als Geisterschreiber der früheren Schrift verweisen auch die zahlreichen beigefügten Finanztabellen sowie die Tatsache, dass seine eigene Rolle als gottgesandter Retter mit einer gewissen Penetranz in den Vordergrund gerückt wird.[120]

Die zweite Schrift von 1755/56 variiert das Thema der ersten, ist aber weniger systematisch aufgebaut, hat einen etwas anderen sprachlichen Duktus und räumt auch bereits einen gewissen Überarbeitungs- und Vervollkommnungsbedarf des Reformwerks ein. Deshalb ist anzunehmen, dass Haugwitz bei der Abfassung keine so zentrale Rolle mehr gespielt hat wie zuvor. [121] Doch letztlich kann dahingestellt bleiben, wie es sich mit dem Zustandekommen der beiden Texte im Einzelnen verhielt.

Wesentlich ist, dass Maria Theresia ausdrücklich selbst als Autorin dieser Schriften firmierte und sie sich also zu eigen machte.

Ihre Biographen, allen voran Alfred von Arneth, sind in ihren Darstellungen diesen Quellen gefolgt und haben sich mit ihrer Perspektive in hohem Maße identifiziert; sie zitieren die Texte gleichsam als unmittelbare Dokumente des Geschehens, die «sagen, wie es eigentlich gewesen». [122] Mit anderen Worten: Maria Theresias Apologie ihres Regierungshandelns, verfasst zur

Verteidigung ihres Reformwerks gegen die Angriffe gegenwärtiger und zukünftiger Gegner, hat das Geschichtsbild in Österreich und weit darüber hinaus nachhaltig geprägt. Es ist ihr mit diesen beiden Schriften in erstaunlichem Maße gelungen, die Deutungshoheit über die eigene Geschichte selbst in die Hand zu bekommen. Das liegt vor allem daran, dass die Perspektive der Schriften sich perfekt in die Großerzählung von der Entstehung des modernen «Gesamtstaats» als der Realisierung einer großen Idee

einfügt. Doch mittlerweile erzählen Historiker die Geschichte der Reformen von 1748/49 nicht mehr als Kampf zwischen Gut und Böse, sie machen sich nicht mehr selbst eine der beiden Perspektiven zu eigen, sondern beschreiben die Struktur des Konflikts. Tatsächlich handelte es sich bei der ganzen Auseinandersetzung über das neue System um einen fundamentalen Normenkonflikt: hier die traditionelle Norm des *do ut des*, die auf der engen wechselseitigen Verflechtung von Adel und Herrscherdynastie beruhte, dort die

Norm der Staatsräson, wonach der Herrscher, losgelöst von allen Partikularinteressen und gleich weit über Adel und Untertanen hinausgehoben, als unparteiischer Dritter allein das Interesse des großen Ganzen vertritt. Die Existenzkrise der Monarchie stellte einen außergewöhnlichen Notfall dar, der ausnahmsweise die Gelegenheit eröffnete, die traditionellen Regeln der adeligen Gegenseitigkeit und Herrschaftsbeteiligung außer Kraft zu setzen. Doch aus der Perspektive der Stände und Hochadelsfamilien

war keineswegs ausgemacht, dass es auch in ihrem Interesse liege, die Kontrolle über die Ressourcen ihrer Länder dauerhaft aus der Hand zu geben und der um ihren Großmachtstatus kämpfenden Herrscherdynastie zur Verfügung zu stellen. Die Denkschriften von 1750/51 und 1755/56 zeigen, dass sich Maria Theresia dieses Normenkonflikts durchaus bewusst war. Sie zeigen vor allem auch, worin sie den nötigen Rückhalt fand, um das traditionelle Handlungsmuster zu durchbrechen und beharrlich bei dem einmal

eingeschlagenen Kurs zu bleiben. Die beiden Schriften erzählen eine Geschichte von göttlicher Providenz und standhaft überwundenen Anfechtungen, von mütterlicher Liebe und kindlichem Undank, von unermüdlicher Arbeit am Gemeinwohl, treu ergebenen Dienern und eigensüchtigen Widersachern.

Das zentrale Argument der Selbstrechtfertigung ist das Wissen um den göttlichen Auftrag der Habsburgerdynastie im Allgemeinen und Maria Theresias im Besonderen. Nur die

Frömmigkeit der Vorfahren habe ihnen über Jahrhunderte den göttlichen Beistand gesichert und ihren unsterblichen Ruhm begründet.[123] Gott belohne den gottesfürchtigen Herrscher und leite ihn. Denn wem er die Pflicht des Herrscheramtes auferlege, dem verleihe er auch die Fähigkeit, es richtig auszuüben. Die Hauptmaxime Maria Theresias, die ihr aus aller Not herausgeholfen habe, sei stets gewesen, *allein auf Gott zu trauen, dessen Allmacht ohne mein Zuthun noch Verlangen mich zu diesem Stande auserwählet, welcher*

also auch mich würdig zu machen hätte […] diesem mir aufgetragenen Beruf nach Erfordernüs vorzustehen. [124] Dann aber gelte: *je größer die Gefahr je wundernswürdiger der angediehene göttliche Beistand.* Solange sie in seinem Sinne handelte, griff Gott immer wieder zu ihrer Unterstützung in das Geschehen ein. So zog er im richtigen Moment *selbst einen Strich*, indem er die Reformgegner Kinsky und Harrach rechtzeitig sterben ließ.[125] Während des Erbfolgekrieges wendete er dreimal mit starkem Arm das Kriegsglück

zu ihrem Vorteil, so dass die Rettung ihrer Länder – ein schieres *Miracle*, ein *augenscheinliches Wunderwerk – nicht der Kunst der Waffen, sondern Gottes Milde und Beistand allein beizumessen seie*. Deshalb bestand kein Zweifel, dass er irgendwann *zu Ausbreitung seiner Glorie* ihrem Haus *zur Wiedereroberung [Schlesiens] gnädiglich verhelfen* werde.[126] Ein *Do-ut-des*-Verhältnis bestand mithin auch zwischen dem Allmächtigen und dem Allerhöchsten Erzhaus, denn beide Seiten dienten einander zur Steigerung ihres Ruhmes. Gott

allein schreibt Maria Theresia auch ihren eigenen Mut und ihre Standhaftigkeit zu, ihr stets heiteres Gemüt und Selbstvertrauen, kurzum: die Kräfte, *ein so großes beschwerliches Werk zu unternehmen, so keiner meiner Vorfahrer anzugreifen sich getrauet hatte*.[127] Die unerschütterliche Identifikation mit dem Allmächtigen ermöglichte es Maria Theresia, sich selbst zugleich zu erniedrigen – vor Gott – als auch zu erhöhen, und zwar nicht nur über ihre Gegner, sondern auch über ihre eigenen Vorfahren, mit

deren Herrschaftspraxis sie ja selbstbewusst brach. Trotz aller pflichtschuldigen Ergebenheitsbeteuerungen gegenüber ihrem verstorbenen Vater ließ sie doch keinen Zweifel daran aufkommen, dass er ihr nichts als festverwurzelte Missbräuche, hohe Schulden, mutlose Feldherren und unverschämte Minister hinterlassen habe, aber keinerlei Rüstzeug für die schwere Aufgabe, mit diesen Problemen fertigzuwerden.

Die zweite Säule von Maria Theresias Rechtfertigungsstrategie

war die Rhetorik selbstloser Mütterlichkeit. Dazu konnte sie an die altehrwürdige Metapher vom Herrscherpaar als Vater und Mutter der Untertanen und vom Land als erweiterter Familie anknüpfen. Spätestens seit Augustus sich als *pater patriae* inszeniert hatte, war Paternalismus *das* zentrale Rechtfertigungsmotiv monarchischer Herrschaft. Maria Theresia als vielfache Mutter konnte diesen Topos noch wirkungsvoll verstärken, indem sie die mütterliche Liebe zu den Untertanen der mütterlichen Liebe

zu ihren Kindern ausdrücklich überordnete: *So lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalten daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen noch Arbeit vor selbe spare, so hätte jedoch derer Länder allgemeines Beste denen allezeit vorgezogen, wann in meinem Gewissen überzeuget gewesen wäre, daß […] dererselben Wohlstand dieses erheischete, indeme sothaner Länder allgemeine und erste Mutter bin.*[128] Der Mütterlichkeitstopos diente ihr also – paradoxerweise – dazu, die eigene Herrschaft über alles Familieninteresse weit zu

erheben: Das Wohl ihrer Länder liege ihr so am Herzen, dass sie, wenn es dieses Wohl erforderte, *keinen Anstand genommen hätte, meine Autorität völlig selben [den Ständen] zu unterwerfen und zu überlassen, sondern ehender meinen Nachkömmlingen selbe [Autorität] diminuiret und benommen oder eingeschränket hätte, weilen der Länder Wohl und Gutes allzeit meinem Particulari, Famigle und Kindern vorgezogen haben würde.* [129] Das aber war mit Bedacht im Irrealis gesagt. Tatsächlich ging es ihr ja darum zu zeigen, dass das

Interesse ihrer Dynastie mit dem Interesse der Länder insgesamt – von einem abstrakten «Staat» spricht sie nicht – identisch war, ganz im Gegensatz zur Eigensucht der Stände und mehr noch ihrer eigenen Minister, die *sowohl das allgemeine Beste und landesfürstliche Interesse öfters lau tractieret* und mit *Contradictionen und Disputationen* dessen Beförderung behindert hätten.[130] Die Legitimität der hohen Amtsträger wird mit dem Argument bestritten, dass sie untereinander uneinig und misstrauisch seien, zerrissen von

gegenseitigem *Neid, Missgunst und Verleumdungen*,[131] weil jeder nur für das Seine sorge. Deshalb sei es nötig, dass ein guter Herrscher sich ein eigenes Bild mache, eigene *Experienz* erwerbe, *die wahre Kenntnüß von der Beschaffenheit seiner Länder sich selbsten* beilege.[132] Sie selbst würde von den vielen widerstreitenden Ratgebern irregemacht worden sein, hätte sie nicht *die äußerste Mühe angewendet, die Sachen in ihrer wahren Beschaffenheit durch mir beigelegte eigene Connaissance vollkommen zu penetrieren*.[133]

Nur dem Herrscher selbst liege das Wohl der einfachen Untertanen am Herzen, nur er könne sie gegen die Willkür ihrer Herren in Schutz nehmen und dafür sorgen, dass *die Armen und besonders die Untertanen von denen Reichen und Obrigkeiten nicht unterdruckt werden*.[134] Der Bauer dürfe nicht unter den Exzessen des Militärs leiden und nicht willkürliche Zusatzlasten aufgebürdet bekommen, und zwar vor allem deshalb nicht, weil er sonst ja *das ihme zugeteilte Contributionsquantum nicht abführen könne*.[135]

Kurzum, so lautet das wiederholte Resümee, und damit wird am Ende die Zweck-Mittel-Hierarchie wieder zurechtgerückt: Alle Maßnahmen von Maria Theresias Regierung seien Mittel, die *Monarchie in aufrechten Stande zu erhalten und auf meine Nachkommenschaft fortzupflanzen*, ihre Herrschaft *zum Besten und Nutzen meiner Nachkommen [zu] conservieren*.[136] Die Überzeugung vom göttlichen Recht der Dynastie, deren Verteidigung ihr der Vater durch die Pragmatische Sanktion aufgebürdet

hatte, war der Schlussstein von Maria Theresias Selbstverständnis und der Rückhalt gegen die allseitigen Anfechtungen. An ihre Nachkommen allein richtete sie daher ihre Rechtfertigungsschrift; nur sie – und nicht etwa die Minister oder gar die Untertanen – galt es von der Richtigkeit der getroffenen Entscheidungen zu überzeugen.

Favoritenwechsel

Schon in Maria Theresias zweiter

Rechtfertigungsschrift von 1755/56 deutet sich an, dass das Reformwerk der Nachbesserung bedurfte.[137] Tatsächlich sollte Haugwitz' System den nächsten großen Krieg nicht überleben. Das lag nicht allein an den Unzulänglichkeiten des Systems selbst und den Schwierigkeiten seiner Umsetzung, sondern auch daran, dass die Personenkonstellation bei Hof sich zu Beginn der 1750er Jahre nach und nach grundlegend neu formierte. Wer diese Veränderung vor allem betrieb und die neuen

Machtverhältnisse dann auch institutionell verankerte, indem er die zentralen Gremien zu seinen Gunsten umstrukturierte, war der hoch ambitionierte Graf Wenzel Anton Kaunitz-Rietberg. Ihm fiel nicht nur Haugwitz, sondern auch Johann Christoph von Bartenstein zum Opfer, der über Jahrzehnte wichtigste politische Ratgeber des Kaiserhauses und engste Vertraute Karls VI., den Maria Theresia während des Erbfolgekrieges als *die Seele des hiesigen laulichten Corps*[138] betrachtet hatte – treu, arbeitseifrig und zuverlässig, ja

derjenige, der ihr *das wahre Licht angezündet* und dem sie die Rettung der Monarchie wesentlich zu verdanken hatte.[139] Bartenstein verkörperte in vieler Hinsicht das Gegenbild sowohl zu Haugwitz als auch zu Kaunitz, nämlich den Typus des gelehrten bürgerlichen Aufsteigers, eines sozialen Fremdkörpers im hochadeligen Milieu des Wiener Hofes.[140]

Bartenstein war der begabte Sohn einer weitverzweigten, streng lutherischen Straßburger Professorendynastie. Er hatte sein Universitätsstudium im Alter von

nicht ganz dreizehn Jahren begonnen und mit einundzwanzig als Doktor beider Rechte abgeschlossen. In seiner Jugend verkehrte er mit dem Geistesadel seiner Zeit; er besuchte die gelehrten Mönche der berühmten Pariser Abtei Saint-Maur und machte Bekanntschaft mit dem alten Leibniz, mit dem er bis zu dessen Tod korrespondierte. Sein Ziel war allerdings keine Gelehrtenkarriere, sondern der Fürstendienst. Im vollen Bewusstsein seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten

entschied er sich, es gleich ganz oben zu versuchen, und knüpfte über gelehrte Fürsprecher Kontakte zum Kaiserhof. Höfische Geschmeidigkeit und Servilität waren nicht seine Sache. Der Stolz auf seine überlegenen Fähigkeiten ließ ihn auf Leute hinabsehen, die ihre Stellung *durch den casus genitivus und dativus* erworben hatten, wie er sich ausdrückte, sie also Geburt oder Geschenken zu verdanken hatten. Doch zu seiner Erbitterung musste er feststellen, dass seine lutherische Konfession einer Hofkarriere in Wien

nachhaltig im Weg stand. Keineswegs religiös indifferent, rang er offenbar eine Zeitlang mit sich, bevor er um 1716 zum Katholizismus konvertierte.[141] Trotzdem dauerte es noch mehr als zehn Jahre, bis er über allerlei Umwege in die Österreichische Hofkanzlei aufstieg und 1727 schließlich auch Staatsreferendar und Protokollführer bei der Geheimen Hofkonferenz wurde. Bartenstein war zwar selbst kein Mitglied dieser exklusiv hochadeligen Versammlung, sondern nur Sekretär und

Protokollant. Das hinderte ihn aber nicht daran, dort aufgrund seiner Sachkompetenz und des herrscherlichen Vertrauens die Geschäfte zu dirigieren und vor allem die auswärtige Politik – die sogenannten *Staatssachen* – zu beherrschen. Damit hatte er das Maximum dessen erreicht, was ein Bürgerlicher am Kaiserhof erreichen konnte, und machte das Beste daraus. Durch unerschöpflichen Fleiß, aber auch Scharfsinn und unbestechliche Urteilskraft machte er sich dem Kaiser unentbehrlich. Er war ein

Aktenfresser mit ausgezeichnetem Erinnerungsvermögen und daher oft der Einzige, der die verworrenen Staatsangelegenheiten durchschaute – allerdings offenbar auch sorgfältig darauf bedacht, dass er der Einzige blieb. Er allein war das institutionelle Gedächtnis der Österreichischen Hofkanzlei, denn eine systematische Archivierung der Akten gab es nicht. Schon unter Maria Theresias Vater dominierte er Konferenz und Kanzlei. Den anderen Höflingen war er daher ein Dorn im Auge.

Wenn immer wieder beklagt wurde, Karl VI. höre lieber auf *kleine Leute* als auf verdiente alte Minister, dann war vor allem der *subalterne Matador* Bartenstein gemeint, dem man auch gern unterstellte, den Kaiser zu hintergehen und falsch zu beraten. [142] Podewils schildert ihn 1747 ausführlich als *kleinen, pedantischen Schulmeister*, zwar unbestreitbar mit Geist und erstaunlicher Gedächtniskraft begabt, aber von beschränktem politischem Urteilsvermögen. Seinen Erfolg beim Herrscherhaus

deuteten Neider als Frucht von äußerstem Ehrgeiz, Schmeichelei und *gespielter Mäßigung*. Unverzeihlich war für Herren von Stand, dass Bartenstein sich anmaßte, mit ihnen von gleich zu gleich zu verkehren, ja sich ihnen überlegen vorkam, alles besser wusste, ihnen ins Wort fiel und die ständische Rangordnung auf den Kopf stellte. Aufgrund seines Einflusses beim Kaiserhaus war *alle Welt genötigt, die Knie vor ihm zu beugen. Leute vom höchsten Rang, die Reichsfürsten, die Generäle, die Minister, erschienen regelmäßig, ihm*

ihre Aufwartung zu machen.[143] Jemand wie Khevenhüller verabscheute ihn im Stillen, war aber gleichwohl ängstlich darauf bedacht, dass er *keinen Disgusto wider mich fassen mögte*.[144] Schwer erträglich war vielen offenbar, dass Bartenstein gar nicht versuchte, einen höfisch-eleganten Habitus zu imitieren, so dass man sich darüber hätte lustig machen können, sondern seine steif-trockene Gelehrsamkeit auch noch mit größtem Selbstbewusstsein zur Schau trug.

Maria Theresia hatte zu

Bartenstein anfangs ein kühles Verhältnis, weil er ein Gegner ihrer Heirat mit Franz Stephan gewesen war. Doch unter den Bedingungen des Krieges wurde er auch ihr schnell unentbehrlich. Sein Einfluss stieg noch durch eine erste organisatorische Umstrukturierung der *Staatssachen*: Als 1742 der alte Obersthofkanzler Sinzendorff starb, der sich von Bartenstein willig hatte leiten lassen, gliederte Maria Theresia die Abteilung der Österreichischen Hofkanzlei, die für auswärtige Korrespondenzen zuständig war, aus und machte sie

als *Hof- und Staatskanzlei* zu einer eigenständigen Stelle für die gesamte auswärtige Politik des Erzhauses.[145] Als Staatskanzler setzte sie Anton Corfiz Graf Ulfeld ein (1699–1769), einen Konvertiten, dessen Vater aus Dänemark stammte und unter Karl VI. als General gedient hatte. Ulfeld, der zuvor verschiedene Gesandtschaften innegehabt hatte, galt als schroff, ungehobelt und beschränkt, aber rechtschaffen und uneigennützig. Für ihn sprach nicht nur, dass seine Mutter eine geborene Sinzendorf war, sondern

auch, dass er keine eigenen Gestaltungspläne hatte, was die Führung der Staatskanzlei anging. Deutlich weniger scharfsinnig, aber auch weniger selbstgefällig als sein Sekretär, stellte er für diesen keine Konkurrenz dar und ließ seine dominierende Stellung unangefochten. Es hieß daher, Bartenstein selbst habe die Personalie eingefädelt. Auf diese Weise profitierten beide voneinander: Ulfeld war Bartensteins Patron, Bartenstein Ulfelds politisches *Orakel*.[146]

In den Kriegsjahren produzierte

der umtriebige Sekretär eine schier unerschöpfliche Fülle an Memoranden für die Staatskanzlei. Er galt als verliebt in seine Schriftsätze, die für ihre Weitschweifigkeit und Umständlichkeit berüchtigt waren, [147] aber fast immer Maria Theresias Zustimmung fanden. [148] Wie sehr sich Bartenstein seiner Unentbehrlichkeit bewusst war, zeigt eine Episode aus dem Reformjahr 1748: Als Maria Theresia ihm eine Kommission zur Vermittlung des neuen Finanzsystems in den Erbländern

anvertrauen wollte, scheute er sich nicht, das schroff zu verweigern. *Die Kaiserin, welche ohnedeme nicht gutten Humors ware, wurde darüber empfindlich und replicirte mit zornigen Worten, daß sie sich also an andere wenden würde. Bartenstein […] verfiele auf sehr unanständige Vorwürffe seiner geleisteten Dienste und erregte ein solches Geschrei, daß man es bis in des Kaisers zweite Retirada […] fast von Wort zu Wort hören können*, notierte Khevenhüller mit stiller Befriedigung, denn ihm fiel es zu, die Kaiserin anschließend wieder

zu beruhigen: Bartenstein habe *aus einem irrigen Wahn sich ereifferet und selbsten nicht mehr gewust, was er redete*.[149]

Persönliche Missionen waren nicht Bartensteins Sache; er hatte nie als Gesandter gedient und keinen weltgewandten Habitus erworben. Sein Medium war die Schrift. Sein großer Einfluss auf die Regierung hing mit der Bedeutung der Schriftlichkeit für die Entscheidungspraxis am Wiener Hof zusammen. Dies zeigt sich sinnfällig an der Verfahrensweise der Geheimen Hofkonferenz. Diese

Konferenz, von deren Rolle bei der Durchsetzung des Haugwitz'schen Systems ja schon ausführlich die Rede war, bestand aus den Oberhäuptern der wichtigsten zentralen Hofstellen (Hofkammer, Hofkriegsrat, Hofkanzleien, Hofmarschallamt), die sich regelmäßig montags, manchmal auch öfter, teils mit, teils ohne Kaiserin und Kaiser persönlich trafen, wozu jeder nur einen Referendar mitbrachte. Als zentrales kollegiales Beratungsgremium, wie es sie ganz ähnlich in allen europäischen

Monarchien gab, war die Konferenz nur geringfügig institutionalisiert; sie hatte weder spezifische Zuständigkeiten noch eigene Stellen, noch Räume, sie stand weder im Hofkalender noch auf der Hofzahlamtsliste. Die Versammlung diente dazu, alle wichtigen aktuellen Fragen zu besprechen, von Krieg und Frieden über das Zeremoniell dynastischer Hochzeiten bis hin zu den Grundsätzen der Prinzenerziehung. Das Zustandekommen einer Entscheidung wurde in der Konferenz durch ein spezifisches

Wechselspiel von Mündlichkeit und Schriftlichkeit strukturiert, das ganz auf die Souveränin hin ausgerichtet war.

Maria Theresia verkehrte mit ihren Konferenzministern wie auch mit allen anderen Amtsstellen im Wesentlichen *auf dem Fuß der uralten Verfassung des Duchleuchtigsten Erzhauses*, das heißt: Schriftlich ließ sie sich die anstehenden Probleme vorlegen und schriftlich fällte sie Entscheidungen.[150] Das sah bei der Hofkonferenz so aus, dass die Beratungsgegenstände,

Deliberations-Puncta, dem Vorsitzenden spätestens einen Tag vor der Konferenz schriftlich mitgeteilt wurden. Jeder Konferenzminister konnte das tun. Manchmal ließ Maria Theresia ihrerseits den Ministern durch den Konferenzsekretär eine Frage vorlegen und sich von jedem einzelnen ein schriftliches Votum dazu ausarbeiten. Dadurch wurde die Kommunikation kanalisiert; jeder Minister adressierte seine Ausführungen an sie, nicht an seine Kollegen, so dass die Voten der Ratgeber füreinander

wechselseitig intransparent blieben, wenn man sie nicht zirkulieren ließ. In der Versammlung wurde dann *über jedes punctum deliberandum nach Vernehmung der Stelle, die es haubtsächlich angienge, ordentlich votiret,*[151] das heißt, es wurden eher fertig ausgearbeitete Stellungnahmen verlesen als offen diskutiert. Schließlich wurde *das Conclusum gefasset.*[152] Wie das im Einzelnen aussah, bleibt weitgehend im Dunkeln. Man darf es sich vermutlich nicht als formale Abstimmung nach

Mehrheitsprinzip vorstellen, sondern – wie fast alle Entscheidungsverfahren damals – als Austarierung eines groben Konsenses. Die letzte Entscheidung lag ohnehin immer bei der Monarchin selbst. Langwierige deliberative Prozeduren aber waren Maria Theresia ein Gräuel; sie hielt das für unnötiges Geschwätz.[153] Abweichende Voten wollte sie schriftlich festgehalten, aber nicht lange diskutiert und vor allem nicht später *in publico* geäußert haben. Es zeichnete den perfekten Minister

aus, dass er seine Meinung untertänigst vortrug, aber nicht darauf beharrte, wenn die Entscheidung der Souveränin anders ausfiel.[154]

Protokolliert wurden die Sitzungen zunächst von den Referendaren derjenigen Kanzleien, die später für die Ausführung der Beschlüsse zuständig waren. Bei auswärtigen Angelegenheiten war das gewöhnlich die Staatskanzlei, das heißt: Bartenstein. In seiner Kanzlei wurden die einzelnen Protokolle zu einem Ganzen

zusammengefügt und es wurde ein Bericht verfasst, der sogenannte *Vortrag* an die Monarchin. Man schrieb ihn auf längs gefaltete Bögen und ließ die linke Spalte für deren zustimmende, modifizierende oder ablehnende Kommentare frei. Streng genommen gehörte dieser Vortrag allen Konferenzmitgliedern noch einmal vorgelegt, damit sie sich von der Übereinstimmung mit der mündlichen Beratung überzeugen konnten.[155] Am Ende fällte dann Maria Theresia durch ihren handschriftlichen Vermerk *Placet* (mit oder ohne

modifizierende Zusätze) am Rand des Vortrags die Entscheidung, die *Resolution*, die dann über die Kanzlei expediert wurde (Abb. 19). Es waren also nur die eingespielten Gewohnheiten des schriftlichen Geschäftsganges, die für eine gewisse Stabilisierung des Entscheidungsverlaufs sorgten, nicht etwa klar abgegrenzte Zuständigkeiten oder formale Verfahrensregeln.[156] Die unausgesprochene Norm, die dahinter stand, war immer noch die der alteuropäischen Tradition, wonach der von Gott autorisierte

Herrscher am Ende entscheidet, aber stets im Konsens und nach Beratung mit den Großen seines Reiches. Wer im Einzelnen dazugehörte und wie der Konsens genau zustande kam, stand indessen nirgendwo geschrieben.

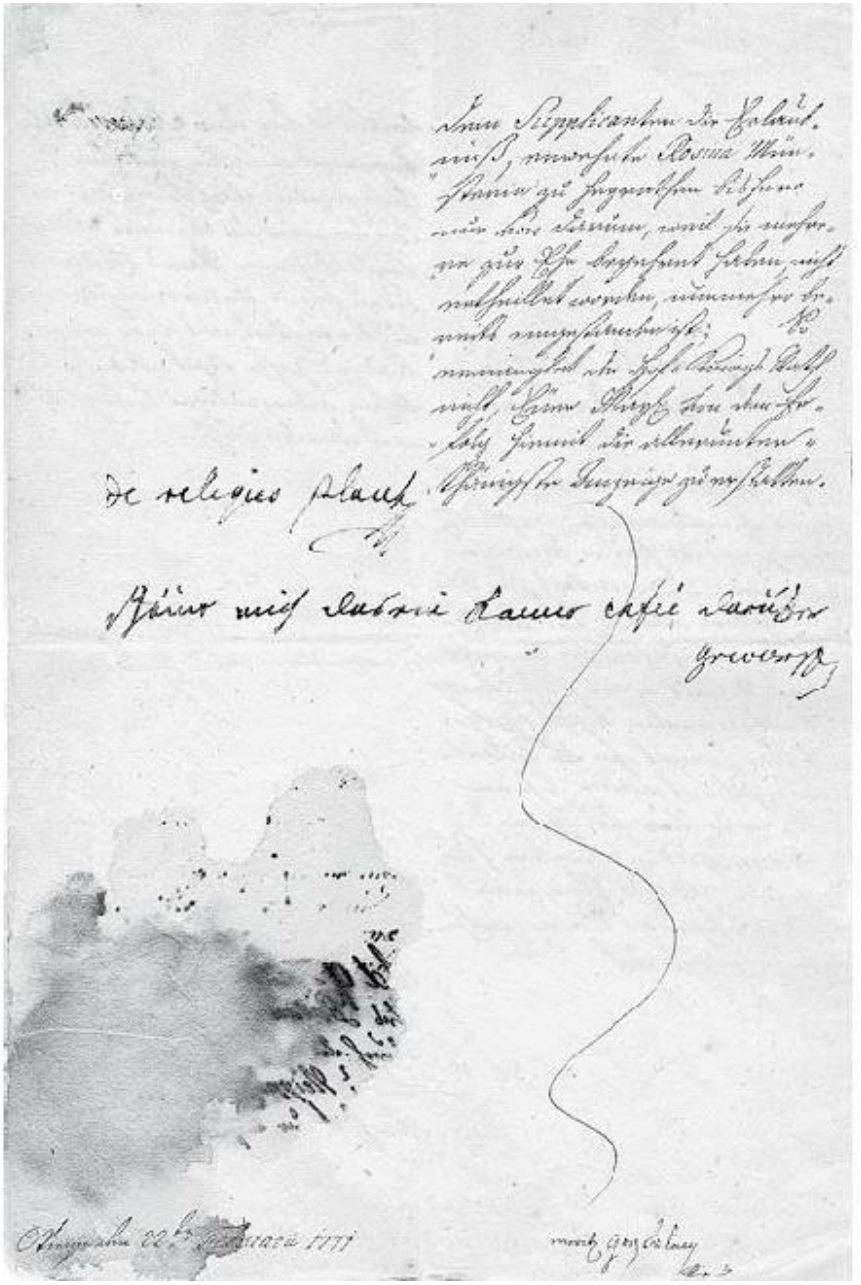


Abb. 19: Akte mit Kaffeefleck und der eigenhändigen Notiz Maria Theresias oben: *de reliquo placet*, Mitte: *Schäme mich das eine Kanne cafée darüber geworffen*, 1771

Die Koordination des gesamten Verfahrens lag bei dem Sekretär der Hofkonferenz – also ebenfalls Bartenstein. Die Amtsbezeichnung ‹Sekretär› ist durchaus wörtlich zu verstehen; er war der Hüter der Geheimnisse. Ein *Secretum* sollte das Verfahren sein und bleiben; nicht umsonst hieß die Versammlung die *Geheime* Hofkonferenz. Geheimhaltung galt nicht als anrüchig, sondern war ein vollkommen legitimes Mittel der Herrschaftsausübung; sie diente dazu, die Kommunikation zu strukturieren, nicht sie zu

verhindern.[157] Verschwiegenheit war die wichtigste Tugend des Fürstendieners, Einbeziehung in den Kreis der Wissenden umgekehrt die wertvollste soziale Auszeichnung, was auch in dem begehrten Titel des ‹Geheimen Rates› symbolisiert wurde. Vor allem in auswärtigen Sachen, aber auch im Inneren galt *Secretum [als] die Seel von allem*.[158]

Das weitgehend schriftliche Verfahren der Hofkonferenz eröffnete indessen dem Sekretär als Regisseur des Ganzen diskrete Möglichkeiten der Einflussnahme.

Wie seine Rivalen in der Hofkonferenz beobachteten, verfügte Bartenstein über eine *belle methode*, um kaiserliche Resolutionen in seinem Sinne zu *erschleichen: nämlich Konferenzen einberufen zu lassen, ohne vorher den Gegenstand der Beratungen bekanntzugeben; dann nach der Konferenz die fertigen Expeditionen und Referate sofort der Kaiserin zum Placet vorzulegen, ohne sie vorher unter den Konferenzministern zirkulieren zu lassen.* [159] Bemerkenswerterweise sah Bartenstein später, als er selbst

kaltgestellt war, die Probleme eines solchen schriftlichen Verfahrens genauso: Bei der Abfassung der Vorträge könnten abweichende Meinungen unterschlagen und mithin die Entscheidungen des Souveräns manipuliert werden. [160] Als er noch der allmächtige Kanzleisekretär gewesen war, hatte Bartenstein das Beratungsverfahren allerdings anders dargestellt. Die Monarchin sei stets vollkommen informiert, weil alle, auch widerstreitende Argumente zu Wort kämen: *weilen bei nicht gleichförmig obwaltenden*

Meynungen ein Theil wie der andere vernohmen worden, Ihro Maytt. um so mehr sicher gestellet, aus keinem irrigen Supposito […] einen Fehltritt zu thun.[161]

Hatte Maria Theresia ihr handschriftliches Placet erst einmal erteilt, so war es unmöglich, noch etwas zu ändern und Manipulationen aufzudecken. Denn erstens hasste es die Kaiserin, wenn nach ihrer *allerhöchsten Entschließung* noch jemand eine Privatmeinung vorbrachte.[162] Und zweitens hatten alle Angst, das Missfallen des mächtigen und

sich für unfehlbar haltenden Bartenstein zu erregen.[163] Nach dem Urteil Khevenhüllers galt das sogar für *die Herrschaften* selbst, die zu sehr auf Bartenstein angewiesen seien, um gegen dessen *Dominat* vorzugehen. Sie seien sich der Missstände bewusst, meinte er, doch da sie *den Schlendrian (um den Federführer nicht zu disgustiren) eben nicht füglich ändern können – haben von dannen kein rechtes Vertrauen in die Conferenz selbsten* und *sondiren hier und dort anderer Leuthe Meinungen, die doch den ganzen Zusammenhang deren*

Geschäfften nicht wissen können, und müssen also immerdar wanckend und irr gemacht werden.[164]

Auch wenn diese Beobachtung durch Khevenhüllers heftige Abneigung gegen Bartenstein eingefärbt war, so ist sie doch ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, wie man bei Hof über die Geheime Konferenz und ihr schriftliches Verfahren dachte (das ganz ähnlich auch in vielen anderen Amtsstellen funktionierte). Es gab in solchen Gremien wenig Transparenz und wenig offene Debatten, aber Ströme von

beschriebenem Papier. Die Geheimhaltung diente nicht so sehr zur Herstellung eines Schonraums, innerhalb dessen alle Mitglieder ungeschützt sprechen und auch Konflikte ohne Gesichtsverlust austragen konnten; die Geheimhaltung diente vielmehr dazu, den Entscheidungsprozess gegenüber einzelnen Mitgliedern des Gremiums selbst zu verschleiern. Das führte dazu, dass die Hofkonferenz langsam aber sicher ihre vorgesehene Funktion nicht mehr erfüllen konnte, nämlich Sachverhalte und

Maßnahmen offen zu diskutieren, alle Argumente für und wider zu erwägen und die Monarchin umfassend zu beraten. Die Minister brachten wichtige Fragen gar nicht mehr in die Konferenz ein, sondern schleusten sie lieber daran vorbei und entschieden sie allein.[165] Das formale schriftliche Verfahren forderte unter den gegebenen Umständen seine eigene informelle Unterwanderung geradezu heraus.

Wer Einfluss auf die zentralen politischen Entscheidungen nehmen wollte, musste die von Bartenstein dominierte

Hofkonferenz umgehen. Dazu musste er sich an die zweite Schlüsselfigur im unmittelbaren Umfeld Maria Theresias halten, nämlich ihren persönlichen Kabinettssekretär Ignaz Freiherrn von Koch (1697–1763).[166] Koch war zwar *von keiner Extraction*,[167] das heißt, er war bürgerlicher Herkunft und wurde erst 1748 von Maria Theresia nobilitiert, hatte aber schon die Privatkorrespondenz des Prinzen Eugen geführt und unter Karl VI. zu den einflussreichsten Beamten am Hof gezählt. Seit 1742 war er

das Nadelöhr, durch das fast alle schriftlichen Wünsche und Vorstellungen an die Monarchin hindurchgefädelt werden mussten. *Seine Aufgabe besteht darin, ihr über die Gesuche und Denkschriften, die ihr überreicht werden, Bericht zu erstatten und sie dann mit der Entschließung Ihrer Kaiserlichen Majestät an die verschiedenen zuständigen Fachkollegien weiterzugeben. Er legt der Fürstin auch alles vor, was sie unterschreiben muss, und erledigt ihre persönliche Korrespondenz. Zu diesem Zweck arbeitet er jeden Vormittag mit ihr,*

schrieb der preußische Gesandte. *Alle, die sich um eine Stelle oder um irgendeine Gnade bemühen, unterlassen nicht, sich an ihn zu wenden.*[168] Koch war der wichtigste Makler der herrscherlichen Gunst, dessen sich sogar Khevenhüller bediente, wenn er etwas Heikles vorbringen wollte. Auch Haugwitz soll wesentlich ihm seinen Zugang zur Kaiserin verdankt haben.[169] Erstaunlicherweise wurde Koch trotzdem nicht allseits gehasst, was in einer solchen Schlüsselstellung sonst fast zwingend der Fall war.

Der scharfsichtige Podewils führte das auf seine Bescheidenheit zurück, die seinen Einfluss verschleierte und zugleich auch für den Hofadel erträglich machte. Sowohl bei Maria Theresia als auch bei Außenstehenden galt er jedenfalls als Mann von unvergleichlicher Verschwiegenheit, *ungemein ehrlich, christlich und ohne Intriquen*. [170] Deshalb war er auch der Chef der Chiffrenkanzlei, das heißt des Geheimdienstes, und der geeignete Mann, um für Maria Theresia ein weitverzweigtes

Spionagesystem zu organisieren. [171]

Koch war auch derjenige, der es dem ambitionierten Kaunitz ermöglichte, die Hofkonferenz zu unterlaufen, Bartenstein aus der Staatskanzlei zu verdrängen und später auch Haugwitz zu ersetzen. Sowohl in den auswärtigen Staatssachen als auch in der Verwaltung der Erbländer setzte Kaunitz in den 1750er Jahren sich selbst peu à peu an die Stelle der ehemaligen Favoriten und seine eigenen, neuen Systeme an die Stelle der alten. Er wurde zur

prägendsten Gestalt für Maria Theresias gesamte weitere Regierungszeit, ja sogar noch über ihren Tod hinaus. Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) stammte aus einem alten böhmischen Adelsgeschlecht, das nach dem Aufstand von 1618 die Protektion der mächtigen Familie Dietrichstein genoss und sich seither durch katholische Rechtgläubigkeit und unerschütterliche dynastische Loyalität hervorgetan hatte. Sein Großvater war Reichsvizekanzler gewesen und in den

Reichsgrafenstand aufgestiegen, hatte dabei aber die mährischen Güter der Familie hoch verschuldet. [172] Der Vater war Landeshauptmann von Mähren und hatte eine westfälische Reichsgräfin Rietberg geheiratet. Von deren sechzehn Kindern überlebte Wenzel Anton als einziger Sohn, so dass allein auf seinen Schultern die gesamte Last der Aufgabe lag, der Familie wieder zu ihrem alten Glanz zu verhelfen. Der Vater erzog ihn streng und schickte ihn auf die Universität Leipzig, ein weit

ausstrahlendes Zentrum der protestantischen deutschen Aufklärung, wo er die Rechte studierte – mit glänzendem Erfolg, wie es hieß. Anschließend begab sich Wenzel Anton, wie es für einen jungen Kavalier üblich war, auf die Grand Tour, und zwar über Berlin, Brüssel, Köln, Frankfurt, München nach Venedig, Rom, Neapel, Florenz, Mailand, Genua, Turin und schließlich Paris. Zurück in Wien trat er 1735 in den Reichshofrat ein, der als Karrieresprungbrett galt, und heiratete wenig später die Enkelin

des mächtigen Konferenzministers Gundaker Thomas von Starhemberg. Während des Krieges verwandte ihn Maria Theresia für verschiedene Aufgaben und schickte ihn unter anderem als Gesandten nach Turin, wo er sich bereits 1742 durch kluge Denkschriften über das auswärtige System empfahl. Doch seine Karriere kam nicht recht in Gang. Die ihm angebotenen prestigeträchtigeren Gesandtschaften musste er ausschlagen, weil er nicht die nötigen Mittel hatte, um die

Souveränin angemessen glanzvoll zu vertreten. Maria Theresias besondere Gunst gewann er dann durch seine erfolgreiche Mitwirkung an den Friedensverhandlungen in Aachen 1748. Dort begann er sich für den Plan zu engagieren, dass das Erzhaus sich von seinen angestammten Verbündeten trennen und stattdessen Frankreich auf seine Seite ziehen müsse, wenn es Schlesien wiedergewinnen wollte.[173] Sein Scharfsinn verschaffte ihm Eintritt in den exklusiven Kreis der Hofkonferenz,

wo im Januar 1749 eine Bilanz der mächtepolitischen Gesamtlage gezogen und über das zukünftige auswärtige System der Monarchie beraten wurde. Schon als er zum ersten Mal teilnahm, fiel er durch außergewöhnliche Eloquenz und Gewandtheit auf.[174] Maria Theresia schätzte ihn da bereits als ihren wichtigsten Berater, als *seule ressource pour ma ministère*, einzige Hilfsquelle ihres Ministeriums.[175] 1750 schickte sie ihn als Botschafter nach Paris, wo er die habsburgisch-bourbonischen Beziehungen auf eine neue

Grundlage stellen sollte.

Kaunitz war allerdings schwierig: von perfektionistischer Umständlichkeit und zwanghafter Ordnungsliebe, selbstverliebt, eitel und prätentiös (vgl. Farbtafel 10). Er verstand sich selbst als stilbewussten *Connaisseur* und formvollendeten Liebhaber, sammelte Gemälde, kleidete sich bis ins Alter jugendlich nach neuester Mode, war stolz auf seine Reitkunst und seine elegante Beherrschung vier verschiedener Sprachen. In Paris profilierte er sich als Freigeist, indem er

Voltaires Werke las, Diderots epochale *Encyclopédie* abonnierte und erotische Literatur sammelte. [176] Durch seinen Zutritt zu dem berühmten Salon der Madame Geoffrin, wo die angesagtesten *philosophes* verkehrten, durfte er sich zu der kleinen, feinen, selbsternannten Partei der Pariser Selbstdenker und Aufklärer zählen. Andere Gesandte fanden allerdings, dass er nicht das großzügige Haus führe, das sich für einen Repräsentanten des Kaiserhauses ziemte, und rümpften die Nase über seinen vertraulichen Umgang mit

neureichen Emporkömmlingen, ein Verhalten, das man auf seinen Geiz und seine Geltungssucht zurückführte.[177] Vor allem mokierte man sich über seine zärtliche Sorge um den eigenen Körper, seine *galanterie vis-à-vis de lui-même*, seine bizarren Reinlichkeits- und Diätregeln.[178] Im Umgang mit anderen wirkte er kalt, emotionslos und undurchschaubar; er ließ sich seine Ansichten nicht anmerken und schwieg in Gesellschaft lieber, anstatt zu widersprechen. Niemand mochte ihn, aber jeder bewunderte

seinen scharfen Verstand und seine umfassenden Kenntnisse. Der Kontrast zwischen seinem *génie superieur* und den vielen Ticks und Extravaganzen entging auch Maria Theresia nicht (ebenso wenig wie übrigens dem preußischen König). Jedenfalls berichtet Khevenhüller, dass er sich mit ihr lange über Kaunitz' Eigenschaften unterhalten habe, was *zu verschiedenen Reflexionen über die Contradictionen des menschlichen Characters Anlaß gabe*.[179] Dem modesten Franz Stephan muss der hochtrabende Kaunitz

einigermaßen zuwider gewesen sein, ganz zu schweigen von den eifersüchtigen Ministerkollegen, die ihren Ekel kaum unterdrücken konnten.[180]

Während seiner Gesandtschaft in Paris in den Jahren 1750 bis 1752 stand Kaunitz in ständiger Korrespondenz mit dem Kabinettssekretär Koch. Von ihm ließ er sich alles berichten, was in der Hofkonferenz vorging, und spann seine Fäden gezielt an Bartenstein vorbei zur Kaiserin. Sein Ziel war die Staatskanzlei, das heißt die Leitung der auswärtigen

Politik. Maria Theresia hatte diese Stelle, wie erwähnt, schon 1742 aus der österreichischen Hofkanzlei ausgegliedert und zu einer selbstständigen Zentralbehörde für *Haus- Hof- und Staatsangelegenheiten* gemacht. [181] Sie war seither sowohl für die Beziehungen des Erzhauses zu auswärtigen Mächten als auch für alle dynastischen *geheimen Haussachen* wie Heiraten, Erbschaften usw. zuständig – bezeichnenderweise, denn Verwandtschaftsbeziehungen machten nach wie vor ja einen

großen Teil der auswärtigen Politik aus. Die Leitung der Staatskanzlei lag formell bei Ulfeld, informell aber bei Bartenstein. Es war klar, dass der rund zwanzig Jahre jüngere und überaus ehrgeizige Kaunitz, wenn er in den Staatsgeschäften Karriere machen wollte, mit dem allwissenden und selbstgerechten Sekretär nicht würde zusammenarbeiten können. Doch Maria Theresia hielt bekanntlich an ihren verdienten Beratern desto unerschütterlicher fest, je mehr sie angefeindet wurden, und hegte ein tiefes

Misstrauen gegenüber Leuten von *Ambition* und *Interesse*. Bartenstein aus dem Amt zu drängen war daher nicht leicht und bedurfte besonderen Geschicks. Wie Kaunitz es einfädelte, den alten Kanzleisekretär abzuservieren, ist ein Fall höfischer Raffinesse, wie sie im Buche stand, konkret: in dem berühmten ‹Handorakel› des Jesuiten Balthasar Gracián, einer Art Bibel des klugen Hofmannes. [182] Es kam für Kaunitz darauf an, die eigene Ambition vollkommen zu verschleiern und es so zu arrangieren, dass die

Monarchin selbst ihn um das bat, was er erreichen wollte.

Maria Theresia war mit dem groben und unbeweglichen Ulfeld als Staatskanzler seit langem unzufrieden – sie soll ihn vor Dritten einen Esel genannt haben[183] – und plante, ihn durch den jungen Kaunitz zu ersetzen. Das sollte aber möglichst ohne Gesichtsverlust geschehen. Die Gelegenheit dazu ergab sich im Dezember 1751, als der Obersthofmeister Königsegg starb und damit eine ehrenvolle Position frei wurde, die man Ulfeld als

Kompensation anbieten konnte. Maria Theresia ergriff die Gelegenheit und ließ Kaunitz über Koch das Amt des Staatskanzlers anbieten. Den Antwortbrief, den Kaunitz seinerseits an Koch schrieb, damit er ihn der Monarchin zeige, ist ein Kabinettstück höfischer Verstellungskunst.[184] Kaunitz deutete zuerst die geringe finanzielle Ausstattung der Stelle an, ließ sie also als nicht sonderlich attraktiv erscheinen. Dann entwarf er ein scheinbar rückhaltlos selbstkritisches Bild von

seinen eigenen *körperlichen und geistigen Gebrechen – mes vices de corps et d'âme* –, die mit dem Amt des Staatskanzlers unvereinbar seien. Seine Auffassungsgabe sei zwar ausgezeichnet, sein Gedächtnis aber miserabel. Zudem habe er einen natürlichen Widerwillen dagegen, über eine Sache zu sprechen, von der er sich nicht zuvor klare, der *natürlichen Ordnung* entsprechende Ideen gebildet habe. Allerdings könne er sich dann mit Leichtigkeit und Gefälligkeit mündlich wie schriftlich darüber äußern, doch

das koste ihn eben mehr Aufwand als andere. Eine Qual sei für ihn auch der Kleinkram der Geschäfte, er widme sich lieber den großen, essentiellen Fragen. Der Staatskanzler müsse sich derzeit um alles selbst kümmern, wenn die *Machine* nicht ins Stocken geraten solle. Man könne allerdings das ganze Werk vereinfachen, indem man Subalternbeamte für die mechanischen Abläufe einstelle, damit sich der Kanzler selbst auf die Direktion des Ganzen konzentrieren könne. Die *traurige Wahrheit*, die Kaunitz von seinem

eigenen Charakter entwarf, war in jeder Hinsicht ein Gegenbild zur Geschäftsführung des alten Bartenstein. Auch wenn das Angebot der Kaiserin natürlich geeignet sei, seine Ambitionen und Interessen zu befriedigen, schrieb er weiter, so dürfe er in diesem Fall nicht an sich selbst denken und müsse es ablehnen, denn er sei weder in der Lage noch würdig, es auszufüllen. Eigentlich. Doch dann entwarf er in demselben Brief einen exakten Plan, wie die Staatskanzlei umgestaltet und Bartenstein daraus entfernt werden

müsste, wenn er selbst das Amt übernehmen solle. Unverkennbar war es das Ideal des vernünftig eingerichteten, selbstlaufenden Uhrwerks, das er als notwendiges neues System der auswärtigen Politik beschrieb.[185] Jedem Leser des Briefes musste klar werden: Alle Unzulänglichkeiten Kaunitz' waren in Wahrheit Stärken, alle Stärken, auf die Bartenstein sich so viel zugutehielt, hingegen strukturelle Schwächen. Wenn Kaunitz für das Amt der Falsche zu sein schien, so nur deshalb, weil das ganze System so mangelhaft

eingerichtet war. Es galt also das System so umzugestalten, dass es einem genialen Mann wie Kaunitz entsprach. Diesen Schluss musste die Leserin des Briefes unweigerlich ziehen, ohne dass Kaunitz ihn offen aussprach. Mit dem Argument, er dränge sich nicht nach dem Amt, sondern sei allenfalls bereit, fürs Erste die nötige Reorganisation in die Hand zu nehmen, diktierte er der Kaiserin tatsächlich seine Bedingungen. Zugleich zeigte er sich als Mann von größter Aufrichtigkeit, als selbstloser

Ehrenmann, der seine eigenen Interessen hinter dem Wohl des Erzhauses zurückstellte. Schließlich lautete der wichtigste Ratschlag der Verstellungskunst: *Man* gelte *nicht für einen Mann von Verstellung.*[186]

Die Strategie ging auf. Als Kaunitz im Frühjahr 1753 nach Wien zurückkehrte, nahm Maria Theresia ein großes Revirement der Ämter vor. Kaunitz erhielt das Amt des Staatskanzlers; Ulfeld wurde mit dem Obersthofmeisteramt abgefunden.[187] Bartenstein verlor das Amt des

Kanzleisekretärs – weil die *beiden Genien sich nicht leichtlichen würden vertragen können*[188] – und wurde stattdessen Vizekanzler des Directorium in publicis et cameralibus und zusätzlich Konferenzminister, was für einen Bürgerlichen eine nie dagewesene Ehre bedeutete. Als die beiden Betroffenen Ende Oktober 1752 von dem Plan erfuhren, versuchten sie vergeblich, ihr Schicksal noch abzuwenden. Bartenstein richtete einen geradezu flehentlichen Brief an Maria Theresia, in dem er seine Verdienste um die Monarchie

aufzählte, auf seine Unentbehrlichkeit pochte und sich bereit erklärte, sich vollkommen dem neuen Staatskanzler unterzuordnen, ja selbst Eingriffe in seine Schriftsätze zukünftig klaglos hinzunehmen.[189] Vergebens bemühte sich Maria Theresia, Kaunitz umzustimmen, dass er Bartenstein in der Staatskanzlei, wie subordiniert auch immer, weiterhin arbeiten lasse. Damit drang sie aber nicht durch, was ein bezeichnendes Licht auf ihre Abhängigkeit von dem neuen Minister wirft. Auch Ulfeld

reagierte keineswegs erfreut auf seine zukünftige *Promotion* zum Obersthofmeister, sondern äußerte sich gegenüber der Kaiserin in *groben Worten* und stellte hohe finanzielle Kompensationsforderungen.

Der Ämterwechsel, den Maria Theresia wohlweislich so lange wie möglich geheim gehalten hatte, irritierte die hergebrachten Selbstverständlichkeiten bei Hof. Gemeinhin konnte ein hoher Amtsträger erwarten, dass er seine Stelle bis zum Tod behielt, solange er sich keine allzu groben

Verfehlungen zuschulden kommen ließ. Zwei so langjährige hohe Diener abzusetzen – Bartenstein hatte seine Stelle seit 1726 inne –, bedeutete eine öffentliche Herabwürdigung und setzte Maria Theresia dem Vorwurf der unberechenbaren Härte und Undankbarkeit aus. Denn es waren tatsächlich Absetzungen, keine Beförderungen – *Amotionen*, keine *Promotionen*, wie Khevenhüller schrieb. Zwar tat man alles, um das zu verschleiern und die Amtswechsel als Ehrungen erscheinen zu lassen. Bartensteins

Ernennungsurkunde sparte nicht mit allerhöchstem Lob,[190] und Ulfelds Einsetzung als Obristhofmeister vollzog man eigens mit größtmöglicher *Solennitet und Decoro*; sämtliche hohen Amtsträger, Geheimen Räte und Kammerherren mussten im spanischen Mantelkleid dazu erscheinen. Trotzdem empfand Ulfeld das Ganze als schwere Kränkung und rang bei seinen offiziellen Dankesworten um Fassung: *Man merckte aber gar wohl, dass ihme das Hertz gebrochen.*[191]

Das konnte nur durch äußerste

Großzügigkeit kompensiert werden. Den Verlust an symbolischem Kapital ließen sich die Betroffenen durch finanzielles Kapital teuer aufwiegen. Zu ihrer Abfindung und zur Beschwichtigung ihres eigenen schlechten Gewissens war Maria Theresia zu exorbitanten finanziellen Opfern bereit. Ulfeld erhielt ein Geldgeschenk von unglaublichen 100.000 Gulden und zusätzlich als Entschädigung für den Verlust seines Hofquartiers eine weitere hohe Summe zum Kauf eines repräsentativen Palais'.

Es ging sogar das Gerücht, die Kaiserin habe 160.000 Gulden seiner Schulden übernommen.[192] Bartenstein erhielt ein ebenso hohes Geldgeschenk wie Ulfeld und zudem lebenslang erhöhte Gehälter nicht nur für sich selbst, sondern auch für seine drei Söhne. Das sahen die anderen Höflinge allerdings auch nicht gern; es trübte ihre Schadenfreude über Bartensteins Entmachtung erheblich. Doch damit war es nicht getan, denn hinzu kamen ja noch die Kosten für den neuen Staatskanzler und seine

zahlreichen neu eingestellten Mitarbeiter. Dass Maria Theresia diese erstaunlichen Gelder trotz der ja keineswegs beseitigten Finanzmisere aufzubringen bereit war, zeigt, wie sehr sie selbst an die soziale Logik des höfischen *do ut des* gebunden war. Der allgemeinen Norm, dass ein Herrscher großzügig zu sein hatte, konnte sie sich nicht entziehen – im Gegenteil: Es entsprach auch ihrem eigenen Selbstbild, eine besonders großzügige, gnädige Herrscherin zu sein. Das wussten die Betroffenen für sich

auszunutzen. Maria Theresia beklagte sich bitter bei Khevenhüller, ihre Gnadengeschenke, *welche doch von jedem unpartheiischen Gemüth in voller Maß anerkennet werden müssten, gleichsamm verachtet zu sehen […]. elle avoit le coeur si gros [sie hatte ein so weites Herz], wie mann zu sagen pfleget, daß sie auf die Lezt mir offenhertzig bekennet, sie wüste ihr nicht mehr zu helffen.* [193] In dem Konflikt zwischen staatswirtschaftlicher Rationalität und aristokratischer Standesnorm entschied Maria Theresia sich in

diesem Falle – wie auch sonst fast immer – für Letztere. Der Kritik der Hofgesellschaft entging sie trotzdem nicht. Schließlich gab es auch erhebliche Vorbehalte gegen den undurchschaubaren und kapriziösen Kaunitz als Staatskanzler mit seinen erheblich erweiterten Befugnissen.[194] Gegenüber Khevenhüller rechtfertigte sie sich, sie könne es mit Ulfeld einfach nicht länger aushalten und müsse es daher mit Kaunitz versuchen, *ob sie zwar ville Désagrements – zumahlen von seiten des Kaisers – vorsehete und sein, des*

Kaunitz schwache Gesundheit und Wunderlichkeiten ihr eben keinen langen Bestand mit ihm versprecheten. [195] Diese Vermutung, die vielleicht auch nur zu Khevenhüllers Beschwichtigung gedacht war, sollte sich allerdings als falsch erweisen.

Kaunitz setzte in seinem neuen Amt sofort seine Pläne ins Werk und richtete die Staatskanzlei *mehreren Ansehens halber* nach französischem Muster ein, wie Khevenhüller pikiert notierte. Auf sein Verlangen *creirte mann […] eine ganz neue Staats-Canzlei oder*

Bureau des affaires étrangères, worzu er das Personale nach seiner Willkühr ausersehen habe.[196] Kaunitz war der erste Staatskanzler, der systematisch in allen Positionen seine eigenen Leute meist bürgerlicher Herkunft installierte und dabei strenge Leistungskriterien anlegte, um seine Vorstellung von einer professionellen, hierarchisch strukturierten Zentralbehörde zu verwirklichen.[197] Nach und nach zog er alle Kompetenzen der «auswärtigen» Politik an sich, die zuvor auf verschiedene Stellen

verteilt gewesen waren. So machte er dem Reichsvizekanzler Konkurrenz – das heißt, auch das Reich wurde zunehmend als Ausland behandelt –, nahm 1755 dem Hofkriegsrat die Kompetenz für die Beziehungen zu den Osmanen ab[198] und zog 1757 auch den Italienischen und Niederländischen Rat an sich. Die allzuständige Hofkonferenz, in der Kaunitz seit 1753 ebenfalls den Vorsitz innehatte, wurde dadurch zunehmend altmodisch und büßte ihre zentrale Bedeutung allmählich ein. Die gesamte Entwicklung, die

aus historischer Distanz als einschneidender «Systemwechsel» und als Etablierung eines «Außenministeriums» ganz neuen Stils beschrieben worden ist, erschien den zeitgenössischen Kritikern als schleichender ministerieller *Despotism*.[199] Und auch Maria Theresia selbst empfand Kaunitz mit der Zeit, trotz aller Wertschätzung, als erdrückend und unkontrollierbar. Als Ulfeld ihr 1757 in einem Brief vorhielt, sie habe sich von dem allmächtigen Staatskanzler *die Hand abgewinnen lassen, daß vieles*

geschieht und verordnet wird, ohne dass Eure Majestät es wissen, viel weniger genehmigen. […] So ist nach und nach Alles von der Conferenz weggekommen, antwortete sie: *Es ist dies nur gar zu wahr und ich kann mir nicht mehr heraushelfen.* [200]

Noch ein neues System

Kaunitz' Ehrgeiz blieb indessen nicht auf das Gebiet der auswärtigen Staatssachen beschränkt. Auch auf dem Gebiet der inneren Verwaltung setzte er

wenig später, während des Krieges, sein eigenes System durch. Denn das revolutionäre *neue Systema* des Grafen Haugwitz hielt nicht, was Maria Theresia sich davon versprochen hatte. Es hatte die Verwaltung der Erbländer keineswegs zu einer Maschine gemacht, deren Teile ohne eigene Absichten und Interessen übersichtlich nach kausal-mechanischer Gesetzmäßigkeit funktionierten. Wenn man aber erst einmal den Anspruch erhoben hatte, die gesamte Ämterorganisation ohne Rücksicht

auf Traditionsbestände nach rationalen Kriterien zu konstruieren wie eine Maschine, konnte man nicht umhin, diese Maschine erneut umzubauen, wenn sie sich als fehlerhaft erwies. Und das zeichnete sich immer mehr ab.

Die Erfolge und Misserfolge der Haugwitz'schen Reform analysierte schon früh mit scharfem und unnachsichtigem Blick der alte Bartenstein. Er ließ sich vom Memorandenschreiben in seiner neuen Stellung nicht abbringen und rechtfertigte seine Offenheit mit seinem unbestreitbaren Eifer

für das Wohl des Erzhauses. Obwohl er die Reform zunächst durchaus gutgeheißen und der Monarchin sogar geraten hatte, Kritik an dem einmal etablierten System *ernsthafft zu untersagen*, [201] legte er selbst ihr 1753 und 1756, also noch vor dem Krieg, zwei umfangreiche Denkschriften vor, in denen er eine ernüchternde Bilanz zog.[202] Frühere Historiker haben meist geurteilt, Haugwitz sei zwar ein genialer Reformer, aber ein schlechter Administrator seines eigenen Systems gewesen. Im Frieden habe sein System

funktioniert, erst der Krieg habe es überfordert und seine Schwächen sichtbar gemacht. Bartensteins Denkschriften zeigen dagegen, dass die Schwächen offenbar schon lange vor Ausbruch des neuen Krieges auf der Hand lagen. Zwar räumte Bartenstein ein, dass die Reform durchaus segensreiche Wirkungen entfaltet habe, vor allem, was die Versorgung der Armee und die Abstellung militärischer Missstände angehe. Doch was er beklagte, waren die wachsende Unübersichtlichkeit des ganzen Verwaltungssystems, die

Unzulänglichkeiten seiner Umsetzung und die mangelnde Akzeptanz bei allen Gruppen der Bevölkerung. Und er zählte die Fehler auf: Mehrere neue Hofkommissionen seien etabliert worden, die dem Generaldirektorium Konkurrenz machten und die Zentralisierungseffekte konterkarierten. Die Trennung von Justiz und Verwaltung habe alle Ämter verdoppelt, das Personal vermehrt, die Kosten vervielfacht. Das Direktorium verzettele sich in Kleinigkeiten, niemand habe den

Überblick, die Papierflut schwelle stetig weiter an. Vor allem aber: Die Steuerbelastung sei nicht geringer geworden; alle Stände beschwerten sich gleichermaßen über die Reform; niemand nehme sie als segensreich wahr. Was ursprünglich gerade der Clou des neuen Systems hatte sein sollen, die Ausschaltung der ständischen Partikularinteressen durch eine unparteiliche, landfremde, nur dem Gemeinwohl verpflichtete Beamtenschaft, erschien nun gerade als Problem. Die ganze Reform sei überstürzt eingeführt

worden, ohne die Betroffenen selbst einzubeziehen. Die Beamten kennten die Länder nicht, die sie verwalteten, und missachteten deren besondere Eigenarten; die Länderverfassungen würden mit Füßen getreten. Krasse Fehler bei der Bemessung der Besteuerungsgrundlagen hätten zu empörenden Ungerechtigkeiten geführt, und zwar sowohl zwischen den Ländern als auch zwischen den einzelnen Untertanen. Weil die Stände nicht konsultiert worden seien, kooperierten sie nun auch nicht bei der Umsetzung des

Systems vor Ort. Kurzum: Statt die Verwaltung berechenbarer und die Besteuerung gerechter zu machen, habe die Reform die Verwirrung nur vergrößert.[203] Das Ideal des vollkommenen Uhrwerks entwickelte sich in der Praxis zum Fluch.

Kaunitz zog daraus die Konsequenz und setzte ab 1760 eine neue Reihe von Verwaltungsreformen in Gang[204] – mitten im Siebenjährigen Krieg, als er feststellen musste, dass der große Plan der definitiven Demütigung

Preußens und Rückeroberung Schlesiens an den desolaten Finanzen und den schwerfälligen Behördenstrukturen zu scheitern drohte. In einem Memorandum vom Dezember 1760 beschrieb er die Lage der Monarchie derart drastisch als totales Chaos, dass Maria Theresia bereit war, ein neues zentrales Beratungsgremium für alle inneren Angelegenheiten (parallel zur Staatskanzlei für das Auswärtige) einzurichten, einen *conseil d'état*, *Staatsrath*. Nach Kaunitz' Plan sollte dieser Rat schlechthin alles – Verwaltung,

Finanzen, Handel, Religion, Justiz, Policey, kurz: *le sisteme universel de l'etat* – in seinem Zusammenhang überschauen, *surveiller à tout*, und dafür sorgen, dass ein für alle Mal die richtigen Grundregeln zum Wohl der ganzen Monarchie etabliert würden, um *den geist der ordnung und des zusammenhangs in alle übrige theile der regierung auszubreiten*.[205] Unverkennbar war es das Justi'sche Ideal der Maschine, das Kaunitz der Monarchin vor Augen stellte, die Suggestion technischer Perfektionierbarkeit. Als heiligste

Grundregel formulierte er, dass die Mitglieder dieses Gremiums keinerlei andere Ämter innehaben dürften, um vollkommen unparteilich zu sein und sich ausschließlich dieser zentralen Aufgabe widmen zu können. Nur einer sollte von dieser Regel ausgenommen sein, nämlich der Staatskanzler – also Kaunitz selbst. Wie unschwer zu erkennen, war dieses Gremium für ihn der Hebel, um nun auch die völlige Reorganisation der inneren Staatsgeschäfte in die Hand zu bekommen.

Maria Theresia ließ sich angesichts der desolaten Kriegslage sehr schnell überzeugen: *ich erwarte mit grossen verlangen dem anfang dises neuen staattsrath als das heyl meiner erblanden, beruhigung meines gemüths und gewissens*, schrieb sie unter das Memorandum.[206] Im Januar 1761 trat der neue Staatsrat zum ersten Mal zusammen. Ihm gehörten zuerst sechs Mitglieder und ein Referendar an;[207] er tagte zweimal wöchentlich, und zwar in der Residenz. Kaiserin und Kaiser nahmen regelmäßig in Person

daran teil. Haugwitz, der sein ganzes Werk zur Disposition gestellt sah, wurde zur Besänftigung und Gesichtswahrung selbst zum Mitglied gemacht.

Die innere Verfassung des Staatsrates lieferte nach Kaunitz' Vorstellung das Muster für den Geist der Ordnung, der sich dann durch alle Zweige der Regierung ausbreiten sollte.[208] Kaunitz war von der rationalistischen Zuversicht durchdrungen, dass es möglich sei, im freien Diskurs für jede politische Frage die einzig richtige Antwort zu ermitteln. Ein

solcher Diskurs bedurfte allerdings bestimmter Rahmenbedingungen, die in der sozialen Welt des Ancien Régime normalerweise nicht gegeben waren. Der Staatsrat, für Kaunitz ein *simples und reines Institutum*, wie es in keiner anderen Monarchie der Welt zu finden sei, sollte einen solchen Freiraum der vernünftigen Wahrheitssuche bieten.[209] Dazu gab er sich selbst als Erstes eine förmliche Geschäftsordnung, eine schriftliche Verfassung, was ihn bereits signifikant von der alten Hofkonferenz, ja von den meisten

monarchischen Beratungsgremien traditioneller Art unterschied, die nach informell eingespielten Regeln verfuhren.[210] Das Wesen dieser Verfassung bestand in der Unabhängigkeit der Mitglieder und ihrer *libertas votorum*, ihrer Stimmfreiheit. Der Vorsitz der Herrscherin selbst, Vorrang und Titulatur der Mitglieder sowie der Sitzungsort im Residenzschloss – also *coram throno*, gleichsam vor dem Thron – sorgten für den nötigen Respekt in der ständischen Umwelt. Die Mitgliedschaft war genau festgelegt, konkurrierende

Loyalitäten waren ausgeschlossen. Nur dass Kaunitz hier für sich selbst eine Ausnahme machte, war ein Schönheitsfehler am makellosen politischen Körper des Staatsrats. [211] Wesentlich aber war die innere Verfahrensordnung. Nichts sollte beraten werden, was nicht den Mitgliedern rechtzeitig vorher zur Kenntnis gebracht worden war; alles sollte genau protokolliert und anschließend von jedem Mitglied abgesegnet werden. Zu jedem Beratungspunkt sollte jeder reihum sein Votum ablegen, und zwar – das ist äußerst bemerkenswert –

entgegen der Hierarchie, nämlich vom jüngsten Mitglied des Ritterstandes aufwärts bis hinauf zum Ältesten des Herrenstandes. Sonst war es stets umgekehrt: Der Ranghöchste legte als Erster sein Votum ab und beeinflusste durch das soziale Gewicht seiner Stimme die Voten der Folgenden. Fortan sollte es mit Bedacht anders gehalten werden, damit die Votierenden sich allein vom Gewicht sachlicher Gründe und nicht von anderen sozialen Rücksichten, Respekt und Konformismus leiten ließen.[212]

Tauchten neue Sachargumente auf, sollte erneut beraten werden; bildete sich dann immer noch kein klares Urteil heraus, dann sollte man die Sache zurückstellen und weitere Informationen einholen. Die Einbeziehung von externem Sachverstand spielte überhaupt eine zentrale Rolle. Der Staatsrat sollte sich nicht nur von den verschiedenen Behörden die nötigen Informationen liefern lassen, sondern er sollte auch alle *zu allerhöchsten handen gelangende schriften*, Verbesserungsvorschläge, Monita und Memoranden

aufmerksam prüfen, von wem auch immer sie stammen mochten. Seine Zuständigkeit sollte sich auf schlechthin alle inneren Angelegenheiten der *deutschen Erblande* erstrecken (wobei Böhmen eingeschlossen war). Auch die Vollziehung sämtlicher von ihm inspirierter Maßnahmen sollte er überwachen. Dennoch sollte er sich nie selbst in die Praxis der Verwaltung einmischen und nichts entscheiden. Der Staatsrat war ausschließlich dazu da, die *Wahrheit zu erforschen* und die Monarchin zu beraten, der

selbstverständlich am Ende allein die Entscheidung zustand. Aber, und das war eine bedeutende Einschränkung, die *endliche allerhöchste Entschlüssung* sollte immer erst dann erfolgen, wenn *alle umstände und zweyfel […] hinlänglich ins klare gesetzet und erschöpfet worden*.[213] Immerhin verpflichtete sich die Souveränin mit dieser Bestimmung selbst dazu, sich stets zuerst allumfassend sachlich aufklären zu lassen, bevor sie etwas beschloss. Vor ihrer freien Entscheidung endete selbstverständlich der

herrschaftsfreie Diskurs. Aber in typisch aufklärerischer Zuversicht vertraute Kaunitz darauf, dass sich die Monarchin der Macht guter Argumente gar nicht würde verschließen können, weil ihr schließlich am Wohlergehen ihrer Länder selbst am allermeisten gelegen war.

Der Staatsrat war eine rationalistische Kopfgeburt, die an der Praxis scheitern musste. Es dauerte nicht lange, da blieb er in der Masse der Agenden stecken. Schon bald mussten Veränderungen in den Verfahrensregeln

vorgenommen werden; allein die genaue Ordnung des Votierens wurde immer weiter verfeinert. [214] Die Kritik an seiner Arbeitsweise riss bis zu Maria Theresias Tod nicht ab; der Staatsrat war und blieb selbst sein eigenes Thema.[215]

Doch er war auch Kaunitz' zentrales Instrument zur erneuten Umgestaltung der gesamten Staatsverwaltung. Bemerkenswert ist die neue Art und Weise, *wie* diese neuerliche Reform zustande kam.[216] Kaunitz führte nämlich einen unverkennbar neuen

politischen Stil ein. Er setzte nicht wie Haugwitz auf einen im Geheimen vorbereiteten *coup d'état*, sondern auf allumfassende rationale Erörterung. Schon in der zweiten Sitzung des Staatsrats Ende Januar 1761 stellte er seine Reformgrundsätze zur Debatte. Wenige Tage später wurde die Frage, *auf was für grund-regeln das ganze system des staats und desselben innerliche verfassung zu bauen seye*, per kaiserlichem Handschreiben allen zehn Chefs der deutschen Erbländer und einigen anderen hohen

Amtsträgern vorgelegt, darunter auch Bartenstein.[217] Haugwitz verteidigte sein eigenes System, viele kritisierten es scharf, doch votierten dagegen, es mitten im Krieg schon wieder umzustürzen, und plädierten für kleinere Nachbesserungen. Auch ließen manche durchblicken, dass Kaunitz seine abstrakten Weisheiten aus Büchern beziehe und keine Ahnung von den konkreten Problemen in der Praxis habe. Die Debatte zog sich bis in den Herbst 1761 hin und mündete nach vielerlei Misshelligkeiten in ein

Reformbündel, das am 1. Januar 1762 in Kraft trat.[218] Es war tatsächlich ein Kompromiss zwischen den Vorstellungen Kaunitz' und den Wünschen der Landeshauptleute, lief aber insgesamt auf einen weitgehenden Umsturz der Reformen von 1748/49 hinaus. Ein Grundprinzip des Haugwitz'schen Systems wurde rückgängig gemacht: Was dieser erstmals verbunden hatte, nämlich Finanzverwaltung und allgemeine Landesverwaltung, wurde nun wieder getrennt. Die auffälligste Veränderung bestand darin, dass

das Directorium in publicis et cameralibus, Haugwitz' stolze Zentralbehörde, völlig zerlegt wurde. Was davon übrig blieb, hieß fortan wieder ‹Böhmisch-österreichische Hofkanzlei› und hatte keine steuerpolitischen Kompetenzen mehr. Die Finanzen wurden nach den Ideen des jungen Ludwig von Zinzendorf, eines politischen Zöglings von Kaunitz, [219] ganz neu organisiert. Dabei wurde, was Haugwitz verbunden hatte, nun wieder getrennt und auf verschiedene Behörden verteilt: Für die Einnahme, Verwaltung,

Ausgabe und Kontrolle der Staatsfinanzen waren nun Generalkasse, Hofkammer, Stadtbanco und Hofrechenkammer zuständig, was vielfältige neue Kompetenzstreitigkeiten zur Folge hatte. Allein die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung blieb im Wesentlichen erhalten, obwohl es aus den Ländern viele Stimmen dagegen gegeben hatte. Die ganze Umstrukturierung hatte indessen keinen langen Bestand. Nach knapp drei Jahren, 1764/65, kam es erneut zur Reform der Reform, und auch dabei blieb es

nicht.[220]

Reformbilanz

Die Reformen der Jahre 1748/49 galten lange Zeit als Geburtsstunde des «Kernstaats Österreich»[221] und «wichtigste Etappe auf dem Wege zur Überwindung des mittelalterlichen Staats».[222] Sie prägten das Bild von Maria Theresia als erfolgreicher nationaler Staatsbaumeisterin, als großer Reichshausfrau, die «Ordnung in ihrem Reichshaushalt»

schafft.[223] Maria Theresia und Haugwitz, so heißt es, hätten am Ende nichts weniger als «einen neuen Staat aufgerichtet».[224] Was danach kam, wurde als Fortsetzung und Perfektionierung der Haugwitz'schen Reformen betrachtet[225] oder allenfalls als eine gewisse Beeinträchtigung des großen Staatsbauwerks bedauert. Mittlerweile sieht man das wesentlich nüchterner. Es gab keine folgerichtige Entfaltung einer abstrakten «Staatsidee» zu dem immer schon angelegten Ziel ihrer konkreten Verwirklichung, wie es

die Staatsmythologie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts suggerierte, die in den Nationalstaaten «Gedanken Gottes» erblickte.[226] Heute fällt es schwer, noch an Nationalstaatlichkeit als Ziel und Krönung aller Geschichte zu glauben. Zudem ist man generell skeptischer gegenüber Organisationen, wie staatliche Behörden es sind. Man weiß mittlerweile, dass keine Organisation jemals so funktioniert, wie ihre Statuten es vorschreiben und wie ihre

Außendarstellung es glauben machen will, und man weiß um das Eigengewicht eingespielter Routinen und informeller Schleichwege.[227] Durch Dekrete von oben jedenfalls lassen sich eingewurzelte Selbstverständlichkeiten nicht einfach ausmerzen.

Das lässt Maria Theresias Reformpolitik in einem anderen Licht erscheinen. Erstens waren die vielen Maßnahmen in sich weder streng systematisch noch widerspruchsfrei. Zweitens waren sie nicht lauter folgerichtige

Schritte auf dem Weg zu einem zuvor klar ins Auge gefassten Ziel. Drittens ist wenig bekannt über die Implementation der Reformen in den Ländern und über die Art und Weise, wie die Amtleute dort an Ort und Stelle mit ihnen umgingen. Und schließlich wurden viertens die segensreichen Folgen für die Bevölkerung meist eher unterstellt als tatsächlich nachgewiesen.[228]

Das heißt selbstverständlich nicht, dass die Reformpolitik gar nichts verändert hätte – nur eben nicht das, was intendiert war. Mindestens zwei Effekte hatten die

Maßnahmen zweifellos. Zum einen vervielfältigte jede neue Reform die Zahl der Amtsstellen und erhöhte die damit verbundenen Kosten. Zum anderen stieg die Aktenflut exponentiell an.[229] Während die böhmische und österreichische Hofkanzlei von 1527 bis 1748 rund 2000 Faszikel Archivmaterial hinterlassen haben, waren es in dem halben Jahrhundert von 1748 bis 1792 rund 5500 Faszikel; das heißt, in diesen letzten fünf Jahrzehnten wurden rund dreimal so viele Akten produziert wie in den über

zwei Jahrhunderten zuvor.[230] Doch das waren nur die äußerlich sichtbaren und quantifizierbaren Veränderungen. Wesentlich ist etwas anderes. Haugwitz' Reformen bedeuteten tatsächlich einen Einschnitt, weil sie durch ihren entschlossenen Traditionsbruch eine Veränderungsdynamik auslösten, die sich in der Folgezeit immer weiter selbst verstärkte und beschleunigte. Legte man erst einmal den Maßstab der vollkommenen Staatsmaschine an, verstand man Herrschaft als eine

Art technischer Herstellung, dann erzeugte das einen fortlaufenden Perfektionierungsdruck, entfaltete einen Fluch der Akribik. Die Reformen produzierten Probleme, auf die mit neuen, ähnlichen Reformen reagiert wurde, die wiederum ähnliche Probleme produzierten, und so fort. Denn alle Maßnahmen ähnelten sich in der erstaunlich optimistischen Erwartung, dass man sich von der Reorganisation der zentralen Oberbehörden die Lösung aller Probleme versprach. Es war das rationalistische

Staatsmaschinenmodell, das genau dies suggerierte: Man glaubte von der Zentrale aus eine Art kausal-mechanischer Kettenreaktion bis in alle geringsten Zahnräder des Staates hinein in Gang setzen zu können. Deshalb verwundert es nicht, dass auch die Klagen über die Mängel des jeweils *neuen Systema* sich auffallend glichen: Kompetenzwirrwarr, Intransparenz, Papierfluten, steigende Komplexität und unüberwindliche Widerstände vor Ort.

Doch die Perspektive der

zentralen Herrschaft war eben in spezifischer Weise beschränkt. Die Herrscherin saß wie eine unbewegte Bewegerin inmitten ihrer Residenz und verließ das Zentrum ihrer Länder so gut wie nie. Ihre Herrschaft beruhte noch immer wesentlich auf persönlicher Anwesenheit; sie ließ die Bittsteller zu sich kommen und ging nicht umgekehrt auf diese zu. Zur Bewältigung der neuartigen Herausforderungen, mit denen Maria Theresia konfrontiert war, reichte dieser Modus der Herrschaft aber nicht mehr aus. Dem

damaligen Ideal gemäß sollte sie allein alles überschauen, doch zugleich war sie selbst allen entrückt und immer mehr auf den Augenschein anderer angewiesen. Diesem Paradox der Macht[231] ist sie bis zu ihrem Tod nicht entkommen.

VI
KÖRPERPOLITIK

~

Abb. 20: Maria Theresia als junge Königin. Eines der zahlreichen offiziellen Staatsporträts aus der Werkstatt des

Hofmalers Martin van Meytens, 1744

Schönheit

Der fürstliche Körper war im Alten Europa ein politischer Gegenstand ersten Ranges. Zum einen stand er im Zentrum des gesellschaftlichen Symbolsystems: Der natürliche Körper des Herrschers repräsentierte den unsterblichen politischen Körper seines Reiches, dessen Haupt er zugleich war.[1] Seine Körperlichkeit diente als politische Metapher und wies auf

vielerlei Weise über sich selbst hinaus: Herrschaft über den eigenen Körper galt als Voraussetzung für die Herrschaft über andere. Impotenz war Symbol und Indiz für politische Ohnmacht, sexuelle Ausschweifung Symbol und Indiz für Tyrannei. Doch der Körper von Herrscher und Herrscherin war nicht nur im metaphorischen, sondern auch im ganz wörtlichen Sinne Gegenstand des politischen Diskurses. Denn solange Herrschaft auf dem Recht der Geburt beruhte und quasi natürlich vom Fürstenpaar an seine

Nachkommen weitergegeben wurde, spielte die Beschaffenheit ihrer Körper eine schlechthin zentrale Rolle, ihre Schönheit und Unversehrtheit, Reinheit und Disziplin, Gesundheit und – vor allem – Fruchtbarkeit. Die dynastische Herrschaftsweitergabe kraft Geburt hatte Vor- und Nachteile. Einerseits ließ es die Thronfolge als naturgemäßen Vorgang erscheinen, der der willkürlichen Verfügung und Entscheidung der Menschen entzogen war. Andererseits lieferte es die Dynastie damit aber auch

dem Zufall der Geburt aus – eine Art *natürlicher Lotterie* nannte es Thomas Hobbes.[2] Denn genügte der Körper des Thronfolgers den Anforderungen nicht, war er krank, geistesschwach, steril oder hinfällig, so gefährdete das die Kontinuität und die Akzeptanz der Herrschaft und rief Konkurrenten auf den Plan. Erst recht war das der Fall, wenn es sich wie bei Maria Theresia um einen Körper handelte, der schon wegen seines Geschlechts als schwach und zur Herrschaft ungeeignet galt. Umso wichtiger war es, dass Maria

Theresia diesen unleugbaren natürlichen ‹Defekt› auf andere Weise körperlich wettmachte: durch ihre Schönheit und außerordentliche Fruchtbarkeit.[3]

Die Schönheit des Herrschers ist ein sehr alter Topos, der schon in den Psalmen des Alten Testaments begegnet und noch heute aus Märchen vertraut ist.[4] Der König ist der schönste Mann, die Königin die schönste Frau, und sie müssen es sein, eben weil sie König und Königin sind. Denn in einer wohlgeordneten, lesbaren Welt bringt die sichtbare Außenseite

zuverlässig die unsichtbare Innenseite zum Ausdruck. Der Schönheit schrieb man Zeichencharakter zu; sie war Indiz göttlichen Segens, Signum von Tugend und Reinheit. Zwar warnten die christlichen Theologen vor dem falschen Schein einer schönen äußeren Gestalt, die innerlich von den Würmern des Lasters zerfressen sei. Doch der Suggestivkraft der Schönheit konnte das wenig anhaben. Auch diesen Zusammenhang hat Thomas Hobbes, der große Theoretiker der Macht, bereits nüchtern analysiert.

Er nennt *Macht* jede Eigenschaft, ja schon den bloßen Ruf jeder Eigenschaft, *die einem Menschen die Liebe oder die Furcht vieler einbringt.* Zu den Qualitäten, die einem die Liebe anderer verschaffen, zählt er auch die Schönheit: *Schönheit ist Macht, weil sie Gutes verheißt.*[5] Ganz in diesem Sinne riet der österreichische Magnat Fürst Liechtenstein seinem Sohn, bei der Wahl einer Gattin nicht nur auf Tugend, Keuschheit und Religion, sondern auch auf eine schöne Gestalt zu achten, da *die Fürsten*

auch angenehmer seyn, geachtet und geliebet werden wohl proportionirter Gestaldt und Phisionomia [wegen]. [6] Mit anderen Worten: Schönheit ist eine Herrschertugend, denn sie verleiht ein besonderes Charisma und ruft bei den Betrachtern positive Affekte hervor.

Die Schönheit der Königin war deshalb eine mächtige politische Legitimationsquelle und wurde umso mehr beschworen, als es galt, Maria Theresias prekäres Erbrecht zu verteidigen. Nicht nur ihre Parteigänger, sondern schlechthin alle Zeitgenossen, die Maria

Theresia in den ersten Jahren ihrer Regentschaft zu Gesicht bekamen, hoben ihre Schönheit hervor, und auch wer sie nicht mit eigenen Augen gesehen hatte, trug diesen Ruf weiter, bis hin zu den Historiographen des 19. und 20. Jahrhunderts, die sie als «Muster vollendeter Weiblichkeit» preisen.[7] Ihre Schönheit und Anmut, ihr im wörtlichen Sinne bezauberndes Auftreten galten als Grund für die allgemeine Liebe der Untertanen und insbesondere für die Bereitschaft der Ungarn, für sie in den Krieg zu ziehen.[8]

Die Beschreibungen ihrer Schönheit hatten topischen Charakter. Der Jurist Christian Gottlieb Richter, der sein Loblied auf Maria Theresia 1745 in einen alttestamentlichen Stil kleidete, bemühte gar das Hohe Lied (I,8–10): *O wie schön ist die Tochter Carls des Sechsten, in ihrem Königlichen Geschmuck. Ihr Geschmeide und ihre Ohren-Spangen sind von Steinen, die man gräbt in Orient. Sie ist lieblich von Gestalt, und hat rothe Wangen, und Sie ist die Schönste unter den Frauen.*[9] Maria Theresias Schönheit war ein

Synonym für ihre monarchische Würde; sie machte ihren vornehmen Rang, ihr majestätisches Wesen sichtbar. So schreibt etwa der englische Gesandte Charles Hanbury Williams 1753: *Her person was made to wear a crown and her mind to give lustre to it. Her countenance is filled with sense, spirit, and sweetness, and all her motions accompanied with grace and dignity*. [10] Noch 1755, als sie bereits dreizehn Kinder geboren und erheblich an Leibesumfang zugenommen hatte, notierte der

preußische Gesandte Fürst: *Die Kaiserin ist eine der schönsten Fürstinnen von Europa: Allen ihren Nachtwachen und Wochenbetten zum Trotz hat sie sich sehr gut conserviert. Sie hat einen majestätischen und doch zugleich freundlichen Blick, obgleich hieran Wille und Selbstüberwindung auch zuweilen ihren Antheil haben mögen. Man nähert sich ihr nicht, ohne von Bewunderung durchdrungen zu werden.*[11]

Sie selbst sah das wesentlich nüchterner. Gegenüber Vertrauten sprach sie gelegentlich von sich

selbst mit einer gewissen illusionslosen Selbstironie als von *la grosse Therese*, der dicken Therese.[12] An Antonia von Sachsen schrieb sie schon im Oktober 1749, also mit zweiunddreißig Jahren, sie sei dick und alt geworden; wer sie zehn Jahre nicht gesehen habe, werde sie nicht wiedererkennen.[13] Und an ihre Lieblings-Kammerfrau Trautson 1754: *Diejenigen, die mich seit 8 Jahren nicht gesehen haben, konnten sich über meine Dicke nicht genug verwundern. Sie muß wirklich bedeutend sein; um aber die Pille zu*

versüßen, versicherten sie, daß sie meinen Teint weniger sonnengebräunt und besser fänden. Das macht jedoch den ersten Hieb nicht ungeschehen.[14] Doch selbst wer ihr in den 1770er Jahren persönlich begegnete, beschrieb sie meist immer noch schön, trotz ihrer außerordentlichen Leibesfülle und den Narben der überstandenen Blatternerkrankung.[15]

Für die allermeisten Menschen war die Schönheit der Herrscherin das, was ihre unzähligen Porträts in immer neuen Variationen bezeugten – es gibt von ihr rund

hundert große Staatsgemälde, dazu zahllose Kupferstiche, Miniaturen, Münzen und Medaillen.[16] Ihr Profil auf dem silbernen Maria-Theresien-Taler wurde zu einer Ikone, nicht nur in Europa, sondern weit darüber hinaus im gesamten arabischen Raum (übrigens bis weit ins 20. Jahrhundert hinein).[17] Die verschiedenen Gattungen von Porträts dienten verschiedenen Zwecken und richteten sich an verschiedene Adressaten. Da waren zum einen die großen konventionellen Staatsporträts aus

der Hofmalerwerkstatt, die die Herrscherin in großem Schmuck mit ihren Insignien zeigen, gerahmt von beiseitegeschobenen Draperien, die suggerieren, dass dem Betrachter ein Blick auf die sonst verborgenen *arcana imperii*, Geheimnisse des Reiches, eröffnet wird. Diese Bildnisse machten die Herrschaft als solche sichtbar und hatten repräsentative Funktion im vollen Sinne des Wortes: In Audienzzimmern oder Gerichtssälen vertraten sie die Stelle der abwesenden Herrscherin, das heißt, ihnen musste die gleiche

Ehrerbietung bezeugt werden, als wäre sie es selbst.[18] Da waren zum anderen intimere Porträts wie die des von Maria Theresia besonders geschätzten Jean-Étienne Liotard, die dazu dienten, die Beziehungen zu Familienmitgliedern und Vertrauten über Zeit und Raum hinweg lebendig zu erhalten (s. Farbtafel 9).[19] Das entsprach dem empfindsamen Porträtkult der Zeit: Lebendig und nach der Natur gemalt sollten die Bildnisse sein, ohne zeremonielle Förmlichkeit. Miniaturkopien solcher Bildnisse

waren die bevorzugten Geschenke zwischen den Höfen; sie wurden sehr gezielt in fein abgestuften Graden an Kostbarkeit eingesetzt, um die Qualität des Verhältnisses zu demonstrieren. Gesandte erhielten gewöhnlich als Abschiedspräsent aus Khevenhüllers Hand eine Tabaksdose oder einen Ring mit brillantbesetztem Miniaturporträt der Kaiserin und trugen sie zu feierlichen Ereignissen als symbolisches Kapital zur Schau. [20] Porträts der Kaiserin waren aber auch weit über das höfische

Milieu hinaus für die einfachen Untertanen allgegenwärtig: auf Fächern, Fayencen und Kupferstichen für die Wohlhabenderen (vgl. Farbtafel 8), auf Münzen und Medaillen für jedermann, ja in Mariazell sogar auf dem Antependium, der Tafel an der Front des Hauptaltars.[21] Im 18. Jahrhundert war es nicht ungewöhnlich, dass selbst Bauern an der Wand oder auf dem Trinkgeschirr ein Bild der Königin vor Augen hatten: *Das Bildnis der Königin von Ungarn wird überall verehret.*[22] Es ging ausdrücklich

darum, durch Bilder bei den Untertanen Affekte von Liebe und Ehrfurcht zu erzeugen, denn *die Erregung der Affecten ist die größte Kunst in einem Staat, wodurch Könige alles erhalten können*.[23] Der Hof betrieb diese Bildpolitik strategisch und ließ sogar in eigener Regie Porträts drucken und an das Publikum verkaufen.[24] Die Schönheit der Herrscherin war ein wertvolles politisches Kapital.

Was genau wurde von den Zeitgenossen als schön empfunden? Worin bestanden ihre Bewertungsmaßstäbe? Was machte

den majestätischen Eindruck aus? Der scharfe Beobachter Podewils entwarf 1749 für seinen König das folgende *Gemälde* Maria Theresias:

> *Ihr Wuchs ist eher über als unter Mittelgröße. Er war vor ihrer Heirat sehr schön, aber die zahlreichen Geburten, die sie durchgemacht hat, dazu ihre Körperfülle, haben sie äußerst schwerfällig werden lassen. Trotzdem hat sie einen ziemlich freien Gang und eine majestätische Haltung. Ihr Aussehen ist vornehm, obgleich sie es verdirbt durch die Art, sich zu kleiden […]. Sie hat ein rundes, volles Gesicht und eine freie Stirn. Die gut gezeichneten Augenbrauen sind, wie auch die*

Haare, blond, ohne ins Rötliche zu schimmern. Die Augen sind groß, lebhaft und zugleich voll Sanftmut, wozu ihre Farbe, die von hellem Blau ist, beiträgt. Die Nase ist klein, weder gebogen noch aufgestülpt, der Mund ein wenig groß, aber ziemlich schön, die Zähne weiß, das Lächeln angenehm, Hals und Kehle gut geformt, Arme und Hände wundervoll. Ihr Teint muß es nicht minder gewesen sein, nach dem, was man noch sieht, trotz der geringen Sorgfalt, die sie darauf verwendet hat. Sie hat gewöhnlich viel Farbe. Ihr Gesichtsausdruck ist offen und heiter, ihre Anrede freundlich und anmutig. Man kann nicht leugnen, daß sie eine schöne Person ist.[25]

Die Beschreibung orientiert sich – hier wie auch bei den anderen Schilderungen des äußeren Erscheinungsbildes wichtiger Hofleute – an den maßgeblichen Schönheitskriterien der Zeit. In allererster Linie waren das *freier* Gang und *majestätische* Körperhaltung. In den Handbüchern für das angemessene Verhalten bei Hof lautete eine zentrale Maxime, sich *freie, ungezwungene und doch sittsame Gebärden*[26] und eine aufrechte Haltung zur zweiten Natur werden zu lassen, unausgesprochen hieß

das: im Unterschied zu der gebückten, bedrückten, unfreien Körperhaltung des Pöbels. Maria Theresia konnte man, so hieß es, stets an ihrer *freien demarche*, ihrem ungezwungenen Gang erkennen, auch wenn sie maskiert war, während verkleidete Bauern sich durch ihre ungelenken Gebärden sofort als Bauern entlarvten.[27] Zedlers Universallexikon zählt im Artikel ‹Schönheit des Frauenzimmers› nicht weniger als dreißig Kriterien auf, von denen sich in Podewils' Schilderung viele wiederfinden. Als

schön galten eine freie Stirn, eine kleine, gerade Nase, ein kleiner Mund, *Corallen-rothe Lippen*, weiße, gleichmäßige Zähne, *liebliche und feurige Augen*, eine angenehme Stimme und ein *holdseliges Lächeln*. [28] Offener Blick und freies Lächeln waren allerdings bei weitem nicht jedem und überall gestattet; es richtete sich nach der Hierarchie von Stand und Geschlecht, wer den Blick gesenkt zu halten hatte und nur auf Aufforderung sprechen durfte. Als wesentliches Schönheitskriterium galten außerdem die Weiße,

Makellosigkeit und Durchsichtigkeit der Haut im Gesicht, an Hals, Dekolleté, Armen und Händen, die verriet, dass sie weder schweren Krankheiten (wie Blattern oder gar Syphilis) noch der Arbeit in Sonne, Wind und Wetter ausgesetzt gewesen war. Gerötete Wangen und Lippen hoben die Weiße des Teints noch hervor und verwiesen auf *Blutreichtum*, das heißt ein sanguinisches, lebhaftes Temperament, wie es auch Maria Theresia zugeschrieben wurde.[29]

Schönheit verbürgte Gesundheit

und Fruchtbarkeit, und *an der fruchtbarkeit ist alles gelegen.*[30] Kinderlosigkeit der Herrscherin war eine Katastrophe, denn sie ließ die dynastische Kontinuität abreißen und zeigte zudem, dass auf der Ehe kein göttlicher Segen lag. Eine Vorgängerin Maria Theresias, der dieses Schicksal widerfahren war, Anna von Tirol, die Gattin Kaiser Matthias', tat ihr Leben lang dafür schwere Buße. Die große Fruchtbarkeit eines Herrscherpaares hingegen offenbarte die Gottgefälligkeit ihrer Herrschaft; sie war zugleich

Verheißung und Symbol für Fruchtbarkeit und Wohlstand ihrer Länder.[31] Ein anonymer Lobredner Maria Theresias, der 1745 die außerordentliche Zuneigung ihrer Untertanen rühmte, stellte fest: *Man liebt sie als eine glückseelige Mutter, auch schon deswegen, da Sie sich durch Kinder den Seegen des Lands erbauet, und auf ihren Thronen die Göttin vorstellet, die dem Land ihr ähnliche Nachfolger verschaffet.*[32] Unzählige populäre Drucke verherrlichten anlässlich dynastischer Taufen und

Hochzeiten die Ehe des Kaiserpaares: *Theresens Fruchtbarkeit ist Kaysers Franciscus Lust, der Zeiten Preiß und Ruhm, die Freude Teutscher Brust* (s.u. Abb. 35 und 36).[33] Zahlreiche Nachkommen, so hieß es, vermehrten die Macht des Hauses Habsburg, verbanden es mit den anderen Herrscherhäusern und befestigten den Frieden in ganz Europa.[34] Kurzum: Der Körper der Monarchin war das Lebensprinzip der Monarchie.[35]

Liebe und Libertinage

Die eheliche Fortpflanzung war von essentieller Bedeutung für die Stabilität der gesamten gesellschaftlichen Ordnung. Von ihr hing nicht nur die Kontinuität des Herrschergeschlechts, sondern die exklusive Weitergabe von Stamm, Rang und Namen, Gütern und Privilegien auf allen Ebenen der Ständegesellschaft ab. Das hieß aber auch, dass eine strikte Kontrolle der Sexualität unerlässlich war. Doch die Regeln des Erlaubten und Verbotenen *in puncto sexti*, in der Frage des

sechsten Gebots also, waren vielschichtig und keineswegs so widerspruchsfrei, wie es der Satz «Du sollst nicht ehebrechen» nahelegte. Dieses Gebot war ja sehr einfach und für Menschen beiderlei Geschlechts und jeden Standes dasselbe. Die strengen moralischen Normen der Kirche banden den Geschlechtsverkehr nicht nur an die Ehe, sondern erlaubten ihn auch ausschließlich zum Zwecke der Fortpflanzung und in der einzigen als natürlich empfundenen Stellung, keineswegs aber zur bloßen Befriedigung der

Fleischeslust. Auch für Fürsten galt das Gebot, dem Teufel zu widerstehen und die *verbotene Geilheit außer des Ehebeths* zu meiden.[36] Die ungeschriebenen sozialen Regeln des Ancien Régime hingegen waren wesentlich komplizierter und für Männer und Frauen, Ledige, Verheiratete und Verwitwete, Standespersonen und gemeines Volk durchaus verschieden. Am strengsten waren sie für Jungfrauen hohen Standes. Ihre körperliche Unberührtheit und jungfräuliche Ehre waren äußerst wertvolle soziale Güter; sie hatten

daher am meisten zu verlieren.[37] Am anderen Ende der Ständegesellschaft nahm der Wert der Jungfräulichkeit deutlich ab. Wer von seinem Elternhaus nicht viel zu erwarten und zu erben hatte, hatte auch weniger zu verlieren und daher einen größeren sexuellen Spielraum. Für mittellose Mädchen und Frauen waren sexuelle Dienste ein wertvolles Tauschgut, mit dem sie zu Reichtum und Status gelangen konnten.

Umgekehrt galten die laxesten Regeln für Männer hohen Standes,

oder vielmehr: Für sie gab es verschiedene Verhaltensmodelle. Während die christliche Religion selbstverständlich auch dem adeligen Hausvater eheliche Treue abverlangte, legte das aristokratische Wertesystem eine ganz andere Haltung nahe. Zum Habitus des *honnête homme* gehörte nicht nur das militärische, sondern selbstverständlich auch das sexuelle Erobern. Die tonangebende französische Literatur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts kultivierte eine Kunst der Verführung und des *amour passion*, der

leidenschaftlichen Liebe jenseits der Ehe. Dass Fürsten Mätressen unterhielten, war eher die Regel als die Ausnahme, auch wenn es nicht überall so offen ausgestellt wurde wie in Versailles oder Dresden. Herren von Stand hatten verschiedene sexuelle Möglichkeiten. Abenteuer mit verheirateten Frauen gleichen Standes waren tendenziell riskant; problemlos und üblich war es hingegen, Mädchen oder auch Ehefrauen geringerer Herkunft dauerhaft zu unterhalten, zu *souteniren*. Der Übergang zur

Prostitution war durchaus fließend. Die Skala reichte von einmaligen sexuellen Dienstleistungen gegen sofortige Bezahlung auf der einen Seite bis zu dauerhaften außerehelichen Beziehungen auf der Grundlage von großzügigen ‹Geschenken›, das heißt wirtschaftlicher Unterstützung auf der anderen Seite. Sexuelle Libertinage hatte eine eindeutig ständische Note; sie gehörte zum adeligen männlichen Habitus; bürgerliche Männer nahmen außereheliche Freiheiten weniger selbstbewusst und

selbstverständlich in Anspruch. Und schließlich musste man sich eine außereheliche Beziehung finanziell leisten können – je dauerhafter und exklusiver, desto kostspieliger war sie.

Auch für Frauen von Stand galten relativ großzügige Maßstäbe, vorausgesetzt, dass sie verheiratet oder, noch besser, verwitwet waren. Der letzte Schrei im frühen 18. Jahrhundert war ein sogenannter *Cicisbeo* nach italienischem Vorbild, ein (meist rangniederer und unverheirateter) ständiger Begleiter, dessen Status

durchaus mehrdeutig war und möglicherweise auch erotische Dienstleistungen einschloss; das beließ man gern im Ungefähren. [38] In diesem ganzen komplexen System sexueller Regeln war die allgemeinste und strengste Norm zweifellos die formale Wahrung der Ständeschranken: Wirtschaftlich abhängige Frauen oder Männer niederen Standes finanziell auszuhalten und sexuell zu benutzen war kein Problem, aber sie zu heiraten war ein Tabubruch. [39]

Da die Ehen nach Familienräson

arrangiert wurden, damit eine Verbindung möglichst viel wirtschaftliches, soziales und symbolisches Kapital vereinigte, konnte man an die persönliche Gefühlsbindung der Paare keine allzu hohen Ansprüche stellen. Im Gegenteil, Verliebtheit galt als schlechteste Voraussetzung für eine dauerhafte und gute Ehe. Leidenschaftliche Liebe und Ehe schlossen sich geradezu gegenseitig aus.[40] Die ideale Ehe war eine vernünftige ökonomische Zweckgemeinschaft zu Fortpflanzung, Kinderaufzucht und

generationenübergreifender Sicherung von Stand, Rang und Vermögen; dort hatten sachliche, stabile, solidarische Verhältnisse zu herrschen. Mit leidenschaftlicher Liebe vertrug sich das schlecht. Liebe galt bestenfalls als Folge, nicht als Voraussetzung einer Heirat, und auch dann war damit eher eine freundschaftliche Verbundenheit gemeint. Liebe im Sinne leidenschaftlicher erotischer Beziehungen hingegen spielte sich außerhalb der Ehe ab und war Gegenstand einer raffinierten aristokratischen Kultur der

Galanterie. Unzählige französischsprachige Romane, Theaterstücke und ‹Liebesschulen›, *Écoles des amants*, prägten die Regeln, nach denen auch in der sozialen Realität Gefühle ausgedrückt und gelebt wurden. [41] Bücher lehrten die Kunst der Verführung, ein raffiniertes Spiel von Ermuntern und Zurückweisen, Verstellen, Belagern und Erobern. Frauen wurden in diesem literarischen Universum in zwei Kategorien eingeteilt: die Koketten, die «immer ja sagen», und die Preziösen, die «immer nein sagen».

Eine Kokette galt es dauerhaft an sich zu fesseln; eine Preziöse galt es zu erobern. Letzteres war für einen ehrgeizigen *galant homme* das erstrebenswerteste Ziel; die Preziöse, wie der Name sagt, galt als wertvollste Beute.[42] Der Code der galanten Liebe war nicht nur in Romanen und Komödien, sondern auch in Singspielen, Gemälden und Skulpturen allgegenwärtig; er gab die Art und Weise vor, wie Gefühle in der sozialen Wirklichkeit der höheren Stände wahrgenommen, artikuliert und gedeutet wurden.

Die soziale Semantik der Liebe

unterlag in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einem signifikanten Wandel. Ziemlich plötzlich kam, ebenfalls durch Romane vermittelt, ein ganz anderes Ideal des Geschlechterverhältnisses in Mode. Gegen die höfisch-aristokratisch konnotierte Kultur der Galanterie setzten jetzt Bestsellerautoren wie Samuel Richardson und Jean-Jacques Rousseau eine neue, «empfindsame» Gefühlskultur. Für sie war Liebe etwas völlig anderes. Ihre Heldinnen zeichneten sich durch Keuschheit, Ehrbarkeit *und*

Leidenschaft aus. Die vernünftige, tugendhafte und zugleich zärtliche Liebe sollte nun ihre Erfüllung in der Ehe finden. Im Namen der «Natürlichkeit» wurde die innige und dauerhafte eheliche Liebe nun gegen die schnelllebige frivole Affäre in Stellung gebracht. Die neue Gefühlskultur trat mit einem starken antihöfischen Affekt auf, was aber nicht heißt, dass sie nicht auch auf adelige Leserinnen eine große Anziehungskraft ausgeübt hätte. Dennoch etablierte sich mit der Zeit ein stereotypes Gegensatzpaar: Die galante Liebe,

lasterhaft, unaufrichtig und affektiert, galt als aristokratisch und französisch; die empfindsame Liebe, natürlich, keusch, aufrichtig und echt, galt hingegen als bürgerlich und deutsch (oder vielmehr englisch, denn die angesagtesten Moderomane kamen aus England).

Dieses Stereotyp prägte auch die Vorstellungswelt der späteren Historiker und ihre Art, mit dem Thema Liebe und Ehe umzugehen. Für sie war dieser Gegenstand aus verschiedenen Gründen verpönt. Zum einen betrachteten sie alles,

was mit Sexualität zu tun hatte, als «privat» und damit der seriösen politischen Geschichtsschreibung nicht würdig – obwohl Fortpflanzung doch geradezu den Kern aller dynastischen Politik darstellte. Zum anderen war Sexualität im 19. Jahrhundert mit weit schärferen Tabus belegt als im Ancien Régime, und der bürgerliche Moralkodex erlaubte eine offene Thematisierung solcher Dinge nicht mehr. Schließlich ging es den Historikern darum, ihre Heldinnen und Helden, die großen «welthistorischen

Persönlichkeiten», vor der Beschmutzung durch «Hofklatsch» zu bewahren. Die großen Quelleneditionen wurden entsprechend gesäubert: die Korrespondenz Maria Theresias mit Marie Antoinette oder zwischen Joseph und Leopold etwa, wo es um Probleme des Ehevollzugs ging, oder der erotische Briefwechsel der Erzherzogin Marie Christine mit Josephs erster Frau Isabella.[43] Was die «hohe» Historiographie ausließ, wurde fast zwangsläufig zum Gegenstand eines komplementären Genres, der

‹Illustrierten Sittengeschichte›, die sich aus der zeitgenössischen erotischen Literatur umso unkritischer bediente. Ein Klassiker dieser Gattung ist das Werk des Sozialisten Eduard Fuchs aus der Zeit des späten Wilhelminismus, das nur unter der Ladentheke gehandelt wurde und an Frauen nicht verkauft werden durfte.[44] Seine ‹Illustrierte Sittengeschichte› galt als gefährlich, und zwar aus doppeltem Grund: Zum einen stellte der über das lasterhafte «Drohnenleben» der Aristokratie empörte Autor in zahlreichen

Illustrationen sehr detailliert die Phänomene dar, über die er sich erregte. Zum anderen war seine Sittenkritik zugleich eine kaum verhüllte Polemik gegen den «absterbenden fürstlichen Absolutismus» seiner eigenen Zeit. Die vielen entblößten galanten Damen dienten als flammende Anklage gegen die Verkommenheit des Adels im Allgemeinen und die eigene politische Elite im Besonderen.[45] Dass sich die staatstragenden Nationalhistoriker von derlei Sitten- und Herrschaftskritik lieber fernhielten,

ist daher kaum überraschend.

Mittlerweile hat sich das Interesse der Historikerinnen und Historiker ebenso grundlegend verändert wie die Sexualmoral. Die Geschichte des Körpers und der Sexualität ist längst in den Rang einer seriösen historischen Teildisziplin aufgestiegen. Trotzdem ist es nicht leicht, sexuelle Beziehungen bei Hof zu rekonstruieren – aus verschiedenen Gründen. Zum einen unterscheidet sich die damalige Art und Weise, über intime Beziehungen zu sprechen, wesentlich von der

heutigen, so dass viele Formulierungen schwer zu entschlüsseln sind. Zum anderen enthalten die Quellen zweifellos viele Gerüchte, denen man nicht einfach trauen darf – sie können zutreffen, müssen es aber nicht. Doch es geht ja gar nicht so sehr um die Frage, wie es im konkreten Einzelfall tatsächlich gewesen ist, sondern eher darum, welche soziale Logik, welches ungeschriebene Regelsystem, welcher symbolische Code damals herrschte. Und darüber verraten auch nicht zu verifizierende

Gerüchte eine ganze Menge. Denn Klatsch hat ja eine soziale Funktion; wer klatscht, verständigt sich dabei implizit über die sozialen Regeln, deren Bruch man beobachtet. Die Art, wie in Memoiren, Reiseberichten, Briefen und Tagebüchern über sexuelle Affären geschrieben wurde, verrät daher viel über das herrschende soziale Normensystem.

Wie war es nun in Wien, am Wiener Hof und unter Maria Theresia? Die Residenzstadt hatte zur Zeit ihres Vaters den Ruf einer Hauptstadt des Ehebruchs gehabt,

unterschied sich darin allerdings wenig von anderen Metropolen. *Die Lebensart in Wien ist lustig, frey, rauschend, schwelgerisch, dabey andächtig, ernsthafft und natürlich. Man ist wohllüstig und verliebt, aber nicht bis zur Verzweiflung. Man lacht und scherzet, aber man verbricht [sic] sich nicht den Kopf, um scharffsinnig und delicat zu seyn. Man isset und trinket, man fastet und schwermet; man betet und fluchet, alles wie es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringet.* [46] Die englische Gesandtengattin Lady Montagu beschrieb es zu Beginn des

Jahrhunderts geradezu als übliche Praxis, dass die Wiener Damen von Stand zwei Männer hätten, einen für den Namen und einen für die ehelichen Pflichten: *'tis the establish'd custom for every lady to have 2 husbands, one that bears the Name, and another that performs the Dutys*. Die Sache sei so allgemein geduldet, dass es einer öffentlichen Kränkung gleichkomme, wenn eine Dame ohne ihre beiden Herren eingeladen werde.[47] Das war zweifellos ironisch überzeichnet. Galante Affären waren zwar allgegenwärtig, wurden aber selten

gänzlich unverhüllt praktiziert. Doch der Ton, in dem selbst in Anwesenheit des Kaisers über sexuelle Themen geredet wurde, war erstaunlich freizügig, jedenfalls, solange die Kaiserin nicht dabei war. Maria Theresias Vater scheint derbe Anzüglichkeiten, *polissoneries*, durchaus geschätzt zu haben.[48] Auch Friedrich August Harrach schilderte seinem Bruder die Dissimulation der Wiener Hofdamen, in deren Anwesenheit man zwar nicht *gras*, deftig, sprechen dürfe, die aber *in natura*

durchaus zu schätzen wüssten, worüber sie sich zu reden zierten. [49] Das Ausmaß der Verwerflichkeit hing in hohem Maße von der Öffentlichkeit einer Affäre ab. Es galt die Devise *nisi caste, tamen caute* – wenn nicht keusch, dann wenigstens vorsichtig. Der Jesuitenorden, dem bis in die 1760er Jahre alle Beichtväter bei Hof angehörten, verfügte über lange Erfahrung mit der Erörterung moralischer Ausnahmen von der Regel. Gegenüber ihren hochadeligen Beichtkindern waren die

Jesuitenpatres meist zu nachsichtiger Auslegung der kirchlichen Normen bereit und erteilten selbstverständlich die Absolution. Man registrierte es durchaus mit Befriedrigung, wenn etwa eine Dame von Stand nach langjähriger außerehelicher Affäre auf dem Sterbebett *alle erwünschliche Marques einer wahren Bereuung und christliche Poenitenz von sich spühren* ließ.[50]

Wenn verbal bekräftigte Moral und tatsächliche Praxis nicht zur Deckung kommen, nennt man das gemeinhin Heuchelei. Doch beim

sexuellen Normensystem des Hofes lagen die Dinge komplizierter. Es handelte sich nicht einfach um individuelle moralische Verfehlungen, sondern eher um eine strukturell angelegte, kollektive Heuchelei. Denn die ganze Hofgesellschaft tolerierte ja stillschweigend, was die religiösen Normen streng genommen verboten. Man rechnete nicht allein mit Verstößen gegen das sechste Gebot, man bewunderte sie sogar – je nachdem, wer sie beging.

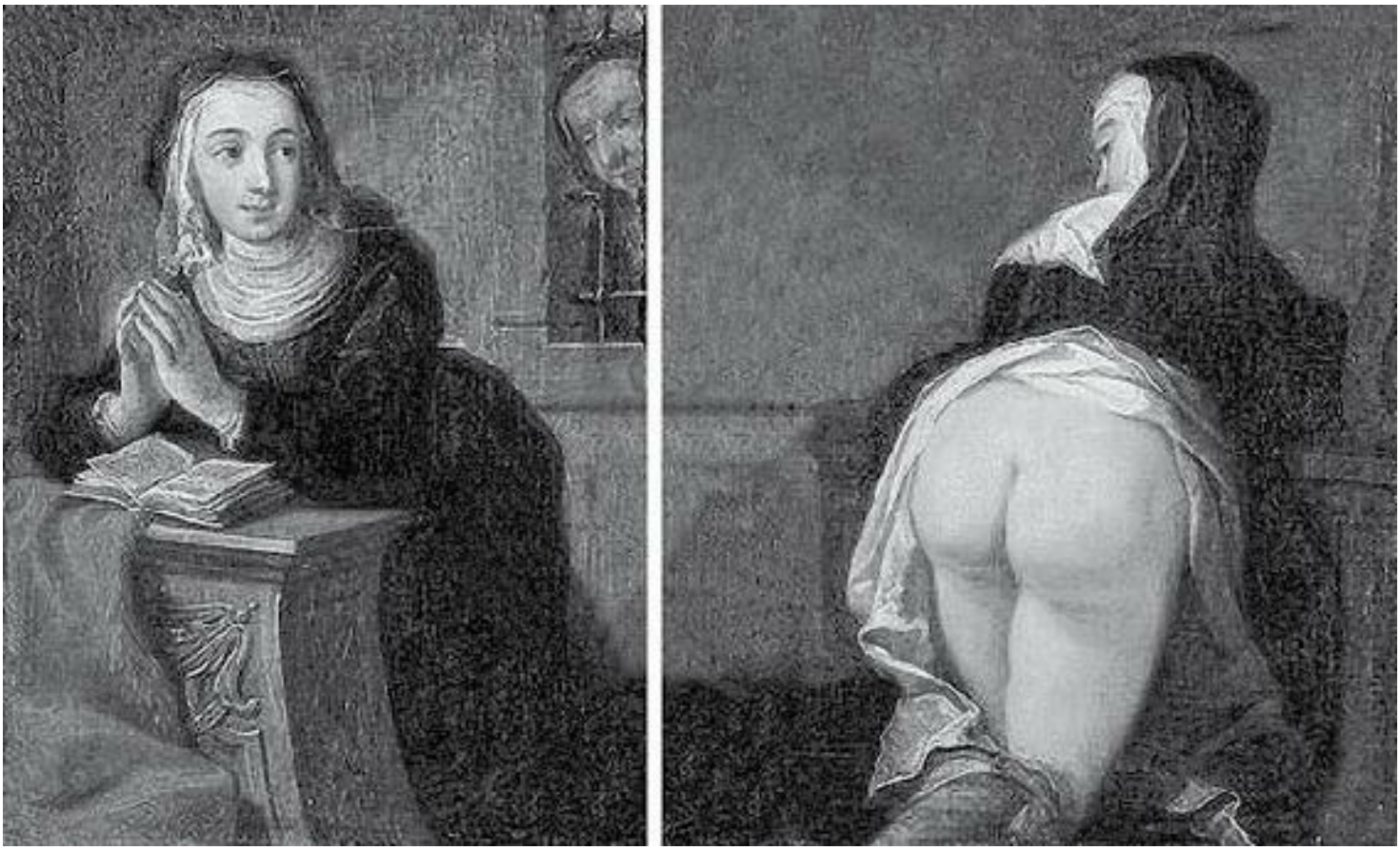


Abb. 21: Betende Nonne. Martin van Meytens der Jüngere, um 1731 (Vorder- und Rückseite desselben Bildes)

Der Vorwurf der Heuchelei traf diejenigen, die besondere moralische Makellosigkeit für sich in Anspruch nahmen. Das Porträt einer Nonne, das man von zwei

Seiten betrachten kann, bringt das Thema in frappierender Weise auf den Punkt, indem es sich von vorn als frommes Andachtsbild präsentiert, von hinten aber als Obszönität entlarvt (Abb. 21). Durch den Kontrast von Vorder- und Rückseite verkörpert das Vexierbild selbst das, was es darstellt, nämlich einen Akt der Scheinheiligkeit, der sich beim Umdrehen selbst als solcher enthüllt. Das bemerkenswerte Porträt stammt von keinem Geringeren als dem späteren Hofmaler Martin van Meytens,

der – und deswegen gehört das Bild hierher – die meisten Staatsporträts Maria Theresias und die berühmtesten Zeremonialgemälde ihrer Regierungszeit geschaffen hat. Entstanden ist das Nonnenbild 1731, also um die Zeit, als van Meytens gerade im Begriff war, von Stockholm nach Wien zu übersiedeln und in kaiserlichen Dienst zu treten.[51] Später hatte er es nicht mehr nötig, solche Bilder zu malen, und es wäre ihm auch sicher nicht verziehen worden. Maria Theresia nahm selbst an der Nacktheit

mythologischer Gemälde Anstoß, ließ sie mit Tapeten überziehen und riet ihrem Sohn Leopold, als er seine neue Residenz in Florenz bezog: *Versuche, allmählich im Palast die Nuditäten zu beseitigen, vor allem auf den Bildern. Gib Widerwillen dagegen zu erkennen und gestatte nicht, dass man solche Werke schafft.*[52]

Wenn Maria Theresia ihre Hofgesellschaft mit irgendetwas verblüffte oder auch, je nach Perspektive, amüsierte, dann war es ihre Einstellung zu Ehe, Liebe und Libertinage. Denn sie war

nicht bereit, die herrschende kollektive Doppelzüngigkeit zu tolerieren. Vielmehr setzte sie eine Politik rigider sexueller Kontrolle auf ihre politische Agenda, wie es sie an europäischen Höfen sonst weit und breit nicht gab. Das trug ihr bei vielen ihrer Zeitgenossen den Ruf der Bigotterie ein, während es sie in den Augen der späteren Historiker zu einem «unvergänglichen Bild deutschen Frauentums»[53] und zu einem vorweggenommenen Muster bürgerlicher Tugend machte.

Schon ihre eigene Brautzeit und

Ehe waren eine staunenswerte Ausnahme. Als Brautleute hatten Maria Theresia und Franz Stephan eine außergewöhnliche persönliche Vertrautheit genossen. Sie waren ja nicht nur an demselben Hof aufgewachsen, sondern hatten in dieser Zeit auch schon eine besondere wechselseitige Zuneigung an den Tag gelegt.[54] Üblich war dagegen, dass sich fürstliche Brautleute nur von Porträts kannten und bei der Hochzeit zum ersten Mal aufeinandertrafen – und oft nicht einmal das; Eheschließungen *per*

procuratorem, bei denen sich eine Seite durch einen Gesandten vertreten ließ, waren die Regel. Schon die Umstände dieser Eheschließung waren also absolut ungewöhnlich. Für die Ehe selbst galt das auch. *Es war damals nicht Mode, ein guter Vater, ein guter Hausherr, ein guter Ehemann zu sein.*[55] Kaum ein auswärtiger Gesandter am Wiener Hof versäumte deshalb hervorzuheben, wie zärtlich die herrscherlichen Eheleute einander liebten.[56] Nicht anders sahen es Maria Theresias engste Vertraute: Ein

Herz und eine Seele, *un Coeur et un Esprit*, nannte sie beispielsweise Graf Tarouca im Jahr 1740.[57]

Der Ort und zugleich das Symbol dieser ungewöhnlichen Intimität war das gemeinsame eheliche Schlafzimmer in der Hofburg, das genau in der Mitte zwischen den beiden Appartements der Eheleute lag, der allerunzugänglichste und intimste Raum, in dem die beiden langen, spiegelbildlich hierarchisch gestaffelten Raumfolgen aufeinandertrafen.[58] Auch in Schönbrunn gab es ein gemeinsames Schlafzimmer in der

Mitte zwischen den beiden Appartements.[59] Anderswo war es üblich, dass der Fürst seine Gattin von Zeit zu Zeit in ihrem separaten Schlafzimmer besuchte, nicht aber, dass beide die ganze Nacht in demselben Bett schliefen, es mithin *machten wie die Bauern*.[60] Auch wenn Franz Stephan keineswegs immer die Nacht im gemeinsamen Ehebett verbrachte, sondern sich gern in seinem eigenen Palais in der Wallnergasse oder auf Jagdreisen außerhalb Wiens aufhielt, verkörperte dieses Schlafzimmer für jedermann das

innige Verhältnis des Herrscherpaares. Der ungewöhnliche Sarkophag, den Maria Theresia 1754 für sich und ihren Gatten in der Kapuzinergruft errichten ließ, war gleichsam eine steingewordene Verewigung des gemeinsamen Ehebettes (s. Abb. 40).[61]

Offensichtlich war Maria Theresia diejenige, der an dieser besonderen ehelichen Nähe und Vertrautheit am meisten gelegen war. Das Gleiche legte sie später auch ihrer Tochter Marie Antoinette ans Herz: *Ich bedauere,*

dass der König [Ludwig XVI. von Frankreich] es nicht liebt, zu zweit zu schlafen; ich halte diesen Punkt für sehr wesentlich, nicht etwa um Kinder zu haben, sondern um inniger verbunden, ungezwungener und vertrauter zu sein, weil man so alle Tage ungestört zusammen einige Stunden verbringt.[62] Bis kurz vor ihrem Tod kam sie immer wieder auf das Problem zurück (Ludwig XVI. schlief gemeinhin mit Marie Antoinette weder im weiteren noch im engeren Sinne): *Ich hätte gewünscht, dass Sie sich auf deutsche Art benommen hätten und*

eher für eine gewisse Intimität gewesen wären, die es mit sich bringt, wenn man zusammen ist. [63] Die höfische Umwelt scheint diese ungewöhnliche Nähe zwischen den kaiserlichen Eheleuten keineswegs nur gutgeheißen, sondern für ein Zeichen ungehöriger weiblicher Dominanz gehalten zu haben. Man erzählte sich, dass der Lothringer Rosières, ein enger Vertrauter Franz Stephans, diesem den Rat gegeben habe, von seiner Frau getrennt zu schlafen. Auf diese Weise könne er sie unter Druck setzen und alles von ihr erreichen,

was er wolle.[64] Ob die Anekdote ein Gespräch überliefert, das tatsächlich so stattgefunden hat, ist nicht zu klären, aber sie bringt die zeitgenössische Vorstellung vom angemessenen Verhältnis der Geschlechter anschaulich zum Ausdruck. Tatsächlich verließ Rosières wegen eines Konflikts mit Maria Theresia um diese Zeit den Hof.[65]

Maria Theresia war sich selbst offenbar durchaus der Gefahr bewusst, die eine allzu große eheliche Nähe mit sich brachte. So riet sie später ihrer Tochter Marie

Christine, es mit ihrer zärtlichen Anhänglichkeit auf keinen Fall zu übertreiben: *Je mehr Freiheit Ihr Eurem Gemahl lasst, je weniger Zwang und Pünktlichkeit Ihr von seinen Besuchen erwartet, desto liebenswerter werdet Ihr für ihn sein und desto mehr Verlangen wird er nach Euch haben.*[66] Die Tochter sollte sich vor ihrer eigenen Verliebtheit in Acht nehmen, sich rar machen, die Regeln weiblicher Zurückhaltung beachten, denn die wilde Verliebtheit sei schnell vorbei. Eine dauerhaft glückliche Ehe müsse auf Achtung,

Entgegenkommen, Vertrauen und Freundschaft aufgebaut sein. Die Ratschläge, die Maria Theresia ihrer Lieblingstochter bei der Hochzeit mit auf den Weg gab, sind besonders aufschlussreich, denn Marie Christines Lage war der ihrer Mutter in vieler Hinsicht ähnlich. Sie hatte als einzige Tochter den Mann ihrer Wahl heiraten dürfen, obwohl das unter Gesichtspunkten der Familienräson eindeutig eine Missheirat war. Deshalb riet Maria Theresia ihr umso nachdrücklicher, sich ihrem Mann in der Ehe unterzuordnen und ihm zu

gehorchen. *Eure Lage ist in dieser Hinsicht ebenso heikel wie meine. Lasst ihn nie Eure Überlegenheit fühlen – nichts fällt schwer, wenn man vernünftig liebt. Was mich betrifft, so kann ich jedenfalls über diesen Punkt ruhig sein.*[67]

Das lässt sich mit guten Gründen bezweifeln. Dass Maria Theresia zumindest zu Beginn ihrer Ehe mit allen Zeichen leidenschaftlicher Verliebtheit an ihrem Mann hing und ihn lebenslang als ihren engsten Vertrauten schätzte, heißt keineswegs, dass sie sich ihm

untergeordnet hätte, wie es die zeitgenössische Norm von einer Ehefrau verlangte und wie sie selbst es ihren eigenen Töchtern als weibliche Pflicht immer wieder mit größtem Nachdruck ans Herz legte. Ihre Zuneigung zu dem *anbetungswürdigen Gemahl*[68] hatte durchaus herrische Züge. Nur ungern ließ sie ihn aus den Augen. Als er 1744 als Befehlshaber in den Krieg ziehen wollte, versuchte sie das mit allen Mitteln zu verhindern und schrieb anschließend selbstkritisch an ihre Schwester: *Ich war krank vor Ärger und Schmerz*

und habe durch meine Bosheit auch meinem Alten [*mon cher Alter* nannte sie ihren Mann] *Fieber verursacht. […] Ich nahm zu unseren gewöhnlichen Mitteln Zuflucht, den Liebkosungen und den Tränen; aber was vermögen sie nach neunjähriger Ehe; auch ich erreichte nichts, obgleich er der beste Ehemann der Welt ist. Endlich griff ich zum Zorn, und er hat mir so gut gedient, dass er und ich krank wurden.* [69] Solche Wutanfälle ließen sich nicht immer vor der Außenwelt verheimlichen. Selbst ein der Kaiserin so treu ergebener Diener wie Khevenhüller

ließ zuweilen durchblicken, dass er es befremdlich fand, wie Maria Theresia ihren Gatten behandelte. Dass die Regeln des Geschlechterverhältnisses in dieser Ehe auf den Kopf gestellt waren, war indessen ein Strukturproblem, das sich von niemandem ändern ließ. Franz Stephan musste mit der Tatsache leben, dass er bei Hof der Schwächere war. Seine strukturelle Unterlegenheit wurde auch und gerade dann sichtbar, wenn Maria Theresia sich bemühte, sie zu verschleiern. Denn die Haltung, die sie selbst ihm gegenüber mitunter

einnahm, sollte sich kein anderer erlauben. Sie wachte mit großer Aufmerksamkeit darüber, dass jeder bei Hof ihn entgegenkommend behandelte und in zeremoniellen Details nicht zurücksetzte. Schon zu Beginn ihrer Regentschaft hatte sie gegen größte Widerstände durchgesetzt, dass Reichsfürsten vor ihrem Gatten dreimal das Knie beugten. [70] Damals war er nur Herzog gewesen; doch auch als er längst Kaiser war, hörten kleine symbolische Respektlosigkeiten ihm gegenüber nicht auf, und sei es

nur, dass er bei einer Darbietung des Hofpoeten nicht angemessen erwähnt wurde.[71] Wenn Maria Theresia derartige Zeichen der Missachtung ihres Gatten scharf sanktionierte, dann wurde damit doch das strukturelle Problem nicht aus der Welt geschafft, dass ihre Ehe gegen die zeitgenössische Norm verstieß. Maria Theresia selbst war sich des Konflikts zwischen ihren Rollen als souveräne Herrscherin und als gehorsame Ehefrau – *die Frau ist dem Mann untertan*[72] – sehr bewusst und hat offenbar darunter

gelitten.

Maria Theresia hat ihren Mann fünzehn Jahre überlebt und den Verlust bis an ihr Lebensende nicht überwunden.[73] In ihrer langen Witwenzeit hat sie das Andenken an ihre liebevolle Ehe sorgfältig kultiviert: *Seit ich fünf Jahre alt war, gehörte mein Herz niemand anderem als diesem unvergleichlichen Bräutigam.*[74] So, wie sie das Verhältnis zu ihrem Mann in ihren späteren Briefen an die Kinder rückblickend verklärt hat, ist es dann auch in die historische Erinnerung eingegangen. Die

Historiker und schon manche Zeitgenossen haben dieses idealisierte Ehe- und Familienleben als altdeutsch-bürgerlich etikettiert: «voll Zucht und Gehorsam, Maß und Sitte».[75] Doch das ist missverständlich. Denn im höfischen Alltag, im Verhältnis zu den Kindern, in den Heiratsstrategien, in fast allen anderen Hinsichten folgte Maria Theresia den aristokratischen Regeln ihrer Zeit. Dass sich ihre Ehe vom damals Üblichen in einigen Punkten unterschied, macht sie allein noch nicht zu einer

«bürgerlichen». Dahinter verbirgt sich ein anachronistisches Missverständnis: Man misst Maria Theresia an einem neuartigen Ideal ehelicher Liebe, das sie selbst gar nicht kennen konnte. Wenn Historiker des 19. und 20. Jahrhunderts die Beziehung als «bürgerlich» bezeichneten, so in dem unausgesprochenen Wunsch, das Kaiserpaar als Kronzeugen für ihr eigenes, anti-höfisches Wertesystem zu vereinnahmen.[76]

Bürgerliche Nikolausfeier im Hause Habsburg? Abb. 22a, oben: Kupferstich von Jacobus Houbraken nach Cornelis Troost. Abb. 22b, unten: Aquarellzeichnung der Erzherzogin Marie Christine

Den Eindruck familiärer Intimität und behäbiger

Bürgerlichkeit unterstreichen zwei bekannte Gouachen der Tochter Marie Christine, die das künstlerische Talent von ihrer Mutter geerbt hatte.[77] Das eine Bild zeigt eine Nikolausfeier im Familienkreis mit dem Kaiser in Schlafrock und Nachtmütze (Abb. 22b),[78] das andere die Schwägerin Isabella im Wochenbett, liebevoll umsorgt von Joseph II. Es liegt nahe, diese Bilder aus den frühen 1760er Jahren als dokumentarische Zeugnisse bürgerlicher Familiarität im Hause Habsburg zu deuten –

was sie aber nicht sind. Vielmehr kopierte Marie Christine zwei Genrebilder des niederländischen Malers Cornelis Troost (ca. 1697–1750) und verlieh den Personen die Züge ihrer Familienmitglieder. Von dem Niederländer stammen das räumliche Arrangement, das bürgerliche Interieur, der Habitus der Figuren, die ganze einfache, intim-beschauliche Atmosphäre. So hat es weder in der Hofburg noch in Schönbrunn, noch im Jagdschloss Laxenburg je ausgesehen. Die Bilder sind möglicherweise Anhaltspunkte

dafür, dass Marie Christine ihrerseits von dem Rousseau'schen Verhaltensideal der Schlichtheit und Natürlichkeit beeindruckt war – wie es im Hause Habsburg tatsächlich zuging, zeigen sie nicht. Doch die späteren Historiker sahen sich in ihrer liebenden Bewunderung für die Kaiserfamilie durch diese Bilder bestätigt. Schon Goethe erklärte sich so die Popularität Maria Theresias und Franz Stephans: *Da die Großen nun auch einmal Menschen sind, so denkt sie der Bürger, wenn er sie lieben will, als seinesgleichen, und das kann*

er am füglichsten, wenn er sie als liebende Gatten, als zärtliche Eltern, als anhängliche Geschwister, als treue Freunde sich vorstellen darf.[79]

Maria Theresia nahm zum Thema Ehe eine durchaus widersprüchliche Haltung ein. Während sie von ihren eigenen Kindern selbstverständlich verlangte, dass sie sich der dynastischen Räson fügten und die von ihr ausgewählten Ehekandidaten widerspruchslos heirateten – davon wird noch die Rede sein[80] –, konnte sie in anderen Fällen ohne weiteres auch

eine Eheschließung gegen den Widerstand der beteiligten Familien durchsetzen. So war es nicht nur im Fall ihres eigenen Alter Ego, der Tochter Marie Christine, sondern auch bei dem einen oder anderen Kammerfräulein. Der Hof war ein wichtiger adeliger Heiratsmarkt. [81] Ein Kammerfräulein musste, wenn es heiraten wollte, die Erlaubnis Maria Theresias einholen und genoss dafür das Privileg, dass die Trauung bei Hof stattfand und die Kaiserin selbst als Trauzeugin fungierte. Ein spektakulärer Fall

war der des Fräuleins Charlotte von Hager, die zwar als Tochter eines Geheimen Rates von allenfalls freiherrlichem Adel war, aber als Erzieherin von Maria Theresias beiden ältesten Töchtern deren besonderes Vertrauen genoss.[82] Sie war bereits 45 Jahre alt, als man es – nicht zuletzt aus gesundheitlichen (!) Gründen – für geraten hielt, sie zu verheiraten. Die Kaiserin hatte dazu auch den nötigen Bräutigam ausersehen, nämlich den Regimentsrat und Kämmerer Graf Stella. Dem Vater der Braut war

dieser Kandidat aufgrund seiner *bekanten geringen Extraction*, das heißt mangelnden altadeligen Herkunft, allerdings nicht gut genug, und er brachte stattdessen den Fürsten Johann Wilhelm Trautson ins Spiel. An diesen Witwer, der Letzte seines Namens und aus allervornehmstem erbländischem Hause, hatte die Kaiserin zwar auch schon gedacht, die Idee dann aber zunächst wieder als untunlich verworfen, *nahmentlich, weilen des Fürsten Humor mit einer alten Freile nicht zu sympathisiren schiene*.[83] Es

handelte sich um eine eindeutig unstandesgemäße Heirat, eine unerhörte Zumutung für die Familie des Bräutigams. Vor allem Trautsons Schwester, die Fürstin Maria Antonia Xaveria von Auersperg, war nicht zu beruhigen, obwohl man ihr den Plan ganz vorsichtig durch ihren Beichtvater hatte unterbreiten lassen, *auf Art wie mann den Tod oder sonstige unglückliche Zufälle anzukündigen pflegt*. Dennoch hatte sie sich *sehr lange Zeit nicht darein schicken wollen, sondern villmehr ganz offentlich darwider geredet, ihren*

beiden Brüdern […] das Haus verbotten und wegen diser ihrem Hauß durch eine so ungleiche Heirath und ihrer Meinung nach undisputirliche Mésalliance beschehenen Torto [d.h. durch die wegen der zweifelsfreien Missheirat ihrer Familie zugefügte Schande] *sehr häuffig geweinet und geschrien, so dass man schon vermutete, die Kaiserin werde ihr den Hof verbieten. Allein zuletzt wurden Mittl gefunden, sie einiger Massen zu appaisiren [besänftigen], zumahlen ihr die Kaiserin […] theils gütt-, theils bedrohlich zureden*

lassen. Die Braut musste eine Ahnenprobe vorlegen, um ihre adelige Abkunft nachzuweisen. Trotz alledem war die Fürstin Auersperg bis zuletzt nicht bereit, an der Trauung teilzunehmen oder gar die anschließende Hochzeitsfeier auszurichten. Auch für den Bräutigam selbst war die Heirat eine Zumutung, denn er hatte aus seinen zwei früheren Ehen keine männlichen Erben und das Fräulein Hager war zu alt, um ihm noch dazu zu verhelfen; er nahm also sehenden Auges das Aussterben seines Geschlechts in

Kauf. Maria Theresia hatte erhebliche materielle und symbolische Überzeugungshilfen aufbieten müssen, um ihn zu der Eheschließung zu bewegen. Neben der gesamten Ausstattung und 3000 Gulden regulärem Heiratsgut erhielt die Braut von ihr *magnifique* Hochzeitsgeschenke wie diversen Brillantschmuck und 5000 Dukaten in Gold sowie eine Pension von jährlich 4000 Gulden. Wirklich eindrucksvoll aber waren die *Distinctions*, mit denen der Bräutigam selbst entschädigt wurde: Er bekam das

Obersthofmeisteramt verliehen (das eigentlich schon jemand anderem versprochen gewesen war), dazu eine lebenslange Pension von 8000 Gulden im Jahr und eine Expektanz auf Aufnahme in den Orden vom Goldenen Vlies. Zu alldem kam noch hinzu, dass die Trauung spektakulärerweise in der kaiserlichen Ratsstube vorgenommen wurde, die sonst den großen Staatszeremonien vorbehalten war. Mit anderen Worten: Maria Theresia war in der Lage, ihren Willen gegen jede Standeskonvention durchzusetzen

und ihrem bejahrten Kammerfräulein einen erstklassigen fürstlichen Bräutigam zu kaufen. Aus Sicht der Braut war das ein ausgezeichnetes Geschäft; es ebnete den weiteren sozialen Aufstieg, und niemand wäre auf die Idee gekommen, darin eine Demütigung der Braut zu sehen. Von Liebe war bei alledem selbstverständlich keine Rede.

Keuschheitsfeldzug

Die Kultur der Galanterie war auch

an Maria Theresias Hof allgegenwärtig. Ihre männlichen Vorfahren hatten Affären gehabt, ohne viel Aufhebens davon zu machen. Auch die Aufzeichnungen des Oberstkämmerers Khevenhüller, der vergleichsweise strenge Tugendgrundsätze vertrat, lassen erkennen, dass er derlei als mehr oder weniger selbstverständlich hinnahm. Zwar notierte er 1743 missfällig, dass es in der Ballsaison wieder einmal *an sonderbahren Aventuren und Liebesintriguen* nicht mangele, *als worzu die Freiheit unter den Larven*

gar zu ville Gelegenheit gebe, und dass man das inzwischen *weniger zu verstecken suchte als bei voriger sehr seriosen Regierung*. Woran er sich störte, waren weniger die Affären selbst als der Umstand, dass man sie nicht sorgfältig genug geheim hielt.[84] Über Khevenhüllers *angebohrne christliche Unschuld* machten sich andere lustig; angeblich wurde er schon rot, wenn er den Namen einer von ihm verehrten Tänzerin nur nennen hörte. Trotzdem war er gegenüber seinen männlichen Standesgenossen durchaus

nachsichtig, wenn es um *kleine Intrigues mit Frauenzimmern* ging.[85] Reichsvizekanzler Colloredo zum Beispiel, Nikolaus Esterházy, Friedrich August Harrach, aber auch Kaunitz waren für ihre ausgeprägte Neigung zu außerehelichen Beziehungen bekannt.[86] Ein Stein des Anstoßes war das normalerweise nicht oder allenfalls dann, wenn besonders exzentrische Ausschweifungen bekannt wurden oder offene Konflikte ausbrachen, etwa weil ehemalige Geliebte oder uneheliche Kinder überhöhte

finanzielle Forderungen stellten oder eine Ehefrau mit ihrem Geliebten durchbrannte.[87] Ein prominenter Gesprächsgegenstand der Salons waren galante Affären aber zweifellos. Die Attraktivität des Themas bestand ja gerade darin, dass man nie genau wusste, ob sie den Tatsachen entsprachen oder nicht, dass sie aber als Möglichkeit immer im Raum standen. Stoff für die Phantasie lieferten nicht zuletzt die vielen italienischen Singspiele und französischen Komödien, die sich um erotische Verstellungen und

Verdächtigungen, Verwechslungen und Verwicklungen drehten. Man spielte Molière, Voltaire, Marivaux oder Le Sage und amüsierte sich über deren subtile Doppeldeutigkeiten.[88] Die Stücke trugen bezeichnende Titel wie *Les ruses de l'amour* (‹Liebeslisten›), *Le rival supposé* (‹Der vermeintliche Rivale›) oder *Le mari amant de sa femme* (‹Der Ehemann als Liebhaber seiner eigenen Frau›).[89]

Maria Theresia waren die Komödien und Singspiele mit ihren erotischen Anspielungen und

équivoques, Zweideutigkeiten, mehr und mehr ein Dorn im Auge. In den ersten Jahren ihrer Ehe und auch während des Erbfolgekrieges hatte sie selbst großen Spaß an den *Divertissements*, Zerstreuungen, der jährlichen Ballsaison im Januar und Februar gehabt, Theater und Maskenbälle besucht – beides gehörte eng zusammen und spielte sich an denselben Schauplätzen ab – und sich gelegentlich die ganze Nacht hindurch amüsiert. Seit 1747 begann sich das radikal zu ändern; sie verlor die Freude an Tanz und Theater und zog sich

mehr und mehr von den öffentlichen Belustigungen zurück. [90] Zur selben Zeit begann sie einen beispiellosen Feldzug gegen die allgegenwärtige Unkeuschheit – bei Hof, in Wien und in der ganzen Monarchie.

Ein erstes Zeichen ihrer zunehmenden Gereiztheit machte sich in der Fastnachtssaison 1747 bemerkbar. Sie ließ Mitglieder der *Opera Banda*, der italienischen Sängertruppe, *weillen sie den Fasching hindurch sich zu frech aufgeführet*, des Landes verweisen. Schauspielerinnen, Sängerinnen

und Tänzerinnen waren begehrte Trophäen der adeligen *Galants*, galten daher als notorisch lasterhaft und wurden von Maria Theresia mit besonderem Argwohn beobachtet. Die beiden besten Tänzerinnen der Oper, die Schwestern Ricci, seien *par ordre supérieur ganz gähling von hier weggeschaffet worden, weillen selbe mit einigen jungen Cavalliers sich zu sehr bekant gemacht haben sollen*, notierte der Oberstkämmerer 1752. [91] Für jede italienische Sängerin sei es eine Ehre, so spottete Casanova in seinen Memoiren, von

der Kaiserin aus Wien verbannt zu werden.[92] Doch bei Ad-hoc-Maßnahmen beließ sie es diesmal nicht, sondern setzte erstmals eine Kommission unter der Leitung des Obersthofmarschalls ein, die *das Comicum* systematisch kontrollieren sollte.[93] Der fromme Khevenhüller kommentierte das in seinem Tagebuch kritisch. Ihm waren die Faschingsbälle bei Hof und in der Stadt generell ein Ärgernis, weil im Schutz der Maskierung allerlei Grenzüberschreitungen unvermeidbar waren. Er fand

daher die Ausweisung der Sängerinnen an sich *sehr löblich*, doch nicht konsequent genug, weil das Übel nicht bei der Wurzel gepackt werde. Man könne nicht einerseits so *gefährliche Unterhaltungen* wie Maskenbälle und *freie Spectaclen* erlauben und andererseits *alle christliche Eingezogenheit* bei Hof verlangen. [94] Maria Theresia selbst sei es ja gewesen, die die Maskeraden – ganz im Gegensatz zu ihrem Vater – in Wien überhaupt erst zugelassen habe. Mittlerweile sei ihr die *Fröhlichkeit der Jugend* aber

vergangen, und sie hätte diese Erlaubnis sicher längst wieder zurückgenommen, wenn nicht ihr Mann, der solche Amüsements aus Lothringen gewohnt war, sie davon abhielte.

Im Winter des darauffolgenden Jahres, 1747/48, als Maria Theresia wegen der umstrittenen Reformpolitik *ohnedeme nicht guten Humors ware*,[95] ging sie erneut und diesmal mit noch größerer Rigorosität gegen die Ausschweifungen der Faschingszeit vor. Dem neuen Generalunternehmer für das

Theater, dem Obersten Rocco de lo Presti, verlieh sie ein Privileg für die Veranstaltung von öffentlichen Maskenbällen und verbot *alle und jede Verkleidungen in denen Privathäusern*.[96] Ausgenommen waren nur die Bälle des hohen Adels im Haus an der Mehlgrube. Auch die öffentlichen Bälle wurden strengen Zugangsbeschränkungen und militärischer Aufsicht unterworfen.[97] Zugleich setzte sie eine neue Kommission ein, die *darauf sehen müssen, damit alle heimliche Zusammenkünfften verhindert und gestöhret würden*.[98]

Die Mitglieder dieser Kommission taten ihre Arbeit offenbar gründlich; sie kontrollierten nicht nur öffentliche Orte, sondern hielten Kutschen an und durchsuchten Privatwohnungen. Als Strafen drohten, so wurde kolportiert, Amtsenthebung, Verbannung, Kerker, Klosterhaft. Das fand selbst der sittenstrenge Khevenhüller zuviel des Guten; die Kommissare trieben auch für seinen Geschmack die Sache zu weit. Sie ließen Maskierte *bei der geringsten Ungebühr* in Arrest nehmen, darunter angeblich viele

grundlos Beschuldigte; selbst verheiratete Paare sollen nicht verschont geblieben sein. Die *commission de chasteté* oder *Keuschheitskommission*, wie man sie ironisch nannte, wurde schnell legendär.[99] Die Hofgesellschaft konnte kaum glauben, was sie da erlebte. Die auswärtigen Gesandten berichteten amüsiert davon an ihre Prinzipalen; der päpstliche Nuntius machte Scherze darüber; *sogar in auswärtigen Zeitungen wurde offentlich darüber gespottet.*[100] Was am meisten verblüffte, war der Umstand, dass Maria Theresia

offenbar befohlen hatte, in dieser Kampagne *alle ohne Ansehen der Person*, ja selbst *ohne Ausnahme der Fürsten und Geheimräte* völlig gleich zu behandeln.[101] Ihr Keuschheitsfuror traf prompt auch Personen aus dem Hochadel, Angehörige großer Familien wie Sinzendorf, Starhemberg oder Trautson. Das war der eigentliche Skandal, während sittenpolizeiliche Maßnahmen gegen einfache Untertanen nicht anstößig waren. Ehebruch war seit jeher ein strafwürdiges Delikt, auch wenn es selten aktiv verfolgt und

sanktioniert wurde. Strengere Sittenaufsicht gegenüber den Untertanen allein hätte vermutlich keinen besonderen Lärm verursacht, sondern wäre als frommer Eifer einer christlichen Herrscherin noch durchgegangen. Als unerhört aber wurde empfunden, dass Maria Theresia einen stillschweigenden moralischen Konsens unter adeligen Standespersonen außer Kraft setzte. Dieser Konsens bestand darin, dass hohe Adelige in Fragen der guten Sitten keiner obrigkeitlichen Kontrolle

unterworfen, das heißt: nicht wie Untertanen behandelt wurden. In Frankreich waren Aristokraten in dieser Hinsicht unantastbar und blieben selbst bei schwersten Vergehen vor Strafe verschont, es sei denn, ein Familienoberhaupt wollte seinen ungezogenen Sprössling selbst durch einen königlichen Haftbefehl, eine *lettre de cachet*, disziplinieren lassen. [102] Hier war es nun anders. Die ständeübergreifende Keuschheitskampagne passte zu dem, was sich der erbländische Adel zur selben Zeit auf

finanzpolitischem Gebiet gefallen lassen musste. Auch die Steuerreform, die die Adelsgüter stärker belastete, wurde ja als unerhörte Gleichmacherei empfunden. Mit anderen Worten: Maria Theresia ignorierte die Erwartungen an ihre adelige Standessolidarität.

Dennoch ist höchst fraglich, ob Standespersonen *in puncto sexti* von den Mitgliedern der Policeykommission tatsächlich genauso behandelt wurden wie die einfachen Untertanen.[103] Was den auf frischer Tat Ertappten

wirklich passierte, ist nicht leicht zu rekonstruieren. Ohnehin hat die sogenannte «Keuschheitskommission» in den Akten der erbländischen Zentralverwaltung wenig Spuren hinterlassen, so dass gewissenhafte Verwaltungshistoriker ihre Existenz mitunter bezweifelt haben. Die Bezeichnung war ja ein Spottname, der sich vermutlich auf verschiedene aufeinanderfolgende Kommissionen bezog. Diese Ungenauigkeit ist angesichts der vielen Veränderungen in den Wiener Zentralbehörden dieser

Jahre kein Wunder.
Wahrscheinlich war die «Keuschheitskommission» identisch mit der 1749 formal etablierten Policeyhofkommission, der im Januar 1751 insgesamt dreiundzwanzig neue Polizeikommissariate, vier in der Innenstadt und neunzehn in den Vorstädten, zugeordnet wurden. Die Policeyhofkommission war seit 1752 ausdrücklich auch für Sittendelikte zuständig; 1753 ging sie in der neu eingerichteten niederösterreichischen Repräsentation und Kammer auf.

[104]

Wie die Policeykommissare tatsächlich verfuhren, lässt sich nur aus den vielen Anekdoten schließen, die darüber kursierten und in zahlreiche Memoiren, Briefe und Reiseberichte eingingen. Man erzählte sich, wie gewitzte Kavaliere den Sittenwächtern ein Schnippchen geschlagen, sie bestochen oder einfach verprügelt hätten, jedenfalls aber am Ende straflos geblieben seien. Es kursierte die Geschichte von einem englischen Lord, der mit einem *kleinen Serail* von acht Frauen,

einem Leibarzt und zwei *Negern* durch halb Europa gereist sei. In Wien habe ihn die Polizeikommission aufgehalten und zur Rede gestellt, aber am Ende dank seiner Schlagfertigkeit unbehelligt gelassen.[105] Der schwäbische Journalist Wilhelm Wekhrlin erzählte von einer schönen Gastgeberin, die von einem Polizeikommissar mit dem sprechenden Namen Luchs aus ihrem ehelichen Haus heraus verhaftet und sechs Wochen unter dem Vorwurf der Kuppelei festgehalten worden sei. Selbst

durch Stockschläge habe sie sich nicht zur Denunziation nötigen lassen. Doch diese Verschwiegenheit hätten sich die Kavaliere, die in ihrem Haus verkehrten und Grund zur Sorge hatten, mit 500 Dukaten erkauft. [106] Und Podewils berichtete von einem Kommissar, der versucht habe, *den Kammerdiener eines jungen Mannes von Stand zu gewinnen, damit er ihn benachrichtige, wenn dieser irgendein Mädchen bei sich habe. Dieser unterrichtete seinen Herrn davon, welcher ihm befahl, ihn für*

eine bestimmte Stunde zu bestellen. Der Kommissär kam und fand ihn tatsächlich mit einem Mädchen. Der junge Mann spielte den Erschreckten, bat ihn inständig, ihn nicht bloßzustellen, und bot ihm hundert Dukaten. Nachdem der Kommissär sich eine Weile gesperrt hatte, nahm er sie an, aber kaum hatte er das Zimmer verlassen, als der junge Mann ihm hundert Stockschläge gab und ihn zwang, das Geld wieder herauszugeben. Er hat nicht gewagt, sich darüber zu beklagen. [107]

Geschichten wie diese, auch wenn sie sicher großsprecherisch

und übertrieben waren, verraten zum einen, dass die Kommission sich den Unwillen aller Seiten zuzog und *alle* Beteiligten – Kavaliere und Kammerdiener, Kupplerinnen und ihre Kunden – sich gegen sie verbündeten. Die Anekdoten zeigen zum anderen, wieso die Kaiserin mit ihrer die Standesgrenzen missachtenden Rigorosität scheitern musste. Denn die Kommissare ließen sich von den Reichen und Mächtigen leicht korrumpieren, während sie gegenüber den Schwachen mit aller Strenge vorgingen. So urteilten

einhellig Beobachter ganz unterschiedlichen Temperaments, von dem ehrbaren Grafen Nils Bark, der 34 Jahre lang als schwedischer Gesandter in Wien lebte, bis zu Giacomo Casanova, der sich in den 1760er Jahren dort aufhielt und nach allerlei zwielichtigen Abenteuern selbst des Landes verwiesen wurde.[108] Die Kaiserin zwinge alle zur Heuchelei, hieß es. Sie verwechsle Schuldige und Unschuldige, bestrafe die Mädchen viel härter als die Männer, mische sich sogar in Ehen ein und verstoße damit gegen die

Ehre der Ehemänner. Es stifte nur Unfrieden, dass sie Ehefrauen beim geringsten Anzeichen von Galanterie bei ihren Ehemännern anschwärze.[109] Vor allem warf man ihr vor, dass sie ihre herrscherliche Strenge an einen viel zu geringfügigen Gegenstand verschwende und *Mord und Landes Verrätherey vor kein so großes Verbrechen hält als die Liebe*.[110] Von den sieben Todsünden, spottete Casanova, beschloss die Kaiserin sechs zu übersehen und nur die Unzucht als einzige zu verfolgen.[111] Kurzum: Die

Keuschheitskampagne kostete Maria Theresia selbst in den Augen ihrer größten Bewunderer einen Teil ihrer Reputation und verschaffte ihr den Ruf der Bigotterie. So großzügig sie in den großen Dingen sei, schrieb der schwedische Gesandte, so klein sei sie im Kleinen.[112] Und selbst Alfred Ritter von Arneth erlaubte sich später den leisen Tadel, dass sie sich in Dinge gemengt habe, «die zu kleinlich waren für ihre erhabene Stellung oder denen sie als Frau von so reinem Charakter besser fern geblieben wäre».[113]

Gerüchte

Zeitgenössische Beobachter konnten sich Maria Theresias Keuschheitsfeldzug nicht anders erklären als durch ihre eheliche Eifersucht. Aus diesem persönlichen Grund habe sie alle Galanterie von ihrem Hof verbannen wollen, unterstellte Podewils.[114] Hofleute, die im Ruf standen, einen ausschweifenden Lebensstil zu pflegen, versuchte sie von ihrem Ehemann fernzuhalten. Khevenhüller erhielt von ihr die ausdrückliche Anweisung, *alle*

Leuthe nach Möglichkeit zu obligiren, den Kaiser zu amusiren und dennoch von unanständiger Gesellschaft […] abzuhalten.[115] Wen sie nicht aus ihrem engsten Umkreis verbannen konnte oder wollte, wie Kaunitz, den suchte sie eindringlich von unsittlichem Lebenswandel abzubringen. So drang sie immer wieder in ihn, keine käuflichen Frauen zu besuchen, was dieser allerdings souverän ignorierte.[116] Wie es sich in diesem Punkt mit ihrem Ehemann verhielt, darüber gab und gibt es widersprüchliche Mutmaßungen.

Franz Stephan war von seinem Vater streng erzogen worden. Herzog Leopold von Lothringen wollte ein frommer christlicher Fürst sein und hatte seine Söhne in einer eigenhändig verfassten Instruktion nachdrücklich ermahnt, das sechste Gebot gewissenhaft zu befolgen (was er selbst keineswegs immer getan hatte).[117] Keine Sünde sei erniedrigender als der Ehebruch, denn damit stelle sich der Sünder auf eine Stufe mit den wilden Tieren. Gott strafe die Unzucht zudem schon im Diesseits durch tödliche Krankheiten, die

Geburt von Bastarden und den Verlust von Vermögen und Ehre. Der Ehebrecher stürze Jungfrauen in Verzweiflung, füge deren Familien unendliches Leid zu und verletze heilige Eide; er sei *absolument contraire à l'honnethomme* – das absolute Gegenteil von einem Ehrenmann. Und strenger noch gelte das sechste Gebot für einen Souverän. Auf Ehebruch stehe schließlich die Todesstrafe. Ein Herrscher, der diese Strafe über seine Untertanen verhänge, während er sie eigentlich selbst verdiene, sei der

noch schlimmere Verbrecher.[118] Tatsächlich war Gott die einzige Strafinstanz, die ein ehebrecherischer Herrscher zu fürchten hatte. Über die Furcht vor dem göttlichen Gericht setzten sich die meisten Fürsten allerdings hinweg – so auch die beiden Söhne des Herzogs, Franz Stephan und Karl, jedenfalls wenn man den Gerüchten am Hof Glauben schenkt. Franz Stephan stand im Ruf eines galanten Liebhabers; seinem Bruder Karl, der 1744 Maria Theresias Schwester Marianne geheiratet hatte und

schon im ersten Ehejahr zum Witwer geworden war, sagten die einen Galanterie, die anderen *grobe Ausschweifungen* nach, was auch immer das bedeutete.[119] In seinem Nachlass fand sich beispielsweise die präzise Beschreibung einer Zeichensprache, mit der man in Gesellschaft unbemerkt galante Botschaften mit dem heimlichen Objekt seiner Begierde austauschen konnte.[120] Man erzählte sich auch, dass Maria Theresia diese Schwächen zwar nicht völlig verborgen blieben, dass das aber

weder ihrer Liebe zu Franz Stephan noch ihrer Zuneigung zu dem Schwager Karl ernstlich Eintrag tat.

Maria Theresia war ihrem Ehemann treu. Sie *stand […] fleckenlos vor ihrem Zeitalter, und, was noch weit mehr sagen will, auch vor ihrer Umgebung, ihren dienenden Frauen*,[121] rühmte Caroline Pichler, die Tochter ihrer langjährigen Kammerzofe und Vorleserin Charlotte Hieronymus. Dieses Urteil ist zwar aus der Perspektive einer ihrer größten Verehrerinnen wenig

verwunderlich, doch auch nüchterne Beobachter und Kritiker wie die preußischen Gesandten fanden keine Hinweise darauf, dass Maria Theresia sich selbst nicht an ihre eigenen strengen Maßstäbe gehalten hätte. Wenn es anders gewesen wäre, hätten sie das ihrem Auftraggeber zweifellos nicht vorenthalten. Bei Caroline Pichler heißt es weiter: *Diese Treue und Liebe wird noch herrlicher, wenn man weiß, daß die erste bei weitem nicht in dem Maß vergolten wurde, in welchem sie es verdient hätte. Kaiser Franz hatte verschiedene*

Liebschaften, die man teils kannte, teils nicht. Seine Gemahlin wußte wohl darum, sie zog die eine davon an ihren Spieltisch; – sie litt dadurch, aber sie liebte den Wankelmütigen nichtsdestoweniger mit gleicher Glut bis an seinen Tod.[122] Die Quellenhinweise auf Franz Stephans Affären sind tatsächlich überwältigend zahlreich. Dass er ein *amoroso* war, also ein Mann, der die Frauen liebte, darin war man sich allgemein einig. Andererseits fragten sich manche bei Hof, wie er angesichts der eifersüchtigen Beobachtung durch

seine Gattin überhaupt in der Lage sei, Affären zu haben, ohne dass es ihr auffiel und einen offenen Eklat zur Folge hatte. Ihre Kontrollmöglichkeiten reichten weit; überall hatte sie Spitzel, die sich mit Informationen ihre Gunst zu erkaufen hofften. Franz Stephan seinerseits neigte dazu, Konflikten aus dem Weg zu gehen und das sanguinische Temperament seiner Gattin so wenig wie möglich zu reizen. Deshalb ist umstritten, ob er tatsächlich so viele Mätressen hatte, wie man sich erzählte.[123]

Der Kaiser ist zu gut beobachtet,

schrieb der preußische Gesandte Fürst, *er würde gar nicht im Stande seyn eine Untreue gegen seine Gemahlin zu begehen, gesetzt auch, daß er sie nicht so liebte, wie er sie liebt.*[124] Skeptisch war auch Podewils. Er berichtete zwar 1747, der Kaiser habe früher eine besondere Neigung zur Gräfin Colloredo, zu der Hofdame seiner Frau Gräfin Pálffy und einigen anderen Damen gehabt und heimlich galante Soupers mit ihnen veranstaltet, *aber die Eifersucht der Kaiserin nötigte ihn, sich darin zu beschränken.*[125] Dass er seine

Jagdausflüge noch immer zu Affären nutze, hielt Podewils für ein böswilliges Gerücht von Leuten, denen an der Zwietracht des Kaiserpaares gelegen sei. Doch angesichts des gutmütigen und friedliebenden Charakters Franz Stephans und der argwöhnischen Wachsamkeit Maria Theresias – *da ihr seine Schwäche in dieser Hinsicht bekannt ist* – konnte er sich nicht vorstellen, dass sie nicht längst damit aufgeräumt hätte, wenn an den Gerüchten etwas Wahres gewesen wäre.

Zweifellos waren unter Maria

Theresias Gegnern viele maliziöse, kaum ernst zu nehmende Anekdoten im Umlauf, wie zum Beispiel die, die der preußische König in einem Brief kolportierte. Er hatte während der Friedenszeit 1754 als Geste der Höflichkeit die berühmte italienische Sängerin Astrua aus Berlin an den habsburgischen Hof in Prag ausgeliehen, wo sie vor dem Kaiserpaar auftrat. Diese Sängerin, so schrieb Friedrich II. an seine Schwester Wilhelmine von Bayreuth, habe ihm erzählt, dass der Kaiser ihr den Hof gemacht

und sich ihr als *Cicisbeo*, ständiger Begleiter, angeboten habe. Maria Theresia selbst habe das mit den Worten *passe pour celle-là* kommentiert, was so viel heißt wie: *lieber die als eine andere*. Friedrich nahm es ironisch als Zeichen für die außergewöhnliche Reputation der Astrua, dass sie selbst die Kaiserin, *die eifersüchtigste Person der Welt*, für sich eingenommen habe.[126]

Das hartnäckigste Gerücht betraf *la belle princesse*, Maria Wilhelmina Josepha von Auersperg geborene Neipperg (1738–1775),

die mit sechzehn Jahren bei Hof eingeführt worden war und zu Marias Theresias *Frauenzimmer* gehörte. Ihre Mutter war eine geborene Khevenhüller, ihr Vater, Feldmarschall Neipperg, war Franz Stephans Erzieher gewesen und blieb bis zu dessen Tod sein väterlicher Vertrauter. 1755, mit siebzehn Jahren, heiratete die schöne Prinzessin den verwitweten Fürsten Johann Adam Joseph von Auersperg, den der Kaiser erst einige Jahre zuvor in den Fürstenstand erhoben hatte.[127] Im Mai 1756, die Kaiserin war

gerade wieder und zum letzten Mal schwanger, machte ihr Gatte häufige *parties de plaisir* aufs Land, *worzu vornehmlich die junge Fürstin von Auersperg Anlaß gegeben, als für welche der Kaiser bereits seit dem letztern Fasching eine besondere Neigung bezeiget, die mann sogar pour une inclination marquée auslegen wollen*, notierte Khevenhüller und deutete damit an, dass man diese Bevorzugung als demonstrative Auszeichnung der Fürstin, ja als Erhebung in den informellen Rang einer Favoritin ansah.[128] Khevenhüller selbst

schloss sich diesem Gerücht zwar nicht an, bemerkte aber mit wachsender Missbilligung, dass sich der Kaiser bei seinen Jagdausflügen immer wieder von der Auersperg begleiten ließ und den Klatsch damit weiter nährte. [129] Zwar wurden bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten die Paare meist ausgelost, aber es war ein offenes Geheimnis, dass man die Auslosung manipulieren konnte; Maria Theresia selbst tat das auch. [130] Die Hofgesellschaft jedenfalls vertrieb sich ihre viele freie Zeit gern damit, die Schlittenfahrten,

Spielpartien und Theaterbesuche des Kaisers mit seiner dreißig Jahre jüngeren Favoritin genau zu beobachten und zu kommentieren. Maria Theresia selbst behauptete gegenüber ihrer Tochter Marie Christine, die sie offenbar darauf angesprochen hatte, dass es mit der Auersperg gar nichts weiter auf sich habe: *Eure Einbildung ist falsch, nicht nur, dass mich die schöne Fürstin nicht ärgert, sie ist auch so angenehm und nett wie lange nicht. Man sieht und unterhält sich ausschließlich bei Tisch.*[131] Jedenfalls war die Fürstin

Auersperg knapp zehn Jahre lang, bis zu Franz Stephans Tod 1765, seine enge Vertraute und bevorzugte Begleitung.[132]

Folgt man den Memoiren des Fürsten Charles-Joseph de Ligne,[133] so war Franz Stephan nicht der einzige Liebhaber der schönen Auersperg. Der geistreiche und charmante Fürst de Ligne (1735–1814) verkörperte in geradezu perfekter Weise den Typus des aristokratischen Libertin, Kriegshelden und Rokoko-Kavaliers. Sowohl bei Maria Theresia als auch bei Franz

Stephan stand er in hoher Gunst. Als ältester Spross eines Fürstenhauses, dessen Lehnsbesitz zwischen Frankreich und dem Reich gelegen war, pendelte er zwischen den Höfen von Versailles, Wien und Berlin zwanglos hin und her, häufte immense Schulden an, kämpfte in mehreren Kriegen ruhmreich auf kaiserlicher Seite und verfasste nebenbei Hunderte literarischer Fragmente, Komödien, Phantasien, Reflexionen und ‹Contes immoraux›, ‹Unmoralische Erzählungen›. Sein Vater hatte ihn finanziell knapp gehalten, aber

schon mit sechzehn Jahren am Wiener Hof eingeführt und ihm dort sofort die Kämmererwürde verschafft, ihn dann in seinem Regiment untergebracht und als Zwanzigjährigen, 1755, vorteilhaft mit einer Liechtenstein verheiratet. Der junge Fürst war ein versierter Kenner der erotischen Szene und unterhielt die üblichen galanten Beziehungen, ohne sich aber übermäßig damit zu brüsten.[134] In seinen Memoiren behauptete er, eine Zeitlang mit dem Kaiser dieselbe Mätresse geteilt zu haben, nämlich eben die schöne Princesse

Auersperg. Die folgende Anekdote vermittelt einen Eindruck von der Nonchalance, mit der er solche Affären behandelte. *Zu der Zeit, als ich mir die Reize der schönsten Frau der Welt, der größten Dame in Wien mit dem damaligen Kaiser teilte, dem guten, ausgezeichneten, zuverlässigen, liebenswürdigen, ebenso wie schönen, heiteren, ehrenhaften Franz I., ging die Kaiserin manchmal ins Theater. Dann wagte der Kaiser nicht seine Loge zu verlassen. Eines Tages, als er sah, dass sie offensichtlich abgelenkt war, schlich er sich in die Loge, in*

die auch ich damals immer kam. Seine Mätresse und ich wurden durch sein Erscheinen aufgeschreckt. Aber wir wussten ja, dass er uns beide liebte. Er fragte mich, wie das kleine Stück heiße, das da gespielt wurde. Es war ‹Crispin, der Nebenbuhler seines Herrn›. Ich wusste nicht, wie ich ihm das sagen sollte. Er bestand darauf. Ich antwortete, stotternd halb vor Peinlichkeit, halb vor Lachen […]. Dann flüchtete ich so schnell wie möglich und überließ es der glänzenden Phantasie meiner überaus schönen und charmanten Dame, eine Geschichte zu erfinden,

mit der sie ihrem gekrönten Liebhaber unsere Verlegenheit und meinen hastigen Aufbruch erklären konnte.[135] Die Fiktion auf der Bühne spiegelte unverhofft die Wirklichkeit in der Loge, so dass das Komödienmotiv die Realität zu entlarven drohte. Ob sich das Ganze wirklich so abgespielt hat, muss dahingestellt bleiben; fest steht zumindest, dass diese Komödie 1756 tatsächlich bei Hof gespielt wurde.[136]

Es gibt andere Hinweise darauf, dass Franz Stephan Affären hatte, die indessen nicht zum Gegenstand

des Hofklatsches wurden und auch Maria Theresia womöglich zeitlebens verborgen blieben. So interessierte sich der Kaiser auffallend intensiv für das Schicksal eines jungen Mannes namens Franz d'Arbogars aus Florenz, was kaum anders zu erklären ist als damit, dass es sich um seinen natürlichen Sohn handelte.[137] Der Junge besuchte seit 1748 das Gymnasium im Stift Kremsmünster, brach aber 1754 den Schulbesuch ab, um zum Militär zu gehen. Der Kaiser korrespondierte über den Fall

mehrfach mit der toskanischen Regierung und befahl ihr, sich sorgfältiger um die Erziehung des jungen Mannes zu kümmern. Das war vergebens; der Junge wurde Fähnrich, geriet in der Schlacht bei Leuthen in preußische Kriegsgefangenschaft und starb 1758 auf der Festung Glogau. Eine Anna Franziska d'Arbogars in Florenz, vermutlich seine Mutter, erhielt von Franz Stephan eine lebenslange jährliche Rente von 100 Gulden.

Eine Beziehung von ganz anderem Charakter unterhielt

Franz Stephan zu einer Frau seines eigenen Standes, nämlich Béatrice de Ligneville, der Tochter des Herzogs von Mignano und Witwe des Lothringers Leopold-Marc de Ligneville. Sie lebte seit dem frühen Tod ihres Mannes 1734 auf einem Gut ihrer Familie bei Neapel und unterhielt intensiven Briefkontakt mit der lothringischen Herzogsfamilie in Nancy. Den Zeitgenossen blieb ihr langjähriges, freundschaftlich-intimes Verhältnis zu Franz Stephan, das sich im Wesentlichen schriftlich abspielte, offenbar völlig verborgen. Es

wurde erst viel später offenbar, als man verstreute Fragmente dieses Briefwechsels entdeckte.[138] Die Freundschaft ging vermutlich auf Franz Stephans Aufenthalt in Lunéville zwischen 1729 und 1731 zurück. In der Korrespondenz ist von einem Wiedersehen 1739 in der Toskana die Rede. Die wenigen überlieferten Fragmente lassen erkennen, dass Franz Stephan den Briefkontakt über Jahre hinweg aufrechterhielt und immer wieder vergebens hoffte, Béatrice de Ligneville wiederzusehen. Noch 1758 plante sie eine Reise nach

Wien, die aber offenbar nicht zustande kam, obwohl er sie inständig dazu einlud.[139] Deutlich wird in den Briefen auch, welchen Aufwand an Geheimhaltung die Korrespondenz erforderte. Man konnte sie nicht einfach mit dem Postboten schicken, denn die Post wurde überwacht, sondern musste sich enger Vertrauter als persönlicher Kuriere bedienen. Auch wurden die Briefe nicht immer unterzeichnet; die Briefpartner verließen sich darauf, einander an der Handschrift zu erkennen. Wie

leidenschaftlich diese Beziehung auch immer gewesen sein mag, Franz Stephan war jedenfalls daran gelegen, sie unter allen Umständen vor seiner Frau geheim zu halten. Das war schwierig, aber offenbar nicht unmöglich.

Tatsächliche Affären waren das eine und in gewisser Hinsicht das geringere Problem; die Gerüchte darüber waren mindestens genauso gravierend, und zwar unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt. Wie Maria Theresia damit umging, zeigt eine andere signifikante Geschichte. Im Jahr 1768, als

Franz Stephan bereits drei Jahre tot war, trat in Bordeaux ein Fräulein Juliane von Schönbad, Schönau oder Schönbaden auf (die Namensangaben wechseln), die sich als natürliche Tochter des verstorbenen Kaisers und einer *Dame höchsten Standes – dame de première distinction* – ausgab.[140] In Frankreich lebte sie auf großem Fuß und machte hohe Schulden. Dann beging sie allerdings den Fehler, zwei Briefe zu fingieren, die angeblich aus der Feder Josephs II. stammten und ihre hochgeborene Identität bezeugen sollten. Einen

davon schickte sie an Karl von Cobenzl, den kaiserlichen Gesandten in Brüssel, den anderen an Karl III., König von Spanien. Der König war skeptisch und ließ bei Joseph nachfragen, was es mit dem Brief auf sich habe. So flog der Betrug auf. Maria Theresia erfuhr davon[141] und beauftragte Karl von Lothringen, seit 1741 Gouverneur der Habsburgischen Niederlande, das Fräulein mit der allergrößten Diskretion nach Brüssel bringen zu lassen und der Sache auf den Grund zu gehen. Man solle ihr Gnade versprechen,

wenn sie ehrlich sage, wer ihre Eltern seien. Der Brüsseler Ratspräsident Neny, dessen Bruder Corneille Neny in Wien Maria Theresias geheimer Kabinettssekretär war, sollte die Untersuchung leiten und auch den Gesandten Cobenzl hinzuziehen. Im Sommer 1769 traf das Mädchen in Brüssel ein; man inhaftierte sie in der Festung Monterey und unterzog sie langwierigen Verhören. Dabei räumte sie zwar die Fälschung der Briefe ein, beharrte aber darauf, dass ihre Mutter, die sie selbst nicht kenne,

die adelige Mätresse einer sehr hohen Standesperson gewesen sein müsse. Dass es sich dabei um Franz Stephan handelte, sei ihr durch ein Porträt klar geworden, das ein mysteriöser Besucher ihr geschenkt habe. Neny war misstrauisch, während Cobenzl dazu neigte, ihr zu glauben.

Zwei Monate dauerten die Verhöre; die Aussagen blieben obskur. Die Geschichte hatte sich in Brüssel so wenig geheim halten lassen, dass sogar bereits bei einer Abendgesellschaft des päpstlichen Nuntius darüber gesprochen

worden war. Die Herzogin von Arenberg und einige andere Damen von Stand waren dermaßen neugierig, dass sie sich sogar verkleidet in die Festung einzuschmuggeln versucht hatten, um einen Blick auf die geheimnisvolle Fremde zu erhaschen. Das Andenken des Kaisers drohte vor aller Welt kompromittiert zu werden. Die Beteiligten waren uneins, wie damit umzugehen sei. Das Mädchen hatte sich zweifellos des Betrugs strafbar gemacht. Sollte man sie nun in einem entlegenen

Teil der Erbländer in ein Kloster einsperren oder unauffällig wieder nach Frankreich zurückschicken? Sollte man den Klatsch mit Schweigen übergehen oder bei Strafe verbieten? Cobenzl glaubte noch immer den Aussagen der Unbekannten; schließlich habe sie mit großer *Natürlichkeit*, *ingenuité*, gesprochen. Vielleicht wusste er auch mehr über die Sache; manche hatten ihn im Verdacht, selbst der geheimnisvolle Vater zu sein. Jedenfalls hielt er es für wahrscheinlich, dass sie tatsächlich vornehmer Herkunft sei. Die

Kaiserin könne sie daher weder der öffentlichen Strafjustiz überantworten noch einfach freilassen und nach Frankreich zurückschicken, sondern müsse sie in ein möglichst entlegenes Kloster einsperren. Neny hielt dagegen, wenn das publik werde, müsse es jedermann als unfreiwillige Bestätigung des Gerüchts verstehen. Er plädierte stattdessen dafür, Gleichgültigkeit zur Schau zu stellen und die Gefangene mit Hilfe der französischen Beamten nach Bordeaux zurückzuschicken; das errege am wenigsten Aufsehen.

Auch Kaunitz war ins Vertrauen gezogen worden; über ihn ließ Maria Theresia den Brüsselern vermitteln, wie sie vorzugehen wünschte. Kaunitz teilte Cobenzl klipp und klar mit, die wahre Herkunft des Mädchens interessiere nicht, es gehe allein darum, wie die Ehre des Erzhauses am besten gewahrt werden könne. Er befahl Neny, alle Dokumente des Falles so schnell wie möglich nach Wien zu schicken, damit in Brüssel keine Spur davon zurückbleibe (was nicht gelungen ist, denn in dem Brüsseler Nachlass Nenys hat sich das

Material bis heute erhalten). Maria Theresia entschied sich dafür, die Unbekannte zur Grenze bringen und dort unter französischer Bewachung unauffällig bis nach Bordeaux geleiten zu lassen. Kaunitz trug diesen Wunsch dem französischen Minister Choiseul vor, der kühl bemerkte, eine solche Begleitung sei nicht nötig, denn in Frankreich liege ja nichts gegen das ehrbare Mädchen vor. Dass er die Betrügerin als ehrbar, *honnête*, bezeichnete, empörte Maria Theresia, denn mit dieser *unverschämten Unterstellung*,

insinuation perfide, gab Choiseul ja zu verstehen, dass er ihren Aussagen im Verhör glaubte. Im Januar 1770 befahl die Kaiserin schließlich, man solle das Mädchen mit 100 Gulden an der Grenze zu Holland oder Frankreich freilassen und ihr mit lebenslanger Haft drohen, falls sie jemals wieder habsburgisches Territorium betrete. In Holland verlieren sich ihre Spuren.[142] Das Gerücht blieb allerdings eine ganze Weile virulent. Noch anderthalb Jahrzehnte später, 1785, erschien in Wien eine anonyme

Enthüllungsschrift mit dem Titel ‹Die Unbekannte. Eine wahre Geschichte›, die auf der Kenntnis der Verhörakten beruhte.

Die Episode ist signifikant für Politik und Moral im Ancien Régime. Die Virulenz solcher Affären beruhte ja darauf, dass die Existenz von Bastarden jederzeit für möglich gehalten wurde. Solange galante Affären einerseits als selbstverständlich galten, andererseits aber geheim gehalten wurden, war nichts sicher, aber alles möglich. Zugleich war die Zeugung von Nachkommen eine in

höchstem Maß politische Angelegenheit. Natürliche Söhne und Töchter konnten womöglich Erbansprüche erheben. Abenteurer von selbstbewusstem und weltgewandtem Auftreten wie das Fräulein von Schönbaden machten sich das zunutze, um Schweigegeld oder hohe Protektion zu erpressen. In einer solchen Situation kam alles auf die richtige Einschätzung der Lage, das richtige Skandalmanagement an. Die Wahrheit war irrelevant, wesentlich war die Kommunikation darüber. Kaunitz hatte das erkannt,

Cobenzl nicht.

Wie ging Maria Theresia mit Gefahren dieser Art um? Grundsätzlich verachtete sie jede Art von Klatsch und schärfte ihren Kindern immer wieder ein, selbst niemals Gerede zu verbreiten noch auf das Gerede anderer zu achten. [143] Zudem vertrat sie den Standpunkt, sich gegenüber Personen, die ihr nahestanden, kein Misstrauen zu gestatten, selbst auf die Gefahr hin, dass ihr Vertrauen nicht belohnt würde. Ihrem Sohn Ferdinand schrieb sie einmal, sie lasse sich im

Zweifelsfall lieber täuschen, als den Menschen von vornherein mit Misstrauen zu begegnen.[144] Es gehörte zu ihrem souveränen herrscherlichen Habitus, sich von Indiskretion, Intrigen und Gerüchten in keiner Weise berühren zu lassen. Doch das war nur die eine Seite der Medaille. Einerseits musste sie als Herrscherin über jede Art von Gerede vollkommen erhaben erscheinen; andererseits musste gerade sie aber genauestens informiert sein. Maria Theresia wollte in fast obsessiver Weise *alles*

wissen.[145] Dieser Normenkonflikt erforderte eine sorgfältig austarierte Doppelstrategie; vor allem bedurfte es einer wohlorganisierten Geheimkommunikation. Maria Theresia war auf absolut vertrauenswürdige und verschwiegene Zuträger angewiesen, die sie über alles auf dem Laufenden hielten, die Gefährlichkeit von Gerüchten einschätzen und ihnen im Notfall auch entgegenwirken konnten, während sie selbst sich den Anschein souveräner

Desinteressiertheit geben konnte. Kaunitz war ein solcher Vertrauter, Kabinettssekretäre wie Ignaz Koch und Corneille Neny ebenfalls.

Auch wenn es um eheliche Untreue ging, scheint Maria Theresia eine solche Doppelstrategie verfolgt zu haben. Jedenfalls war sie bestrebt, die einschlägigen Gerüchte nach außen zu ignorieren und um keinen Preis eifersüchtig zu erscheinen, womit sie aber offenbar nicht sehr erfolgreich war. Auch ihren Töchtern legte sie, wenn sie heirateten, eindringlich

ans Herz, ihren Gatten alle Freiheit zuzugestehen und sie keinerlei Misstrauen spüren zu lassen. Gegenüber ihrer Lieblingstochter Marie Christine, mit der sie sich in vielerlei Hinsicht identifizierte, wurde sie am deutlichsten: *Hütet Euch vor Eifersucht bei Eurem Mann, das würde ihn von Euch entfernen. Nicht einmal scherzen sollt Ihr über diesen Punkt; vom Scherzen gelangt man leicht zu Vorwürfen, ein bitterer Ton mischt sich hinein, die gegenseitige Achtung und Anziehung leidet darunter, und plötzlich spürt man das Gift der Abneigung. Je mehr*

Vertrauen ihr Eurem Gemahl entgegenbringt, je weniger Zwang Ihr ihm auferlegt, umso mehr werdet Ihr seiner Liebe und Treue sicher sein. [146] Und an Mercy-Argenteau, den Aufpasser, den sie ihrer Tochter Marie Antoinette in Paris zur Seite gestellt hatte, schrieb sie einmal: *Wenn man nur wüßte, wer diese infamen Windbeutel sind, die den König [Ludwig XVI. von Frankreich] in galante Abenteuer treiben wollen – es wäre nur zu berechtigt, sie aufs strengste zu bestrafen. Andererseits kann ich nicht wünschen, daß meine Tochter*

mit hineingezogen und vor dem König und der Öffentlichkeit gar bloßgestellt würde. Nach meinen Grundsätzen hat die Frau nichts anderes zu tun, als die Verirrungen ihres Ehemannes mit Geduld hinzunehmen, und sie besitzt nicht das Recht, sie ihm zu verübeln. [147] Es entsprach also nicht Maria Theresias Vorstellung von einer guten Ehefrau, Eifersucht zu zeigen; vor allem aber war es unvereinbar mit ihrem Selbstbild als Herrscherin, sich eine derartige Schwäche anmerken und die Öffentlichkeit so erst darauf

aufmerksam werden zu lassen. Wenn es also offenbar in diesem Punkt nie zu einem offenen Eklat zwischen ihr und ihrem Gatten kam (oder zumindest nie jemand etwas davon mitbekam), dann nicht unbedingt deshalb, weil es keine Affären gegeben hätte, sondern wahrscheinlich deshalb, weil sie sich eine standesgemäße Haltung souveränen Übersehens und Verzeihens auferlegt hatte, so dass ihre innersten Empfindungen in solch einer Situation der Außenwelt auf jeden Fall verborgen blieben.

Disziplinierung der Untertanen

Mit den Untertanen wurde *in puncto sexti* indessen ganz anders umgegangen. Sie traf die ganze Strenge des landesmütterlichen Keuschheitsregimes. Was Maria Theresia bei ihrem eigenen Gatten gezwungenermaßen tolerieren mochte und was sie bei den adeligen Kavalieren trotz aller Sanktionsdrohungen nicht verhindern konnte, das wurde bei den Untertanen mit desto größerer Unnachsichtigkeit verfolgt.

Die obrigkeitliche Kontrolle von Ehe und Sexualität war an sich

zwar wesentlich älter als Maria Theresias «Keuschheitskommission»; sie war aber herkömmlicherweise Sache der Kirche. Denn die Ehe – als Sakrament – fiel seit dem hohen Mittelalter in die Zuständigkeit des Kirchenrechts und unterlag der geistlichen Gerichtsbarkeit. Deshalb war es neu und ungewöhnlich, dass Maria Theresia die Aufsicht über die sexuellen Sitten zu einem Gegenstand der *Policey* machte. Dieser Begriff bezeichnete damals nicht etwa wie das moderne Wort ‹Polizei› ein

staatliches Organ zur Verbrechensbekämpfung, sondern die gesamte innere Ordnung des Gemeinwesens selbst. Seit dem späten Mittelalter hatten sich die *Policeysachen* unaufhörlich vermehrt. Immer mehr Gegenstände wurden von den Obrigkeiten im Sinne einer *wohl eingerichteten Policey* geregelt: Maße, Gewichte und Lebensmittel wurden kontrolliert, Vorkauf und Wucher verboten, Feuerschutz und Straßenreinigung sichergestellt, Hebammen und Arzneihandel beaufsichtigt, unverschuldet Arme

und Invaliden unterstützt, fahrendes Volk und fremde Bettler ferngehalten, *ausgelassenes Bauernvolk* diszipliniert und so fort. Eine klassische Aufgabe des Policeywesens war auch, darauf zu achten, dass die Sonn- und Feiertage geheiligt wurden und Gotteslästerung, Glücksspiel und Sauferei nicht überhandnahmen, denn eine christliche Obrigkeit hatte zu verhüten, dass Gott das ganze Land für die Vergehen einzelner Untertanen mit kollektiven Strafen überzog. Wichtig war auch dafür zu sorgen,

dass im Aufwand – bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen – sich jeder in den standesgemäßen Grenzen bewegte, damit die gottgefällige Ordnung nicht unleserlich wurde. Die Policeyordnungen, die all das regelten, waren über die Jahrhunderte immer länger und differenzierter geworden, um mit der wachsenden gesellschaftlichen Dynamik Schritt zu halten. Das heißt allerdings nicht, dass sie auch effizienter geworden wären. Im 18. Jahrhundert begannen die Obrigkeiten zunehmend an dem

Sinn mancher Policeygesetze zu zweifeln. Sie sahen zum Beispiel ein, dass es nicht nur aussichtslos, sondern auch unzweckmäßig war, den Luxuskonsum der Untertanen zu begrenzen und die Standesschranken penibel aufrechtzuerhalten.

Das galt auch für Maria Theresia. Doch während sie die Luxusverbote, wenn auch zögernd, reduzierte, führte sie andererseits neue Policeyaufgaben ein. Dazu gehörte die verschärfte Kontrolle der Untertanen im Hinblick erstens auf obrigkeitskritische Reden und

zweitens auf Verstöße gegen die Keuschheit. Schon der policeywissenschaftliche Vordenker Johann Heinrich Gottlob Justi hatte, als er 1749 seine Stelle im Wiener Theresianum antrat, die Kaiserin in einem Gutachten darauf hingewiesen, dass die *Aufsicht auf die Sitten und einreißenden Laster* eine wesentliche Policeyaufgabe sei. Sein großangelegtes Programm, das nichts Geringeres als die *Glückseligkeit des Staates* zum Ziel hatte, verlangte, dass *a) alle Tugenden überhaupt befördert […], und b) alle Laster hingegen*

bestrafet werden, vornehmlich diejenigen, welche die Ehrbarkeit verletzen und öffentliches Ärgerniß geben.[148] Ganz in diesem Sinne nahm sich Haugwitz' neu etabliertes Direktorium der Aufgabe an, eine verbesserte Policeyordnung für die Erbländer zu erarbeiten.[149] Für die Durchführung der Policeygesetze waren überall die neuen Länderkammern zuständig, in Niederösterreich und der Hauptstadt Wien aber die schon erwähnte neue Policeyhofkommission. 1751

wurden in Niederösterreich nicht weniger als 23 lokale Policeykommissariate eingerichtet und dieser Hofkommission unterstellt.[150] Wenig später erweiterte das Direktorium die Agenda der Policeykommission um einen wesentlichen Punkt, nämlich *genaue obsicht-tragung, um alle offentliche ärgernussen zu erfahen und selbe abzustellen*.[151] Der Kommission sollten *mehrere amtspersonen und wach[en]* zuarbeiten und aktive Nachforschungen anstellen. Zu diesem heiklen Amt sollten aber

nur *vertraute richter oder sonst verlässliche leute gebrauchet werden*, damit niemand ohne hinreichenden Grund verdächtigt würde. Überhaupt sollte mit aller Behutsamkeit und Verschwiegenheit vorgegangen und jedes Aufsehen vermieden werden. Solange ein Sittenverstoß noch nicht öffentlich geworden war, sollten die Amtleute ihn auch nur sehr diskret bestrafen; mit aller Schärfe aber sollten sie vorgehen, wenn es sich um ein öffentliches Ärgernis handelte. Die Kaiserin selbst wollte regelmäßig alles

erfahren, was die Nachforschungen zutage förderten; die Polizeihofkommission musste ihr *wochentliche Vortrags- wie auch Currentprotocolla* vorlegen.

In den einzelnen Erbländern war das Policeywesen Sache der neu eingerichteten Repräsentationen und Kammern. Maria Theresia bestimmte 1750, dass die Kontrollaufgaben dort von einem besonderen Policeyaufseher übernommen werden sollten. *Nicht eben gelehrte, aber geschickte und wachsame Männer* galt es dafür auszuwählen, die regelmäßig vor

allem die *Schenck- Caffee- und Spielhäuser* besuchen und dort die Augen offen halten sollten.[152] Um ihr Interesse an der Aufdeckung von Sittenverstößen zu steigern, sollte ihnen kein reguläres Gehalt gezahlt, sondern ein Drittel bis die Hälfte der verhängten Bußgelder in Aussicht gestellt werden. Jeder Policeyaufseher sollte schwören, das Amt unparteilich und unbeeinflusst von Freund- oder Feindschaft auszuüben. In den Lokalbehörden der Erbländer stieß diese neue Sittenaufsicht auf große

Zustimmung, aber auch auf Schwierigkeiten. So reagierte beispielsweise die steirische Landesrepräsentation in Graz auf die Vorgaben aus der Wiener Zentrale mit großem Engagement und vielen eigenen Ideen.[153] Sie fand *einen* Policeyaufseher viel zu wenig und schlug stattdessen eine eigene dreiköpfige Policeykommission eigens für die Steiermark vor. Zudem entwarfen die Lokalbeamten ihrerseits eine umfangreiche Agenda mit 26 Punkten. Darunter waren klassische Policeymaterien wie die

Aufsicht über Komödien, Gaukler, Tänzer und fahrendes Volk, das Einschreiten gegen *verbotene Spiele, Nachtschwärmereien, Tumulte, Aufläufe und Zusammenrottungen*. Ein besonderes Augenmerk aber sollte auf verdächtige Häuser und *Zusammenkunften zweyerley Geschlechts Persohnen* gerichtet werden.[154] Für die Kommission wurden drei Männer benannt: zwei bürgerliche Beamte und dazu ein Graf Auersperg. Als hohe Standesperson war er mit Bedacht ausgewählt worden, *theils zu*

mehreren Ansehen und einer desto nachdrücklicheren Operation, theils damit in denen Zusammenkünfften des Adels jemand das Nöthige dißfals wahrnehme. [155] Die Beamten gingen also zu Recht davon aus, dass auch der Adel nicht von der Sittenaufsicht verschont bleiben sollte, fanden aber, dass diese Kontrolle, wenn überhaupt, dann nur von einem Standesgenossen vorgenommen werden könne, gemäß dem alten Grundsatz, dass jeder nur von seinesgleichen gerichtet werden sollte. Maria Theresia folgte dem Vorschlag

einer besonderen Policeykommission für die Steiermark zwar nicht, erlaubte aber, dass mehrere Policeyaufseher eingesetzt wurden. Ihr Titel wurde zu *Policey-Commissarius* aufgewertet und ihre Zahl später durch Unterkommissäre noch deutlich vermehrt.[156] Es ist anzunehmen, dass sie keine geheimen Spitzel waren, sondern ihre Tätigkeit der Bevölkerung bekannt war.[157]

Allerdings war dieser Dienst äußerst unbeliebt. Nicht alle, die die städtischen Magistrate für die

Aufgabe vorschlugen, wollten sich als Denunzianten gebrauchen lassen. Ehrenwerte Bürger fürchteten um ihren eigenen Ruf, wenn sie sich nebenamtlich an übel beleumdeten Orten herumtrieben. So war es etwa im Falle des pensionierten innerösterreichischen *Regierungs-Konzipisten und Pupillar-Kommissars* Dr. Ludwig Piccardi, nebenbei Verfasser eines Traktats über ‹Das Allerheiligste Hertz Mariae›. Er beschwerte sich schriftlich: Die sinistren Stätten, die er überwachen solle, habe er

niemahlens frequentiret und wolle das auch in Zukunft nicht tun. Sein Amt als Rektor der Bruderschaft Mariae Reinigung, der auch die Allerhöchsten Majestäten einschließlich der Kaiserin selbst angehörten, verbiete es ihm, derlei *verdächtige Häusser andern zu einem bösen Beyspill oder wenigstens vermeintlicher Ärgernuß* zu visitieren.[158] Kurzum: Die Durchführung der Sittenaufsicht erwies sich in der Praxis als schwierig. Wenn ehrenwerte Bürger nicht mitmachen wollten und nur solche Leute sich zu

Spitzeldiensten bereitfanden, die vom Denunziantenlohn angelockt wurden, war an eine untadelige, gerechte und unparteiliche Sittenaufsicht, wie sie Maria Theresia im Auge hatte, kaum zu denken. Das änderte allerdings nichts an der Rigorosität, mit der gegen Menschen, vor allem Frauen, vorgegangen wurde, die der Sittenpolicey wegen ihres habituell unkeuschen Lebenswandels aufgefallen waren.

Als Strafe für Sittlichkeitsdelikte drohte der Aufenthalt im Arbeits- oder Zuchthaus[159] oder die

Deportation: der sogenannte *Wasserschub* mit dem Schiff über Donau und Theiß an die äußerste Peripherie des Habsburgerreiches, die Grenze zu den Türken, ins Banat nach Temešvar.[160] Für *liederliche Weibsbilder* wurde die Deportation unter Maria Theresia zum Mittel der Wahl. Sie verfolgte damit mehrere Ziele in einem: Das Ärgernis wurde aus den Augen geschafft und die wenigen heimischen Zucht- und Arbeitshäuser wurden entlastet. Zugleich sollten die Frauen zu nützlichen Arbeitskräften

umerzogen werden, zur Kolonisierung des dünn besiedelten Banats beitragen und den katholischen Bevölkerungsanteil stärken. Moralische, konfessionspolitische und ökonomische Ziele schienen sich so aufs Günstigste verbinden zu lassen. Die Frauen sollten in Temešvar an einem *bequemen orth* untergebracht, sauber gehalten und ordentlich gekleidet werden; auch für ausreichend gesunde, frische Luft war zu sorgen. Die Kosten für Unterhalt und Transport sollten sie dann durch Manufakturarbeit –

Spinnen und Strumpfstricken – selbst erwirtschaften.

Der erste *Wasserschub*, der ausschließlich Frauen fortschaffte, ist für den Sommer 1744 belegt: neunundvierzig Frauen, die meisten ledig, kamen im September in Temešvar an. In den ersten zwei Jahren starben zwanzig von ihnen, einer gelang die Flucht. Noch im Dezember desselben Jahres erreichte der zweite Schub Temešvar: achtundzwanzig Frauen, von denen dreizehn innerhalb eines Jahres starben und fünf die Flucht ergriffen. Die Todesraten

zeigen, dass es sich mit den gesunden Lebensbedingungen anders verhielt, als Maria Theresia es sich vorstellte. Die Banater Provinzregierung war überfordert. Der Regierungspräsident Engelshofen klagte nach Wien, es gebe nicht genug Raum für die Frauen; sie lägen in größter Unsauberkeit zusammengepfercht und würden vom Ungeziefer fast aufgefressen, Seuchen breiteten sich aus, an nützliche Arbeit oder gar Erziehung sei nicht zu denken. Bei den späteren Deportationen war die Sterblichkeit zwar nicht

mehr ganz so hoch. Doch das ganze Projekt erwies sich dennoch als *nicht profitable* – ganz im Gegenteil, es belastete die Staatskasse erheblich.[161] Doch an dem Ziel der sittlichen Besserung wurde festgehalten; dieser Zweck überwog aus Sicht der Kaiserin das wirtschaftliche Kosten-Nutzen-Kalkül. Auch die erhoffte abschreckende Wirkung spielte zweifellos eine Rolle. 1753 meldete das halb offizielle *Wienerische Diarium: Eodem fruhe morgens seynd mehrmalen einige Manns- und Weibs-Personen aus dem allhiesigen*

Zuchthaus schlechten und müßigen Lebenswandels halber zu Wasser in das Banat und auch einige nach Temesvar abgeschicket worden. [162]

In der Folgezeit wurden die Deportationen nach Temešvar auf weitere Gruppen ausgedehnt: Auch männliche Straftäter, Vagabunden, *Zigeuner*, Junge und Alte, Menschen aus deutschen, ungarischen und italienischen Erbländern – alle, die man aus den Augen haben wollte, wurden zweimal jährlich im Frühjahr und im Herbst für den Wasserschub gesammelt, meist zwischen 100

und 200 Personen. Die Regierungsbeamten in den Ländern stellten sich offenbar darauf ein, ihre heimischen Disziplinierungsprobleme an die Peripherie des Reiches auszulagern. [163] Die Lage in Temešvar besserte das begreiflicherweise nicht. Obwohl Maria Theresia den Wasserschub wieder allein auf Frauen zu beschränken suchte, blieb es bei der einmal eingeführten Praxis gemischter Deportationen. Die Beamten bemühten sich zunehmend, die Deportierten in verschiedene

Kategorien einzuteilen und ihre Behandlung entsprechend zu differenzieren. Nur eine kleine Zahl von Delinquentinnen sollte vorübergehend oder dauernd im Frauengefängnis, dem *Weiberstockhaus*, arrestiert werden, eine größere Zahl war für das Arbeitshaus vorgesehen. Die meisten aber sollten frei im Banat angesiedelt werden und entweder als Dienstmägde arbeiten oder heiraten und einen eigenen Hausstand gründen. Bei dieser dritten Gruppe handelte es sich vor allem um junge Mädchen und

Frauen, die wegen unsittlichen Lebenswandels, Ehebruch und Kuppelei festgenommen worden waren. Trotz allerlei Bemühungen um eindeutige Kategorisierung wurden die Deportierten tatsächlich höchst unsystematisch behandelt. Ob überhaupt, für wie lange und unter welchen Bedingungen sie inhaftiert wurden, folgte kaum einem einheitlichen System.[164] Doch die Ansiedlungspolitik scheiterte auf ganzer Linie; die meisten Frauen fanden im Banat weder eine Anstellung noch einen Ehemann,

sondern kehrten so bald wie möglich in ihre Heimatländer zurück. Die Behörden zeigten sich machtlos; um die Frauen an der Heimkehr zu hindern, hätten sie sie einsperren oder an der Grenze zu Ungarn einen Militärkordon einrichten müssen, hieß es.[165] Die niederösterreichische Regierung und die Banater Provinzverwaltung schoben sich gegenseitig die Schuld an den miserablen Verhältnissen zu; es wurden Gutachten verfasst und Verbesserungsvorschläge entwickelt, aber wegen der hohen

Kosten nicht realisiert. Ein Bericht über die Zustände im Arbeitshaus fand das kaiserliche Missfallen. Maria Theresia stellte fest, der Einrichtung fehle alles, was nötig und erforderlich sei, um ihren Zweck zu erfüllen.[166]

Doch obwohl sämtliche ursprünglich formulierten Ziele offensichtlich total verfehlt wurden, hielt Maria Theresia «geradezu kontrafaktisch an der Sinnhaftigkeit des Wasserschubs fest».[167] Erst nachdem Joseph, mittlerweile Kaiser und Mitregent seiner Mutter, im Mai 1768 eine

Reise durch Ungarn und das Banat gemacht und die Zustände selbst in Augenschein genommen hatte, wendete sich das Blatt. Joseph kehrte nach Wien mit der Einsicht zurück, *daß der schub in sich eine unnütze, schädliche, ja, meinem gewissen nach, unbillige art zu strafen ist*, und untermauerte das mit einer langen Reihe kaum abweisbarer Argumente: Die Deportation werde willkürlich verhängt, schrecke niemanden ab und bessere niemanden. Die Leute fänden im Banat keine Arbeit, sie gingen entweder an Krankheit und

Mangel jämmerlich zugrunde oder würden erst recht wieder straffällig; junge Mädchen würden mitunter sogar von den Raitzen (d.h. Serben) in die Türkei verkauft.[168] Unter dem Eindruck von Josephs leidenschaftlicher Schilderung schloss sich Kaunitz im Staatsrat dessen Auffassung an und fand: *[…] nach erkanter Wahrheit wäre es in der That eine schwere Gewißenssache, wenn dem ungerechten und harten Verfahren nicht ohngesäumt und vor beständig abgeholfen würde.*[169] Das alles überzeugte Maria Theresia indessen

noch nicht. Sie wollte den Schub vorerst nur auf zwei Jahre aussetzen, die Exzesse abstellen und erst dann eine endgültige Entscheidung treffen. Doch Joseph setzte sich in diesem Fall durch. Im Oktober 1768 fand der letzte Wasserschub nach Temešvar statt.

Das harte und unbeirrbare Vorgehen der Kaiserin gegen notorisch *liederliche Weibspersonen* und anderes *Gezeuch* war das eine. Doch ihre Maßnahmen in Sittlichkeitsfragen lassen sich keineswegs alle auf einen Nenner bringen. So erließ sie im Oktober

1755 zwei Verordnungen zugunsten von Mädchen, die verführt, geschwängert und dann verlassen worden waren. In diesem Fall ging es allerdings weniger um das Wohl der *geschwächten Weibspersonen* als um die Seelen ihrer ungetauften Kinder. Es galt die Frauen davon abzuhalten, dass sie ihre Neugeborenen aus Hilflosigkeit und Angst vor der Schande umbrachten. [170] Maria Theresia reagierte damit auf das *so sehr in Schwung gehende grausame Laster des Kindermordes*, das zunehmend öffentliche Aufmerksamkeit auf

sich zog. Man wollte den Mädchen alle Motive zur Verheimlichung ihrer Schwangerschaft nehmen, um die Kinder zu retten. Dazu wurde eine Reihe präventiver Maßnahmen angeordnet. Die Obrigkeiten und Gerichte wurden angewiesen, schwangere Mädchen allenfalls mild und diskret für ihren Fehltritt zu strafen, besser noch nur zu ermahnen, keinesfalls aber Geldbußen gegen sie zu verhängen oder gar, wie traditionell üblich, ihre Schande öffentlich auszustellen. Die Hebammen sollten uneheliche

Schwangerschaften nicht den Behörden anzeigen, sondern den Frauen im Geheimen bei der Entbindung zur Seite stehen. Die Justizbehörden sollten dafür sorgen, dass die Kindsväter und Angehörigen ihrer Fürsorgepflicht für die Schwangere und das Kind nachkamen. Bei völlig Mittellosen sollte die Gemeinde einspringen, um Mutter und Kind notdürftig zu unterhalten. Kam es dennoch zu einem Kindsmord, dann sollten der Kindsvater sowie Eltern und Verwandte, die zur Verheimlichung der Schwangerschaft beigetragen

oder bei der Entbindung keine Hilfe geleistet hatten, empfindlich bestraft werden. Um zu verhindern, dass die Mädchen aus Furcht vor der Schande *in Kleinmüthigkeit verfallen*, war die Kaiserin geneigt, so heißt es in der Verordnung, *geschwächte Weibspersonen, die von ihren Buhlern durch Eheligung nicht wieder zu Ehren gebracht worden, sonsten aber sich ehrlich verhalten, auch ihre Schwangerschaft nicht vertuscht zu haben erweisen können, nebst ihrem Kind durch Ertheilung eines Diploms wiederum in den Stand der Ehre*

herzustellen, und zwar ohne die sonst für eine solche formale Ehrlichmachung üblichen Gebühren.[171] Wenn es um die Rettung der Seelen Neugeborener ging, stellte Maria Theresia ihre Sittlichkeitspolitik offensichtlich hintan. Zweieinhalb Jahrzehnte später, in den 1780er Jahren, entspann sich um das Thema Kindsmord eine justizpolitische Grundsatzdebatte. Auf die Preisfrage der Kurpfälzer Akademie, mit welchen Mitteln man Kindstötungen verhindern könne, gingen rund

400 Zuschriften ein. Das Thema wurde vom Sturm und Drang auf die Theaterbühne gebracht – Fausts Gretchen! – und entwickelte sich zu einer Art Prüfstein für aufgeklärte und menschenfreundliche Gesetzgeber.[172] Mit ihrer Verordnung aus dem Jahr 1755 war Maria Theresia ihrer Zeit mithin um ein Vierteljahrhundert voraus.

Geburten

Maria Theresia brachte von 1737

bis 1756, vom einundzwanzigsten bis zum vierzigsten Lebensjahr, sechzehn Kinder zur Welt, sie war also während der ersten zwanzig Jahre ihrer Ehe die meiste Zeit schwanger.[173] Die ersten drei Kinder wurden vor ihrer Thronbesteigung geboren, alle drei waren Töchter: Maria Elisabeth am 5. Februar 1737, Maria Anna am 6. Oktober 1738 und Maria Carolina am 12. Januar 1740. Zwei von ihnen starben früh: die erste Tochter mit drei Jahren, die dritte kurz nach ihrem ersten Geburtstag. Nach Maria Theresias

Thronbesteigung, zu Beginn des Erbfolgekrieges, am 13. März 1741 wurde der Thronfolger Joseph geboren. Ebenfalls während des Krieges kamen die nächsten sechs Kinder zur Welt: am 13. Mai 1742 Maria Christina, am 13. August 1743 ein Mädchen, das wieder Maria Elisabeth genannt wurde, am 1. Februar 1745 der Sohn Karl Joseph, am 26. Februar 1746 Maria Amalia, am 5. Mai 1747 Peter Leopold und am 17. September 1748, kurz vor dem Aachener Friedensschluss, ein kleines Mädchen, wieder Maria Carolina

genannt, das während der Geburt starb. Fünf Kinder wurden in der darauffolgenden Friedensphase geboren: Johanna Gabriele am 4. Februar 1750, Maria Josepha am 11. März 1751, die dritte Maria Carolina am 13. August 1752, Ferdinand am 1. Juni 1754 und Maria Antonia (oder Marie Antoinette) am 2. November 1755, einen Tag nach dem Erdbeben von Lissabon. Das letzte Kind, Maximilian Franz, kam am 8. Dezember 1756 zur Welt, als gerade wieder ein Krieg ausgebrochen war, der noch sechs

Jahre dauern sollte. Maria Theresia erlebte in den folgenden Jahren, dass noch drei ihrer Kinder starben, bevor sie erwachsen werden konnten: Karl Joseph 1761 im Alter von sechzehn, Johanna Gabriele 1762 im Alter von zwölf und Maria Josepha 1767 ebenfalls mit sechzehn Jahren. Alle anderen, zehn Kinder von sechzehn, überlebten ihre Mutter. Das war angesichts der damaligen Kindersterblichkeit – in allen Ständen – eine überdurchschnittlich hohe Zahl. So viele Schwangerschaften waren

hingegen nicht allzu ungewöhnlich. Ihre Tochter Maria Carolina beispielsweise, die spätere Königin von Neapel, bekam achtzehn Kinder, von denen nur vier die Mutter überlebten.

Der Körper der Herrscherin war ein öffentlicher Körper. Das galt für die Zeit der Schwangerschaft in besonderem Maße; von ihrer Fruchtbarkeit hingen ja Glück und Fortbestand des Hauses und der ganzen Monarchie ab. Dass die Königin schwanger war, wurde deshalb als freudiges Ereignis der Öffentlichkeit mitgeteilt. Das

geschah zunächst indirekt dadurch, dass sie etwa zu Beginn des vierten Monats beim nächstmöglichen feierlichen Anlass in einer prunkvollen seidenbespannten Sänfte zur Kirche getragen wurde. Das hatte weniger einen praktischen als einen symbolisch-rituellen Sinn: Die Königin veränderte ihren öffentlichen Status, sie war nun offiziell *gesegneten Leibes*. Sie trug die eigene Fruchtbarkeit zur Schau und verkörperte damit zugleich das Gedeihen der Dynastie. Die Sänfte war ein öffentliches Signal, das das

Wienerische Diarium aufnahm und aller Welt zur Kenntnis brachte. Die öffentliche *Declarierung* einer fürstlichen Schwangerschaft war allgemein üblich: *So bald die Hoch-Fürstlichen Gemahlinnen ihre Schwangerschaft antreten, wird es allenthalben public gemacht, und gemeldet, wie sie von Monath zu Monath in ihrer Schwangerschafft avanciren […]. Es wird dieses an andere Höfe gemeldet, da sie denn hernach so wohl von fremden als auch von ihren Unterthanen, insonderheit von den Reichs- und Land-Ständen, durch ihre Deputirte*

die Gratulationen dieserwegen erhalten.[174] Dass Maria Theresia zu Beginn des Jahres 1743 ihre fünfte Schwangerschaft noch eine Weile länger als üblich verheimlicht hatte, um alles Gerede über ihren Auftritt bei dem spektakulären Damenkarussell zu vermeiden, wurde damals allseits übel vermerkt.[175]

Ob eine Frau schwanger war oder nicht, ließ sich allerdings nicht so leicht erkennen. Erst wenn sie Kindesbewegungen spürte, also um den vierten oder fünften Monat herum, ging sie davon aus,

wirklich schwanger zu sein. Das Ausbleiben der Menstruation allein galt noch nicht als eindeutiges Zeichen. Es konnte nach Auffassung der Gelehrten viele Ursachen haben, eine Blutstockung etwa oder auch das Wachstum eines nichtmenschlichen *Gewächses*, das man auch *Mondkind* oder *Mola* nannte. Erst mit der Wahrnehmung der Kindesbewegung galt die *Frucht* als belebtes menschliches Wesen.[176] So schrieb Maria Theresia an ihren Sohn Ferdinand, als dessen Frau in ihrer Schwangerschaft die ersten

Kindesbewegungen spürte: *Ihr seid jetzt Vater eines kleinen lebenden Geschöpfes – père d'une petite créature vivante –, das Ihr in vier Monaten sehen werdet*. In der Zeit vorher hatte sie stets von *der Frucht*, *la fruit*, gesprochen, danach sprach sie von *dem Kind*, *l'enfant*. [177]

Die Schwangerschaft wurde im Rahmen der Hofgesellschaft auch dadurch markiert, dass man die Königin während dieser Zeit dreimal zur Ader ließ, was das Wiener Diarium ebenfalls dem Publikum mitteilte. Dieser Akt

hatte sowohl medizinische als auch soziale Gründe. Der Aderlass galt der damaligen Medizin als universelles Heilmittel, das der gefährlichen Stauung des Blutes abhelfen und Krankheitsstoffe entfernen sollte. Selbst eine leichtere Empfängnis scheint man sich davon versprochen zu haben. [178] Gesundheit wurde gemäß der antiken Säftelehre als rechte Mischung, *complexio* oder *temperamentum*, der vier Körpersäfte Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle betrachtet. Eine Schwangerschaft

hatte Konsequenzen für die Säftemischung im Körper. Die Mediziner lehrten, dass das Menstruationsblut dazu diene, regelmäßig schädliche Substanzen aus dem Körper auszuscheiden. In der Schwangerschaft, so nahm man an, floss dieses Blut nicht mehr ab, sondern nährte stattdessen den Fötus, konnte aber damit seine reinigende Funktion nicht mehr erfüllen.[179] Übelkeit und Erbrechen während der ersten Monate wurden als Folgen des überflüssigen *gestockten* Blutes gedeutet, weil die Frucht in der

ersten Zeit ihres Wachstums noch nicht viel Blut benötige. Daher waren gerade in dieser Zeit regelmäßige Aderlässe als Ersatz für die ausbleibende Monatsblutung notwendig, erst recht bei einer Frau von besonders sanguinischem, das heißt *blutreichem Temperament*, wie Maria Theresia es war.[180] Anlässlich eines solchen Aderlasses setzte man, nachdem sie die Herrschaft übernommen hatte, meist einen höfischen Galatag an, so wie man es zu Geburtstagen, Namenstagen und anderen feierlichen Gelegenheiten auch tat.

Dreimal fanden solche Aderlässe bei Maria Theresias Schwangerschaften für gewöhnlich statt, zu Beginn, in der Mitte und gegen Ende der Zeit.[181] Die Hofgesellschaft versammelte sich in Festkleidung um die Königin bzw. Kaiserin, gratulierte ihr zur erfolgreichen Aderlass-Kur und widmete sich allerlei Divertissements. Die Hofleute nutzten den freudigen Anlass, um sich der Herrscherin zu empfehlen. Selbst wenn Maria Theresia auf die öffentliche Bekanntgabe des Aderlasses verzichtete, fanden sich

alle, die ein Zutrittsrecht hatten, in Galakleidung bei ihr ein, um zu gratulieren.[182]

Man erwartete von ihr, dass sie sich schonte. Denn für eine schwangere Frau lauerten überall Gefahren, vor allem für die Gesundheit des Kindes. So ließ man Maria Theresia im Oktober 1740 nicht an das Sterbebett ihres Vaters, damit das Kind, das sie erwartete, keinen Schaden nehme.[183] Man war der Auffassung, dass ein furcht- oder schreckenerregender Anblick im wörtlichen Sinne *Eindruck* auf

denjenigen mache, der ihm ausgesetzt war, und bei Schwangeren die Leibesfrucht schädige. Ein Hofdekret vom 27. August 1773 schärfte erneut die Vorschrift ein, dass *mit gräslichen Schäden behaftetete Bettler* fortzuschaffen seien, weil *daraus öfter üble Folgen in Rücksicht auf die mit Leibesfrüchten beladenen Weibspersonen und unglückliche Geburten entstehen.*[184] Und noch in dem offiziellen Handbuch der Hebammenkunst von 1774 heißt es, dass Frauen nach traumatischen Eindrücken Kinder zur Welt

brächten, *an deren Körper man deutlich die Zeichen ihres tödlichen Zufalles wahrgenommen hat.*[185] Die Fenster des Geburtszimmers wurden deshalb üblicherweise mit Tüchern verhängt, nicht etwa, damit niemand hineinsehen konnte, sondern umgekehrt; die Schwangere sollte nicht hinaussehen, um keinem schädlichen Anblick ausgesetzt zu sein.

Maria Theresia indessen ließ sich nicht leicht beeindrucken. Sie ertrug ihre vielen Schwangerschaften und

Entbindungen erstaunlich mühelos. Nach der Geburt Josephs soll sie gesagt haben, sie wünsche sich schon wieder im sechsten Monat schwanger zu sein.[186] Und Anfang 1745 schrieb sie an ihren Leibarzt: *Obgleich ich schon im neunten Monat meiner Schwangerschaft bin, fühle ich mich so wohl, wie man es nur verlangen kann.*[187] In ihrem Alltagsrhythmus ließ sie sich stets so wenig wie möglich beeinträchtigen. Ihre Umgebung machte sich größte Sorgen wegen ihres unbekümmerten

Lebenswandels und fürchtete Fehlgeburten, *les fausses couches*. Alle überflüssige Bewegung, vor allem Reiten, Tanzen und schnelles Fahren über holprige Straßen, galten als gefährlich. Es wurde immer wieder missfällig kommentiert, dass Maria Theresia sich in diesen Dingen keinerlei Beschränkungen auferlegte.[188] Erst nachdem ihre Schwester Marianne 1744 im ersten Kindbett gestorben war und vor allem nachdem sie selbst 1748 ein nicht lebensfähiges Kind zur Welt gebracht hatte, änderte sich das.

Sie hielt nämlich eine kurz vor der Entbindung unternommene Kutschfahrt nach Holics für die Ursache dieses Unglücks. *Nehmen Sie sich kein Beispiel an mir, denn ich war immer nur zu glücklich bei meinen Entbindungen, mehr als ich es verdiente*, schrieb sie ihrer Schwester noch kurz vor deren Niederkunft.[189] Ihren eigenen Töchtern und Schwiegertöchtern schärfte sie später geradezu obsessiv immer wieder ein, in den ersten Monaten der Schwangerschaft auf keinen Fall zu reiten, zu tanzen oder Ausfahrten

zu unternehmen; selbst längere Spaziergänge versuchte sie ihnen zu verbieten.[190] Sie war dauernd in größter Besorgnis um die Töchter, machte ihnen in jedem Brief neue Vorhaltungen und legte überhaupt ein ganz anderes Maß an als bei der eigenen Person.

Kein Aufhebens um ihre Schwangerschaften machte sie vor allem, wenn es um ihre Regierungsarbeit ging. Körperliche Schwächen machten sie ärgerlich und ungeduldig. Bis kurz vor der Niederkunft erteilte sie noch Befehle – am Tag der Entbindung

ihres Sohnes Ferdinand 1754 hatte sie noch mit ihren Ministern morgens in der Konferenz über die aktuellen Probleme der auswärtigen Politik beraten – und schon wenige Tage danach kehrte sie wieder an den Schreibtisch zurück.[191] Ihre eigene unerhörte Disziplin machte sie zum Maßstab auch bei anderen, und so ärgerte sie sich über deren Schlendrian: *Mein Kindbett ist aus, sie aber haben lange Vacanzen*, schimpfte sie zehn Tage nach einer Entbindung über ihre Beamten.[192] Auch die religiösen Pflichten wurden so

wenig wie möglich eingeschränkt. Noch 1754 ließ sie sich zu Beginn des neunten Monats nicht davon abhalten, am Karfreitag bei der Kreuzesanbetung die gewöhnlichen drei Kniefälle zu machen.[193] Nur von den Fastengeboten ließ sie sich befreien und speiste deshalb an den Fastentagen allein.[194] Und wenn die Schwangerschaft weit fortgeschritten war, nahm sie nicht mehr an langen Prozessionen teil und ließ das eine oder andere *Appartement*, das Zusammensein mit dem engeren Hofzirkel, ausfallen. Das war aber auch schon

alles, was sie sich an Schonung gestattete.

Mit der Zeit empfand Maria Theresia ihre Schwangerschaften immer mehr als Beinträchtigung ihrer Bewegungsfreiheit, Arbeitskraft und Gemütsverfassung. Ihre große Fruchtbarkeit war im Alltag kein reiner Segen. Angesichts der hohen Kindersterblichkeit forderte aber die Familienräson, so viele Kinder zu bekommen wie möglich. Allzu leicht konnte es passieren, dass alle männlichen Erben vorzeitig starben; diese Erfahrung ihrer

eigenen Eltern war ja noch allseits in leidvoller Erinnerung. Doch je älter Maria Theresia wurde, desto lästiger waren ihr die Schwangerschaften. Sie litt am *Reißen*; das Gehen und häufige Umkleiden fielen ihr zunehmend schwer.[195] Kurz vor der Entbindung ihres zehnten Kindes fand sie, nun sei es genug. An Antonia von Sachsen, der sie sich in diesen Dingen damals gern anvertraute, schrieb sie, *wenn der liebe Gott mir die Kinder, die ich habe, erhalten möchte, wäre ich recht zufrieden, mit zehn Schluss zu*

machen; denn ich fühle, daß es mich schwächt und recht altern läßt und für alle Kopfarbeit weniger fähig macht.[196] Im Juni des folgenden Jahres, 1749, vertraute sie ihr an, sie fürchte schon wieder schwanger zu sein.[197] Wiederum ein Jahr später gab sie ihr Ratschläge für ihre erste Schwangerschaft und schickte ihr gegen ihre *langueur* – Lustlosigkeit und Schwäche – Pillen nach einem Familienrezept, das in ihrem Haus immer von der Mutter auf die Tochter weitergegeben wurde. Zu ihrem Bedauern, so fügte sie hinzu, sei sie eine

langjährige Expertin und selbst auch schon wieder schwanger.[198] Im November 1756, kurz vor der Geburt ihres letzten Kindes Maximilian, vertraute sie der Kurprinzessin an, Krieg, Krankheit und die erneute Schwangerschaft drückten sie nieder.[199] Und 1761 beglückwünschte sie Antonia von Sachsen dazu, dass diese *nicht* schwanger war.[200]

Maria Theresia bekam elf Töchter und nur fünf Söhne – ein ungünstiges Zahlenverhältnis. Für die Familienräson war die Geburt von Söhnen von größter

Bedeutung, denn üblicherweise gaben ja nur Söhne Stamm, Rang, Namen und Herrschaft an ihre Nachkommen weiter. Wenn das, wie im Falle der Pragmatischen Sanktion, ausnahmsweise anders geregelt wurde, dann verstieß es gegen die herrschende soziale Logik und verursachte erhebliche Akzeptanzprobleme, wie sie ja selbst leidvoll erfahren hatte. Dass Söhne ein Grund zu viel größerer Freude waren als Töchter, verstand sich deshalb von selbst. Bei der Geburt des Thronfolgers kannte der Jubel keine Grenzen. Und als im

Januar 1745 der zweite Sohn, Karl, geboren wurde, konnte Franz Stephan *vor Freuden fast nicht reden*. Maria Theresia selbst kam kurz nach der Niederkunft aus der Kammer heraus und *ob sie zwar ihres bekanten Zustands halber so schwach an Füssen, daß sie kaum stehen kann und sich immer tragen lassen muß, gieng sie aus der nemmlichen Emotion von Freuden mit verwunderlicher Geschwindigkeit zum Fenster, um solches zu eröffnen und selbsten hinunter zu schreien, daß ein Ertzherzog gebohren worden seie*.[201] Dagegen notierte

Khevenhüller anlässlich der Geburt Maria Carolinas im August 1752, die Niederkunft sei *zwar sehr glücklich, aber wiederum mit einer Dochter erfolgt.* Dummerweise habe ein Kammerdiener den neugierig Wartenden in der Antekammer eine doppeldeutige Auskunft gegeben – *eine übl ausgedachte Plaisanterie* – und dadurch fälschlich *ein Jubelgeschrei, als wäre ein Ertzherzog geboren worden, erwecket.*[202] Das war zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht mehr ganz so schlimm, weil es ja immerhin bereits drei Söhne gab.

Zu Beginn ihrer Ehe dagegen, als nacheinander drei Töchter geboren worden waren, erwartete alle Welt mit größter Ungeduld einen männlichen Thronfolger. Man erzählte sich, Maria Theresia habe Zuflucht zum heiligen Joseph genommen und ihn um himmlische Fürsprache gebeten. Nachdem ihre Bitte erhört worden war, habe sie sich zum Dank für die Unterstützung des Heiligen entschieden, den Sohn Joseph zu nennen und nicht, wie es geplant war und der Tradition entsprochen hätte, Karl, nach ihrem Vater.[203]

Sie war indessen nicht allein auf Gebete angewiesen, um das Geschlecht eines Kindes zu beeinflussen; es gab auch medizinische Rezepte. Die Ratschläge des Fürsten Karl Eusebius von Liechtenstein an seinen Sohn geben einen Einblick in das praktische Wissen, über das der niederösterreichische Adel in diesen Dingen damals verfügte. [204] Seine Ratschläge beruhten auf den althergebrachten medizinischen Theorien vom Geschlechterunterschied und vom Zeugungsvorgang. Im

18. Jahrhundert ging die Medizin von der geistigen und körperlichen Unterlegenheit des weiblichen Geschlechts noch selbstverständlich aus. Seit Aristoteles und Galen galt die Frau als defekte, unvollkommenere, weniger ausgereifte Version des Mannes. [205] Daher nahm man an, dass starker und lebhafter Samen Jungen erzeuge, während schwacher Samen entweder zu Missgeburten oder zu Mädchen führe. Karl Eusebius empfahl daher seinem Sohn, nicht zu oft ehelich beizuwohnen, weil das den Samen

schwach und kraftlos mache. *Nur nicht zu fleissig und sich Zeit gelassen*, hatte aus diesem Grund schon Maria Theresias Vater seinem Schwiegersohn Franz Stephan geraten, als er noch hoffte, einen männlichen Enkel zu bekommen.[206] Für günstig hielt man auch die Empfängnis am fünften Tag des Neumonds, wenn der Mond noch jung ist, oder kurz nach der monatlichen *Reinigung* der Frau, weil dann die Gebärmutter noch besonders rein, nicht schon wieder durch Blut verunreinigt sei; auch das

begünstige die Zeugung eines männlichen Nachkommen. Schließlich wurde der Frau geraten, sich nach der ehelichen *Beiwohnung* auf die rechte Seite zu legen, um einen Jungen zu bekommen; lege sie sich hingegen auf die linke Seite, so werde es ein Mädchen. Kurzum: Immer war es die schlechtere oder unreinere Zeugungspraktik, die weiblichen Nachwuchs zur Folge hatte. Diese Verhaltensregeln gehörten zum festen Wissensrepertoire der Zeit, und es ist zu vermuten, dass auch Maria Theresia sie kannte und

beherzigte.

Die Geburt selbst war wegen der damit verbundenen Gefahren in hohem Maße ritualisiert. Im *gesegneten Leibeszustand* bedurfte eine Herrscherin besonderer Fürsprache und spiritueller Unterstützung. Schon nach der Bekanntgabe der Schwangerschaft wurden in allen Kirchen der Residenz und des ganzen Landes Messen gelesen und Andachten gehalten, um für einen guten Verlauf der Schwangerschaft und eine glückliche Niederkunft zu beten.[207] Für liturgische

Einheitlichkeit sorgten eigens zu diesem Zweck gedruckte lateinische Gebetstexte *Pro Praegnante Regina* (*Für die schwangere Königin*), die an alle Pfarreien der Länder geschickt wurden. Durch diese kollektiven Gebete um den Fortbestand des Allerhöchsten Erzhauses konnten sich alle Untertanen als Mitglieder einer großen rituellen Gebetsgemeinschaft und als Angehörige dieses Hauses empfinden. Maria Theresia selbst begab sich in eine der Marienkapellen – Mariazell, Maria Hietzing oder die Loretokapelle bei

den Augustinern –, um die Gottesmutter als *Magna Mater* um ihre Hilfe zu bitten. Vor der Niederkunft, wenn *die Kaiserin in den Kindstuhl gebracht wird […] und in den letzten Kinds Nöthen sich befindet*, intensivierte man die geistliche Unterstützung. Nach altem Brauch wurde in der Hofkapelle und anderen Kirchen das *Hochwürdigste Sakrament* in einer Monstranz auf dem Altar ausgestellt.[208] In der Residenzstadt bildeten die Untertanen eine lückenlose Gebetskette, die in der Hofkapelle

ihren Ausgang nahm und in einer festen Reihenfolge jeweils drei Tage lang in einer anderen Pfarr- oder Klosterkirche Wiens fortgesetzt wurde. Auch mitten in der Nacht wurde bei Hof abwechselnd auf Knien für die Königin gebetet.[209]

Die Entbindungen Maria Theresias fanden traditionell in der Hofburg in ihrem Appartement auf der Frauenseite statt. Nichts bringt den Charakter der dynastischen Herrschaft so klar zum Ausdruck wie die Tatsache, dass das Appartement der zentrale Ort war,

an dem beides sich abspielte: die Geburt der Kinder als Herrschaftsnachfolger und die Ausübung der Herrschaft selbst. Die Geburt war ein soziales Ereignis von höchster Relevanz, und zwar in allen Ständen. Überall war es selbstverständlich, dass der Schwangeren bei der Niederkunft von ihren Nächsten, den anderen Müttern, Beistand geleistet wurde. [210] Im Falle der Herrscherin war das Ereignis zugleich ein politisches, und der Beistand umfasste traditionell nicht nur die Familienmitglieder im engeren

Sinne, wie den Gatten und die Kaiserinwitwe,[211] sondern auch die Spitzen der ganzen Hofgesellschaft als des erweiterten Herrscherhaushalts. Wenn Maria Theresia sich in Schönbrunn aufhielt und der Geburtstermin näher kam, musste deshalb das Wiener Stadttor ständig offen gehalten werden, damit man jederzeit rasch in die Burg zurückkehren konnte. Entschloss sie sich, ausnahmsweise in Schönbrunn das Kindbett zu halten, wie bei Leopold im Mai 1747, so bedeutete das, dass die Spitzen des

Hofes ebenfalls alle nach Schönbrunn aufbrechen mussten – was den Obersthofmarschall vor eine logistische Herausforderung stellte, weil er kurzfristig für alle Kutschen, Unterbringung und Verpflegung organisieren musste. [212] Die höchsten männlichen Hofamtsträger hatten in der Ritterstube zu wachen, bis das Kind glücklich zur Welt gebracht war. [213] Ihre Frauen ebenso wie die Spitzen des weiblichen Hofstaats genossen hingegen traditionell das Recht und die Pflicht, im Entbindungszimmer selbst

anwesend zu sein.[214] Seit 1748 stellte Khevenhüller allerdings immer wieder fest, dass man mehr und mehr von der alten Sitte abging, die hochrangigen Hofdamen an der Niederkunft teilnehmen zu lassen.[215] Dass nichts mehr *ordentlich und regelmäßig gehalten* wurde, schrieb er der alten Gräfin Fuchs zu, die sich als mütterliche Vertraute Maria Theresias um den Zutritt ins Geburtszimmer kümmerte. Sie achte aber nicht gehörig auf die Hofgebräuche und gebe dadurch *zu verschiedenen Confusionen und*

contradictorischen Ordonanzien bei der Dames Etiquette Anlaß, meinte er missbilligend mit Blick auf ihre Einmischung in seinen sorgfältig gehüteten Zuständigkeitsbereich. [216] Die Anwesenheit bei der Niederkunft war stets ein begehrtes Privileg gewesen. Wenn nun die hochrangigen Hofdamen nicht mehr im Entbindungszimmer dabei sein durften, erwarteten sie eine symbolische Entschädigung, um in den Augen der Hofgesellschaft nicht gedemütigt dazustehen. Deshalb durften sie wenigstens *um ein paar Täg ehender als die anderen*

die Hand küssen.[217]

Unverzichtbar dagegen war und blieb der Beistand einer erfahrenen und vertrauten Hebamme. Sobald der Geburtstermin herannahte, bezog sie Quartier im Schloss, um jederzeit zur Verfügung zu stehen. Hinter der Sorge für die durchlauchtigste Kindbetterin hatte sie alles andere zurückzustellen, im Zweifelsfall auch ihre eigene Gesundheit. Im August 1752 machte man sich große Sorgen, weil die Hebamme Salerl von einem Fieber befallen war und im entscheidenden Moment

womöglich nicht zur Verfügung stehen würde. *So gabe mann dem armen Weib (zwar ohne Vorwissen der Kaiserin, als welcher mann von der Krankheit der Hebamme, um sie nicht zu allarmiren, ein Mystère gemacht) so ville China [Chinin] zu essen, daß sich das Fieber zwar gestellet und sie im Stand gewesen, der Kaiserin beizuspringen, allein bald darauf recidiv [rückfällig] geworden und es endlichen gar mit dem Leben büssen müssen.*[218]

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begann sich das Verhältnis zur Geburt tiefgreifend

zu verändern. Die gelehrten Ärzte eigneten sich allmählich die höchste Autorität über den Entbindungsvorgang an; sie ordneten sich die anderen Heilberufe unter, diskreditierten alle nicht gelehrten Praktiken und verbannten die medizinischen Laien nach und nach von der Szene.[219] Es war nicht so sehr die Gräfin Fuchs als vielmehr der kaiserliche Leibarzt Gerhard van Swieten, der für die Entfernung der Hofgesellschaft aus dem Geburtszimmer sorgte. Maria Theresia hatte ihn 1745 nach Wien

berufen, damit er sich um die Gesundheit der kaiserlichen Familie kümmerte (und nebenbei auch die Hofbibliothek leitete und sich der Universität mitsamt dem Zensurwesen annahm).[220] Die Berufung van Swietens war eine Richtungsentscheidung. Damals standen einander verschiedene medizinische Schulen gegenüber, und die Patienten waren einem Wirrwarr widersprüchlicher Lehrmeinungen ausgesetzt. Die Grundlagen der verschiedenen Richtungen waren alle mehr oder weniger spekulativ und entzogen

sich empirischer Beurteilung. Für die Laien spielte daher persönliches Vertrauen bei der Wahl des Arztes die zentrale Rolle. [221] Für van Swieten entschied sich Maria Theresia, nachdem er in Brüssel bereits ihrer Schwester Marianne – allerdings am Ende vergebens – im Kindbett beigestanden hatte. Für ihn sprach auch, dass er der bekannteste Schüler des legendären Naturforschers Herman Boerhaave aus Löwen war. Ein anderer Arzt aus dem Boerhaave-Kreis, Bassand, hatte schon den jungen Franz

Stephan im Winter 1727/28 von den Blattern geheilt, was allgemein als medizinisches Wunder betrachtet worden war.

In die Welt der religiösen Kindbettrituale brach van Swieten ein wie eine Art Trojanisches Pferd des Rationalismus – gut katholisch zwar, aber mit neuen, klaren Vorstellungen davon, wo die Religion aufhörte und die Medizin anfing.[222] Nachdem Maria Theresia sich einmal für van Swieten entschieden hatte, ließ sie sich in ihrem bedingungslosen Vertrauen durch nichts mehr

beirren und räumte ihm in allen Fragen von Gesundheit und Krankheit absolute Machtvollkommenheit ein. Das hatte unter anderem zur Folge, dass die Medizinische Fakultät der Universität Wien eine Vorreiterrolle bei der Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe zu spielen begann. [223] Denn der Beistand in Kindsnöten war bis dahin weniger ein Gegenstand der Universitätsgelehrsamkeit als vielmehr des praktischen Erfahrungswissens gewesen. Van

Swieten verband nun beides, Praxis und Wissenschaft, richtete 1754 den ersten Lehrstuhl für Geburtshilfe ein und reglementierte die medizinische Ausbildung der Hebammen. Sein Schüler Heinrich Johann Nepomuk Crantz verfasste 1756 – für Maria Theresias eigene Entbindungen knapp zu spät – ein Lehrbuch für den Hebammenunterricht, das über zwanzig Jahre lang maßgebend war und in einem Hofdekret vom 11. Februar 1770 offiziell empfohlen wurde.[224] Die Mediziner der neuen Generation

hatten revolutionäre Ideen, wie mit einer Schwangeren umzugehen sei. Sie waren skeptisch gegenüber dem Aderlass als Allheilmittel in der Schwangerschaft; sie kritisierten die Gewohnheit, die Fenster zu verhängen und die Wöchnerinnen in den ersten Tagen nichts essen zu lassen;[225] sie bestritten, dass Ammen während ihrer Menstruation gefährlich für die Neugeborenen seien; sie dachten sich neuartige, lockere Wickelmethoden für die Neugeborenen aus und plädierten – die allerneueste Mode – sogar für

das Selberstillen. Zunehmend wurden außerdem technische Apparaturen, Zangen und Saugglocken entwickelt, um das Kind sicherer ans Licht der Welt zu bringen, was allerdings zunächst, weil man die Geräte noch nicht sterilisierte, fatale Folgen hatte.

Van Swieten und seinen Schülern ging es vor allem darum, das gesamte Geburtsgeschehen unter ärztliche Kontrolle zu bringen und die Konkurrenz der ungelehrten Heiler, Feldscherer, Chirurgen und Hebammen in die Schranken zu weisen. Dazu gehörte

auch die Entzauberung traditioneller magischer Praktiken. *Nirgends üben die Weiber [mulierculae] eine größere Herrschaft aus als bei der Geburt und beim Wochenbette*, schrieb er. *Sie beleidigen die Arzte, als ob diese von den Weibersachen gar nichts verstünden; eine jede der anwesenden alten Frauen verfügt über ein besonderes Heilmittel, welches sich in den ersten Familien der Stadt schon als durch Jahrhunderte erprobt bewiesen habe. Mit diesen Weibern vernünftig reden, ist Hopfen und Malz verloren. Darum*

kam ich immer eher zum Ziele, wenn ich mich dazu geneigt zeigte, harmlose, ja selbst lächerliche Dinge anwenden zu lassen, wofern sie nur ungefährlich waren. Nachsichtig war van Swieten zum Beispiel, wenn die Gebärenden einen Luchsstein um den Hals gelegt bekamen.[226] Diesem mysteriösen *lapis Lyncis* oder Ligur, der vermeintlich aus dem Harn des Luchses hervorging, wurde schon im Alten Testament Heilkraft zugesprochen; er war wie viele andere spirituell wirksame Edelsteine von biblischer Autorität schon seit dem frühen Mittelalter

Gegenstand gelehrter Spekulationen.[227] Auch am Wiener Hof waren solche Traditionen lebendig. Die Gattin des spanischen Gesandten Mahoni bekam beispielsweise einen Stein geschenkt, dessen natürliche Heilwirkung angeblich dadurch dokumentiert und gesteigert wurde, dass Maria Theresia selbst ihn während ihrer vielen Schwangerschaften als Amulett getragen hatte. Die Gesandtin wollte den Stein an den Madrider Hof schicken, damit er dort der Prinzessin von Asturien

segensreiche Dienste leistete. Doch offenbar kamen ihr Zweifel, und sie ließ 1771 nachfragen, ob das tatsächlich wahr sei. Maria Theresia ließ lapidar antworten: *Mahoni kann den Courier ersparen. Ich kenne gar wohl diesen Stein, welcher gewiss in zehn oder zwölf Schwangerschaften von der Nämlichen [der Nonne Gräfin Palm] mir geschickt worden, der aber nie weiter gekommen ist als in den oberen Gang in den Kasten der verstorbenen [Kammerzofe] Justel oder den der [Kammerfrau] Guttenberg, indem ich, so lang ich*

lebe, niemals auf solche Sachen gehalten, noch weniger etwas angehängt oder gebraucht hätte. Sie fügte aber bemerkenswerterweise hinzu: *Um der Klosterfrau eine Freude zu machen, habe ich ihr ihn nach meiner Niederkunft wieder geschickt, um bei Anderen mehr Glauben zu finden, besonders wenn mein Name beigesetzt worden.* [228] Maria Theresia nahm also eine erstaunlich abgeklärte Haltung zu solchen magischen Objekten ein – zumindest in der Rückschau, denn sie hatte ihre letzte Schwangerschaft schon seit

fünfzehn Jahren hinter sich, als sie das schrieb. Bemerkenswert ist, dass sie zwar van Swietens Kritik am Aberglauben übernahm, aber gegenüber anderen keinerlei aufklärerischen Ehrgeiz entfaltete. Ganz im Gegenteil: Sie durchschaute die soziale Magie, die von ihrem eigenen herrscherlichen Charisma ausging, und wusste sie zu nutzen.

Was das Geburtsgeschehen anging, so trug unter van Swietens Ägide die neue Wissenschaft den Sieg über die Religion davon. Sichtbarstes Zeichen dafür war der

Umstand, dass im Gebärzimmer keine Reliquien mehr ausgestellt wurden.[229] Auch sonst ließ Maria Theresia sich auf die neuen Methoden ein, die der *Protomedicus* van Swieten ihr empfahl. Das galt etwa für die Art und Weise der Entbindung: Traditionell gebaren die Frauen sitzend im Kreißstuhl, neuerdings aber liegend im Bett. Maria Theresia hatte ihre ersten Kinder im Gebärstuhl zur Welt gebracht, bevorzugte aber später mehr und mehr die neue Methode der Entbindung im Liegen. Als sie ihrer Schwiegertochter Marie

Beatrix noch 1776 einen traditionellen Gebärstuhl nach Mailand schickte, eine *chaise pour accoucher*, die Isabella von Parma gehört hatte, fügte sie hinzu, sie habe Verständnis dafür, wenn Beatrix sie nicht benutze. Sie selbst habe sechs Mal auf dem Stuhl und zehn Mal im Bett entbunden, könne also den Unterschied beurteilen.[230] Sie übersandte Ferdinand übrigens bei der Gelegenheit auch ein silbernes Waschbecken, ein *monument de la famille*, das bei vielen Geburten des Hauses einschließlich seiner

eigenen verwendet worden war. Diese Art der Traditionsstiftung durch symbolisch besetzte Dinge war allerdings ambivalent. Nicht mit allen Gegenständen verbanden sich glückliche Erinnerungen, schon gar nicht mit dem Gebärstuhl der unglücklichen Isabella, deren Entbindungen überaus schwer gewesen waren. Sie hatte zwei Fehlgeburten gehabt und ein Kind schon im Wochenbett verloren; nur eine Tochter hatte sie überlebt. Zu dem Zeitpunkt, als Maria Theresia ihrer Schwiegertochter Beatrix den

Gebärstuhl zum Geschenk machte, waren sowohl Isabella als auch ihre Tochter schon lange tot. Es lässt sich denken, dass Beatrix auf diesen Gebärstuhl lieber verzichtete.

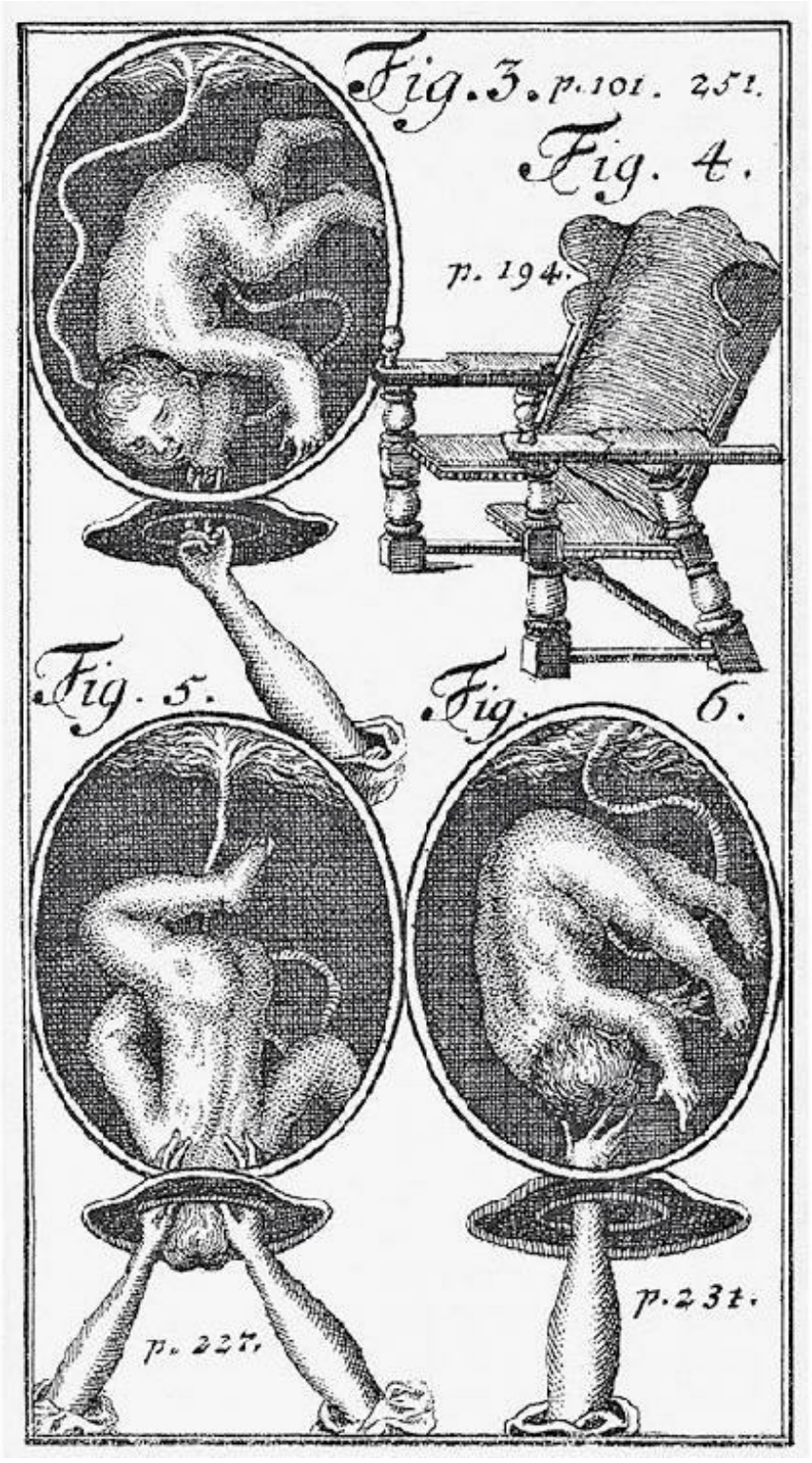


Abb. 23: Gebärstuhl und Hebammengriffe. Aus: Johann Storch, *Weiber-Krankheiten*,

Auch ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern gab Maria Theresia Leibärzte aus van Swietens Schülerkreis mit auf den Weg.[231] Unter den gelehrten Ärzten herrschte damals eine scharfe Konkurrenz um das Vertrauen der Monarchen, denn hochfürstliche Patienten brachten ihnen zwar meist wenig Lohn, dafür aber umso mehr unbezahlbare Reputation ein. Diese Konkurrenz konnte sich für die Patienten fatal auswirken, wenn sie sich einer Vielzahl unterschiedlicher Diagnosen und

wechselnder Behandlungsmethoden ausgesetzt sahen. Meinungsvielfalt war Maria Theresia generell ein Gräuel. Es bedurfte in ihren Augen vielmehr klarer Autoritätsstrukturen. Deshalb schärfte sie ihren erwachsenen Kindern immer wieder ein, keine anderen Ärzte (und auch keine anderen Hebammen) an ihren Höfen zuzulassen als die, die sie ihnen aus Wien geschickt hatte. Dem jeweiligen Protomedicus sollten sich alle anderen bedingungslos unterordnen, so wie sie sich selbst

stets van Swieten untergeordnet hatte. Das galt besonders für die Chirurgen, die in der Hierarchie der Heilberufe deutlich nach den gelehrten Ärzten rangierten. Als ihr Sohn Ferdinand es wagte, in Mailand für seine Frau Beatrix eigenmächtig den renommierten Chirurgen Pietro Moscati als *accoucheur* heranzuziehen, der mit neuen Geburtshilfemethoden von sich reden gemacht hatte, reagierte sie mit scharfer Zurechtweisung. [232] Sie sah unvermeidliche Konflikte zwischen Moscati und dem von ihr ausgewählten Leibarzt

Bernhard Faby voraus: Bei den unterschiedlichen Denkweisen und Behandlungsmethoden von Deutschen und Italienern könne das alles nicht gutgehen. Der italienische Chirurg, befahl sie, dürfe nie mit der Schwangeren allein gelassen werden. Außerdem wies sie ihren Sohn zurecht, sich auf keinen Fall in medizinische Debatten einzumischen oder gar in Gesellschaft Dritter über anatomische Details zu sprechen. Was ihr ungemein missfiel, war Ferdinands Vorstellung, er könne sich als Laie im Wirrwarr der

gelehrten Innovationen ein eigenes Urteil bilden und nach Gutdünken selbst entscheiden. Das kennzeichnete, wie noch zu zeigen sein wird, auch ihre Haltung gegenüber aufklärerischen Bewegungen in manch anderer Hinsicht.

Dass so viele Akteure um die Deutungshoheit über das Geburtsgeschehen stritten, ist kein Wunder. Das Kindbett war eine äußerst gefährliche Sache für Mutter und Kind – allerdings deutlich weniger lebensgefährlich als in den hochmodernen

Accouchierhäusern um 1800, denn der medizinische Fortschritt verlief auf diesem Gebiet keineswegs linear. Auch Maria Theresia hatte Erfahrung mit dem Tod im Kindbett. Im Oktober 1744 hatte ihre Schwester Marianne, der sie in *ungemeiner Zärtlichkeit* zugetan war, in Brüssel *vier gantze Täge sehr schmertzlich in Kinds-Nöthen zugebracht und man war endlich genöthiget gewesen (da das Kind, so eine Princessin gewesen, ohnedeme nicht mehr lebend befunden worden) […] nachdeme I[hro] D[urchlaucht] zuvor mit allen heiligen Sacramenten*

sich versehen lassen – die Operation mit selber vorzunehmen […] Die Königin thate nichts als weinen. [233] Eine solche Operation überlebte eine Frau damals selten. Die Erzherzogin starb am 16. Dezember. Maria Theresias besonders geliebte Schwiegertochter Isabella, die erste Frau Josephs, erlitt, wie erwähnt, zwei Fehlgeburten nacheinander und starb im November 1763 nach einer weiteren Frühgeburt. Ihre Lieblingstocher Marie Christine verlor im Mai 1767 nach zweiundzwanzigstündigen Wehen

und schwerer Entbindung ihr erstes Kind, das den nächsten Tag nicht überlebte.[234] Auch die erste Schwangerschaft der Schwiegertochter Beatrix endete mit einer Fehlgeburt.[235] Und von den achtzehn Kindern ihrer Tochter Maria Carolina, der Königin von Neapel, überlebten ihre Mutter nur vier. Wie Maria Theresia solche Verluste zu bewältigen suchte, zeigen die Briefe, die sie ihren Kindern aus solchem Anlass schrieb. Die katholische Religion war für sie *unique ressource dans tous les*

malheurs, einziger Rückhalt in allen Unglücksfällen. Sich ganz in den göttlichen Willen zu fügen erschien ihr der einzige Trost. Das ging so weit, dass sie Ferdinand beim Tod seines einjährigen Sohnes mit dem (verfehlten) biblischen Vergleich zu trösten suchte: *Dieses Opfer Eures lieben Kindes, das Ihr […] zusammen mit Eurer Frau dargebracht habt, wird Gott Euch hoch anzurechnen wissen, genauso wie er auch Abrahams Opfer erhört hat.* [236]

Maria Theresias Briefe sind Zeugnisse lebhaften Mitgefühls. Sie

wusste, wovon sie sprach, denn sie hatte ja selbst eines ihrer Kinder, ihr zehntes, unter der Geburt verloren. In ihren Biographien und in genealogischen Tafeln des Hauses Habsburg wird diese Tochter, die auf den Namen Maria Carolina getauft war, entweder überhaupt nicht erwähnt, oder sie bleibt namenlos.[237] Dem entspricht die Bemerkung eines Zeitgenossen über fürstliche Fehl- und Totgeburten: *Sollte bißweilen ein monströses oder sehr gebrechliches Kind auf die Welt kommen, so wird es bald auf die*

Seite geschafft, daß niemand viel davon zu sehen noch zu hören bekommt.[238] Maria Theresia selbst bemerkte einmal über die Taufe des Kindes einer Hoffrau: *Wäre das Kind schwach, so ist es selbstverständlich, daß man die Zeremonie im geheimen abhält.*[239] Die kleine Maria Carolina ließ sie allerdings nicht ganz so sang- und klanglos verschwinden. Früh verstorbene Kinder des Erzhauses erhielten zwar nicht das vollständige Zeremoniell einer einjährigen Hoftrauer – das war nur üblich, wenn sie nach ihrem

zwölften Geburtstag starben.[240] Aber ganz ohne Trauerrituale blieb kein totes Neugeborenes – vorausgesetzt, dass es noch rechtzeitig hatte getauft werden können.

Das war die übergroße Sorge, die alle Eltern in solchen Fällen umtrieb, so auch hier: Hatte das Kind noch gelebt, als die Taufe vollzogen worden war? Gegen den Kindstod konnte man wenig ausrichten. Umso wichtiger war die rechtzeitige Taufe; sie allein verhinderte, dass die Eltern sich dem Schicksal vollkommen hilflos

ausgeliefert fühlten. Es galt das Ungeborene dem ewigen Untergang zu entreißen. Ungetauft verstorbene Kinder durften nicht christlich beigesetzt werden, denn sie waren ja nicht von der Erbsünde befreit. Sie hatten keine Chance auf die ewige Seligkeit, sondern mussten sich für immer in einem jenseitigen Zwischenreich, dem *limbus puerorum*, aufhalten, wo sie zwar keinen Höllenqualen ausgesetzt waren, aber auch nicht der ewigen Gottesschau teilhaftig wurden. Der Glaube war verbreitet, dass sie im Diesseits als

Wiedergänger auftreten könnten, weil ihr ungeschützter Körper leicht von Dämonen besessen oder von Hexen und Zauberern missbraucht werden konnte. Deshalb war man erfinderisch, wenn es galt, doch noch auf irgendeine Weise die Taufe zu vollziehen. Manche Hebammen führten beispielsweise unter der Geburt das Taufwasser mit Hilfe einer Spritze in die Gebärmutter ein. Viele Eltern brachten ihre toten Kinder zu einer wundertätigen Gnadenkapelle, wo sie vorübergehend zum Leben

erweckt und noch rasch notgetauft werden konnten, so etwa in der Kapelle Maria Luggau in Kärnten, über deren zahllose Erweckungswunder die Mirakelbücher berichteten.[241]

Auch die Schilderung Khevenhüllers von der unglücklichen Geburt des zehnten Kindes zeigt, wie groß die Sorge war, es könnte nicht mehr rechtzeitig getauft worden sein.[242] Nachdem die Wehen unvermutet plötzlich eingesetzt hatten und in aller Eile das Altarsakrament zur Anbetung

ausgestellt worden war, wartete er mit den anderen Hofleuten bei der Kammerkapelle, beobachtete alarmiert die aufgeregt hin- und herlaufenden Frauen und schnappte nur die geflüsterte Bemerkung auf, *Nous avons un enfant foible – Wir haben ein schwaches Kind*. Kurz darauf rief der Kaiser den Oberkämmerer zu sich, um ihn mit der Unglücksbotschaft vom Tod des Kindes zur Kaiserinwitwe Elisabeth nach Hetzendorf zu schicken. Dabei habe er ihm anvertraut, Maria Theresia glaube, das Kind sei ohne

Taufe gestorben, und weine laut. Später, nach seiner Rückkehr aus Hetzendorf, erfuhr Khevenhüller, dass die Kaiserin *gegen halb 5 Uhr mit einer Ertzherzogin, jedoch insoweit unglücklich genesen seie, daß – weillen das Kind nicht wohl gewendet und zuerst mit den Füsselen gekommen – die Hebamme es sofort notgetauffet und selbes hierauf nach gar wenig Minuten […] verschieden* sei.[243] Obwohl van Swieten und die Hebamme versichert hätten, daß es *noch bei Leben die Tauff erhalten habe*, werde das aber von vielen am Hof

bezweifelt.

Da die Kaiserin selbst außer Gefahr war, kehrte allmählich wieder Ruhe ein. Khevenhüller wurde beauftragt, in den Akten nach Präzedenzfällen zu suchen, um das Trauerzeremoniell korrekt in die Wege zu leiten. Das stellte ihn vor erhebliche Probleme. Zum einen fand er, dass mindestens ein Galatag angesetzt werden müsse – wenn auch nicht drei, wie bei den anderen Entbindungen –, um wenigstens das Vergnügen über die Gesundheit der Kindbetterin zum Ausdruck zu bringen. Maria

Theresia selbst wollte aber aus nachvollziehbaren Gründen gar keine Gala haben. Nun waren aber schon allerlei uneindeutige Anordnungen ergangen, so dass die Hofdamen noch nicht einmal wussten, in welchen Kleidern sie zu erscheinen hatten. Einmal mehr hatte daher Khevenhüller Anlass sich bitter zu beklagen, dass es an diesem Hof *keine ordentliche und legale Etiquette* mehr gebe und *ein jeder schaffen und hoffmeisteren will, und, nach dem Sprichwort, niemand mehr weiß, wer Koch noch Kellner seie*. Die noch heiklere Frage war,

was mit dem Leichnam des Kindes geschehen sollte. Eine förmliche öffentliche Aufbahrung *wie sonsten, wann einige der jungen Herrschaften mit Tod abgehet, gebräuchlich ist*, wollte man vermeiden, vielleicht weil das Gesicht des Kindes von der Entbindung entstellt war (*mann sahe dem armen Kind seinen Mörder auf der Stirn geschrieben*, schrieb Khevenhüller in böser Anspielung auf einen vermeintlichen Missgriff der Hebamme). Andererseits wollte man den Leichnam auch nicht einfach im Geheimen begraben, um den Eindruck zu vermeiden, man

hätte etwas zu verbergen und es könnte sich womöglich um eine monströse Missgeburt handeln. Dynastische Geburten waren öffentliche Ereignisse, und davon wollte man selbst im Fall eines totgeborenen Kindes nicht völlig abweichen. Deshalb ließ Khevenhüller den kleinen Leichnam von Schönbrunn, wo die Niederkunft stattgefunden hatte, in aller Stille in die Hofburg bringen und ins Sommerzimmer legen, aber nicht förmlich *exponieren*. Dort wurde allen Hofleuten noch einen Vormittag lang der Zutritt

gestattet, *um allen Argwohn wegen des Kinds Gestalt und Eigenschafft denen Leuthen zu benehmen*.[244] Khevenhüller platzierte bei dieser Gelegenheit eine seiner Spitzen gegen den Leibarzt van Swieten, dem er heftig misstraute, seit er die Hofgesellschaft fast vollständig vom Kindbett verdrängt hatte. Die Kaiserin sei *der blossen Willkühr der Hebamme und des Prothomedici Van Swieten überlassen*, schrieb er, *wo doch in dergleichen Fällen nicht genugsamme Vorsichtigkeit gebaucht werden kann und das Volck – wann der Frauen was geschehen wäre –*

über den Kaiser und uns alle bei Hoff (daß wir selbe vernachlässigt hätten) zu schreien und zu klagen Ursach über Ursach gehabt haben würde.
[245] Mit anderen Worten: Die Hofgesellschaft als erweiterte Familie der Dynastie war aus Khevenhüllers traditioneller Sicht nach wie vor weit mehr für die glückliche Entbindung der Monarchin verantwortlich als der gelehrte Leibarzt.

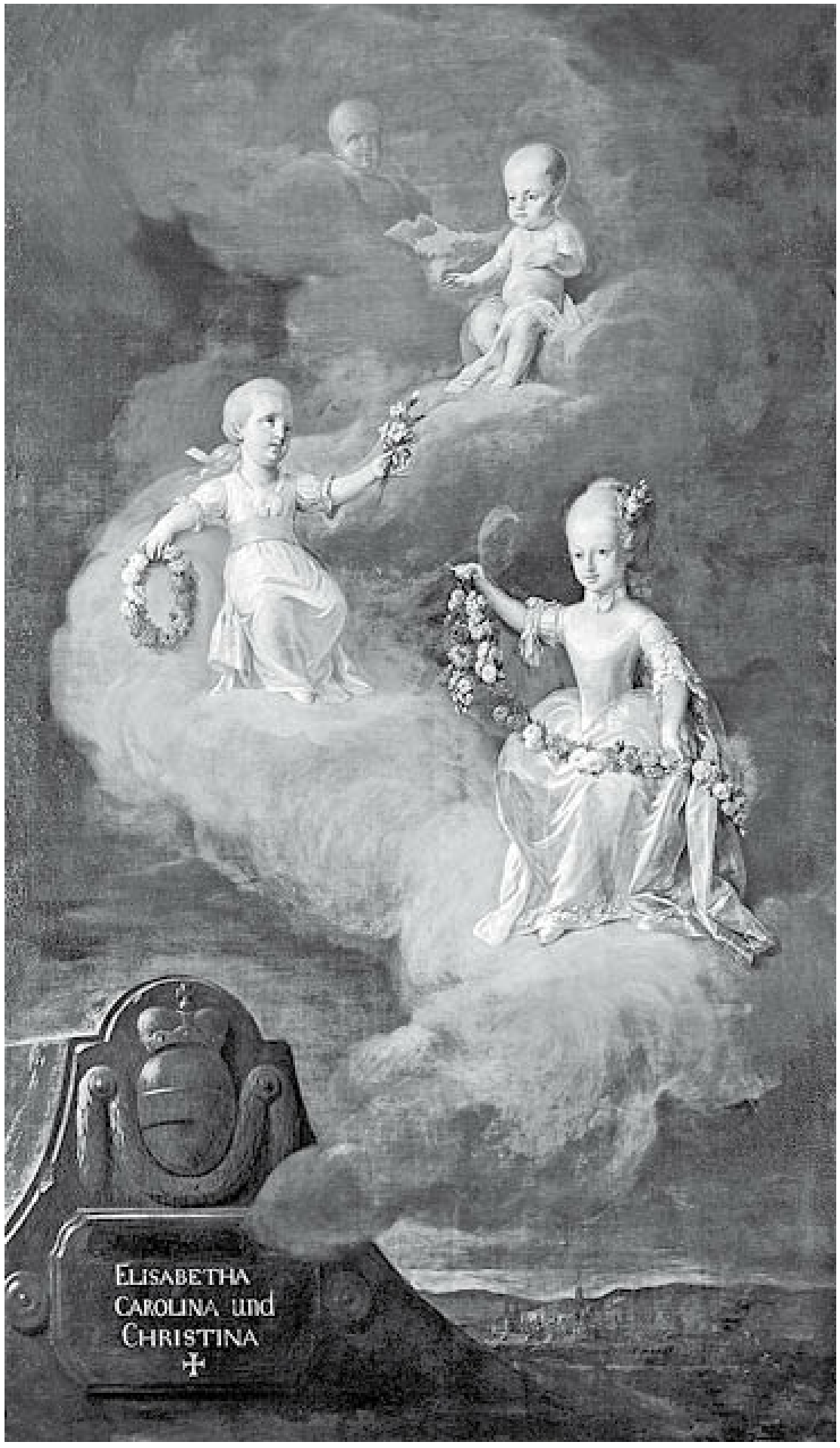

ELISABETHA
CAROLINA und
CHRISTINA

Abb. 24: Die vier frühverstorbenen Kinder Maria Theresias. Wandgemälde im Riesensaal der Hofburg zu Innsbruck von Franz Anton Maulbertsch

Wie Maria Theresia die Erinnerung an ihre verstorbenen Kinder pflegte, dokumentiert ein Wandgemälde von Franz Anton Maulbertsch im ‹Riesensaal› der Hofburg zu Innsbruck, den Maria Theresia nach dem Tod ihres Mannes, der 1765 dort ganz plötzlich und unerwartet gestorben war, zu einem monumentalen Erinnerungsort ihrer Familie

ausmalen ließ (Abb. 24).[246] Es zeigt die vier kleinen Mädchen mit Blumenkränzen auf Wolken sitzend: im Vordergrund Johanna Gabriele, die mit zwölf Jahren gestorben war, dahinter Maria Elisabeth, die Erstgeborene, im Alter von drei Jahren, dann Maria Carolina, die kurz nach ihrem ersten Geburtstag gestorben war, und ganz im Hintergrund, im Dunkel nur als schemenhafter Putto erkennbar, die zweite Maria Carolina, die keine Stunde gelebt hatte. Die drei besonders früh gestorbenen Töchter lebten

gewissermaßen symbolisch in ihren namensgleichen Schwestern weiter, denn nach ihrem Tod wurden ihre Namen neu vergeben: Es gab eine zweite Maria Elisabeth und sogar eine dritte Maria Carolina. Im Haus Habsburg wurden die Vornamen immer wieder aus demselben beschränkten Reservoir von Heiligen ausgewählt, in jeweils anderer Reihenfolge. Es ging eben nicht um die Markierung von Individualität und Unverwechselbarkeit; es ging um die Markierung dynastischer Identität und Kontinuität.

Für dynastische Kontinuität sorgte auch das Taufzeremoniell, das für Maria Theresias Kinder immer noch das gleiche war wie bei ihrer eigenen Taufe und bei einer langen Reihe von Taufen im Haus Habsburg zuvor.[247] Nur einige wenige, aber signifikante Änderungen nahm sie im Lauf der Zeit daran vor. So wurden, wie erwähnt, unter van Swietens Regiment die Reliquien im Taufzimmer nicht mehr ausgestellt, und sie bestimmte – wie bereits erwähnt –, dass auch für Töchter, nicht nur für Söhne, Salutschüsse

abgefeuert wurden.[248] Außerdem nutzte sie das Instrument der Patenschaft konsequenter als zuvor, um die Beziehungen zu anderen Dynastien fester zu knüpfen, neue Bündnisse anzubahnen und alte Feindschaften beizulegen. Zuvor waren die Paten – neben dem Papst – meist aus der engeren Verwandtschaft gewählt worden; jetzt waren es zum Beispiel das Königspaar von Polen-Sachsen (1741) oder der Kurfürst Clemens August von Köln, der Bruder des verstorbenen Rivalen Karl VII. (1746), die Zarin

Elisabeth (1747), Georg II. von England (1750) oder das spanische Königspaar (1752).[249] Die sensationelle Annäherung an Frankreich, die 1756 das ganze hergebrachte Bündnissystem auf den Kopf stellte, wurde ebenfalls durch Patenschaftsverhandlungen angebahnt.[250] Selbstverständlich hielten die auswärtigen Monarchen das Kind nicht selbst über das Taufbecken, sondern ließen sich von ihrem Botschafter oder einem fürstlichen Standesgenossen vertreten. Diese zeremonielle Funktion war von beträchtlichem

symbolischem Wert; sie konnte keinesfalls von jedem adeligen Höfling ausgeübt werden, sondern nur von einem souveränen Fürsten. Kam die Niederkunft schneller als erwartet, wie bei der Geburt Ferdinands, dann konnte das erhebliche zeremonielle Probleme aufwerfen, weil man nicht wusste, wer so kurzfristig mit der Stellvertretung der Paten beauftragt werden sollte.[251]

Bei der Geburt des lang ersehnten Thronfolgers Joseph am 13. März 1741 stellten die Feierlichkeiten alles bisher

Dagewesene in den Schatten.[252] Diese Geburt war ein Schlüsselereignis, gleichsam eine Rettung in letzter Minute für Maria Theresias angegriffene Legitimität. Die Zeitgenossen interpretierten sie so, dass die dynastische Unterbrechung des Mannesstamms dadurch gerade noch rechtzeitig überbrückt worden sei – schließlich war Maria Theresia ja noch zu Lebzeiten ihres Vaters schwanger geworden: *Der Enckel lebte schon/Bevor der Ahnherr starbe/Obgleich die bange Welt von seiner Mutter ihn/Erst eine Zeit*

hernach durch die Geburt erwarbe/Und dauret ja noch jezo immerhin/Der Männer-Stamme fort in unzertrennter Reihe/Wer zweifelt/daß der Prinz nicht der Ersezer seye?[253] Die Taufe zelebrierten neben dem Nuntius als Stellvertreter des Paten Benedikt XIV. nicht weniger als sechzehn weitere hohe geistliche Würdenträger. Bei Maria Theresias feierlichem Hervorgang sechs Wochen nach der Geburt illuminierten die Bürger Wiens ihre Häuser und brachten Sinnbilder und Sinngedichte an, die die

fruchtbare Vereinigung der habsburgischen und lothringischen Häuser mit allem erdenklichen Aufwand feierten. Traditionell war es üblich, dass die Stadtbürgerschaft ihre Anteilnahme schon bei der Taufe demonstrierte. Maria Theresia ließ das diesmal ausdrücklich auf den Zeitpunkt ihres Hervorgangs verschieben, um selbst daran teilnehmen zu können. Das verschob den Akzent der Feierlichkeiten: Weniger der Vater, wie sonst üblich, als vielmehr die Mutter war das Objekt der Huldigungen.[254] Aus Dank

dafür, dass ihre Gebete erhört worden waren, wogen die Eltern das neugeborene Kind, wie bereits erwähnt, buchstäblich in Gold auf, indem sie dem Marienheiligtum in Mariazell als Gegengabe eine goldene Kinderfigur darbrachten, die dasselbe Gewicht hatte wie das Neugeborene selbst – so wie es anlässlich von Maria Theresias eigener Geburt auch geschehen war und bei den nachgeborenen Söhnen fortgesetzt wurde.[255]

Einem erstgeborenen Prinzen aus katholischem Haus sandte der Papst traditionell geweihte

Windeln, *fascie*. Diese Windeln dienten selbstverständlich nicht dem Zweck, dem Windeln gemeinhin dienen, und sie sahen auch nicht so aus; vielmehr waren es kostbar bestickte Prunkbänder aus Goldbrokat mit reichem Perlenbesatz. In einem feierlichen Akt wurden sie in Rom vom Papst im Beisein des kaiserlichen Gesandten und zahlreicher Kardinäle geweiht; ein Nuntius extraordinarius brachte sie nach Wien zur feierlichen *Windelpräsentierung*. So war es zuletzt bei Maria Theresias früh

verstorbenem Bruder Leopold gewesen. Nach der Geburt Josephs, als sich das Verhältnis wegen des Erbfolgekrieges eintrübte, verzichtete der Papst darauf und holte es erst fünf Jahre später nach. Das Wiener Diarium berichtete von der feierlichen Eröffnung des Präsents in Wien und wies darauf hin, dass das Geschenk einschließlich des goldenen Präsentkästchens den Wert von 15.000 Scudi gehabt habe.[256] Der Hinweis war offenbar nötig, denn die päpstlichen Windelgeschenke

standen in dem Ruf, nicht besonders kostbar zu sein. Die Protestanten spotteten, bei den geweihten Windeln solle bisweilen *die Kraft der päpstlichen Benediction die Kostbarkeit ersetzen.*[257] Überreicht wurde das Geschenk der Kaiserin zu Weihnachten 1746 im Rahmen der feierlichen Audienz des Nuntius Serbelloni, der in Anwesenheit des halben Hofstaats zugleich die päpstliche Gratulation zur Geburt des mittlerweile fast sechsjährigen Thronfolgers überbrachte. Sämtliche päpstlichen Geschenke wurden unter dem

Baldachin des Audienzzimmers ausgebreitet, um zuerst von der Hofgesellschaft und anschließend vom gemeinen Volk besichtigt werden zu können.

Wie die gebenedeiten Windeln, so war auch das Bett der Königin traditionellerweise Gegenstand einer geradezu kultischen Verehrung alles dessen, was die Fruchtbarkeit der Dynastie repräsentierte. An vielen Höfen war es üblich, dass die Fürstinnen im Paradebett liegend Gratulationsbesuche der auswärtigen Gesandten empfingen.

Maria Theresia schätzte das allerdings nicht besonders. Solange ihr Vater noch lebte und sie selbst nicht die Regierung angetreten hatte, war es auch noch nicht nötig gewesen. Als Königin, so schrieb sie später, *bin ich nur drei Mal en parade gelegen; zu selbiger Zeit war Krieg, war kein Botschafter noch Minister hier als Robinson; nachher habe ich mich nicht mehr sehen lassen als auf meinen Füssen.* [258] Nach der Geburt des Thronfolgers wurde allerdings ihr Paradebett dem gemeinen Volk zur Besichtigung zugänglich gemacht;

der Zulauf war groß.[259]

Die königliche Mutter musste – wie in allen Ständen üblich – auf jedes öffentliche Auftreten bis zum feierlichen *Hervorgang* verzichten, der fünf bis sechs Wochen nach der Entbindung stattfand. Die *Hervorsegnung* war ein Akt der Reinigung, *purificatio*, der die Wöchnerin aus dem Zustand der rituellen Unreinheit, in die sie die Niederkunft versetzt hatte, wieder befreite. Das Fest Mariae Reinigung war derjenige Feiertag im kirchlichen Jahreszyklus, der diesen Akt spiegelte und an dem

alle Wöchnerinnen in der Person der Gottesmutter stellvertretend gefeiert wurden. Am Wiener Hof bestand der Hervorgang darin, dass Mutter und Kind in feierlicher Prozession zur Loretokapelle im Augustinerkloster geleitet wurden, wo man das Neugeborene auf dem Altar der Mutter Gottes darbrachte. Üblich war lange Zeit, dass das Kind dabei von der Aya in einer Sänfte getragen wurde; seit 1751 änderte Maria Theresia den Brauch und trug ihr Kind fortan selbst in die Kapelle.[260] Auch verzichtete sie während des Wochenbetts nicht

mehr strikt auf den Besuch jedes Gottesdienstes.

Das Kind wurde von Anfang an einer Amme übergeben, wie es in den gehobenen Ständen üblich war.[261] Der Wahl der *Säugamme* wurde größte Aufmerksamkeit geschenkt. Dabei ging es vor allem um deren körperliche Qualitäten. Das vom Hof autorisierte Handbuch für die Hebammenausbildung empfahl, sie solle achtzehn bis zwanzig Jahre alt und vor etwa sechs Wochen selbst niedergekommen sein. Möglichst solle sie schon zwei bis

drei eigene Kinder haben, damit man sich ein Bild von deren gutem Gedeihen machen könne. Genaue Angaben werden zur Beschaffenheit der Brust (nicht zu fett und nicht zu schlaff) und der Milch gemacht (weißlich, nicht zu dünn und nicht zu dick). Was das Temperament anging, so wurde geraten, eine sanguinische, *blutreiche* Amme mit schwarzen oder kastanienbraunen Haaren unbedingt einer *gallichten* mit weißgelben oder roten Haaren vorzuziehen. Die Amme solle zudem von starker

Leibesbeschaffenheit sein und dürfe nicht *aus dem Munde, auch nicht von den Achseln und von den Füßen riechen*, weil dies Zeichen schlechter Gesundheit seien, und selbstverständlich dürfe sie auch keine erblichen Krankheiten wie Kropf, *hinfallende Krankheit und venerische Seuche* haben.[262] Maria Theresia legte Wert darauf, dass van Swieten die ausgewählten Ammen persönlich begutachtete.[263] Auch die Ernährung der Ammen lag ihr am Herzen: *Ich finde nicht was ungesundes, indeme Sie 6 Speisen zu Mittag, 4 abends,*

unter Tags und Nacht gute Suppen haben mus. [264] Andere als körperliche Qualitäten scheinen bei der Wahl der Amme indessen keine Rolle gespielt zu haben.

Die neugeborenen *Herren und Frauen*, wie man sie nannte, waren Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit – aber auf ganz andere Weise, als es später unter dem Einfluss einer neuen Kultur der Empfindsamkeit in Mode kam. Es ist viel darüber gestritten worden, ob die Mutterliebe womöglich erst eine bürgerliche Erfindung des späten

18. Jahrhunderts gewesen sei.[265] Zweifellos unterliegen auch Gefühle historischem Wandel, und zweifellos veränderten sich die Vorstellungen davon, was eine gute Mutter sei und was sie zu tun habe, in der Zeit um 1800 ganz erheblich. Die eigenen Kinder selbst zu stillen gehörte wesentlich zu dem neuen Ideal der Mutterliebe, das Rousseau in scharfer Abgrenzung zum Ammenwesen der *zivilisierten Stände* in seinem Schlüsselwerk ‹Emile› entwarf. Das Buch – mit einem Säugling an der Mutterbrust und spielenden Kindern unter einer

Rousseau-Büste auf dem Titelkupfer – erschien 1762, als Maria Theresias letztes Kind Max Franz schon sechs Jahre alt war, in den Genuss dieser neuen Praxis also nicht mehr hätte kommen können. Wenn Maria Theresia diesem neuen Ideal nicht entsprach, bedeutet das indessen nicht, dass sie ihre Kinder nicht liebte, sondern nur, dass sie unter Mutterliebe etwas vollkommen anderes verstand.

Abb. 25: Maria Theresia stillt das Kind einer Bettlerin. Stich von Albrecht Schultheiß nach einem Gemälde von Alexander von Liezen-Mayer, 1868

Umso erstaunlicher ist, wie das

Bild, das man sich im
19. Jahrhundert von ihr machte, radikal dem neuen Bild empfindsamer Mütterlichkeit angepasst wurde. Ein populärer Stich von 1868 nach dem Gemälde des erfolgreichen ungarischen Historienmalers Liezen-Mayer zeigt Maria Theresia als lichtbeglänzte, bildschöne junge Mutter, die sich in malerisch drapierter blauseidener Robe in einem lauschigen Park unter Bäumen auf einer steinernen Stufe niedergelassen hat und mit liebevoll-sanftem Blick einem Säugling die Brust gibt (Abb. 25).

[266] Es ist nicht ihr eigenes Kind – das nämlich wird von einer Kammerfrau im Hintergrund auf üppigen spitzenbesetzten Kissen im Arm gehalten. Hinter der Herrscherin im Schatten sitzt schlafend eine abgehärmte Frau in Schwarz: die Mutter, der das Tuch, in das der Säugling gewickelt war, gerade aus den erschlafften Händen gleitet. Das Bild illustriert eine populäre Legende des 19. Jahrhunderts, wonach Maria Theresia beim Spaziergang durch den Schlosspark von Schönbrunn eine von Elend und Erschöpfung

überwältigte Bettlerin mit ihrem Kind erblickt und sich des weinenden Säuglings angenommen habe, um ihm die allerhöchste Mutterbrust zu geben: «Der herzzerreißende Anblick läßt die Kaiserin, die selbst ein Kind gleichen Alters und für dasselbe so reichliche Nahrung besitzt, keinen Augenblick zaudern; sie legt den armen Wurm an ihre eigene Brust und schaut mit lebhafter Befriedigung auf das sichtlich erquickte kleine Wesen.»[267] Die Darstellung musste bei jedem Betrachter das Bild der

Gottesmutter evozieren; sie steht in der langen Tradition des Bildtopos der *Maria lactans*, der milchspendenden Mutter Gottes. Die Anekdote hatte mit der höfischen Lebenswelt des 18. Jahrhunderts nicht das Mindeste zu tun. Auch hat sich Maria Theresia nie als Mutter mit einem ihrer eigenen Kinder auf dem Arm porträtieren lassen. Und sie kam auch nicht mit einfachen Untertanen derart hautnah in Berührung – es sei denn im Rahmen einer strengen rituellen Inszenierung, wenn sie am

Gründonnerstag zwölf ausgewählten Frauen aus dem Volk die Füße wusch und küsste.[268] Die Darstellung der stillenden Mutter im Park verrät nichts über Maria Theresia, aber viel über ihren Mythos im 19. Jahrhundert.[269] In dem Historienbild verbindet sich das Weiblichkeitsideal der späteren Zeit mit dem Ideal der Herrscherin als nahrungsspendender, liebender Landesmutter, die die Not ihrer armen Untertanen lindert. Was hier ganz wörtlich verstanden und als Idyll ins Bild gesetzt wird, ist

Maria Theresias berühmter Satz, sie sei ihrer *Länder allgemeine und erste Mutter*.[270]

VII
DISTINKTIONEN UND FINESSEN

~

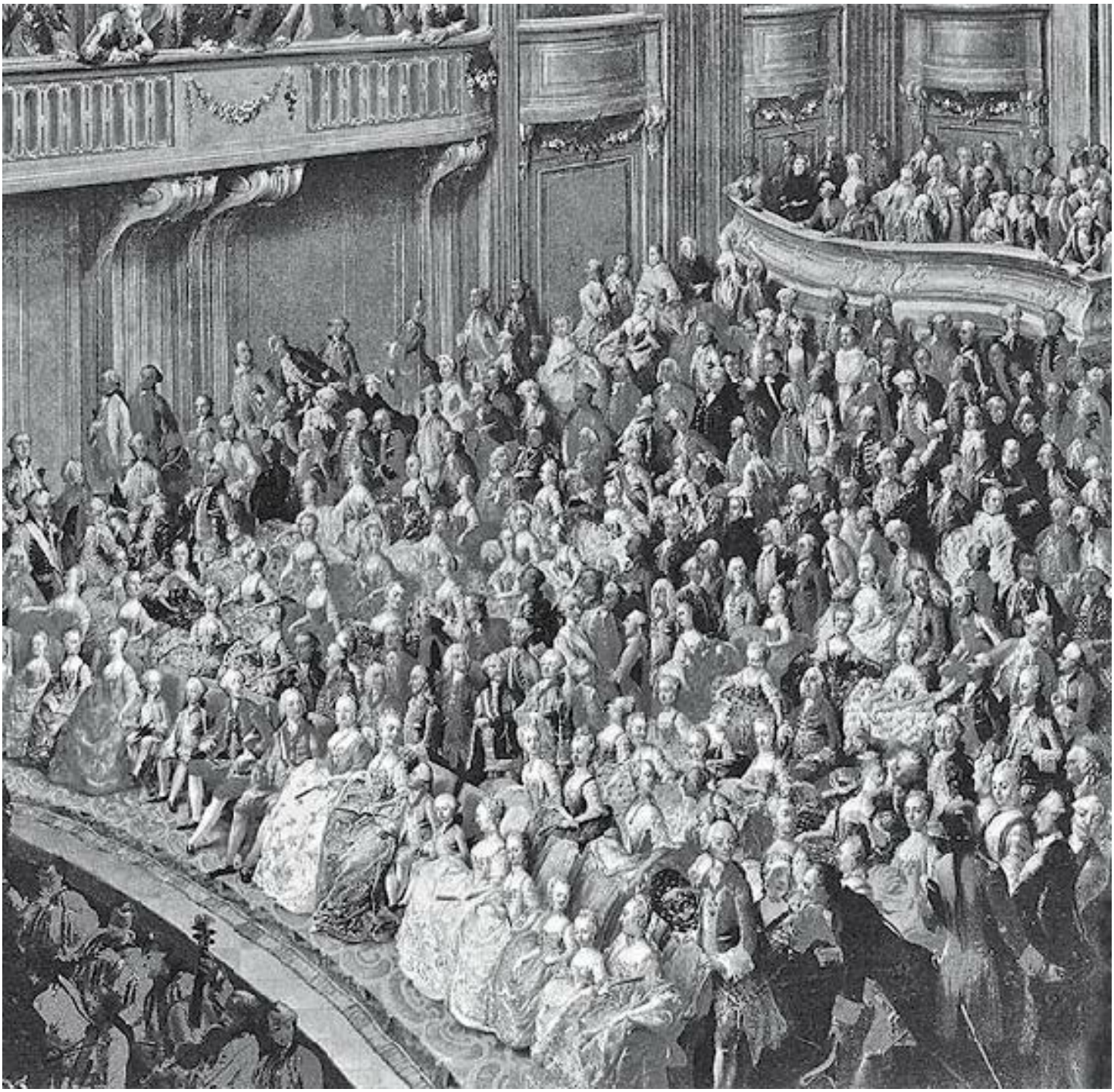


Abb. 26: Hofgesellschaft im Theater in Schönbrunn anlässlich der Hochzeit Josephs mit Isabella von Parma, 1760. Werkstatt Martin van Meytens

Audienzen

Maria Theresia liebte ihre Untertanen und sie wurde von ihren Untertanen geliebt, ja angebetet. Das jedenfalls behaupten Historiker wie Zeitgenossen. Fragt man sich, was das eigentlich genau bedeutet haben kann, dann stößt man immer wieder auf denselben Topos: ihre Zugänglichkeit für jeden, selbst den Geringsten ihrer Untertanen. Alfred von Arneth formulierte es so: «Das Bezaubernde ihres persönlichen Auftretens, die herzgewinnende Art

und Weise, mit der sie Allen begegnete, die Unbeschränktheit des Zutritts zu ihr, der sichtliche Antheil, mit dem sie die Bitten und Klagen des Geringsten ihrer Unterthanen hörte und sich bemühte, Trost und Hilfe zu gewähren, die lebhaften Ausdrücke wirklichen Bedauerns, mit welchen sie selbst eine abschlägige Antwort zu versüßen wußte […], all dies gewann ihr die bewundernde Verehrung eines Jeden, der sich ihr nahte.»[1] «Immer hatte sie Zeit und Lust […] zur Anhörung der Bitten oder Beschwerden ihrer

Unterthanen.»[2] Ähnlich formulierte es auch Voltaire, als er in seiner ‹Geschichte Ludwigs XV.› auf Maria Theresias Regierungsantritt zu sprechen kam: *Sie war Herrscherin über alle Herzen durch eine volksnahe Zugänglichkeit – affabilité populaire –, die ihre Vorfahren selten an den Tag gelegt hatten. Sie verbannte die steife Etikette und Arroganz, die eine Herrschaft so verhasst machen können, ohne ihr doch mehr Respekt zu verschaffen. […] Maria Theresia eröffnete allen Damen und Offizieren von Stand*

Zutritt zu ihrer Tafel, die Ständevertreter sprachen offen mit ihr, niemals verwehrte sie eine Audienz, und niemals verließ jemand sie unzufrieden.[3] Dass Maria Theresia «ihr Volk liebte», war offenbar der Grund dafür, dass ihr Volk es ihr mit Gegenliebe vergalt. Ein gelehrter französischer Diplomat, der sich eine Weile in Wien aufgehalten hatte, schwärmte rückblickend: *Man weiß nicht, was mehr zu bewundern ist, die äußerst liebenswürdige und vertrauensvolle Art, wie die Kaiserin mit ihren Untertanen umging, oder*

die kostbare Erwiderung dieser Liebe, die Verehrung durch die Untertanen, mit der sie dafür belohnt wurde. [4]

Liebenswürdigkeit, Ungezwungenheit, Zugänglichkeit der Kaiserin, das waren nicht erst Zuschreibungen des 19. Jahrhunderts, als ein neues Ideal des volksnahen konstitutionellen ‹Bürgerkönigtums› sich etablierte,[5] sondern das sahen auch schon viele ihrer Zeitgenossen so. Doch was hieß das damals eigentlich genau: «alle lieben und von allen geliebt werden»? Das Lob Maria Theresias

entsprach zunächst einmal einem ganz alten Topos. Für jedermann zugänglich zu sein und jedermanns Anliegen anzuhören galt traditionell als Gradmesser und Symbol des guten Herrschers. Es entsprach der *clementia* als klassischer Herrschertugend und unterschied den Monarchen vom Tyrannen. Der gute Herrscher traditionellen Stils sorgte für Frieden und Gerechtigkeit, indem er auf Klagen antwortete, Konflikte schlichtete und Verdienste belohnte. Er erfüllte Bitten und stillte Beschwerden, aber er

entwarf keine Zukunftsprogramme und gestaltete die Verhältnisse nicht um. Die Untertanen kamen zu ihm und er hörte sie an, doch er ging nicht auf die Untertanen zu. Dieses Ideal der ‹Responsivität›[6] entsprach einer Kultur der persönlichen Anwesenheit, der Kommunikation von Angesicht zu Angesicht. Potentiell sollte jeder Untertan, so die Vorstellung, persönlich vor dem Thron erscheinen und dem Herrscher (bzw. der Herrscherin) seine Anliegen vortragen können. Der Herrscher sollte jedermanns

Beschwerden anhören und dabei zugleich freundlich und gravitätisch sein, denn er sollte geliebt, aber auch gefürchtet werden.[7] Selbstverständlich war die tatsächliche Reichweite dieser Art persönlicher Kommunikation zwischen Herrscher und ‹Volk› sehr begrenzt; der Herrscher war fern und von den einfachen Untertanen durch eine Reihe intermediärer, vermittelnder Herrschaftsträger getrennt. Doch der Topos der Gnade, Milde und Zugänglichkeit prägte die Sprache, in der über Herrschaft geredet wurde. Es war

eine Sprache der persönlichen Nähe und Familiarität – so anonym das Verhältnis de facto für die allermeisten Untertanen auch gewesen sein mochte.

Dass das Lob Maria Theresias einem klassischen Topos der Herrscherpanegyrik entsprach, ist das eine. Es fragt sich dann aber, worauf diese Urteile in ihrem Fall gründeten. Was hatte es mit der allgemeinen Zugänglichkeit und der natürlichen Ungezwungenheit Maria Theresias auf sich? Worin bestand ihr *Geheimnis, sich die Liebe und Bewunderung aller Welt zu*

erringen, wie Podewils es formulierte – der das für nichts anderes als eine perfide Herrschaftsstrategie und eine geschickt gewählte Maske hielt.[8] Wie muss man sich die direkte Kommunikation zwischen der Monarchin und ihren Untertanen vorstellen? Wie und wo trafen sie aufeinander und wie gingen sie miteinander um? Und wer war mit *alle Welt* tatsächlich gemeint?

Der klassische Ort der Begegnung mit dem Herrscher oder hier: der Herrscherin war die Audienz, bei der der Untertan

buchstäblich *Gehör* fand. Ein Beispiel dafür, wie sich so etwas aus der Perspektive der Empfangenen darstellte, liefert der Besuch der Eheleute Gottsched in Schönbrunn. Die Gottscheds waren zwar keine direkten Untertanen Maria Theresias, sondern des Kurfürsten von Sachsen, lebten aber immerhin in einem Land, das zum Heiligen Römischen Reich gehörte. Im September 1749 machten sich Luise Adelgunde Victoria und Johann Christoph Gottsched auf den Weg, um *das glänzende Wien zu besuchen und die*

Monarchin zu sehen, die noch mehr Herzen beherrscht, als die Gränzen ihrer weiten Reiche in sich fassen.[9] Die Gottscheds waren in den literarischen Zirkeln des protestantischen Deutschland als tatkräftige Vorkämpfer für die Reinigung der deutschen Sprache und Dichtkunst berühmt, woran die hochgelehrte Frau Gottschedin (1713–1762) nicht weniger Anteil hatte als ihr Mann, der renommierte Leipziger Professor. Ihre Reise nach Wien diente nicht nur der Bildung und Unterhaltung, sondern vor allem den

kulturpolitischen Anliegen Gottscheds, dessen Ruf im literarischen Deutschland durch kritische Angriffe zunehmend in Zweifel gezogen wurde. Es galt also die Gunst der Kaiserin zu gewinnen und damit die Kritiker in die Schranken zu weisen. Gottscheds Name war am Wiener Hof nicht völlig unbekannt, denn sein Drama ‹Sterbender Cato› war dort im Jahr zuvor aufgeführt worden. Trotzdem konnten die Eheleute bei Hof keineswegs einfach vorsprechen. In der Stadt angekommen, mussten sie sich erst

einmal in Geduld fassen. Wer bei Hof Zutritt suchte, hatte sich stets auf eine unbestimmte Wartezeit einzustellen; er musste *sollizitieren* und *antichambrieren*, Fürsprecher suchen und auf Vorladung warten. Die Kaiserin sahen die Gottscheds in dieser Zeit nur von weitem, als sie inmitten der Volksmenge am Straßenrand der öffentlichen Prozession zum Stephansdom anlässlich des jährlichen Dankgottesdienstes für das Ende der Türkenbelagerung Wiens 1683 zuschauten. Schon das löste bei der Gottschedin größtes Entzücken aus.

In einem Brief an Friedrich Heinrich von Seckendorf, der ehemals österreichischer Feldmarschall gewesen war,[10] schwärmte sie: *Die majestätische Schönheit dieser Monarchin, die aller Herzen und aller Augen […] auf sich zog, rührte meine ganze Seele.*[11] Außerdem suchten die Eheleute alle die Orte im Umkreis des Hofes auf, die schon damals in den Reiseführern als sehenswürdig beschrieben und Reisenden von Stand gegen ein Eintrittsgeld geöffnet wurden:[12] die grandiose Hofbibliothek, das Münzkabinett

und die Gemäldegalerie in der Stallburg,[13] wo sich Luise Gottsched nicht so sehr von den Werken Raffaels, Tizians oder Rubens' beeindruckt zeigte wie vom Porträt der Kaiserin.

Besichtigen konnten sie auch Kloster Neuburg und das Jagdschloss Hetzendorf. Mit Eintrittsbillets zugänglich war das Theater an der Burg, wo sie einmal das Glück hatten, die Kaiserin in ihrer Loge sitzen zu sehen. So verkürzten sie sich die Wartezeit, bis es ihnen schließlich durch hochadelige Fürsprache gelang, zur

Audienz vorgelassen zu werden. Ihr Gastgeber in Wien war Franz Christoph von Scheyb, ein dichterisch ambitionierter Sekretär bei der niederösterreichischen Regierung und Anhänger von Gottscheds Sprachreinigungsprogramm, der sich selbst dem Hof 1746 durch ein panegyrisches Versepos auf Maria Theresia empfohlen hatte und mit dem die Gottscheds eine österreichische Akademie auf die Beine stellen wollten.[14] Über ihn kam das Paar unter anderem mit Nikolaus Esterházy in Berührung,

dessen Vermittlung sie schließlich den Zutritt verdankten.

Der Obersthofmeister bestellte sie sonntags morgens um zehn Uhr nach Schönbrunn ins *Vorzimmer*. Das ehemalige Jagdschloss war gerade von dem Hofarchitekten Nicolaus Pacassi mit enormem finanziellem Aufwand zu einer eleganten und großzügigen Sommerresidenz umgebaut worden. Es sollte bequemer sein als die Hofburg, aber auch dem wiedergewonnenen kaiserlichen Rang Rechnung tragen, neuesten ästhetischen Maßstäben genügen

und sich in der Konkurrenz mit Versailles behaupten. Vor allem bot Schönbrunn mehr Raum für großzügige geometrische Gartenanlagen als die Hofburg, die durch den alten Wiener Befestigungsring auf die eng bebaute, dicht besiedelte Innenstadt beschränkt bleiben musste.[15] Da die erste Version des Sommerschlosses dem Kaiser nicht gefallen hatte,[16] wurde bis 1750 bei laufendem Hofbetrieb weiter umgebaut, so dass zum Zeitpunkt, als die Gottscheds vorsprachen, das Gebäude noch

immer partiell eine Baustelle war. Der Ostflügel mit den Zeremonialappartements war allerdings 1749 gerade fertig geworden (Abb. 27). Offizielle Besucher betraten das Schloss über den Ehrenhof im Norden durch das Hauptportal und wandten sich dann nach rechts zu der repräsentativen Ehrentreppe, der Blauen Stiege, über die sie zur Nobeletage hinaufgelangten. Waren sie zur förmlichen Audienz bei Kaiser und Kaiserin geladen, so gingen sie zuerst durch eine Antekammer und dann an

ungarischen und deutschen Garden vorbei durch die vierzig Meter lange, ganz von Fenstern auf der einen und Spiegeln auf der anderen Seite beherrschte Große Galerie und warteten dort, bis sie in die kleine und dann in die große Antecamera eingelassen wurden, an die im Süden die Ratstube des Kaisers anschloss.[17] Die Appartements der Kaiserin lagen an der Ostseite und waren nur über eine Reihe anderer Kammern und Gänge zu erreichen. Es gab auch direktere Zugänge zu den Räumen Maria Theresias; man konnte zum

Beispiel den Weg über die kleine Kapellenstiege im Ostflügel nehmen, doch es war ein seltenes Zeichen besonderer Gnade und Familiarität, Besucher *par surcroît de bonté durch eine besondere Treppen zu sich hinauf kommen* zu lassen.[18] Der übliche Weg durch die Große Galerie in die Große Antekammer folgte einer Strategie der effektvollen Steigerung. Jede der hohen, von Garden bewachten zweiflügeligen Türen, die die Besucher passieren durften, erhöhte ihre gespannte Erwartung. Alles war darauf angelegt,

ambivalente Gefühle zu erzeugen: Mit jeder Schwelle, die man überschritt, wurde man stärker eingeschüchtert und zugleich höher persönlich ausgezeichnet.

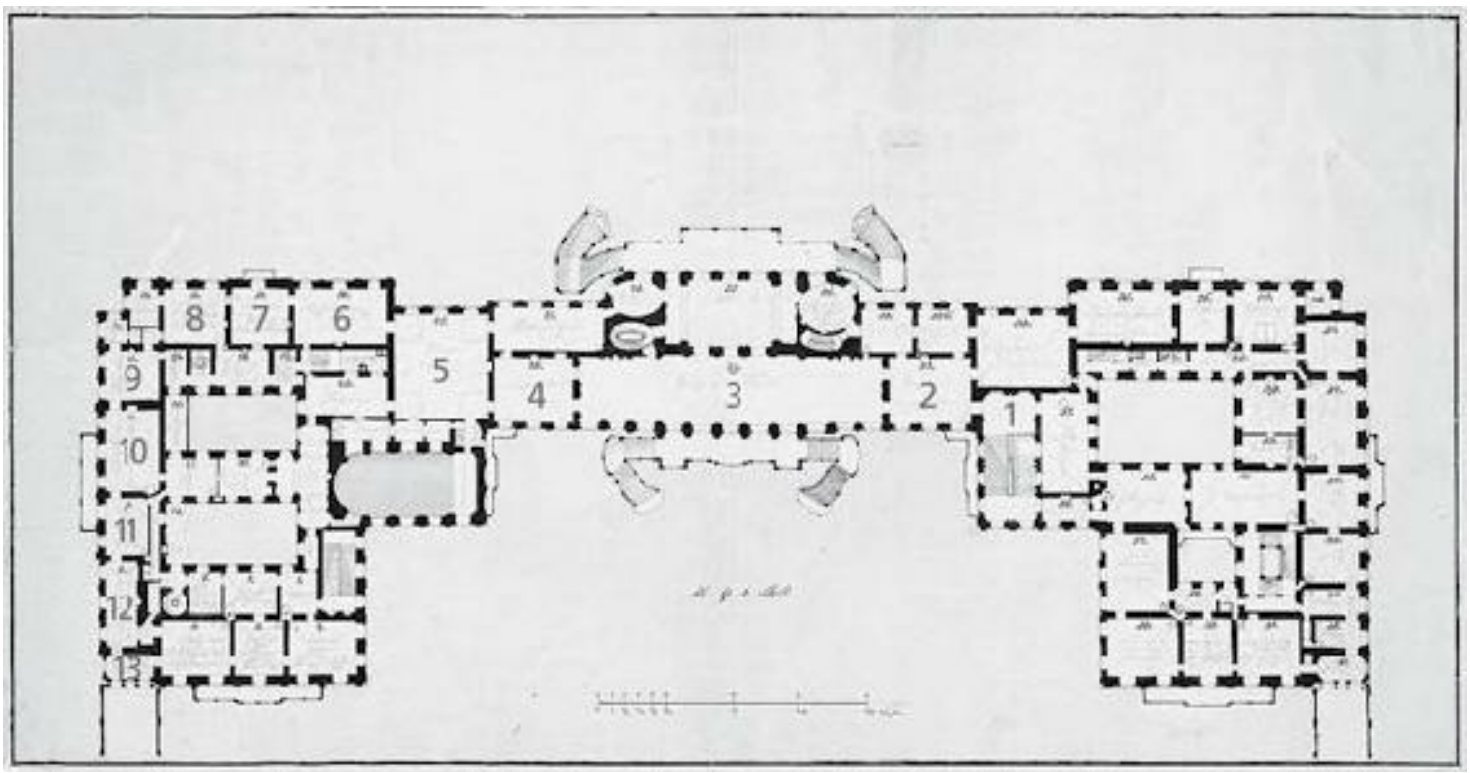


Abb. 27: Nobeletage des Schlosses Schönbrunn um 1750
1 Blaue Stiege, 2 Antecamera, 3 Große Galerie, 4 Antecamera, 5 Zeremoniensaal,

5–8 Appartements des Kaisers,
8 Gemeinsames Schlafzimmer, 8–13
Appartements der Kaiserin

In der Beschreibung der Gottschedin ist von anderen Besuchern bei dieser Audienz wohlweislich keine Rede; sie erweckt den Eindruck einer intimen Privataudienz. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass sie und ihr Mann die Einzigen waren, die an diesem Vormittag empfangen wurden, denn der Sonntagmorgen nach dem Gottesdienst war regelmäßig der öffentlichen Audienz gewidmet.

[19] Eine öffentliche Audienz unterschied sich grundlegend von der streng durchformalisierten, hoch symbolbeladenen diplomatischen Antritts- und Abschiedsaudienz, die den Botschaftern auswärtiger Souveräne vorbehalten war,[20] und von einer Privataudienz, bei der man einzeln eintreten durfte und die Türen zum Empfangszimmer von den Türhütern wieder geschlossen wurden. Öffentliche Audienzen hingegen hießen buchstäblich so, weil die Türen zum Audienzzimmer

dabei halb geöffnet blieben.[21] Einzelaudienzen gab Maria Theresia nur noch sehr selten, was diejenigen ärgerte, die Anspruch darauf zu haben glaubten. Die öffentlichen Audienzen trugen andererseits zu ihrem Ruf als außergewöhnlich zugängliche Herrscherin bei.[22] Dass ausgerechnet die Gottscheds einer der ganz raren Privataudienzen gewürdigt worden wären, ist nicht anzunehmen, zumal sich im Tagebuch des Oberstkämmerers keine Spur von ihrem Besuch findet.

Im Vorzimmer[23] wurden die Gottscheds von der Obersthofmeisterin Trautson in Empfang genommen und mit einer *sehr vortheilhaften Empfehlung* den drei ältesten Erzherzoginnen Marianne, Marie Christine und Elisabeth vorgestellt. *Und wir erhielten mit dem huldreichsten Blicke die Erlaubniß, Ihnen die Hände zu küssen.*[24] Die ältesten Töchter des Kaiserpaares waren zu diesem Zeitpunkt elf, sieben und sechs Jahre alt. Der Handkuss war ein Bestandteil des kaiserlichen Zeremoniells, das erst Karl VI. aus

Spanien importiert hatte; er war ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Kaiserhofes gegenüber den anderen deutschen Fürstenhöfen. Für fremde Gesandte bedeutete es eine Zumutung, zu dieser Unterwerfungsgeste nicht nur beim Kaiser selbst, sondern bei der gesamten Kaiserfamilie genötigt zu werden,[25] für alle anderen Besucher ebenso wie für die Mitglieder des Hofstaats hingegen war es eine Gnade, deren sie gar nicht oft genug teilhaftig werden konnten. Der Oberstkämmerer

etwa nutzte seinen privilegierten Zugang zur Kaiserin, indem er ihr bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Hand küsste, obwohl er wusste, dass ihr das eigentlich lästig war.[26]

Nach einer Weile wurden die Gottscheds in ein Zimmer gerufen, *welches an der Kayserin Zimmer sties*.[27] Dort mussten sie eine Weile warten, wobei die Obersthofmeisterin mit ihnen ein wenig Konversation machte, bis die Kaiserin erschien. Luise Gottsched beschreibt ihre eigene Ergriffenheit: *Ich wollte auf das*

linke Knie fallen, und der Kayserin Königin mit dem redlichsten deutschen Herzen ein spanisches Compliment machen, schreibt sie an Seckendorf, *aber bald hätte ich ganz niedergekniet, und mit den christlichsten Gesinnungen einer Abgötterey können beschuldiget werden.* [28] Die sächsische Protestantin spielt darauf an, dass der Kniefall vor dem Kaiser zu Zeiten schärferer konfessioneller Fronten ein großes Skandalon gewesen war. Bei den evangelischen Reichsfürsten, die auf ihre *teutsche Libertät* pochten,

war diese Unterwerfungsgeste ehemals als *spanische Servitut* und papistische Götzendienerei verpönt gewesen. Luise, so die Botschaft an ihren Briefpartner, vergaß in diesem Moment ihre redliche deutsch-protestantische Gesinnung, dermaßen überwältigt war sie *über die Gegenwart dieser großen Frau, voll Begierde Ihr mein Herz zu Füßen zu legen*. Aufs Knie zu fallen war das Mindeste, was jeder Besucher gleich welchen Standes in einer kaiserlichen Audienz zu tun hatte. Das spanische Hofzeremoniell sah eigentlich drei Kniefälle vor, wenn

man sich der Herrscherin näherte. Diese Regel wurde zwar, sehr zum Unwillen des Oberstkämmerers, nicht mehr so streng beachtet wie unter Karl VI. Doch den Kniefall ganz zu erlassen und sich mit der *französischen Reverenz*, also einer tiefen Verbeugung zu begnügen, lag Maria Theresia völlig fern. Im Gegenteil; man erzählte sich die Anekdote, wonach sie einen jungen Kavalier, der ihr die Reverenz mit steifen Knien machte, die Hand auf die linke Schulter gedrückt und ihn so genötigt habe niederzuknien.
[29] Erst ihr Sohn Joseph schaffte

den Kniefall später, nach ihrem Tod, grundsätzlich ab: Kein Mensch sollte mehr vor einem anderen Menschen knien müssen.[30]

Im Zentrum der Audienz stand eine freundliche Konversation Maria Theresias. *Die Kayserin Königin sprach sehr viel, theils mit mir, theils mit meinem Manne*. Worüber gesprochen wurde, erwähnt Luise Gottsched nicht, und das spielte auch keine Rolle. Der Sinn einer Audienz lag selten darin, *was* dabei geredet wurde, sondern vielmehr darin, *dass* sie stattfand. Das Medium war die Botschaft.

Angesichts der strengen Ökonomie der Aufmerksamkeit, die bei Hof herrschte, war schon der bloße Austausch einiger *Compliments* ein hohes Gut, dessen Wert sich vor allem nach seiner Dauer bemaß. Doch es war durchaus noch eine weitere Steigerung möglich, wie die Gottschedin in ihrem Brief effektvoll beschreibt. Sie lauschte eben noch den Worten der Kaiserin, als *jemand ins Zimmer trat, den ich für den ersten und liebenswürdigsten Staatsmann vom Kayserl. Hofe würde gehalten haben, wenn* die *Kayserin nicht gesagt hätte:*

dies ist der Herr. Hier legten wir uns beyde in der vorigen spanischen Stellung dem Kayser zu Füßen. Se. Majestat gaben meinem Manne die Hand zu küßen und hießen uns beyde aufstehen. Die staunenden Besucher fühlten sich in einen geradezu familiären Kreis einbezogen. Schließlich, um diesen Effekt noch zu steigern, sagte die Kayserin voller Gnade und Güte: *Non! Sie müssen meine andern Kinder auch sehen. Worauf wir von der Fürstin Trautson zu den übrigen drey kleinen Engeln geführet wurden.* [31] Das war nicht ungewöhnlich.

Maria Theresia führte Besuchern stets möglichst viele ihrer zahlreichen Kinder vor, das Kapital der Dynastie, die lebendige Gewähr für die Kontinuität der Herrschaft. [32] Die Gottscheds allerdings missverstanden die Vorführung als Zeichen familiärer Intimität. Dies, zusammen mit dem liebenswürdigen Konversationston der Kaiserin und dem zwanglosen Umgangsstil des Kaisers, verfehlte selten seinen Eindruck auf Besucher. Wer den Wiener Hof nicht kannte und in dessen innerstem Zentrum gravitätische

Förmlichkeit erwartet hatte, war überrascht, fühlte sich persönlich ausgezeichnet und wurde so fast zwangsläufig zu einem glühenden Bewunderer der Kaiserin. *Ich hatte oft von der steifen Etikette des Kaiserhofes gehört*, schrieb ein anderer Besucher, *aber ich fand das genaue Gegenteil.*[33]

Nach der Audienz sorgten die Gottscheds dafür, dass das literarisch interessierte Publikum im Reich auch davon erfuhr.[34] Luise hatte der Kaiserin eines ihrer Übersetzungswerke zugeeignet, woraufhin Maria Theresia ihr als

Gegengabe eine edelsteinbesetzte Haarnadel hatte schicken lassen. [35] In einem barocken Widmungsgedicht setzte die Verfasserin die Leser nun darüber ins Bild, welche übergroße Ehre ihr, der geringsten Untertanin, widerfahren war. Sich der Herrscherin in überschwänglichen Widmungstexten metaphorisch zu Füßen werfen konnte jeder, aber sich ihr tatsächlich zu Füßen geworfen zu haben, das konnte nicht jeder von sich sagen.[36] *Monarchinn, Darf ich mich zu Deinem Throne schwingen/wo ich*

voll Ehrfurcht Dich vor kurtzem noch gesehn/So bin ich zwar zu schwach, Dein hohes Lob zu singen:/Doch dankbar bin ich noch, Dein Wohlthun zu erhöhn./Das stralenreiche Pfand, was Du mir zugesendet,/Das Pfand von deiner Huld, erhabne Kaiserinn!/Hat Deiner Großmuth Bild in meiner Brust vollendet/Und zeigt, wie groß Du bist, und wie gering ich bin. [37] Auch Johann Christoph Gottsched veröffentlichte umgehend ein Loblied auf Maria Theresias Schönheit, Milde, Geistesstärke, Tapferkeit und Mutterliebe und variierte darin ein

ums andere Mal das Motiv *Man muß sie selber sehen! Ich habe sie gesehen!*[38] Die Wirkung dieser Verherrlichungsgedichte war wechselseitig: Indem das Dichterpaar seine Audienz bei der Kaiserin besang, trug es nicht nur deren Lobpreis in die Welt, sondern steigerte vor allem seinen eigenen Ruhm. Das galt nicht nur für Dichter, sondern ganz allgemein: Wem die Gnade des Zutritts zur Kaiserfamilie zuteilgeworden war, der wurde selbst von den Strahlen dieser Gnade erwärmt und beglänzt; wem sich die Türen zum

Audienzzimmer einmal geöffnet hatten, dem öffneten sich auch sonst überall leichter die Türen.

Diese Erfahrung teilten die Gottscheds unter anderem mit der Familie Mozart. Dem Vater Mozart gelang es im Oktober 1762, seine beiden Wunderkinder *Nannerl* und *Wolferl* der Kaiserfamilie in Schönbrunn drei Stunden lang vorspielen zu lassen. Als sich die Kunde von diesem Ereignis verbreitete, steigerte das ihre Bekanntheit schlagartig und eröffnete ihnen den Zugang zu den Häusern des Hofadels; Kaunitz,

Ulfeld, die Harrachs, die Kinskys, alle wollten die charmanten Klavier spielenden Kinder jetzt ebenfalls bei sich hören. Leopold Mozart setzte unverzüglich eine Anekdote von rührender Intimität in Umlauf: *Wolferl ist der Kaiserin auf den Schoß gesprungen, hat sie um den Hals genommen und rechtschaffen abgeküßt. Kurz wir waren von drei Uhr bis sechs Uhr bei ihr gewesen, und der Kaiser kam selbst in das andere Zimmer heraus, mich hinein zu holen, um die Infantin auf der Violin spielen zu hören.* [39] Ob sich das wirklich

genau so zugetragen hat, weiß man nicht – der Oberstkämmerer hat in seinem sonst so akribischen Hoftagebuch jedenfalls keinerlei Notiz von dem Auftritt genommen. Doch die Geschichte von der innigen Begegnung des kleinen Wolferl mit der Kaiserfamilie war zu herzerwärmend, als dass sie sich nicht in der kollektiven Erinnerung nachhaltig festgesetzt hätte. Im 19. Jahrhundert fand sie Eingang in den Kanon der populären Maria-Theresien-Legenden und wurde so beliebt wie sonst nur die Mutter-Kind-Szene vom ungarischen

Landtag 1741.[40] Das Kind Wolfgang Amadeus Mozart wurde nicht nur in den Kreis der Feldherren, Staatsmänner und Geistesheroen im großen Ringstraßenmonument eingereiht, sein Klavierspiel in Schönbrunn schaffte es auch bis auf die Sammelbilder der frühen Werbeindustrie.[41] Auf Maria Theresia hatte der Auftritt des sechsjährigen Wolfgang Amadeus allerdings offenbar einen weniger nachhaltigen Eindruck gemacht als erhofft. Nach der Audienz beschenkte sie ihn und seine

Schwester zwar mit zwei abgelegten Galakleidern ihrer eigenen Kinder und mit 100 Dukaten (also ungefähr achtmal so viel, wie Leopold Mozart im Monat in Salzburg verdiente); auch lud sie sie ein, der Herrscherfamilie ein paarmal bei der öffentlichen Tafel zuzusehen. [42] Doch als ihr Sohn Ferdinand den jungen Mozart einige Jahre später in Mailand als Hofkapellmeister einstellen wollte, nachdem er ihn auf seiner Hochzeitsfeier erlebt hatte, riet sie ihm knapp, er solle sich nicht mit

derart unnützem Gesindel belasten. Es schade nur dem Ansehen seines Hofes, wenn solche Leute mit ihrem großen Familienanhang dort überall wie Bettler herumhingen. [43] Musiker, ebenso wie Dichter, Gelehrte, Maler, Architekten, ganz gleich wie genial, gehörten aus der Perspektive der Herrscherin zur potentiellen Dienerschaft; mit ihnen verkehrte sie keineswegs auf gleicher Augenhöhe. Wie die Besucher und die weitere Öffentlichkeit die Gnade der kaiserlichen Audienz wahrnahmen und wie die Kaiserin selbst sie

wahrnahm, war ganz offensichtlich zweierlei.

Die Gottscheds und die Mozarts gehörten zur Schicht der Gelehrten und Künstler, die sich durch besondere Verdienste um die Verherrlichung der Monarchin unter günstigen Umständen Zugang zum Hof verschaffen konnten. Für die *geringen Untertanen* galt das nicht. Wenn sie es schafften, der Kaiserin persönlich zu begegnen, dann hatte das etwas geradezu Märchenhaftes. Einen solchen Ausnahmecharakter hatte die

sonderbare Audienz des *Hoftyrolers* Peter Prosch.[44] Prosch (1744–1804) war ein mittelloser Waisenjunge aus Ried im Zillertal, der als Wanderhändler durch Österreich und die süddeutschen Reichsterritorien zog, durch vielerlei Zufälle in die Hände der Höflinge fiel, sich mit seinen Späßen bei ihnen beliebt machte und fortan von ihnen herumgereicht, gequält und gehätschelt wurde. Er war ein Grenzgänger zwischen großer Welt und tiefstem Wald und wurde in beiden Welten gleichermaßen als

Wundermensch bestaunt.[45] In Schönbrunn erschien er kaum weniger exotisch als ein Hofmohr oder Hofzwerg. Als Vagant hätte Prosch mit etwas Pech auch dem Wasserschub nach Temešvar zum Opfer fallen können;[46] als Liebling der Damen und Herren an den süddeutschen Höfen kam er etwas besser davon. Er machte aus der Not eine Tugend und spielte den Hofnarren – zu einer Zeit, als das eigentlich schon anachronistisch geworden war und nicht mehr dem aufgeklärten Geschmack entsprach. Im Alter

hielt er das alles in einer Autobiographie fest, die erst sehr viel später im Revolutionsjahr 1789 erschien und ein Verkaufserfolg war. Das Buch wurde von genau dem gleichen höfischen Publikum gekauft, das sich darin selbst beschrieben fand.[47] Maria Theresia spielte in dieser Lebensbeschreibung eine Schlüsselrolle.

Prosch stilisiert sich in dieser Autobiographie als einen Tiroler Simplicissimus. Er schreibt seine Lebensgeschichte wie einen Schelmenroman und reichert sie

mit allerlei Schwank- und Märchenmotiven an: Der kleine Sohn armer Bauern, jüngstes von elf Geschwistern, verliert mit acht Jahren nacheinander Vater und Mutter, wird aus dem Elternhaus vertrieben, hungert und hat kein Dach über dem Kopf. Eines Tages erscheint ihm im Traum die Kaiserin, die *von allen ihren Untertanen nicht umsonst als eine wahre Mutter geliebt wurde*,[48] und gewährt ihm die Gnade, eine Hütte zu bauen und dort Schnaps zu brennen. Da macht er sich auf den langen Weg ins kaiserliche Schloss,

um die Prophezeiung zu erfüllen. Nach vielen Widrigkeiten, als er schon jeden Mut verloren hat, gelingt es ihm, tatsächlich von der Kaiserin empfangen zu werden. Sein Weg liest sich wie eine Parodie auf die klassische höfische Aufsteigerkarriere mit allem, was dazugehört: einflussreiche Gönner, Empfehlungen und gestelzte Bittschriften, immer neues Bemühen um Zutritt, langes Warten auf eine günstige Gelegenheit, Hindernisse, Rückschläge, glückliche Zufälle und endlich der überraschende Erfolg.

Seine erste Audienz bei der Kaiserin Ende September 1757 in Schönbrunn schildert Prosch aus der Perspektive des tolpatschigen Naturkinds, das sich zum Gespött des höfischen Publikums macht, aber schließlich von der guten Landesmutter in Gnaden aufgenommen und reich belohnt wird. Nach einer zufälligen Begegnung in der Messe bei den Kapuzinern, wo Prosch als Ministrant gedient hatte, ließ Maria Theresia den Dreizehnjährigen unversehens durch einen Kammerdiener zu sich

rufen. *Mit Freude, Furcht, Angst und Zittern wanderte ich mit ihm durch die Wachten und über die Stiegen hinauf […] Ich war barfuß und meinen Hut hatte ich unter dem Arm […] Ich schaute um und um, wispelte ein Stückl [sang ein Liedchen], und alle, die da waren, lachten, weil sie sahen, daß ich nicht wußte, was ich tat.* [49] Aus Angst macht er sich in die Hose, verwechselt ein Kammerfräulein mit der Kaiserin, erkennt sich selbst in seinem vervielfachten Spiegelbild nicht wieder und fällt über die eigenen Füße – alles

traditionelle Schwankmotive, mit denen der Autor sein Lesepublikum zu unterhalten suchte. Es ist daher schwer zu unterscheiden, was daran nachträgliche literarische Ausschmückung ist und was die realistische Darstellung eines Auftritts, mit dem der Dreizehnjährige seinerzeit tatsächlich das Hofpublikum amüsierte.[50] Das gilt auch für den zutraulichen Dialog, den er unter dem Gelächter der Hofleute mit den Worten *Bist Du unsre Kaiserin Marie Theresl?* eröffnet. Nachdem er ihr von seinem Traum

erzählt hat, verspricht sie ihm das gewünschte Privileg zum Branntweinbrennen, doch er lässt sich den Gnadenerweis vorsichtshalber schriftlich geben.

Es folgt ein Gespäch über die wechselseitige Liebe zwischen Herrscherin und Untertanen:

> *‹Was sagen denn sonst die Tiroler von mir, haben sie mich lieb?› ‹Ich hab dirs ja schon gesagt; wenn ich nichts Gutes von Dir gehört hätte, so hätte mir auch nichts Gutes geträumet und ich wäre auch heut nicht bei dir; durchaus in unserm Lande vom Größten bis zum Kleinsten sagt ein jeder, du seist das*

beste Mensch, und die Welt bringt uns kein solches Weibsbild mehr hervor, wie du bist.› Sie lachte herzlich und sagte: ‹Das freut mich, ich habe die Tyroler auch gern, denn sie sind treu und aufrichtig.› Sie griff mit ihrer linken Hand in ihre Kamisoltasche, nahm vierundzwanzig Kremnitzer Dukaten heraus und opferte solches in meinen Hut. Itzt verließ mich der Atem, ich setzte den Hut auf den Boden nieder, […] küßte ihr also die Hand, nahm sie bei der Mitte, sprang und hüpfte um sie herum und sang ‹Drall lall la, Drall lall la!› Wer war nun reicher und herrlicher als ich?[51]

Warum das Publikum das amüsant fand, liegt auf der Hand: Der Narr führte die Distanz zwischen Oben und Unten gerade dadurch drastisch vor Augen, dass er sie vollständig ignorierte, die Kaiserin duzte, sie anfasste, ihr im Modus der Gegenseitigkeit begegnete: *‹Ja Kaiserin›, sagte ich, ‹wenn du auch einmal ins Tyrol kommst, will ich dir gewiß auch etwas schenken, weil du mir ein Häusl bauen läßt.›*[52] Die Pointe lag im Paradox: Der kleine Narr durfte es sich herausnehmen, der Kaiserin auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, denn

gerade dadurch erwies er sich als Narr. Nach dem Empfang bei der Kaiserin folgte, wie auch sonst üblich, ein Besuch beim jungen Erzherzog. Der zehnjährige Leopold will ihn als Soldaten für sein Regiment dabehalten: *Er nahm sein Reitpeitschl, ich war Pferd, und also machten wir aus seinem Zimmer die Reitschule.* Am nächsten Tag wird er im großen Saal der Hofgesellschaft vorgeführt; er trifft die *Elephantin von Spanien* und man lässt ihn mit *des Generals Daun Tochter eins tanzen. […] Ich machte Sprünge und Purzelbäume; alle*

lachten und hatten eine große Freude.[53]

Was Peter Prosch später rückblickend wie ein Märchen erzählt, als Erfüllung eines prophetischen Traumes nach allerlei Prüfungen und Missgeschicken mit Maria Theresia in der Rolle der Märchenkönigin oder guten Fee, hat sich tatsächlich – so oder ähnlich – ereignet; andere Quellen legen das nahe.[54] Die Begegnung mit der Kaiserin verhalf dem Tirolerjungen an den süddeutschen Höfen zu regionaler Berühmtheit: In

Würzburg und Bamberg, in Augsburg und Regensburg, München und Ansbach wurde er in der Folgezeit immer wieder an die Tafel geholt, um den Herren und Damen die Langeweile zu vertreiben. Der böhmische Kanzler Graf Chotek und seine Frau nahmen ihn zeitweilig in ihrem Haus in der Wiener Josephstadt auf; in Würzburg war er der Liebling des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim. Die Phantasie der Pagen und Kavaliere an den geistlichen Residenzen, ihn zu quälen, kannte keine Grenzen.

Man nähte ihm Feuerwerkskörper in die Kleidung und zündete sie an, man setzte ihn auf einen elektrischen Apparat und traktierte ihn mit Stromschlägen, man band ihn auf einem wilden Pferd fest und jagte ihn ins Feld hinaus; man entführte ihm sein Mädchen; man machte ihn zum Paten eines Esels, ernannte ihn zum *Kammerherrn von hinten und Nachtstuhlbewahrer* und führte ihm und dem Hofjuden in Anwesenheit der Hofgesellschaft Klistiere ein. Die hohen Herren und Damen lachten herzlich über ihre lustigen Einfälle, hatten die größte

Freude an der Todesangst ihres *Hoftyrolers*, mochten ihn dabei aber, so versichert er, *sehr gern* und bezahlten ihn gut für all die Misshandlungen.[55] Immer wieder kehrte er zwischendurch in sein Heimatdorf zurück, versuchte sich dort mit verschiedenerlei Handel und Branntweinausschank notdürftig zu ernähren, und machte sich dann stets erneut auf die Reise.

Es blieb nicht bei der einen Begegnung mit der Kaiserin. Als sich der ganze Hof 1765 in Tirol aufhielt, um in Innsbruck die

Hochzeit des Erzherzogs Leopold mit der Infantin von Spanien zu feiern, suchte der mittlerweile weit herumgekommene Prosch sie wieder auf und unterhielt mit seinen Zutraulichkeiten die kaiserliche Tischgesellschaft. Es war derselbe Tag, an dessen Abend Franz Stephan völlig unerwartet einen Schlaganfall erlitt und starb. [56] Prosch trat bei der Tafel nach eigener Darstellung wieder als einfältiges Naturkind auf, redete die Majestäten treuherzig mit *Franz, Theresl* und *Du* an, machte ihnen ein Dutzend Handschuhe

zum Präsent, verlangte freimütig Gegengaben und ließ jede zeremonielle Unterwürfigkeit vermissen. Wie aus nächster Nähe schildert Prosch auch den plötzlichen Tod des Kaisers; er will sogar wenig später von Maria Theresia persönlich empfangen worden sein: *Ich musste also hinein zu der höchstbetrübten Kaiserin, welche mich also anredete: ‹Gelt, Peterl! Was wir Menschen sind, und was Gott tun kann? O! mein lieber Franz ist nicht mehr!› Sie weinte untröstlich, und ich konnte vor Schluchzen kein Wort reden, kniete*

vor ihr nieder, küßte ihren Rock und ging weinend zur Tür hinaus.[57] An der Authentizität dieser Szene sind Zweifel angebracht. Doch als Prosch später wegen eines Selbstmordversuchs in Gefangenschaft geriet, daraus floh und von den Gendarmen verfolgt wurde, erwirkte seine Frau bei Maria Theresia tatsächlich seine Begnadigung.[58] Der Autobiographie zufolge wurde er noch einmal von der Kaiserin empfangen, wobei sich das Gespräch ihrer ersten Begegnung ziemlich genau wiederholte: *Sie*

redete noch allerlei Dinge mit mir vom Tyrol, ob man sie gern habe und dergleichen, schenkte ihm wieder zwölf Dukaten und ließ ihm erneut ein Privileg ausstellen.[59]

Es besteht kaum ein Zweifel, dass Prosch tatsächlich mehrfach von der Kaiserfamilie empfangen wurde und die Hofgesellschaft mit seinen Zutraulichkeiten amüsierte. Zugleich ist aber auch offensichtlich, dass er seine Autobiographie später auf den Geschmack des Publikums hin zugeschnitten und mit allerlei gängigen Schwankmotiven

ausgeschmückt hat. Was sagt das über das Verhältnis zwischen Maria Theresia und den einfachen Untertanen aus? Die Geschichte bezog ihre Komik für das adelige Publikum gerade aus dem Kontrast zwischen den sonst getrennten Welten, den äußersten Extremen der Ständehierarchie, die hier aufeinandertrafen: *Also unterhielte sich der größte Monarch mit einem seiner mindesten und ärmsten Untertanen.* [60] Der Narr war die Ausnahmefigur, die die Regel erst sichtbar macht. Er bekräftigte die Ständeordnung: Den einfachen

Untertanen war das komische Genre, das *genus humile* vorbehalten. Bei Hof wurden die *Geringsten der Untertanen* vor allem als Gegenstand des Amüsements geschätzt. Das galt nicht nur für Prosch. Man präsentierte und thematisierte das gemeine Volk gern im Modus der Lächerlichkeit.

Untertanen am Hof

Die Rede von der Zugänglichkeit der Kaiserin für jeden, auch den geringsten ihrer Untertanen, darf

also keinesfalls wörtlich verstanden werden. Selbstverständlich waren mit *alle* nicht buchstäblich alle gemeint. [61] Tatsächlich gab es unsichtbare Schranken, die die einfachen Untertanen vom Hof fernhielten. Diese Grenzen waren derart selbstverständlich, dass man sie normalerweise gar nicht wahrnahm und auch nicht zu thematisieren brauchte. Nur manchmal wird in den Quellen ganz beiläufig erwähnt, dass da, wo von *allen* die Rede ist, tatsächlich nur *gens de distinction*

gemeint waren.[62] So schreibt etwa der Oberstkämmerer einmal in seinem Tagebuch, *alles* habe beim Laxenburger Jagdaufenthalt den Herrschaften beim Spielen zusehen dürfen, fügt aber in Klammern hinzu: *gens qualifiés s'entend – qualifizierte Leute, versteht sich*, man könnte auch sagen: *Leute von Stand*.[63] Ist gelegentlich von dem Zutritt *geringer Leute* die Rede, dann handelte es sich bei genauerem Hinsehen mindestens um Geheimräte, Kämmerer, Offiziere oder Domherren.[64] Die erste

formale Zutrittsordnung für ihren Hof, die Maria Theresia im November 1745 erließ, ist in dieser Hinsicht aufschlussreich. Sie zählt eine lange Reihe von Gruppen auf, die nach Rang gestaffelt Zutritt zu den kaiserlichen *Appartements* genossen. Der Begriff *Appartement* hatte eine räumliche, eine zeitliche und eine soziale Dimension. Er bezeichnete zum einen einen Teil der Raumfolge in der Hofburg bzw. in Schönbrunn, die zeremoniellen Anlässen diente, zum anderen die genau festgesetzten Stunden, zu denen sich Kaiser oder Kaiserin

dort in Gesellschaft aufhielten, und schließlich die Gesellschaft selbst, die zu diesen Zeiten in diesen Räumen zusammenkam. Die *Kammerzutrittsordnung* beschrieb die gesellschaftliche Hierarchie, indem sie bestimmten Gruppen bestimmte hierarchisch gestaffelte Räume zuwies. Maßstab der Gunst war die Nähe zum Zentrum, gleichsam dem weltlichen Allerheiligsten, der kaiserlichen Retirade, dem intimen Rückzugsort von Herrscher und Herrscherin. Am nächsten an der Retirade befand sich die Ratstube oder erste

Antekammer, in die sich die Botschafter gekrönter Häupter, regierende Reichsgrafen, die höchsten Hofbeamten, Ordensritter usw. ihrerseits in hierarchischer Reihenfolge hineinbegeben durften. Daran schloss sich die andere oder große Antekammer an, die für Grafen, Freiherren, Ritter, hohe Offiziere, hohe Amtsträger der Erblande usw. zugänglich war. Am Schluss folgte die Ritterstube, wo *geringere adels personen, doctorn und sonst nobilitirte personen, arciers und trabanten* sich aufstellen durften.

Schließlich wird nur noch bemerkt: *die von anderswo herkommende frembde und anfangs ohnbekandte standts persohnen sollen sich beym obrist cammerern umb die erlaubnus des zutritts in die raths-stuben oder die anderte anti-cameram nach ihres standes condition gebührend anmelden.* [65] Wenn sich jemand Unbefugtes *erfrechte*, einfach einzutreten, dann galt die *geschärffte Ordre*, ihn sofort wieder hinauszuschaffen. [66] Wer keine Standesperson war, kam in der Zutrittsordnung gar nicht vor. Die naheliegende Frage, wo denn die

Grenze zwischen *gens de qualité* und allen anderen genau verlief, wurde in Ordnungen wie dieser nicht beantwortet. Und eben das ist bezeichnend: Die Abwesenheit des *gemeinen Volkes* bei Hof war derart selbstverständlich, dass sie gar nicht eigens thematisiert werden musste. Außer einem Narren wie Peter Prosch stellte kaum jemand die unsichtbare soziale Schranke in Frage, so dass es auch keinen Grund gab, sie präzise zu bestimmen.

Die Möglichkeiten für Leute niederen Standes jenseits des

Hofpersonals, tatsächlich mit der Herrscherin von Angesicht zu Angesicht zusammenzutreffen, waren also äußerst begrenzt. Nach traditionellem christlichem Herrschaftsverständnis musste es aber für jeden die Möglichkeit geben, seine Bitten oder Klagen vor den Thron zu tragen und dort – im übertragenen Sinne – Gehör zu finden, allerdings ohne Anspruch darauf, dass das Anliegen auch erfüllt wurde. Das geschah üblicherweise schriftlich, in Form einer Bittschrift, einer Supplik. Dies war das Medium, das grundsätzlich

allen Untertanen offenstand: *Wassertrinken und Supplizieren ist jedem gestattet*, lautete ein bekanntes Sprichwort.[67] Das galt auch für den Kaiserhof, an dem traditionell großzügige Zugangsregeln für Bittsteller galten, die Maria Theresia nach ihrem Regierungsantritt zunächst nicht veränderte.[68] *Alle Morgen um zehn ist es jedem Privatmann erlaubt, seine Bittschrift […] abzuliefern. Der dienstthuende Kammerherr, der Hauptmann der Leibwache sind angewiesen, an der Thür des Vorzimmers die Eingaben in*

Empfang zu nehmen und sie der Kammerfrau zu überliefern, welche sie der Kaiserin einhändigt. [69] Doch dazu musste man erst einmal des Schreibens und der nötigen Formalien mächtig sein oder sich an einen professionellen Schreiber wenden, der sie beherrschte. Und hatte man sein Schreiben korrekt verfasst, dann war noch keineswegs sichergestellt, dass die Supplik ihre Adressatin auch erreichte – ob sie dann erfüllt wurde, stand ohnehin auf einem ganz anderen Blatt.

Eigentlich sollte die öffentliche

Audienz dazu dienen, Bitten und Klagen persönlich vorzutragen. So riet Maria Theresias väterlicher Freund Tarouca ihr zu Beginn ihrer Regierung, jeden Sonn- und Feiertag zwischen Gottesdienst und Appartement eine *audience publique* zu halten. Das sei nicht nur bequem für die *pauvres suppliants*, die *armen Bittsteller*, es diene auch der Heiligung der Feiertage, wenn sie die Bedürftigen gnädig erhöre.[70] Doch tatsächlich war das angesichts der Vielzahl derer, die Gehör suchten, nicht so leicht. Zwar gab es für die

öffentliche Audienz, anders als für das Appartement, keine formalisierte Zutrittsordnung. Doch auch für die Audienz musste man sich beim Amt des Oberstkämmerers anmelden, um Zutritt nachsuchen und warten, bis man vorgelassen wurde. Wenn es in einer Quelle heißt, der Zugang zur Kaiserin sei mühelos zu bekommen – *ein Wort an den Kämmerer genügt!* [71] –, dann setzte man immer schon voraus, dass man bereits Zugang zum Kämmerer hatte. Deshalb kam es vor, dass tollkühne Untertanen mit

besonders dringenden Anliegen der Kaiserin auflauerten, um sich ihr zu Füßen zu werfen, wenn sie sich im öffentlichen Raum bewegte, was in den ersten Jahrzehnten ihrer Regierung relativ oft der Fall war. Dass einfache Untertanen ihrer Herrscherin persönlich ansichtig wurden, kam zum Beispiel auf ihrem Weg zum Gottesdienst in einer der Wiener Kirchen, bei ihren Spazierfahrten in die Umgebung, beim Promenieren im Park von Schönbrunn oder bei öffentlichen Theateraufführungen vor. Bei diesen Anlässen wurden die

Grenzen zwischen höfischem und städtischem Raum durchlässig.[72] Dort war die Kaiserin indessen nie ohne Leibgarden und Gefolge unterwegs (zumal es einmal eine Anschlagswarnung gegeben hatte[73]), so dass es List und Wagemut brauchte, um in ihre unmittelbare Nähe zu gelangen. Trotzdem kam so etwas vor, wenn nur die Verzweiflung des Bittstellers groß genug war. So erwogen zum Beispiel die Prager Juden, die 1744/45 von der Ausweisung bedroht waren, Maria Theresia auf dem Weg zum

Gottesdienst abzupassen und sie um Gnade anzuflehen (übrigens vergeblich), wozu sie eigens einen Glaubensgenossen ohne Bart und in Husarenuniform auswählten, der nicht gleich als Jude erkennbar war.[74] Auch von dem Wiener Verleger und Hofbuchdrucker Johann Thomas Trattner, der in Ungnade gefallen war, wurde erzählt, er habe der Kaiserin auf dem Gang zur Kapelle in der Hofburg aufgelauert und sich ihr zu Füßen geworfen, nachdem er zuvor alles versucht hatte, um zur Audienz vorgelassen zu werden – *Er*

steckte sich hinter die Kammerfrauen und sparte kein Geld –, doch vergebens. Erst die Überrumpelung führte angeblich zum Ziel, weil Trattner den richtigen Ton traf und Maria Theresia an die Barmherzigkeit ihres verstorbenen Gatten erinnerte, was sie zu Tränen gerührt und verzeihungsbereit gestimmt haben soll.[75] Jemand wie der Hofbuchdrucker Trattner konnte das nur tun, weil er schon eine persönliche Beziehung zum Hof hatte. Wenn aber jemand die Kaiserin direkt ansprach, bei dem

das nicht der Fall war, dann musste es sich schon um einen Verzweifelten oder Wahnsinnigen handeln. So war es einmal vorgekommen, dass ein *toller Mensch* während eines feierlichen Hochamts in der Trinitarierkirche *sich ganz unvermerckt der herumstehenden Hartschierenwacht durchgeschlichen und gahling [jählings] I[hrer] M[ajestät] […] genähert und dieselbe mit ganz verwirrten Worten und Gebärden angesprochen* hatte. Die Kammerherren stürzten sich sofort auf ihn und übergaben ihn den

Wachen. *Nachhero aber äußerte sich, daß diser arme Mensch erst vor wenig Stunden verrucket worden und nun eben aus dem Beichtstuhl gekommen seie, wo er […] immer gesagt, er müsse gehen, die Königin um Vergebung bitten, weillen er sonsten nicht könne seelig werden.* [76]

Noch mehr Aufsehen erregte eine *Catastrophe*, die sich am 6. August 1753 in Schönbrunn ereignete und es sogar in *auswärtige Zeitungen* schaffte.[77] Es ging um einen Chevalier de Balde, einen natürlichen Sohn des

letzten Grafen von Mömpelgard und einer Schneiderin. Dieser Graf hatte die Kinder seiner Mätresse adoptiert, was seine Verwandten nach seinem Tod nicht anerkannten. Der Sohn kämpfte nun seit Jahren vor dem Reichshofrat um die Legitimierung dieser Standeserhöhung, aber die Sache kam nicht voran. Da erschien er eines Vormittags in Schönbrunn in der Antekammer zum Spiegelzimmer und verlangte vom diensthabenden Kammerherrn, zur Kaiserin vorgelassen zu werden. Als dieser

mehrmals höflich wiederholte, dass sie an diesem Morgen keine Audienz erteile, *wie dann auch dergleichen Supplikanten sich nur an denen zur offentlichen Audienz bestimmten Tägen aufschreiben und melden lassen dörffen*, griff er zur Gewalt. Der Diener, der die Tür zu bewachen hatte, befand sich unglücklicherweise gerade wegen *Verrichtung einiger Nothdurfft* nicht an seinem Platz. Als der Kammerherr selbst sich dem Kavalier in den Weg stellte, zog dieser den Degen und *gienge ganz rasend* auf ihn zu. Der

Kammerherr, *ohnedem sehr klein und schwach*, rutschte auf dem glatten Parkett aus und konnte den Degenstoß gerade noch mit der Hand abwehren, wobei er sich die Hand verletzte und eine Streifwunde an der Seite zuzog. Die Kaiserin, die mit einem Sekretär in ihrem Kabinett gearbeitet hatte, flüchtete, erschreckt durch den Lärm, in das Appartement des Kaisers und rief nach den Wachen. Unterdessen eilte der Kammerherr des Erzherzogs Joseph herbei und bändigte den Angreifer, bis die Trabanten und Hartschiere endlich

eintrafen, ihn vollends entwaffneten und in die Wachstube trugen, *von wannen er als ein Unsinniger nach dem spanischen Spittal gebracht und leztlich in das Closter Rein in Steiermarckt transportiret worden.* Bei Hof wurde darüber debattiert, ob der Chevalier de Balde *im Delirio gewesen* oder *von seinem gäh-zornigen Temperament übereilet worden*, ob er also als wahnsinnig oder nur als unbeherrscht zu betrachten sei. Maria Theresia entschied sich *aus angebohrner Clemenz*, die Sache nicht

strafrechtlich verfolgen zu lassen, sondern den Kavalier als Kranken zu betrachten, *um den Eclat der Straff zu decliniren*, wie Khevenhüller es formulierte, also öffentliches Aufsehen zu vermeiden.[78] Hätte man nämlich das Vergehen formal korrekt untersucht und hätte das Gericht es als gewalttätigen Anschlag auf die Kaiserin, das heißt als Majestätsverbrechen ausgelegt, dann hätten dem Kavalier womöglich die allerschwersten Sanktionen, im schlimmsten Fall der Tod gedroht. Wenige Jahre

später wurde ein verwirrter Täter, der mit dem Messer auf den französischen König losgegangen war, noch in aller Öffentlichkeit bei lebendigem Leib gevierteilt. Etwas Derartiges wollte Maria Theresia offensichtlich vermeiden.

Doch sie zog Konsequenzen aus dem gewalttätigen Übergriff. In der Folge wurden nicht nur die Türhüter durch Hauptleute des Militärs verstärkt, sondern auch die Zutrittsregeln für Supplikanten formalisiert und verschärft. Der Oberstkämmerer wurde angewiesen, *die offentliche*

Audienzien, worzu nach alten Gebrauch auch die Unbekanteste aufgeschriben und admittiret zu werden pflegen, so zu beschränken, dass niemand mehr auf die Audienzenliste gesetzt wurde, der sich nicht vorher beim Oberstkämmerer schriftlich legitimiert hatte. Dazu musste sich jeder die Unterschrift des *Capo* der zuständigen Instanz besorgen; Fremde aus dem Reich hatten sich an den Reichsvizekanzler zu wenden, alle übrigen Fremden an den Hof- und Staatskanzler (das war damals Kaunitz). Khevenhüller

warnte die Kaiserin allerdings, dass die Inhaber der obersten Hofämter, *etwann durch persöhnliche Affecten den Zugang zum Thron* behindern würden und also *das nöthige Gehör denen Supplicanten benohmen werden mögte*. Deshalb riet er ihr zu erlauben, *daß mann sich doch nöthigen Falls durch mich oder andere Weege mittelst geheimmer Memorialien* an sie wenden dürfe. [79] Jedenfalls erschwerte die neue Regelung den Zugang zur Kaiserin. 1755 berichtete der preußische Gesandte Fürst, früher sei es wesentlich leichter gewesen, eine

Audienz zu erhalten; jetzt müsse man dem Oberstkämmerer *ein Billet beibringen, unterzeichnet von dem Minister des Departements, zu welchem die Sache gehört, die man vorzutragen gedenkt; und allerdings wird dadurch die Möglichkeit, Beschwerden vor den Thron zu bringen, sehr vermindert.* [80]

Die Herrscherin befand sich also in einer strukturellen Zwickmühle. Einerseits musste sie den Zugang zu ihrer Person irgendwie kanalisieren. Andererseits bestand stets die Gefahr, dass diejenigen, die die Kanäle kontrollieren

sollten, diese Macht zu ihren eigenen Zwecken missbrauchten. Die unausweichliche Folge war, dass sich die unzähligen Bittsteller andere, informelle Kanäle suchten, um ihrem Ziel näherzukommen. Der Gesandte Fürst etwa meinte, man müsse eine der Kammerfrauen zu gewinnen suchen, die am meisten bei der Kaiserin in der Gunst standen, und ihr seine Bittschrift anvertrauen. Geistliche hielten sich gern an ihre Mitbrüder, die Beichtväter der Kaiserfamilie. [81] Der erfolgversprechendste Kanal war zweifellos der Geheime

Kabinettssekretär, der das größte Vertrauen der Kaiserin genoss, doch zu ihm musste man erst einmal vordringen.[82] Einfache Untertanen konnten versuchen, ihr Anliegen über das niedere Hofpersonal voranzubringen, das in den kaiserlichen Appartements ein und aus ging, von den Dienern und Zofen bis zu den Heizern. Gerade diese informellen Wege galt es aber aus kaiserlicher Perspektive zu verschließen. Deshalb war es dem Kammerpersonal streng verboten, Suppliken anzunehmen und zu übergeben, zu *sollizitieren*

oder ein Anliegen im Namen anderer vorzubringen,[83] geschweige denn, Gegenleistungen dafür anzunehmen. Auch ihren Kindern verbot Maria Theresia, mit der Dienerschaft vertraulich umzugehen, Bitten um Vermittlung anzunehmen oder gar eigenmächtig Gunsterweise zu gewähren, und ermahnte sie, immer den ordentlichen Verfahrensgang einzuhalten. Wenn ihre Töchter heirateten und den Hof verließen, gab sie ihnen stets ausdrücklich mit auf den Weg, Suppliken grundsätzlich nicht

selbst anzunehmen und allenfalls an die dafür zuständigen Stellen weiterzuleiten.[84] Doch die informellen Wege ließen sich nicht verstopfen; das Kammerpersonal ließ sich diese Gelegenheit zu einem Zusatzverdienst kaum entgehen. Manche prahlten damit, in den intimsten Gemächern ein und aus zu gehen und mit der Herrscherfamilie auf vertrautestem Fuß zu verkehren; manche benutzten auch die Erwartungen der Außenwelt, um sich mehr oder weniger grausame Späße zu erlauben. So kursierte die

Anekdote, dass ein Kammerdiener des Erzherzogs Maximilian einer jungen Frau weisgemacht habe, *sein Herr sei sterblich in sie verliebt*. Die Dame brüstete sich in großer Gesellschaft damit; der Erzherzog erfuhr davon und ließ die Geschichte dementieren, sehr zum Gespött der Betrogenen.[85] Die Episode zeigt, wie sehr das Kammerpersonal die Außenwelt jenseits des Hofes mit seiner vermeintlichen Vertrauensstellung bei der Herrscherfamilie beeindrucken konnte. Es liegt auf der Hand, dass sich daraus Kapital

schlagen ließ. Wenn das schon für einen einfachen Kammerdiener galt, dann erst recht für die adeligen Mitglieder des Hofstaats.

Damit die zahllosen Hofleute sich nicht so leicht zu eigenmächtigen Zwischenhändlern und parasitären Nutznießern der kaiserlichen Macht machen konnten, gab es für diejenigen, die um Anstellungen, Beförderungen, Pensionen, ausstehende Gehälter oder ähnliches baten, ein klar geregeltes Prozedere.[86] Zuständig dafür war das Obersthofmeisteramt, die Spitze

der ganzen Hoforganisation. In seiner Kanzlei wurden die einlaufenden Bittschriften gesammelt und dann an die Chefs der Hofstellen weitergeleitet, die für das jeweilige Anliegen zuständig waren. Sie mussten ein schriftliches Gutachten dazu abgeben und in die Kanzlei zurückschicken. Der Obersthofmeister war also das Nadelöhr, bei dem alle Empfehlungen der verschiedenen Hofstellen zusammenliefen; er hatte sie zu bewerten, abzuwägen und zu bündeln. Dann verfasste er

darüber ein schriftliches Referat, einen *Vortrag*, an die Kaiserin und beendete es mit einem klaren Votum. Die Kaiserin entschied schließlich, indem sie ihre Resolution eigenhändig an den Rand des Referats schrieb, und schickte das Ganze zur Ausführung des Bescheids an den Obersthofmeister zurück.

Die Akten zeigen, mit welchen Anliegen sich Maria Theresia Tag für Tag befasste.[87] Da ging es etwa darum, ob jemand freie Medizin aus der Hofapotheke beziehen durfte, wie die Besoldung

des Küchenpersonals zukünftig gestaffelt werden sollte und welche Forderungen der Wildbrethändler gegen den kaiserlichen Kuchelmeister geltend machen konnte. Da bat die *ehemalige Hof-Cantatrice Scholarin Theresia Stinglin* um die Zahlung der immer noch ausstehenden *Besoldung von 222 fl 15 Kreuzer und weitere 120 fl für ihre Rolle als 2. Donna in der Oper Zenobia anno 1740*, machte also Hofschulden aus der Zeit Karls VI. geltend; und da warf sich die Witwe des ehemaligen lothringischen *Chef de cuisine* mit

ihren vaterlosen Kindern symbolisch zu Füßen des Thrones und bat die Kaiserin um *mütterliche Gnade*. Diese Gnade wurde den Bittstellern dann auch selten versagt. Meist setzte Maria Theresia ein *Placet* unter den Vortrag des Obersthofmeisters, manchmal schrieb sie aber auch Bemerkungen wie *Vor diesmahl noch, in das künfftige aber nicht mehr* an den Rand. Es fällt auf, dass die allermeisten Bittsteller, die in den Akten des Obersthofmeisters auftauchen, schon im Hofdienst standen oder zumindest Verwandte

dort hatten.[88] Das kann entweder daran liegen, dass Außenstehende mit ihren Bittschriften gar nicht erst Zugang zu seiner Kanzlei fanden, oder daran, dass sie abgewiesen wurden, ohne Spuren in den Akten zu hinterlassen.[89] Auch der hohe Adel ist in diesen Akten kaum zu finden, was darauf schließen lässt, dass er seine Anliegen leichter auf direktem mündlichem Weg vortragen konnte oder wollte, weil das zweifellos standesgemäßer war. Die einen standen offenbar dem Hof zu fern, um diese Form

der Kommunikation erfolgreich zu nutzen, die anderen standen der Herrscherin zu nah, um das nötig zu haben.

Die Untertanen suchten aber nicht nur mit Bitten um Hofanstellungen bei der Herrscherin Gehör, sondern auch mit Beschwerden, zum Beispiel weil ihnen von ihren direkten Obrigkeiten Unrecht widerfahren war. Nach traditionellem Verständnis hatte ein guter Herrscher den Untertanen Zuflucht gegen die Übergriffe ihrer lokalen Herren zu bieten, denn nur ihm

schrieb man zu, über alle niedere Parteilichkeit weit erhaben und allein dem Gemeinwohl verpflichtet zu sein. Gerade seine Entrücktheit in der fernen Residenz schützte einen Herrscher weitgehend davor, für Missstände persönlich verantwortlich gemacht zu werden. Die nahen Lokalobrigkeiten waren in der Regel die Zielscheibe für Kritik, während der ferne Monarch als Quelle der Gnade und Gerechtigkeit erscheinen konnte. [90] So auch im Falle Maria Theresias. Wer unter der Willkür

seines Grundherrn litt, der glaubte gern an die mütterliche Gnade der fernen Souveränin. Deren geradezu märchenhafter Ruf war umso unerschütterlicher, je weniger Menschen sich tatsächlich auf den Weg in die ferne Hauptstadt machten und enttäuscht werden konnten. Denn für Untertanen aus den Erbländern war es schwierig, wenn nicht illusorisch, mit ihren Klagen bei Hofbehörden persönlich Gehör zu finden. Damit sie es auch gar nicht erst versuchten, ließ Maria Theresia mehrfach Befehle an die Unterbehörden ergehen, *die*

Untertanen vor der Reise nach Wien zu warnen.[91] Um *unnütze Geldversplitterung* zu vermeiden, sollten sie nicht unter *Vorbeigehung der gehörigen Instanzen* in die Residenz kommen. Schon ihr Vater hatte das direkte Appellieren an den Hof mehrfach verboten. Deputierte der Untertanen, die es trotzdem taten, riskierten, inhaftiert zu werden. Stattdessen sollten sie sich mit ihren Beschwerden stets zuerst an ihre Grundobrigkeit, dann an das Kreisamt, dann an die Repräsentation und Kammer und

dann erst an den Hof wenden. Doch es war schwierig, die Untertanen auf den langen, teuren und unwägbaren formalen Verfahrensweg umzuleiten, zumal wenn die Behörden selbst es waren, von denen das Unrecht ausging. Immer wieder beteuerten die Beschwerdeführer in ihren bei Hof eingereichten Memorialen, die zuständigen Autoritäten ließen ihnen keine Gerechtigkeit widerfahren. Die von Haugwitz geschaffenen neuen Behörden auf Kreis- und Landesebene arbeiteten offenbar nicht so, wie sie es

sollten. Deswegen befahl Maria Theresia ausdrücklich, dass die Grundobrigkeiten, Kreisämter und Landesbehörden auf alle Beschwerden stets einen schriftlichen Bescheid zu geben hätten, damit die Untertanen, die sich trotzdem auf den Weg nach Wien machten, nachweisen könnten, dass sie auf allen drei Ebenen der Hierarchie nicht *klaglos gestellt* worden seien.[92] Das zu bescheinigen lag indessen kaum im Interesse der Amtsträger, die sich damit ja selbst ein Armutszeugnis ausgestellt hätten. Kurzum: Es war

gar nicht so leicht, funktionierende bürokratische Verfahrenswege in Gang zu bringen, die das Vertrauen der Untertanen auch verdienten. Die Klagen blieben nicht selten irgendwo stecken. Doch das wirkte sich offenbar – paradoxerweise – zugunsten des Rufes der Herrscherin aus. Je unzuverlässiger die Behörden arbeiteten, desto hartnäckiger hielt sich der Glaube der Untertanen, allein bei der gnädigen Herrscherin selbst Gehör zu finden. Denn diese Vorstellung wurde nur selten einem Realitätstest unterworfen. Den Weg

nach Wien tatsächlich anzutreten war für die allermeisten Untertanen im fernen Böhmen oder Ungarn gar nicht möglich. Maria Theresia blieb daher für sie das Objekt eines kollektiven Wunschtraums, eben genau die phantastische Märchenkönigin, als die sie in Peter Proschs Erzählung erscheint.

Maria Theresia jedenfalls suchte sich den direkten Kontakt mit Bittstellern aus dem gemeinen Volk möglichst vom Leib zu halten – ganz im Gegensatz zu ihrem Sohn und späteren Mitregenten

Joseph II. Ein Augenzeuge beschrieb dessen neuartige Herrschaftspraxis später so:

> *Wenn derselbe in Wien war, so konnte man ihm täglich auf dem Kontrolorgange [in der Hofburg] sein Ansuchen oder Beschwer schriftlich einreichen. Wenn es seine Gesundheit zuließ, so versäumte er es nie, mit dem Glockenschlage neune herunter zu kommen. Hier machten Damen, Priester, Edelleute, Kaufleute, Handwerksleute und Bauern, alle bunt durcheinander, ein Spalier von der kaiserlichen Treppe bis zur Kanzlei. Sobald der Kaiser die Treppe herunterkam, ließ sich die- oder derjenige, so ihn am*

ehesten erblickte, nach spanischer Etikette auf ein Knie nieder (welches gegenwärtig abgeschafft ist), hielt das Bittschreiben zwischen beiden Händen, daß es ein wenig hervorragte und der Kaiser es sogleich nehmen konnte, und so machten es alle übrigen. Ob er doch gleich ein großer Kaiser war, so ließ er doch niemanden umsonst auf eine Resolution warten, ja man konnte schon des andern Tages um zehn Uhr erfahren, bei welchem Collegio man seine Sache zu suchen habe.

Doch was die zuständigen Stellen mit den Bittschriften anfingen, war eine ganz andere Frage: *Ich wurde mit meinem Gesuche an die*

böhmische Hofkanzlei angewiesen, erhielt aber von selbiger den Bescheid: ‹Supplikanten kann vor jetzo nicht geholfen werden.›[93] Dieser neue Herrschaftsstil Josephs, demonstrativ mit den gemeinen Leuten auf Tuchfühlung zu gehen, andererseits aber keine persönlichen Fürsprachen zu dulden, stieß in der Kaiserfamilie auf schärfste Kritik. Sein Bruder Leopold, der das 1778 mit ansehen musste, bemerkte geradezu hasserfüllt: *Er gibt keine Audienzen und empfängt niemanden anders als auf dem Gang, wo seine Diener vor*

den Augen aller die niedrigsten, schändlichsten und verrufensten Personen hinbringen, wo von allen denen, die vorbeigehen, die vor seiner Türe jeden Tag die schmutzigsten Dirnen und Kuppler gesehen werden, da es ihn sehr zu dieser Art von niedrigen und schmutzigen Frauen hindrängt, die er sehr gut zahlt. Er glaubt sogleich diesem niedrigen Volk und auf ihre Reden hin ist er imstande, gegen jedermann mit jeglicher gewalttätiger Entschließung vorzugehen. […] Er ist sehr roh und hart mit seinen Leuten, aber dann sehr familiär mit dem

niedrigen Volk, Dienern usw., die, wenn sie ihn zu nehmen wissen, von ihm erhalten und machen können, was sie wollen. [94] Ein solcher demonstrativer Kontakt mit dem gemeinen Volk, wie Joseph ihn täglich im Kontrolorgang der Hofburg jenseits aller Zeremonialappartements praktizierte, erregte in der Hofgesellschaft allseitigen Abscheu. Denn er verstieß gegen die Regeln der sozialen Exklusivität und Standessolidarität, die der Adel von seinem Herrscher erwartete.

So etwas war also gerade nicht

gemeint, wenn man Maria Theresias Zugänglichkeit allgemein rühmte – ganz im Gegenteil. Der Zutritt, den sie einzelnen Bürgerlichen gewährte – Leuten wie den Gottscheds oder den Mozarts –, war gerade deshalb so wertvoll, weil er eine außerordentliche Ehre und Gnade war und blieb. Tatsächlich schränkte sie den Zutritt der Untertanen gegenüber dem, was unter ihrem Vater üblich gewesen war, deutlich ein. Diese Exklusivität war geradezu die Voraussetzung dafür, dass sie sich

im persönlichen Umgang dann ungezwungen und familiär geben konnte. Je schwieriger, ehrenvoller und begehrter es war, zur Kaiserin vorgelassen zu werden, desto eindrucksvoller war die Wirkung ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit auf diejenigen, die tatsächlich vorgelassen wurden – und desto stärker war anschließend deren Bedürfnis, alle Welt an dieser Erfahrung teilhaben zu lassen. So verfestigte sich Maria Theresias Ruf der unbeschränkt zugänglichen, mütterlich liebenden Monarchin, obwohl die Chance, als

einfacher Untertan mit seinem Anliegen tatsächlich von ihr persönlich angehört zu werden, verschwindend gering war.

Es gab andere Formen, wie das «Volk» am höfischen Leben Anteil nehmen konnte. Die großen Übergangsrituale in der Herrscherdynastie – Krönungen, Hochzeiten, Taufen, Beisetzungen – wurden als gemeinsame Feiern von Herrschaft und Volk zelebriert. Das sah nicht anders aus, als es schon bei der Taufe Maria Theresias 1717 ausgesehen hatte:[95] Das Ereignis wurde dem Volk durch

Glockengeläut und Kanonenschüsse mitgeteilt und überall im Land durch Bitt- oder Dankgottesdienste gemeinsam gefeiert. Nicht nur Freude, auch Trauer wurde landesweit in ritueller Form zur Schau gestellt. Bei freudigen Anlässen war die Bevölkerung der Residenzstadt gehalten, ihre Häuser auf eigene Kosten zu schmücken und zu illuminieren. [96] Die Stadtbürger errichteten symbolbeladene Triumphpforten und *theatralische Gerüste*, verfassten Huldigungs- und Lobgedichte. Gelehrte, Künstler und Handwerker

überboten sich dabei gegenseitig an Aufwand und Einfallsreichtum, nicht zuletzt um sich dem Herrscherhaus für spätere Gelegenheiten zu empfehlen. Offenbar war beiden Seiten, Kaiserhaus und Untertanen, an der gemeinsamen Festkultur einiges gelegen. Jeder Herrscher benötigte zur wirkungsvollen Inszenierung der großen Herrschaftsfeste eine begeisterte Volksmenge als lebendige Kulisse. Der rituelle Jubel wirkte ansteckend und verstärkte die Anhänglichkeit gegenüber der Herrschaft bei denen, die ihn

miterlebten. Nichts war andererseits peinlicher und der Legitimität der Herrschaft abträglicher, als wenn ein Fürst seinen feierlichen Einzug in eine Stadt durch leere Straßen nehmen musste. Denn die Zeitgenossen wussten: *Was man an den Königen verehrt, ist eigentlich der große Haufe ihrer Verehrer.*[97]

Umgekehrt erwartete auch die Bevölkerung, dass die Herrscherfamilie ihre Feste mit ihnen teilte. Das geschah zum Beispiel in Form ritualisierter Gesten der Freigiebigkeit: Die

Herrscher ließen Münzen auswerfen, weinspendende Brunnen aufstellen oder ganze Ochsen braten.[98] In den italienischen Städten, so etwa bei Maria Theresias und Franz Stephans Einzug in Florenz 1739, spendierten reiche Bürger eine sogenannte *Cuccagna*, eine Art Triumphgerüst, das mit Esswaren aller Art beladen war und von der Volksmenge geplündert wurde. Bei diesen ins Mittelalter zurückreichenden Ritualen, die eine Art symbolischer Mahlgemeinschaft zwischen

Herrscher und Volk herstellten, ging es ziemlich grob zu. Die jungen Männer prügelten sich um die ausgesetzten Gaben, und wenn die Gerüste zusammenbrachen, gab es regelmäßig Verletzte, nicht selten auch Tote.[99] Im 18. Jahrhundert betrachteten die adeligen Herrschaften diese Schauspiele mit einer Mischung aus Belustigung und wachsendem Befremden. Das Volk präsentierte sich ihnen als wild, hemmungslos, unzivilisiert und manchmal bedrohlich. Deshalb wurden sorgfältige Vorkehrungen getroffen

und reichlich bewaffnete Truppen aufgeboten, um die Menge bei solchen Herrschaftsfesten auf Distanz zu halten. Nur selten und ungern gestattete man dem gemeinen Volk ungefiltert Einlass bei Hof, sehr im Unterschied zu Versailles, wo das alltäglich war. [100] Grundsätzlich war das Hofpersonal angewiesen, bei *hof festinen und functionen […] das eindringen wollende gemeine volck durch die […] wachten zuruckkalten [zu] lassen.* [101] Nur bei ganz besonderen Anlässen wurde eine Ausnahme gemacht und die

Residenz für die Menge geöffnet. So durfte das Volk nach der Geburt des Thronfolgers 1741 das leere Paradebett besichtigen[102] oder beim *Damencaroussel* in der Winterreitschule 1743 von der Galerie aus zuschauen.[103] Auch war es wie an allen großen Höfen üblich, dass die Menge an Großen Galatagen hinter einer Absperrung der Hofgesellschaft bei der *öffentlichen Tafel* zusehen durfte. *Wenn offene Tafel gehalten wird, ist iederman vergönnt in das Tafel-Zimmer zu treten, iedoch müssen sie in sauberer und reinlicher Kleidung*

erscheinen. […] Es werden auch diejenigen, so kränklich und ungesund aussehen, um der Herrschafft bey der Tafel durch deren übeln Anblick den Appetit zum Essen nicht zu verderben, zurück gehalten. [104] Solche Anlässe bereiteten dem Oberstkämmerer allerdings regelmäßig Kopfzerbrechen und gaben ihm Grund zu den schlimmsten Befürchtungen. So notierte er etwa anlässlich der zweiten Hochzeit Josephs im Januar 1765, dass Maria Theresia *aus Güte* viel zu viele Zuschauer zugelassen habe. Auf einmal sei so

viel Volk eingedrungen, dass, hätten die Wachen nicht die Türen zum Festsaal sofort versperrt, *eine solche Confusion zuletzt entstanden wäre, dass man die Herrschaften selbsten kümmerlich hätte retten können.* Missfallen erregte auch, dass aus demselben Anlass zum Freiball im Redoutensaal nicht nur qualifizierte Personen, sondern auch Kaufleute und Handwerker eingelassen worden waren: *so ware ein solcher Zulauff, sahe auch in der That so schmutzig aus, daß es mit einem Fête de grande noce [der Feier einer großen Hochzeit] gar nicht*

harmoniret hat.[105]

Eine ganz andere Art, das einfache Volk in das höfische Leben einzubeziehen, bestand darin, ausgewählte Einzelne *pars pro toto* zum Objekt der herrscherlichen Gnade und Barmherzigkeit zu machen. Maria Theresia war diese repräsentative Mildtätigkeit aus ihrer eigenen Kindheit vertraut, als man zu ihren Geburtstagen immer so viele arme Mädchen eingeladen und beschenkt hatte, wie die kleine Erzherzogin Jahre alt wurde. Das gleiche Muster befolgte Maria Theresia

zum Beispiel auch, indem sie Patenschaften für einzelne ausgewählte Waisenkinder übernahm oder anlässlich von Josephs zweiter Heirat fünfundzwanzig Hochzeitspaare von *Vorstatts-Bürgerleuthen* mit einem Brautschatz von jeweils 200 Gulden ausstattete.[106] Die ausgewählten Empfänger der herrscherlichen Gnade wurden wie fiktive Familienmitglieder behandelt, der alte Topos von der Herrscherin als Landesmutter, den Untertanen als ihren Kindern wurde *pars pro toto* symbolisch

wahr gemacht. Das prominenteste Ritual dieser Art war die Fußwaschung am Gründonnerstag, wie sie jedes Jahr nicht nur vom Papst, von Bischöfen und Äbten, sondern auch von einigen katholischen Monarchen und eben vom Kaiserpaar vollzogen wurde. Es war ein fester Bestandteil des barocken Passionszeremoniells, dass Kaiser und Kaiserin am Vorabend des Karfreitags in der Nachfolge Christi zwölf armen alten Männern und Frauen aus dem Volk die Füße wuschen und ihnen den Tafeldienst leisteten.[107]

Indem sie zwölf der Geringsten ihrer Untertanen auf Knien symbolisch den niedrigsten und unreinsten aller Dienste leisteten, erniedrigten sie sich, wie auch Jesus sich am Abend vor der Kreuzigung vor seinen Jüngern erniedrigt hatte. Allerdings wurden die einzelnen Untertanen sorgfältig ausgewählt und präpariert, bevor das Kaiserpaar mit spitzenbesetzten Leintüchern symbolisch zu Werke ging, wirklich gewaschen wurde nicht, und tatsächlich gegessen wurde von den aufgetragenen Speisen

ebenfalls nichts.

Die Zeremonie spielte sich in der Ritterstube in Anwesenheit der vollzählig versammelten Hofgesellschaft ab, alle in Galakleidung, die Damen mit schwarzem Schleier. An einem Tisch bedienten der Kaiser und die Söhne zwölf Männer, an einem anderen die Kaiserin und die Töchter zwölf Frauen. Eine englische Augenzeugin zeigte sich von der Szene in dem völlig überfüllten Raum 1771 tief beeindruckt: *I never saw the Empress look so gracefull. […] She placed all*

the dishes on the table & took them off, but with a grace that is not to be described; her manner of holding the napkin was so genteel that I cou'd have look'd her for ever, & if you had heard her talk to those three old Women you w[oul]d have been delighted.[108] Anschließend entblößte jeder der alten Leute einen Fuß, und das Kaiserpaar kniete nieder und küsste jedem Einzelnen der Reihe nach den nackten Fuß. Das Waschen selbst wurde, wenn überhaupt, nur symbolisch angedeutet.[109] Die Kaiserin konnte im Alter nicht

mehr selbst knien und überließ das der ältesten anwesenden Tochter. Schließlich bekam jeder der alten Leute einen Beutel mit Dukaten umgehängt und wurde verabschiedet. Anders als ihr Sohn, der Kaiser, sprach Maria Theresia liebenswürdig mit den Leuten, von denen sie manche schon kannte, weil sie nicht zum ersten Mal an der Zeremonie teilnahmen. Kurzum: Das Ganze war eine eindrucksvolle symbolische Inszenierung von Demut und Barmherzigkeit, den Kardinaltugenden eines

christlichen Herrschers, ein traditionelles katholisches Herrschaftsritual von großer Ausdruckskraft, bei dem Oben und Unten für kurze Zeit symbolisch umgekehrt wurden. Die spektakuläre kaiserliche Selbsterniedrigung stellte allerdings die Trennung der ständischen Welten nicht in Frage, sondern machte sie erst recht sichtbar.

Räumlich waren Hof und Volk in Wien nicht weit voneinander entfernt. Trotzdem lässt sich das Ausmaß der lebensweltlichen Distanz zwischen den Ständen

heute nur noch schwer nachvollziehen. Zahlenvergleiche reichen dazu kaum aus. So sagt es wenig, dass beim Pharaospiel am Kaiserhof nicht selten an einem Abend zweitausend Dukaten, also etwa fünftausend Gulden den Besitzer wechselten,[110] während beispielsweise ein Kanzleischreiber im ganzen Jahr selten mehr als fünfhundert Gulden verdiente.[111] Die Distanz zwischen den Ständen war so groß und zugleich so selbstverständlich, dass damals – anders als heute – kaum jemand auf die Idee gekommen wäre,

überhaupt einen solchen Vergleich anzustellen. Das Leben bei Hof und das Leben der einfachen Leute waren vielmehr im buchstäblichen Sinne inkommensurabel, das heißt, es gab dafür gar keinen gemeinsamen Maßstab. Die gesellschaftliche Ordnung im Diesseits war nur als eine Ordnung der Ungleichheit vorstellbar; erst im Jenseits, so hoffte man, würde das anders sein. Und diese Ungleichheit wurde – im Unterschied zu heute – nicht als illegitim empfunden. Soziale Harmonie setzte im hergebrachten

Denken vielmehr Ungleichheit geradezu voraus. Man glaubte an eine natürliche Hierarchie aller Lebewesen, vom niedrigsten Gewürm bis zu den himmlischen Heerscharen, eine Rangordnung der gesamten göttlichen Schöpfung, in die die Rangordnung der Menschen eingebettet und von der sie ein Teil war. Auch wenn die soziale Ordnung tatsächlich ständig in Bewegung war und einzelne Familien im Rang auf- und andere absteigen mochten, so stellte man sich das Ganze doch grundsätzlich als eine stabile Harmonie vor, in

der jedem sein rechter Platz zugewiesen war. Jedenfalls lag der Rechtfertigungsbedarf stets bei denen, die die hergebrachte Ordnung durch ihre Aufstiegsambitionen störten und verwirrten, und nicht bei denen, die am *löblichen alten Herkommen* festhielten.

Als wie selbstverständlich, ja natürlich die Ungleichheit der Stände empfunden wurde, spiegelt sich auch in der traditionellen Ordnung der Kunst und Gelehrsamkeit. Den niederen Ständen entsprach in Rhetorik und

Poetik die niedere Kunstform, das *genus humile*. Bauern taugten literarisch nur als Komödienstoff, so wie umgekehrt allein der Adel einen würdigen Stoff für die Tragödie abgab. Das niedere Volk erschien in den Augen des Hofadels geradezu als natürliches Objekt der Unterhaltung, des Divertissements. Tauchten Menschen aus den niederen Ständen bei Hof auf, dann nur in drei verschiedenen Rollen: als Diener, als Objekte der Barmherzigkeit oder als Gegenstand der Belustigung. Wenn die Herrschaften Lustreisen aufs

Land machten, ließen die adeligen Gastgeber ihre bäuerlichen Untertanen gern quasi-folkloristische Darbietungen einstudieren: Bauerntänze, Wettkämpfe, einen *Triomphe rustique de Bachus*, fingierte Hochzeitsfeste, darunter einmal sogar als besondere Attraktion eine jüdische Hochzeit.[112] Vor allem Franz Stephan gefielen solche *unschuldigen Kleinigkeiten* und *Polissonnerien*, während sie den anspruchsvollen Geschmack des Hofadels nicht immer trafen.[113] Mehr als einmal registrierte

Khevenhüller in seinen Tagebüchern leicht angewidert die *nicht sehr dezenten* ländlichen Darbietungen, bei denen einige *Bauer und Bäuerinnen bei einem Duttelsack baarfuss und in ihren täglichen und wegen des Regens nass- und kotigen Lumpen* herumsprangen oder in kurzen Röcken unziemlich *in die Höhe geschupfft* wurden.[114] Beliebter waren pastorale Inszenierungen, bei denen die Hofgesellschaft selbst die ländlichen Tätigkeiten auf das Anmutigste imitierte und mit entsprechenden Trophäen belohnt

wurde: Weinlesen, bei denen man die Reben in zierlich aufgeputzten Körben sammelte, Meiereien, bei denen man Butter in feinsten Porzellangefäßen rührte, oder Fischereien, bei denen man aus Springbrunnen vergoldete Fische angelte.[115]

Besonderen Beifall fand ein anderes Ereignis, von dem Khevenhüller in seinem Tagebuch berichtet. Es spielte sich auf einer Lustreise des Hofes ins ungarische Holics im August 1747 ab.

> *Nach dem Essen hatte der Kaiser eine sehr artige Surprise für die*

Kaiserin zubereitet: mann meldete derselben einige Dames und Cavalliers, so von Brünn kämen und um den Zutritt zum Handkuß anhielten; und als I[hre] M[ajestät] ein solches verstattet, sahe mann gegen 10 oder 12 Paar eintretten, welche zwar alle sehr wohl und nach der neuesten Mode angekleidet waren, dabei aber sogleich etwas seltsamm- und grotesques in ihrer Gestalt und Gebärden zu erkennen gaben, also zwar, daß nicht anderst gemuthmasset werden könnte, als daß ein Rätzl darunter stecken muste, welches endlichen mit villem Gelächter aufgelöset und mann innen wurde, daß all- diese Masquen sovill hanackische Bauern und Bäuerinnen wären, welche […]

bereits einige Täge zuvor von einem Danzmeister in etwas exerciret worden waren, um wenigstens einige Reverenz machen und etwas manierlicher gehen zu können. Nichts ware lächerlicher, als selbe nach der Hand mit ihren natürlichen Sprüng- und Gebärden hannackisch herum danzen zu sehen und wie sie sich bei den Soupé und Collation produciret, so mann recht noblement und mit silbernen Service – als wann es für rechtschaffene Leuthe gehörete – (um die Farce biß zum Ende zu souteniren) zurichten lassen.[116]

Die Hofgesellschaft hatte ihre Freude an der selbstinszenierten

Farce, weil die als Edelleute maskierten und bald enttarnten Bauern dem adeligen Selbstbild schmeichelten: Sie bewiesen unfreiwillig, dass nobler Habitus etwas nicht Imitierbares, ja geradezu Naturgegebenes sei. Diese sonderbare Inszenierung war die spiegelbildliche Umkehrung der Bauernwirtschaften, wie sie der Hofadel gern aufführte, Maskeraden, bei denen er seinerseits kostbar nachgeahmte ländliche Trachten anlegte.[117] Die Verwechslung von Oben und Unten war ein beliebtes komisches

Motiv, auf dem Theater ebenso wie in der höfischen Festkultur. Niedrig als hoch und hoch als niedrig auszugeben produzierte in den Augen der Hofgesellschaft unwiderstehlich komische Effekte; davon lebten Opern wie ‹Die Magd als Herrin› und Komödien wie ‹Der Bürger als Edelmann›. So erklärt sich auch eine andere Episode aus Khevenhüllers Tagebuch. Einer von Maria Theresias Untertanen hatte einen kleinen Sohn, der *taub und stumm geboren* war. Die Gräfin Fuchs hatte ihn in ihre Obhut genommen und aufgezogen. In der

Fastnachtssaison 1753 trat die Kaiserin auf der Redoute im schwarzen Domino auf und *machte sich die Unterhaltung*, dieses Kind mit auf den Maskenball zu nehmen und stillschweigend als ihren Sohn, den Thronfolger auszugeben. Da es *fast in gleicher Größe mit dem Ertzherzog Joseph ist*, wurde es *von denen meisten für denselben gehalten*.[118] Khevenhüller ließ das völlig unkommentiert, ging also davon aus, dass sich der Sinn dieses bizarren Scherzes von selbst verstand. Alle diese Vergnügungen beruhten auf der tiefen,

selbstverständlichen und unbezweifelten Kluft zwischen Hofgesellschaft und einfachen Untertanen; sie betonten diese Kluft und stellten sie nicht in Frage. Auch die Masken gefährdeten die Sichtbarkeit der Ständegrenzen eben nur auf den ersten Blick; auf den zweiten Blick, so war man sich sicher, verrieten sich die Bauern durch ihr bäurisches und die Edelleute durch ihr edles Auftreten. Die ständischen Unterschiede waren tief in den körperlichen Habitus eingegraben, so dass man sie nicht verleugnen

konnte. Auch Maria Theresia, so schrieb der Oberstkämmerer, verkleide sich zwar gern und freue sich, wenn man sie nicht erkenne, doch das gelinge ihr selten, denn sie werde *an ihrer hurtig und freien Démarche gar bald erkant.*[119] Kurzum: Der Hofadel erlaubte sich kleine Scherze mit der sozialen Hierarchie, weil er sich seiner herausgehobenen Position vollkommen sicher fühlte. Erst in den letzten Jahren von Maria Theresias Herrschaft begann sich das allmählich zu ändern.

Distinktionen und Finessen

Der höfische Aufwand war nicht an die einfachen Untertanen adressiert. Um sie ging es nur ganz am Rande. Wenn bürgerliche Gelehrte im 18. Jahrhundert schrieben, man müsse das gemeine Volk durch prunkvolle Inszenierungen herrscherlicher Majestät beeindrucken, damit es williger gehorche, dann war das allenfalls die halbe Wahrheit.[120] Die illiteraten Untertanen im fernen Ungarn oder Böhmen bekamen wenig mit von dem, was in Wien und Schönbrunn passierte.

Der Glanz des Kaiserhofes war in erster Linie an den Adel selbst adressiert, sei es an den der Erbländer, sei es an den der anderen europäischen Höfe. Solange der Aufenthalt in Wien oder Schönbrunn für den Hochadel attraktiv war, ergab sich seine Attraktivität für die anderen Stände ganz von selbst.

Der Hof war ein hochkompliziertes soziales Gebilde, davon war schon die Rede.[121] Er war der erweiterte Haushalt der Herrscherfamilie und zugleich das Zentrum der Erbländer und des

Reiches, ohne dass diese Sphären klar voneinander zu trennen gewesen wären. Schlafen und Essen, Spielen und Tanzen, Beten und Regieren, Gebären, Heiraten und Sterben – alles spielte sich bei Hof ab, und zwar in denselben Räumen, wenn auch nicht gleichzeitig. Fürstliche Familienmitglieder, adeliger Hofstaat, Gäste aus dem Reich und Gesandte aus dem Ausland, gelehrte Räte und niederes Dienstpersonal – eine riesige Zahl von Personen unterschiedlicher Herkunft, Ränge und Ämter trafen

dort auf relativ engem Raum zusammen. Zugleich konkurrierten alle um die Gunst der Herrscherin, dieses knappe und kostbare Gut. Und nicht zuletzt achtete jeder Einzelne darauf, dass ihm niemand seine Position in der komplizierten Hierarchie streitig machte. Man muss sich also das Leben bei Hof äußerst anstrengend vorstellen. Damit nicht alles in totalem Chaos unterging, war die gesamte Kommunikation, von der Aufwartung des niedrigsten *Kammermenschen* bis zur feierlichen Audienz des

höchstrangigen Gesandten, auf das Präziseste zu koordinieren. Jeder musste genau wissen, zu welcher Zeit er oder sie sich an welchem Ort zu befinden und was er oder sie dort zu tun hatte. Was die Kommunikation so anstrengend machte war, dass buchstäblich alles, was jemand sagte oder tat, als Zeichen sozialer Rangverhältnisse gelesen wurde: wo man stehen oder gehen, auf welchem Möbel man sitzen, welche Schwellen man überschreiten durfte, wie lange man warten und welche Kleidung man tragen, wann

und wie lange man den Hut gezogen halten musste, wen man anblicken und wem die Hand reichen durfte, in welcher Haltung – mit tiefer oder weniger tiefer Reverenz, mit ein-, zwei- oder dreimal gebeugtem Knie – man sich jemandem nähern musste, in welcher Reihenfolge und auf welchem Geschirr bei Tisch aufgetragen und auf wessen Gesundheit getrunken wurde, wer mit seiner Kutsche – und mit wie vielen Pferden – in den Burghof fahren und dort parken durfte, und so weiter und so weiter. Nicht nur

in den körperlichen Gesten, sondern selbstverständlich auch im Sprechen und im Schreiben musste stets die soziale Hierarchie zum Ausdruck gebracht werden, von der richtigen Anrede über den korrekten Wortlaut eines Kompliments bis hin zur Größe der Unterschrift unter ein Schriftstück. Nahezu das gesamte Alltagsleben war zeremoniell durchgeformt und mit Rangsymbolik überladen. Dieses ganze, höchst komplizierte Geflecht von symbolischen Verhaltensregeln, die die soziale Hierarchie darstellten und dadurch

zugleich stets aufs Neue herstellten, war längst nicht mehr ohne schriftliche Normierung zu bewältigen.[122] Anders als einfache Höflichkeitsregeln, die es ja kennzeichnet, dass man sie unausgesprochen beherrscht, war das höfische Zeremoniell bis in feinste Details schriftlich reglementiert, in manchen Fällen sogar vertraglich verbrieft. Die Rangordnung der Personen war festgelegt in den Instruktionen für die verschiedenen Stäbe des Hofpersonals, den jährlich publizierten Hofkalendern, den

allgemeinen Hofzutrittsordnungen und dazu noch in speziellen Ordonnanzen für die jeweilige Fest-, Jagd- oder Sommersaison. Über sämtliche zeremoniellen Ereignisse wurde seit dem 17. Jahrhundert akribisch Protokoll geführt, damit man bei Unsicherheiten oder Konfliktfällen jederzeit nachsehen konnte, wie es früher in ähnlichen Fällen gehalten worden war. Es ist bezeichnend für die Prioritäten bei Hof, dass über das Zeremoniell lange Zeit wesentlich sorgfältiger Buch geführt wurde als etwa über die Finanzen der Hofkammer.[123]

Zu Beginn des Jahrhunderts hatten ein paar Gelehrte versucht, die ganze Materie in ein wissenschaftliches System zu bringen, aber diese Versuche erwiesen sich als Sackgasse – zu schnell veränderten sich die Regeln, zu offensichtlich entzogen sie sich abstrakten Prinzipien.[124]

Das Zeremoniell rahmte und definierte die jeweilige Situation; es strukturierte den Alltag und sorgte für eine gewisse Verhaltenssicherheit, indem es allen Beteiligten vorschrieb, wie sie sich bei bestimmten

wiederkehrenden Anlässen ihrem Rang gemäß zu benehmen und umgekehrt das Benehmen der anderen zu verstehen hatten. Das Zeremoniell ermöglichte es auch, zwischen verschiedenen *Characteren* einer und derselben Person zu unterscheiden. Denn da die Menschen bei Hof oft mehrere Funktionen auf sich vereinten, hatte man für den Wechsel sozialer Rollen einen sehr feinen Sinn. So waren etwa ganz unterschiedliche zeremonielle Regeln zu befolgen, je nachdem, ob Maria Theresia als Kaiserin oder als König von

Ungarn auftrat, ob ein auswärtiger Minister als Botschafter seines Herrn oder als Privatmann agierte, ob der Nuntius in seiner Funktion als Stellvertreter des Papstes oder als Erzbischof erschien und ob der Oberstkämmerer bei einer Hochzeit in seiner regulären Amtsfunktion oder *als Dame figurirte*.[125]

Trotz allem Bemühen um präzise Regelung war das Zeremoniell äußerst konfliktanfällig; Rangstreitigkeiten waren an der Tagesordnung. Denn die Beteiligten waren sich durchaus nicht immer einig, wem in einer

bestimmten Situation der Vorrang zukam. Nicht jede Konstellation ließ sich im Voraus regeln, nicht jedem drohenden Konflikt ließ sich rechtzeitig aus dem Weg gehen. Über die Rangordnung ihres eigenen Hofstaats konnte Maria Theresia zwar souverän verfügen, nicht aber über die Rangverhältnisse zwischen auswärtigen Potentaten und auch nicht über die Rangordnung des Heiligen Römischen Reiches. Schwierig war deshalb beispielsweise das Verhältnis zwischen Reichsfürsten, die sich am

Kaiserhof aufhielten, und erbländischen Adeligen, denn in diesem Fall standen sich die konkurrierenden Rangsysteme des Habsburgerhofes und des Reiches unversöhnlich gegenüber.[126]

Ein permanenter zeremonieller Störfaktor waren vor allem die Botschafter auswärtiger Potentaten, die *Ambassadeurs*. Sie mussten ganz besonders sorgfältig auf jede Geste achten, denn sie hatten die Hoheit und Würde ihres Auftraggebers im strengsten Sinne des Wortes zu *repräsentieren*. Was man ihnen an Ehren erwies (oder

eben nicht), das erwies man dem Fürsten, den sie darstellten. Das diplomatische Zeremoniell bildete deshalb das Medium, in dem die Potentaten einander öffentlich über den Stand ihres Verhältnisses verständigten.[127] Der Kaiserhof beanspruchte nun traditionell den Vorrang vor allen anderen Monarchen, während diese umgekehrt seit der Mitte des 17. Jahrhunderts größten Wert darauf legten, sich als Souveräne dem Kaiser keinesfalls unterzuordnen. Im Zeremoniell der Botschafteraudienz prallten also

zwei unvereinbare Prinzipien aufeinander: einerseits das alte Prinzip einer Hierarchie der Christenheit, andererseits die neue Gleichberechtigung der Souveräne. Da kam es auf jedes Detail an. So stritt man sich zum Beispiel im April 1752 wochenlang im Voraus mit dem französischen Botschafter darüber, wie viele Stufen der Obersthofmarschall ihm bei dem zeremoniellen Antrittsbesuch auf der neuen Ehrentreppe der Hofburg, der eigens für solche Anlässe gebauten «Botschafterstiege»,

entgegenzugehen habe. Der Gesandte weigerte sich, aus der Kutsche auszusteigen, bevor er sich nicht vergewissert hatte, dass der Vizemarschall bereits auf dem unteren Treppenabsatz wartete. [128]

Angesichts all dessen ist es kein Wunder, dass die Menschen am Hof seit langem unter der gestiegenen Last der Zeichen ächzten. Deshalb etablierten sie immer mehr abgeschirmte Zonen und Zeiten größerer Informalität, wo nicht jede Geste und jedes Wort gleich als Zeichen von Rang und Status

gelesen und auf die Goldwaage gelegt werden mussten, wie es *in publico* der Fall war. So war das Leben auf dem Land weniger formell als das in der Stadt, die inneren Herrschaftsappartements weniger formell als die äußeren, die normalen Tage weniger formell als die Galatage und so fort. Eine Zone der Informalität schuf auch das Inkognito. Dabei handelte es sich um die explizite Übereinkunft, dass Mitglieder der Herrscherfamilie offiziell nicht als solche auftraten und daher auch nicht so behandelt werden

mussten. Das Inkognito war eine reine Fiktion, denn selbstverständlich blieb niemand dabei wirklich unerkannt. Es ging vielmehr darum, dass die Herrscher nicht auf Schritt und Tritt ihren hohen Stand repräsentieren mussten, weil das für alle Beteiligten extrem anstrengend, teuer, zeitaufwendig und konfliktträchtig war. Diese Zonen der Informalität waren zugleich Zonen größter Exklusivität und Familiarität; zu ihnen vorgelassen zu werden war die größte Ehre. Zwischen der maximalen Intimität

des herrscherlichen Kabinetts einerseits und der maximalen Formalität bei der großen öffentlichen Gala andererseits gab es unzählige feine Abstufungen. Das bot Raum für besondere *Finessen* und *Distinctionen*.[129]

Der Herr der Zeichen

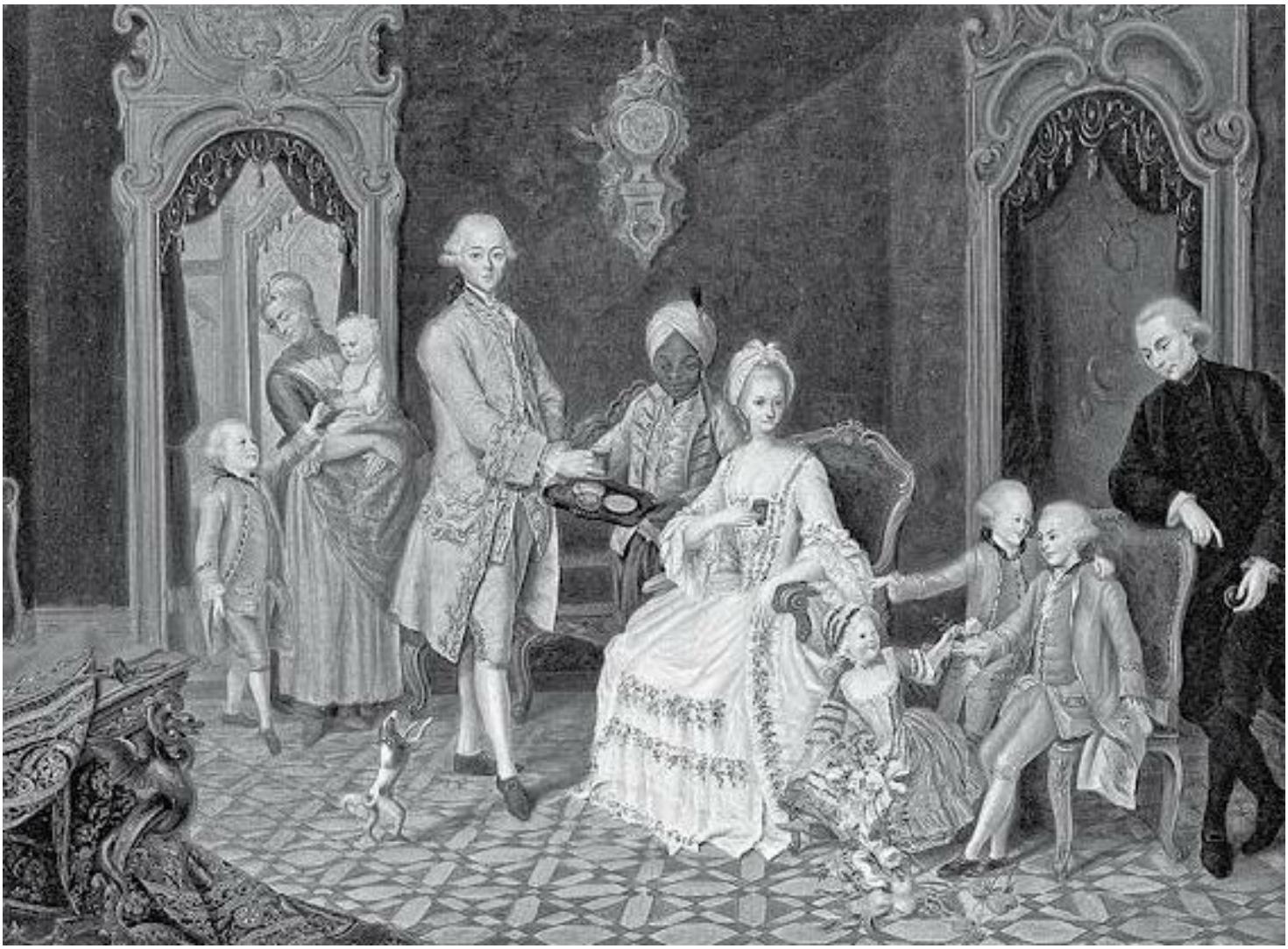


Abb. 28: Porträt der Familie des Oberstkämmerers Khevenhüller. Unbekannter Künstler, um 1760

Der oberste Hüter dieses zeremoniellen Zeichensystems war Johann Joseph Graf – später Fürst – Khevenhüller, jahrzehntelang Oberstkämmerer bzw. Obersthofmeister und einer der einflussreichsten Amtsträger des Hofes überhaupt (1706–1776). [130] Er organisierte und kanalisierte den Zutritt zum Herrscherpaar und hatte selbst den freiesten, fast unbeschränkten Zugang zu ihm. Jederzeit konnte er mit Maria Theresia reden, und zwar auch jenseits zeremonieller Anlässe und formaler

Verfahrenswege, das heißt von anderen unbeobachtet (was ein wesentlicher Vorteil war), so wie sonst nur die Mitglieder der Herrscherfamilie, Kammerfrauen, Kabinettssekretäre, Beichtväter oder der allmächtige Staatskanzler Kaunitz.[131] Für die Historiker ist es daher ein ausgesprochener Glücksfall, dass sich Khevenhüller in der Tradition seiner Vorfahren als Chronist des Kaiserhofes verstand und diese selbstauferlegte Chronistenpflicht über die Jahrzehnte hinweg auf das Gewissenhafteste erfüllte.[132] Das

Tagebuch, das er von 1742 bis zu seinem Tod 1776 geführt hat und durch das er hier schon oft zu Wort gekommen ist, umfasst in der Edition (trotz mehrjähriger Überlieferungslücken) acht Bände. [133] Es ist eine der detailreichsten und aufschlussreichsten Quellen für Maria Theresias Regierungszeit überhaupt.

Khevenhüller stammte aus einer alten Freiherrenfamilie aus Kärnten, die seit Generationen in habsburgischen Diensten stand. Einige seiner Vorfahren hatten sich, wie so viele erbländische

Adelige, zu Beginn des 17. Jahrhunderts an der evangelischen Ständeopposition beteiligt. Doch die Nachkommen dieser Rebellen waren entweder ausgewandert oder in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt. Ein protestantisches Erbteil war es vielleicht, das die besondere Tradition der Familie geprägt hatte, nämlich *mit sonderbarer Treue und Fleiß ihre eigenen und andere Geschichten* aufzuzeichnen.[134] Ein Vorfahr, Franz Christoph Khevenhüller, hatte im Dreißigjährigen Krieg die

Annales Kaiser Ferdinands II. verfasst, und der Vater Sigmund Friedrich Khevenhüller, Landeshauptmann von Niederöstereich, hatte akribisch Tagebuch über das Hofleben geführt. Ein Onkel, der Feldmarschall Ludwig Andreas Khevenhüller, war Maria Theresias größte militärische Stütze im Erbfolgekrieg gewesen. Die Familie, seit 1725 im Grafenstand, war mit fast allen anderen einflussreichen erbländischen Adelsfamilien verschwägert. Johann Joseph selbst heiratete

eine reiche Erbin, die Tochter des Reichshofrats-Vizepräsidenten Johann Adolf Metsch, ein Kammerfräulein von Maria Theresias Mutter, und begründete damit die Linie Khevenhüller-Metsch, die 1763 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Die Karriere des jungen Johann Joseph verlief in den erwartungsgemäßen Bahnen. Nachdem er sich eine Zeitlang an den Universitäten Wien und Straßburg aufgehalten und ein wenig mit dem *Ius publicum* vertraut gemacht hatte, trat er

mit 19 Jahren in die niederösterreichische Regierung ein und erhielt drei Jahre später einen Sitz auf der Herrenbank des Reichshofrats, für junge erbländische Adelige ein übliches Einstiegsamt in eine Laufbahn als Staatsdiener. Karl VI. schickte ihn als Gesandten nach Holland und Dänemark, betraute ihn wenig später mit der Führung der böhmischen Kurstimme auf dem Reichstag und belohnte ihn 1737 mit dem Titel eines Wirklichen Geheimen Rates. Maria Theresia übernahm bei ihrem

Regierungsantritt den treuen Diener ihres Vaters und beauftragte ihn mit mehreren kostspieligen Gesandtschaften, zuerst an den Dresdner Hof und dann zweimal, 1742 und 1745, nach Frankfurt zur Wahl des Reichsoberhaupts. Zugleich begann im Jahr 1742 Khevenhüllers langjähriger Dienst an der Spitze verschiedener Hofstäbe, zuerst als Obersthofmarschall (1742–1745), dann als Oberstkämmerer (1745–1765) und schließlich bis zu seinem Tod als Obersthofmeister (1765–1776). Dieses letzte Amt krönte

zwar seine Karriere und versetzte ihn an die Spitze der ganzen Hofstaatshierarchie, doch er schätzte es weniger als das Oberkämmereramt, durch das er einen noch leichteren alltäglichen Zugang zum Kaiserpaar gehabt hatte.[135] Mit seinen Spitzenämtern verband sich auch seine Zugehörigkeit zur Hofkonferenz. Khevenhüller war also zugleich ein fürstlicher Ratgeber alten Stils, das heißt, seine Zuständigkeit beschränkte sich keineswegs auf Fragen von Zutritt, Zeremoniell und

Hofpersonal, sondern sein Rat wurde auch in allen anderen Belangen der inneren und äußeren Regierung gehört.

Über seine ganze Amtszeit, von 1742 bis 1776, erstreckte sich auch seine Tätigkeit als Chronist des Hoflebens. Sein Tagebuch, so wie es dem späteren Herausgeber vorlag, ist eine teilweise überarbeitete Reinschrift auf der Grundlage zeitnah angefertigter Notizen. Offensichtlich hat Khevenhüller seine Aufzeichnungen nachträglich in eine etwas flüssigere erzählerische

Form gebracht. Das ist an gelegentlichen Zusätzen im Text zu erkennen, die auf spätere Ereignisse vorausweisen, also nicht bereits in den jeweiligen Tagebucheinträgen gestanden haben können.[136] Andererseits ist die Bearbeitung nicht allzu sorgfältig ausgefallen, was man an zahlreichen Lücken für Namen, Daten usw. sieht, die Khevenhüller offenbar später noch füllen wollte, aber nicht gefüllt hat. Überliefert wurde das Tagebuch zusammen mit zahlreichen Amtspapieren aller Art, die Khevenhüller selbst als

Beilagen hinzugefügt hat und auf die er im Text immer wieder verweist. Das ganze umfangreiche Schriftkonvolut war ein Rechenschaftsbericht seiner Tätigkeit als treuer Diener seiner Herrschaft, adressiert an seine Nachkommen, nicht an die Öffentlichkeit.[137] Die Historiker haben diese Quelle lange Zeit nur mit einem gewissen Naserümpfen herangezogen und sich für den Verfasser selbst erstaunlich wenig interessiert. Denn Khevenhüller – wie schon sein Vater – berichtete vor allem über das alltägliche

zeremonielle Geschehen bei Hof, für das er ja qua Amt zuständig war, und über seine eigenen Familienangelegenheiten, aber relativ wenig über das, was man im 19. Jahrhundert unter «großer Politik» verstand: Krieg, Diplomatie, Staatsreformen. Doch gerade dieser Zuschnitt seiner Aufzeichnungen ist bezeichnend für die zeitgenössische Perspektive des höfischen Adels. Für einen Mann wie Khevenhüller hätte es schlicht keinen Sinn gehabt, zwischen den Angelegenheiten der Herrscherfamilie, denen seines

eigenen Hauses, seines persönlichen Hofamtes und der Politik als solcher zu differenzieren. Das alles gehörte vielmehr untrennbar zusammen und war Sache eines einzigen großen Gesamtverbandes, nämlich des Allerhöchsten Erzhauses mit allen seinen Angehörigen. Und alles, was Khevenhüller tat, diente – seinem Verständnis nach – zum Wohl dieses dynastischen Gesamtverbandes.

Khevenhüller war ein Aristokrat alten Stils, ganz und gar von seiner Loyalität zum Kaiserhaus, der

Heiligkeit der Traditionen und der Würde seines Standes durchdrungen. Im Tagebuch erscheint er als respektvoller Ehemann und treusorgender, stolzer Vater, als pflichtbewusster Fürstendiener und frommer, sittenstrenger Katholik. Sein Glaube an die *reine[n], von allen dermahligen politischen Rafinement und sich so nennenden Esprit philosophique weit entfernete christliche Lehren* war unerschütterlich.[138] Obwohl er erst 36 Jahre alt war, als er mit dem Tagebuchschreiben begann,

tritt er einem darin von Anfang an als etwas ältlicher, gravitätischer Herr entgegen. Sein Stil ist unverwechselbar, ein eigentümliches spätbarockes Deutsch, durchsetzt mit zahlreichen französischen und lateinischen Einsprengseln, manchmal auch kleinen Ausreißern in den österreichischen Dialekt. Die Form der Aufzeichnungen ist ein getreuer Spiegel von Khevenhüllers Traditionalismus: Seite für Seite atmen sie einen Geist der Beständigkeit und ewigen Wiederholung. Über

fünfunddreißig Jahre hinweg ändert sich der Duktus der Notizen so gut wie nicht. Sie sind und bleiben eine mehr oder weniger ausführliche Aufzählung von alltäglichen zeremoniellen Verrichtungen und Divertissements, von jahreszeitlichen Solennitäten und Standespromotionen, Audienzen und Konferenzen, Hochzeiten und Todesfällen. Das alles ist allerdings angereichert mit persönlichen Kommentaren und intimem Hintergrundwissen, gewürzt mit Anekdoten, kleinen Bosheiten und Gerüchten. Was man

darin indessen vergebens sucht sind Scherz, Satire, Ironie oder tiefere Bedeutung.

Zum perfekten Aristokraten fehlte es Khevenhüller an Esprit und Nonchalance. Er war ängstlich und von beständiger Sorge um seine *delicate Leibes-Constitution* geplagt[139] – darin Kaunitz nicht unähnlich, allerdings ohne dessen bizarre Exzentrizitäten. Aufrechte Aristokraten wie Harrach bewunderte er, zuverlässige Freunde wie Tarouca schätzte er, Haugwitz betrachtete er als eigensüchtigen Karrieristen. Auf

erfolgreiche Aufsteiger wie Bartenstein oder van Swieten blickte er hinab, und zwar desto mehr, je höher sie in Maria Theresias Gunst standen. Bei alldem bemühte er sich allerdings immer um ein gerechtes und ausgewogenes Urteil. Am schwersten fiel ihm das bei *unserem Herrn Staatscanzler;* er verkörperte eine neue, unverständliche und bedrohliche Zeit und ihm galt daher seine ganze Feindseligkeit. Was ihn an Kaunitz vor allem erboste, war dessen *Singularismus*, das heißt der

Egozentrismus und der Hochmut, mit dem dieser jedwede Konvention in den Wind schlug, ohne den Verlust der kaiserlichen Gnade befürchten zu müssen. Genüsslich ließ sich Khevenhüller daher bei Gelegenheit über Kaunitz' Stilverstöße aus.[140]

Er selbst dagegen war von dem Bedürfnis nach sozialer Konformität durchdrungen; jede Verletzung oder Änderung von Regeln erschien ihm bedrohlich. Seine Lebensaufgabe erblickte er in der Wahrung der hergebrachten adeligen Exklusivität und der

allerhöchsten zeremoniellen Standards. Bei seinem Amtsantritt hatte er damit zurechtkommen müssen, dass der Wiener Hof kein Kaiserhof mehr war und die Herrscherin einen Gatten höchst zweifelhaften Ranges hatte, was alle hergebrachten zeremoniellen Regeln über den Haufen warf. Nach Franz Stephans Kaiserwahl glaubte er, dass diese prekäre Lage endlich ein Ende haben würde, musste aber zu seiner großen Enttäuschung, ja Erbitterung feststellen, dass *es mit unserer Etiquette, ungehindert der seithero*

überkommenen kaiserlichen Würde, nicht vill besser als vorhin sich anlassen will, was auch ich und andere, welche den Hoff gern in behörigen Decore sehen mögten, darwider vorstellen und arbeiten.
[141] Doch er ließ sich zeit seines Lebens nicht ganz entmutigen und kämpfte unermüdlich darum, *unsere so sehr ruinirte Etiquette – wenigstens so vill thunlich ware – von dem gänzlichen Zerfahl zu retten.*
[142] Bei aller aufrichtigen Verehrung und Loyalität konnte er sich nicht versagen, das Handeln der Kaiserin in seinen

Aufzeichnungen immer wieder, wenn auch in verhaltenem Ton, zu kritisieren. In seinen Augen war vor allem ihre mangelnde Resistenz gegen den von allen Seiten eindringenden Neuerungsgeist zu beklagen, dann die maßlose Großzügigkeit, mit der sie die falschen Leute mit Gnaden überschüttete, und der Wankelmut, mit dem sie sich seiner Meinung nach von übelgesinnten Ohrenbläsern beeinflussen ließ. Was er voraussah, waren eine Inflation der kaiserlichen Gunst, die Nivellierung der

Standesunterschiede und der Ansehensverlust des Kaiserhofes, der das Ansehen derer, die sich dort aufhielten, natürlich in Mitleidenschaft ziehen musste.

Die Sorgfalt, mit der sich Khevenhüller den korrekten äußeren Formen widmete, ist aus heutiger Sicht befremdlich, ebenso wie sein Sinn für das Pompöse heute lächerlich wirkt. Was auch immer sich an weltbewegenden Ereignissen abspielte, Khevenhüllers Augenmerk richtete sich auf die zeremoniellen Details. So schrieb er beispielsweise im

November 1755, als die Umkehrung aller Bündnisse eingefädelt wurde, die im Jahr darauf ganz Europa erschüttern sollte, nichts weiter als: *Den 20. hatten wir […] Conferenz über die geheimme Handlung mit Franckreich. Beide Mayestätten saßen auf dem Sofa und wir andere ohne Rang um den daran stossenden Schreibtisch oder nach jetziger Mode sich nenneden Secrétaire. Der Referendari Binder sasse seitwerts an einen kleinen Tischl.* [143] Was da beraten wurde und wie er selbst darüber dachte, darüber findet sich

in der Eintragung kein Wort.

Kurzum: Khevenhüller verkörperte die alte Aristokratie mit ihrem gesteigerten Sinn für äußere Formen, ihrem Traditionalismus, Standesdünkel und Privilegiengeist, also all dem, was die nationalliberalen bürgerlichen Historiker des 19. Jahrhunderts am Ancien Régime missbilligten und womit sie in der k.u.k. Monarchie ihrer eigenen Zeit immer noch zu kämpfen hatten. Maria Theresia aber war die Heldin dieser Historiker. Die Kritik, die

Khevenhüller an ihr übte, passte daher genau in das Bild, das sie von ihr entwarfen, nur unter umgekehrten Vorzeichen. Die Historiker konnten sich auf Khevenhüllers kritische Bemerkungen berufen, wenn sie die Kaiserin als Bürgerkönigin modernen Zuschnitts darstellten: zeremonialfeindlich, natürlich, ungezwungen, den höfischen Repräsentationszwängen mit all ihrem theatralischen Pomp zutiefst abgeneigt. Doch das ist eine optische Täuschung; der strenge Maßstab des Obersthofmeisters

verzerrt das Bild. Denn dabei gerät aus dem Blick, dass Maria Theresia die zeremoniellen Formen selbstverständlich äußerst ernst nahm und dass sie selbstverständlich großen Wert darauf legte, den Status ihres Hauses zu repräsentieren – nur eben nicht genau so, wie es der Obersthofmeister gern gesehen hätte.

Die Kaiserin ihrerseits hatte zu Khevenhüller ein ambivalentes Verhältnis. Es ist allerdings nicht ganz leicht einzuschätzen, zum einen, weil es nur ganz wenige

Briefe Maria Theresias an Khevenhüller gibt – er hielt sich ja immer in ihrer unmittelbaren Nähe auf –,[144] und zum anderen, weil sie Klatsch und üble Nachrede verabscheute und deshalb in ihren Briefen an Dritte nur selten negative Bemerkungen über vertraute Diener machte. Doch angesichts ihres lebhaften Temperaments liegt es nahe anzunehmen, dass sie – zumindest zu Beginn ihrer Regierung – mit Khevenhüllers gravitätischer Art ihre Schwierigkeiten hatte. So ließ sie gegenüber dem Hofrat Doblhoff

einmal durchblicken, sie wünsche Khevenhüller *nur ein wenig mehr Activität*, denn er sei *sehr indolent und schier negligent zu nennen*. [145] Andererseits sympathisierte sie mit seiner *delicatesse wegen der christlichkeit und sitten*,[146] denn er war einer der wenigen Adeligen bei Hof, die ihre strengen Frömmigkeits- und Keuschheitsvorstellungen teilten. Jedenfalls scheint sie ihn als loyalen und gewissenhaften Diener ihres Hauses mit der Zeit immer mehr schätzen gelernt zu haben. Schließlich verlieh sie ihm die

höchsten Ämter und Würden, nahm demonstrativ an den Schicksalen seiner Familie Anteil,[147] zog ihn in ihren engsten Kreis und ehrte ihn – Gipfel aller Gunstbeweise – durch persönliche Besuche in seinem Haus. Auch zählte er zu den wenigen Vertrauten, bei denen sie sich gelegentlich ihren Ärger über Franz Stephan und Kaunitz von der Seele redete. Jedenfalls berichtet Khevenhüller immer wieder von solchen vertraulichen Gesprächen, die sie mit ihm als ihrem alten *ministre de famille* zu führen pflegte.[148]

Khevenhüller spielte für ihren Hof eine Schlüsselrolle, denn er war derjenige, der den Zutritt regelte. Niemand beherrschte wie er die komplizierte Koordination von Zeiten, Räumen und Personen, das heißt das Regelsystem dafür, welchen Personen zu welchen Anlässen in welchen Räumen und auf welche Art und Weise die Gnade des Zugangs zu gewähren war. Denn darin bestand der wesentliche Kern aller zeremoniellen Ordnung bei Hof. Diese Ordnung war eine Art komplexer symbolischer

Grammatik, die tausenderlei Kombinationsmöglichkeiten und damit tausenderlei Abstufungen herrscherlicher Nähe bot. Maria Theresia nutzte diese zeremonielle Grammatik sehr kalkuliert als Quelle für besondere *Finessen* und *Distinctionen*. Sie spielte je länger, desto gekonnter auf der Klaviatur des Zutrittssystems, und Khevenhüller war ihr dabei ein unersetzlicher Helfer.

Höfischer Stundenplan

Die Grundelemente der zeremoniellen Grammatik bestanden in der Gliederung des Raumes und der Zeit; ihr Prinzip war die Steigerung. Die Zeremonialräume waren zwar nach Rang gestaffelt, aber kaum nach Gebrauchsfunktionen differenziert. Man bediente sich der Zimmer vielmehr mit einem erstaunlichen Maß an Flexibilität. Das Mobiliar wurde, wie der Name schon sagt, höchst mobil gehandhabt und je nach Bedarf hin- und hergeräumt. Tafeln etwa wurden für jede Mahlzeit in der jeweils

erforderlichen Größe neu aufgebaut. In denselben Räumen konnten feierliche Audienzen oder geheime Konferenzen stattfinden, aber ebenso gut auch getafelt, gespielt oder sogar geschlafen werden. So ließ Maria Theresia zum Beispiel im Sommer, bei großer Hitze, in Schönbrunn ihr Bett manchmal im Audienzzimmer aufschlagen. Die Funktion der Räume konnte relativ flexibel bleiben, weil ein zweites Ordnungselement hinzukam: die Ordnung der Zeit. Die Wochen- und Tageseinteilung gehorchte einem

festen Schema. Jedes Mal, wenn die Herrscherfamilie ihre Residenz für eine Saison wechselte, wurden die genauen Zeiten für Gottesdienst, Audienz, Appartement, offene Tafel usw. in einer Ordonnanz festgelegt und der Hofgesellschaft mitgeteilt.

Das forderte Maria Theresia selbst die strengste Zeitdisziplin ab. Zu Beginn ihrer Regierung, als sie sich einem ungebremsten Ansturm auf ihre Gunst und Aufmerksamkeit ausgesetzt sah, bat sie den Grafen Tarouca um Rat. Tarouca war ein sensibler Beobachter des höfischen

Gunstsystems. Auf ihn hörte Maria Theresia, denn ihn betrachtete sie als einen der wenigen, dessen Urteil nicht durch eigene Ambitionen getrübt war. Er legte ihr nahe, ihre Zeit nach einer festen Regel einzuteilen, und entwarf einen schriftlichen Wochenplan für sie.[149] Darin gab er ihr eine Stunde nach dem Aufstehen für Gebet, Kaffee (obwohl er ihn für schädlich hielt) und Morgenmesse, dann eine halbe Stunde für die Morgentoilette. Da er davon ausging, dass sie um acht Uhr aufstand, war von halb zehn

bis halb zwölf und noch einmal von vier bis sechs Uhr am Nachmittag Zeit für die Berichte der verschiedenen Minister vorgesehen, und zwar für jeden reihum an einem anderen Tag der Woche jeweils genau eine Stunde. Der feste Stundenplan sollte verhindern, dass die Minister ihre Zeit mit nutzlosem Herumstehen und Räsonieren in der Antekammer verschwendeten; er sollte sie außerdem zu Kürze und Präzision im Vortrag zwingen und es Maria Theresia erleichtern, sich regelmäßig einen raschen und

strukturierten Überblick über die laufenden Geschäfte zu verschaffen. Um halb zwölf war Zeit, um dem Kabinettssekretär Anweisungen zu geben. Anschließend sollte Maria Theresia bis zum Mittagessen um Viertel nach zwölf nichts Ernsthaftes mehr tun. Pünktlich zu Mittag zu essen und dieses nicht kalt werden zu lassen hielt Tarouca aus Gründen des Genusses und der Gesundheit für absolut notwendig. Nach dem Essen, für das er eine Stunde veranschlagte, sollte sie bis halb drei Zeit haben für eine zweite

Tasse heißen Kaffee und etwas Ruhe in ihrem Schlafzimmer, vielleicht auch einen Besuch der damals dreijährigen Tochter Marianne. Die Stunde bis halb vier war für die übrige Familie vorgesehen; da sollte sie ihre Mutter besuchen und einen Blick auf die kleine Maria Carolina und den neugeborenen Thronfolger werfen. Diese Familienzeit stellte Tarouca allerdings zur Disposition – sie bot Spielraum, sich nach Bedarf noch etwas auszuruhen. Um halb vier, spätestens vier sollte es dann mit

der Arbeit weitergehen. Nun konnten auch Hofbeamte und Räte, die keine feste Stunde zur Berichterstattung hatten, zu Wort kommen, wenn man sie nicht auf die öffentlichen Audienz- oder Appartementstunden verweisen wollte. Am Schluss sollte erneut der Kabinettssekretär die ausgehenden Befehle entgegennehmen. Von sechs bis zum Souper um halb neun war eine halbe Stunde Zeit für das Vesper- oder Rosenkranzgebet, dann zwei Stunden für außerordentliche Besucher, zum Spielen oder für andere

Zerstreuungen. Spätestens eine Stunde nach dem Abendessen sollte Maria Theresia zu Bett gehen und vorher nichts mehr tun, was den ruhigen Schlaf beeinträchtigen konnte. Die einzelnen Wochentage wurden ihrerseits spezifiziert: montags, dienstags, donnerstags und freitags Berichte der Minister; mittwochs und sonnabends Abfertigung der Post und Audienzen für auswärtige Gesandte; mindestens einmal in der Woche, sonntags von neun bis elf Hofkonferenz, dann Gottesdienst; sonn- und feiertags nach der

Vesperandacht öffentliche Audienz und danach *Appartement*, das heißt Abendgesellschaft im kleinen Kreis, dies zusätzlich auch donnerstags. Niemand sollte außerhalb der festen Zeiten vorgelassen werden, nicht einmal die Konferenzminister, aber niemand sollte auch Grund zu der Klage haben, mit seinem Anliegen nicht gehört zu werden. Das strikte Zeitregiment, das Tarouca der Königin nahelegte, diente vor allem dazu, die Kommunikation zu kanalisieren. Der Zutritt zur Monarchin sollte berechenbar sein;

jeder sollte – nach Maßgabe seines Amtes, Ranges und Standes, versteht sich – Gehör finden, aber niemand sollte irregulär bevorzugt werden, niemand informelle Schleichwege nutzen können. Auch das *Räsonnieren in der Antichambre* sollte verringert werden; das heißt: untereinander sollten die Minister weniger Zeit mit Klatsch verbringen.

Es war nicht nur Taroucas Gespür für die Logik der höfischen Gunst, was diesen Ratschlägen zugrunde lag, sondern auch seine Erfahrung mit dem

Erziehungssystem der Jesuiten. Den heiligen Ignatius führt er ausdrücklich als Autorität an.[150] Bei den Exerzitien der Jesuiten ging es um eine zugleich körperliche und spirituelle Selbstdisziplin, die der Gewissenserforschung und Gotteserfahrung diente. Auch für Maria Theresia hatte die Beobachtung eines strikten Zeitregimes eine unverkennbar religiöse Grundierung; sie diente keineswegs nur diesseitig-pragmatischen Zwecken, sondern hatte auch einen religiösen Sinn.

Die Zeit im Diesseits musste diszipliniert genutzt werden, um das jenseitige Heil nicht zu verspielen. Das wird vor allem in ihren Briefen an ihren Sohn Ferdinand deutlich, von dem sie mit größter Strenge und Beharrlichkeit verlangte, sich eine klare Zeitordnung aufzuerlegen. *Ihr werdet mir schreiben, wie ihr eure Stunden einteilt; ich stelle mir vor, dass das die Quelle allen Übels ist. Ihr habt [in Mailand] damit angefangen, in Unordnung zu leben, für nichts richtig Zeit zu haben und nie exakt zu sein; ihr haltet keinerlei*

Ordnung ein. Mit kindischem Zeug und Bummeleien vergeudet ihr wertvollste Zeit. Wenn ihr sieben oder acht Stunden schlaft, ist das mehr als genug. Selbst wenn ihr erst um zwölf oder ein Uhr nachts zu Bett geht, könnt ihr um sieben oder acht Uhr aufstehen. Die erste Sache morgens muss die Messe sein; das Ankleiden muss prompt geschehen, ohne Bummeleien, ohne Geschwätz […]. [151] Die Zeit für Gottesdienst und Mittagessen müsse unbedingt eingehalten werden, *sonst werdet ihr nicht gut bedient, und alle Welt wird krank, Herren und Diener. Ihr*

werdet sehen, wenn ihr euch erst einmal an die Ordnung gewöhnt habt, welches Vergnügen und welche Leichtigkeit in allem ihr feststellen werdet. [152] Dabei ging es keineswegs nur um das körperliche Wohl und den reibungslosen Alltagsablauf, sondern, so Maria Theresia ein ums andere Mal: *Es geht um euer Seelenheil und um eure Reputation.* [153] Über die Jahre hinweg bis zu ihrem Tod wiederholte sie diese Ermahnungen ebenso erfolglos wie eindringlich, denn: *Es gibt keinen wirklichen Verlust in dieser Welt als den der*

Zeit; er ist irreparabel; mit einem unnützen, nichtstuerischen Leben verwirkt man sein Seelenheil.[154]

Sie selbst hat sich lebenslang an diese Regeln gehalten und sie auch an ihre Kinder weitergegeben, ja sie hat sie für sich selbst noch deutlich verschärft. Das zeigt der Tagesrhythmus, den sie ihrer Vertrauten Gräfin Enzenberg 1770 einmal beschrieb. Sie stand im Winter um sechs und im Sommer oft schon um vier Uhr auf.[155] Die sonntäglichen Audienzen begannen um sieben Uhr morgens und gingen bis elf, die Treffen mit

den einzelnen Ministern begannen um acht Uhr, folgten einem festen Stundentakt und dauerten mindestens bis eins; die wöchentlichen Konferenzen des Staatsrats am Donnerstag zogen sich von neun bis vier Uhr hin. *Freitag und Samstag ist für die Familie und andere Geschäfte und für Privatpersonen. Die Nachmittage sind zum Lesen, Expedieren und die Korrespondenz, und ich gestehe, dass ich kaum einen Augenblick für mich übrig habe*.[156] Jeder Beobachter rühmte ihre ungewöhnliche Arbeitsdisziplin und wunderte sich,

wie viel Zeit sie mit religiösen Übungen verbrachte, wie oft sie ihre Kinder sah – bis zu viermal in der Woche, was als außerordentlich hohe Frequenz galt –, wie früh sie sich abends zurückzog und wie wenig sie für *spectacles*, *plaisirs* und *délassements* übrighatte, das heißt für die Dinge, *mit denen sich so viele andere Fürsten den größten Teil ihres Lebens beschäftigen*.[157] Am Maßstab der meisten anderen europäischen Fürstenhöfe – vielleicht mit Ausnahme des preußischen – gemessen, war ihr Zeitregime

tatsächlich außergewöhnlich. Was andere gern ihren Ministern überließen, tat sie selbst; sie schrieb Tausende von Briefen und las Tausende von Staatsschriften, wollte alles wissen und alles selbst entscheiden.

Man muss sich Maria Theresia, vor allem in ihren späteren Jahren, typischerweise lesend und schreibend in ihrem Kabinett vorstellen. Im Laufe der Zeit zog sie sich immer mehr in ihre Retirade zurück, reduzierte die Zahl der öffentlichen Audienzen und Appartements, verzichtete auf

Theaterbesuche und ging zum Gottesdienst immer öfter inkognito. [158] Dieser zunehmende Rückzug aus der Öffentlichkeit war allerdings eine zweischneidige Sache. Denn ihr Charisma als Herrscherin speiste sich aus einem Wechselverhältnis von Zugänglichkeit und Exklusivität, einer wohlproportionierten Mischung aus Zeigen und Verbergen, Öffentlichkeit und Familiarität. Beide Extreme waren von Übel: Schloss sich Maria Theresia zu sehr gegenüber aller Welt in ihrer Retirade ab, dann

machte die allgemeine Enttäuschung ihren Hof auf die Dauer unattraktiv. Zeigte sie sich aber umgekehrt allzu zugänglich für jedermann und ging jede Exlusivität verloren, dann sank der Wert des Hofdienstes für den hohen Adel ebenfalls, und zog sich der Hochadel zurück, dann verlor der Hof an Glanz und büßte nach und nach auch für die anderen an Attraktivität ein. Dessen war Maria Theresia sich durchaus bewusst, und Leute wie Tarouca und Khevenhüller erinnerten sie oft genug daran.[159]

Bei der Abwägung der verschiedenen Ansprüche stand für Maria Theresia die Verpflichtung gegenüber dem hohen Adel – gleich nach den Pflichten gegenüber Gott und der Familie – eindeutig im Vordergrund; sie war bemüht, die ständische Exklusivität des Hofzutritts so weit wie möglich zu wahren (auch wenn Ausnahmen die Regel bestätigten). Wie ernst sie selbst das nahm – und keineswegs nur ihr Oberstkämmerer –, geht mit großer Deutlichkeit aus ihren Briefen an die erwachsenen Kinder hervor.

Auch ihnen legte sie stets ans Herz, ihren Hofstaat nur aus den ersten Familien zu rekrutieren. Sie fand es *in keiner Weise angemessen, dass jeder Beliebige an eurem Hof erscheinen darf*,[160] schickte ihnen genaue Listen der Personen, denen sie an ihren Höfen den Zutritt gestatten sollten, und riet, die hohen Standespersonen, die *Primores* – aber nur sie – regelmäßig ein- bis zweimal in der Woche zu empfangen, *damit sie Gelegenheit haben, etwas für ihre Familien zu tun.*[161] Und sie war auch bereit, den nötigen Aufwand

an Zeit, Kosten und Mühen aufzubringen, den die glanzvolle Inszenierung ihrer Majestät erforderte. *Vous devez représenter par tout*, schärfte sie ihren Kindern ein, ihr müsst immer und überall repräsentieren (wenn ihr öffentlich sichtbar seid, muss man hinzufügen).[162] Die Kaiserin liebe *dergleichen Actus, wo sie die majesté en public étalieren*, ihre Hoheit in der Öffentlichkeit zur Schau stellen kann, bescheinigte ihr selbst Khevenhüller, der doch sonst bei jeder Gelegenheit über den Niedergang der alten

zeremoniellen Regeln klagte.[163] Allerdings reduzierte Maria Theresia die Zahl solcher feierlichen, repräsentativen Akte und zog die Grenze zwischen Öffentlich und Privat zunehmend schärfer.

Arbeit am Charisma

Damit Maria Theresia als strahlende Herrscherin erschien, musste sie als solche inszeniert werden. *Majestät* war etwas sinnlich Wahrnehmbares. Den

Zeitgenossen war das bewusst, sie selbst verglichen den Hof mit einem Theater – einem Theater allerdings, bei dem die meisten Akteure füreinander zugleich wechselseitig Zuschauer waren. Die Majestät eines Herrschers lag nicht zuletzt in den Formen, mit denen seine *allerhöchste Person* umgeben wurde und die sie vor symbolischer Herabsetzung schützten. Die Zeremonialappartements der Residenzen, die Straßen und Kirchen der Stadt stellten die Bühnen dafür dar. Diese Bühnen mussten mit angemessener

materieller Pracht ausstaffiert, durch Schwellen, Stufen, Schranken und Signale markiert, von Garden flankiert und mit Personen möglichst hoher Herkunft besetzt werden. Nicht zuletzt musste aber auch die Herrscherin selbst für den Auftritt auf der Bühne hergerichtet werden. Eine perfekte Inszenierung auf der öffentlichen Vorderbühne erforderte eine perfekt funktionierende unsichtbare Hinterbühne. Hinter den Zeremonialappartements lag daher ein Labyrinth von Kammern und

Verbindungsgängen; den großen, von Leibgarden bewachten Prunkportalen entsprachen kleine unsichtbare Tapetentüren; mit der breiten Ehrentreppe korrespondierte die verborgene Schneckenstiege; ober- und unterhalb der Nobeletage lagen die Mansarden und Souterrains der Dienerschaft. Auf diesen Hinterbühnen agierte ein Heer von unsichtbaren Helfern. Unsichtbar waren sie entweder im wörtlichen oder im übertragenen Sinne: Die allermeisten durften die Zeremonialräume während

feierlicher Akte nicht betreten; die anderen sollten nicht wahrnehmbar sein, auch wenn sie anwesend waren.[164]

Am Kaiserhof verbrachte auch die Herrscherfamilie viel Zeit abseits der Vorderbühne. Das war durchaus anders als am Versailler Hof Ludwigs XIV., wo selbst das An- und Auskleiden des Königs sich als zeremoniell durchgeformter Akt vor einer höfischen Öffentlichkeit abspielte, wo, mit anderen Worten, das Leben des Königs in jedem Augenblick öffentlichen Charakter hatte, selbst wenn er auf dem

Nachtstuhl saß. Die Kinder von Maria Theresia waren so etwas nicht gewöhnt. Ihr Vater ließ beim Ankleiden sogar nur einen Kammerdiener zu, obwohl eigentlich traditionell auch hier mindestens ein Kammerherr hätte dabei sein müssen.[165] Ihre Töchter Marie Antoinette in Versailles, aber auch Maria Carolina in Neapel zeigten sich jedenfalls befremdet, als sie nach ihrer Ankunft an den Höfen ihrer königlichen Gatten mit den dortigen Bräuchen konfrontiert wurden.[166] Am Kaiserhof war es

seit jeher anders gewesen, und Maria Theresia weitete die Zonen der Informalität noch stetig weiter aus. Doch das heißt keineswegs, dass sie nicht großen Wert darauf gelegt hätte, sich selbst sorgfältig für die Auftritte auf der großen öffentlichen Bühne zu präparieren.

Über diese verborgene Arbeit am herrscherlichen Charisma wissen wir in der Regel wenig. Die Leibdiener und -dienerinnen pflegten damals noch keine Enthüllungsgeschichten zu verfassen; an ihrer Loyalität zum Herrscherhaus gab es selten

Zweifel, denn schließlich wollten sie ihren Kindern und Verwandten nicht jede Karrierechance verbauen. Doch es gibt hin und wieder Memoiren, die einen Blick auf die Hinterbühne erlauben.[167] Über Maria Theresias Morgen- und Abendtoilette sind wir zumindest indirekt unterrichtet, weil die Tochter ihrer Kammerzofe Charlotte Hieronymus, Caroline Pichler (1769–1843) im Wien der Restaurationszeit einen bedeutenden literarischen Salon führte und als 70-jährige Frau die *Denkwürdigkeiten* ihres Lebens

aufgezeichnet hat. Darin berichtet sie auch von der Arbeit ihrer Mutter in Kammer und Kabinett der Kaiserin. Es handelt sich also um Kenntnisse aus zweiter Hand, aus großem zeitlichem Abstand aufgezeichnet und von Stolz und Bewunderung für die Kaiserin beseelt, deren Dienst ihre Eltern ja ihren immensen sozialen Aufstieg verdankten.[168]

Charlotte Hieronymus (1740–1816) war die Tochter eines evangelischen Fähnrichs beim kaiserlich-königlichen Regiment des Herzogs von Wolfenbüttel. Ihre

Mutter war schon früh gestorben, und der Vater hatte das Kind notgedrungen in seiner Truppe mitgeführt. Als auch er starb, leistete sein Regiment gerade in Wien Garnisonsdienst. Maria Theresia erfuhr zufällig von dem elternlosen Kind und nahm sich seiner an, obwohl die protestantischen Regimentsoffiziere es vor ihr zu verstecken suchten. Sie setzte der Waise aus ihrem Kammerbeutel eine kleine Pension aus und ließ sie von ihrer Kammerfrau Duplessis, später von der Gräfin Fuchs

katholisch erziehen. Die Kaiserin pflegte evangelische Waisen, deren sie habhaft werden konnte, finanziell zu unterstützen, um sie zum allein seligmachenden katholischen Glauben zu bekehren.[169] Das hatte zudem den Vorteil, dass sie aus diesem Kreis besonders loyales Kammerpersonal rekrutieren konnte, das keinen Anhang bei Hof hatte, verschwiegen war und die Kaiserin nicht mit Fürbitten für Verwandte belästigte.[170] Charlotte Hieronymus erwies sich als begabt und gelehrig und trat mit dreizehn

Jahren in den Hofdienst ein. Als Zofe hatte sie alles zu tun, was in der Kammer täglich anfiel, vom Ankleiden und Frisieren bis zum Vorlesen von Staatsschriften in Französisch, Deutsch, Italienisch und Latein. Die persönliche Nähe zur Kaiserin brachte es mit sich, dass sie im Zeremoniell wie eine Hofrätin behandelt wurde, unter ständiger Aufsicht stand und nur mit kaiserlicher Zustimmung heiraten durfte. Ihr Dienst als Zofe endete mit einer typischen Hofhochzeit, wie Maria Theresia sie gern arrangierte. Sie heiratete

den kaiserlichen Hofrat Franz Sales von Greiner, der zu den engsten Vertrauten der Kaiserin gehörte. [171]

Die Historiker haben Maria Theresia gern als eine sehr uneitle Frau beschrieben, die an ihrem Äußeren vollkommen desinteressiert gewesen sei. Das entsprach dem Mythos ihrer ungezwungenen Natürlichkeit und betonte ihre «redlich-deutsche», allem Französischen abgeneigte Art: «Es gibt wohl keine Königin in der Geschichte, die […] weniger Zeit auf ihre Toilette verwendet

hat, als Maria Theresia.»[172] Wenn man Caroline Pichlers ‹Denkwürdigkeiten› glauben darf, dann verhielt es sich anders. Maria Theresia war in der Erinnerung ihrer Zofe zwar eine überaus gnädige und fürsorgliche Herrin, aber ihr bei der Toilette behilflich zu sein war kein Vergnügen: *Die Toilette der Kaiserin war der mühsamste, wie der unbelohnendste Teil des Dienstes, den meine Mutter zu versehen hatte. […] Dieses Frisieren und die Verfertigung des Kopfputzes war denn aber auch für meine Mutter eine nur zu ergiebige*

Quelle von Verdruß und Kränkungen. […]. Maria Theresias *Gestalt, die aber wirklich von höchster Schönheit war, und die Ausschmückung derselben durch vorteilhaften Putz beschäftigte sie etwas mehr, als man gemeinhin von einer Frau, die mit so vielem Geist, mit so viel männlichem Starkmut […] hätte vermuten sollen. […] Ihre trübsten Stunden hatte meine Mutter also bei der Toilette der Kaiserin oder bei der Verfertigung ihres Putzes […]. Oft – sehr oft mußte eine Haube vier- bis fünfmal anders gesteckt werden, bis sie nach dem Geschmacke der*

Gebieterin war […]. Ebenso ging es mit der Frisur. Auch an dieser zupfte, rupfte, änderte die hohe Frau so viel und so lange, bis sie verdorben war und neu gemacht werden mußte, was denn bei der damaligen Art des Haarputzes gemeiniglich dahin führte, daß der ganze Bau zerstört, die Haare ausgekämmt und nicht selten neu in Papilloten gewickelt und gekräuselt werden mußten. [173] Diese Erinnerung kann nicht ganz falsch gewesen sein, denn auch Khevenhüller berichtet gelegentlich mit missbilligendem Unterton, dass die Kaiserin dem Appartement oder

der öffentlichen Tafel fernblieb, weil die Haare nicht rechtzeitig *gekraust* werden konnten[174] oder *weillen die Toilette nicht wohl gerathen und mann mit einem üblen Aufbutz in publico nicht erscheinen wollen.*[175] Maria Theresia selbst ermahnte ihre Kinder zwar, sich nicht stundenlang im Ankleidezimmer aufzuhalten, ließ aber durchaus erkennen, dass sie über die aktuelle Mode auf dem Laufenden war, und kritisierte ihre Töchter, wenn sie in Kleidung und Frisur ihrer Meinung nach nicht den richtigen Ton trafen. Die

Aufmachung der Töchter sollte nicht zu exzentrisch, aber auch nicht zu nachlässig, die Dekolletés nicht zu tief, die Perücken nicht zu ausladend sein. In ihren Urteilen über das Äußere ihrer Kinder war sie äußerst rigide und kannte keine Rücksicht auf Empfindlichkeiten. *Marie wusste sich noch nie gut aufzuführen*, schrieb sie beispielsweise;[176] Marie Antoinette warf sie vor, bereits vor der Zeit *wie man auf deutsch sagt, auseinanderzugehen* und sich die Zähne nicht gründlich genug zu putzen. Die Bedeutung der äußeren

Erscheinung stand völlig außer Frage: *Laßt Euch keinerlei Nachlässigkeit durchgehen, weder in Eurem Äußeren noch in Fragen der Repräsentation.*[177]

Es wäre irreführend, das als Zeichen persönlicher Eitelkeit zu deuten. Es handelte sich vielmehr um schlichte Einsicht in die Notwendigkeit, den herrscherlichen Körper als solchen zu inszenieren. Der Habitus der Monarchen war eine Staatsangelegenheit.[178] Der majestätische Eindruck, wie er von der Herrscherin in großer Gala, *en grande parure*, erzeugt wurde, war

nicht umsonst zu haben; er erforderte Zeit, geduldiges Personal und erhebliche Selbstdisziplin. Eine Staatsrobe wie die, in denen sich Maria Theresia auf ihren offiziellen Porträts darstellen ließ, konnte sie sich nicht selbst anlegen, sie musste sie sich Stück für Stück anlegen lassen. Trug sie die Robe erst einmal, dann schränkte sie die Bewegungsfreiheit extrem ein und übte ganz von selbst eine disziplinierende Wirkung aus. Die *grande parure* produzierte eine majestätische Haltung; sie dressierte ihre Trägerin geradezu

und diktierte ihr einen aristokratischen Habitus.

Eine adelige Damenrobe bestand in der Mitte des 18. Jahrhunderts im Wesentlichen aus dem geschnürten Mieder, *la taille*, und zwei ausladenden Röcken, der untere geschlossen, der obere, *le manteau*, vorn aufgeschnitten, hinten oder seitlich aufgesteckt und durch Tournüren oder Reifen aus Metall, Holz oder Walfischbein gestützt, meist mit einer Schleppe; darunter trug man mehrere Unterröcke. Die vorn meist spitz zulaufenden Taillen

hatten große Dekolletés; die halblangen Ärmel liefen in Rüschen aus. Die Mieder waren innen durch Stangen verstärkt und wurden von der Zofe langsam in mehreren Intervallen immer enger geschnürt. Der Blick des Beobachters fiel bei Frauen nicht nur auf Gesicht, Hals und Dekolleté, sondern vor allem auch auf Arme und Hände. Das waren die Körperpartien, die die weibliche Hofkleidung frei ließ, einrahmte und ausstellte – nicht hingegen die Beine, die die höfische Mode nur bei den

Männern betonte. Kurze, hochgeraffte Röcke waren ein Kennzeichen arbeitender Frauen aus dem gemeinen Volk. Bei Damen von Stand durfte allenfalls ein Fuß unter den Röcken hervorlugen, der in spitzen Schuhen mit Stockabsätzen steckte und möglichst klein und zierlich zu sein hatte. Der Dekoration waren keine Grenzen gesetzt; die ganze Robe konnte mit Borten, Bändern, Schleifen, Blumen, Stickereien, Spitzen, Volants und Pompons, nicht selten auch mit Edelsteinen und Diamanten verziert sein. Die

verarbeiteten Stoffe waren schwere, mit Gold- oder Silberfäden durchwirkte Seidenbrokate. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurden die Röcke kürzer und die Perücken immer aufwendiger.[179] In Paris entwickelte sich die Haute Coiffure zur hohen Kunst; die Frisuren wurden mit Gestellen aus Draht, Filz oder Stroh in nie gekannte Höhen aufgetürmt und mit Federn, Blumen, ja ganzen Skulpturen geschmückt. In dieser Aufmachung konnten die Trägerinnen kaum spazieren gehen und schlecht sitzen, geschweige denn Kutsche

fahren, durch Türen konnten sie mit den ausladenden Reifröcken nur seitlich gehen. Das Ankleiden konnte alles in allem zwei bis drei Stunden dauern. Die englische Reisende Lady Coke fing um neun Uhr mit der Toilette an, wenn sie um zwölf Uhr bei Hof sein sollte. [180] Der Aufwand war so groß, dass unter Umständen nicht einmal mehr Zeit war, nach einem Ball ins Bett zu gehen, wenn man schon morgens wieder bei Hof erscheinen musste.[181] Die alltägliche Alternative zum Galakleid waren verschiedene Formen des *Négligé*,

das allerdings trotz des Namens nur geringfügig nachlässiger war. Man sprach dann von *en sac* im Gegensatz zu *en robe*. Am beliebtesten unter den *sacs*, die man sich nicht als Säcke vorstellen darf, war die *Andrienne* oder *Volante*, bei der Taille und Rock aus einem Stück geschnitten waren und die im Rücken eine lose bis zur Erde herabfallende breite Falte hatten. Diese einfacheren Kleider brachten eine bürgerliche Note an den Hof. Das zeigen schon manche sprechenden Namen: Eine weniger aufwendige, bescheidenere

Variante des Reifrocks nannte man *Janseniste* nach der reformkatholischen Richtung, der viele Mitglieder des französischen Beamtenadels anhingen.[182]

Die höfische Mode der Männer ähnelte jener der Frauen in Material, Farbe und Dekoration. Farbige, gemusterte Samt- und Seidenstoffe, Schleifen, Spitzenborten, Silber, Gold und Diamanten waren keineswegs den Damen vorbehalten. Die Kavaliere trugen körperbetonte, eng anliegende Kniehosen und seidene Strümpfe, Schuhe mit Absatz,

Westen, schmale Jacken und Spitzenjabots, dazu Perücken und Schleifen im Haar; manche legten Parfum, Rouge und Puder auf und benutzten Fächer. Erst die bürgerliche Kultur der Revolutionszeit verordnete den Männern einen völlig anderen Kleidungsstil als den Frauen, so dass die adeligen Kavaliere des Ancien Régime rückblickend als effeminiert und dekadent erschienen. Der Wiener Hof war konservativ; dort hatte Karl VI. in bewusster Abwehr des französischen Modediktats das

altehrwürdige Spanische Mantelkleid als obligatorisches Hofkleid vorgeschrieben, das aus einer reichbestickten Jacke mit Umhang, Kniehose und Federhut bestand.[183] In Wien galt überhaupt jedes Zuviel an modischem Aufwand beim männlichen wie weiblichen Putz als französisch. In den 1750er Jahren waren daran diejenigen zu erkennen, die für das Bündnis mit dem französischen Hof eintraten oder gar gefährliche französische Bücher lasen. Staatskanzler Kaunitz war der Anführer dieser

franzosenfreundlichen Partei, er gab trotz aller Exzentrik geschmacklich wie politisch den neuen Ton an. Seine sorgfältig gepflegten modischen Marotten gaben seinen Widersachern Anlass zu wohlgesetzten Bosheiten: Es hieß, *er lasse in seinem Zimmer zwanzig Pfund Puder in die Luft verstäuben und gehe eine Stunde lang darin auf und ab, damit jedes Haar seiner Perücke gleichmäßig gepudert werde und keines mehr abbekomme als das andere*.[184] Legendär waren auch seine stets mitgeführten drei Bürstchen: eins

für seine Tabaksdosen, eins für die Diamanten auf seiner Kleidung und eins zum Zähneputzen bei Tisch, für einen konsternierten englischen Besucher die ekelerregendste Operation, die er je miterlebt hatte.[185] *Wenn er es wagte, würde er wahrscheinlich Rouge und Schönheitspflästerchen benutzen*, höhnten seine Gegner.[186] Die Kaiserin ihrerseits assoziierte Schminken mit erotischer Zügellosigkeit und verbot es ihren Töchtern deshalb am eigenen Hof, erlaubte es ihnen aber ausdrücklich, wenn es in dem

Land, in das sie einheirateten, üblich war oder ihre Ehemänner es von ihnen verlangten.[187] Zu Hause hätte sie es am liebsten ganz verboten und tat das nach dem Tod ihres Gatten auch – ein Verbot, das allerdings wie viele andere keine Chance auf Durchsetzung hatte.[188]

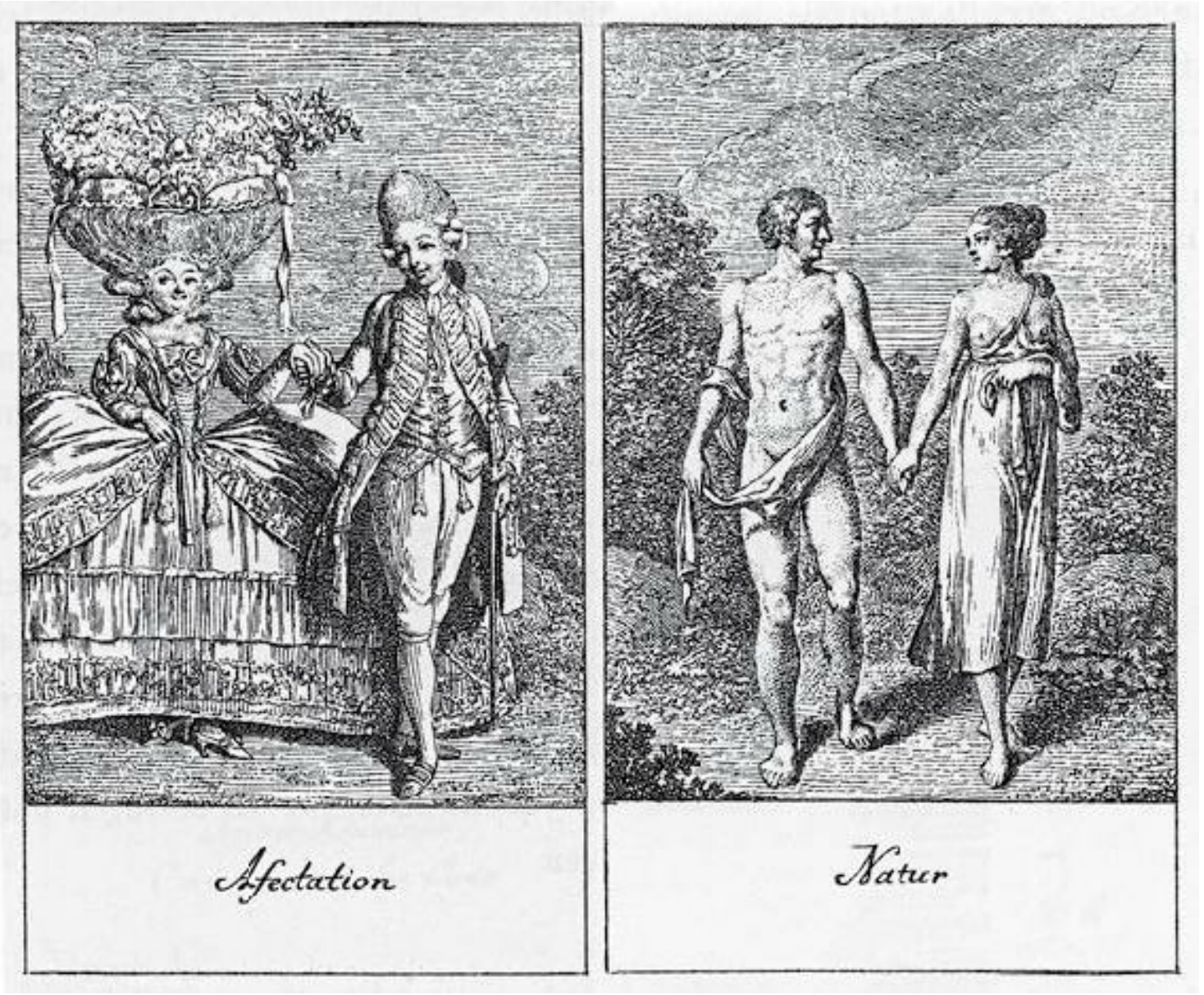


Abb. 29: *Affectation und Natur*. Kupferstich von Daniel Chodewiecki, 1779/80

Maria Theresias körperliche Robustheit und ihre Abneigung

gegen ungelüftete, überhitzte Räume – angesichts der vielen Menschen und zahllosen brennenden Kerzen in den Zeremonialappartements immer ein Problem – waren sprichwörtlich.[189] Sie lag damit, sicher ohne es zu wissen, ganz auf der Linie des aufklärerischen Hygienediskurses. Unter Rousseaus Motto *Zurück zur Natur* wandten sich die zeitgenössischen Modeautoren ebenfalls gegen Puder, Pomade und Perücken und begeisterten sich für frische Luft und kaltes Wasser. Es handelte sich

dabei um einen grundlegenden Paradigmenwechsel in Fragen der Sauberkeit und Körperpflege.[190] Traditionell herrschte die Vorstellung, dass Wasser potentiell höchst schädlich für die Gesundheit sei. Man stellte sich die Haut porös und durchlässig vor; gerade durch heißes Wasser konnten schädliche Stoffe in den Körper eindringen und das Gleichgewicht der Säfte durcheinanderbringen. Man wusch sich daher möglichst wenig, in der Regel nur Gesicht und Hände. Den restlichen Körper rieb man stattdessen mit trockenen Tüchern

ab. Sauberkeit bewiesen die höheren Stände vor allem durch den häufigen Wechsel der Leibwäsche. Feinste und weißeste Wäsche, die an Manschetten und Kragen deshalb auch aus der Oberkleidung hervorquoll, war ein wesentliches Zeichen sozialer Distinktion. Denn stets saubere, weiße Wäsche zu tragen setzte die Verfügbarkeit immenser fremder Arbeitskraft voraus. Am Wiener Hof benötigte jedes Mitglied der Familie mindestens eine eigene Weißwäscherin, die nur für diese eine Aufgabe und für diese eine

Person allein zuständig war. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts kam die Vorstellung auf, dass Sauberkeit vor allem darin bestehe, den Körper mit Wasser zu waschen. Warme Bäder blieben allerdings eher verpönt, sie wurden assoziiert mit orientalischer Sinnlichkeit, Ausschweifung, Trägheit und Müßiggang.[191]

Das gesamte kulturelle Koordinatensystem unterlag zu Maria Theresias Zeit einem grundlegenden Wandel, und die Körperpflege spielte in diesem Wandel eine zentrale Rolle. Denn

die verschiedenen Hygienesitten waren hochgradig moralisch aufgeladen. Die neue Frontstellung hieß: männlich-asketische Abhärtung gegen effeminierte Weichlichkeit, Tugend gegen Laster, junge aufgeklärte Avantgarde gegen unausgelüftete höfische Traditionalisten. Schon damals ging es darum, den Muff von tausend Jahren zu vertreiben. Aus der Rückschau fiel Maria Theresia dadurch die Rolle der Vorreiterin einer neuen Körperdisziplin zu, mit der sie tatsächlich selbst noch kaum etwas

im Sinn gehabt haben kann. Caroline Pichler schrieb in der Mitte des 19. Jahrhunderts, dass die Kaiserin *trotz ihrer hohen Geburt und des königlichen Glanzes, der schon ihre Wiege umgab, in Rücksicht ihres Körpers nichts weniger als weichlich oder in ihren Gelüsten fordernd war. Geheizt durfte bei ihr fast gar nicht werden, die Furcht vor Zugluft kannte sie nicht […], und selbst im Winter stand oft ein Fenster neben ihrem Schreibtisch offen, durch das der Wind meiner Mutter den Schnee auf das Papier warf […]. Und so wie sie,*

hart gegen sich selbst, jede körperliche Verweichlichung oder Schwächlichkeit haßte, war ihr auch jede sittliche Schwäche und übergroße Weichheit zuwider. [192] Mit anderen Worten: Maria Theresias robuste Konstitution wurde rückblickend als äußeres Anzeichen ihrer inneren Tugenden ausgelegt, körperliche Stärke als moralische Stärke gedeutet und damit dem Bild der modernen, quasi-bürgerlichen Monarchin ein weiterer Mosaikstein hinzugefügt.

Tatsächlich war es gerade die höfische Kleidermode, die größte

körperliche Selbstdisziplin verlangte. Deshalb gehörte zu dem neuen avantgardistischen Lebensgefühl die Ablehnung höfischer Kleidungszwänge; stattdessen bevorzugte man schlichte, legere, bürgerliche Garderobe in gedeckten Farben. Radikale Aufklärer betrachteten die Kleidungscodes überhaupt als Inbegriff ständischer Ungleichheit, denn nichts ließ die Verschiedenheit des Standes so sichtbar werden wie die Kleidung. Dem Philosophenfürsten Voltaire setzte man 1778 ein Denkmal in

Schlafrock und Mütze, ja man malte ihn auf einem Bein beim Anziehen der Unterwäsche, um die größtmögliche Geringschätzung sozialer Konventionen zu demonstrieren.[193] Im Hemd gibt es keine ständischen Distinktionen, so war das zu verstehen; Nacktheit symbolisierte den Menschen in der Unschuld des Naturzustandes jenseits aller kulturellen Unterschiede.

Der höfische Kosmos hingegen mit seinen fein abgestuften sozialen Distinktionen bedurfte, um zu funktionieren, eines äußerst

präzisen Kleidungscodes. Die Kleidung unterschied sich nach Stand und Amt der Personen, aber auch nach Zeiten und Räumen. Die niederen Hofbediensteten trugen farbige Livreen, die *halbadeligen* gelehrten Räte trugen schlichte schwarze Tracht, Offiziere ihre Regimentsuniformen.[194] Der Adel durfte und musste bei höfischen Solennitäten Galakleidung tragen: Spanisches Mantelkleid die Männer, große Robe die Damen. Wie präzise und ausgefeilt die symbolische Grammatik der Kleidung war, zeigt

sich etwa im höfischen Trauerzeremoniell. In der von Maria Theresia 1750 erlassenen *Hofklagsordnung* wurden nicht weniger als neun Trauerklassen unterschieden, je nach der verwandtschaftlichen Nähe des Verstorbenen zum Erzhaus. Noch für einen Trauerfall der vierten Klasse (also beim Tod von Stiefkindern und Enkeln, Neffen und Nichten, Schwiegersöhnen und -töchtern, Onkeln und Tanten des Kaiserpaares) wurde befohlen, dass *die dames in schwartzer seiden und gefräntzelten garnituren, mit weis*

und schwartzen evantails und schuhen erschienen, die cavaliers im tuch, jedoch mit seidenen knöpfen und knöpflöchern und gefräntzelter wäsche, in schwarz angeloffenen degen und schnallen.[195] Das galt aber nur für die ersten drei Wochen, in den nächsten drei Wochen waren wiederum andere Details vorgeschrieben, und so fort für die neun verschiedenen Klassen von Trauerfällen. Weil das für alle Beteiligten äußerst kostspielig war, wurde den Höflingen ein *Klaggeld* ausgezahlt. Bei all diesen aus heutiger Sicht bizarren

Nuancierungen ging es darum, soziale Unterschiede – hier: die dynastischen Verwandtschaftsgrade – sichtbar zu machen, die die Struktur der aristokratischen Gesellschaft prägten.

Vor allem aber diente die Kleidung der Demonstration von Reichtum und Magnifizenz, worin sich die großen Höfe gegenseitig zu überbieten suchten. Gala*tage* waren geradezu dadurch definiert, dass Gala*kleidung* getragen werden musste; das machte wesentlich ihre außeralltägliche Feierlichkeit aus.

Zu allen besonderen Anlässen wurde stets explizit schriftlich eingeladen und *Gala angesagt*. Jenseits der Hofburg auf dem Land konnte das etwas abgemildert werden zu *Campagne Gala*. Kam eine Dame trotz der Ansage *en sac*, um das enge Mieder zu vermeiden, was gerade bei Schwangeren *ihrer Bequemlichkeit halber* ja nachvollziehbar war, dann riskierte sie, dass ihr der Zutritt verweigert wurde.[196] Diese strenge Regelung war zweischneidig: Mitglieder des hohen Adels, für die die

Hofzugehörigkeit eigentlich außer Frage stand, aber denen die Gala zu lästig war, blieben dann womöglich lieber zu Hause. Je geringeren Ranges jemand war, desto höher war für ihn der Wert des Zutritts und desto größer daher seine Bereitschaft, sich den strengen Kleiderregeln zu unterwerfen und die erheblichen Kosten auf sich zu nehmen. Gerade der höchste Adel machte aber Glanz und Ehre des Kaiserhofes aus; auf seine Anwesenheit konnte man nicht verzichten. Deshalb gab es abgestufte Lockerungen der

Kleidervorschriften für die *Zutrittsfrauen* und die *Stundfrauen*. Zutrittsfrauen waren diejenigen, die jederzeit zu den herrschaftlichen Appartements zugelassen waren und an der herrschaftlichen Tafel essen durften, also vor allem die höchsten weiblichen Hofamtsträgerinnen und die Frauen der höchsten männlichen Hofamtsträger; ihnen erlaubte die Kaiserin oft, in den zwangloseren *Andriennes* zu erscheinen. Die Stundfrauen dagegen waren diejenigen, die nur zu den

festgelegten Appartement-Stunden zugelassen waren; für sie blieben zunächst *Robes* vorgeschrieben. [197] Jenseits des Hofes aber kamen die großen Reifröcke zunehmend aus der Mode. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als auch anderen zu erlauben, *en sac* zu kommen, etwa *aus Mangel an Gala-Kleidern oder aus Alter.* [198] Diese Tendenz war nicht aufzuhalten. Im Winter 1758/59 wurde die Form des *kleinen Appartement* eingeführt, bei dem die Damen nun alle *en sac* erscheinen durften. [199]

Das Ganze war nicht zuletzt eine ökonomische Frage. Maria Theresia selbst gab noch in ihrer Witwenzeit für ihre Garderobe jährlich mindestens 30.000 Gulden aus.[200] Doch bei Hof herrschte notorischer Mangel an Bargeld; für viele Adelige waren die aufwendigen Galakleider kaum erschwinglich und zwangen sie, erhebliche Schulden zu machen. Deshalb ließen sie sich zur Wiederverwertung der kostbaren Rohstoffe allerlei einfallen. Bei den Wiener Hofdamen war die so genannte *parfilage* in den 1770er

Jahren eine beliebte Handarbeit: Sie zogen die Goldfäden aus abgelegten Kleidern, Tressen und Stoffen heraus, wenn sie im Appartement zusammensaßen. Manche adeligen Damen trugen stets ein kleines Säckchen mit sich herum, in dem sie die Fäden sammelten, um sie später zu verkaufen.[201] Man fand auch nichts dabei, die kostbaren Geschenke der Monarchen – in der Regel brillantbesetzte goldene Tabaksdosen mit dem Porträt der Herrscherin – zu Geld zu machen.[202] Diesen Handel organisierten

sogenannte *faiseuses d'affaires* oder *revendeuses à la toilette*, Frauen, die mit allerlei schwer zu beschaffenden Gütern handelten und die Höflinge mit Bargeld versorgten.[203] Sie erfüllten eine wichtige Funktion für die Hofgesellschaft, die mit einem grundlegenden Widerspruch leben musste: Die Standesehre forderte von ihnen einen großzügigen Lebensstil und demonstrative Sorglosigkeit im Umgang mit finanziellen Mitteln. Andererseits konnte das ihre Ressourcen auf die Dauer überfordern und dem

adeligen Lebensstil am Ende die Grundlage entziehen. Das Leben im Glanz des Hofes war extrem teuer, die Belohnung aber oft ungewiss. Adelige, die nicht zu den begütertsten Familien zählten, mussten abwägen, ob sie sich auf das Risiko der Teilhabe an Glanz und Ehre des Hofes einlassen wollten, und konnten nur hoffen, dass sich das langfristig auch finanziell auszahlte.

Solennitäten und Divertissements

Gemäß traditionellem spanischem Zeremoniell speiste die Kaiserfamilie allein, unter den Augen der Hofgesellschaft, der auswärtigen Gesandten und ausgewählter Untertanen.[204] Das Kaiserpaar saß auf goldbrokatenen Polsterstühlen unter einem goldenen Baldachin, die Kinder zur Rechten und zur Linken, und aß von goldenem Geschirr, während alle anderen zusahen. Vor und nach dem Essen wurde gebetet. Aufgewartet wurde vom Obersthofmeister selbst, der den kaiserlichen Stuhl rückte,

Handwasser und Serviette reichte. Die unzähligen Speisen wurden von Edelknaben, Mundschenken, Truchsessen und Vorschneidern in langen Prozessionen durch das halbe Schloss *in einem zuge hintereinander geziemmend wohl anständig aufgetragen*, der Wein vom Mundschenk vorgekostet und *mit niederlassung auff ein knie* dargereicht.[205] Auf der Tafel standen dem Anlass entsprechende prunkvolle allegorische Tafelaufsätze, Meisterwerke der Zuckerbäckerei, einer vergänglichen und höchst

aufwendigen höfischen Repräsentationskunst.[206] Jedes Detail, jede Geste einer solchen *offenen Tafel* hatte Symbolcharakter; alles stand im Zeichen der Verherrlichung der kaiserlichen Majestät.

Zum Leidwesen Khevenhüllers fand diese Art der einsam-majestätischen Zeremonialtafel aber immer seltener statt, und zwar spätestens seit Winter 1754 nur noch sonntags im Anschluss an den öffentlichen Gottesdienst.[207] Stattdessen speiste Maria Theresia immer öfter mit dem hohen Adel *en*

compagnie. Das konnte ebenfalls in Form einer großen öffentlichen Galatafel geschehen, sei es in der Ritterstube der Hofburg, sei es in der großen Galerie oder im Gartensaal in Schönbrunn, wobei über hundert Gedecke aufgelegt und zahlreiche Zuschauer zugelassen wurden. Es konnte aber auch in beliebig vielen Abstufungen der Exklusivität und Informalität stattfinden, bis hinunter zur *table de conspiration* im engsten Kreis im Kabinett, wobei die Speisen durch einen raffiniert versenkbaren Tisch

aufgefahren wurden, so dass nicht einmal Kammerpersonal anwesend sein musste.[208] Je exklusiver der Kreis, desto größer der symbolische Wert der Tischgemeinschaft mit der Herrscherfamilie. Maria Theresia nutzte dieses Instrument sehr gezielt, um fein abgestufte Gunsterweise zu verteilen. Zu Beginn der jeweiligen Saison ließ sie dem Oberstkämmerer eine handgeschriebene Liste der Personen zukommen, die ein- oder mehrmals wöchentlich zur Tafel zugelassen werden sollten.[209] Der *Halbadel*, das heißt nobilitierte

gelehrte Räte und ihre Frauen, war von dieser Tischgemeinschaft ausgeschlossen, und das galt selbst für enge Vertraute wie Bartenstein oder Koch.[210] Wer sich ungeladen dazusetzte, wurde von einem Hofbeamten diskret hinausgeschafft.[211]

Maria Theresia hatte ein Interesse daran, dass ihre Tafel für den hohen Adel attraktiv blieb. Das verstand sich nämlich keineswegs von selbst. Immer wieder musste sie zu ihrem Missfallen feststellen, dass sich an Galatagen *so wenige Frauen beim Mittags Dienst zur*

Aufwartung sehen liessen, obwohl sie doch für *Vornehmere des Adels beiderlei Geschlechts* ein oder zwei Tafeln decken ließ.[212] Die Einladungslisten wurden bewusst geheim gehalten, damit nicht bekannt wurde, wer alles *nicht* gekommen war. Es sollte vermieden werden, dass sich die Eingeladenen unter Druck gesetzt fühlten und *hierdurch die angehende Unterhaltung in eine coeremoniose, mithin ungelegene Aufwartung […] verkeret werden und degeneriren möge*.[213] Maria Theresia war bereit, dem hohen Adel weit

entgegenzukommen, damit er sich in ihrer Gesellschaft wohl fühlte. Der Verzicht auf die unbequeme Galakleidung war nur ein Beispiel dafür. Wie wichtig es ihr war, den Adel nicht zu verärgern, zeigen auch ihre Ratschläge an die Kinder. *Ein einziger Fehler macht hundert andere Gunstbeweise wieder zunichte*, warnte sie ihren Sohn Ferdinand, als der einmal die Rangordnung an seiner Tafel missachtet hatte, so dass die Obersthofmeisterin sich in ihrer Ehre gekränkt fühlte.[214]

Nicht nur bei der Tafel *en*

compagnie, auch bei anderen höfischen Divertissements war es nicht immer leicht, ausreichend hochadeliges Personal zur Teilnahme zu motivieren. Das galt auch für die Veranstaltungen in der winterlichen Festsaison, bei denen es ebenso streng geregelt zuging wie sonst auch. Von Anfang Januar bis zum Beginn der vorösterlichen Fastenzeit fanden in der Hofburg regelmäßig jede Woche an zwei Abenden eine *Redoute*, ein geschlossener Ball, und abwechselnd an zwei anderen Abenden ein exklusiver Kinderball

statt. Als besondere festliche Höhepunkte wurden außerdem bei geeignetem Wetter Schlittenfahrten veranstaltet, für die zur Not sogar der Schnee künstlich konserviert wurde. Das waren überaus prachtvolle Inszenierungen, in denen sich die Hofgesellschaft vor sich selbst und der Stadtöffentlichkeit in ihrem größten Glanz präsentierte.[215] Man loste vorher die Paare aus; der Kavalier musste jeweils für Paradeschlitten, Equipage und Läufer mitsamt Uniformen aufkommen und auch für sich und

die Dame eigens ein aufwendiges Kostüm finanzieren, so dass sich die Kosten pro Person leicht auf 3000 Gulden beliefen. Weder die Schlittenfahrten noch die Bälle darf man sich aber als überschäumende und ausschweifende Vergnügungen vorstellen; vielmehr waren sie förmlich, teuer und von ständigen Rangdisputen begleitet. Schon zu Karls VI. Zeiten hatten Reisende beobachtet, dass es bei diesen Festen *wegen des strengen Ceremoniels so lustig nicht zugeht als an andern Höfen*; man hatte *fast Noth, die verlangten Paare […]*

zusammen zu bringen, und mußte der Kaiser etlichen Kammerherren, Partey dabey zu machen, befehlen. [216] Wenn diese Festivitäten schon unter Karl VI. wenig attraktiv waren, dann galt das für Maria Theresias Regierungszeit erst recht. Selbst Khevenhüller empfand die Schlittenfahrten als Last, *getrauete* sich aber nicht, *davon auszubleiben.* [217] Daher nahmen an diesen *Ergötzlichkeiten* vor allem diejenigen teil, die noch Karriere machen wollten. Wer es nicht nötig hatte, blieb lieber fern, so dass der Oberstkämmerer gezwungen war,

die Zulassungsstandards zu senken. Weil so viele hochadelige Frauen sich entschuldigen ließen, durften am Ende sogar Kammerherrenwitwen und Geheimratsgattinnen teilnehmen, und trotzdem blieben viele Kavaliere ohne Damen, wie Khevenhüller pikiert bemerkte. [218]

Andere Probleme hatte man mit den großen Bällen zur Faschingszeit, die zweimal wöchentlich bei Hof stattfanden, jeweils abwechselnd mit den exklusiven Veranstaltungen in der

Wiener *Mehlgrube*, einem städtischen Ballhaus, wo die Teilnehmer sechzehn adelige Ahnen vorweisen können mussten. Ein ständiger Anlass zu *Unanständigkeiten, Zanckereien und Immodestien* war dabei die Frage der Maskierung.[219] Unter der Regierungszeit Karls VI. hatte es in Wien noch gar keine Maskenbälle gegeben.[220] Franz Stephan kannte diesen Brauch aus der Toskana und drängte nun seine Gattin, das Vermummungsverbot etwas zu lockern. Ihm zuliebe ließ sich Maria Theresia im Winter

1742/43 von ihren Ministern schriftliche Gutachten ausarbeiten und entschied sich schließlich, bei den großen, gegen Eintritt zugänglichen Bällen im Theater Masken zu erlauben, *jedoch mit villen Restrictionen* und ausschließlich für die *große Noblesse*. Der *Halbadel* wurde widerstrebend ebenfalls zu den Bällen zugelassen, aber nur unmaskiert.[221] Vielleicht bereute Maria Theresia wenig später dieses Zugeständnis an das Unterhaltungsbedürfnis ihres Gatten; jedenfalls gerieten die

Maskenbälle in den Fokus ihrer 1748 begonnenen Keuschheitskampagne. Sie unterstellte die Bälle im Hoftheater der Organisation des Offiziers Rocco de lo Presti, verbot dem Adel in der Mehlgrube, wo sie ihn weniger unter Kontrolle hatte, die Maskierung, suchte ihm das aber dadurch etwas schmackhafter zu machen, dass sie dort dem *Halbadel* den Zutritt wieder entzog.[222] Das Thema kam jeden Winter erneut auf die Tagesordnung; stets wurden die Restriktionen aufs Neue eingeschärft.[223] Auch bei den

Festivitäten jenseits der Hofburg *hatte der Hoff fürnehmlich die Hand darinnen und wurde alles durch das Directorium geführt, welches der Kaiserin von allen Minutissimis referiren und täglich die Listen von denen zur Redoute kommenden Mascheren überreichen müssen.* [224] Die Kaiserin selbst nahm, je älter sie wurde, kaum noch an den Maskenbällen teil oder zog sich zumindest sehr früh zurück, während ein Kammerherr dafür sorgen musste, dass spätestens um ein Uhr nachts Schluss gemacht wurde und *alles bis zum End*

ordentlich gehe.[225] Wie man sich leicht denken kann, waren die privaten Faschingsfeste, Maskenverbot hin oder her, wesentlich beliebter.

Am wenigsten stellte sich das Problem schwindender Attraktivität bei der Jagdsaison in Laxenburg, wo der engere Hof regelmäßig im Frühjahr und im Herbst einige Wochen verbrachte. An diesem standesgemäßen Vergnügen teilzunehmen scheint immer verhältnismäßig beliebt gewesen zu sein, zum einen, weil der Teilnehmerkreis besonders

exklusiv gehalten wurde, zum anderen, weil *en campagne* stark reduzierte zeremonielle Standards galten. Da Maria Theresia im Gegensatz zu ihrem Gatten keine Freude an der Jagd hatte, nahm sie selbst selten daran teil, was die Zwanglosigkeit der Veranstaltungen für die Jagdgesellschaft zweifellos erhöhte.

Abb. 30: Maria Theresia beim Kartenspiel mit Batthyány, Nádasdy und Daun. Anonyme Zeichnung, 1751

Anders verhielt es sich mit dem Glücksspiel, dem die Kaiserin sehr zugetan war, und zwar selbst noch

in den Jahren nach dem Erbfolgekrieg, als sie die Freude an anderen Divertissements wie etwa dem Tanzen oder Reiten schon lange verloren hatte.[226] Man spielte vor allem Kartenspiele mit Geldeinsatz wie Pharao, Lansquenet, Piquet, Trictrac, Hombre oder das neue englische Modespiel Loup (oder Lu), Franz Stephan auch Billard. Bei den abendlichen Appartements im kleineren oder größeren Kreis war das Kartenspiel nicht nur Maria Theresias liebster Zeitvertreib, sondern auch eine Gelegenheit für

den Hofadel, relativ zwanglos und informell mit ihr umzugehen.[227] Zudem entsprach das Glücksspiel dem adeligen Selbstverständnis, das Geld demonstrativ zu verachten und sorglos zu verschwenden.[228] Doch nicht für jeden waren diese regelmäßigen Spielabende ein reines Vergnügen. Khevenhüller beobachtete schon 1744, dass mitunter zum abendlichen Kartenspiel *sehr wenige erschienen, […] also zwar, dass ausser der Königin nur noch ein eintziger Spill-Tisch vorhanden ware*.[229] Und 1748 beklagte er, dass,

wann in der Statt Opera ware, sehr wenige Dames zu erscheinen und auch dise meistens noch vor Ende der Kaiserin Partie weg zu rennen pflegten, weßwegen auch die Frau [Maria Theresia] zulezt darüber recht ungehalten worden und ihren Unwillen offentlich zu erkennen gegeben.[230] Die mangelnde Begeisterung für Maria Theresias Spielkreis hatte vermutlich verschiedene Ursachen: Den einen war er zu teuer, den anderen zu langweilig.

Hazardspiele mancherlei Art wurden im Adel mit hohen

Einsätzen gespielt, den Untertanen aber immer aufs Neue strengstens verboten. Als im Winter 1743 der Wunsch aufkam, das Glücksspiel konsequenterweise auch *öffentlich zu introduciren*, das heißt, zumindest in den adeligen Privatsalons zu legalisieren, gab Maria Theresia *ihren Widerwillen* gegen ein solches Ansinnen zu erkennen und erneuerte die *scharffe Untersagung*, die allerdings kaum von irgendjemandem ernst genommen wurde.[231] Bei Hof hingegen trieb gerade Maria Theresia, die sich vom

Kammerzahlamtsmeister jederzeit die nötigen Barsummen auszahlen lassen konnte, die Einsätze üblicherweise in die Höhe, was ihr offenbar größten Spaß machte. Franz Stephan und sein Bruder Karl waren ebenfalls als leidenschaftliche Spieler bekannt und verfügten ebenfalls über die nötigen unerschöpflichen Ressourcen. Das machte die Spiele für die anderen Beteiligten potentiell ruinös.[232] Khevenhüller beklagte das ein ums andere Mal, denn er fühlte sich als engster Vertrauter der Familie *par*

complaisance dazu verpflichtet mitzumachen, obwohl er ein jämmerlich schlechter Spieler war und überhaupt jedes Risiko hasste. Im Winter 1743/44 gründeten einige hochrangige Höflinge eine exklusive Spielgemeinschaft mit einer gemeinsamen Bank, zu der jeder einen *sehr nammhafften Fonds hergeschossen* hatte. Auch Khevenhüller nahm daran teil, und zwar nicht, um *einen großen Profit dabei zu ziehen, sondern villmehr die Königin zu amusiren und von unanständiger Spill Gesellschafft abzuhalten.*[233] Das ging nicht

lange gut; schon bald wurde die Bank gesprengt. Das lag nicht zuletzt daran, dass Maria Theresia ihre hohe Stellung in einen strategischen Vorteil beim Spiel umgemünzt zu haben scheint, denn – so jedenfalls Khevenhüller – sie sah es ungern, wenn der Bankhalter die Partie beendete, bevor sie selbst auf ihre Kosten gekommen war, und wer hätte der Monarchin einen Gefallen abschlagen wollen?[234] Die ungeschriebenen Regeln standesgemäßer Fairness geboten es, nicht vom Spieltisch

aufzustehen, wenn man gerade hoch gewonnen hatte. Auch Fürst Ligne fand daher, dass die Kaiserin ihre Mitspieler gern auf eine subtile Art übervorteilte: *Auch wenn sie so tat, als wollte sie nicht gewinnen, wurde sie vom Glück verfolgt. Wenn sie Berge von Dukaten vor sich hatte, nahm sie sie an sich, weil ihr plötzlich einfiel, dass sie eine Audienz geben oder irgendwelche Papiere unterzeichnen musste. Der Bankhalter war untröstlich, seine ganze Beute schwinden zu sehen. Die Kaiserin bemerkte das am nächsten Tag, lachte, wurde ärgerlich, aber*

trennte sich auch schnell wieder von dem, was sie vielleicht einem Betrüger abgewonnen hatte, zugunsten von ehrenhaften Leuten. [235] Maria Theresia selbst gestand jedenfalls gegenüber Khevenhüller in einem Handschreiben vom Juli 1744 mit einer gewissen Zerknirschung ein, den Bankrott der Spielgemeinschaft verursacht zu haben: *Ich ruinire die banque und ist jetzt eine grosse Confusion dessentwegen, wo vielleicht ich Ursach bin.* [236]

Das Glücksspiel bei Hof ging indessen weiter; es wurden ein

neuer Fonds aufgelegt und weiterhin riesige Summen von mehreren Tausend Dukaten gewonnen und verloren. Erst im Winter 1757/58 ließ sie sich schließlich überzeugen, dass das verheerende Folgen habe und der Hof den Untertanen ein Vorbild sein müsse. *Nachdeme mann aber der Kaiserin so offt und nachdrucklich zu erkennen gegeben, wie die Excessen dissfahls täglich zunehmeten, also zwar, daß sogar in denen öffentlichen Caffé und Wirthshäusern, ja bei den Burgern und Handwerckern fast den ganzen*

Tag über Pharaon gehalten wurde, so fasste sie gähling den Entschluß, die alte dißfählige Verbotte zu erneueren; und des gutten Beispills wegen wurd offt gemeltes Spill [Pharao] (ungehindert sie es vorzüglich liebet) auch bei Hoff abgeschaffet und dafür Lansquenet gespillet. [237] Hinter dem Drängen auf ein Spielverbot bei Hof scheint indessen weniger die Sorge um das schlechte Vorbild für die Untertanen gestanden zu haben als vielmehr die Furcht vor dem eigenen Ruin. Nachdem die zweite Spielgemeinschaft ebenfalls bankrottgegangen war –

Khevenhüller hatte allein 10.000 Gulden in die Bank investieren müssen und verloren –, fanden sich eine Zeitlang nicht mehr genug Höflinge für eine Neugründung. [238] Trotzdem hörten die Hazardspiele nicht auf, ganz im Gegenteil. Maria Theresia entdeckte vielmehr die Vergabe von Spielbank-Privilegien als Einkunftsquelle. Im Januar 1759 erlaubte sie dem Adel, im Hoftheater unter bestimmten Bedingungen Pharao zu spielen, und subventionierte mit den Gebühren den unrentablen

Theaterbetrieb.[239]

Nach dem Tod Franz Stephans, als sich der Stil des Hoflebens in jeder Hinsicht gründlich änderte – Joseph II. spielte aus Prinzip nicht –, wurden alle Glücksspiele, auch bei Hof, erneut und diesmal unwiderruflich *auf das schärffeste verbotten*.[240] Aufgehört haben sie allerdings dadurch nicht. Die englische Reisende Lady Coke berichtete in den 1770er Jahren nach wie vor von Spielen der Hofgesellschaft mit hohen Einsätzen.[241] Maria Theresia selbst aber hatte sich mittlerweile

in eine erbitterte Gegnerin des Hazardspiels verwandelt. So beschwor sie beispielsweise Marie Antoinette in Versailles, sich das Spielen bis in die tiefe Nacht unbedingt abzugewöhnen. Es ruiniere ihre Gesundheit, Schönheit und eheliche Eintracht, ziehe schlechte Gesellschaft an und beschere auf die Dauer nur Verluste: *Man muss sich mit einem Ruck von dieser Leidenschaft losreißen; niemand kann Euch dazu besser raten als ich, die ich in derselben Lage war.* [242]

Außer Spiel, Jagd, Tanz und

Theater gab es nicht viele amüsante standesgemäße Beschäftigungen. Als in Maria Theresias Appartements überhaupt nicht mehr gespielt wurde, machte das die Abende bei ihr daher noch unattraktiver. Schließlich gab es viele Konkurrenzveranstaltungen in den Privatwohnungen des Adels, wo es wesentlich ungezwungener zuging, nicht nur was die Etikette, sondern vor allem auch was die Konversationsthemen betraf. Betrachtet man, was etwa der junge Graf Karl von Zinzendorf, ein Protégé von Kaunitz, schon in

den frühen 1760er Jahren von den zahlreichen privaten Abendgesellschaften berichtet, an denen er teilnahm, dann wird deutlich, was einem in Maria Theresias Appartements alles entging. In den Privatzirkeln konnte jeder nicht nur weiterhin mit hohem Einsatz spielen, sondern auch frei sprechen: über die jüngsten Affären, Intrigen und Skandale, aber auch über die neuesten Schriften von Voltaire und Rousseau oder die berüchtigte Enzyklopädie von Diderot und d'Alembert – alles Schriften, die

offiziell verboten waren.[243] Die Kaiserin duldete in ihrer Umgebung weder Klatsch, Affären und *Polissonnerien* noch gefährliche Bücher. Das beeinträchtigte das Verhältnis vieler Adeliger – keinesfalls nur außenstehender Kritiker bürgerlichen Standes – zu Maria Theresias Hof und seinen Geselligkeiten mit der Zeit immer mehr. Vielen erschien es dort zu gezwungen, zu prüde, zu steif, zu fromm.

Die Ausnahme bildeten Musik und Theater. Was die Hofgesellschaft am meisten

zerstreute, waren italienische Opern, französische Komödien, auch burleske deutsche Stegreifstücke, dazu Balletteinlagen und alle möglichen Mischformen. Nicht nur die theatralischen Gattungen verschmolzen miteinander. Auch die Grenzen zwischen Schloss und Bühne, Ball und Theater, zwischen Adelspublikum einerseits und Sängern und Schauspielern andererseits waren durchlässig. Maria Theresias Vorfahren hatten sich seit Generationen mit beträchtlicher Begabung und

Kennerschaft der Musik gewidmet, und sie selbst bildete keine Ausnahme. Die Hofgesellschaft inszenierte sich künstlerisch vor sich selbst, war sich selbst gegenseitig Künstler und Publikum. [244] Das barocke Musiktheater war traditionell ein zentraler Bestandteil der höfischen Festkultur und – nach der Architektur – sicher der teuerste. Eine Heerschar von Musikern, Sängern, Tänzern, Theatermalern und -maschinisten arbeitete im Dienst der monarchischen Verherrlichungsindustrie. Das

Personal, der *Theatralstaat*, gehörte zur livrierten Hofdienerschaft; die Aufführungen fanden in der herrscherlichen Residenz statt. Die Werke schuf man auftragshalber für dynastische Feste – Hochzeiten, Geburtstage, Namenstage, Galatage aller Art. Vom Glanz der Aufführungen legten anschließend kostbare illustrierte Festbeschreibungen Zeugnis ab. Die höfische Gattung schlechthin war die *Opera seria;* ihre Stoffe stammten vorzugsweise aus der antiken Mythologie, handelten von tragischen Verwicklungen,

aristokratischen Tugenden und heldenhaften Affekten, *affetti generosi;* sie endeten stets mit einer Huldigung an die gottgleichen Herrscher. Vor allem Hochzeitsopern waren pompöse Großereignisse, die die Augen des europäischen Adelspublikums auf die neue dynastische Vereinigung und die daraus zu erwartende Blüte der beteiligten Häuser lenkten. Dafür war keine Summe zu hoch. Die letzte große barocke Hochzeitsoper dieser Art am Wiener Hof war *Ipermestra*, geschrieben von dem

hochberühmten Hofpoeten Metastasio, komponiert von dem Hofkapellmeister Johann Adolf Hasse und aufgeführt im alten Leopoldinischen Hoftheater am 8. Januar 1744, also mitten im Erbfolgekrieg, um die Hochzeit von Franz Stephans Bruder Karl mit Maria Theresias Schwester Marianne zu krönen und die verdoppelte Verbindung der Häuser Habsburg und Lothringen mit aller erdenklichen Pracht zu zelebrieren. Maria Theresia hatte ursprünglich geplant, diese Oper von einer Kompanie adeliger Damen und

Kavaliere aufführen zu lassen und selbst darin eine Hauptrolle zu spielen. *Es wurde aber dieses Vorhaben durch einig-movirte Scrupeln, als ob es contra decorum lauffen würde, wann eine regirende Königin sich en spectacle geben wolte, hintertriben, wiewollen wir sonsten dißfahls nicht so austère zu sein pflegen und mann sich endlichen mit dem Beispill des Louis XIV. [hätte] bedecken können, welcher auf Comoedien offentlich gedanzet.* [245]

Solche festlichen Großereignisse waren nur die Spitze einer breiten,

alltäglichen höfischen Inszenierungskultur. Musik-, Tanz- und Sprechtheater waren in das Hofleben eingebettet. Wenn man von adeligen *dilettanti* sprach, so hatte das noch keinen abschätzigen Unterton. So wie Maria Theresia schon als kleines Kind auf der Bühne aufgetreten war, so ließ sie auch ihre eigenen Kinder von klein auf zu dynastischen Galatagen auf der Bühne agieren.[246] Die Mitglieder der Hofgesellschaft, die gemeinsam mit den besoldeten Hofkünstlern Gesangs-, Schauspiel- und Ballettstücke einstudierten und

bei exklusiven Kammerfesten aufführten, bewiesen mitunter eine erstaunliche Virtuosität. Ihre Bühnen befanden sich nicht nur in separaten Theatergebäuden; sie konnten vielmehr überall in den Prunkräumen der Residenzen aufgebaut werden, und umgekehrt wurden die Theatersäle auch für Maskenbälle, Redouten und Glücksspiele genutzt. Zum theatralen Geschehen nahm die Adelsgesellschaft eine ganz ähnliche Haltung ein wie zur Aufwartung im herrscherlichen Appartement: Man ging aus und

ein, spielte, aß und trank, besuchte andere in ihren Logen und unterhielt sich. Konzentrierter Kunstgenuss und großer Schlussapplaus für die Künstler waren nicht die Regel. Kurzum: Das Verhältnis der Hofgesellschaft zu Musik und Theater war ein völlig anderes, familiäreres, als es die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts kennzeichnete: Die Kunst war noch keine autonome, dem Alltag entrückte, quasi sakrale Sphäre, der man in ehrfürchtiger Haltung und stiller innerer Sammlung begegnete, so

wie es das gebildete Bürgertum später kultivieren sollte.

Seit der Mitte des Jahrhunderts unterlag diese spätbarocke Theaterkultur einem grundlegenden Wandel. Das Hoftheater wurde ähnlich wie andere ehemals exklusiv höfische Zerstreuungen – fürstliche Jagdreviere und Parks, Kunstkammern, Bibliotheken und Gemäldesammlungen – zunehmend für das gemeine Publikum geöffnet und veränderte seinen Charakter gründlich. Maria Theresia selbst trug dazu wesentlich bei, indem sie

kurz nach ihrem Regierungsantritt eine alte Ballspielhalle am Michaelerplatz zum Theater ausbauen ließ. Anlässlich ihres Geburtstags wurde das neue Haus *nächst der Burg* am 14. Mai 1748 feierlich eröffnet. Es besaß Logen für das Kaiserhaus und wurde vom Hof genutzt, an den anderen Tagen aber der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Später erwarb Maria Theresia auch das zweite öffentliche Theater in Wien, das *Theater am Kärntnerthor*, wo traditionell volkssprachiges Stegreifschauspiel geboten wurde,

während im Burgtheater vor allem italienische und französische Komödien und Opern auf die Bühne kamen. Betrieben wurde das ganze Wiener Theaterwesen von privilegierten Pächtern bzw. adeligen Pachtgesellschaften unter der Direktion des Hofes. Jenseits ihrer Aufsicht war das Theaterspielen grundsätzlich verboten. Man experimentierte mit unterschiedlichen Finanzierungsformen, doch trotz Eintrittsgeldern, Glückspiellizenzen und hohen Subventionen aus der Hofkasse blieb das Theaterwesen

stets ein Zuschussgeschäft, das mehrere Pächter in den Ruin führte.[247]

Auch in Schönbrunn (1747) und in Laxenburg (1753) ließ Maria Theresia neue Theater bauen, in denen die Adelsgesellschaft allerdings ganz unter sich blieb. Wenn die Damen und Kavaliere Stücke aufführten, dann nur dort, wo die breite Öffentlichkeit nach wie vor ausgeschlossen war.[248] Das neuartige, allgemein zugängliche Burgtheater hingegen schuf neue Abgrenzungs-, Ordnungs- und

Disziplinierungsprobleme. Saß die Herrscherfamilie im traditionellen Hoftheater normalerweise in der ersten Reihe des Parterres, so war es im öffentlichen Theater nötig, dass sie in eigenen Logen über das gemeine Volk hinausgehoben war. Aus den Instruktionen, die Maria Theresia für die Höfe ihrer Kinder verfasste, geht hervor, wie ernst sie das nahm. So schrieb sie vor, nie anders als mit zwei Wagen und einem Minimum an Gefolge ins Theater zu fahren und in der Loge stets mindestens mit dem Hauptmann der Leibgarde, zwei

Kammerherren und zwei Kammerfrauen zu erscheinen. Fremde Gäste dürften sie in ihre Loge einladen, müssten aber darauf achten, *öfters mit denenselben abzuwechseln, daß es nicht zur Schuldigkeit wird*. Vor allem schärfte sie ihren Kindern ein, sich nicht in andere Logen, auf die Galerie oder ins Parterre zu begeben, weil das ihrer Herrscherrolle nicht angemessen sei: *denn nicht Sie denen Leuthen sondern sondern die Leuthe Ihnen aufwarten.*[249] Immer wenn die Herrscherfamilie aus festlichem

Anlass bei einer öffentlichen Aufführung anwesend war, wurden Zutritt und Sitzordnung zum Problem. Der Zutritt fiel in die Zuständigkeit des Oberstkämmerers, so dass sich Khevenhüller immer wieder mit entsprechend diffizilen Regelungsfragen herumschlagen musste.[250] In der Theatersaison 1758/59, als der abgegrenzte Bereich im Parterre des Burgtheaters erweitert wurde, der für das zahlende Publikum vorgesehen war, ergab sich das Problem, dass *die Loge der jungen*

Herrschaft gerad über die Köpfe der Populace hinausgesehen hätte – so man nicht für decent gehalten. Deshalb *befahle die Kaiserin dissfahls eine Abänderung* und ließ die Loge für ihre Kinder verlegen, damit sie deutlich genug vom gemeinen Volk distanziert blieben. [251]

Während Maria Theresias Regierungszeit spielten sich im Theater, sei es in Oper, Sprechtheater oder Ballett, künstlerische Revolutionen ab, die das Publikum spalteten. Allen Gattungen sollte der alte

spätbarocke Geist ausgetrieben werden, was nicht jedem gefiel. Der neue Theaterdirektor Durazzo importierte, unterstützt von Kaunitz, in den 1750er Jahren die französische *Opéra comique* als letzten Schrei aus Paris, wo sie ebenfalls bereits das Publikum polarisiert hatte. In den 1760er Jahren reinigte Christoph Willibald Gluck, seit 1754 Hofkomponist, die Oper von allem *überflüssigen Zierrat* und stellte die Musik ganz in den Dienst der Dichtung; sie sollte *den Ausdruck der Empfindung und den Reiz der Situation verstärken, ohne*

die Handlung zu unterbrechen.[252] Die Tanzmeister Gasparo Angiolini und Jean-Georges Noverre schufen ein neues, expressives pantomimisches Ballett als eigenständige Kunstform, die *ein lebendiges Gemälde der Leidenschaften, der Sitten und der Gebräuche aller Völker der Erde* liefern sollte.[253] Zur selben Zeit eröffnete der kaiserlich-königliche Rat, Kameralistik-Professor und Publizist Joseph von Sonnenfels eine heftige Kontroverse um das volkssprachliche Schauspiel, das vom Hanswurst und seinem *tollen*

Unsinn gereinigt und im Geiste Lessings in ein ernsthaftes Sprechtheater mit moralischem Erziehungsanspruch verwandelt werden sollte.[254] Alle diese künstlerischen Umbrüche, so verschiedenen Quellen sie entstammten und so verschieden ihre Gegenstände waren, hatten doch gemeinsam, dass sie den herkömmlichen Gegensatz zwischen hohen und niedrigen Gattungen zunehmend nivellierten, ein Gegensatz, der den Graben zwischen hohen und niederen Ständen abbildete. Hier wie dort

sollte alle überflüssige, *unnatürliche* Üppigkeit entfernt, tragische ebenso wie komische Extreme vermieden und stattdessen *wahre Empfindung* auf die Bühne gebracht werden, um dem Geschmack eines wachsenden Publikums aus der gebildeten *mittleren Classe* zu entsprechen.[255] Diese Kontroversen erreichten auch die Wiener Hofgesellschaft.[256]

Von Maria Theresia selbst sind kaum ästhetische Urteile überliefert; in ihren Briefen erwähnte sie Opern- und Theateraufführungen so gut wie

nie – trotz ihrer eigenen musikalischen Begabung und ihrem Interesse an den Aufführungen der eigenen Kinder. Gelegentlich ließ sie knappe und apodiktische Geschmacksurteile fallen, die aber nicht den Eindruck erwecken, als hätte sie an den künstlerischen Kontroversen ihrer Zeit besonders lebhaften Anteil genommen. Ein Ballett Angiolinis fand sie schlecht, ja impertinent; milder urteilte sie über Noverre.[257] Ihren alten Musikmeister Johann Adolph Hasse nannte sie in einem Empfehlungsschreiben an ihre

Schwiegertochter in Mailand einmal denjenigen, dessen Kompositionen sie mehr als alle anderen schätze, er sei *der erste, der die Musik angenehmer und leichter gemacht hat.*[258] Bei anderer Gelegenheit behauptete sie dagegen, dass sie die italienische Oper allen Wiener Kompositeuren vorziehe, ob Gassmann, Salieri oder Gluck: *Sie können gelegentlich ein oder zwei hübsche Stücke machen, aber insgesamt ziehe ich immer die Italiener vor. In der Instrumentalmusik gibt es einen gewissen Haydn, der besondere*

Einfälle hat, aber das fängt gerade erst an. [259] Es scheint, als habe sie das Theater – jenseits der dynastischen Feiern und der adeligen Kammerfeste – vor allem als Sittlichkeitsproblem wahrgenommen. [260] Einerseits war ihr klar, dass sie die *Spectacles* als beliebtesten Zeitvertreib aller Stände nicht verbieten konnte, andererseits drohten aber damit der Sittenlosigkeit Tür und Tor geöffnet zu werden, und dem galt es mit aller Macht entgegenzuwirken. Schon 1748, als der Oberst Rocco de lo Presti die

Leitung der Wiener Theater übernahm, schwor sie ihn im Zuge ihrer Keuschheitskampagne auf die Sittenkontrolle ein. 1752, als de lo Presti Bankrott gemacht hatte und Graf Giacomo Durazzo die Theaterdirektion übernahm,[261] erließ sie eine allgemeine *Norma wegen zu haltenden öffentlichen Spectaceln*, die die Zahl der erlaubten Spieltage massiv reduzierte und die schlimmsten Ausschweifungen auf den Bühnen verhüten sollte. Darin hieß es unter anderem, in der Komödie sollten *keine andere compositionen spillen*

als die aus den französischen oder wälischen oder spanischen theatris herkommen, alle hiesigen compositionen […] völlig auffzuheben, […] und keine equivoques noch schmutzige Worte darinnen gestattet werden, auch denen comödianten ohne straffe nicht erlaubet werden sich selber zu gebrauchen.[262] Das richtete sich gegen die deutschsprachigen Stegreifkomödien, die, da sie ohne Textgrundlage improvisiert wurden, durch die Maschen der Bücherzensur fielen und schwer zu kontrollieren waren. Doch das

französische Theaterwesen war ihr kaum weniger suspekt.

Nach dem Tod Franz Stephans wurde vorübergehend jedes Theaterspiel gänzlich verboten. Als Kaunitz 1767 dann eine französische Truppe engagieren und, gestützt auf einen windigen Investor namens d'Afflisio, die Theateraufsicht selbst in die Hand nehmen wollte, reagierte Maria Theresia entsetzt. Sie beschwor ihn, d'Afflisio nur unter strengsten Bedingungen als Impresario zu verpflichten. Der Vertrag mit ihm sollte nichtig sein, *wenn er nicht*

alle Dezenz sowohl hinsichtlich der Vorstellungen als der dabei verwendeten Personen beobachtet. Es ging also um Sittenlosigkeit sowohl auf als auch hinter der Bühne. Kaunitz musste der Kaiserin versichern, selber *keine dieser Frauen und Mädchen jemals zu besuchen oder bei sich zu empfangen*; d'Afflisio sollte als Direktor nicht öffentlich in Erscheinung treten und sich ihrem Sohn, dem Kaiser, niemals nähern. Nur unter diesen Bedingungen war sie bereit, *wenn auch zitternd*, den Vertrag mit dem Investor zu

unterschreiben. Auf keinen Fall aber sollte der Staatskanzler selbst oder ein anderer hoher Hofamtsträger die Schauspieldirektion übernehmen: *Ihre Namen sind zu achtbar und wert, um mit dem, was zum niedrigsten der Monarchie gehört, in Verbindung gebracht zu werden.* [263] Jedenfalls kehrte Maria Theresia dem Theater jenseits der Kammerfeste immer mehr den Rücken zu. Schon während des Siebenjährigen Krieges, vollends dann nach dem Tod Franz Stephans verlor sie offenbar jede

Freude daran und zeigte sich dort so gut wie nie mehr.[264] Die Idee, dass ausgerechnet das öffentliche Theater, diese Brutstätte der Ausschweifung, sich in eine moralische Anstalt für alle Stände verwandeln könnte, scheint sich ihr nicht mehr erschlossen zu haben. Jedenfalls war es Joseph, der 1776 alle Theaterprivilegien aufhob, den Weg für das private mäzenatische Engagement freimachte und das Burgtheater zum ‹Kaiserlich-königlichen Hof- und Nationaltheater› erklärte.[265]

Ritter der Tafelrunde

Die große höfische Festgesellschaft, die sich 1760 anlässlich der Hochzeit des Thronfolgers Joseph mit der Infantin Isabella von Parma im Parterre des Schönbrunner Theaters in Szene setzte, ist wie viele andere Wiener Solennitäten von dem Hofmaler van Meytens in einem monumentalen Zeremonialbild dargestellt worden (Abb. 26). Darauf ist bei genauem Hinsehen zu entdecken, dass der Kaiser und der Thronfolger zu seiner Rechten, die kleinen Erzherzöge rechts und

links, aber auch etliche der Kavaliere ein rotes Ordensband mit goldenem Abzeichen um den Hals tragen. Ein solches Zeremonialgemälde hatte dokumentarischen Anspruch: Die zeitgenössischen Betrachter, die das Bild bei Hof zu Gesicht bekamen, wussten ganz genau, wer da abgebildet war und wer das Recht hatte, dieses Ordenszeichen zu tragen. Es handelte sich um das Symbol des Ordens vom Goldenen Vlies, des *Noble Ordre de la Toison d'Or*.[266] Das Ordenssymbol stellte das Fell des goldenen

Widders aus der griechischen Argonautensage dar, das der Burgunderherzog Philipp der Gute 1430 zum Symbol seines neu gegründeten weltlichen Ordens gewählt hatte. Dabei handelte es sich um eine hochexklusive Gemeinschaft von dreißig Rittern, die er zur Verteidigung des Glaubens und zur Pflege ritterlicher Tugenden um sich geschart hatte. Solche adeligen Ritterorden gab es auch im 18. Jahrhundert noch in großer Zahl; jeder Hof hatte mittlerweile seinen eigenen – den Hosenbandorden in London, den

Heiliggeistorden in Versailles, den Schwarzen Adlerorden in Berlin, den Elefantenorden in Kopenhagen und so fort. Doch keiner war so ehrwürdig und prestigeträchtig wie der Orden vom Goldenen Vlies, der im Lauf der Jahrhunderte zu seinem eigenen Mythos geworden war.[267] Von den Burgunderherzögen hatten die spanischen Habsburger die Hoheit über den Orden geerbt, und nach deren Aussterben im Jahr 1700 hatte Maria Theresias Vater Karl VI. auch die Rolle des Ordensoberhaupts als Bestandteil

des spanischen Erbes für sich beansprucht. Das Erbe hatte er zwar nicht bekommen, die Ordenstradition aber erfolgreich nach Wien überführt. Dort ließ er seit 1711 die alte burgundische Tradition in aller Pracht wiederaufleben und machte die Mitgliedschaft in jener erlesenen Ritterrunde zu *dem* Objekt adeliger Begierde schlechthin. Der Kreis der Ordensritter war auf 50 begrenzt; Voraussetzungen für die Aufnahme waren der rechte, das heißt der katholische Glaube und eine hochadelige eheliche Geburt, die in

den letzten drei Generationen nachweislich nicht durch Missheiraten befleckt worden sein durfte. Die spätmittelalterliche Ordenspraxis beruhte auf der Idee ritterlicher Tugend und Gleichheit; das Oberhaupt galt als *primus inter pares*. Daran knüpfte Karl VI. an. Er traf sich regelmäßig mit seinen Rittern zu den Ordensfesten, vor allem zum Fest des Ordenspatrons Sankt Andreas am 9. November und zum Jahreswechsel. Zwischen dem 20. Dezember und dem 6. Januar fand eine ganze Serie von *Toison-Ämtern* und *Toison-*

Vespern statt.[268] Dabei erschienen die Ritter im rotsamtenen, goldbestickten Ordenshabit und mit der Collane geschmückt, um sich mit dem Kaiser zu exklusiver Gebetsgemeinschaft und Tafelrunde zu versammeln. Auch bei allen anderen feierlichen Anlässen am Kaiserhof genossen die *Toisonisten* außerordentliche zeremonielle Privilegien, die sie für jedermann stets als engste *familiares* des Kaisers erkennbar machten. Erben konnte man die Mitgliedschaft im Orden nicht, sie

musste individuell erworben werden, und im Gegensatz zu anderen Titeln und Würden war sie auch nicht käuflich. Die Aufnahme war für jeden hochadeligen Kavalier, ob aus den Niederlanden oder der Lombardei, Böhmen, Ungarn oder Österreich, das höchste Ziel und die Krönung seiner Karriere; sie alle konkurrierten um die wenigen Plätze, die durch den Tod einzelner Mitglieder frei wurden. Kurzum – der Orden oder genauer: die Aussicht auf Mitgliedschaft war ein effizientes Mittel, um den Adel der

verschiedenen habsburgischen Länder an das Erzhaus zu binden und den Wiener Hof ins Zentrum seiner Aufmerksamkeit zu rücken.

Dass es Maria Theresias Vater gelang, die Großmeisterwürde dauerhaft (übrigens bis heute) im Haus Österreich zu verankern, war keineswegs selbstverständlich. Er hatte zu diesem Zweck zwar seinen einzigen Sohn Leopold schon bei der Taufe zum Ordensritter erhoben, doch der war ja schon ein Jahr später gestorben.[269] Seine Tochter dagegen konnte unmöglich die Rolle eines christlichen Kriegers

spielen und Ordensritter werden – einer von vielen ‹Mängeln› des weiblichen Geschlechts. Von der Aufnahme in einen Kreis gleichberechtigter Männer war sie ausgeschlossen, anders als von einer dynastisch vererbbaren Herrscherwürde. Stattdessen war Franz Stephan schon als junger Kavalier von Karl VI. vorausschauend in den Orden aufgenommen worden. Nach ihrer Thronbesteigung hatte Maria Theresia ihm daher umgehend zusammen mit der Koregentschaft auch die Großmeisterwürde des

Ordens übertragen, ein etwas zweifelhafter Akt, für den es keine Präzedenzfälle gab.

Um die Kontituität zu sichern, war es nun umso wichtiger, auch den neugeborenen Thronfolger zum Ordensritter und Großmeister *in spe* zu machen.[270] Zur Taufe Josephs am 13. März 1741 versammelten sich daher die Ordensritter in vollem Habit, so dass die Tauffeier zugleich eine Sitzung des Ordenskapitels darstellte. Franz Stephan als Großmeister führte mit dem Schwert *die gewöhnliche 3 ritter-*

streiche über dem Neugeborenen, sprach die Einsetzungsformel, legte ihm die goldene Ordenskette um und las ihm aus dem lateinischen Ordensstatut vor. Schließlich umarmte er den kleinen christlichen Ritter *auf das zärtlichste*. Normalerweise verlangte das Ritual, dass auch alle anderen Ordensmitglieder den Neuen in ihrem Kreis brüderlich umarmten. Da das bei einem Neugeborenen zu umständlich war, behalf man sich in diesem Fall damit, dass sie *einer nach dem andern ihrem rang nach mit knie*

gebogenen reverenzen die Windeltücher küssten, *womit der durchleuchtigste erzherzog bedecket gewesen*. Dass eine Reihe höchstrangiger Staatsmänner nacheinander kniefällig die Windeln eines Neugeborenen küsst, erscheint aus heutiger Sicht vielleicht bizarr, für die Zeitgenossen war es das aber ganz und gar nicht. Rituelle Gesten wie diese hatten eine hohe verbindlichkeitsstiftende Kraft. Die Ordensritter bekannten sich damit zum Prinzip der dynastischen Tradition. Sie unterwarfen sich

dem Kind als dem zukünftigen Herrscher und bekundeten damit implizit ihr Einverständnis, dass die Würde des Ordensoberhaupts später auf ihn übergehen würde. Das Ritual war ein kleiner Mosaikstein in der umfassenden und weitsichtigen Strategie Maria Theresias, das Recht der Dynastie Habsburg-Lothringen zu festigen, damit es nicht noch einmal zu einer solchen Herrschaftskrise kam wie bei ihrem eigenen Regierungsantritt.

Die Aufnahme neuer *Toisonisten* war ein großes feierliches

Initiationsritual, bei dem für die Ausgeschlossenen schmerzlich fühlbar wurde, dass sie nicht dazugehörten. Selbst schwerkranke Mitglieder ließen sich von ihren Dienern herbeitragen, um das nicht zu verpassen. Als Khevenhüller im Januar 1744 aufgenommen und vom Großmeister Franz Stephan besonders *zart und liebreich* umarmt wurde, war er so ergriffen, dass ihm *vor Freuden die Augen übergangen*.[271] Maria Theresia hingegen war von diesem Ritual ausgeschlossen; sie konnte ihm nur inkognito vom Oratorium der

Hofkapelle aus zusehen. Auch die Auswahl der neu aufzunehmenden Kandidaten hatte sie nicht in der Hand. Offensichtlich ließ Franz Stephan sich dabei ausnahmsweise nicht von ihr dominieren, sondern hütete diese Kompetenz sehr sorgfältig als eine der wenigen, die er in den Erbländern überhaupt hatte.[272]

Maria Theresia ihrerseits hatte zunächst nur die Hoheit über den Sternkreuz-Damenorden inne, eine Art weibliches Äquivalent zum Orden vom Goldenen Vlies, das 1668 von der Witwe Kaiser

Ferdinands III., Eleonore von Gonzaga, gegründet worden war. [273] Die Aufnahmebedingungen entsprachen denen des Vliesordens: katholische Glaubenstreue und sechzehn nachgewiesene adelige Ahnen. Die Mitgliederzahl war im Gegensatz zu diesem aber nicht beschränkt. Eine Novizin musste mindestens achtzehn Jahre alt sein und einen standesgemäßen Ehegatten vorweisen. Der Damenorden verstand sich als Gebetsgemeinschaft, allerdings ohne geistliche Gelübde oder Weihen. Die Damen verschrieben

sich der Verehrung des Kreuzes Christi (von dem sich ein Partikel im Hausschatz der Habsburger befand) und der Pflege adeliger Tugenden. Vier gemeinsam zelebrierte Ordensfeste im Jahr und ein diamantbesetztes Kreuz als Ordenszeichen sorgten dafür, dass die Sternkreuzdamen in der Hofgesellschaft genauso prominent sichtbar waren wie die Vliesritter.

Maria Theresia war sich des politischen Wertes solcher symbolischer Güter sehr bewusst. In der zeitgenössischen Staatslehre war es ein Gemeinplatz, dass die

Regenten sich dieses bequemen Mittels bedienen sollten, um jemanden für seine Verdienste auszuzeichnen und Loyalitäten zu festigen.[274] Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges am 22. Juni 1757, kurz nach dem Sieg über die Preußen bei Kolin, gründete sie daher einen Orden, mit dem individuelle militärische Leistungen belohnt werden sollten, und nannte ihn Militär-Maria-Theresia-Orden.[275] Dieser Orden war im Haus Habsburg etwas völlig Neues. Er hatte nicht mehr wie Vlies- oder Sternkreuzorden den Charakter

einer hochadeligen Gebets- und Tischgemeinschaft. Potentiell konnte jeder Offizier, der sich durch besondere Kriegstaten ausgezeichnet hatte, Mitglied werden; er musste nicht von Adel, ja nicht einmal katholisch sein. Ausdrücklich wurde vielmehr in den Statuten als *unverbrüchliche Grundregel* festgesetzt, *daß niemand, wer der auch sey, wegen seiner hohen Geburt, langwierigen Dienste, […]*, noch viel weniger aus bloßer Gnade, und auf das Vorwort anderer aufgenommen werden dürfe.[276] Die Mitgliederzahl war

grundsätzlich nicht begrenzt, im Gegenteil: Je größer die Zahl, so hieß es in den Statuten, desto besser werde der Zweck erreicht. Statt eine hohe Taxe für die Aufnahme bezahlen zu müssen, wie es sonst üblich war, erhielten die Ausgezeichneten umgekehrt ihrerseits eine Pension. Der neue Orden folgte also einer dem Vliesorden geradezu entgegengesetzten Strategie; er setzte auf soziale Offenheit und Leistungsethik. Auch Aufsteiger ohne ehrwürdige Familiengeschichte, ererbtes

Vermögen und einflussreiche Fürsprecher sollten sich durch ihn zu außergewöhnlicher militärischer Tapferkeit angespornt fühlen. Die Statuten verrieten in jeder Hinsicht die Handschrift von Kaunitz, der sich zum Kanzler des Ordens hatte machen lassen.[277] Als *Protecteur und Großmeister* fungierte auch in diesem Fall der Kaiser, vermutlich weil man sich als Oberhaupt einer Gemeinschaft von Kriegshelden nur einen Mann vorstellen konnte.

Guten alten Aristokraten wie Khevenhüller konnte das alles nicht geheuer sein,[278] zumal

dadurch dem Goldenen Vlies Konkurrenz gemacht wurde. Dessen Statuten verboten die Mitgliedschaft in jedem anderen Orden. Trotzdem erhielten mit Feldmarschall Daun und Prinz Karl von Lothringen gleich zwei Vliesritter die ersten Großkreuze des neuen Militärordens, was wichtig war, um diesem den nötigen Glanz zu verschaffen und ihn auch für den hohen Adel attraktiv zu machen. Zum Entsetzen des Oberstkämmerers kam hinzu, dass 1759 auch in den Orden vom Goldenen Vlies zum

ersten Mal zwei Männer aufgenommen wurden, an deren tadelloser altadeliger Abstammung Zweifel bestanden. Als er das *mit der einem alten treuen Diener gebührenden treuherzigkeit* bei Maria Theresia zu hintertreiben suchte, musste er erfahren, dass es bereits zu spät war und Franz Stephan die Entscheidung gegen ihren Rat gefällt hatte. Dem Verfall der jahrhundertealten Ordenstradition schienen Tür und Tor geöffnet.[279] Und es kam, zumindest in Khevenhüllers Augen, noch schlimmer.

Maria Theresia schien es zu bereuen, dass sie ihrem Gatten die Hoheit über die beiden Orden überlassen hatte, jetzt, da er sich ihren Ratschlägen widersetzte. So jedenfalls erklärte sich Khevenhüller, dass sie noch einen zweiten neuen Orden gründete, diesmal für zivile Verdienste: den Sankt-Stephans-Orden. Den Plan hatte sie schon lange gehegt; anlässlich der Königswahl ihres Sohnes im April 1764 sollte er schließlich realisiert werden. Die Rolle des Ordensoberhaupts übernahm sie nun ausdrücklich

selbst als *König* von Ungarn, *da sie doch per fictionem juris virtute pragmaticae sanctionis die qualitatem masculinam gleichsamm anererbet hat*, das heißt, weil sie aufgrund rechtlicher Fiktion als Mann anzusehen war.[280] Der Kaiser als Großmeister des Vliesordens, so berichtet Khevenhüller, war strikt dagegen und versuchte sie davon abzubringen; *mit Thränen in den Augen* habe er sich über das Vorhaben seiner Gattin beklagt. Maria Theresia bat daraufhin ihre Ratgeber um ausführliche Stellungnahmen. Khevenhüller riet

massiv ab, *in specie weil durch die Multiplication dergleichen Orden, gleichwie alle Digniteten nothwendigerweis verachtet und in Verfall kommen müssen, zu geschweigen, daß der Toison ein so alt- und respectabler Ordre de famille ist, mithin keine Ursache vorhanden, zu dessen Verdunckelung einen neuen zu instituiren.*[281] Das hielt ihn später, als der Orden einmal etabliert war, allerdings nicht davon ab, selbst nach der Mitgliedschaft zu streben und es übel zu vermerken, dass er dreimal nacheinander bei der

Ordenspromotion übergangen wurde.[282]

Der neue Orden wurde dem Patronat des Heiligen Stephanus, *des ersten Apostolischen Königs und Stifters des Königreichs Ungarn*, unterstellt.[283] Ordenskanzler war stets der ungarische Hofkanzler. Maria Theresia wollte ihre *besondere Achtung für diese Nation* bekunden[284] und verband damit nicht zuletzt die Absicht, den bevorstehenden ungarischen Landtag gegenüber den Finanzforderungen der Krone etwas milder zu stimmen. Der

Stephansorden war aber weit mehr als nur ein anlassbezogenes politisches Instrument; er war keineswegs nur an den ungarischen Adel adressiert. Seine Gründung war der großangelegte Versuch, zwei entgegengesetzte soziale Ziele dauerhaft miteinander zu vereinen. Er sollte nämlich beides zugleich sein: ein erstrebenswertes Gut für den hohen Adel, um dessen Loyalität zum Erzhaus zu stärken, aber zugleich auch eine Aufstiegsmöglichkeit für verdiente bürgerliche Beamte. Die Belohnung sollte sowohl *Geburth und Würde*

als auch *Verdienste* berücksichtigen.[285] Die Statuten mischten daher auf komplexe Weise die Regeln des alten Vliesordens mit denen des neuen Militärordens. Mit anderen Worten: Der Stephansorden zielte auf eine Quadratur des Kreises.

Die Formen waren bis in die Details – Herold, Wappen, Titulatur, Zeremoniell – denen eines traditionellen adeligen Ritterordens nachempfunden, ja sie wurden sogar als feierliche Wiederauferstehung eines – völlig fiktiven – ehemals vom Heiligen

Stephan selbst gestifteten Ritterordens ausgegeben.[286] Die Mitgliederzahl war auf hundert begrenzt. Die Hauptpflicht aller Ordensritter war, sich einmal im Jahr zum gemeinsamen Gebet für die verstorbenen Mitglieder bei Hof einzufinden und sich mit dem Großmeister zur Tischgemeinschaft zu versammeln. Alle Ritter erhielten einen prunkvollen Ornat sowie ein Ordenszeichen und waren verpflichtet, beides bei feierlichen Anlässen zu tragen, und zwar exklusiv: Es war ausdrücklich verboten, daneben noch das

Ordenssymbol eines anderen Hofes sehen zu lassen. Das wesentliche Privileg der Ritter bestand darin, dass sie sich als *familiares* des Souveräns betrachten durften. Das manifestierte sich vor allem im ungehinderten Zutritt: Ritter brauchten sich zur Audienz nicht wie alle anderen beim Oberstkämmerer anzumelden. Außerdem hatten sie freien Zugang in die Geheime Ratstube, und zwar *nicht nur bei denen Hoffesten und ordinari Appartements, sondern auch bei denen sogenannten kleinen oder Spiel-Appartements*.[287] Die soziale

Rekrutierung des Ordens folgte einem ausgeklügelten Kalkül. Der Orden war in drei Klassen eingeteilt: Es gab zwanzig Großkreuze, dreißig Commendeure und fünfzig Kleinkreuze; zusätzlich konnten auch Geistliche aufgenommen werden. Die Großkreuze waren Männern mit sechzehn nachgewiesenen adeligen Ahnen vorbehalten; die Commendeure mussten ebenfalls *von vornehmem Adel* sein; die Kleinen Kreuze waren *dem übrigen wohlverdienten Adel* zugedacht. Konkret hieß das, dass ein

Kandidat mindestens Wirklicher Geheimer Rat sein musste. Der Orden war also exklusiv adelig – einerseits. Andererseits wurde er aber durch eine Hintertür doch für Bürgerliche geöffnet: Die Souveränin behielt sich nämlich vor, bei würdigen Kandidaten auf die Ahnenprobe zu verzichten und den notwendigen Titel gleich mit zu verleihen.[288] Zugleich sah sie in solchen Fällen von den sonst üblichen Taxen von einigen hundert Dukaten ab und erlaubte, bei besonderen Verdiensten von der unteren in die oberen Klassen

aufzusteigen. Auf die Bedenken Kaunitz', dass das zu beträchtlicher Verwirrung führen könne, antwortete sie eigenhändig, es sei eines der Hauptzwecke des Ordens, *die incolation zu erreichen*, das heißt, verdienten Beamten den Aufstieg in den erbländischen Adel zu ermöglichen.[289]

Maria Theresia trat nun selbst in männlicher Funktion als Großmeister des Ordens auf und entschied über die Aufnahme neuer Mitglieder. Auch die feierliche Inauguration sämtlicher Ordensritter behielt sie sich selbst

vor und schrieb eigenhändig an den Rand des Statutenentwurfs, *das ich allen selbst sub throno selben gebe*.[290] In einem großen Zeremonialgemälde ließ sie sich anschließend in dieser Rolle darstellen: in ungarischer Tracht unter dem Baldachin *in majestate* thronend, den ersten Ordensritter vor ihr auf Knien und die Hofgesellschaft ringsherum versammelt (s. Farbtafel 11).[291] Dass sie bei alldem den männlichen Charakter ihres Amtes betonte, zeigt sich an symbolischen Details wie dem, dass sie beim

Einsetzungsritual die neu aufgenommenen Großkreuzträger sogar, so scheint es jedenfalls, persönlich umarmte. Ursprünglich hatte man erwogen, das in ihrem Fall dezenterweise *durch die Auflegung deren Händen auf die Schultern* zu ersetzen; in den Statuten war aber davon keine Rede mehr.[292] Erst nach dem Tod Franz Stephans, als sie sich vom Hofleben fast gänzlich zurückzog, übertrug Maria Theresia die Großmeisterwürde ebenso wie die der beiden anderen Orden an ihren Sohn, den neuen

Mitregenten, und sah fortan nur noch inkognito zu.[293]

Wie sich zeigte, war die Furcht der alten Aristokraten vor einer Inflation der Würden und der Abwertung des Ordens vom Goldenen Vlies nicht unbegründet. Denn um den Glanz des Stephansordens *etwas aufzuputzen* und ihn *begierlicher zu machen*, wurden bereits 1765 – zu Khevenhüllers größtem Missfallen – vier hochrangige Vliesritter, darunter auch Kaunitz, von dem Verbot der Doppelmitgliedschaft dispensiert

und auch mit dem neuen Großkreuz ausgezeichnet.[294] Damit wurde die Singularität des Goldenen Vlieses ausgehöhlt; für die adeligen Inhaber verlor es an Anziehungskraft. Khevenhüller sah seine düstersten Befürchtungen bestätigt, als er 1774 notieren musste, es sei zum ersten Mal vorgekommen, dass sich zum Ordensfest von den in Wien anwesenden Toisonisten gleich elf hätten entschuldigen lassen.[295] Wenn schon die Attraktivität des Vliesordens für den Adel nachließ, dann galt das natürlich erst recht

für die unteren Grade des Stephansordens. Maria Theresia vertraute ihrem Oberstkämmerer schon 1765 an, dass sie in Verlegenheit sei, weil sie *gerne jemand de distinction gefunden, welcher sich in Competenz um dieses kleine Creutz gesezt hätte*. Mit anderen Worten: Es hatte sich niemand von altem Adel darum beworben. Khevenhüller half ihr großmütig aus diesem *embarras*, indem er seinen jüngeren Sohn vorschlug, der dann auch aufgenommen wurde, ohne die übliche Taxe bezahlen zu müssen.

[296] Ein Ritterorden, in dem sie sich womöglich mit Frischnobilitierten an einen Tisch setzen mussten, war für Kavaliere aus dem erbländischen Hochadel keine Verlockung, für die sie auch noch die hohe Gebühr zu zahlen bereit gewesen wären. Man musste ihnen die kleinen Kreuze geradezu hinterherwerfen. Joseph II. sah das vollkommen klar: *Das kleine Stephani-Ordens-Kreutz, welches ein Zeichen des Verdienstes sein sollte, muss der Hof noch froh sein, wann es eine Person von einer ansehnlichen Famille, auch ohne mindesten*

Verdienst, annimmt oder gar begehret.[297] Maria Theresias Rechnung ging nicht auf. Es erwies sich als Irrweg, mit ein und demselben Instrument sowohl alten Adel als auch junge Verdienste auszuzeichnen. Je mehr Aufsteiger, desto unattraktiver wurde der Orden zwangsläufig für die erbländische Aristokratie.

Dieses Dilemma der Ehren-Inflation galt keineswegs nur für die Ordensstellen. Auch für andere Ehrenämter, die die Inhaber viel Geld kosteten, aber ihnen außer der Ehre nichts einbrachten, ließen

sich immer weniger hochadelige Kandidaten finden. So sah sich Maria Theresia gezwungen, Kammerherren zu ernennen, *deren Extraction dem Formulari (nach welchem sich die Candidati qualificiren müssen) nicht so genau conform*, das heißt, deren Abstammung nicht so genau den formalen Kriterien entsprach.[298] Noch schwerer war es bei dem Truchsessenamt. Die Truchsessen bedienten die Herrscherfamilie bei der Tafel, ein ehemals begehrtes adeliges Ehrenamt, für das sich in den 1750er Jahren ebenfalls kaum

noch Bewerber fanden. Für den Glanz des Kaiserhofes war es aber wesentlich, dass die Herrscherfamilie sich bei der öffentlichen Tafel nur von Standesgenossen persönlich bedienen ließ. Maria Theresia musste daher zu einem Zwangsmittel greifen: Sie nötigte alle Leute adeliger Herkunft, die sich um eine besoldete Geheimratsstelle bewarben, zugleich auch um die unbesoldete Truchsessenwürde einzukommen. Und selbst dann mussten noch Abstriche an der Adelsqualität der

Bewerber gemacht und ein paar besondere Vergünstigungen gewährt werden, wie Zutritt zu Appartements und Hofbällen.[299] Am Ende war Maria Theresia sogar gezwungen, die Taxe für das Truchsessenamt ganz abzuschaffen.[300]

Alle diese Fälle waren Symptome für ein strukturelles Grundproblem des Kaiserhofes in der zweiten Jahrhunderthälfte. Die prekäre Balance des Verhältnisses zwischen Herrscherhaus und altem Adel ging zusehends verloren. Im Idealfall beruhte dieses Verhältnis

auf einem unausgesprochenen Tauschgeschäft zum beiderseitigen Vorteil: Das Kaiserhaus war auf die Loyalität und die Ressourcen des Adels angewiesen, um einen dem kaiserlichen Rang angemessenen Glanz des Hofes aufrechtzuerhalten. Es wurde erwartet, dass der Adel zunächst einmal reichlich investierte – in prachtvolle Kleidung, Equipagen und Palais, Gesandtschaften, Titel, Würden, Standeserhöhungen und so fort. Das tat der Adel aber nur, solange der Aufenthalt bei Hof für ihn attraktiv war, und attraktiv

war der Hof für ihn nur, solange er dort und nur dort ein standesgemäßes Leben führen konnte – und solange die Kosten für diesen Lebensstil am Ende gedeckt wurden, der Herrscher also seinerseits nicht nur symbolische Gnadengaben verteilte. Zum standesgemäßen Leben gehörte aber für den Adel die geburtsständische Exklusivität essentiell dazu: Er wollte sich durch die besondere familiäre Nähe und den privilegierten Zutritt zum Kaiserhaus ausgezeichnet fühlen. Wenn es ihm dort aber zu ruinös,

zu anstrengend und zu wenig exklusiv war, blieb er lieber fern.

Die adelige Exklusivität des Hofes war nun aber aus verschiedenen Gründen gefährdet. Zum einen benötigte Maria Theresia für Politik, Verwaltung und Militär immer mehr qualifiziertes Personal, das sich weniger durch altehrwürdige Abstammung als vielmehr durch individuelle Berufsqualifikation auszeichnete. Zum anderen geriet sie durch den erneuten Krieg in immer ärgere Finanznot und konnte daher auf die reichen

Gebühren schlecht verzichten, die die Ehrenstellen ihr einbrachten. Es blieb ihr also nichts anderes übrig, als die Hürden für den Zugang zu den adeligen Hofämtern zu senken. Damit kam eine ständische Abwärtsspirale in Gang, die den Glanz des Hofes in den Augen des hohen Adels immer weiter verblassen und seine Bereitschaft, dort riesige Summen auszugeben, sinken ließ. Weitere Faktoren kamen hinzu: Auch viele Adelige hatten mittlerweile Ökonomie und Kameralwissenschaften studiert

und begannen Sparsamkeit nicht mehr ganz so unstandesgemäß zu finden. Schlichtheit, Einfachheit, Ungezwungenheit, Bequemlichkeit, kurz: *Natürlichkeit* in allen Fragen des Lebensstils kamen immer mehr in Mode; auf barocken Prunk zu verzichten wurde zum Erkennungszeichen der Leute von besonders raffiniertem Geschmack. Alle diese Tendenzen liefen darauf hinaus, dass das aufwendige Leben am Kaiserhof für den hohen Adel immer unattraktiver wurde. Nach dem Tod Franz Stephans sollte sich das noch erheblich verstärken –

durch Maria Theresias Melancholie ebenso wie durch den schroffen antiadeligen Affekt ihres Sohnes.

VIII
SIEBEN JAHRE KRIEG

~

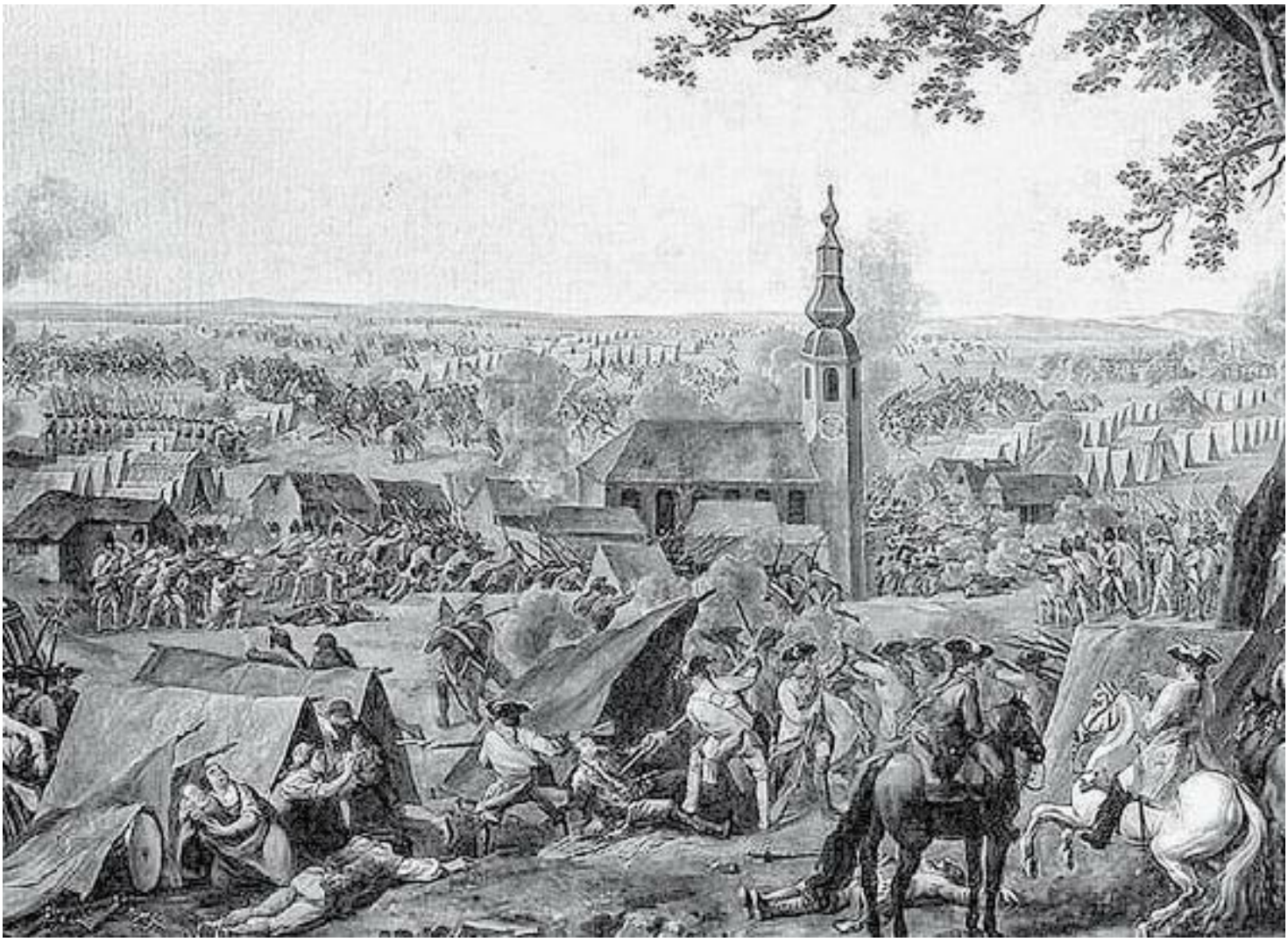


Abb. 31: Überfall auf das preußische Lager bei Hochkirch am 17. Oktober 1758. Gemälde von Hyazinth de La Pegna, um 1760

Revanche

Der Friede von Aachen, der den Erbfolgekrieg 1748 beendet hatte, war für Maria Theresia nicht das letzte Wort. Notgedrungen und widerwillig hatte sie sich darauf eingelassen, doch das Ziel, Revanche zu nehmen für den Rechtsbruch Friedrichs II. und die schlesischen Provinzen zurückzugewinnen, hatte sie nie aus den Augen verloren. Gewohnt und von klein auf dazu erzogen, das Interesse des Allerhöchsten Erzhauses mit dem göttlichen Willen gleichzusetzen, erblickte sie das Ziel des Krieges *nicht*

blosserdings in der Wiedereroberung Schlesiens und Glatz, sondern in der Glückseligkeit des Menschlichen Geschlechts und in der Aufrechterhaltung Unserer heiligen Religion.[1]

Zunächst musste aber der militärische Vorsprung des Aufsteigers aus Brandenburg aufgeholt werden. Sie hatte mittlerweile gründlich von ihrem Feind gelernt. Schon die Finanz- und Verwaltungsreformen dienten ja zuallererst dem Zweck, ein großes, schlagkräftiges, jederzeit einsatzbereites Heer auf den

Beinen halten und versorgen zu können. Hinzu kamen Reformen, die das Ziel hatten, das Militär in ein zentral steuerbares staatliches Instrument zu verwandeln und unkontrollierbare Figuren vom Schlage des Pandurenobersten von der Trenck entbehrlich zu machen. [2] Die Voraussetzungen dafür waren allerdings völlig andere als in Preußen. Dort bestand das Offizierskorps aus dem landsässigen Adel, der sich mit der Monarchie und ihrem Militär in hohem Maße identifizierte, und dort wurde ein Großteil der

Soldaten durch ein ausgeklügeltes System der Zwangsrekrutierung aus dem Land selbst gestellt. Die Gutsherren waren zugleich die Offiziere, ihre Untertanen zugleich ihre Rekruten. Das preußische Konskriptionswesen war ganz und gar darauf ausgerichtet, die Ressourcen des Landes für das Militär zu mobilisieren. Dieses Modell ließ sich in den habsburgischen Erbländern nicht kopieren, im Gegenteil: Maria Theresia graute noch 1759 davor, dass *eine Militärische Regierungsform auf den Fuß der*

Preussischen eingeführet werden müsse.[3] Statt Zwangsrekrutierungen setzte sie zunächst auf freiwillige Werbungen und auf den überregionalen Einsatz der Regimenter von der Militärgrenze. In ihren Kernländern sollte das Militär von der Bevölkerung möglichst klar getrennt werden.

Ganz im Gegensatz zu Preußen war in den Erbländern das Militär, von den hochadeligen Spitzenpositionen abgesehen, für den Adel nicht sonderlich attraktiv. Das Offizierskorps war ständisch,

sprachlich und konfessionell äußerst heterogen zusammengesetzt. Die Kommandeure stammten aus den Niederlanden, Italien, dem Reich oder aus Irland, viele waren bürgerlicher Herkunft, und selbst als Protestant konnte man bei den kaiserlich-königlichen Truppen Karriere machen. Das alles minderte in den Augen des einheimischen Adels ihr Prestige erheblich: *Es ware niemand geringer angesehen als der Offizier.*[4] Maria Theresia hatte daher von Anfang an dem Militär ihre übergroße

Wertschätzung demonstriert, *indeme selbes bei Hof und überall vor allen distinguire und erhebe, wie sie es auch verdienen, wann sie reguliert sein.*[5] Sie besichtigte nicht nur bei jeder Gelegenheit die militärischen Manöver, sie verfügte auch, dass die Offiziere bis hinunter zum Majorsrang Zutritt in die kaiserliche Ratstube erhielten, dass sie bei Hof in Militäruniform erscheinen durften, ja dass die Militärs als solche überhaupt in die Hofrangordnung aufgenommen wurden, was vorher nicht der Fall gewesen war.[6] Die Offiziere

gehörten damit zum Kreis der kaiserlichen *familiares*, der Militärstand machte in der sozialen Hierarchie einen spektakulären Sprung nach oben.[7] Auch die Verleihung von Regimentern an die kleinen Erzherzöge gehört in die Reihe dieser symbolischen Maßnahmen, über die sich bei Hof nicht jeder freute.

Nach dem Erbfolgekrieg tat Maria Theresia zudem systematisch alles, um ihre Truppen auf die Höhe der zeitgenössischen Kriegskunst zu bringen und den Militärdienst zu professionalisieren.

Sie setzte Reformkommissionen ein und beauftragte mit der Durchführung einen erfahrenen Feldherrn, den *zu dergleichen Wercken ungemain fähigen und recht dazu gebohrnen* Grafen Leopold Joseph Daun (1705–1766).[8] 1752 wurde in Wiener Neustadt eine Kadettenanstalt eröffnet, wo – ständisch getrennt – hundert adelige Knaben und hundert Söhne verdienter Offiziere im Tanzen, Fechten und Voltigieren, in Geometrie und Artilleriewesen, Geschichte und Geographie unterrichtet wurden, wo sie

lernten, mehrere Sprachen zu sprechen, aber auch, ihre religiösen Pflichten pünktlich zu erfüllen, also in körperlicher und geistiger Hinsicht für den höheren Militärdienst sozialisiert wurden. Die Ausbildung war unentgeltlich, um die Söhne von weniger begüterten Adeligen zu gewinnen. Eine parallele *Militär-Pflanz-Schule* in Wien für Jungen zwischen sieben und vierzehn Jahren diente zur Vorbereitung auf die Akademie. Außerdem wurde aus dem Fonds einer alten Waisenhausstiftung 1755 eine kaiserlich-königliche

Ingenieursschule eingerichtet, die für begabte Söhne aller Stände offen war. Das *Geniewesen*, das als eine Art Handwerk galt, erforderte mehr als alle anderen Zweige des Militärs professionelle Kenntnisse und erschien dem Adel am wenigsten standesgemäß.[9] Die Artillerie aufzuwerten und auf den neuesten Stand der Technik zu bringen wurde dem Fürsten Wenzel Joseph Liechtenstein aufgetragen, der darin einen großen Teil seines Vermögens investierte. Maria Theresia führte außerdem die neue Regel ein, dass jeder verdiente

Offizier nach dreißig Jahren im kaiserlich-königlichen Dienst in den Ritterstand erhoben werden konnte, ohne die dafür übliche Taxe zu zahlen.[10]

Wenn die Armee in ein zuverlässiges Instrument des souveränen Willens verwandelt werden sollte, musste sich auch der körperliche und geistige Habitus der Soldaten grundlegend ändern. Zu Beginn ihrer Regierung war Maria Theresia erschüttert gewesen über die Rückständigkeit der wild zusammengewürfelten, undisziplinierten, unausgebildeten

Truppen, die sie von ihrem Vater geerbt hatte. Es galt also *Unsere Kriegs-Heere durchaus auf einen in allen Stucken gleichen Fuß zu setzen.* [11] Alles wurde nun normiert und vereinheitlicht, von der Zusammensetzung der Regimenter über die Beschaffenheit der Gewehre und Geschütze bis hin zu den Uniformen und den Haartrachten. Vor allem wurde gleich nach dem Erbfolgekrieg ein allgemeines *Exerzitii und Verhaltungs-Regulament* für die Infanterie verfasst, das bis ins minutiöseste Detail vorschrieb, aus

welchen Elementen jede einzelne Bewegung eines jeden Soldaten zu bestehen hatte, vom Salutieren, Paradieren und Niederknien zum Gebet über das Schlagen der Trommel, das Marschieren im *Ordre de Bataille*, das Laden und Feuern des Gewehrs bis hin zur Aufstellung beim Begräbnis der Gefallenen. Der stets drohenden *Confusion*, dem Chaos der Schlacht wurde ein Geist strengster Ordnung und geometrischer Präzision entgegengestellt. Es ging darum, in den Mannschaften persönliche Tapferkeit entbehrlich zu machen

und durch mechanische körperliche Disziplin zu ersetzen, so wie es die preußische Infanterie vorgeführt hatte. Kurzum: Das Militär stand im Zentrum aller Reformanstrengungen der Zwischenkriegszeit. Es war Symbol und zugleich Agent einer neuen, zentralisierten Staatsgewalt – im doppelten Sinne des Wortes. Moderne Staatlichkeit ist ja geradezu dadurch definiert, dass allein der Souverän über einen physischen Gewaltapparat verfügt und dass er allein legitimiert ist, ihn einzusetzen. Tatsächlich war

und blieb die Habsburgermonarchie allerdings weit davon entfernt, dieser abstrakten Vorstellung zu entsprechen, und der ersten Reformphase der späten 1740er Jahre folgte später, nach dem Siebenjährigen Krieg, eine weitere, die die Maßnahmen der ersten zum Teil wieder zurücknahm – ganz ähnlich, wie das auch bei den Verwaltungsreformen der Fall war.

Dass Maria Theresia den Aachener Frieden von vornherein nicht als endgültig betrachtete – was hieß schon endgültig in einem Mächtesystem, das unaufhörlich in

Bewegung war? –, sondern auf eine Gelegenheit zur Wiedergewinnung der angestammten schlesischen Provinzen wartete, ist kaum zu bezweifeln. Schon 1749 hatte Kaunitz, der aufgehende Stern am Wiener Hof, in einer ausführlichen Denkschrift dargelegt, wie dieses Ziel zu erreichen sei. In einer Hofkonferenz am 7. März 1749 hatte Maria Theresia ihre Minister aufgefordert, ihre Vorstellung vom zukünftigen außenpolitischen *System* des Erzhauses schriftlich vorzutragen. Die auswärtige Politik sollte auf ein neues, stabiles,

methodisch durchdachtes Fundament gestellt werden. Die Denkschrift, die Kaunitz daraufhin vorlegte, war doppelt so umfangreich wie die aller anderen Minister zusammen, ein Muster an Gründlichkeit, Stringenz und politischer Raffinesse.[12] Kaunitz demonstrierte darin, was er unter Staatskunst *aus einem Principio* verstand: Schritt für Schritt analysierte er die Handlungsmotive der verschiedenen europäischen Mächte im Hinblick auf ihr Verhältnis zum Erzhaus und zog daraus seine Schlüsse, wie das

große Ziel zu erreichen sein könnte, nämlich die ultimative Demütigung der Krone Preußen. [13] Dabei ging er nicht einfach von unveränderlichen *natürlichen Staatsinteressen* aus, wie sie in den politischen Lehrbüchern standen. Vielmehr stellte er die internen Parteibildungen und einflussreichen *Particular-Interessen* an den einzelnen Höfen in Rechnung und fasste die komplexen Wechselwirkungen zwischen den Handlungsmotiven sämtlicher Akteure ins Auge. Dadurch gelangte er zu völlig

neuen, kühnen politischen Spekulationen, die die angestammten Freund- und Feind-Konstellationen zur Disposition stellten.

Das Einzige, was nicht in Frage stand, sondern als stabiler Fluchtpunkt all seiner Pläne diente, war die Prämisse, dass der König in Preußen der *natürliche* und bei weitem gefährlichste Feind des Erzhauses sei. Mit Schlesien habe er diesem Haus schon *ein haupt-Theil des Cörpers abgerißen*; nun sei er mit seiner wohlexerzierten Armee und seinen prall gefüllten

Kassen in der Lage, *der gantzen Monarchie den Letzten tödtlichen Streich beyzubringen*. Die versteckte Prämisse aber war, dass Maria Theresia sich mit dem Verlust Schlesiens niemals abfinden werde. Der König von Preußen wisse, dass dieser Verlust dem Erzhaus *ohnverschmertzlich falle, und zu dessen Wiederbeybringung keine thunliche Gelegenheit werde absäumet werden*. Daraus folge, dass die beiden Höfe auch zukünftig *in ohnversöhnlicher Feindschafft fortleben werden*. Die ganze Politik Friedrichs II. werde

folglich darauf gerichtet sein, das Haus Österreich weiter zu schwächen, wenn er seine Eroberungen nicht wieder verlieren wolle.[14] Über kurz oder lang müsse es daher zwischen den beiden Häusern wieder zum Krieg kommen. Kaunitz rechnete also mit einer Dynamik wechselseitig sich verstärkender Erwartungen. Schon aus präventiven Gründen habe der preußische König ein Interesse daran, seine Expansionspolitik fortzusetzen. Für das Erzhaus seinerseits komme deshalb alles darauf an, ihm *so viel Feinde als*

möglich auf den Halß zu ziehen.[15] Die russische Zarin warte ohnehin schon auf eine Gelegenheit, ihn anzugreifen, um seinem Eroberungsdrang zuvorzukommen. Auf die angestammten Bündnispartner des Erzhauses, England und Holland, sei erfahrungsgemäß aber kein Verlass. Kaunitz' unerhörter und damals noch *chimerisch* scheinender Plan lief deshalb darauf hinaus, die jahrhundertelang für selbstverständlich gehaltene Konstante des europäischen

Mächtesystems, die Rivalität zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon, zu überwinden, um eine große Koalition gegen Preußen zu schmieden. Sein Fernziel zeichnete sich zu diesem Zeitpunkt bereits ab, nämlich die *réduction de la Maison de Brandebourg à son état primitif de petite puissance très-secondaire*, die *Reduktion des Hauses Brandenburg auf den ursprünglichen Status einer kleinen, äußerst zweitrangigen Macht.*[16] Doch dieses Ziel konnte aus verschiedenen Gründen noch nicht offensiv verfolgt werden:

Erstens hatte sich das Haus Österreich noch nicht vom Erbfolgekrieg erholt und verfügte bei weitem nicht über die nötigen Truppen und Geldmittel. Und zweitens hatte Maria Theresia sich im Aachener Frieden ja gerade erst in aller Form völkerrechtlich dazu verpflichtet, auf Schlesien zu verzichten. Das Ziel musste daher mit langem Atem und auf verschlungenen Wegen angesteuert werden. Es galt die anderen Mächte bei ihrer *Vergrößerungsbegierde* zu packen und so gleichsam unbemerkt zu

Erfüllungsgehilfen des habsburgischen Interesses zu machen. Kaunitz hatte 1749 auch bereits einen konkreten Plan im Auge – einen abenteuerlichen Ringtausch, bei dem die Krone Frankreich von Piemont-Sardinien das Herzogtum Savoyen erhalten sollte, um Österreich beim Kampf gegen Preußen zur Hand zu gehen. Dieser Plan erschien damals noch als Hirngespinst und wurde nicht ernsthaft verfolgt. Das grundsätzliche Kalkül, das Kaunitz in der Denkschrift entworfen hatte, leitete aber in den folgenden

Jahren die Diplomatie des Erzhauses. Es gelang schließlich – wenn auch unter ganz anderen Umständen als geplant –, Frankreich als Verbündeten zu gewinnen, eine große Koalition zur *Zerstückelung* Preußens auf die Beine zu stellen und dabei nicht einmal selber als der Friedensbrecher dazustehen. Nur der Krieg selbst verlief dann nicht so, wie Kaunitz es sich vorgestellt hatte.

Die Hofkonferenz stand Kaunitz' Plan zunächst skeptisch gegenüber. Über die Gefährlichkeit Preußens

waren sich zwar alle weitgehend einig, nicht aber über die Annäherung an Frankreich auf Kosten des angestammten Bündnisses mit England und den Vereinigten Niederlanden. Der Kaiser, der Friedrich II. seit jeher weniger unversöhnlich gegenüberstand als seine Gattin, riet dazu, den Teufelskreis des wechselseitigen Misstrauens zu durchbrechen und mit dem preußischen König eine gute Nachbarschaft anzustreben.[17] Das entsprach aber nicht den Vorstellungen Maria Theresias, die

offensichtlich Kaunitz' Prämissen teilte.[18] Wie offensiv sie bereits damals gestimmt war, ist schwer zu sagen, weil wenige explizite Äußerungen von ihr dazu überliefert sind. Jedenfalls ließ sie sich von der Friedfertigkeit ihres Gatten nicht anstecken. Später stellte sie ihr *Staats-Systema* in einer vertraulichen Schrift an den Feldmarschall Daun rückblickend so dar: *Es wird aber die Nachwelt kaum glauben können, daß es Mir durch ein vorsichtiges Benehmen gelungen, nicht nur den bisherigen Erbfeind Meines Ertzhauses*

[Frankreich] in Ruhe zu erhalten, sondern zur Theilnehmung an dem Kriege gegen Preussen zu vermögen, und noch über das solche Mächten, deren weesentliches Staats-Interesse einander ganz engegenstehet, miteinander zu verbinden [Russland, Frankreich, Schweden, Sachsen, Polen]; Mithin alles auf einen einzigen und solchen Endzweck zu führen, von welchem nicht allein die Erhaltung und Ruhestand, sondern auch die Wohlfahrt und das Aufnehmen Meines Ertzhauses hauptsächlich abhanget.[19]

Maria Theresia war ganz und

gar durchdrungen von der Gerechtigkeit ihrer Revanche. Das Wachstum der preußischen Macht erschien ihr unvereinbar nicht nur mit dem Wohl des Erzhauses, sondern mit dem Frieden Europas, dem Erhalt der wahren katholischen Religion und dem Glück des ganzen Menschengeschlechts.[20] In einem solchen Weltbild konnte Kaunitz als der vom Himmel gesandte Helfer erscheinen, den sie brauchte, um ihre Mission gegen den rechtsbrüchigen und undankbaren bösen Feind (der

doch den Aufstieg seines Hauses zur Königswürde allein ihren Vorfahren verdanke) diplomatisch ins Werk zu setzen. Kaunitz bestärkte sie in ihrer Unversöhnlichkeit und bekräftigte ihre Wahrnehmung, dass auf habsburgischer Seite *die offenbahre Gerechtigkeit, mithin der anzuhoffende göttliche Seegen vorwalten*.[21] Seine persönliche Identifikation mit ihrem dynastischen Interesse (beziehungsweise seiner Auslegung davon) war vermutlich nicht nur vorgetäuscht – denn was hätte

seiner legendären Eitelkeit mehr schmeicheln können, als derjenige zu sein, der der höchstrangigen Monarchie Europas in triumphaler Weise zu ihrem angestammten Recht verhilft?

Maria Theresia war von Kaunitz' Engagement und Raffinesse beeindruckt; wahrscheinlich durchschaute sie auch die Gründe für seine Loyalität. Jedenfalls entschied sie sich, ihm zu vertrauen und sich seines politischen Scharfsinns für ihre Ziele zu bedienen. Zuerst schickte sie ihn für zwei Jahre als

Gesandten nach Versailles, wo er die Annäherung der beiden Höfe zu betreiben begann. Es war schon die Rede davon, auf welche Weise er von dort aus seine Konkurrenten Ulfeld und Bartenstein geschickt entmachtete, so dass er bei seiner Rückkehr 1753 an die Spitze der neuen Staatskanzlei treten und diese ganz nach seinen Vorstellungen zuschneiden konnte. [22] So wie Maria Theresia Haugwitz bei den Verwaltungsreformen gegen alle Widerstände beharrlich gefolgt war, so folgte sie in den *Staats-*

Sachen nun Kaunitz – nicht blindlings, aber doch vertrauensvoll und unbeirrbar. Anders ging es vermutlich auch nicht, denn Kaunitz duldete keine anderen Götter neben sich. Ihm musste sie entweder ganz oder gar nicht folgen, auch wenn er in seinen geschmeidigen Ergebenheitsfloskeln stets das Gegenteil behauptete. Er wusste sehr genau um seine Unersetzlichkeit für Maria Theresia und ließ sie das immer wieder spüren. So hielt er sich nicht an die üblichen Höflichkeitsregeln, kam

chronisch zu spät, ohne sich zu entschuldigen, blieb kirchlichen Zeremonien fern, forderte beständige Rücksicht auf seine zarte körperliche Konstitution und drohte später mehrfach mit Rücktritt[23]– kurzum, er demonstrierte, dass sie, wenn er sein Genie in ihren Dienst stellen sollte, nach seinen Regeln zu spielen hatte.

Die machtpolitische Gesamtkonstellation der 1750er Jahre war durch den wachsenden Antagonismus zwischen Frankreich und Großbritannien geprägt.[24]

England war mittlerweile zur größten Handelsmacht aufgestiegen und machte der französischen Krone weltweit überall Konkurrenz: um Stützpunkte in Westafrika und Indien, um Kolonien in Nordamerika und der Karibik, um die Dominanz über den Atlantikhandel. Der heraufziehende Kolonialkonflikt zwischen den beiden Mächten hatte unmittelbare Rückwirkungen auf die Mächtekonstellation in Europa und verknüpfte sich mit dem Antagonismus zwischen

Preußen und Österreich. England war ja auf dem europäischen Kontinent höchst verletzlich. Es musste sich zum einen gegen mögliche französische Einfälle in den Niederlanden wappnen, die als Sprungbrett für eine Invasion in England dienen konnten. Zum anderen war der englische König auf kontinentale Hilfe zum Schutz seines Kurfürstentums Hannover angewiesen. Aus der Sicht der englischen Parlamentsmehrheit der Whigs und des leitenden Staatssekretärs Newcastle war allerdings die Lage auf dem

Kontinent nachrangig gegenüber der Durchsetzung der globalen englischen Handelsinteressen. Was man brauchte, war kontinentale Unterstützung, um den Rücken für den Kolonialkrieg gegen Frankreich frei zu haben. Zur selben Zeit gab es einen weiteren möglichen Unruheherd im Osten Europas, wo die mit Österreich und England verbündete, aber schwer berechenbare Großmacht Russland jederzeit neue Konflikte mit Schweden oder dem Osmanischen Reich heraufbeschwören oder auch vorzeitig gegen Preußen

losschlagen konnte. Aus österreichischer Sicht war das unbedingt zu vermeiden. Es kam vielmehr darauf an, erstens Zeit für die eigene militärische Reorganisation zu gewinnen, zweitens unterdessen Frankreich seinem Bundesgenossen Preußen abspenstig zu machen, drittens so viele Nachbarmächte wie möglich gegen Friedrich II. zusammenzubringen und bei alledem viertens den alten und mächtigen Bündnispartner England-Hannover trotzdem nicht gegen sich aufzubringen.

Die Strategie Maria Theresias, wie Kaunitz sie entworfen hatte, bestand zunächst darin, nach allen Seiten Friedlichkeit und Vertragstreue zu demonstrieren und jeden Verdacht auf Revanchepläne zu zerstreuen, während zugleich am französischen Hof die Möglichkeit einer Annäherung ausgelotet wurde. Die Seemächte England und Holland, immer noch ihre Verbündeten, die von ihr die Verlängerung des sogenannten Barrieretraktats[25] zur Unterstützung des niederländischen Festungsrings

gegen Frankreich forderten, hielt sie dauerhaft hin. Dem niederländischen Gesandten Bentinck versicherte sie mit der gewohnten Liebenswürdigkeit, sie habe keinerlei Absicht, Schlesien zurückzugewinnen, sondern wünsche nichts anderes, als niemals mehr gegen Preußen Krieg führen zu müssen.[26] Hinhaltend reagierte sie auch auf die Idee des englischen Königs, den neunjährigen Thronfolger Joseph vorsichtshalber schon einmal zum Römischen König und künftigen Kaiser wählen zu lassen, damit im

Falle einer Vakanz des Kaiserthrons Frankreich nicht wieder die Gelegenheit haben würde, das Reich zu destabilisieren. Der Preis, den die Kurfürsten für ihre Wahlstimmen verlangen würden, erschien ihr zu hoch für die Kaiserwürde. Der britische Gesandte Keith schrieb nach London, *die kaiserliche Würde stehe zur Zeit in Wien in so geringem Ansehen, daß damit in der Politik kein Geschäft gemacht werden* könne.[27] Unterdessen schloss die Kaiserin einen Vertrag mit dem König von Spanien[28] und

verhandelte mit dem König von Sardinien-Piemont, um im Falle eines Krieges von diesen beiden Seiten nicht wie früher ebenfalls Feindseligkeiten befürchten zu müssen. Kurzum: Ihr Kalkül lief darauf hinaus, die alten Verbündeten nicht zu verschrecken, sich aber auch auf keinerlei neue Verbindlichkeiten einzulassen, zugleich die Annäherung an Frankreich zu betreiben und den König von Preußen so weit wie möglich zu isolieren.

Doch die Bemühungen in Versailles kamen nicht recht voran,

obwohl immerhin das französische Königspaar als Paten für die Taufe der neugeborenen Erzherzogin Maria Carolina gewonnen wurde. [29] Selbst Kaunitz zweifelte zwischenzeitlich an der Durchführbarkeit seines Planes. [30] Unterdessen spitzten sich die gewaltsamen Zusammenstöße zwischen englischen und französischen Siedlern in Nordamerika zu. Nach einer spektakulären Kapitulation der englischen Kolonisten unter dem jungen George Washington im Juli 1754 beschloss die Regierung in

London, Truppen zur Unterstützung nach Nordamerika zu schicken. Beide Seiten stellten sich auf einen Kolonialkrieg ein, der später als *French and Indian War* in die Vorgeschichte der USA eingehen sollte. Im März 1755 informierte London den Wiener Hof über die drohenden Konsequenzen für den europäischen Kontinent und forderte die Kaiserin dazu auf, Truppen in die Niederlande zu schicken, um gegen einen möglichen Einfall der Franzosen gewappnet zu sein. Aus

österreichischer Sicht war das eine Zumutung; man war nicht bereit, sich für die englischen Interessen zu opfern. Die Antwort an den englischen Hof fiel ziemlich brüsk aus. Am Schutz ihrer eigenen niederländischen Provinzen war Maria Theresia bemerkenswert desinteressiert; ihre ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf Schlesien und Böhmen. In der Hofkonferenz war man der Meinung, dass im Falle eines Krieges zwischen Frankreich und England die eigentliche Gefahr für das Erzhaus weniger von

Frankreich als von Preußen ausgehen würde. In diesem Fall verlange das eigene Interesse, *dem König in Preußen gleich allen Anfangs des Kriegs mit so großer Kriegsmacht als immer gegen ihn aufzubringen sein wird, zu Leib zu gehen und nichts ohnversucht zu lassen, daß dieser gefährliche Feind gänzlich übern Haufen geworfen und ihm die Gelegenheit zu neuen Unruhen benommen werde*.[31]

Am 9. Juli 1755 eskalierte der Konflikt in Nordamerika; die britischen Truppen unterlagen am Monongahela-Fluss in der Nähe des

heutigen Pittsburgh einer Armee aus Franzosen und Indianern. Es war klar, dass der Kolonialkrieg zwischen Frankreich und England bald nach Europa selbst übergreifen würde, und die Londoner Regierung forderte die Unterstützung durch ihren Bündnispartner ein. In Wien kam es daraufhin am 11. August zu einer folgenschweren Sitzung der Hofkonferenz; Khevenhüller sprach von *eine[r] der épineus- und delicatesten Materien*, die in seinem Beisein je behandelt worden waren.[32] Die Konferenz

entschied sich gegen jede Hilfe für die Seemächte: Es sei das kleinere Übel, *völlig still zu sitzen* und die Niederlande ihrem Schicksal zu überlassen, als sich selbst *in die Gefahr des gäntzlichen Untergangs zu stürzen*.[33] Kurz darauf legte Kaunitz einen ausgeklügelten Plan vor, wie das Erzhaus *grossen Vortheil aus den gefährlichen Umständen ziehen* könne.[34] Es handelte sich um einen regelrechten *coup d'état*, der selbst Khevenhüller bei all seiner Abneigung gegen den Staatskanzler Bewunderung abnötigte.[35]

Kaunitz legte dar, dass jetzt der richtige Moment gekommen sei, Frankreich auf die Seite des Erzhauses zu ziehen. Denn ein Bündnis mit Österreich war unter den gegebenen Umständen für Frankreich wesentlich wertvoller als mit dem alten, notorisch unzuverlässigen Bundesgenossen Preußen. Es gab Gerüchte, dass Friedrich II. bereits auf ein geheimes Einverständnis mit England hinarbeitete. Kaunitz schlug daher vor, dem französischen König ein streng vertrauliches Angebot zu machen:

Ludwigs XV. Schwiegersohn Philipp von Bourbon sollte einen Teil der österreichischen Niederlande erhalten und dafür die drei Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla eintauschen; der Prince de Conti, ein Mitglied des französischen Königshauses, sollte bei seiner Bewerbung um den polnischen Königsthron unterstützt werden; und schließlich sollte Frankreich mit geheimem österreichischen Einverständnis die niederländischen Seehäfen Nieuwpoort und Ostende besetzen, was nebenbei auch als *honneter*

Vorwand für die österreichischen Rüstungen dienen konnte. Als Gegenleistung sollte Frankreich nichts tun, als auf jede Hilfe gegenüber Preußen zu verzichten. Dessen Zerstückelung und Reduktion auf das Territorium des alten Kurfürstentums Brandenburg aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg war das eigentliche Ziel des ganzen Plans. Die anderen preußischen Territorien sollten die Verfügungsmasse bilden, durch deren großzügige Aufteilung möglichst viele Fürsten für die

antipreußische Aktion gewonnen werden sollten: Russland zuallererst, aber auch Schweden, Kursachsen, die Kurpfalz und selbst Kurhannover. Die russische Zarin sollte als Erste in einen Teil des Planes eingeweiht und veranlasst werden, im nächsten Frühjahr mit 80.000 Mann in Preußen einzufallen. Das alles war hoch riskant und verstieß klar gegen bestehende völkerrechtliche Verträge. Deshalb war nach außen strikte Neutralität zu simulieren, während der Plan unter strengster Geheimhaltung und in genauester

Koordination aller einzelnen Schritte umgesetzt wurde. Kurzum: Alles musste so eingerichtet werden, *dass der Ausbruch des Vorschlags wie ein Donnerwetter gähling und auf einmal erfolge*.[36]

Umgehend beauftragte Maria Theresia Kaunitz' Nachfolger am Versailler Hof, den Gesandten Starhemberg, vertraulich Kontakt mit dem französischen König aufzunehmen. Wegen des heiklen Charakters der ganzen Angelegenheit war der informelle Weg über die königliche Mätresse, die jederzeit das Ohr des Königs

hatte, das Mittel der Wahl. Überall sollten so wenig schriftliche Spuren wie möglich hinterlassen werden. Tatsächlich ging Ludwig XV. auf den Wunsch ein.[37] Die Geheimverhandlungen führten Starhemberg und der Abbé de Bernis, ein Protégé der Marquise de Pompadour. Später, als der Vertrag zustande gekommen war, ließ Maria Theresia zum Dank allen an den Verhandlungen Beteiligten wertvolle Geschenke machen. Für die Marquise ließ sie ein überaus kostbares Lackpult mit ihrem Porträt und goldenen

Schreibutensilien im Wert von rund 30.000 Gulden anfertigen. Als der Wiener Gesandte ihr später das Geschenk zusammen mit einem Brief von Kaunitz überreichte, bat Madame de Pompadour eigens um Erlaubnis, sich schriftlich bei der Kaiserin bedanken zu dürfen. Das zeigt, wie heikel dieser persönliche Kontakt empfunden wurde; schließlich war die außerordentliche Sittenstrenge Maria Theresias allgemein bekannt. Gegenüber Antonia von Sachsen bestritt die Kaiserin später, *daß wir jemals Verbindungen mit der*

Pompadour hatten; niemals ist ein Brief oder ein Geschäft unseres Ministers durch ihre Vermittlung gegangen.[38] Das wertvolle Geschenk gemacht zu haben leugnete sie aber nicht. Dass der spektakuläre Bündniswechsel der frommen und stolzen Kaiserin ausgerechnet auf dem Weg über das Boudoir einer Mätresse, noch dazu so geringer Herkunft, zustande gekommen war, lud zu boshaften Gerüchten geradezu ein. Am preußischen Hof wurde kolportiert, dass die Kaiserin einen vertrauten persönlichen

Briefwechsel mit der Marquise de Pompadour geführt und sie *Cousine* genannt habe – ein *Abgrund an Gemeinheit*, wie Friedrichs Schwester Wilhelmine sich entrüstete.[39] Der preußische König, der gern selbstverfasste Satiren als Mittel der Propaganda einsetzte, veröffentlichte später ein frivoles Spottgedicht auf die Pompadour und Maria Theresia und ließ es als anonyme Flugschrift in Umlauf bringen.[40] Auch spätere Historiker empfanden die Episode als rechtfertigungsbedürftig und waren

bestrebt, die politische Rolle der Mätresse für die Verhandlungen herunterzuspielen – ganz im Gegensatz zu dem Gesandten Starhemberg, der ihre Vermittlung als entscheidend bezeichnete.[41]

Noch während die Geheimverhandlungen in Paris andauerten, wurde bekannt, dass auch Maria Theresias Feind nicht untätig geblieben war: Anfang Februar 1756 erfuhr man in Wien, dass Friedrich II. mit der englischen Regierung am 16. Januar in Westminster einen Defensivvertrag geschlossen hatte.

Beide Vertragspartner hatten nicht beabsichtigt, ihre bisherigen Bündnisse damit aufzukündigen, doch sie hatten offenkundig die Wirkung unterschätzt, die die Konvention von Westminster entfaltete. Für Wien kam die Nachricht wie gerufen; sie gab den letzten Anstoß dafür, dass der französische König sich auf Kaunitz' Plan einließ. Nach außen aber demonstrierte Maria Theresia äußerste Empörung über den englischen Bündnispartner, den zu verraten sie selbst insgeheim gerade alles in die Wege geleitet

hatte. Am 13. Mai gab sie dem englischen Gesandten Keith eine Audienz und beschuldigte seine Regierung des Vertragsbruchs. Wie ein Schlag habe die Nachricht vom britisch-preußischen Bündnis sie getroffen. Großbritannien habe sie im Stich gelassen, während sie selbst treu zum alten System stehe. Nun dürfe England sich nicht wundern, wenn sie es genauso mache. Sie könne sich um ihre entlegenen Provinzen nicht kümmern, sondern müsse für die Sicherheit ihrer Kernländer sorgen. Auf die Frage Keiths, ob sie, die

Kaiserin und Erzherzogin, sich etwa so weit erniedrigen wolle, sich Frankreich in die Arme zu werfen, soll sie geantwortet haben: *Ich habe bisher gegenüber Frankreich nichts unterzeichnet, aber ich weiß nicht, was noch geschehen kann. Doch was auch immer geschieht, ich verspreche bei meinem Ehrenwort, nichts zu unterschreiben, was dem Interesse Eures königlichen Herrn entgegen ist, für den ich aufrichtigste Freundschaft und Achtung empfinde.* [42]

Zu diesem Zeitpunkt war der Versailler Defensivvertrag mit

Datum vom 1. Mai 1756 längst unter Dach und Fach. Die Ratifikationsurkunden unterschrieb Maria Theresia allerdings tatsächlich erst am 19. Mai, also wenige Tage nach der Unterredung mit dem englischen Gesandten. Khevenhüller notierte, dass sie das *mit ungemainen Vergnügen gethan und sich hierbei der Expression bedienet, daß gegenwärtiger der erste Tractat wäre, welchen sie in der Zeit ihrer Regierung gern und de bon coeur unterzeichnet hätte*.[43] Einen Tag vorher, am 18. Mai, hatte Großbritannien Frankreich

förmlich den Krieg erklärt. Der spektakuläre Umsturz des bisherigen Bündnissystems, das *renversement des alliances*, ließ sich nicht lange geheim halten. Der Vertragschluss – zunächst nur die ganz unverfängliche Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe im Angriffsfall – wurde wenig später offiziell im Wienerischen Diarium bekanntgegeben.[44]

Zugleich wurden die Geheimverhandlungen mit Frankreich fortgesetzt. Man wollte das *grosse Werck der Ecrasirung des Königs in Preussen* nicht beginnen,

bevor man sich nicht der zuverlässigen Hilfe Frankreichs sicher sein konnte.[45] Doch der französische König wollte sich zu dem Aufteilungsplan nicht hergeben, jedenfalls nicht, solange nicht der preußische König selbst zum Angriff überging. Trotzdem begannen bereits im Sommer 1756 österreichische, russische und preußische Kriegsvorbereitungen. Es war klar, dass es Krieg geben würde – Preußen hatte seine Informanten an den anderen Höfen –, nur noch nicht, wer wann den ersten Schritt tun würde.

Friedrich II. ließ seinen Gesandten Klinggräf mehrmals bei Maria Theresia vorsprechen und von ihr die förmliche Erklärung fordern, dass sie keinen Angriff gegen ihn plane. Ihre Antworten waren jedes Mal vage und ausweichend. Daraufhin wischte er die Bedenken seiner Minister vom Tisch, mobilisierte kurzfristig eine Armee von rund 65.000 Mann und marschierte am 29. August ohne formale Kriegserklärung in das bisher völlig unbeteiligte Kurfürstentum Sachsen ein. Der Plan war, von dort aus schnell

nach Böhmen vorzudringen und sich eine günstige Ausgangsposition für die bevorstehenden Militäraktionen zu sichern. Damit tat Friedrich der Kaiserin geradezu einen Gefallen, denn er nahm ihr die undankbare Rolle der Friedensbrecherin ab. Sie selbst hat das später so kommentiert, dass Friedrichs Angriff für sie *eine jählinge Veränderung der gefährlichsten Umstände in die vergnüglichste Hofnung* bedeutete und *dieser Friedens-Bruch sich zu keiner gelegeneren Zeit [hätte] ereignen*

können.[46] Denn der Überfall nötigte die Franzosen ja zur Einlösung ihrer vertraglichen Beistandspflicht. Trotzdem gab sich Maria Theresia als von der Invasion völlig überrumpelt: *Der Kaiserin gienge dises traurige Spectacle in Sachsen also zu Hertzen, daß sie uns die dißfahls erhaltene Nachrichten mit weinenden Augen erzehlte*, notierte Khevenhüller Anfang September. Und ausgerechnet der raffinierte Taktiker Kaunitz schrieb im Ton aufrichtiger moralischer Entrüstung, es *hätte wohl niemand*

vorhersehen können, daß der König in Preussen zu solchen Gewaltthaten gegen Sachsen ohne die mindeste Veranlaßung schreiten würde.[47]

Die Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges hat Generationen von Historikern intensiv beschäftigt. Es versteht sich von selbst, dass die preußisch-deutsche Nationalhistoriographie Friedrichs Einmarsch in Sachsen als notwendige Verteidigungsmaßnahme gerechtfertigt hat. Doch auch auf preußischer Seite gab es Kritiker der friderizianischen Politik, die

den Angriff auf das unbeteiligte Sachsen verurteilten, und umgekehrt konnten auch Bewunderer Maria Theresias deren offensive Pläne nicht leugnen und brachten ein gewisses Verständnis für den präventiven preußischen Angriff auf. Das lag besonders nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs nahe. Ausdrücklich zog Eugen Guglia in seiner Biographie aus dem Jahr 1917 eine Parallele zum Einmarsch deutscher Truppen in Belgien 1914.[48] Stets aber ging es darum, das Handeln der Kaiserin-Königin zu rechtfertigen.

Heute, weitere hundert Jahre und einige politische Katastrophen später, lässt sich eine distanziertere Perspektive einnehmen. Dann wird unübersehbar, dass alle Beteiligten sich gleichermaßen auf das Spiel politischer Dissimulation verstanden. Alle teilten die gleichen Prämissen, nur unter entgegengesetzten Vorzeichen: Das Wohl des eigenen Hauses stellte den höchsten, nicht weiter zu legitimierenden Wert dar. In Maria Theresias Fall erschien dieses Wohl sogar als gottgegebene Verpflichtung. Daraus ergaben sich

unausgesprochene politische Spielregeln, und wechselseitige Heuchelei war eine davon. Es galt der Grundsatz der Höflingskunst, dass es zur gelungenen Verstellung selbstverständlich dazugehört, unverstellt zu erscheinen. Deshalb pflegten alle Beteiligten eine Sprache der moralischen Aufrichtigkeit und waren womöglich sogar geneigt, den eigenen Worten zu glauben. Das *Renversement des alliances*, die *Umkehrung der Bündnisse* von 1756, wird von Historikern gelegentlich als «diplomatische Revolution»

bezeichnet, weil der einzig stabile Eckpfeiler des hergebrachten europäischen Mächtespiels, die Rivalität der Häuser Habsburg und Bourbon, eingebrochen war und sich fast alle Akteure neu gruppierten. Der Begriff Revolution ist aber missverständlich, denn auch wenn sich die Konstellation änderte, so blieb doch die zugrunde liegende Handlungslogik grundsätzlich dieselbe: Es ging allen Beteiligten nach wie vor – vielleicht mit Ausnahme Englands – in erster Linie um dynastische Interessen, um Ruhm

und Macht der Potentaten, die über ihre Territorien als ihr erbliches Eigentum verfügten und wenig Rücksicht auf Befindlichkeiten der Untertanen nahmen; die Kriege wurden aus den Kabinetten geführt; höfische Kabalen beeinflussten die Spielzüge.[49]

Im Spätsommer 1756 erwarteten alle Seiten, dass es nun schnell gehen würde; man rechnete mit einer entscheidenden Kampagne im kommenden Jahr. Doch es begann ein Krieg, der sieben Jahre dauern sollte. Im Nachhinein konnte es scheinen, als hätte sich

das bevorstehende Unheil in den letzten beiden Monaten des Jahres 1755 schon angekündigt. Während Maria Theresia am 2. November ihr fünfzehntes Kind zur Welt brachte – Maria Antonia, die man später Marie Antoinette nannte – begann eine nie dagewesene Serie von *Erdbeben, Wassergüssen und himmlischen Phenomenon […], so durch 61 Tage von denen östlichen Ufern des Oceani biß in den Mittelpunct Deutschlands […] verspüret worden*, darunter ein dreifaches Erdbeben, das die Stadt Lissabon vollständig vernichtete.

Das alles werde, so prophezeite Khevenhüller schon damals, *ein immerwährendes Andencken der göttlichen Strafruthen* bleiben.[50]

Sieben Jahre Krieg

Friedrich II. begann den Krieg so, wie er es seinem Ruf als glücksverwöhnter Abenteurer schuldig war. Er begnügte sich nicht damit, Sachsen als Durchmarschgebiet für seine Armee zu benutzen. Am 9. September 1756 nahm er mühelos Dresden

ein, schlug die sächsischen Truppen in die Flucht und schloss sie im nahe gelegenen Pirna ein. Am 13. September erklärte er der Königin von Böhmen formal den Krieg. Die zur Hilfe herbeieilende habsburgische Armee wurde Anfang Oktober bei Lobositz in Böhmen zurückgeschlagen; die sächsischen Truppen mussten kapitulieren und sich kurzerhand in die preußische Armee eingliedern lassen. Friedrich konnte das Land in Ruhe besetzen, seine Winterquartiere dort aufschlagen und dessen Ressourcen

in seine eigene Kriegskasse umleiten.[51] Doch das Kurfürstentum Sachsen war ein Glied des Reiches. Der Einmarsch des preußischen Königs stellte einen Bruch des Reichslandfriedens dar, wofür die Reichsgesetze gewisse Sanktionsverfahren vorsahen. Das hatte zur Folge, dass der Kaiser als Oberhaupt des Römisch-deutschen Reiches sich förmlich in das Geschehen einschalten konnte.[52] Schon im Erbfolgekrieg hatte Maria Theresia versucht, den Reichsverband für die militärischen Ziele ihres Hauses

in die Pflicht zu nehmen. Sobald Franz Stephan zum Kaiser gekrönt worden war, hatte er das Reich in Gestalt der betroffenen Reichskreise zur militärischen Unterstützung gegen Preußen aufgefordert, allerdings mit geringem Erfolg. Das Begehren war damals zwar nicht grundsätzlich abgelehnt, aber im Dickicht der Reichsinstitutionen verschleppt worden; die militärische Hilfe war nicht zustande gekommen. Jetzt war die Lage eine andere.

Am 13. September 1756 forderte der Kaiser den Kurfürsten von

Brandenburg schriftlich auf, von seinem friedbrüchigen Vorgehen gegen den Kurfürsten von Sachsen abzulassen. Zugleich erließ er ein Dekret an den Reichstag, das dort am 20. September förmlich bekanntgemacht wurde und die Reichsstände dazu aufrief, gegen den Landfriedensbrecher vorzugehen.[53] In seinem umfangreichen juristischen Schriftsatz beschuldigte der Kaiser den Kurfürsten von Brandenburg nicht nur des Friedbruchs, sondern er entband auch dessen Offiziere und Untertanen von ihrer

Gehorsamspflicht, forderte sie zur Desertion auf und drohte ihnen Sanktionen an, wenn sie dieser Aufforderung nicht folgten. Damit begann ein wechselseitiger schriftlicher Schlagabtausch vor den Augen der lesenden Öffentlichkeit in ganz Europa. Friedrich II. hatte schon vor dem Einmarsch eine kurze Rechtfertigungsschrift veröffentlicht; nun wies er die Beschuldigungen umgehend zurück. Aus seiner Sicht verstieß er nicht gegen den Landfrieden im Reich, sondern führte als souveräner

König von Preußen einen Krieg gegen die Königin von Ungarn und Böhmen. Von ihr sei die ursprüngliche Feindseligkeit ausgegangen; er hingegen verteidige nur die Freiheit des Reiches gegen das notorische habsburgisch-katholische Dominanzstreben. Die sächsischen Länder werde er *wie ein geheiligtes Depositum* behandeln und dem Kurfürsten nach dem Ende seiner Mission unversehrt zurückerstatten. [54]

Für das Geschehen standen also zwei verschiedene Deutungsmuster

zur Verfügung. Zum einen konnte man es in den Begriffen der altehrwürdigen Reichsverfassung beschreiben, dann kam es dem Kaiser als höchstem Richter im Verein mit Reichshofrat und Reichstag zu, den Landfrieden auf dem Weg eines förmlichen Reichsexekutionsverfahrens wiederherzustellen. Zum anderen konnte man es in den Kategorien der modernen Völkerrechtstheorie fassen, dann war es ein Krieg zwischen zwei unabhängigen und gleichberechtigten Monarchen. Dass die eine Kriegspartei zufällig

die Kaiserwürde innehatte, tat aus dieser Sicht wenig zur Sache. Nach den Natur- und Völkerrechtslehren der Zeit herrschte zwischen den Souveränen, solange sie keine positiven Verträge miteinander geschlossen hatten, prinzipiell der Naturzustand, und sie besaßen unter bestimmten Voraussetzungen ein Recht zum Krieg. Man konnte also über ein und denselben Vorgang gleichsam in zwei verschiedenen politischen Sprachen sprechen und zwischen diesen Sprachen hin- und herwechseln.

Doch auch in den Kategorien des Reichsrechts war der Fall keineswegs unproblematisch. Denn es ließ sich schwer darüber hinwegsehen, dass der Kaiser in diesem Streitfall beides zugleich war: als Reichsoberhaupt Richter, als Maria Theresias Ehemann und Mitregent dagegen Partei.[55] Der Reichstag war zu einem großen Teil von Klienten des Hauses Habsburg besetzt. Der Reichshofrat, das höchste Gericht im Reich, das im Namen des Kaisers Recht sprach, war fest am Wiener Hof verankert, die

Herrenbank war mit erbländischem Adel besetzt. An die Unparteilichkeit dieses Gerichtshofs in dieser Sache konnte niemand ernsthaft glauben. Trotzdem – oder gerade deshalb – wurde am Wiener Hof peinlich genau darauf geachtet, die Rollen des Kaisers als höchstem Richter und der Kaiserin-Königin als Konfliktpartei auseinanderzuhalten. Der Reichsvizekanzler Colloredo (auch er Inhaber eines hohen Reichsamtes und zugleich Mitglied des Wiener Hofadels) trug dem

Kaiser Anfang Oktober 1756 vor, wie der formal korrekte Schriftwechsel ablaufen sollte: Maria Theresia sollte ein Schreiben an ihn, den Reichsvizekanzler, richten, in dem sie förmlich mitteilte, dass ihre böhmischen Länder ebenso wie Kursachsen überfallen worden seien und sie den Kaiser daher *um gleiche reichsoberhaubtliche Verordnungen* bitte. Dann solle der Kaiser den Reichshofrat förmlich anweisen, das gleiche Dekret wie für Kursachsen auch für Kurböhmen zu erlassen.[56] Damit sollte dem

möglichen Vorwurf vorgebeugt werden, die Kaiserin-Königin richte sich nicht streng nach den Reichsgesetzen, denen alle ihre kaiserlichen Vorfahren sich schließlich stets durch heilige Eide verpflichtet hatten. Der Hof legte also größten Wert auf eine korrekte reichsverfassungsmäßige Sprache, was charakteristisch war für das hochformalisierte Gefüge der Reichsverfassung. Hinter einer Rhetorik strenger Rechtsförmlichkeit verbargen sich allerdings heterogene Interessen und unvereinbare politische

Standpunkte.

Im Oktober 1756 berieten die Reichstagsgesandten in Regensburg über das kaiserliche Dekret. In den separaten Gremien der Kurfürsten, Fürsten und Städte stimmte jeweils die Mehrheit für eine Reichsexekution gegen den Landfriedensbrecher – sei es, weil die katholischen Reichsstände ohnehin zur habsburgischen Klientel gehörten, sei es, weil auch protestantische Reichsstände fanden, dass sich Friedrich II. mit dem Einfall in Sachsen ins Unrecht gesetzt hatte.[57] Denn dass sich

Sachsen mit Österreich und Frankreich seit langem zum Angriff gegen ihn verschworen hätte, wie Friedrich behauptete, konnte er auch mit Hilfe des geplünderten sächsischen Archivs nicht belegen. In seinem offiziellen Gutachten empfahl jedenfalls der Reichstag dem Kaiser am 17. Januar 1757, Friedrich II. den Reichskrieg zu erklären. Daraufhin wurden die Reichskreise vom Kaiser angewiesen, eine gemeinsame Armee auf die Beine zu stellen. Der König von England warnte vergeblich vor einem verheerenden

Krieg auf dem Reichsboden; auch Vermittlungsbemühungen der geistlichen Kurfürsten scheiterten. In der Folgezeit standen einander daher – nicht zum ersten Mal – Armeen gegenüber, die auf beiden Seiten von Mitgliedern des Reiches aufgestellt worden waren.

Die Entscheidung des Reichstags hatte unter anderem zur Folge, dass nun die Kronen Frankreich und Schweden nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet waren, sich einzumischen, denn im Westfälischen Frieden von 1648 hatten sie sich zu Hütern der

Reichsverfassung gemacht. Kaunitz' Plan einer großen Koalition gegen Preußen ging nun tatsächlich auf. Schon am 11. Januar 1757 war die Zarin Elisabeth förmlich der antipreußischen Koalition beigetreten. Wenig später sagte Schweden als Garantiemacht des Reiches seine Hilfe gegen Preußen zu, und das, obwohl der schwedische König mit einer Schwester Friedrichs II. verheiratet war. Am 1. Mai 1757 wurde das österreichisch-französische Defensivbündnis unter strenger

Geheimhaltung zu einem Offensivbündnis erweitert.[58] Der französische König versprach Maria Theresia über 100.000 Mann, 12 Millionen Gulden Hilfsgelder jährlich und darüber hinaus weitere Gebietsgewinne für das Erzhaus zu Lasten Preußens. Umgekehrt aber sollte Maria Theresia zu ihren Gegenleistungen, der Abtretung großer Teile der österreichischen Niederlande, erst dann verpflichtet sein, wenn sie wieder im sicheren Besitz Schlesiens sein würde. Preußen war von allen Seiten umzingelt,

und es sah ganz danach aus, als ob seine endgültige Demütigung nur noch eine Frage der Zeit wäre.

Die Kampagne des Jahres 1757 ließ sich für die Alliierten allerdings zunächst unerfreulich an. Friedrich begann, ganz gegen die damaligen Grundsätze einer klugen Kriegführung, eine großangelegte Offensive gegen Böhmen. Damit hatte niemand in Wien so schnell gerechnet; es blieb keine Zeit, die Truppen der Österreicher, Russen und Franzosen zu vereinigen. Um möglichst rasch eine militärische Entscheidung zu

erzwingen, provozierte Friedrich am 6. Mai in der Nähe von Prag eine offene Schlacht. Es wurde eine der blutigsten Schlachten des ganzen Jahrhunderts; innerhalb von rund fünf Stunden gab es nahezu 30.000 Tote und Verwundete. Die überlebenden Österreicher unter dem Kommando des Prinzen Karl von Lothringen und des Feldmarschalls Browne flüchteten sich hinter die Mauern der Stadt, wo die Preußen sie einschlossen und später mit Bombardements begannen.

Am Wiener Hof herrschte

allerseitige Consternation, Surprise und Verlegenheit, die Nachrichten aus dem Feld waren unvollständig und verworren; man wusste eine Zeitlang nicht einmal, was aus dem Prinzen Karl geworden war.[59] Als neue Berichte vom Versagen der eigenen Truppen eintrafen, war Maria Theresia so niedergeschlagen, dass sie es nicht über sich brachte, *in dergleichen humilianten Umständen vor denen Leuthen sehen zu lassen*.[60] Ganz anders als im Erbfolgekrieg zog sie sich nun völlig vom Hofleben zurück; fast alle öffentlichen

Divertissements wurden abgesagt. Auch ihren bevorstehenden Geburtstag am 13. Mai wollte sie *unmöglich in publico celebriren*, sondern inkognito mit ihrem Mann und kleinstem Gefolge in Laxenburg verbringen. Dort erschien sie weder zur Jagd noch zum Souper; Komödien wurden zum Leidwesen des Kaisers ebenfalls nicht gegeben. Überhaupt war der Krieg im Alltag des Hofes wesentlich präsenter als zehn Jahre zuvor. Selbst Khevenhüller, sonst kein bellizistischer Typ, fühlte sich nun zum

Kriegschronisten berufen und widmete dem Geschehen regelmäßig ausführliche Tagebucheintragungen. Sogar die Damen läsen neuerdings morgens nach dem Aufstehen anstatt in ihren Gebetbüchern militärische Karten, wurde gespottet.[61] Den ganzen Krieg hindurch waren höfische Feste nur noch *auf sehr restringirtem Fuß* erlaubt.[62] Stattdessen fuhr die Kaiserin *in die Kirchen oder machte Wallfahrten, wie dann alles fast täglich zur Seegen-Meß in die Pfarr um 10 Uhr und Nachmittag um 4 Uhr zum*

Rosencrantz, sodann die heilige Joannis-Nepomuceni-Octav hindurch um 8 Uhr abends bei der Litanei und übrigen Andacht vor dessen Säulen unweit des Schlosses erscheinen muste, wo die Herrschafften und jedermänniglich mit dem Volck die deutsche Lieder mit abzusingen pflegten.[63] Der Gedenktag des böhmischen Nationalheiligen Johann Nepomuk am 16. Mai gehörte ohnehin zu den festen Terminen des Kirchenjahres, die Maria Theresia regelmäßig acht Tage lang durch Andachtbesuche bei den Augustinern feierte.

Während der Belagerung Prags war es daher mehr als naheliegend, den Märtyrer, dessen Gebeine im Prager Veitsdom bestattet waren, um seine himmlische Fürsprache zu bitten.

Dass das Kaiserpaar die Andachten gemeinsam mit dem gesamten Hofpersonal und der einfachen Bevölkerung vor einer Statue des Heiligen in Laxenburg zelebrierte, entsprach der traditionellen Praxis des Erzhauses in Notlagen aller Art. Wie bei Geburten, Krankheiten und Todesfällen in der Dynastie, bei

Erdbeben, Unwettern und Überschwemmungen, so wurden die Untertanen auch im Krieg in die religiöse Bewältigung der Gefahr einbezogen. Nur in einer solchen rituellen Gemeinschaft ließ sich so etwas wie die Einheit von Dynastie und Volk überhaupt erfahren. Auch in diesem Krieg wurde die kollektive Gebetsanstrengung fest etabliert. Es wurde nicht nur wie gewöhnlich zu Beginn einer jeden Kampagne im Frühjahr das Altarsakrament öffentlich ausgesetzt und landesweit für das Kriegsglück, *pro*

felici bello, gebetet, sondern eine monatliche Andacht zum Segen der Waffen eingeführt.[64] Einmal im Monat fand zudem im Wiener Stephansdom ein Gottesdienst für die gefallenen Soldaten statt, an dem Maria Theresia jedes Mal persönlich teilnahm, auch wenn sie dazu eigens aus Schönbrunn in die Stadt fahren musste.[65] Sie selbst ließ sich in der Frequenz der Frömmigkeitsübungen von kaum jemandem übertreffen. Während des ganzen Krieges hielt sie gewöhnlich zweimal am Tag eine Buß- bzw. Segensandacht, und fast

täglich, so behauptete jedenfalls Khevenhüller, der vermutlich übertrieb, begab sie sich dazu nach Maria Hiezing oder Mariae Hilf, *um den göttlichen Seegen für dero gerechte Waffen zu erbeten*.[66] Kurzum: Im Krieg wurde die Kommunikation von Herrscherin, Hof und Volk mit den jenseitigen Mächten massiv verstärkt. Auch sichtbare Zeichen himmlischer Anteilnahme am irdischen Geschehen blieben daher nicht aus. So hatte ein anderer Schutzpatron Böhmens, der heilige Prokop, auf einem Gnadenbild, das ihn mit

geschlossenen Augen zeigte, wundersamerweise vor der Schlacht bei Prag die Augen aufgeschlagen *und gleichsamm bittend zum Himmel gewende*t, wie er es zu tun pflegte, wenn dem Königreich besonderes Ungemach bevorstand – so jedenfalls war es sowohl von den Patres der böhmischen Benediktinerabtei, wo das Bild hing, als auch vom *häuffig zugeloffenen Volck ganz sichtbahrlich remarquiret worden.*[67] Die religiöse Deutung des Kriegs teilte die Herrscherin mit dem einfachen Volk. Wie auch immer das

Kriegsgeschehen verlief, es war in jedem Fall als göttliche Botschaft an die Adresse der Gläubigen erklärbar. Waren Maria Theresias eigene Truppen erfolgreich, so bewies das Gottes Beistand für ihre gerechte Sache. Waren ihre Truppen aber unterlegen, so schloss sie daraus keineswegs umgekehrt auf die Gerechtigkeit der Gegenseite, sondern sah darin eine göttliche Mahnung zu Buße und Einkehr. Gott war in diesem Krieg nicht unparteiisch, sondern notwendigerweise auf der Seite der habsburgischen Dynastie, das heißt

des wahren katholischen Glaubens. Als gerechter Vater belohnte oder bestrafte er seine Gläubigen und bediente sich dazu des Gegners als seines Werkzeugs, so wie er sich seit jeher des bösen Feindes bediente, um die sündigen Menschen zu züchtigen.

Wie schon im Erbfolgekrieg war Maria Theresia, anders als Friedrich II., mehr oder weniger auf Beten angewiesen, um auf das Schlachtgeschehen Einfluss zu nehmen. Dass sie selbst nicht ins Feld ziehen konnte, erschien auch jetzt wieder als gravierender

Nachteil der österreichischen Kriegführung. Sie suchte das auszugleichen, indem sie sich mit großer Energie um alle Details selbst kümmerte. Selten begnügte sie sich mit einem bloßen *Placet* zu den Vorschlägen der Hofkonferenz. Ihre handschriftlichen Aufzeichnungen zeigen, über welche Einzelheiten sie sich Gedanken machte, von der Truppenaufstellung über die Versorgung der Mannschaften mit Handschuhen bis hin zur Belohnung preußischer Deserteure. [68] Auch waren ihr *Hunger, Misère*

und Fatiguen der Truppen keineswegs unbekannt, obwohl sie sich keine eigene Anschauung davon bilden konnte.[69] Wie schon im Erbfolgekrieg klagte sie immer wieder voller Ungeduld, dass *ein wochen ein monath umb das andere vergehet und nichts geschieht*,[70] und forderte, dass man ihr täglich durch Kuriere über *die kleinsten Particularitäten* Bericht erstatte.[71] Mitunter schickte sie auch eigenhändige Briefe ins Feld, um die Mannschaften zu größerer Tapferkeit anzuspornen. So schrieb sie beispielsweise im Mai 1757 an

den Kommandeur der leichten Reiterei, Nadasdy, sie wiege jede erbeutete Fahne oder Standarte des Gegners mit hundert Dukaten auf und belohne mit zwei Dukaten jeden einzelnen Soldaten, der *mit dem Säbel in der Faust* ein feindliches Bataillon in Unordnung bringe.[72] In manchen Situationen griff sie sogar selbst in die Strategie ihrer Feldherren ein und drängte sie zu größerer Entschlossenheit.[73]

Nachdem Maria Theresia Anfang Juni 1757 noch völlig hoffnungslos gewesen war – *je suis*

au désespoir, ich bin verzweifelt, schrieb sie an den alten Feldmarschall Neipperg[74] –, wendete sich wenig später das Blatt. Im Sommer erzielten die alliierten Truppen eine Reihe spektakulärer militärischer Erfolge. Die österreichische Entsatzarmee unter Feldmarschall Daun wurde von Friedrich II. bei Kolin in der Nähe von Prag am 18. Juni zur offenen Schlacht herausgefordert und trug einen klaren Sieg davon, so dass der preußische König die Belagerung Prags abbrechen und sich nach Sachsen zurückziehen

musste. Die Franzosen fielen von Westen in die preußischen Provinzen am Niederrhein ein, drangen nach Westfalen vor und bedrohten das hannoversche Territorium. Dagegen formierte sich eine sogenannte *Observationsarmee* aus Hannoveranern und einigen verbündeten kleineren Reichsständen unter dem Oberkommando des Herzogs von Cumberland, die am 26. Juli in Hastenbeck bei Hameln geschlagen wurde, sich daraufhin über die Elbe zurückzog und im Kloster Zeven

einen Waffenstillstand schloss.[75] Wenig später marschierten die Russen in Ostpreußen ein und schlugen die Preußen am 30. August bei Großjägersdorf, während die Schweden ab September von Stralsund aus zunächst ungehindert gegen das preußische Pommern vorgingen. Um die Demütigung des Königs vollkommen zu machen, besetzten österreichische Husaren im Oktober 1757 einen Tag lang die Hauptstadt Berlin, was zwar kaum von strategischer, wohl aber von symbolischer Bedeutung war. Und

schließlich war mittlerweile im Südwesten des Reiches auch eine Reichsarmee von immerhin knapp 30.000 Mann (anstatt, wie ursprünglich geplant, 120.000) unter dem Oberbefehl des habsburgischen Feldmarschalls Sachsen-Hildburghausen auf die Beine gestellt worden. Friedrich II. sah sich im Herbst des zweiten Kriegsjahres von allen Seiten eingekreist: von Frankreich und der Reichsarmee im Westen, von Schweden im Norden, von Russland im Osten und von Habsburg im Süden. Seine Finanzmittel waren

dahingeschmolzen, seine Armeen massiv reduziert. Er schien in der Falle zu sitzen; seine Rechnung, eine rasche militärische Entscheidung zu erzielen, war katastrophal durchkreuzt worden. Vor allem die verlustreiche Niederlage von Kolin entfaltete große symbolische Wirkung, denn sie zerstörte seinen legendären Ruf als unbezwingbarer Feldherr.

Der Sieg, so gratulierte Khevenhüller der Kaiserin, die ihn am Morgen des 20. Juni *noch in ihren Nachtkleidern* und mit *Thränen in den Augen* zum Handkuss

vorgelassen hatte, sei *ihrem Religions-Eiffer und der gutten Disciplin des Commandirenden zu danken.*[76] Die *complete Victori* wurde tagelang aufwendig gefeiert. An den Wiener Stadttoren musste zwei Tage lang kein Sperrgeld gezahlt werden, dem Volk wurden Gratis-Komödien spendiert und im Stephansdom fand ein dreitägiges Dankgebet vor ausgesetztem Altarsakrament statt.
Feldmarschall Daun war der Held des Tages. Seine Besonnenheit und Kaltblütigkeit in der Schlacht wurden allseits bewundert, und

man bescheinigte ihm, dass er *die wider disen klugen Feind so nöthigen Qualiteten einer methodischen Manœuvre und austeren Mannszucht vor allen anderen besitzet.*[77] Maria Theresias Dankbarkeit ihm gegenüber war ebenso überschwänglich wie beständig; lebenslang sah sie in ihm den vom Himmel gesandten Retter ihres Hauses. Sie erwies ihm alle erdenklichen Gnaden; er gehörte – wie übrigens auch Khevenhüller – zu denjenigen, die von ihrer legendären Großzügigkeit in höchstem Maße profitierten.[78]

Der Tag von Kolin wurde als zweiter «Geburtstag der Monarchie» gefeiert, eine monatliche «ewige Andacht» zu seinem Gedenken gestiftet. Die Kaiserin bestimmte den 18. Juni zum Festtag des eigens gegründeten Maria-Theresia-Ordens und erhob Daun zu dessen erstem Ritter.[79] Auch später, als er sich wegen seiner vorsichtigen Manöverstrategie allgemein angreifbar machte, so dass manche ihm sogar vorwarfen, aus persönlicher Missgunst absichtlich eine Niederlage herbeigeführt zu

haben, hielt sie demonstrativ loyal an ihm fest.[80] Khevenhüller sagte dem Feldmarschall denn auch – nicht ohne Anflüge von Eifersucht – *ein persöhnliches zartes Attachement für die Kaiserin* nach, die ihn ihrerseits *personellement liebte*.[81]

Die vorsichtige, auf Schonung der Mannschaften gerichtete Strategie ihrer Feldherren stieß bei Maria Theresia immer wieder auf ärgerliche Ungeduld. So drängte sie im Oktober 1757 zu größerer Entschlossenheit auf dem schlesischen Kriegsschauplatz, um

den Erfolg von Kolin in einen nachhaltigen strategischen Vorteil umzumünzen.[82] Es ging ihr darum, endlich ganz Schlesien zu kontrollieren, um günstige Ausgangsbedingungen für künftige Friedensverhandlungen zu schaffen, die in greifbarer Nähe zu sein schienen. Ungeduldig angesichts der vorteilhaften Lage, die in ihren Augen nicht entschieden genug genutzt wurde, mischte sie sich mit wachsender Eindringlichkeit in die Strategie ihrer Feldherren ein. Ihrem Schwager Karl schrieb sie

mehrmals eigenhändig, er solle nicht vor einer Schlacht zurückschrecken, weil er sich womöglich sorge, für einen unglücklichen Ausgang verantwortlich gemacht zu werden. Wenn die Chancen für Sieg oder Niederlage sich auch nur die Waage hielten, müsse man es eben wagen und auf das Glück ankommen lassen.[83] Diese Haltung sollte für die kommenden Jahre kennzeichnend bleiben. Maria Theresia stand mit dieser Einstellung offensichtlich ihrem Feind, dem verhassten *monstre*

Friedrich, wesentlich näher als ihren eigenen Feldherren, die vor sinnlosem Blutvergießen zurückschreckten. Ihre Generäle befanden sich dabei in Übereinstimmung mit der konventionellen Manöverstrategie, wie sie in den militärischen Lehrbüchern stand: Man vermied offene Schlachten und setzte stattdessen auf langfristige Erschöpfung des Gegners.[84] Ganz im Gegensatz dazu war es die unorthodoxe Strategie des preußischen Königs, seine Gegner überfallartig zur Schlacht zu

provozieren, um dann die überlegene militärische Disziplin seiner Truppen zur Geltung zu bringen. Als Souverän, der sich wegen verlorener Stellungen und gefallener Soldaten vor niemandem zu rechtfertigen hatte, konnte er sich diesen *Celeritetsgeist*, diese Geschwindigkeitstaktik, erlauben. [85] Genau das war es, was Maria Theresia auch von ihren Feldherren verlangte. Doch sie mochte aus der Ferne so energisch zum Angriff blasen, wie sie wollte, am Ende konnte sie doch nicht umhin, die Strategie den

Kommandierenden vor Ort zu überlassen.

Im Winter 1757/58 wendete sich das Blatt dann aufs Neue. Eine kombinierte Armee aus französischen und Reichstruppen unterlag am 5. November der nur halb so großen preußischen Armee bei Rossbach in Sachsen. Die Schlacht war äußerst kurz und für den preußischen König glorios. Die schlecht koordinierten Truppenverbände seiner Gegner hatten sich rasch in ungeordneter Flucht aufgelöst; ihre Verluste waren rund zehnmal so hoch wie

die auf preußischer Seite.[86] Die Strukturprobleme der zusammengewürfelten Kontingente, deren Offiziere untereinander zunächst einmal mit den im Reich notorischen Rangkonflikten beschäftigt waren, konnten allerdings nicht wirklich verwundern.[87] Kaunitz hatte sich über ihren Nutzen von Anfang an keine Illusionen gemacht: *Man würde sich aber groß irren, wenn man glauben solte, daß in Ansehung deren unmittelbaren Kriegs-Operationen wider Preußen im geringsten auf selbe [Armee] zu*

rechnen seie.[88] Und der Feldmarschall Hildburghausen hatte sich noch wenige Tage vor der Schlacht beim Kaiser über die Kooperationsprobleme mit seinem französischen Kollegen Soubise und die mangelnde Befehlshierarchie beklagt. Was er schrieb, erwies sich als prophetisch: *Mithin kan ich […] nicht verhalten, daß mir die Haare zu Berge stehen, wann ich daran gedencke, wie es in Angesicht des Feindes ablauffen werde; dann wann nicht Gott ein besonderes Miracul in Favor der allgemeinen Sache wircket, so ist es mathematice zu beweisen,*

dass wir ohnausbleiblich geschlagen werden müssen.[89] Dass es genau so kam, wurde am Wiener Hof zunächst eher gelassen aufgenommen, denn es war ja nicht die eigene Armee, die sich blamiert hatte. In Schlesien sah es für diese vielmehr sehr gut aus. Denn während sich Friedrich II. noch in Sachsen aufhielt, nahmen die Österreicher Mitte November sowohl die wichtige Festung Schweidnitz als auch Breslau ein. Doch der preußische König zog umgehend im Eilmarsch zurück nach Schlesien, sammelte die Reste

seiner Truppen und schlug die zahlenmäßig weit überlegenen Österreicher am 5. Dezember bei Leuthen in der Nähe von Breslau, das wenig später kapitulierte – eine Schlacht, die seinen Mythos als genialer Feldherr bei den Zeitgenossen und der Nachwelt endgültig zementierte.[90]

Die Kaiserin thate nichts als weinen und ware fast nicht zu trösten.[91] Die Niederlage war ein Desaster für die österreichische Armee, die über 20.000 Mann und fast ihre ganze Artillerie verlor. Niemand hatte erwartet, dass der

preußische König so schnell erneut zuschlagen würde.[92] In Wien war es die Stunde allgemeiner Schuldzuweisungen. Die schärfste Kritik richtete sich zum einen gegen die Person des Prinzen Karl, der das Oberkommando innehatte, und zum anderen gegen die Art und Weise, wie der Krieg von Wien aus geführt wurde – in beiden Fällen aber gegen Maria Theresia, die letztlich für beides verantwortlich war.

Übergroße Voreingenommenheit für ihren Schwager Karl und maßlose

Überschätzung seiner Feldherrenqualitäten waren Maria Theresia schon im Erbfolgekrieg angelastet worden.[93] Man beobachtete bei Hof schon damals mit Missfallen, wie sehr sie ihren Schwager schätzte, ja für ihn *fast gleiche Neigung heget als der Herzog selbsten, welcher seinen Herrn Bruder ungemein liebt.* Khevenhüller, dessen Onkel ja noch zur alten Garde der Feldherren aus den ruhmreichen Zeiten des Prinzen Eugen gehörte, klagte immer wieder, dass die Kriesgszucht seit dessen Tod *einen*

großen Stoß bekommen habe; seine diskreten Vorstellungen gegenüber Maria Theresia, *absonderlich der zerfallenen Disciplin halber*, seien aber auf taube Ohren gestoßen. [94] Hinter vorgehaltener Hand erzählte man sich, dass es dem Einfluss des Lothringers zu verdanken sei, wenn misslungene Aktionen, Exzesse und das militärische Versagen betrunkener Offiziere vertuscht würden.[95] Khevenhüller notierte, der unerfahrene junge Feldherr lasse sich von seinem alten Kollegen Traun nichts sagen, sondern

behandele ihn vor Dritten schnöde und gefährde so dessen *Authoritet bei der Armée;* woraufhin Maria Theresia aber nicht Karl, sondern den alten Traun auf einen anderen Kriegsschauplatz versetzt habe.[96] Schon die katastrophale Niederlage von Hohenfriedberg im Erbfolgekrieg 1745 war der Unerfahrenheit und Arroganz des oberkommandierenden Prinzen angelastet worden. *Superfeine Leute* hätten Maria Theresia in den Kopf gesetzt, Prinz Karl würde schon um des eigenen Ruhmes willen verantwortungsvoller handeln,

wenn kein alter Feldmarschall ihm auf die Finger sehe, aber das Gegenteil sei der Fall. Der Lothringer war nicht zuletzt ein Problem für die öffentliche Kriegsberichterstattung. Khevenhüller notierte mehrfach, dass man das Versagen des Oberkommandierenden in den offiziellen Berichten des Wiener Diariums zwar zu vertuschen versucht, den öffentlichen *Rumor* aber nicht habe verhindern können: *Das Poldern des Volcks gienge so weit, daß man sogar ein und andere […] in Verhafft*

genohmen.[97] Auch nach der Niederlage in Lüttich im Jahr darauf habe sogleich *alles wider den Prinz Karl geschmälet und geschrien […] ob mann schon nach der Hand die Sach aufzubutzen gesucht.*[98]

Nun, rund zehn Jahre später, war all das noch in unguter Erinnerung, als Maria Theresia wiederum – gegen ihre Ratgeber – ihrem Schwager das Oberkommando gegen Preußen anvertraute, der prompt in Prag eine Niederlage einstecken musste. *Allein die Frau hat ein guttes*

Gemüth, eine besondere Personal-Affection für ihren Herrn Schwagern und kann sich für gutte Freund ungemain praeveniren lassen, mithin – ob sie schon die Fähler dises Herrn nicht mißkennen kann – so findet sie dennoch immer Entschuldigungen und verblendet sich fast selbsten hierüber, meinte Khevenhüller; sogar der Kaiser selbst sei weniger voreingenommen für seinen eigenen Bruder als sie. [99] Auch in Leuthen hatte Karl das Oberkommando gehabt, so dass *das Volck […] ihn einhelliglich als die Quelle alles uns*

zugestossenen Unheils ansiehet und dafür ohne Scheu offentlich ausschreiet.[100] Maria Theresia war zwar, so Khevenhüller, selbst pikiert darüber, wie gelassen der Prinz die Niederlage hinnahm und wie *lustig und aufgeräumet* er kurz darauf wieder bei Hof erschien. Doch auch danach nahm sie ihn gegenüber Dritten weiterhin in Schutz.[101] Und als sie schließlich im Dezember 1757 dem Drängen ihrer Ratgeber nachgab und dem Prinzen das Oberkommando entzog, um es Daun anzuvertrauen, schrieb sie an Ulfeld, die

Entscheidung habe sie viele Tränen gekostet: *Diesen armen Fürsten dem öffentlichen Geschrei zu opfern, statt seine Rechtfertigung zu fordern, ist eine Handlung der Schwäche, die meiner Art zu denken zuwiderläuft und zu anderen Zeiten sicher nicht so geschehen wäre*.[102] Allen Kritikern zum Trotz verlieh sie ihrem Schwager im März 1758 dann noch einen der beiden ersten Maria-Theresia-Orden.

In die Klagen über Prinz Karl stimmten auch spätere Historiker ein; kein anderer habsburgischer Feldherr wurde derart einhellig

verurteilt.[103] Vermutlich ist die Kritik in der Sache nicht von der Hand zu weisen. Jedenfalls aber fanden sich Zeitgenossen und Historiker durch Maria Theresias unerschütterliche Loyalität zu dem Schwager in ihrer Vorstellung vom weiblichen Geschlechtscharakter bestätigt. Es konnte nur die naturgegebene weibliche Schwäche sein, die sie derart blind zu ihm halten ließ. Dieses Deutungsmuster war allerdings geschmeidig einsetzbar: Ob man ihr, wie hier, besonderen Starrsinn, oder umgekehrt, wie in anderen Fällen,

Wankelmut vorwarf, stets war ihre Weiblichkeit die Ursache des Problems. Gerade ihre größten Bewunderer nahmen zu dieser Erkärung gern ihre Zuflucht, um ihre Heldin zu rechtfertigen.[104] Dabei entsprach Maria Theresias standhafte Haltung gegenüber dem Schwager vor allem einer dynastischen Handlungslogik, für die Loyalität zur Familie die oberste Maxime war. Durch *öffentliches Geschrei* ließ man sich davon am allerwenigsten beirren. Zudem ging es darum, die Familienverbindung Habsburg-

Lothringen, die so vielen Anfeindungen ausgesetzt gewesen war, nachträglich auch durch Feldherrenruhm zu legitimieren, denn das war die symbolische Währung, die in der Adelsgesellschaft am allermeisten zählte. Dass weder ihr Gatte noch ihr Schwager diesen Erwartungen auf die Dauer entsprachen, war vermutlich für Maria Theresia ein allzu schmerzlicher Gedanke, als dass sie ihn sich hätte gestatten können.

Außer der Person Karls von Lothringen ließen sich aber auch

strukturelle Ursachen für die Niederlage von Leuthen anführen. Khevenhüller brachte die kritischen Stimmen so auf den Punkt: *Allein der Ursprung allen Übels und das Vitium radicale ist lediglich in unserer innerlichen Verfassung zu suchen. Wir haben zwei Herrn: den Kaiser und die Kaiserin; beide wollen regieren […].* Doch der Kaiser sei zu bequem, um die Regierungslast schultern zu können. *Die Kaiserin ihres Orths ist im Widerspill zu feuerig, kann nichts erwarten und bleibet folglich in keiner Ordnung. Die Capi deren Stellen [d.h. die*

Inhaber der zentralen Ämter], welchen diese beiderseitige Gebrechlichkeiten unverborgen seind, wissen darvon meisterlich zu profitiren und alle Sachen nach ihrer Convenance aufzuhalten oder zu betreiben, zumahlen da die Kaiserin das ihrem Geschlecht angebohrene Foible hat sich von jedem […] irr machen zu lassen und, was heut beschlossen ware, morgen wieder umzustossen. [105] Die verworrenen Geschlechterverhältnisse im Hause Habsburg also waren das Kernübel, was niemanden überraschen konnte. Die weibliche Schwäche

wurde auch diesmal als Hauptproblem ausgemacht, und zwar in der Erscheinungsform allzu großen Wankelmuts. Andererseits warf Khevenhüller der Kaiserin – mit einer gewissen Inkonsequenz – auch vor, dass sie allzu scharfsinnig sei, alle Schwächen ihrer Mitmenschen sofort durchschaue und deshalb zu ihrem eigenen Schaden niemandem vollkommen vertraue. Jedenfalls habe man es im Erzhaus geradezu mit einer *zweifachen Regierung* zu tun. Dieser *so zu sagen gedoppelte Adler* versetze alles *in eine*

immerwährende unordentliche Bewegung, was sich vor allem auf das Militär fatal auswirke. Das sei deshalb umso schlimmer, weil der Feind gerade auf diesem Feld ein Meister sei: *Er übersehet und dirigiret alles selbsten; und was er befehlet, wird demnach schleunig und accurat befolget. Bei unserer Einrichtung hingegen müssen fast so ville Instrumenta agiren, als Capi deren Stellen seind.* Dieser Vorwurf richtete sich vor allem gegen Haugwitz, der, *gar zu feuerig und violent*, alles an sich reiße und der Kaiserin die Lage allzu einfach

darstelle. Sie wiederum verlasse sich auf ihn, weil sie ihn ganz und gar für *eine ihr ergebene Seele und ein Geschöpf von ihrer Hand* halte. [106]

Auch Haugwitz' Reformsystem war eines der vielen Opfer des Siebenjährigen Krieges. Der Minister hatte in seiner großen Verwaltungsreform die verschiedenen für das Militär zuständigen Institutionen seiner neuen – zivilen – Oberbehörde, dem Directorium in publicis et cameralibus, eingegliedert. [107] Das galt für den Hofkriegsrat, das

alte militärische Leitungsgremium, und für das Hofkriegskommissariat, das für die Militärfinanzierung zuständig war. Auch in den einzelnen Ländern waren die Kriegskommissare den zivilen Regierungsstellen untergeordnet worden. Spätestens die Niederlage von Prag machte die praktischen Probleme dieser neuen Organisation sichtbar. Die Unterordnung der Militärverwaltung unter Haugwitz' zivile Direktion war den hochadeligen Regimentschefs ohnehin ein Dorn im Auge – nicht

allein Khevenhüller, dessen Urteil durch seine Abneigung gegen Haugwitz bisweilen getrübt war. Schon im Mai 1757 hatte sich Maria Theresia aus demselben Grund mit dem Feldmarschall Liechtenstein überworfen. Die Kaiserin hatte sich dessen Kritik am neuen System *mit aller Gelassenheit* angehört, war aber von der Überzeugung nicht abgewichen, dass nun in den Erbländern *der Militärdienst für Offiziere und Gemeine am vorteilhaftesten eingerichtet sei*. Von da an erschien Liechtenstein eine

Zeitlang nicht mehr zur Hofkonferenz.[108] Allerdings funktionierten die schwerfälligen Wiener Zentralbehörden tatsächlich auch nach der Reform nicht so, wie sie sollten. Das blieb auch der Kaiserin keineswegs verborgen. Sie verschloss sich am Ende nicht dem Rat der Haugwitz-Gegner, dass weitere Änderungen nötig seien, was ja dazu führte, dass Kaunitz mitten im Krieg einen neuen großen Reformschub in Gang setzte, das Direktorium völlig zerlegte und das System Haugwitz zum großen Teil revidierte.[109]

Als der Feldmarschall Hildburghausen ihr gegenüber in einem Brief vom Mai 1758 die vielen Mängel der Militärorganisation beklagte, stimmte sie ihm in allem zu und antwortete: *Dis ist dann auch die wahre ursach meines so grossen Kummer und Betrübnis und warumen mich täglich mehr verstecke, darummen rede auch sehr ungern mit andern, weilen nicht alezeit starck genug bin mich zu überwinden und meine unterdruckung sehen zu lassen. Disen aveu [dieses Geständnis] hat noch niemand von*

mir vernohmen als Koch und können Sie daraus erkennen wie vill auff Ihr Hertz halte, das auch sogar Ihnen mein innerliches vertraue, welches mich confundirt [irremacht], weillen an allen selbsten schuld bin, mithin auch vor Gott und in mein gewissen nicht ruhig sein kan. Diese situation ist cruel, mithin bedauern Sie mich, helffen kan man jetzo nicht als Gott allein. [110] Von mangelnder Einsicht oder moralischer Unbekümmertheit angesichts der Kriegslage kann also nicht die Rede sein.

Um die Jahreswende 1757/58

war klar, dass die optimistischen Pläne beider Seiten vorerst gescheitert waren. Im Frühjahr formierte sich die englisch-hannoversche Observationsarmee unter dem Oberbefehl Ferdinands von Braunschweig aufs Neue, führte eine erfolgreiche Kampagne gegen die Franzosen und zwang sie vorübergehend zum Rückzug aus dem Reich. Im April stimmte das englische Parlament einem Allianzvertrag mit dem preußischen König zu und verpflichtete sich zur Unterstützung nicht nur mit Geld,

sondern auch mit eigenen Truppen. Friedrich II. eröffnete die Kampagne des Jahres 1758, indem er Schweidnitz erneut einnahm, nach Mähren zog und Olmütz belagerte. In Wien befürchtete man schon, *das Monster* werde in Österreich einfallen.[111] Dazu kam es aber nicht. Friedrich musste die Belagerung ergebnislos abbrechen, weil sich mittlerweile die Russen seinen eigenen Kernländern näherten. Im Hochsommer zog er in tagelangen Gewaltmärschen nach Norden, wo es am 25. August in Zorndorf bei

Küstrin zu einer der grausamsten Schlachten dieses Krieges kam. Am Ende des zweitägigen Gemetzels blieben 30.000 Tote und Verwundete zurück, aber gesiegt hatte niemand. Friedrich sammelte seine Truppen und wandte sich wieder nach Sachsen, um Daun erneut zu einer Schlacht zu provozieren. Dieser wich zunächst lange aus, um dann seinerseits am 14. Oktober, als niemand damit rechnete, die Preußen in ihrem Lager bei Hochkirch östlich von Dresden zu überfallen (vgl. oben Abb. 31 und Farbtafel 12). Sie

wurden buchstäblich im Schlaf überrascht und waren zu organisierter Gegenwehr kaum in der Lage, konnten aber am Ende immerhin einen einigermaßen geordneten Rückzug antreten.

Der Überraschungssieg bei Hochkirch war Dauns Geschenk zu Maria Theresias Namenstag. Er hatte sich beeilt, noch am selben Abend eigenhändig den Schlachtbericht zu verfassen, damit er rechtzeitig in Wien ankam.[112] Der Kurier traf tatsächlich am Theresientag, dem 15. Oktober, spät abends in Schönbrunn ein, wie

es die Kammerzofe Hieronymus noch ihrer Tochter erzählte, *als schon die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hofes sich nach der Cour und Assemblée bei der Monarchin in ihre Zimmer zurückgezogen und angefangen hatten, sich auszukleiden. Die frohe Siegesbotschaft wurde schnell von der Kaiserin in alle Kammern ihrer Kinder gesendet und wunderlich geputzt, – jene Erzherzogin mit den Edelsteinen im Haare, aber im Nachtkleide, diese im Reifrocke und Galakleide mit zerstörter Frisur; Prinzen halb in Uniform, halb im*

Hausrocke, kamen sie eiligst wieder in den Zimmern ihrer erlauchten Mutter zusammen, um ihr, nach der Feier des Namenstages, noch zu der Feier des Sieges Glück zu wünschen. [113] Während die einen in Wien feierten, räumten die anderen in Hochkirch die Toten und Verwundeten vom Schlachtfeld. Die zahlenmäßig weit überlegenen österreichischen Truppen hatten 9000 Preußen verwundet oder getötet und ihrerseits 7000 Soldaten verloren. Die habsburgische Postkontrolle fing einen Brief Friedrichs II. an seine

Schwester Wilhelmine von Bayreuth ab, der bei Hof die Runde machte. Darin gestand der König nicht nur, *daß ihm noch niemahlen ein so empfindlicher Streich widerfahren seie*, er vertraute seiner Schwester auch an, dass er die Toten beneide. Ihn fliehe der Tod, obwohl er ihn doch schon so lange suche.[114] Doch auch Maria Theresia war durch den Sieg nicht erleichtert und fürchtete, dass Friedrich wieder ebenso grausame Rache nehmen würde wie nach Kolin.[115] An die Kurprinzessin Antonia von Sachsen, der Frau des

zukünftigen Thronfolgers, mit der sie in dieser Zeit einen zunehmend vertraulichen Briefwechsel führte, schrieb sie im Dezember 1758, als die Preußen gerade Dresden besetzt hielten und die Vorstädte in Brand steckten: *Ich sehe mich in einen Abgrund von Schmerz gestürzt, wie ich ihn noch nie empfunden habe. […] Ihr könnt Euch darauf verlassen, dass ich […] den letzten Mann aufwenden werde, um Euch aus dieser Sklaverei zu befreien. […] Der liebe Gott wird am Ende Mitleid mit uns haben und uns von dem Ungeheuer erlösen.*[116] Zugleich

befand sie sich gegenüber Antonia von Sachsen unter beständigem peinlichen Rechtfertigungsdruck, weil immer wieder bekannt wurde, welche Exzesse ihre Truppen auf dem sächsischen Kriegsschauplatz an den Untertanen verübten.[117]

Zu Beginn des Jahres 1759 befand sich der preußische König in einer desaströsen Lage. Er hatte einen großen Teil seiner Ressourcen und Mannschaften eingebüßt und war zu seiner gewohnten Offensivstrategie zunächst nicht mehr in der Lage. Maria Theresia drängte Daun, diese

Schwäche zu nutzen. Nie sei die Gelegenheit günstiger gewesen als jetzt, um zum Angriff überzugehen und den Krieg zum eigenen Vorteil zu beenden. Gemeinsam mit russischer Hilfe müsse jetzt alles auf eine Karte gesetzt werden. [118] Wenn ein Sieg alles entscheiden könne, müsse eben auch das Risiko einer Niederlage eingegangen werden. Dauns Bedenken suchte sie zu zerstreuen, indem sie ihm schrieb, sie betrachte es als ihre Pflicht, *euch außerhalb aller Gemüthsbeunruhigung zu setzen und*

die Gefahr allein auf mich zu nehmen.[119] Daun ließ sich dadurch aber nicht von seiner Verantwortung entbinden. Das Hin und Her zwischen den bedächtigen Einwänden des Feldmarschalls und den zu mehr Initiative drängenden Briefen der Kaiserin und des Staatskanzlers aus Wien bildete das Leitmotiv dieses und der folgenden Jahre.

Tatsächlich gelang es den österreichischen und russischen Truppen im Sommer, sich trotz aller preußischen Gegenmaßnahmen zu einer

gigantischen Koalitionsarmee von 64.000 Mann zu vereinigen. Die raffinierte Angriffstaktik des preußischen Königs funktionierte diesmal nicht; in der Schlacht bei Kunersdorf in der Nähe von Frankfurt an der Oder musste er am 11. August 1759 erneut eine furchtbare Niederlage hinnehmen. 19.000 preußische Soldaten wurden getötet, verwundet oder gefangen genommen. Es war ein triumphaler Sieg des neuen österreichischen Feldmarschalls Gideon Ernst Laudon, eines livländischen Kriegsmannes von

spartanischer Nüchternheit, erprobt im «Kleinen Krieg» unter Franz von der Trenck, dann rasch aufgestiegen, der Kaiserin unbedingt ergeben und daher das Hassobjekt des alteingesessenen Adels. Laudon war überzeugter Anhänger einer risikofreudigen Offensivstrategie und der Gegenpol zu dem bedächtigen Daun; er schien also genau der Mann, auf den Maria Theresia gewartet hatte. [120] Friedrich II. hatte in der Schlacht bei Kunersdorf selbst nur um ein Haar überlebt; er hatte kaum noch Soldaten und hielt den

Krieg für endgültig verloren. Doch die große strategische Wende für die Alliierten brachte das trotzdem nicht. Sie konnten sich nicht auf ein gemeinsames Vorgehen verständigen, Laudon setzte sich nicht durch, und die Russen zogen sich wieder vom Kriegsschauplatz zurück. Für Friedrich war es ein schieres Wunder – das vielzitierte *Mirakel des Hauses Brandenburg* –, dass man ihn nicht vollständig vernichtet hatte. Daran änderte sich auch nichts, als es den Österreichern im November spektakulärerweise gelang, ein

ganzes preußisches Armeecorps, das sich auf dem Weg nach Dresden befand, bei Maxen einzukesseln und rund 14.000 Soldaten mitsamt Generälen, Offizieren und Geschützen gefangen zu nehmen. Trotz aller Erfolge der Feldzüge 1758 und 1759 hatte sich am Ende keine der österreichischen Erwartungen erfüllt; aus der preußischen Schwäche hatte man keinerlei Kapital schlagen können. Maria Theresia zeigte sich untröstlich über den Ausgang der so aussichtsreich begonnenen

Kampagne und setzte alle Hoffnung auf das nächste Jahr, 1760, das nun endlich die Entscheidung bringen sollte.[121]

Doch in der Folgezeit verschlechterten sich die Rahmenbedingungen dafür erheblich. Der französische König sah sich schon seit längerem gezwungen, von den ambitionierten Zielen des Geheimvertrags von 1757 abzurücken, um sich mehr auf den kolonialen Kriegsschauplatz konzentrieren zu können. Im März 1759 hatte er einen dritten Vertrag

mit der Kaiserin geschlossen, in dem er sein militärisches Engagement im Kampf gegen Preußen massiv reduzierte und sich separate Friedensverhandlungen mit den Briten vorbehielt. Zudem hatten sich die Franzosen am 1. August 1759 in einer desaströsen Schlacht bei Minden den Briten geschlagen geben und aus Hannover und Westfalen zurückziehen müssen. Vor allem verlief das Jahr 1759 auf den globalen Kriegsschauplätzen für Frankreich fatal. Den Briten gelang es, die französische Atlantikküste

zu blockieren, so dass die französischen Kolonien nicht mehr mit Truppen und Material versorgt werden konnten und so gut wie verloren gegeben werden mussten. Vor dem Hintergrund der britischen Erfolge im Seekrieg einerseits und der Schwächung des preußischen Königs andererseits machten England und Preußen gemeinsam einen ersten Vorstoß zur Beendigung des Krieges. Ihre Gesandten trafen sich im November 1759 auf neutralem Boden in Rijswijk mit Gesandten aus Paris, Sankt Petersburg und

Wien und unterbreiteten das Angebot, Friedensverhandlungen aufzunehmen.[122] Frankeich zeigte sich bereit und willens, darauf einzugehen.

Maria Theresia hingegen war entsetzt. Sie befürchtete, dass der französische Außenminister Choiseul sich völlig aus dem antipreußischen Bündnis zurückziehen und mit Preußen einen Separatfrieden schließen werde. An Antonia von Sachsen schrieb sie im Dezember, *ich wünschte um den Preis meines Lebens den Frieden in Europa*

voranzubringen, aber Gott bewahre uns zum jetzigen Zeitpunkt davor, denn das Heilmittel wäre schlimmer als das Übel selbst.[123] Und im Januar: *Der ungestüme Friedenswunsch Frankreichs und dessen Unzulänglichkeit lassen mich vor einem Sonderfrieden zittern. Das würde die große Allianz mit einem Schlag auflösen und einen allgemeinen Frieden nach sich ziehen, das schlimmste mögliche Übel, schlimmer, als noch vier weitere Jahre Krieg zu führen. Niemand empfindet die Last schwerer als ich, aber es muss jetzt*

alles riskiert werden, um die Sklaverei abzuschütteln, und niemals wird es ein stabiles Friedenssystem geben, solange der König von Preußen bei Kräften bleibt.[124] In der Wiener Hofkonferenz wurden für die Kampagne des Jahres 1760 erneut engagierte Aggressionspläne entworfen.[125] Wieder drängte Maria Theresia auf Entscheidungsschläge; wieder hieß es, eine verlorene Schlacht könnte nicht schlimmer sein als ein ereignisloser Feldzug; wieder war sie willens, die Folgen riskanter Entscheidungen auf sich zu

nehmen. Doch wieder erwiesen sich die Preußen in großen, verlustreichen Schlachten als überlegen.[126] Die österreichischen Truppen plünderten Berlin; die preußischen Truppen zerstörten Dresden; eine Wende brachte all das nicht. Im September 1760 forderte der französische Gesandte Choiseul-Praslin in Wien erneut einen Friedenskongress. Obwohl Frankreich seine Ressourcen total verausgabt habe, so schrieb er, stehe das Land im Kampf gegen Preußen mittlerweile wieder da,

wo es schon zu Beginn des Krieges gestanden habe. Wie könne jemand glauben, dass jetzt auf einmal gelingen werde, was in vier Jahren zuvor nicht gelungen sei? Maria Theresia fand das Schreiben eine Frechheit, konnte aber am Ende nicht umhin, einem multilateralen Friedenskongress zuzustimmen, der im Juli 1761 in Augsburg eröffnet werden sollte. [127] Dazu kam es nie, denn im Frühjahr 1761 plante man in Wien schon wieder die nächste Kampagne in der Hoffnung, die eigene Verhandlungsposition zu

verbessern.

Dafür fehlten allerdings wesentliche Voraussetzungen. Die regulären Finanzressourcen waren längst erschöpft.[128] Die Kriegskosten stiegen auf 40 Millionen Gulden jährlich und mehr. Es mussten nicht nur die eigenen Truppen besoldet und versorgt werden, es waren auch Subsidien an die Russen zu zahlen und die wuchernden Schuldzinsen zu bedienen.[129] Seit 1758 hatte Maria Theresia deshalb jedes Jahr von ihren Erbländern neue außerordentliche Kriegsbeihilfen

erhoben und immer neue Sondersteuern erfunden: Kopfsteuer, Erbschaftssteuer, Pferdesteuer und so fort, wobei Niederösterreich und die Stadt Wien besonders schwer belastet wurden. Kreativ war man vor allem bei der Erfindung neuer Zwangsanleihen, die ebenfalls die Stände der Erbländer aufzubringen hatten, so dass das Bedienen der Staatsschulden mit der Zeit über 40 Prozent der regulären Einkünfte verschlang. Schon 1760 war klar, dasss es so nicht weitergehen konnte. Maria Theresia entschloss

sich daher schweren Herzens und gegen die Einwände des Kaisers und des Thronfolgers, die Offiziersstellen ihrer Armee massiv zu reduzieren und den Sold zu halbieren.[130] Zugleich wurde eine Hofkommission einberufen, die beraten sollte, wie das Finanzwesen auf eine ganz neue Grundlage gestellt werden könne. Dazu wurde eine neue Finanzkontrollbehörde geschaffen, die Hofrechenkammer, deren Leitung Kaunitz' Protégé Ludwig von Zinzendorf übertragen wurde.[131] Doch bei der Aufgabe, neue

Finanzquellen für den Krieg zu erschließen und auswärtige Kreditgeber zu finden, handelte es sich um die Quadratur des Kreises. Denn Staatsanleihen waren nur attraktiv, wenn die potentiellen Geldgeber Vertrauen in den Erfolg der Militäraktionen haben konnten. Dieser Erfolg wurde aber immer unwahrscheinlicher, wenn andererseits aus Geldnot bereits die Truppen reduziert werden mussten. Im Oktober 1761 schrieb Maria Theresia an einen ihrer Generäle: *Übrigens liegt der Kredit am Boden, denn man kann voraussehen, dass*

die Monarchie sich nicht vergrößern wird, was alle Planungen wenn nicht unmöglich, so doch schwieriger macht. [132] Um aus dem Teufelskreis von militärischen Misserfolgen, erschöpften Ressourcen, verringerten Truppen und mangelndem Kredit herauszufinden, schien nichts anderes übrig zu bleiben, als eisern an der Hoffnung festzuhalten, dass am Ende zumindest ein Teil der Kriegsziele doch noch zu erreichen sei. Kein Wunder, dass Maria Theresia sich zunehmend alt, freudlos und niedergeschlagen

fühlte.[133] Trotz alledem kostete es noch zwei weitere Jahre, mehrere verlorene Schlachten und Tausende von Todesopfern, bis sich bei ihr die Erkenntnis durchsetzte, dass es vergebens sei, an der Rückgewinnung Schlesiens festzuhalten.

Am 25. Oktober 1760 war Georg II. von England gestorben, wenig später der preußenfreundliche Premierminister William Pitt gestürzt worden. In der britischen Politik hatte sich eine preußenkritische und

friedensbereite Richtung durchgesetzt. Im folgenden Jahr bewilligte das englische Parlament Friedrich II. keine Subsidien mehr. Seit 1761 verhandelten Franzosen und Briten unabhängig von Preußen und Österreich über einen Frieden. 1762, im letzten Jahr des Krieges, trat der neue König von Spanien, Karl III., noch zugunsten seines französischen Vetters in den Krieg ein, was aber nicht mehr viel änderte. Am 10. Februar 1762 wurde der Friedensschluss zwischen Frankreich/Spanien und Großbritannien in Paris unter Dach

und Fach gebracht – ein Vertrag, der Frankreich einen großen Teil seines Kolonialbesitzes kostete. Für Friedrich II. wendete sich schließlich das Blatt ein letztes Mal dadurch zu seinen Gunsten, dass im Januar 1762 die Zarin Elisabeth starb. Ihr Nachfolger Peter III., sein Bewunderer, schloss umgehend Frieden mit Preußen, woran sich auch nach seiner Ermordung und der Thronfolge seiner Gattin Katharina II. ein halbes Jahr später nichts mehr änderte. Schweden folgte wenig später. Friedrich konnte noch einmal neue

Truppen aufstellen und im Laufe des Jahres sowohl Schlesien als auch Sachsen wieder in seine Hand bringen. Die Österreicher behaupteten am Ende nur die kleine schlesische Grafschaft Glatz. Auch Maria Theresia konnte sich der Einsicht nicht verschließen, dass von ihren ursprünglichen Kriegszielen nicht mehr viel übrig geblieben war. Am 20. Mai 1762 – ein preußisches Corps hatte soeben im sächsischen Döbeln wieder einen Sieg davongetragen, und alle österreichischen Truppen mussten aus Sachsen abgezogen werden, um

wenigstens Böhmen zu schützen –, schrieb sie mit erstaunlicher Klarsicht über die Aussicht auf Friedensverhandlungen: *[…] unter den gegenwärtigen Umständen ist das ein Trost; man muss es lebhaft vorantreiben. Ich fürchte nur unsere Trägheit, und dass man sich noch immer etwas vormacht, obwohl man doch seit langem die Illusionen hätte aufgeben müssen.*[134] Nun hatte sie es sehr eilig; mit jedem Tag, den die Verhandlungen auf sich warten ließen, drohte sich ihre Position weiter zu verschlechtern. Daun warnte, die Armee sei keinen

weiteren Winter hindurch zu unterhalten. Am Ende wurde sie sehr bescheiden: *Zu jener Zeit [im Vorjahr] hätten wir gewiss Glatz behalten; Gott gebe, daß wir jetzt ohne Verlust herauskommen*, schrieb sie im November 1762, als es endlich zum Waffenstillstand mit Preußen kam.[135]

Der Kurfürst von Sachsen bot seine Vermittlung an; die Friedensverhandlungen zwischen dem österreichischen Unterhändler Kollenbach, dem preußischen Gesandten Hertzberg und dem kursächsischen Vermittler Fritsch

begannen am 30. Dezember ganz ohne zeremoniellen Aufwand in dem sächsischen Jagdschloss in Hubertusburg. Vorher hatte es noch ein kurzes symbolisches Geplänkel um die Frage des Verhandlungsortes gegeben: Friedrich II. hielt ja Sachsen nach wie vor besetzt, und man wollte auf keinen Fall in unmittelbarer Nähe seines Quartiers, quasi in seinem Beisein, verhandeln.[136] Doch selbst die wenigen Verhandlungsziele, die Kaunitz formuliert hatte, konnten nicht durchgesetzt werden. Der

preußische König bestand darauf, den territorialen Status quo ante bellum vollkommen wiederherzustellen; nicht einmal die Festung Glatz, die österreichische Truppen noch besetzt hielten, bekam Maria Theresia am Ende zurück. Friedrich war auch nicht bereit, Sachsen – das er bei seinem Einmarsch dem Landesherrn unversehrt zurückzugeben versprochen hatte – für die großflächigen Verheerungen und die immensen Kriegskontributionen, die er daraus bis zuletzt bezogen hatte, zu

entschädigen. Sein einziges nennenswertes Zugeständnis bestand darin, im Kurfürstenkollegium die Wahl Josephs zum Römischen König und künftigen Kaiser zu unterstützen. Vergleicht man dieses Ergebnis mit den ursprünglichen Plänen des Staatskanzlers, dann ist es erstaunlich, dass Kaunitz wenige Tage nach der Unterzeichnung des Friedens am 15. Februar 1763 schrieb, *wir können […] mit dem Tractat zufrieden sein.*[137]

Reichskrieg – Religionskrieg

Einige Tage vor dem Friedensschluss hatte sich das Reich als Ganzes in Gestalt des Reichstages förmlich für neutral erklärt. Der Hubertusburger Vertrag beanspruchte Geltung für das ganze Reich, ohne dass die anderen Reichsstände auch nur gefragt worden wären. Mit dem Friedensschluss endete auch ein Kapitel Reichsgeschichte. Der Reichsverband war noch nie eine reibungslos funktionierende politische Einheit gewesen; die komplizierte föderale Verfassung

war seit Jahrhunderten zwischen prokaiserlichen und profürstlichen Auslegungen umstritten, die Reichsstände seit jeher untereinander vielfach gespalten. Nach dem Westfälischen Frieden hatte sich allerdings eine gewisse spannungsreiche Balance eingespielt; die alten Konflikte waren gleichsam eingefroren worden. Die Reichsinstitutionen produzierten zwar so gut wie nie klare und endgültige Entscheidungen, aber gerade das war ihr Vorteil: Angesichts der komplexen widerstreitenden

Kräfteverhältnisse im Reich ließ sich nur so eine gewisse Befriedung erreichen. Akute Konflikte wurden nicht gelöst, sondern im besten Fall auf den verschlungenen Wegen der Reichsinstitutionen so lange kleingearbeitet, bis den Beteiligten der Atem ausging. Die Feindschaft zwischen zwei Mächten wie Preußen und Österreich allerdings war für diese Art der Konfliktbewältigung eine Nummer zu groß; sie überforderte die Verfahren der Reichsverfassung. Die Reichsinstitutionen konnten diesen Konflikt nicht schlichten, sie

wurden vielmehr in seinen polarisierenden Sog mit hineingezogen.[138] Statt einer Vielzahl widerstreitender Kräfte gab es jetzt im Reich nur noch zwei Lager, die sich gegenseitig beschuldigten, das Reich zu zerstören.

Der Krieg wurde auch als Reichskrieg gegen den Landfriedensbrecher Friedrich II. geführt und war als solcher förmlich vom Reichstag als Versammlung aller Reichsglieder beschlossen worden. Die Reichsstände, die dagegen

gestimmt hatten, fühlten sich allerdings an diesen Beschluss nicht gebunden. Sie schickten entweder keine Truppenkontingente zum Reichsheer oder beteiligten sich sogar auf der Gegenseite am Krieg. Der Kaiser ließ es indessen bei dem Reichstagsbeschluss nicht bewenden; er eröffnete darüber hinaus ein Achtverfahren gegen Friedrich II. – ein Verfahren also, wie es schon Karl V. knapp zweieinhalb Jahrhunderte früher mit zweifelhaftem Erfolg gegen Martin Luther geführt hatte.[139] Bei der Reichsacht handelte es sich

um eine spätmittelalterliche Sanktionsform, die dem Betroffenen all seine Rechte absprach, aber inzwischen nur noch selten verhängt wurde, weil sie kaum Aussicht auf Durchsetzung hatte. Im August 1757 reichte der kaiserliche Ankläger beim Reichshofrat eine förmliche Klage gegen den Kurfürsten von Brandenburg ein und ließ sie dessen Reichstagsgesandten Plotho am 14. Oktober notariell zustellen, der diese *Citation aber mit der grösten Insolenz* zurückwies.[140] Dass Plotho den kaiserlichen Notar

die Treppe hinuntergeworfen hätte, war allerdings eine Legende, aber Plotho gelang es auch so, die größtmögliche Verachtung seines Herrn gegenüber dem ganzen Verfahren zu demonstrieren. Im Dezember 1757 fielen preußische Truppen im Herzogtum Mecklenburg ein, was Friedrich II. eine weitere Klage vor dem Reichshofrat eintrug. Dieser ließ umgehend eine Note nach Regensburg schicken, in der er seinerseits den Kaiser für abgesetzt erklärte und die Kurfürsten aufforderte, einen Nachfolger zu

wählen. Das kam in Wien nicht gut an und förderte den Willen, das Achtverfahren weiter voranzutreiben. Tatsächlich erhob der Reichshofrat im August 1758 förmlich Anklage, und zwar nicht nur gegen Friedrich II., sondern auch gegen Georg II. als Kurfürsten von Hannover und alle anderen Reichsfürsten, die Preußen unterstützten. Das ließ sich vielleicht juristisch begründen, aber politisch unmöglich durchführen. Denn die Gegenseite konnte zu Recht geltend machen, dass an einem solchen Verfahren

alle drei Reichstagskurien, Kurfürsten, Fürsten und Städte, beteiligt werden mussten.

Spätestens damit geriet das Verfahren unweigerlich in die Sackgasse der Konfessionsparität. Der Konfessionsgegensatz hatte im Reich eine lange Geschichte, er war tief in die Struktur der Reichsverfassung eingegraben. Die Reichsinstitutionen beruhten seit dem Westfälischen Frieden auf dem Prinzip der konfessionellen Gleichberechtigung. Auf dem Reichstag mussten alle Gegenstände, die die Religion

betrafen, zwischen den beiden Konfessionsparteien friedlich ausgehandelt werden, damit in Gewissensfragen keine Seite die andere überstimmen konnte. Umgekehrt bedeutete das, dass jede Entscheidung auf dem Reichstag blockiert werden konnte, sobald die Religion ins Spiel kam. Das lag nun nahe, denn anders als im Erbfolgekrieg, als Maria Theresia mit dem mächtigen protestantischen Kurfürsten von Hannover im Bunde gewesen war, ordneten sich die Fronten jetzt entlang der Konfessionsdifferenz:

Den katholischen Mächten Habsburg und Bourbon standen nun die protestantischen Mächte Preußen und England-Hannover gegenüber. Das konnte sich der preußische König, obwohl persönlich religiös indifferent, wenn nicht areligiös, zunutze machen, indem er sich äußerst erfolgreich als Schutzherr des bedrohten evangelischen Glaubens darstellte. Dass er Kursachsen, das alte Kernland der Reformation, überfallen hatte, passte allerdings nicht ganz in dieses Schema. Der Kurfürst von Sachsen hatte

traditionell den Vorsitz in der Vereinigung der protestantischen Stände auf dem Reichstag, dem *Corpus evangelicorum*, inne – ungeachtet der Tatsache, dass er selbst, seine Familie und sein Hof mittlerweile längst katholisch waren. Das war einer der vielen bizarren Züge der Reichsverfassung und für die protestantischen Reichsstände schon lange ein Ärgernis.[141] Friedrich II. war daran gelegen, selbst die Führung der protestantischen Partei im Reich zu übernehmen und das *Corpus evangelicorum* als Hebel in

die Hand zu bekommen, um den Reichstag und letztlich auch andere Reichsinstitutionen mit Berufung auf die Religion jederzeit blockieren zu können. Zumindest in diesem Falle gelang ihm das auch. Der sächsische Reichstagsgesandte beugte sich dem Druck seiner preußischen und hannoverschen Kollegen; das *Corpus evangelicorum* legte Widerspruch gegen den Achtprozess ein und bezeichnete ihn als unrechtmäßig. Daraufhin unternahm der Kaiser keine weiteren Versuche mehr, das

hoffnungslose Verfahren fortzusetzen. Mit dem Prozess hatte der Kaiser sowohl der Sache des Erzhauses als auch des Reiches keinen guten Dienst erwiesen, denn der Einsatz des *Corpus evangelicorum* hatte zur Folge, dass die Spaltung des Reiches in zwei konfessionelle Blöcke erst recht zementiert wurde.[142]

Preußen kam zupass, dass das konfessionelle Klima im Reich aus verschiedenen Gründen bereits seit längerem aufgeheizt war. Mehrere traditionell evangelische Dynastien waren nämlich nach und nach in

den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt und in Gegensatz zu ihren protestantischen Untertanen geraten: der Kurfürst von der Pfalz 1685, der Kurfürst von Sachsen 1697, der Herzog von Württemberg 1733. Zuletzt war 1749 der Erbprinz von Hessen-Kassel konvertiert, hatte sich mit seiner Familie überworfen und an Wien um Unterstützung gewandt.[143] Zudem war allgemein bekannt, dass Protestanten in den ‹deutschen› Erbländern des Hauses Habsburg ihre Religion nicht praktizieren durften. Bei den

evangelischen Untertanen im Reich weckte der Konflikt daher Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg und schürte die Furcht vor der Unterdrückung ihres angestammten Glaubens. Religiöse Fanatiker befeuerten diese Angst, indem sie zum Kampf gegen die apokalyptische Bestie aufriefen. In konfessionell gemischten Gebieten, etwa in der direkten Umgebung der habsburgischen Vorlande in Schwaben, kam es zu Gewalttätigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten. Die

Obrigkeiten in Reichsstädten mit konfessionell gemischter Bevölkerung wie Augsburg, Nürnberg oder auch Regensburg stellten fest, dass *der Pöbel gäntzlich preußisch gesinnt* sei.[144] Evangelische Soldaten lehnten sich dagegen auf, für die katholische Monarchin gegen Preußen zu kämpfen. Selbst der sächsische Gesandte Flemming klagte im Mai 1757, dass die sächsischen Truppen *wenig Lust bezeigeten, wider den König in Preussen sich gebrauchen zu lassen.*[145] Im Sommer 1757 meuterten Teile des schwäbischen

Kreiskontingents, und die württembergischen Truppen weigerten sich mit Berufung auf die Religion, unter französischem Oberkommando zu dienen. Der Herzog von Württemberg teilte dem Kaiserhof mit, dass seine Soldaten, *auf Vernehmen, daß sie anhero und wider den König in Preußen zu agiren destiniret wären, zum Theil desertiret, zum Theil aber sich gegen ihre Officier sogar mit gewaffneter Hand aufgeleinet und blatterdings nicht marschiren wollen.* Es sei schlimm, klagte er, dass man das einfache Volk so leicht

gewinnen könne, wenn man nur das Wort Religion in den Mund nehme.[146] Sobald der Glaube ins Spiel kam, polarisierten und verhärteten sich die Fronten.

Die gottesfürchtige Kaiserin tendierte auch selbst dazu, den Krieg zu einer Konfrontation zwischen wahrer und falscher Religion zu überhöhen. Sie war davon überzeugt, die Sache Gottes zu verfechten, sah ein Ziel des Krieges in der *Aufrechterhaltung Unserer heiligen Religion, von welcher Ich in Teutschland fast die alleinige Stüze abgebe*, und

unterstellte umgekehrt der Gegenseite *Haß gegen die Catholische Religion* als Kriegsmotiv. [147] Das heißt aber nicht, dass sie den Krieg in der Absicht geführt hätte, die Konfessionsverhältnisse im Reich zu revidieren, wie es die Gegenpropaganda behauptete. Ihre Geheimverträge mit Frankreich enthielten die Zusicherung beider Seiten, die Westfälische Friedensordnung nicht anzutasten. An die göttliche Unterstützung der eigenen Sache zu glauben war etwas völlig anderes, als den Konfessionsgegensatz für die

Spaltung des Reiches zu nutzen. Maria Theresia war zu klug, um mit katholischer Propaganda noch Öl ins reichspolitische Feuer zu gießen. Sie war vielmehr sorgfältig darauf bedacht, der gegnerischen Propaganda keinen Grund für die Behauptung zu liefern, sie führe den Krieg zur Unterdrückung der Protestanten.[148] Ganz anders in der päpstlichen Kurie; dort sah man den Krieg als willkommenes Mittel an, die *Greuel akatholischen Unglaubens* aus den christlichen Ländern zu vertreiben.[149] So wies Papst Benedikt XIV. im April

1757 den katholischen Klerus im Reich insgeheim an, den zehnten Teil seiner Einkünfte in die Reichskriegskasse zu zahlen, was dieser auch tatsächlich rund 120.000 Gulden einbrachte. Der Sache des Erzhauses erwies der Papst damit allerdings einen schlechten Dienst, denn seine Parteinahme leitete Wasser auf die Mühlen Friedrichs II. Dieser wusste sehr gut, dass der Papst für die Gegenseite kein willkommener Bundesgenosse war, und schlug daraus propagandistisches Kapital gegen seine Feindin, das

apostolische Rabenaas. Nach dem Sieg Dauns bei Hochkirch ließ er von seinem Freund, dem Marquis d'Argens, ein falsches Breve in Umlauf bringen, in dem Benedikt XIV. dem Feldmarschall für seinen Kampf gegen die Ketzer dankte, ihm einen geweihten Degen zum Geschenk machte und ihn aufforderte, *nach dem Vorbild des heiligen Karl des Großen Norddeutschland mit Schwert, Feuer und Blut* zu bekehren.[150]

Maria Theresia war sehr bewusst, dass die Konfessionsfrage im protestantischen Reich

gefährliche Erinnerungen weckte und alte antikaiserlich-antikatholische Ressentiments wiederaufleben ließ. An ihren Gesandten in Sankt Petersburg schrieb sie Ende 1757: *Man hat preußischer Seits schon von geraumer Zeit her nicht unterlassen, sich sogar der Religion zum Deckmantel zu bedienen, Uns die weit aussehendsten und gefährlichsten Absichten anzudichten und ihren König als die einzige Stütze der protestantischen Glaubenslehre darzustellen. Bei einsichtsvollen und billig denkenden Gemüthern kann*

zwar dergleichen Blendwerk keinen Eindruck machen. Da aber die geringste Zahl der Menschen in diese Classe zu rechnen ist und eine verkehrte Politik sich gemeiniglich unter dem Religionshaß zu verbergen sucht, so lässt sich auch bei dessen genauerer Erwägung gar wohl begreifen, woher die verblendete und ganz außerordentliche Vorliebe für den König in Preußen nicht nur bei dem protestantischen gemeinen Volke, sondern auch bei vernünftigen Leuten entstanden sei. [151]

Die vernünftigen Leute, das waren solche wie Luise Gottsched.

Wie sehr das Klima sich nach dem ersten Kriegsjahr zu Lasten des Kaiserhofs auch in Sachsen verschlechtert hatte, zeigt sich darin, dass selbst diese glühende sächsische Bewunderin in ihren Gefühlen für Maria Theresia merklich abkühlte. *Wie viel empfand mein Herz beim Anblick der Kayserin? Wie viel bey ihren Gnadenbezeigungen? Wie stolz war ich damals auf das Glück, die Kayserin zu sehen? […] Jetzt rührt mich nichts mehr. […] So schüchtern hat mich der Krieg, der unselige Krieg, gegen alle dergleichen*

Gnadenzeichen gemacht, schrieb sie im Februar 1758.[152] Tatsächlich verbreitete sich spätestens nach den spektakulären Siegen von Rossbach und Leuthen eine dominant *fritzische* Stimmung in den protestantischen Regionen des Reichs. Ganz anders als im Erbfolgekrieg war ja diesmal Friedrich der Held, der sich wider alle Erwartungen gegen eine feindliche Übermacht behauptet hatte. Er war der protestantische David, der den katholischen Goliath schlug, der neue Gustav Adolf in einem Glaubenskrieg

gegen drohenden katholischen Despotismus. Ein blühender Friedrich-Heldenkult zog in bürgerliche Wohnungen ein; man sammelte Friedrich-Teller und Friedrich-Tassen, Friedrich-Kupferstiche und Friedrich-Tabaksdosen, dichtete Friedrich-Hymnen und sang Friedrich-Lieder. [153] Goethe hat aus späterer Rückschau mit einem Anflug milder Selbstironie beschrieben, wie er als achtjähriger Junge für den Preußenkönig schwärmte: *Und so war ich denn auch preußisch oder, um richtiger zu reden, fritzisch*

gesinnt: denn was ging uns Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten. […] Daß es Parteien geben könne, ja daß er selbst zu einer Partei gehörte, davon hatte der Knabe keinen Begriff. Er glaubte um so viel mehr recht zu haben, da er und die Gleichgesinnten Marien Theresien, ihre Schönheit und übrigen guten Eigenschaften ja gelten ließen […].

[154]

Die Stimmung war nicht nur *fritzisch* und antikatholisch, sondern auch antifranzösisch. Vor allem im Westen des Reiches weckten die französischen Truppen ja ungute Erinnerungen. Nach deren Niederlage bei Rossbach blühten alte franzosenfeindliche Stereotype auf; in Liedern und Flugschriften ergoss sich der Spott über die schwachen, feigen, effeminierten Franzosen.[155] Schließlich verbargen sich hinter der Begeisterung für Friedrich aber auch Ressentiments gegen die

Weiberherrschaft. Denn seine drei gegnerischen Staaten hatten ja gemein, dass dort Frauen mehr oder weniger offen das Regiment führten: nicht nur Maria Theresia im Haus Habsburg, sondern auch die Zarin Elisabeth in Russland und Madame de Pompadour in Frankreich, die dem Weiberregiment zusätzlich eine anrüchige Note verlieh. Der wenig frauenfreundliche Preußenkönig bediente diese Ressentiments in seinen Satiren mitunter auch gern selbst.[156] Ganz in seinem Sinne erinnerte einer der zahlreichen

anonymen Autoren des Flugschriftenkriegs seine Leser: *Ein Weib soll nicht reden in der Gemeinde, spricht ein heiliger Apostel. Viele Völker schließen die weiblichen Descendenten gänzlich von der Succeßion aus und lassen selbigen keinen Antheil am Regimente. Das große Unheil welches öfters durch Frauenspersonen angestiftet worden, mag vielleicht dießfalls sothane Einführung veranlasst haben. Es ist zwar auch nicht zu leugnen, daß bey mancher Völkerschaft viel gutes durch Weibspersonen ausgerichtet worden,*

wiewol sich dieser Fall leicht unter die seltenen dürfte zehlen lassen. Inzwischen wer bey Kriege die Namen T[heresia] und E[lisabeth] kennet, mag für den einen oder den andern Saz selbst ingeheim sein Urtheil fällen. Jener Poet sagte: Intolerabilius nihil est quam femina diues [Nichts ist unerträglicher als eine mächtige Frau].[157]

Medienkrieg – Informationskrieg

Die reichsweite Popularität des Preußenkönigs zu Lasten der

Kaiserin lag nicht zuletzt an der neuen Qualität des Krieges als Medienkrieg. Der König der Preußen galt auch als *König der Pressen*.[158] Neuartig an diesem Krieg war nämlich – von England abgesehen, wo das bereits seit langem alltäglich war – die mediale Beobachtung. Davon profitierte die preußisch-protestantische Seite sehr viel mehr als die habsburgisch-katholische, weil das Druck- und Verlagswesen im Reich von den protestantischen Regionen dominiert wurde. Der Siebenjährige Krieg spielte sich vor

einem wesentlich breiteren, selbstbewussteren und kritischeren Publikum ab als alle früheren Kriege. Das sahen schon die Zeitgenossen so. Der hannoversche Offizier und Publizist Johann Wilhelm von Archenholz, selbst Hauptmann der preußischen Infanterie, schrieb in seiner ‹Geschichte des siebenjährigen Krieges›: *Überhaupt war die seltsame Mischung von zahlreichen Manifesten und Mord-Szenen eine der Eigenheiten dieses außerordentlichen Krieges. […] Große Monarchen wollten dadurch ihre auffallende*

Handlungen vor allen Nationen rechtfertigen, um die Achtung selbst solcher Völker nicht zu verlieren, deren Beifall sie leicht entbehren konnten. Dies war der Triumph der Aufklärung, die in diesen Zeiten anfing ihr wohltätiges Licht über Europa zu verbreiten.[159] Mit anderen Worten: Die Kriegshandlungen wurden nun vor dem Richterstuhl der kritischen Öffentlichkeit ausgetragen; der Krieg war auch zum Medienkrieg geworden. Immer mehr war mit einem Publikum zu rechnen, das die Rolle eines unabhängigen, aber

interessierten Beobachters einnahm.

Es gab unterschiedliche Leserkreise, die von unterschiedlichen Medien bedient wurden.[160] Zum einen war da die ältere, «intergouvernementale» Öffentlichkeit der Höfe und Regierungen im Reich und in Europa.[161] An sie adressierten sich die offiziellen Propagandamanifeste, die von den verschiedenen Kriegsparteien lanciert wurden. Während die Fürsten gegenüber den eigenen Untertanen kaum

Rechtfertigungsbedarf empfanden, war das gegenüber der Öffentlichkeit des Reiches anders. Weil der Krieg als Reichskrieg geführt wurde, galt es mit gelehrten Deduktionen und Memoranden die unentschiedenen Reichsstände zu überzeugen. Der wichtigste mediale Umschlagplatz dafür war der Reichstag in Regensburg. Man sandte kostenlose Exemplare an sämtliche dortigen Gesandten, die sie an ihre Heimathöfe weiterschickten, und bezog von dort umgekehrt die Schriften der anderen Höfe.

Periodika wie die ‹Teutsche Kriegs-Cantzley› in Regensburg oder die ‹Acta Publica› von Trattner in Wien druckten sie vollständig nach; sie wurden in andere Sprachen übersetzt und europaweit im Buchhandel vertrieben. Es heißt, dass von Friedrichs II. erstem ‹Exposé› allein in Regensburg binnen weniger Stunden von einem Buchhändler über tausend Exemplare verkauft worden seien. [162] Der Wiener Hof publizierte die eigenen Memoranden und Kriegsberichte zugleich im Wienerischen Diarium, so wie er es

auch schon im Erbfolgekrieg getan hatte. Maria Theresia kümmerte sich selbst darum; sie befahl schon im September 1756, *einen Extract nur von der Position der Armee, und was vielleicht dabei vorgegangen, machen zu lassen durch einen Hofkriegsrath, der den Zeitungen hier alle Wochen ein- oder zweimal solle gegeben werden. Also hat man es gehalten in vorigen Zeiten, und auch diesmal so sein soll.*[163]

Doch mittlerweile gab es im Reich jenseits der politischen Akteure ein viel breiteres Lesepublikum, das sich ebenfalls

für das Kriegsgeschehen interessierte und das die Höfe ebenfalls für sich einzunehmen suchten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte der Alphabetisierungsgrad der Bevölkerung insgesamt deutlich zugenommen, wenn auch die regionalen Unterschiede groß waren. Der Markt für Bücher, Zeitschriften und Zeitungen explodierte geradezu. Um 1750 zählte man im Reich rund 100 bis 120 verschiedene Zeitungsunternehmen, die allerdings oft nur sehr kurzlebig

waren. Dafür erreichte jedes einzelne Exemplar weit mehr als nur einen oder zwei Leser, denn Zeitungen zirkulierten in Lesegesellschaften, Kaffeehäusern, Salons und Wirtshäusern. Die Gebildeten mokierten sich über die *politische Kannegießerei* des gemeinen Mannes und spotteten, es gebe neuerdings *lauter Staatsleuthe unter dem geringen Pöbel.* Selbst die Tagelöhner sehe man schon zeitunglesend auf der Straße stehen, und *ihre Urtheile sind oft possirlich.*[164] Diese Beobachtung konnte man

zumindest in Hamburg machen, dem wichtigsten Pressezentrum im Reich. In den habsburgischen Erbländern gab es weder einen so hohen Alphabetisierungsgrad noch eine so breite Nachfrage nach Gedrucktem, noch ein überregional konkurrenzfähiges Druck- und Verlagswesen. An der explosionsartigen Vermehrung der Druckerzeugnisse in Europa hatten sie lange Zeit keinen Anteil.

Die Erbländer waren noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts «literarisch verödet und buchhändlerisch isoliert».[165]

Wenn Historiker feststellen, die Aufklärung habe in Österreich nach 1750 «schlagartig» eingesetzt, so heißt das eben umgekehrt, dass es vorher nichts dergleichen gab. [166] Man konnte bis zur Jahrhundertmitte nur eine einzige heimische Zeitung lesen, das Wienerische Diarium, das vollständig vom Hof kontrolliert war. Ein Jahresabonnement kostete acht Taler (zwölf Gulden), was Rückschlüsse auf die schmale Leserschicht zulässt; ein Tagelöhner hätte dafür monatelang arbeiten müssen. Die

beiden Berliner Zeitungen dagegen waren immerhin schon für zwei Taler zu haben.[167] Bis zur Mitte des Jahrhunderts gab es in den Erbländern kaum andere Wochenschriften oder Periodika – das erste, der ‹Teutsche Spectateur›, erschien erst 1749; es gab nur wenige Drucker und Verleger, kaum literarische Aktivitäten, keine Lesekabinette oder Lesegesellschaften. Was es allerdings gab, waren *Zeitungssänger*, die Nachrichten öffentlich zu Gehör brachten, Straßenhändler, die illustrierte

Einblattdrucke verkauften, und handgeschriebene Zeitungen, die in den Kaffeehäusern zirkulierten. Doch *Winkelschreiber und Calumnianten* wurden obrigkeitlicherseits nicht gern gesehen. 1750 ließ Maria Theresia *den Caffeesiedern die Austheilung aller geschriebenen Blätteln in ihren Caffeehäusern bey Niederlegung ihres Gewerbs* verbieten, ein Befehl, der mehrfach wiederholt wurde. [168] Handgeschriebene Zeitungen entgingen der Zensur, die ja nur Gedrucktes – wenn überhaupt – kontrollieren konnte. Sie

profitierten daher von der Verschärfung der Druckzensur und blühten auf, so dass Maria Theresia sich schon 1751 genötigt fühlte, sie grundsätzlich zu verbieten. Zur *Abstellung dieses sowohl boshaft als sträflichen Beginnens* wurden strengste Bestrafung und Relegation angedroht, für Denunzianten 100 Golddukaten Belohnung ausgesetzt.[169] Wie die meisten Obrigkeiten der Zeit hing Maria Theresia der Vorstellung an, das Denken ihrer Untertanen kontrollieren zu können und zu müssen. Dazu

diente ein gut gehütetes Informationsmonopol. Das Pressewesen in den Erbländern lag lange Zeit in einer einzigen Hand, der des Verlegers Johann Peter von Ghelen, der das Wienerische Diarium herausgab. Er war seit 1721 vom Hof privilegiert und genoss jahrzehntelang eine unangefochtene Monopolstellung. [170] Das einzige Konkurrenzblatt, der ‹Mercurius›, hatte schon 1724 sein Erscheinen einstellen müssen. Ghelen besaß ein exklusives Veröffentlichungsrecht für alle landesherrlichen Mitteilungen,

Verfügungen, Hofnachrichten usw. Er bezog seine Informationen direkt vom Kaiserhof und verkaufte sie auf eigene Rechnung. Im Gegenzug war er verpflichtet, dafür zu sorgen, dass an jedem Posttag und zu einem festgesetzten Preis eine Nummer des Diariums erschien. Außerdem besaß er das Recht, alle auswärtigen Presseerzeugnisse porto- und zensurfrei selbst zu beziehen, um sie für seine Zeitungen auszuwerten. Sein Informationsmonopol wusste er ökonomisch vielfältig zu nutzen;

auch der Import von Druckschriften aus Medienzentren wie Augsburg, Frankfurt oder Leipzig lag in seiner Hand. Seine Nachfolge als Hofbuchdrucker trat 1754 Johann Thomas Trattner an, der ab 1757 mit der ‹Gazette de Vienne› das einzige Konkurrenzblatt zum Wiener Diarium herausbrachte. Er nutzte seine privilegierte Stellung, um ein die Erbländer umspannendes Druck- und Buchhandelsimperium aufzubauen, und machte sich durch exzessive Raubdruckpraxis im Reich unbeliebt.[171]

Im Reich gab es bedeutende Periodika, die ein überregionales Publikum erreichten, etwa den ‹Unpartheyischen Correspondenten› aus Hamburg, den ‹Reichs-Post-Reuter› aus Altona, die ‹Historisch-genealogischen Nachrichten› aus Leipzig oder die ‹Ober-Post-Amts-Zeitung› aus Frankfurt. Wie ernst die Höfe das Lesepublikum dieser Zeitungen nahmen, zeigt sich an der Politik der aktiven Presselenkung, die in Berlin und in Wien betrieben wurde.[172] Die Höfe schickten ihre aktuellen

Kriegsberichte an ihre Residenten in den verschiedenen Ländern, damit sie sie bei den dortigen Zeitungen lancierten. Dabei war der Wiener Hof deutlich benachteiligt, weil er – im räumlichen wie im sachlichen Sinne – wesentlich weiter von den norddeutschen Pressezentren entfernt war als die Höfe von Berlin, Hannover oder Dresden. Empört beklagte sich etwa der Wiener Resident beim Niedersächsischen Reichskreis 1757 bei Kaunitz über *Gall und Gehässigkeit gegen unsern*

Allerhöchsten Hoff, den die großen Hamburger Zeitungen unter dem Einfluss des preußischen Residenten *ausspien*, und bat um rasche Gegendarstellungen vom Kriegsgeschehen aus kaiserlicher Sicht, weil sonst *derley Ausstreuungen die ohnehin allein herrschende Neigung für Preußen und Hannover großen Theilß vermehren*.[173] Allerdings bot die kaiserliche Stellung allerlei Handhaben, über die der preußische König nicht verfügte. Der Reichshofrat konnte Zeitungsschreibern das kaiserliche

Druckprivileg entziehen, Schmähschriften von der kaiserlichen Zensurkommission in Frankfurt verbieten und den Vertrieb der Zeitungen über die Thurn und Taxis'sche Reichspost unterbinden lassen. Trotz all dieser kaiserlichen Vorrechte konnte der Wiener Hof nicht verhindern, dass pro-preußische Schriften ihr Lesepublikum erreichten. Eine wirksame Zensur im Reich war unmöglich.[174]

Insgesamt reagierte die Wiener Pressepolitik eher defensiv und mit Verzögerung auf die schwungvollen

friderizianischen Publizitätsoffensiven.[175] Friedrich II. selbst war ein routinierter Medienstratege und wandte sich wie kein anderer Fürst vor oder nach ihm persönlich an das Publikum: als aufgeklärter Diskursteilnehmer, als feingeistiger Philosoph, als scharfer Satiriker, als Historiograph seiner eigenen Geschichte.[176] Viele der preußischen Schlachtenberichte schrieb er als anonymer ‹preußischer Offizier› selbst. Damit war er Maria Theresia, die gar nicht auf die Idee kam, sich am

Krieg mit der Feder selbst zu beteiligen, in doppelter Weise überlegen – nicht nur als sein eigener Feldherr, sondern auch als sein eigener Kriegsberichterstatter und Propagandist. Es herrschte also eine deutliche strukturelle Asymmetrie zugunsten Preußens, was die Repräsentation des Krieges in den Medien anging. Diese Asymmetrie wurde dadurch verstärkt, dass sich prominente Schriftsteller der protestantischen Aufklärung mehrheitlich auf Friedrichs II. Seite stellten. Vor allem in Preußen, aber auch weit

darüber hinaus gab es eine bemerkenswerte Kriegseuphorie, die Publizistik und Dichtung miteinander verband.[177] Die Aufklärerzirkel in Berlin waren keineswegs so weltbürgerlich und friedliebend gestimmt, wie man gern annimmt. Viele Autoren zeigten – zumindest verbal – eine begeisterte «Lust an Gewalt und Heldentum».[178] Nicht nur ein adeliger preußischer Offizier wie Ewald von Kleist, auch biedere bürgerliche Juristen, Theologen, Literaten wie Ludwig Gleim, Karl Wilhelm Ramler, Thomas Abbt

oder Anna Louisa Karsch verklärten den Krieg zur moralischen Schule der deutschen Nation und propagierten Heldenmut und Todesverachtung, römisch-spartanische Männlichkeit und republikanische Bürgertugend. Selbst Lessing war dagegen nicht völlig gefeit. Endlich glaubte man ein würdiges Thema zu haben, das geeignet war, eine deutsche Nationaldichtung hervorzubringen. Der Krieg erschien als Gelegenheit zum Erwerb ewigen Ruhms nicht nur für Feldherren, sondern auch für Dichter. Jeder wollte der neue

Horaz oder der deutsche Voltaire werden. Archenholz stellte Friedrich II. in eine Reihe mit Alexander dem Großen, Augustus und Ludwig XIV. – alles Herrscher, auf deren ruhmreiche Eroberungskriege eine Blüte der Künste und Wissenschaften gefolgt war: *Nun fing die große Kultur-Epoche der Deutschen an*, und der Krieg war ihr Geburtshelfer: Dem *beständigen Anblick außerordentlicher Kriegs-Szenen* sei es zu danken, dass der *Geist der Deutschen erhöht* worden sei.[179] Dieser militarisierten preußisch-

patriotischen Literatur hatte die österreichische Seite nichts Gleichwertiges entgegenzustellen. Dort gab es nichts annähernd so Erfolgreiches wie Kleists Heldengedichte, Gleims ‹Lieder eines preußischen Grenadiers› oder Abbts ‹Vom Tod für das Vaterland›. Hier und da versuchten sich zwar auch habsburgische Untertanen in heroischer Kriegsdichtung. So besang etwa der Jesuit Michael Denis, Lehrer am Wiener Theresianum, in ‹Poetischen Bildern› mittels holpriger Alexandriner Maria Theresias

Tugenden und Dauns Schlachtensiege für das gebildete Lesepublikum.[180] Doch das Werk blieb weitgehend im Rahmen konventioneller Gelegenheitsdichtung und Herrscherpanegyrik; es riss niemanden mit. Die pro-preußischen Schriftsteller hingegen vertraten ein neues Ideal für ein neues Publikum: das Ideal eines Krieges, der die Ständegrenzen einebnen, alle gleichermaßen im neuen Sinne zu *Bürgern* machen und zu einer *Nation* zusammenschweißen würde. Dabei

blieb zwar vage, woraus diese – deutsche? preußische? – Nation tatsächlich bestand, doch dieses Bild vom Krieg war zukunftsträchtig. In der Napoleonischen Zeit und danach konnte die nationalistische Propaganda genau daran anknüpfen und den Siebenjährigen Krieg rückblickend als deutschen Nationalkrieg feiern. Maria Theresia hatte sich als Verbündete der Franzosen diskreditiert, während Friedrich II. als deutscher Held erscheinen konnte, der bei Rossbach den französischen

Erbfeind besiegt hatte.

Mit der Wirklichkeit des Krieges hatten die literarischen Imaginationen der preußischen Barden allerdings wenig zu tun. Literaten, Dichter und Prediger, die in der Mehrzahl nie ein Schlachtfeld gesehen hatten, zeigten sich verbal deutlich blutrünstiger und gewaltbereiter als die meisten Soldaten. Die realen Armeen waren alles andere als Schulen welcher Nation auch immer. Ulrich Bräker, der später berühmte ‹Arme Mann im Tockenburg›, der in die preußische

Armee gepresst worden und in der Schlacht bei Lobositz wie so viele andere desertiert war, beschrieb die Truppen aus eigener Anschauung als *wundersames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Bayern, Tirolern, Welschen, Franzosen, Polacken und Türcken*, allesamt *hingeworfene verkaufte Hunde – zum Abschmieren im Frieden, zum Totstechen und Totschießen im Krieg bestimmt.*[181]

Die Perspektive des unparteiischen Dritten, zu dessen Schaden die Potentaten ihre Kriege führen, findet sich vor allem in

Flugschriften und illustrierten Flugblättern. Sie stammen zumeist aus den städtischen Druckerzentren im Südwesten des Reiches, vor allem aus Augsburg und Nürnberg. In den Erbländern ebenso wie in Preußen gab es so gut wie keine Bildpublizistik.[182] Für die Karikaturisten stellte sich der Krieg als Spiel dar, L'Ombre, Pharao, Würfelspiel, Schach oder Billard. Wie bei einem Spiel geht es ja im Krieg um Sieg oder Niederlage; der Ausgang ist ungewiss, womöglich vom schieren Zufall abhängig. Außer den Spielern gibt es

Zuschauer, die auf ihren Einsatz in der nächsten Runde warten. Alle Akteure nehmen an ein und demselben Spiel teil, denn alle kennen die gemeinsamen Regeln – was selbstverständlich nicht ausschließt, dass sie mitunter falschspielen. Es geht darum, die Kalkulationen der anderen Akteure vorauszusehen und dann die eigenen Züge danach auszurichten, die anderen zu täuschen, ihnen zuvorzukommen oder sie für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. In all dem glich der Krieg dem Spiel. Die

Metapher enthielt aber zugleich den Vorwurf des Unernsten, der Frivolität, des Zynismus. Denn im Unterschied zu anderen Spielen bestanden die Einsätze in der Realität ja aus Ländern und Untertanen. Ähnlich verhielt es sich mit dem Krieg als Tanz oder Schauspiel – höfische Divertissements, mit denen sich die Großen zum Schaden der Untertanen belustigten.[183]

Abb. 32: *Abbildung des jetzigen Politischen L'Ombre Spiels im Hause der Frau Germanin.* Anonymer Einblattdruck

Die Rolle Maria Theresias in diesen Blättern hatte sich gegenüber denen aus dem

Erbfolgekrieg signifikant verändert. Sie war nun nicht mehr die verfolgte, unschuldige, ihrer Kleider beraubte Frau, sondern ein Spieler unter anderen; ihr Geschlecht spielt keine Rolle mehr. Wie in dem hier abgebildeten Beispiel (Abb. 32): Am L'Ombre-Tisch sitzen ausschließlich Männer: der ungarische Magnat, der preußische Offizier, der englische Lord, der französische Marquis und so fort. Das Blatt des Preußen hat sich zum Schlechten gewendet, jetzt setzt er alle seine Trümpfe ein; der Russe hat seine Karten

überschätzt; der Ungar will das Spiel nicht beenden, bevor er seinen Einsatz zurückgewonnen hat. Auch diesmal ist die unschuldig Leidtragende eine Frau, aber es ist nicht die Kaiserin, sondern die *Frau Germanin.* Sie steht lamentierend am Rand, denn sie hat ihr Haus für das Spiel hergegeben und will es endlich beendet haben, um sich zur Ruhe legen zu können. Durchs Fenster aber lugt ein türkischer Nachtwächter und droht: *Ihr Herren macht ein End, und geht einmal nach Haus, Wo nicht, so komme ich, und*

lösch die Lichter aus. Flugblätter wie dieses mahnten zu patriotischer Einigkeit in *Teutschland*, weil sonst die äußeren Feinde – man fürchtete damals wieder ein Eingreifen der Osmanen – sich die Lage zunutze machen und das Spiel auf ihre Weise beenden würden. Solche Flugblätter nahmen Zuflucht zu einer höheren Legitimationsinstanz: *Der Mächtigste Monarch so ein Herr aller Herren/Woll' zu dem edlen Fried das Herz der Großen kehren/Damit durch Einigkeit werd' wider gut gemacht/Was durch den harten Krieg*

fast gar zu Grund gebracht. [184] Es ist kein Zufall, dass diese Sicht in einer gemischtkonfessionellen Reichsstadt wie Augsburg gedeihen konnte. Es war die Beobachterperspektive des ohnmächtigen Dritten, des Reichspatrioten, der zusehen musste, wie die Großen das gemeinsame Haus verspielten.

Der Krieg war nicht nur ein Krieg um die Kontrolle der öffentlichen Meinung, er war auch ein Krieg um die Kontrolle der Kommunikation unter den Herrschenden. Seit langem war es

selbstverständlich, dass jeder Potentat über Informanten an anderen Höfen verfügte. Das waren nicht nur die offiziellen Gesandten und Residenten. Man unterhielt auch informelle Patronagebeziehungen zu hochadeligen Mitgliedern der anderen Höfe, man bezahlte Sekretäre, Schreiber und Kanzlisten der Gegenseite oder man kaufte Informationen von gewerbsmäßigen Spionageagenturen.[185] So erhielten beispielsweise einflussreiche Mitglieder der Sankt

Petersburger Hofgesellschaft Pensionszahlungen aus Wien und zeigten sich dafür durch entsprechende politische Einflussnahme erkenntlich.[186] Friedrich II. bezahlte den sächsischen Kanzleischreiber Menzel und den Sekretär des österreichischen Gesandten in Berlin, Weingarten, und erhielt von ihnen Abschriften der Korrespondenzen des Dresdner und des Wiener Hofes.[187]

Informanten zu unterhalten war das eine, den Postverkehr der Gegenseite anzuzapfen das andere

Mittel der Spionage. Dazu gab es an strategisch günstig gelegenen Poststationen sogenannte *cabinets noirs*, Schwarze Kabinette oder Logen, wo die Briefe zwischen den Höfen unbemerkt abgefangen, vorsichtig geöffnet, abgeschrieben, sorgfältig wieder verschlossen und weitergeschickt wurden. Vorreiter in dieser Praxis war der französische Hof. Maria Theresia selbst klagte ein ums andere Mal darüber, dass die Preußen ihre Briefe mitläsen. Besonders vertrauliche Korrespondenz schickte sie nur über Kuriere oder

gab sie Personen aus ihrem engsten Umfeld mit auf die Reise.[188] Im Winter 1778/79, als Indiskretionen um den Beichtvater des Erzherzogs Ferdinand, Rollemann, für erhebliche Verstimmung zwischen Wien und Neapel sorgten, führte sie selbst das auf geöffnete Briefsendungen zurück und äußerte sich empört über die Untreue – *infidélité* – der Post.[189] Es sei eine Unverschämtheit, dass man offenbar die Briefe des Hofkaplans abgefangen und geöffnet habe – und zwar ohne ihre Erlaubnis. Denn das Briefgeheimnis war in

ihren Augen eine einseitige Sache. Die Kontrolle des Briefverkehrs, schrieb sie, *ist ein Punkt, der dem Souverän allein vorbehalten und erlaubt ist; von einem Privatmann dagegen ist das eine betrügerische und infame Handlung.*[190]

Unter Maria Theresia selbst wurde die Postkontrolle in den 1750er Jahren ausgebaut und perfektioniert. Die Kaiserwürde ihres Gatten bot auch in dieser Hinsicht einen wesentlichen Vorteil. Der Kaiserhof konnte sich nämlich – ähnlich wie bei der Zensur des Zeitungswesens – eines

kaiserlichen Rechts bedienen, des Postregals. Schon unter Maria Theresias Vorfahren hatte die Thurn und Taxis'sche Reichspost an bestimmten Knotenpunkten über Schwarze Kabinette verfügt. Nach dem Erbfolgekrieg riet Kaunitz der Kaiserin, das Postsystem insgesamt auszubauen. Alles, was *die Staats- und geheimbe Angelegenheiten betrifft*, reklamierte er dabei ausdrücklich für sich selbst.[191] Die Schlüsselfiguren beim Postausbau waren der Geheime Kabinettssekretär Ignaz Koch, einer der engsten Vertrauten der

Kaiserin, und der Geheime Rat Franz Michael Florence von Lilien, ein überaus reger Projektemacher und Intrigant im Dienst des Hauses Thurn und Taxis, der den Staatskanzler mit Denkschriften zu allen möglichen Infrastrukturprojekten förmlich überschüttete.[192] Seine Beziehung zum Kaiserhaus intensivierte er unter anderem dadurch, dass er nach 1746 in zweiter Ehe eine Tochter Bartensteins heiratete.[193] Nach dem Erbfolgekrieg etablierte Lilien in den Erbländern erstmals einen

regelmäßigen täglichen Postkutschenverkehr. Ihm war es zu verdanken, dass in Wien in den 1750er Jahren wöchentlich 77 Postfuhren einkamen, deutlich mehr als in Berlin, ja sogar mehr als in Hamburg – noch dichteren Postverkehr gab es im Reich sonst nur in dem Druckerzentrum Nürnberg, in der Handelsmetropole Frankfurt und im englischen Hannover.[194] Mit dem Ausbau der Poststationen ging der Ausbau des geheimen Überwachungssystems Hand in Hand.[195]

Vor dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges hatte Friedrich II. über seinen Spitzel Weingarten von dem System erfahren und daraus für seine eigene Propaganda Nutzen gezogen. In einer Denkschrift vom Dezember 1756 mit dem Titel ‹Sancta Sanctorum ou secret de tous les secrets›, ‹Geheimnis aller Geheimnisse›, reagierte Lilien auf diese Panne und beschrieb ausführlich, wie sich die geheimen Postlogen besser absichern ließen. Diese Schrift wirft einiges Licht darauf, wie das System sich

entwickelt hatte, wie es funktionierte und welche Rolle der Kaiserin dabei zukam.[196] Der General der Reichspost sei durch seinen Eid strikt auf das Briefgeheimnis verpflichtet, so Lilien; davon hänge die ganze Sicherheit des Postwesens ab. Allein der Kaiser als höchster Richter dürfe zum Wohl des Reiches und der Religion diese allgemeine Regel einschränken, und so sei es seit den Zeiten Kaiser Josephs I. ursprünglich auch gehalten worden. Mit der Zeit allerdings seien die *geheimen*

Manöver unter der Obhut des Reichsvizekanzlers aus dem Ruder gelaufen; subalterne Postbedienstete in Frankfurt und Augsburg hätten die Schwarzen Kabinette zur eigenen Bereicherung benutzt. Eine Zeitlang sei dieses Mittel daher vom Wiener Hof nur noch ungern eingesetzt worden. Vor dem Wittelsbacher Kaiser Karl VII. habe man die Manöver ohnehin sorgsam verbergen müssen. Seitdem die Habsburger wieder im Besitz der Kaiserkrone waren, habe der Baron Koch, das Wohl der Kaiserin vor Augen, die

Loge in Nürnberg ausbauen und in Regensburg, Maastricht und Duderstadt neue einrichten lassen. Sie seien nun strategisch so günstig verteilt, dass man in Wien über die Vorgänge in fast allen Kabinetten Europas unterrichtet sei.

Doch die Brisanz der ganzen Sache lag auf der Hand. Zum Wohle des Erzhauses wurden ja nicht nur auswärtige Mächte, sondern auch andere Reichsfürsten ausspioniert, und dazu bediente man sich einer Reichsinstitution und berief sich auf die Autorität als Reichsoberhaupt. Es war folglich

von größter Wichtigkeit, so Lilien, dass das ganze System der Logen geheim blieb. Das strukturelle Problem bestand darin, dass es viele eingeweihte Mitarbeiter gab, die ihre Vorgesetzten mit ihrem Wissen erpressen und das System jederzeit auffliegen lassen konnten. Um das zu verhindern, sei es unerlässlich, das Logensystem auch vor dem Generalpostmeister, dem Fürsten Thurn und Taxis selbst, weiterhin streng geheim zu halten. [197] Das liege, argumentierte Lilien, ganz im Interesse des Fürsten. So könne er in aller

Aufrichtigkeit feierlichen Protest erheben und heilige Eide schwören, dass er nicht den geringsten Anteil an *schlimmen Praktiken* seiner Untergebenen habe, wenn etwas herauskomme und ein Reichsstand – wie zuletzt der König von Preußen – öffentlich Protest erhebe. Jedem Mitarbeiter einer Loge aber sei *sehr ernsthaft zu insinuieren*, dass der Fürst, ihr Herr, nichts davon wisse, und dass er, wenn er jemals davon erführe, diese Praktiken nicht ungestraft lassen würde.[198] Auf diese Weise, so meinte der schlaue Lilien,

ließen sich die Schwarzen Kabinette gefahrlos weiter vermehren. Gefährdet seien allerdings die beiden Direktoren, die das Logensystem leiteten, also diejenigen, die einerseits die Subalternen in Schach hielten und andererseits den Generalpostmeister vor dem Kontakt mit der Wahrheit abschirmten. Diese Direktoren nähmen das ganze Risiko auf sich und verdienten daher allen erdenklichen Schutz, da sie ja äußerst wichtige Aufgaben für das Interesse des Hauses Österreich

erfüllten. Dieser Schutz aber könne nur in der allerhöchsten Protektion durch die Kaiserin selbst bestehen. [199]

Das System der Schwarzen Kabinette wurde in den Folgejahren, als es darum ging, über die Schachzüge der Kriegsgegner rechtzeitig im Bilde zu sein, tatsächlich weiter ausgebaut. Es ist anzunehmen, dass die Kaiserin selbst eingeweiht und einverstanden war, weil von ihrer Rückendeckung alles abhing. Doch der raffinierte Plan Liliens ging nicht auf. Die Kontrollierbarkeit

der Post hatte Grenzen; das Geheimnis aller Geheimnisse blieb nicht geheim. Trotz Liliens Vorkehrungen gab es allerhand Missbrauch; einzelne Mitarbeiter veruntreuten Geld und Wertsachen aus den Postsendungen. Die Klagen über geöffnete Briefe mehrten sich; das Vertrauen in die Reichspost wurde brüchig. Schließlich führte die Enttarnung eines Doppelagenten namens Ivo Welz dazu, dass das Überwachungssystem 1759/60 aufflog.[200] Für die *Aufrechterhaltung der kaiserlichen*

Autorität, wie Lilien sie angepriesen hatte, erwiesen sich die Schwarzen Kabinette als höchst zweischneidig. [201] Denn ihre Entdeckung führte dem Publikum einmal mehr vor Augen, dass das Erzhaus sich der Kaiserwürde ungeniert zum eigenen Vorteil bediente. Maria Theresias Überzeugung, es gebe eine selbstverständliche Interessenidentität zwischen der habsburgischen Dynastie und dem ganzen Reich, wurde ja keineswegs von jedem geteilt. Die Affäre gab dem Glaubwürdigkeitsverlust des Erzhauses in der Öffentlichkeit des

Reiches weitere Nahrung. Daran konnte Friedrich II. mit seiner Propaganda anknüpfen.

Desaströse Bilanz

Der Friede von Hubertusburg wurde in Wien nicht wie andere Friedensschlüsse mit spektakulären Solennitäten, mit Kanonendonner, Pauken und Trompeten öffentlich begangen. Während für Friedrichs Rückkehr in Berlin Triumphbögen errichtet wurden, gab es in Wien nicht viel zu feiern. Sieben Jahre

Krieg hatten verwüstete Länder, immense Staatsschulden und eine halbe Million Tote allein unter den Soldaten auf dem europäischen Kriegsschauplatz hinterlassen – aber den territorialen Status in Europa in keiner Weise verändert. [202] *Wenn man nun aber bedenkt, welche unzähligen Opfer dieser Krieg gefordert hat, wieviel Provinzen verwüstet, wieviel Famlien ruiniert worden sind, und das alles, um die Herrscher in dem status quo ante zu sehen, so möchte man über den Wahnwitz der Menschheit laut aufschreien*, schrieb der preußische

Kammerherr Lehndorff in sein Tagebuch.[203] Allerdings hatten sich die Gewichte in Europa zu Lasten Frankreichs und des Erzhauses verschoben. Der König von Preußen hatte sich als den alten Monarchien Frankreich und Habsburg ebenbürtige Großmacht behauptet und war von der politischen Bühne Europas zukünftig nicht mehr zu verbannen. Maria Theresia hatte nicht nur ihre politischen Ziele nicht erreicht, nicht nur die bescheidenen Erfolge der Verwaltungs-, Finanz- und

Militärreformen wieder verspielt, sondern sie stand in mancher Hinsicht sogar schlechter da als zu Beginn ihrer Regierung. Die Staatsschulden hatten sich gegenüber dem Stand von 1740 geradezu verdoppelt.[204] Kaunitz' genialer Plan war desaströs gescheitert.

Den Verlust Schlesiens hat Maria Theresia später nie wieder zu revidieren versucht. Ihre Haltung zum Krieg veränderte sich in der Folgezeit überhaupt ganz grundlegend, wie sich in den 1770er Jahren zeigen sollte. Was

allerdings ihr persönliches Verhältnis zu Friedrich II. anging, so blieb sie trotz des Friedensschlusses unversöhnlich – durchaus gegen die ungeschriebenen Regeln adeliger Höflichkeit. Angesprochen auf das Gerücht, der König habe ihr *in den schmeichelhaftesten Ausdrücken geschrieben und von ihr auf der Stelle eine analoge Antwort empfangen*, antwortete sie: *Kein Wort ist wahr. Ich bin dem Könige wohl obligirt, dass er mir nicht geschrieben; meine Feder hätte ihm niemals geantwortet.* [205] Die zahlreichen

Darstellungen des Friedensschlusses auf Wandteppichen, Kupferstichen und Münzen, die die drei Monarchen friedlich vereint zeigen, sind allein symbolisch, nicht dokumentarisch zu verstehen (vgl. Abb. 45).[206] Niemals ist Maria Theresia ihrem Feind je persönlich begegnet. Friedrich seinerseits teilte übrigens ihre Unversöhnlichkeit nicht, im Gegenteil, er äußerte sich über seine Gegnerin durchaus mit Respekt, billigte ihr politische Klugheit, Festigkeit und Genie zu und nannte sie *eine Frau, die man*

für einen großen Mann halten kann. [207]

Maria Theresia und Friedrich II. sind von den Historikern des 19. Jahrhunderts zum großen Gegensatzpaar der deutschen Geschichte, zur Verkörperung des Antagonismus von weiblich-defensivem und männlich-aggressivem Prinzip stilisiert worden.[208] Das sagt allerdings mehr über die Geschlechterstereotype des 19. Jahrhunderts als über die beiden Monarchen. Aus größerer historischer Distanz erscheinen sie

einander vielmehr nicht unähnlich. Beide charakterisiert es, dass sie im Krieg rücksichtslos und unbeirrt an ihrem einmal gesetzten Ziel festhielten. Auch in der Wahl der politischen Mittel waren beide einander verwandter, als es auf den ersten Blick scheint; die Reichsinstitutionen wurden von beiden gleichermaßen instrumentalisiert. Die Wertungen, die manche Historiker damit verbanden, waren dennoch entgegengesetzt. Wenn dem preußischen König bescheinigt wurde, er habe die Wirklichkeit

dem eigenen Willen unterworfen und nur zur Kenntnis genommen, was seiner Einbildung entsprach, so galt das als «männliche» Standhaftigkeit.[209] Wenn hingegen über Maria Theresia gesagt wurde, sie habe sich in ihrer Feindschaft gegenüber Friedrich standhaft «auf ewig» im Recht gefühlt, so betrachtete man das als «echt weiblichen Gedankengang».[210]

Allerdings waren in diesem Krieg die Heldenrollen anders verteilt; die Verhältnisse hatten sich gegenüber dem Erbfolgekrieg

geradezu umgekehrt. Damals hatte sich Maria Theresia einer Übermacht von Feinden gegenübergesehen, die ihr Erbe unter sich aufteilen wollten; jetzt stand dem König von Preußen eine große Koalition von Potentaten gegenüber, die sich seine Länder zur Beute machen wollten. Im Erbfolgekrieg war es Maria Theresia, die sich wider alle Erwartungen behauptete, im Siebenjährigen Krieg war es Friedrich. Jeder der beiden Herrscher hatte sein eigenes Mirakel, um das sich der jeweilige

Heldenkult rankte. Entsprechend war es der Erbfolgekrieg, der im österreichischen Nationalmythos eine zentrale Rolle spielte, während der Siebenjährige Krieg für den preußisch-deutschen Mythos prägend war. In der borussischen Historiographie wurde dieser Krieg in ein moralisch veredelndes Licht getaucht und als entscheidender Schritt auf dem Weg zur kleindeutschen Reichsgründung 1871/72 gefeiert. [211] Die österreichische Historiographie sah das nicht wesentlich anders, nur unter

umgekehrtem Vorzeichen. So resümierte der Biograph Eugen Guglia 1917, in Maria Theresias unbeirrbarem Kampf um Schlesien habe sich «ein divinatorischer Instinkt» ausgesprochen, «dass das Haus Österreich mit diesem jungen Staat [Preußen] einst um die Vorherrschaft in Deutschland werde kämpfen müssen; der Siebenjährige Krieg war in der That, wie schon oft gesagt wurde, ein Vorläufer des Krieges von 1866».[212]

Auch das Heilige Römisch-deutsche Reich war ein

Langzeitopfer des Siebenjährigen Krieges. Innerhalb des Reichsverbandes standen einander fortan zwei große, annähernd gleichgewichtige Mächte gegenüber, die die Reichsinstitutionen nach Belieben lahmlegen oder – wenn sie sich einig waren – beseitigen konnten. [213] Beide Gegner, Maria Theresia und Friedrich II., trugen ihr Teil dazu bei, die eigenen Prophezeiungen wahr werden zu lassen. Maria Theresia konnte sich in ihrer Geringschätzung des Reiches bestätigt fühlen, von dem

sie schon vor dem Krieg gefunden hatte, es befinde sich in Auflösung: *tout y etait corrompu*.[214] Darin war sie nicht weit von ihrem Gegner entfernt, der bereits bei seiner Thronbesteigung den Anfang vom Ende des Reiches vorausgesagt hatte: *Der Stein ist losgetreten, der in der Vision des Nebukadnezar auf die vier Metalle stürzte und alles zermalmte*.[215]

IX
DAS KAPITAL DER DYNASTIE

~

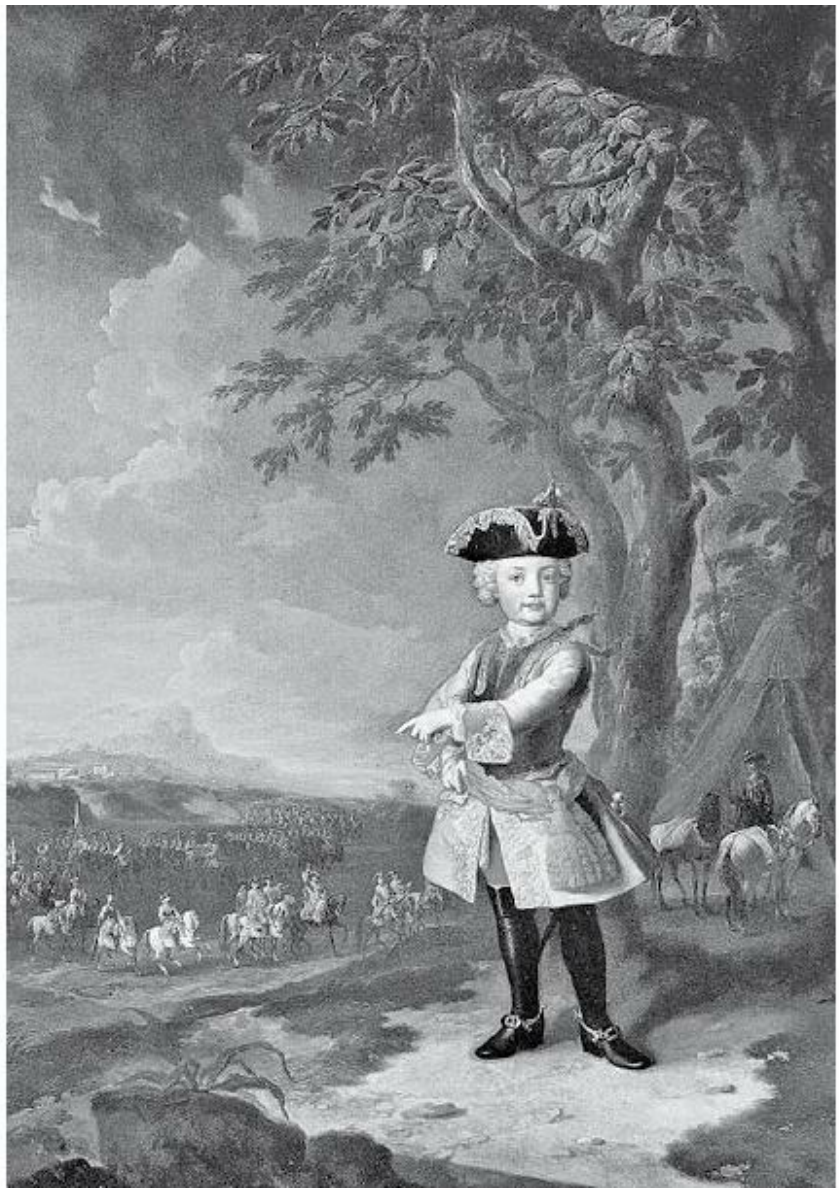


Abb. 33: Erzherzog Leopold als Regimentschef.
Werkstatt Martin van Meytens, um 1753

Kleine Herrschaften

Erzherzog Leopold, das neunte Kind Maria Theresias, war schon im Alter von sechs Jahren Chef eines Kürassierregiments. Als solchen zeigt ihn dieses klassische Feldherrenporträt aus der Werkstatt des Hofmalers van Meytens aus der Zeit um 1753. In Feldherrenpose und Harnisch steht der kleine Herr erhöht auf einem Hügel und weist mit der linken Hand schräg hinter sich auf seine Truppen, die in wohlgeordneter Formation aus der Tiefe des Raumes heran- und hinter dem

Feldherrenhügel vorbeiziehen. Im Hintergrund rechts ist ein Feldlager angedeutet; links öffnet sich der Raum zu einer weiten Landschaft, über die der Erzherzog mit seiner souveränen Geste gebietet. Die Rolle des Regimentschefs nahm er nicht nur auf dem Gemälde ein; er war tatsächlich bereits 1750, mit drei Jahren, Inhaber eines eigenen Regiments geworden, auch wenn das Kommando einstweilen von einem Stellvertreter geführt wurde. [1] Auch seinen anderen Söhnen übertrug Franz Stephan schon im Kindesalter eigene Regimenter,

was bis dahin im Kaiserhaus nicht üblich gewesen war.[2] Khevenhüller beschreibt, wie formvollendet so etwas ablief. Als der Kaiser im Juli 1756 einmal die große Antekammer in Schönbrunn passierte, stand da mit einer Bittschrift in der Hand ein Kind in Uniform, das er selbst erst auf den zweiten Blick als seinen damals jüngsten Sohn, den Erzherzog Ferdinand, erkannte. Das Kind, das die Kaiserin dort hatte platzieren lassen, bat seinen Vater auf diese Weise schriftlich um ein Regiment, das gerade durch den Tod eines 70-

jährigen Feldmarschalls vakant geworden war. *Der kleine Herr muste auch hernach, um alle Militar-Formaliteten zu observiren, sich als neu promovirter Obrister bei den Herrn Kriegs-Praesidenten stellen und selben in der Statt eine Visite machen.*[3] Der Erzherzog Ferdinand war zu diesem Zeitpunkt gerade zwei Jahre alt geworden. Schon zur Geburt hatte er vom König von Neapel einen goldenen Degen geschenkt bekommen, auf dass er ihn *nach dem Beispiel seiner Vor-Eltern gegen die Ungläubige mit aller Gloire führen möge.*[4] Die

kleinen Prinzen aus dem Hause Habsburg-Lothringen konnten nicht früh genug auf die ruhmreiche kriegerische Tradition ihrer Häuser eingeschworen werden. Spätestens mit sieben Jahren präsentierten sie sich der Hofgesellschaft dann an der Spitze ihrer eigenen Truppen. So war es zum Beispiel anlässlich der Fahnenweihe von Leopolds Regiment 1764, wo *die drei Erzherzogen Leopold, Ferdinand und Maximilian als Obriste erschinen und à la tête de leurs régiments und zwar der letzte ebenfahls gleich den ersten*

zu Pferd und en cuirasse paradiret haben.[5] Maximilian, der Jüngste, war zu diesem Zeitpunkt sieben Jahre alt, Ferdinand neun und Leopold siebzehn. Auch bei Galatagen erschienen die Kinder in ihren Regimentsuniformen und speisten gelegentlich im Kreis ihrer Standesgenossen, der Generäle.[6]

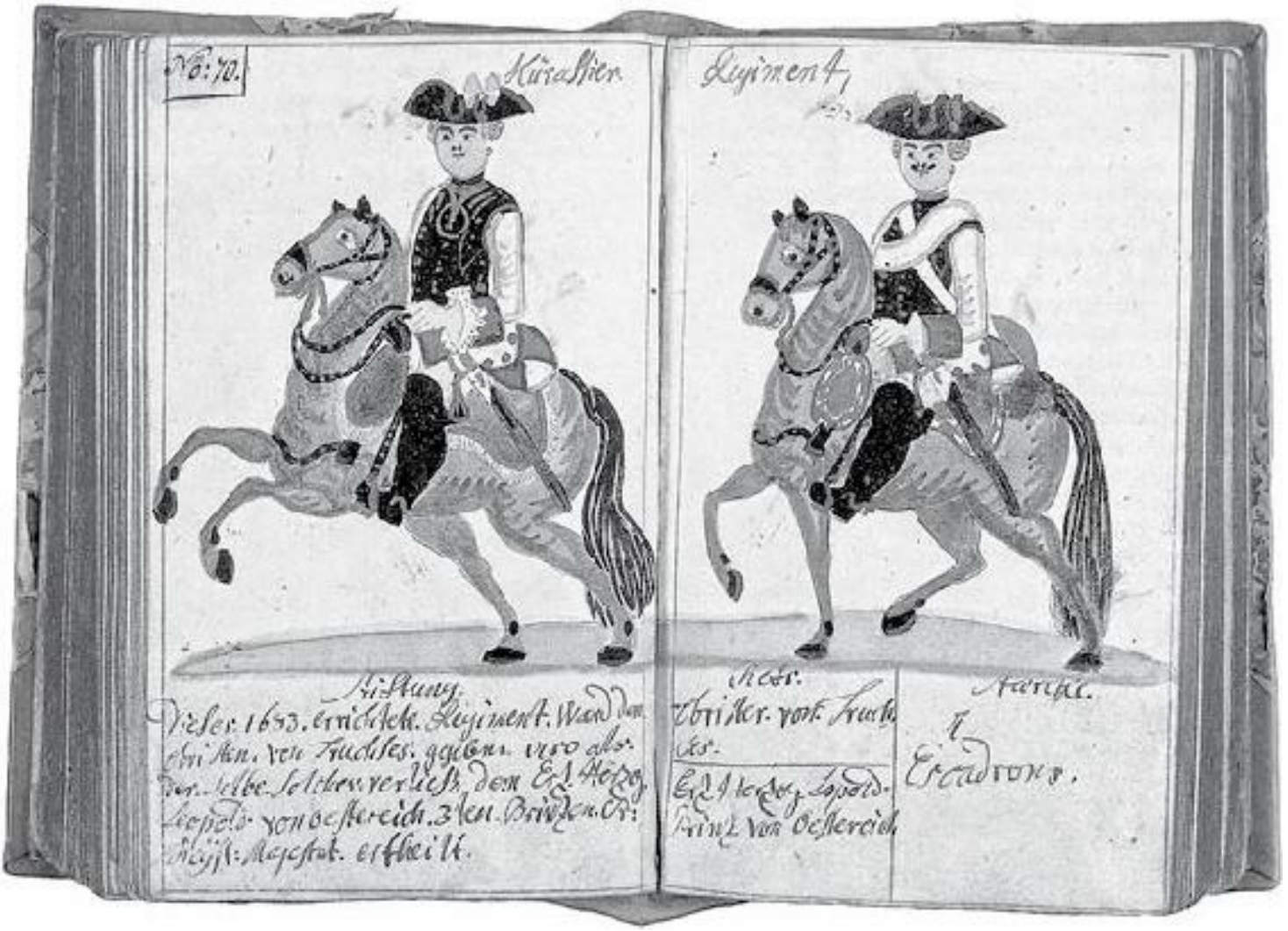


Abb. 34: Uniformen des Regiments Erzherzog Leopold. Bautzener Bilderhandschrift aus dem Jahre 1762

Die kleinen Erzherzöge und Erzherzoginnen von Österreich wurden von Geburt an als

neugeborene Herren und Frauen ihrem Stand gemäß behandelt. Nicht ihr Alter, sondern ihr Status als Mitglieder der Herrscherfamilie bestimmte, wie mit ihnen umzugehen war.[7] Sie stellten das wichtigste Kapital der Dynastie dar, denn sie waren es, die die Kontinuität der habsburgischen Herrschaft verbürgten – eine Kontinuität, die ja nach Karls VI. Tod massiv in Frage gestellt worden war. Mit jedem Sohn, der dem Herrscherpaar geboren wurde, verringerte sich die Gefahr, dass eine solche Katastrophe sich

wiederholte; mit jedem Kind wuchs die Macht des Allerhöchsten Erzhauses. Denn jedes Kind bedeutete potentielles Kapital auf dem Heiratsmarkt des europäischen Hochadels; mit jedem Kind konnten wichtige Herrschaftspositionen besetzt werden, was sich gar nicht früh genug einfädeln ließ. Der demonstrativen Inszenierung ihres dynastischen Kapitals – der Söhne, aber auch der Töchter – galt daher Maria Theresias größtmögliche Aufmerksamkeit. Das lässt sich zum Beispiel am neuen Stil der

Bildnisproduktion ablesen. In der bildlichen Darstellung der Dynastie stand nicht mehr wie traditionell üblich die (männliche) Ahnenreihe im Vordergrund, sondern das Elternpaar im Kreise seiner sämtlichen Kinder wurde zum vorrangigen Sujet.[8] Nicht nur die berühmten monumentalen Familienporträts aus der Meytens-Werkstatt verherrlichten die Fruchtbarkeit des Kaiserpaares, sondern auch zahllose Kupferstiche und Einblattdrucke, die so preiswert waren, dass selbst die einfachen Untertanen sie sich in

ihren Wohnungen an die Wand hängen konnten (s. Abb. 35 und 36). Das Motiv des Kaiserpaares mit seinen Kindern in Gestalt eines Baumes mit lauter Porträtmedaillons findet sich sogar als Altar-Antependium, nämlich als Stiftung für die Gnadenkapelle von Mariazell, als Geschenk an die Gottesmutter, deren himmlischer Fürsprache Maria Theresia ihre überreiche Nachkommenschaft zu verdanken hatte.[9] Den Gläubigen, die in Mariazell selbst um den göttlichen Segen für Empfängnis, Schwangerschaft und

Geburt beteten, wurde auf diese Weise auch im Gottesdienst die vorbildliche Fruchtbarkeit des Herrscherhauses vor Augen geführt.

Von klein auf standen die Kinder auf der Bühne, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, und wurden dem fachkundigen Urteil des höfischen Publikums ausgesetzt, das mitunter harsch ausfiel.[10] Gemeinsam mit den Kindern bevorzugter Höflinge studierten alle, auch die Kleinsten, regelmäßig Singspiele, Balletts, Komödien, manchmal auch

Tragödien ein – ebenso wie Maria Theresia selbst es als Mädchen mit viel Applaus getan hatte. Kein Kind war zu klein, als dass man es nicht hätte einbeziehen können – einmal wurde selbst die noch nicht ganz einjährige Johanna als Putto in den Wolken präsentiert. Als Zeichen besonderer Gunst lud die Kaiserin auswärtige Gäste oder hohe Amtsträger zur *Comödie, wo meine Kinder tanzen*, ein.[11] Eifersüchtig achteten die hochadeligen Eltern darauf, wessen Kinder sich beteiligen durften, ob sie sich hervortaten und wie viel

Beifall sie ernteten. Theater, Tanz und Gesang waren nicht zuletzt Mittel zum Erwerb eines ungezwungenen und «natürlichen» körperlichen Habitus, *d'un air aisé et naturel.* Die Kinder sollten lernen, mit einer Mischung aus Ehrbarkeit und Kühnheit – *une honnête hardiesse* – zu sprechen und ein nobles, sicheres Auftreten – *une contenance noble et assurée* – an den Tag zu legen.[12] Joseph spielte als Sechsjähriger in der französischen Komödie mit, wovon sich seine Eltern versprachen, dass er seine Hemmungen ablege.[13]

Das scheint nicht gelungen zu sein, denn Khevenhüller kritisierte mehr als einmal seine Schüchternheit und seine undeutliche Aussprache. [14] Bei besonderen dynastischen Solennitäten traten die Kinder alle gemeinsam vor großem höfischem Publikum auf, so 1765 anlässlich der zweiten Hochzeit des Thronfolgers in der Oper ‹Il parnasso confuso› von Metastasio und Gluck und dem Ballett ‹Il trionfo d’amore› von Franz Hilverding, wo die vier älteren Schwestern sangen, Leopold das Orchester dirigierte, der elfjährige

Ferdinand, die neunjährige Marie Antoinette und der achtjährige Maximilian tanzten. Die spektakuläre Aufführung fand größten Beifall und wurde wiederum – gleichsam als Inszenierung zweiter Ordnung – auf einem großen Zeremonialgemälde festgehalten (Farbtafel 15).[15]

Maria Theresia verfolgte eine gezielte Strategie, um dem Publikum ihre blühende Nachkommenschaft nicht nur auf der Bühne, sondern auch in ihrer angeborenen Herrscherrolle zu

präsentieren. Dazu führte sie nach dem Erbfolgekrieg eine Reihe bemerkenswerter zeremonieller Innovationen ein. Die Verleihung der Regimenter an die kleinen Söhne war nur eine davon. Eine andere bestand darin, höfische Galatage zu Geburts- und Namenstagen der Kinder nicht erst, wie es bis dahin üblich gewesen war, ab ihrem siebten Geburtstag zu feiern, sondern von Anfang an, *indistincte des Alters*, und zwar für die Töchter wie für die Söhne.[16] Auch Besuchern führte Maria Theresia schon die kleinsten Kinder

bei jeder sich bietenden Gelegenheit vor.[17] Spätestens im Alter von sieben spielten sie dann ihre Rolle im offiziellen Hofleben: Sie nahmen an Appartements, öffentlichen Tafeln, Militärparaden, Kirchgängen und Prozessionen teil und saßen im Theater in der ersten Reihe. Es kam vor, dass der siebenjährige Thronfolger den Tanz beim Hofball eröffnete oder die sechs-, sieben- und elfjährigen Erzherzoginnen mit den auswärtigen Gesandten tanzten.[18] Eine weitere spektakuläre Neuerung war die

Aufnahme schon der kleinen Erzherzöge in den Vliesorden. Dass der Thronfolger bereits bei der Taufe das Goldene Vlies erhielt, war nicht neu, das hatte schon Karl VI. so gemacht.[19] Ohne Vorbild war aber, dass auch Karl schon mit zehn und Leopold mit acht Jahren formal in den Orden aufgenommen und als Ritter eingekleidet wurden, wofür man erstmals die ungemein kostbaren und aufwendigen Ordenshabits in Kindergrößen anfertigen ließ.[20] Ein anderes Beispiel einer solchen zeremoniellen Inszenierung betraf

die dynastische Kontinuität im Königreich Ungarn. Schon mit knapp drei Jahren trat Joseph als Thronfolger bei Hof in ungarischer Kleidung auf und wurde auch so porträtiert (s. Farbtafel 7).[21] Bei ungarischen Herrschaftsritualen wurden alle Söhne demonstrativ einbezogen. So trat das Herrscherpaar auf dem Pressburger Landtag von 1751 vor den Ständen zusammen mit seinen drei Söhnen auf, alle in Landestracht. Der erste, Joseph, wurde von den Ständevertretern auf Latein, der zweite, Karl, auf Ungarisch

angesprochen. Der zehnjährige Joseph antwortete lateinisch, der sechsjährige Karl ungarisch – eine außergewöhnliche Geste, denn die Habsburger beherrschten die Landessprache eigentlich nicht. [22] Die Wirkung dieser symbolischen Details, für die die Zeitgenossen einen geschulten Blick besaßen, war wechselseitig: Nicht nur konnten sich die ungarischen Adeligen (von denen die Herrscherin gerade neue Steuern bewilligt haben wollte) besonders wertgeschätzt fühlen, sondern die Kinder wurden auch

auf neue Weise ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt.

Abb. 35: Das Kaiserpaar und seine Nachkommen. Kupferstich von Johann Michael Probst, nach 1756

Neu gestaltete Maria Theresia auch die Titulaturen ihrer Kinder, die alles andere als bloße Äußerlichkeiten waren. Über kaum etwas wurde damals so erbittert gestritten wie über Titel; durch sie wurden die Rangverhältnisse unter den Potentaten austariert und Rechtsansprüche behauptet. So entschied Maria Theresia im März 1755 nach monatelangen langwierigen Beratungen in der Hofkonferenz, und zwar gegen die

Voten ihres Gatten und mehrerer Minister, ihre Kinder künftig nicht mehr ‹Erzherzogliche Durchlaucht› nennen zu lassen, sondern ‹Königliche Hoheit›. Einige Minister gaben zu bedenken, der alte Titel des Erzhauses Österreich sei einzigartig und durch sein hohes Alter geheiligt. Außerdem würden für gewöhnlich nur *geringere Häuser* ihre Titel erhöhen, die großen alten Häuser hätten das nicht nötig. Doch die Kaiserin setzte sich darüber hinweg; ihr ging es darum, den königlichen Rang ihrer Kinder und ihren

erblichen Anspruch auf die Königreiche Böhmen und Ungarn jederzeit und allerorten demonstrativ zu betonen.[23] Das geschah zum einen durch die schriftliche Titulatur und zum anderen – noch anschaulicher – durch das Gesandtschaftszeremoniell. Die spektakulärste Neuerung, die Maria Theresia für ihre Kinder einführte, bestand nämlich darin, dass sie die Gesandten auswärtiger Fürsten am Wiener Hof nötigte, bei ihren formellen Antritts- und Abschiedsaudienzen nicht nur dem

Herrscherpaar selbst, sondern auch sämtlichen Kindern ihre Aufwartung zu machen und ihnen die Hand zu küssen – und zwar unabhängig vom Alter auch schon den Kleinsten, jedenfalls sofern sie nicht mehr in der Wiege lagen.[24] Diese Innovation, die kurz nach dem Erbfolgekrieg eingeführt wurde, stieß auf allgemeines Befremden und mitunter auch auf Widerstand. So drohte die Gattin des neuen neapolitanischen Gesandten im Juli 1753 zunächst den Kindern diese zeremonielle Ehrbezeugung zu verweigern.

Nachdem man ihren Mann aber *die im Weigerungsfall ihr bevorstehende Désagrémens einsehen gemacht, so thate er sich eines besseren begreiffen und seine Frau verrichtete hergebrachter Massen den Handkuß nicht allein bei denen kaiserlichen Mayestätten, sondern auch bei sämmtlichen jungen Herrschafften.* [25] Auch der Herzog von Württemberg, der immerhin auch schon dem Papst in Rom den vorgeschriebenen Fußkuss standhaft verweigert hatte, leistete bei seinem Besuch am Wiener Hof 1757 zunächst Widerstand. Doch

auch er musste am Ende nachgeben und den kaiserlichen Kindern allesamt die Hand küssen, wenn auch, das war der Kompromiss, nicht vor großer Öffentlichkeit. Es war ihm *positive declariret worden, daß im widrigen Fahl er zu I. I.[hren] M. M.[ayestäten] nicht mehr admittiret und von dem Ministerio extra commercium gesetzet werden wurde;* das heißt, man hatte ihm gedroht, dass im Weigerungsfall nicht einmal die Minister mit ihm verkehren würden, ganz zu schweigen vom Kaiserpaar selbst. [26] Den zähesten Widerstand

leisteten die Botschaftergattinnen, die lieber auf die förmliche Audienz verzichteten, als den kleinen Kindern die Hände zu küssen. Zu Beginn des Siebenjährigen Krieges geriet die Handkussfrage allgemein in die Krise, weil die spanische Gesandtengattin trotz langwieriger Verhandlungen nicht einmal bereit war, das Kaiserpaar zu küssen, geschweige denn die Kinder. Es ging dabei um etwas anderes als eine Höflichkeitsgeste, nämlich um die Frage, ob der König von Spanien sich dem Kaiser im Rang unterzuordnen habe oder nicht. Auf

Anraten des schlauen Kaunitz handhabte man das Problem so, dass man den Handkuss als Gnade und nicht als Verpflichtung ausgab: Zukünftig sollte dazu nur noch zugelassen werden, wer darum ausdrücklich nachsuchte.[27] Der Handkusspraxis im diplomatischen Verkehr setzte das ein Ende. Doch nach wie vor blieb es dabei, dass den kaiserlichen Kindern ebenso die Aufwartung zu machen war wie ihren Eltern, auch wenn nun überhaupt nicht mehr geküsst werden musste. Im Herbst 1758 brachte man endlich auch die letzte

Gesandtengattin dahin, sich *dem nunmehro sämmtlichen jungen Herrschafften beiderlei Geschlechts von […] allen andern Höfen zuerkanten Tractament vollkommen zu fügen.*[28] Der jüngste Erzherzog war zu diesem Zeitpunkt keine zwei Jahre alt.

Abb. 36: Verherrlichung der Fruchtbarkeit Maria Theresias, Kupferstich von Johann Michael Probst, nach 1756

Erziehungsregeln

Dass zweijährige Kinder diplomatische Antrittsbesuche empfingen oder zu Regimentschefs ernannt wurden, war selbst für die Gesellschaft des Ancien Régime ungewöhnlich. Es war aber keineswegs gänzlich absurd, sondern führt nur besonders anschaulich vor Augen, dass in dieser Gesellschaft dem Einzelnen sein Status nicht nach seiner individuellen Befähigung oder Leistung, sondern nach Geburt zugewiesen wurde. Die herrscherliche Familie nahm über Generationen die Befähigung zur

Herrschaft für sich in Anspruch. Das heißt aber nicht, dass dem Einzelnen nicht die Pflicht auferlegt worden wäre, die dazu erforderlichen Fähigkeiten zu erwerben, den Tugenden seiner Ahnen gerecht zu werden und sich der Privilegien, die er genoss, auch individuell würdig zu erweisen – Adel verpflichtet. Der Erziehung kam daher eine zentrale Rolle zu. Es war ein wesentliches Argument zur Rechtfertigung von Geburtsprivilegien, dass nur der *geborene* Regent schon von der Wiege an auf seine schwere

Aufgabe vorbereitet werden könne. Gerade Maria Theresia stand das besonders deutlich vor Augen, denn sie selbst machte ja zeitlebens ihrem Vater zum Vorwurf, dass er sie nicht ausreichend auf ihre Herrscheraufgaben vorbereitet habe. Sie selbst tat daher alles, was ihr notwendig und angemessen schien, um ihre eigenen Kinder für ihre zukünftigen Rollen zu qualifizieren.

Dabei hielt sie sich in vieler Hinsicht an die alteuropäische Tradition der Fürstenerziehung, wie sie nicht nur in den Häusern

Habsburg und Lothringen üblich war. Die Erziehung folgte traditionell einer klaren Werthierarchie: An erster Stelle stand die Gottesfurcht, an zweiter die Ehrfurcht gegenüber den Eltern und der Dynastie, an dritter die Sittenstrenge und erst an vierter Stelle die standesgemäßen Kenntnisse und Fähigkeiten. Beim zukünftigen Thronfolger war das vor allem die Kenntnis der Staatsangelegenheiten, aber auch das freie, selbstbewusste, souveräne Auftreten.[29] Da sich darum in aller Regel nicht die

fürstlichen Eltern selbst kümmerten, war die Wahl der richtigen Erzieher entscheidend. Die Kinder erhielten – so wie es schon bei Maria Theresia selbst gewesen war – ihr eigenes Kammerpersonal unter der Leitung eines Ayo oder einer Aya. Weder diese noch die anderen Erzieher waren professionelle Pädagogen, denn eine Wissenschaft der Pädagogik oder eine entsprechende Berufsausbildung gab es noch nicht. Das Kammerpersonal der Kinder wurde daher auch nicht etwa nach pädagogischen

Fähigkeiten ausgesucht; die Kriterien waren ganz andere. Da die Ämter eines Ayo oder einer Aya in der höfischen Hierarchie sehr weit oben rangierten, kamen dafür nur Personen des hohen Adels in Frage, die in der besonderen Gunst des Kaiserhauses standen. Ayos wurden meist später in den Fürstenstand erhoben, wenn sie ihm nicht ohnehin schon angehörten. Maria Theresia wählte für ihre Kinder gern ehemalige Feldherren, Generäle oder andere verdiente hohe Amtsträger. Die Erziehung der Herrscherkinder

anvertraut zu bekommen galt als ganz besonderer Gnadenerweis. Maria Theresia nutzte das Amt etwa, um dem ungarischen Adel *pars pro toto* ihre Wertschätzung zu demonstrieren, indem sie den Grafen Batthyány zum Ayo des Thronfolgers machte, oder um eine Kränkung zu kompensieren, wie im Falle Bartensteins, dem sie Josephs gelehrte Bildung anvertraute.[30] Ayo oder Aya trugen die ganze Verantwortung; sie führten die Oberaufsicht über den gesamten Kinderhofstaat und begleiteten die Kinder bei allen ihren öffentlichen

Auftritten. Um die alltägliche Versorgung, um Sauberkeit, Ernährung und Kleidung kümmerte sich das Kammerpersonal hohen und niederen Ranges, um die spirituelle Disziplin der Beichtvater, um die Gesundheit der Leibarzt, um den Erwerb der nötigen Kenntnisse eine Reihe gelehrter Jesuitenpatres, und für die Ausbildung der aristokratischen Standesfertigkeiten waren Sprach-, Musik-, Tanz-, Reit- und Fechtmeister da (s. Farbtafel 21: *Exercitia corporis*).

Maria Theresia selbst sah ihre

Kinder nicht, wie es der Mythos vom bürgerlichen Familienidyll nahelegt, vor allem abseits der höfischen Bühne in einer Sphäre der Informalität und Familiarität. Ganz im Gegenteil: Im Alltag waren die Erzherzoginnen und Erzherzöge dem Kammerpersonal anvertraut; nach Schönbrunn wurden die Kleineren meist nicht mitgenommen. Das *Kinderzimmer* in der Hofburg suchte Maria Theresia selten persönlich auf. Allenfalls eine Stunde nach dem Mittagessen blieb ihr dafür, was nach zeitgenössischen Maßstäben

schon sehr viel war. Ihr eigenes dichtes Tagesprogramm ließ für mehr auch gar keinen Spielraum. [31] Zu den öffentlichen Zeremonien dagegen, zu Kirchgang, Audienz, Appartement, Gala, Ball oder Theater, traten die Eltern stets mit mehreren Kindern, bei besonderen Anlässen mit allen gemeinsam auf. Anders war es bei den Jagdaufenthalten in Laxenburg oder Holics; die Älteren, die dorthin mitfahren durften, betrachteten es als *unschätzbares Glück, Ihre Majestäten zu sehen*.[32] Maria Theresia kümmerte sich um

die Erziehung vor allem dadurch, dass sie ausführliche Instruktionen an die Verantwortlichen verfasste – übrigens auch für ihre Enkel, ja selbst für die Tochter des Thronfolgers, obwohl dieser damals selbst bereits Kaiser war. *Wie es mit Erfolg an meinem Hof gehalten worden ist mit den sechzehn Kindern, die Gott mir zu schenken beliebt hat*, so sollte es auch für die Enkel verbindlich bleiben.[33] Die Instruktionen vermitteln ein plastisches Bild davon, wie Maria Theresia den Alltag der Kinder organisieren ließ, welche

Erziehungsziele sie verfolgte und welche Werte sie dabei leiteten. [34] Sie verraten aber auch, mit welcher Unerbittlichkeit sie Schwächen und Charakterfehler bei ihren Kindern diagnostizierte und welche Mittel sie für erforderlich hielt, um diese Fehler zu bekämpfen.

Die Säuglinge kommen in diesen Instruktionen nicht vor. Sie wurden, wie erwähnt, einer gesunden und kräftigen Amme anvertraut, von der – außer der richtigen Konfession – andere als körperliche Qualitäten nicht

erwartet wurden. Bis zum Alter von vier Jahren gehe es nur darum, schrieb die Kaiserin, die Kinder *gefügig und gehorsam* zu machen und ihnen die ersten Grundsätze *unserer heiligen Religion* nahezubringen, die zu lieben und zu respektieren ihnen schon im zartesten Alter angewöhnt werden müsse.[35] Gerade zu Frömmigkeit und Gottesfurcht könne man die Kinder gar nicht früh genug erziehen, nämlich dann, wenn sie noch durch Gewohnheit und Beispiel formbar seien; auf Fragen solle man sich dabei nicht

einlassen.[36] Bis zum Alter von sechs Jahren wurden Söhne und Töchter gemeinsam *im Kinderzimmer* aufgezogen, wo es in allem *ordentlich, dezent und ruhig* zuzugehen hatte.[37] Größten Wert legte Maria Theresia schon bei den ganz kleinen Kindern auf Distanz gegenüber dem Kammerpersonal. Es galt unbedingt zu verhindern, dass sie sich an bestimmte Personen gewöhnten und enge Bindungen entwickelten, damit sie nicht widerspenstig wurden und sich von niemand anderem mehr versorgen lassen wollten. Die

Kinder sollten auf keine Weise gehätschelt und verzärtelt werden. Sobald sie selber sitzen konnten, durfte man sie nicht mehr auf dem Schoß halten. Niemand durfte mit ihnen *tändeln* oder Späße machen, Kindersprache sprechen, Fingerspiele spielen, Grimassen schneiden, vor dem Einschlafen singen oder Geschichten erzählen – alles Dinge, zu denen das subalterne Kammerpersonal neigte. Gehen lernen sollten sie möglichst ohne Gängelband, um sich nicht eingeengt zu fühlen und sich an einen freien, aufrechten Gang zu

gewöhnen. Sie durften nicht mit Süßigkeiten oder kleinen Geschenken gefügig gemacht werden; zur Belohnung reichte es, sie zu loben und ihnen *Ehre zu erweisen.*[38] Verboten war auch, ihnen mit Geschichten von *Gewittern, Feuer, Geistern, Hexen oder anderen Kindereien* Angst einzuflößen.[39] Auf alle Fragen sollte man ihnen entweder vernünftige oder gar keine, auf keinen Fall aber falsche Antworten geben.[40] Kurzum: Die Kinder waren so früh wie möglich ernsthaft und *vernünftig* und eben

nicht wie Kinder zu behandeln.

Jeder Tag war vom Aufwachen bis zum Einschlafen präzise eingeteilt, die Stunden für religiöse Pflichten, Mahlzeiten, Lektionen und Spiel waren genau bestimmt, so wie es den Gepflogenheiten des Erzhauses seit Generationen entsprach. Der Tag begann und endete mit Gebeten. Frömmigkeitsübungen waren das A und O der christlichen Erziehung, denn *aus den wahren christlichen Übungen und Schuldigkeiten [sind] alle übrigen Tugenden zu schöpfen*, ebenso wie der Trost, den vor

allem die Töchter später nötig haben sollten.[41] Nach dem Aufwachen musste als erstes das Kreuzzeichen gemacht und dann ein Morgengebet gesprochen werden. Wie ihre Mutter, so mussten auch die Kinder jeden Vormittag die Messe besuchen und jeden Nachmittag den Rosenkranz beten. Jeder Tag sollte mit der Erforschung des Gewissens und dem Gedanken an Gott beschlossen werden. Solange die Kinder klein waren, wurden die äußeren Frömmigkeitsübungen strikt überwacht; wenn sie allerdings erst

einmal geheiratet hatten und ihren eigenen Hof führten, war die pünktliche Beobachtung dieser Pflichten nicht mehr leicht zu kontrollieren, und es war Maria Theresias geradezu obsessive Sorge, noch aus der Ferne die geistliche Disziplin ihrer erwachsenen Kinder zu überwachen.[42]

Größte Aufmerksamkeit wurde auch dem Körper der Kinder geschenkt; alle ihre Körperfunktionen standen permanent unter scharfer Beobachtung. Die Kinder waren keinen Augenblick allein; eine

Kammerfrau oder ein Diener übernachtete in demselben Zimmer. Schon die geringste körperliche Auffälligkeit, ob gut oder schlecht, *jede Empfindlichkeit, Schmerzen oder Flecklein* mussten unverzüglich dem Leibarzt van Swieten gemeldet werden, der die Kaiserfamilie ohnehin jeden Tag am frühen Morgen besuchte und zu jeder Stunde, Tag und Nacht zur Verfügung zu stehen hatte. Absolut nichts, was den Körper betraf, durfte ohne seine Anweisung geschehen.[43] Für die Sauberkeit waren die Kammerdiener bzw. -

dienerinnen zuständig; sie hatten das Kind an- und auszukleiden, zu kämmen und darauf zu achten, dass es *täglich fruh und spat den Mund und die Hände wasche und wochentlich einmahl die Füße*. Zum Thronfolger kam zweimal die Woche morgens früh der Zahnarzt, *die Zähn zu putzen und zu versorgen*. [44]

Die Ernährung wurde ebenfalls streng reglementiert.[45] Die Kinder durften nur essen, was van Swieten erlaubte. Schon mit fünf Jahren waren die Fastengebote strikt einzuhalten: *Abends allzeit*

Fastensuppe, Eier und eine Mehlspeise, aber nichts Süsses, keine Obstspeise oder Gebackenes. Nichts unter Tage als eine Viertel einer Semmel, wenn es nöthig ist, zur Jause zu geben, keinen Zucker, Süsses, Chocolade oder Kaffeh. [46] Die Ernährungsregeln waren teils eine Frage der Gesundheit, teils eine Frage der Frömmigkeit, aber in jedem Fall waren sie ein Instrument der Disziplinierung. Wenn ein Kind Widerwillen gegen bestimmte Speisen hatte, wurde das Essen zur Kampfzone. Maria Theresia befahl, dass ihre fünf- und

sechsjährigen Töchter Josepha und Johanna *keine Ausstellungen oder Aussuchung […], auch keine Discurs vom Essen halten* dürften, damit sie nicht *heiklicht* würden. An allen Freitagen, Samstagen und sonstigen Fastentagen gab es Fischgerichte, die zu essen kein Kind sich weigern durfte. *Obwohl die Johanna besonders einen Ekel für selbe bezeigt, so wäre es ihr nicht angehen zu lassen und sie zu animiren, dass sie sich nicht zu lang dabei aufhalte, indem alle meine Kinder die nämliche Aversion dagegen gezeigt und Alle es müssen*

überwinden, dass alle die sieben älteren die ganze Fasten schon zwei Jahre mit uns halten, mithin in diesem Punkte gar nicht zu weichen. [47] Von der vierzehnjährigen Marianne berichtet Khevenhüller, dass sie am Ostersonntag krank war, weil sie an den Fastentagen Fisch hatte essen müssen, den sie nicht vertrug.[48] Die Speisevorschriften waren ein Feld, auf dem es den Eigenwillen der Kinder zu brechen galt; ein anderes Feld war die Behandlung von Krankheiten. Auch darin war man nicht zimperlich. Khevenhüller

berichtet zum Beispiel von der neunjährigen Amalia: *Diser kleinen Frauen ware ein besonderes Accident zugestossen, daß man nemmlichen das arme Kind – welches bei einem lezthin gehabten convulsivischen Zufall guttwillig keine Clystier nehmen wollen und man also gezwungen gewesen, ihr selbe mit Gewalt einzuspritzen*, wodurch sie eine Verletzung davontrug, die sich entzündete.[49]

Allerdings war körperlicher Zwang in der Kindererziehung am Wiener Hof eine Ausnahme. Im Vergleich zu dem, was in anderen

Ständen üblich war, ging es dort moderat zu. Physische Gewalt, sonst in der Kindererziehung damals selbstverständlich, galt nicht als angemessenes Sanktionsmittel; die Kinder sollten grundsätzlich aus Einsicht, nicht aus Furcht gehorchen und selber den Ehrgeiz entwickeln, sich zu vervollkommnen. *Sowohl durch Gewohnheit als durch Grundsätze*, durch Belohnung und *Aufmunterungen zur Ehre*, auch durch vernünftige Gespräche, aber nur im äußersten Fall durch Strafen waren sie auf den richtigen

Weg zu bringen.[50] Ohnehin war es angesichts der sozialen Hierarchie überaus heikel, wenn das Kammerpersonal die Kinder des Herrscherpaares körperlich züchtigte oder ihnen Prügel auch nur androhte. Das schärfste Sanktionsmittel bestand vielmehr darin, die Kinder zu beschämen. So wurde es als überaus harte Strafe empfunden, wenn zum Geburts- oder Namenstag eines Kindes entweder gar keine höfische Gala angesagt wurde, der Tag also überhaupt nicht gefeiert, sondern mit demonstrativem Stillschweigen

übergangen wurde, oder wenn trotz angesagter Gala das Kind nicht erscheinen und die Komplimente der Hofgesellschaft nicht entgegennehmen durfte. Der Erzherzog Karl musste zum Beispiel an seinem vierzehnten Geburtstag in seinem Zimmer bleiben, *aus vorschützender Unpässlichkeit; in der That aber geschahe es aus Straff und um ihn zu demüthigen; weillen diser kleine Herr von einem ungemain hochtrabenden Geist ist und zumahlen seinen Cammerherrn und Bedienten die chocant- und empfindlichste Sachen zu sagen weis.*

[51] Die kleine Elisabeth galt als besonders eitel und daher nur durch solche massiven Demütigungen im Zaum zu halten, deshalb wurde der Elisabeth-Tag *hergebrachter Massen nicht gefeieret.* [52] Wenn gestraft werden musste, dann unerbittlich und unwiderruflich; der Erzieher durfte sich weder durch Schmeicheleien, Rechtfertigungen oder Dispute noch durch *unanständige Szenen* davon abbringen lassen. *In solchem Fall, wenn man nicht nöthig findet, seine Ursachen oder Entschuldigungen mehr zu hören,*

müssen dieselben auch nicht gestattet und ihm hierüber vorhinein die Versicherung gegeben werden, dass dieses Schweigen und Überwindung seiner selbst eine Probe seiner gänzlichen Unterwerfung und seine beste Entschuldigung sein muss.[53]

Ziel der Erziehung war ein der hohen Geburt angemessener Habitus, eine bestimmte Art zu denken, aufzutreten und sich darzustellen.[54] Dabei waren moralische und körperliche Eigenschaften nicht voneinander zu trennen. Es ging um eine verinnerlichte Haltung von

Großmut, Liebenswürdigkeit und Distanz, kurz: um souveräne Überlegenheit. Jede Art von vertraulichem Umgang galt es strikt zu vermeiden und gleichmäßige Höflichkeit gegenüber jedermann zu üben, ob hoch oder niedrig. Es war verpönt, mit Menschen niederen Ranges zu *familiarisieren*, im Guten wie im Schlechten: durch Albernheiten in Worten und Gesten, Kindereien, Klatsch, Spott, Quälereien und Vertraulichkeiten aller Art.[55] Die größte Gefahr ging von Schmeichlern aus, die dem Kind

nach dem Mund redeten, alle seine Gelüste erfüllten und mit ihm über Dritte herzogen, so dass es sich daran gewöhnte, sich selbst nichts zu versagen und andere grob zu behandeln. Das Kind sollte vielmehr lernen, seine privilegierte Stellung nicht zu missbrauchen und *nicht sein Gemüth zum Nachtheil seines Nächsten zu ergötzen, welches besonders bei grossen Herren zu tadeln ist, denen es leicht ist, dergleichen Personen zu betrüben oder zu embarassiren, welchen nicht erlaubt, sich gleichen Masses gegen sie zu gebrauchen.*[56] Nur wer

jedermann respektvoll behandelte und sich selbst beherrschte, wurde seinerseits respektiert und verdiente es, andere zu beherrschen. Nicht zuletzt das körperliche Auftreten hatte dem hohen Stand zu entsprechen: makellose Kleidung, aufrechte Körperhaltung, freie Bewegungen, offene Miene, angenehme Stimmlage, gefällige Ausdrucksweise – und all das mühelos, frei und ungekünstelt. Auch die klassischen Herrschertugenden der Großzügigkeit und Freigiebigkeit

hatten die kleinen *Herren* und *Frauen* sich frühzeitig anzueignen, indem sie ihrem eigenen Kammerpersonal gelegentlich kleine Geschenke machten, Almosen gaben und Fürbitten entgegennahmen. Dabei war allerdings darauf zu achten, dass sie das nicht aus Eigeninteresse und Berechnung taten und niemanden aus *Particularaffection* bevorzugten.[57] Dass die Kinder sich für Dritte einsetzten, war überhaupt nur in sehr engen Grenzen erlaubt, denn eigentlich war es verpönt, dass das

Hofpersonal seinen Zugang zu den Kindern nutzte, um sich Vorteile bei den Eltern zu verschaffen.[58]

Mit sechs bis sieben Jahren trennte man die Kinder nach Geschlechtern; der Thronfolger wurde gänzlich separiert und bekam seinen eigenen Hofstaat.[59] Töchter und Söhne wurden keineswegs in jeder Hinsicht unterschiedlich behandelt. Die strikte Organisation des Tagesablaufs, die Sauberkeits-, Speise- und Frömmigkeitsregeln, die moralischen Grundsätze waren die gleichen. Auch die Inhalte der

Lektionen ähnelten sich: Schreiben und Lesen im Deutschen als erster Sprache, und zwar ohne Dialekt, dann Französisch, Italienisch (und zusätzlich Spanisch für die Töchter, die für einen bourbonischen Hof in Italien bestimmt waren), für die Söhne hingegen Latein und ein wenig Tschechisch;[60] ferner für alle Unterricht in der wahren Religion, in Geschichte und Geographie, für die Söhne in Mathematik, Geometrie und Jurisprudenz; schließlich Musizieren und Tanzen, für die Söhne Reiten, Fechten und andere

militärische Exerzitien. Die Erzherzöge wurden regelmäßig alle drei Monate über ihre Bildungsfortschritte mündlich geprüft, und zwar in Anwesenheit Khevenhüllers als Präsident der Theresianischen Ritterakademie, manchmal auch des Kaisers; Maria Theresia scheint nie dabei gewesen zu sein.[61]

Ein Unterschied war allerdings wesentlich: Die Töchter waren *geboren zu gehorsamen und sollen es mithin bei Zeiten gewöhnen*; sie mussten lernen, fügsam und bescheiden zu sein, sich später dem

Ehemann unterzuordnen und den Sitten seines Landes in allem anzupassen.[62] Deshalb hatten sie selbst dem niedrigsten Türhüter und Kammerheizer keine Befehle zu erteilen. Schwieriger verhielt es sich mit den Söhnen. Das grundlegende Dilemma der Prinzenerziehung stellte sich beim Thronfolger mit besonderer Schärfe: das Kind einerseits zu Demut gegenüber Gott, Gehorsam gegenüber den Eltern und Respekt gegenüber den Lehrern zu erziehen, andererseits aber auch auf das Herrschen vorzubereiten.

Der Ayo war derjenige, der dem Prinzen bei der öffentlichen Tafel den Stuhl rückte und die Serviette reichte, aber zugleich derjenige, den er fürchten und ehren sollte und von dem er sich bestrafen lassen musste.[63] Für die Ayos und Kammerherren war das Amt trotz der hohen Ehre daher ein *schweres Creutz*.[64] Zwei adelige Kämmerer mussten sich täglich mit dem Dienst beim Thronfolger abwechseln, sobald er sechs Jahre alt war. Der diensthabende Kammerherr begleitete ihn überall hin, überwachte das An- und

Auskleiden, bediente ihn bei den Mahlzeiten und ließ ihn nicht aus den Augen, *um ihn stets ganz leise auf die kleinen Fehlleistungen aufmerksam machen zu können, die in seinem Alter natürlich sind.*[65] Im Theater oder beim Appartement stand der Kammerherr immer unmittelbar hinter seinem Herrn – in der Öffentlichkeit hatte er seinen Dienst im Stehen zu verrichten –, stellte ihm die Persönlichkeiten vor, die ihm ihre Aufwartung machen wollten, und soufflierte ihm die passenden Sätze. In einer Geheiminstruktion

wurde den Kammerherren des Thronfolgers außerdem eingeschärft, sich nie in seinen Unterricht einzumischen, absolut nichts aus dem Studierzimmer nach außen dringen zu lassen, vor allem nichts über seine Bestrafung, und umgekehrt niemand Unbefugten und keine unangenehmen Nachrichten, Klatsch oder Intrigen von außen hereinzulassen. Ein Kammerherr hatte dem Erzherzog in allem ein Vorbild an Höflichkeit, Sanftmut und Mäßigung zu sein; er hatte Abscheu gegenüber dem Laster im Allgemeinen zu

demonstrieren, aber über niemanden im Besonderen schlecht zu sprechen, *nicht einmal über verfeindete Nationen*. Auch übertriebenes Lob und Schmeichelei waren unbedingt zu vermeiden. Man sollte ihm vielmehr stets mit Offenheit und Ehrlichkeit begegnen und ihm immer wieder vor Augen führen, wie er sich durch Liebenswürdigkeit die Zuneigung und Dankbarkeit der Menschen gewinnen könne. Denn das hielt Maria Theresia schon bei dem sechsjährigen Joseph für unbedingt

erforderlich: *Man soll ihm beibringen, die Leute hohen Standes durch besondere Aufmerksamkeit auszuzeichnen, ihm die Familien, ihre Verbindungen, ihre Ämter nennen, und durch tausend kleine Hinweise, die man ihm nach und nach gibt, wird man dahin kommen, seine Anlage zur Verlegenheit zu durchbrechen, doch immer mit Sanftmut und angemessenen kurzen Erklärungen, ohne ihn vor den Kopf zu stoßen oder sich mit ironischen Zurechtweisungen über ihn lustig zu machen.*[66]

Durch alle diese Instruktionen

wehte ein Geist sanfter, aber totaler Kontrolle. Die Kinder – und der Thronfolger ganz besonders – sollten vor allen negativen Eindrücken geschützt, gegenüber allen äußeren Einflüssen abgeschirmt werden. Jede Speise, die sie aßen, musste vom Leibarzt gutgeheißen, jedes Buch, das auch nur über ihre Schwelle kam, vom Beichtvater genehmigt werden. Selbst die Lehrer durften mit den Zöglingen nicht allein sein und über nichts anderes mit ihnen sprechen als über die Lektionen. Der Lehrer des Thronfolgers hatte

Tag für Tag genauestens über sein Verhalten Buch zu führen.[67] Maria Theresia war geradezu besessen davon, alles über ihre Kinder zu wissen, ihr Innenleben zu durchschauen und ihren Zugang zur Welt zu kanalisieren, auch wenn sie sich dabei zu ihrem Leidwesen auf andere verlassen musste. Es quälte sie, dass ihr das nicht gelang und die Kinder sich ihrer vollständigen Kontrolle auf die eine oder andere Weise entzogen – sei es durch Aufsässigkeit, durch Verschlossenheit oder durch

Verstellung.

Denn kaum ein Kind war je in der Lage, den strengen Maßstäben Maria Theresias zu genügen. Jedenfalls fällte sie schonungslose Urteile, und zwar sowohl gegenüber Erziehern und Vertrauten als auch gegenüber den Kindern selbst. Sie gestattete sich keinerlei Illusion, keinerlei positive Voreingenommenheit und forderte auch die Erzieher und Beichtväter auf, rückhaltlos offen über die Fehler der Kinder mit ihr zu sprechen.[68] So schrieb sie zum Beispiel, die kleine Josepha habe

kein einnehmendes Gesicht und sei nicht besonders fähig, *capabel*, sie neige zu Neugier und Verstellung, benehme sich boshaft gegenüber dem Personal und habe überhaupt *etwas Rauhes und Widerwärtiges in ihrem Betragen*.[69] Die sechsjährige Johanna nannte sie begabt, aber eigensinnig; sie habe *einen starken Kopf* und Eigenwillen, der ihr beizeiten gebrochen werden müsse.[70] Manchmal wurde allerdings auch gelobt, etwa als Johanna auf ihrer ersten gemeinsamen Reise nach Holics bei aller Welt Beifall – *l'approbation de*

tout le monde – fand.[71] Die siebenjährige Elisabeth lobte sie auf einer Pragreise, weil sie *gleich einer kleinen Statue ruhig geblieben ist; sie […] schwätzte unaufhörlich und recht vernünftig, besonders ohne wetzen, rutschen oder nicht gerad sitzen, und fragte nicht das Geringste. Eine Person von 20 Jahren könnte sich nicht besser benehmen, sie hat bisher alle ihre älteren Geschwister übertroffen.*[72] Ihrer erwachsenen Tochter Amalia bescheinigte sie zwar Geduld, Fügsamkeit, Offenheit und Hilfsbereitschaft, hielt ihr aber vor,

sie besitze weder Geschmack noch Sinn für Künste und Wissenschaften und habe deshalb einem gebildeten Gatten nichts zu bieten. Ihr Französisch sei mangelhaft; je weniger sie rede, desto besser sei es, und in die Regierung solle sie sich auf keinen Fall mischen, ohnehin sei sie dazu *nicht gescheit genug*.[73] Carolina warf sie mangelnde Andacht, Launenhaftigkeit und kindische Neugier vor; sie habe eine sehr unangenehme Stimme und eine hässliche Art zu sprechen und benehme sich alberner als ihre

kleinen Schwestern.[74] Mit Marie Antoinette hingegen war die Mutter anfangs sehr zufrieden; sie lobte ihre Anmut und Leutseligkeit, Fügsamkeit und Sanftmut, Eigenschaften, die dazu geeignet waren, die Vierzehnjährige in Versailles bei aller Welt beliebt zu machen. Sorgen bereiteten ihr allerdings ihr *Widerwille gegen die Lektüre und jede geistige Anstrengung* und zunehmend auch die Vernachlässigung ihrer äußeren Erscheinung, von der ihr die Pariser Informanten berichteten.[75] Wesentlich weniger Freude

machte ihr Ferdinand, der mit siebzehn Jahren als Gouverneur nach Mailand geschickt wurde. Ihm schrieb sie immer wieder, er müsse sich vollständig ändern; sie geißelte seine Faulheit, Nachlässigkeit und Verweichlichung, seinen Mangel an Frömmigkeit und Gehorsam, seinen Dünkel, seinen Hochmut und seine Eigenliebe, wozu er zudem weniger als jeder andere in der Familie Grund habe.[76] Allein über Marie Christine finden sich derart scharfe Äußerungen der Mutter nicht.

Die größten Enttäuschungen

bereiteten ihr ausgerechnet die beiden Söhne, die später Kaiser und – auf unterschiedliche Weise – äußerst bemerkenswerte Regenten wurden: Joseph, der Thronerbe, und Leopold, der 1765 die Nachfolge seines Vaters in der Toskana antrat. Dem Erstgeborenen, Joseph, war nach Ansicht seiner Mutter in seiner frühesten Kindheit zu viel geschmeichelt und nachgegeben worden, was ihn zu *unzeitigen Vorstellungen von seiner Hoheit verleitet* habe. Sie fand ihn unfähig, die eigenen Schwächen zuzugeben,

und zugleich scharfsichtig und übermäßig kritisch, was die äußeren und inneren Fehler anderer anging.[77] Zugleich beklagte sie seinen *den grossen Herren so übel anstehenden Embarras*, seine Gehemmtheit, die er schon als Kind durch Spott, Sarkasmus und Verächtlichkeit kompensierte.[78] Im Grunde sprach sie ihm – der schwerste aller möglichen Vorwürfe – die Fähigkeit zur christlichen Nächstenliebe ab. Großmut, Milde und Leutseligkeit gegenüber jedermann, also das, was einem

Fürsten die Anhänglichkeit sowohl seiner Umgebung als auch seiner Untertanen einbringe, lasse er vollkommen vermissen, fand seine Mutter, die ihrerseits genau für diese Tugenden allgemein gerühmt wurde – ein persönlicher Gegensatz, der sich später, als Joseph Mitregent wurde, zum schweren Konflikt auswuchs.

Eine womöglich noch größere Herausforderung an Maria Theresias Erziehungsbemühungen aber bedeutete der dritte Sohn, Leopold. Keinem anderen Kind, vertraut man der Überlieferung,

wurden derart ausführliche Ermahnungen zuteil, und zwar von beiden Eltern.[79] Leopolds erstem Ayo Künigl, der 65 Jahre alt und gebrechlich war, wurden eigens die Brüder Franz und Anton Thurn zur Seite gestellt, verdiente Generäle aus dem Siebenjährigen Krieg, um Leopold für das Militär zu begeistern. Kurz vor seinem fünfzehnten Geburtstag beauftragte Maria Theresia den Grafen Anton Thurn, genauestens über die Fehler seines Zöglings und seine Korrekturerfolge Buch zu führen, was er auch gewissenhaft tat.[80]

Die *getreue Liste*, die er aufstellte, umfasst nicht weniger als zwanzig Punkte und wirft ein unbarmherzig scharfes Licht auf die Anforderungen, die der fünfzehnjährige Kaisersohn zu erfüllen hatte. Der Befund war niederschmetternd. Der Erzherzog habe eine düstere, unangenehme Ausstrahlung, so fängt die Aufzählung an. Er sei absichtlich unhöflich, bevorzuge die Gesellschaft kleiner Leute, liebe Platitüden, Klatsch, Frivolitäten und Kindereien, was ihn zu vernünftigen Gesprächen unfähig

mache. Sein Arbeitseifer sei bescheiden, und seine Lernfortschritte ließen sich nur durch seine außergewöhnliche Begabung erklären. Zur Sauberkeit sei er nur unter Zwang zu bewegen, seine Kleidung sei ihm gleichgültig. Er nehme es mit der Wahrheit nicht genau; wenn man ihn beim Lügen ertappe, weine er wie ein kleines Kind oder werde wütend. Er neige zur Streitsucht und versuche seinen Willen notfalls mit List durchzusetzen; ihm fehle es generell an Offenheit, Vertrauen und Zuneigung. Er benehme sich,

als wäre er nur halb so alt, und liebe nur diejenigen, die ihn in seinen Kindereien bestärkten; er kenne sich mit Menschen nicht aus und übersehe echte Verdienste. Gegenüber Bittstellern ebenso wie gegenüber seinen Geschwistern sei er stumpf, hartherzig und gefühllos und lasse sich von seiner böswilligen Umgebung üble Vorurteile einreden. Das Deutsch, das er spreche, sei der Dialekt niedriger, ungebildeter Leute, und er rechtfertige es mit dem irrigen Grundsatz, als österreichischer Prinz müsse er Österreichisch

reden. Seine Haltung sei schockierend, er könne weder anständig gehen noch sitzen und habe eine Reihe schlechter Angewohnheiten, wie ständig zu spucken, an den Nägeln zu kauen, sich aufzustützen, unflätig zu essen und den Leuten beim Reden nicht in die Augen zu sehen. Er kenne kein Ehrgefühl, daher fehle es ihm an dem Antrieb, Gutes um seiner selbst willen zu tun. Da man ihn ständig mit Strenge behandle und ihm mit Entzug seiner Vergnügungen und Benachrichtigung der Eltern drohe,

habe er sich mittlerweile daran gewöhnt, nur noch aus Angst vor Strafe, nicht aus innerem Vervollkommnungsdrang zu handeln. Er quäle sich ständig mit eitlen Plänen und sei übelster Laune, wenn sie misslingen. Seine Frömmigkeit sei zwar solide gegründet, aber er lasse sich in seinen Andachtsübungen leicht ablenken; er brüskiere seine Diener und höre nicht auf wohlmeinende Ermahnungen; er sei faul, indolent, antriebslos, wehleidig. Für altersgemäße Beschäftigungen interessiere er sich nicht oder tue

nur so als ob, und freigiebig sei er aus falschen Motiven, nämlich bloß gegenüber seinen eigenen Dienern. Allen diesen Fehlern stellte Thurn nur bescheidene Besserungsansätze gegenüber; trotz permanenter Ermahnungen zeige der Erzherzog kaum Fortschritte. Alles in allem: Es sei noch völlig unklar, in welche Richtung sich sein Charakter entwickele, wenn auch eine gewisse Präferenz für den Militärstand zu erkennen sei. Diese lange und aus heutiger Sicht erstaunlich unsystematische Liste, bei der Mangel an Nächstenliebe

sich mit Nägelkauen in einer Reihe findet, ist – ex negativo – ein detaillierter Spiegel des damaligen adeligen Wertekanons. Was sie anschaulich macht ist, dass äußere und innere Haltung zwei Seiten derselben Medaille waren: Die körperliche Haltung reflektierte die moralische. Denn Ehre bestand darin, von anderen als ein Mann von Ehre im wörtlichen Sinne angesehen zu werden. Das innere Ehrgefühl musste äußerlich sichtbar sein.

Schriftliche Berichte über die Kinder wie der des Grafen Thurn

waren sicher nicht die Ausnahme, auch wenn sie nur selten überliefert sind. Zweifellos gab es mehr davon, und zweifellos hat Maria Theresia sie normalerweise vernichtet, so wie sie auch die Briefe ihrer Kinder nach dem Lesen verbrannte und ihnen befahl, umgekehrt das Gleiche zu tun (was glücklicherweise nicht alle befolgt haben). Wie Leopold auf die stetigen Korrekturversuche reagierte und wie Maria Theresia mit dem scheinbar so schwer erziehbaren Sohn umging, zeigt eine andere Quelle. Drei Jahre

später, im Mai 1765, als Leopolds Hochzeit mit der Infantin von Spanien bevorstand und er sich ausnahmsweise bei den Eltern in Laxenburg aufhielt, ließ Maria Theresia den Grafen Anton von Thurn kommen und konfrontierte ihn mit einer Reihe von Vorwürfen, die er seinem Zögling zu kommunizieren hatte. Am Tag darauf bestellte sie ihren Sohn selbst zu sich und ließ ihn auf die Vorhaltungen antworten. Sie befürchtete offenbar, dass Leopold seiner Heirat mit Angst und Unwillen gegenüberstand, von

seinem sarkastischen Bruder Joseph darin heimlich bestärkt wurde und zu allem Überfluss eine Affäre mit der Gräfin Erdödy hatte, kurzum, dass sich die Lage ihrer Kontrolle entzog. Leopold berichtet von dem Zusammentreffen mit seiner Mutter in einem langen Brief an den in Wien gebliebenen Ayo Franz von Thurn.[81] Punkt für Punkt zählt er ihre Vorwürfe und seine Rechtfertigungen auf, die er sich über Nacht zurechtgelegt habe. *Sie können sich vorstellen, wie sehr mich alle diese Punkte getroffen haben*, schrieb er. *Ich antwortete ihr*

etwa so, wie ich die Antworten vorbereitet hatte, aber gedrängter, ohne Verlegenheit. […] Im Übrigen war sie sehr gnädig mit mir, wobei sie mehr wie eine gute Freundin als wie eine Mutter zu mir sprach, und ich werde auch gewiß alles mögliche tun, um sie in jeder Hinsicht zufriedenzustellen. […] Von Natur aus war ich immer sehr verschlossen, seit einiger Zeit war ich offener gewesen, aber da ich sehe, daß mehrere Personen das mißbrauchen, werde ich wieder verschlossener werden.[82]

Die Episode offenbart ein

grundlegendes Dilemma im Verhältnis zwischen Maria Theresia und ihren Kindern. Alles über sie zu wissen war ihre permanente mütterliche Sorge: *ne cachez rien! – Verbergt nichts!* –, schrieb sie ein ums andere Mal. Der häufigste Vorwurf, den sie den Kindern machte, war der der Verstellung und Heimlichtuerei, kurz, mangelnden Vertrauens. Doch das geforderte Vertrauen erwiderte die Mutter keineswegs; vielmehr sahen sich die Kinder auf Schritt und Tritt von ihren Informanten umstellt, die ihr regelmäßig schriftlich oder

mündlich Bericht erstatten mussten, die Beichtväter – gerade sie – waren nicht ausgenommen. [83] Ihre Besessenheit, alles über ihre Kinder zu wissen, verschärfte das Problem und führte in einen Teufelskreis der Dissimulation. Mit ihrem Zwang zur absoluten Offenheit nötigte sie die Kinder geradezu, sich entweder zu verstellen oder ganz zu verschließen.

Selbstverständlich waren Maria Theresias Kontrollbemühungen illusorisch. Tatsächlich scheinen die Freiheiten, die das

Kammerpersonal den Kindern ließ, wenn Ayo oder Aya nicht dabei waren, nicht gering gewesen zu sein. Von einem der Lehrer Leopolds hieß es beispielsweise, er halte nicht auf die nötige Disziplin und tolle mit seinen Schülern herum. Von seinem Ayo hatte Leopold ein Buch in die Hände bekommen, das anstößige Stellen enthielt.[84] Franz von Thurn versagte in Maria Theresias Augen völlig.[85] An den Maßstäben anderer Stände und der Tradition des Kaiserhauses gemessen, konnte die Erziehung der kleinen Herren

und Frauen damals sogar geradezu freizügig erscheinen. So empfand die älteste Tochter Marianne ihre Jugend aus der Rückschau als frei und ungezwungen und ihre Erziehung als *männlich und zimlich zerstreut*; sie habe sich in alle möglichen erlaubten und unerlaubten Vergnügen gestürzt und Tag und Nacht mit Jagen und Tanzen, Spielen und Romanelesen verbracht.[86] Und der Herzog von Croÿ, der sich in Wien wie in Versailles auskannte, meinte, die Kaiserin habe ihre Kinder *ohne die frühere Steifheit des Hauses*

Österreich erzogen, ja fast das gegenteilige Extrem bevorzugt, nämlich ihre Kinder in der größten Ungezwungenheit aufwachsen zu lassen.[87] Der preußische Gesandte Podewils meinte, sie gebe sich nur hin und wieder den Anschein von Strenge. Sein Nachfolger Fürst hingegen fand, sie sei *eine zärtliche und strenge Mutter. […] es kommen Belohnungen und auch Strafen vor, ebenso gut wie bei Privatleuten.*[88]

Schon unter den Zeitgenossen wurde die Erziehungspraxis Maria Theresias also offenbar

unterschiedlich wahrgenommen, je nachdem, an welchem Maßstab sie sich orientierten. Erst recht gilt das für spätere Historiker. Wenn man die Zeitgenossen aber verstehen will, sollte man sich vor anachronistischen Urteilen hüten und die Verhältnisse nicht an einer Norm messen, die der Zeit selbst fernlag. Schließlich verließ Maria Theresias letzter Sohn gerade die Kinderstube, als Rousseau das von Natur aus reine, unschuldige, von der Zivilisation unkorrumpierte Kind erfand und eine diesem Kind gemäße, «natürliche» Erziehung

propagierte – eine Provokation, die allem entgegengesetzt war, was den Zeitgenossen bis dahin selbstverständlich erschienen war. Die Kaiserin konnte sich auch später mit der *neuen Mode nach Rousseau* nie anfreunden. Lasse man den Kindern alle Freiheit, schrieb sie, dann mache man sie zu Bauern.[89]

Opfer der Politik

Die Kinder als soziales Kapital der Dynastie konnten nur politische

Zinsen einbringen, wenn sie sinnvoll eingesetzt, das heißt: strategisch vernünftig verheiratet wurden. Dynastische Politik war im Kern Heiratspolitik, davon ist schon die Rede gewesen. Gerade das Haus Habsburg war berühmt dafür, sein riesiges Imperium über die Jahrhunderte durch kluge Heiraten zusammengebracht zu haben: *Bella gerant alii, tu felix Austria nube*, hieß es bekanntlich, *Kriege mögen die anderen führen, Du, glückliches Österreich, heirate*. Das war zwar etwas euphemistisch, denn heiraten und Krieg führen

schlossen sich ja keineswegs aus; im Gegenteil, aus Heiraten folgten mitunter konkurrierende Herrschaftsansprüche und daraus Konflikte, manchmal Kriege. Doch idealiter ging man davon aus, dass Verwandte *Freunde* waren – ‹Freundschaft› war im Deutschen bis ins späte 18. Jahrhundert geradezu ein anderes Wort für angeheiratete Verwandtschaft. Dass man durch Heiraten sein soziales Netzwerk zu stärken suchte, galt mehr oder weniger für alle Stände, nicht nur für den Hochadel; dass

Heiratsarrangements Sache nicht der Individuen, sondern der beiden beteiligten Familienverbände waren, ebenso. Nur wer gar nichts zu vererben und zu verlieren hatte, konnte es sich leisten, seine Kinder heiraten zu lassen, wen sie wollten (sofern sie dann überhaupt jemand nahm). Maria Theresias sorgfältige Heiratspolitik war daher überhaupt nichts Besonderes; bemerkenswert war eher, dass sie in einem Fall von der üblichen Grundregel abwich.[90] Die Grundregel lautete, nur Ehepartner aus demselben Stand, dem eigenen

Heiratskreis zu wählen, konkret also aus dem Kreis der souveränen fürstlichen Dynastien. Wo die Standesgrenzen genau verliefen, war allerdings im Fluss und wurde immer aufs Neue austariert. Unzweifelhaft standesgemäß für einen Habsburger waren vor allem andere Habsburger; so ging dem Gesamthaus auf jeden Fall nichts verloren, allerdings wurde auch nichts neu dazugewonnen. Das höchste Ziel bestand darin, durch kluge Heiratsverbindungen souveräne Herrschaft über Territorien zu erwerben, die bisher

nicht der Dynastie gehört hatten. Das ging nur, wenn die Söhne Erbtöchter anderer Häuser heirateten. Das zweite Ziel bestand darin, durch Heiraten politische Bündnisse zu befestigen und Feindschaften zu überwinden. Die Hand einer Erzherzogin oder eines Erzherzogs war ein hohes politisches Tauschgut, für das Gegenleistungen erwartet werden konnten. Die übereinstimmende christliche Konfession war bei alldem ein wünschenswertes, aber nicht absolut notwendiges Kriterium. Eine klare Grenze des

fürstlichen Heiratskreises war die Grenze zwischen Christentum und Islam. Dass eine Habsburgerin einen Osmanen, ein Erzherzog eine Sultanstochter geheiratet hätte, erschien ausgeschlossen, und zwar aus der Perspektive beider Seiten, selbst wenn die diplomatischen Beziehungen sich noch so erfreulich entwickeln mochten.[91]

Aus diesen unausgesprochenen Maximen erklärt sich die Heiratspolitik, die Maria Theresia für ihre Kinder verfolgte und die am Ende auf die verschiedenen Linien des Hauses Bourbon und auf

das Herzogshaus Modena hinauslief. Nur zwei Verbindungen, die Heirat Marie Christines mit einem Herzog von Sachsen und die zweite Heirat Josephs mit einer Herzogin von Bayern, fielen aus diesem Rahmen heraus. Dass es am Ende so ausging, wie es ausging, war die Folge vieler zusammenwirkender Umstände. Man muss sich die habsburgische Heiratspolitik wie ein weiträumiges, komplexes Strategiespiel mit vielen kontingenten Faktoren vorstellen. Es galt Kosten und Nutzen

sorgfältig abzuwägen, dabei vorausschauend und mit großer Flexibilität vorzugehen und verschiedene Alternativen im Auge zu behalten. Unter Umständen war es nötig, sich von einem Plan unter Gesichtswahrung aller Beteiligten wieder zurückzuziehen, wenn sich noch günstigere Möglichkeiten auftaten. Auch der frühe Tod vorgesehener Kandidaten und Kandidatinnen war einzukalkulieren. Dass bei alldem auf persönliche Neigungen einzelner Kinder keine Rücksicht genommen werden konnte, liegt

auf der Hand – sie kannten ihre in Aussicht genommenen Ehepartner normalerweise ohnehin nicht. Die Planungen begannen in der Regel, lange bevor die Kandidaten ins heiratsfähige Alter kamen. So vereinbarte man beispielsweise die zukünftige Heirat Leopolds mit der reichen Erbin des Herzogtums Modena, Maria Beatrice d'Este, als er sechs Jahre alt war. Dazu kam es später allerdings nicht, weil Leopolds älterer Bruder Karl starb und Leopold deshalb an seiner Stelle die Tochter des Königs von Spanien, Maria Ludovica, heiraten

musste – *Ihr habt ja noch andere Prinzen*, soll der spanische Gesandte Mahoni nach Karls Tod zu Maria Theresia gesagt haben. [92] Die Erbtochter Maria Beatrice erhielt als Ersatz Leopolds jüngeren Bruder Ferdinand zum Mann, so dass die erbliche Herrschaft über das Herzogtum Modena dem Haus Habsburg doch nicht entging. Dass solche Heiratsarrangements für die einzelnen Kinder, vor allem für die Töchter, unter Umständen ein hartes Los bedeuteten, war Maria Theresia durchaus klar, und es ließ sie auch nicht kalt. So schrieb sie

über die geplante Ehe zwischen der Erzherzogin Josepha und König Ferdinand IV. von Neapel, ihre Tochter müsse sich angesichts der Charakterfehler des Bräutigams auf ein einsames, selbstgenügsames und entbehrungsreiches Leben einstellen: *Ich betrachte die arme Josepha als ein Opfer der Politik.*[93] Das galt nicht weniger für Carolina, die am Ende diejenige war, die mit fünfzehn Jahren den König von Neapel heiraten musste, oder für Amalia, die mit dreiundzwanzig Jahren dem siebzehnjährigen Infanten von

Parma angetraut wurde – ganz zu schweigen von Marie Antoinette, die mit vierzehn Jahren als Braut des Thronfolgers nach Versailles geschickt wurde, um das habsburgisch-französische Bündnis zu festigen.[94]

Die Verbindungen zwischen den Dynastien Habsburg und Bourbon waren die zentralen Fäden von Maria Theresias immer wieder neu gesponnenem Heiratsnetz. Das Haus Bourbon war seit dem Spanischen Erbfolgekrieg in zwei Hauptlinien geteilt: Die eine Linie hatte die Krone von Frankreich

inne, die andere die Krone von Spanien, das Doppelkönigreich Neapel-Sizilien und (seit 1748) das Herzogtum Parma. Die italienische Halbinsel war jahrhundertelang der Hauptkampfplatz zwischen den verfeindeten Häusern Habsburg und Valois-Bourbon gewesen. Nach dem Ende des Österreichischen Erbfolgekrieges sollte das endlich anders werden. Karl von Bourbon (1716–1788), der älteste Sohn Philipps V. von Spanien und Elisabeth Farneses, seit 1735 König von Neapel und seit 1759 König von Spanien, begann nach dem

Österreichischen Erbfolgekrieg, allerlei Eheverbindungen mit dem Haus Habsburg zu planen. Die dreizehn Kinder, die er mit seiner Frau Maria Amalia von Sachsen hatte und von denen immerhin sieben das Erwachsenenalter erreichten, boten eine Menge Spielmaterial für solche Heiratspläne. Schon Karl selbst hatte ehemals, 1725, mit Maria Theresia verheiratet werden sollen, was aber am Widerstand der Seemächte gescheitert war. Nun fassten Maria Theresia und Karl 1751 eine Doppelhochzeit zwischen

ihren beiden Häusern ins Auge. Die älteste spanische Infantin sollte den habsburgischen Thronfolger heiraten und umgekehrt der spanische Thronfolger eine habsburgische Erzherzogin. 1755, im Vorfeld des Krieges, als Maria Theresia im großen *Renversement des alliances* die Rückendeckung der spanischen Bourbonen benötigte, wurden noch zwei weitere Verbindungen in Aussicht genommen: Der künftige König von Neapel, der schon erwähnte schwierige Ferdinand IV., sollte mit einer Erzherzogin vermählt

werden, womöglich auch der zweitgeborene Erzherzog Karl mit einer spanischen Infantin.[95]

Doch Maria Theresia musste umdisponieren. Im Februar 1759, mitten im Krieg gegen Preußen und kurz vor dem Abschluss des zweiten Versailler Geheimvertrags, war sie auf das Wohlwollen des französischen Königs wesentlich mehr angewiesen als auf das seines spanisch-neapolitanischen Verwandten. Ludwig XV. aber wünschte Isabella von Bourbon-Parma als Braut für den habsburgischen Thronfolger.

Isabella war die älteste Tochter des Herzogs von Parma und seiner Frau Louise Elisabeth von Bourbon, einer Tochter Ludwigs XV., die ihrerseits schon mit zwölf Jahren an den Madrider Hof verheiratet worden war; Isabella war mithin die Enkelin sowohl des verstorbenen Königs Philipp V. von Spanien als auch Ludwigs XV. von Frankreich. Das Ansinnen des französischen Königs brachte Maria Theresia in nicht geringe Verlegenheit gegenüber Karl III., dessen Tochter ja dem Thronfolger schon so gut wie versprochen war.

Man benötigte also eine plausible Begründung, die es ermöglichte, das Gesicht zu wahren, um den Bruch der Heiratsvereinbarung herbeizuführen. Der wie immer einfallsreiche Kaunitz schlug vor, die Schuld auf Joseph und seine außergewöhnlich innige Herzensneigung für Isabella zu schieben. Es ist aufschlussreich für Maria Theresias Haltung in Heiratsfragen, dass sie diese vorgeschobene Begründung nur mit größtem Widerwillen akzeptierte. *Placet*, schrieb sie an den Rand von Kaunitz' Vortrag, *weillen man*

keinen besseren ausweg hat finden können, als es auff des sohnes seiner vorliebe für die parmesanische Infantin zu schieben, welches aber auff ihme als einen wohl erzogenen sohne nicht kan erligen lassen, sondern als eine staattsursach, welcher wir und die gantze conferentz beygestimmt, bewenden lasse.[96] Mit anderen Worten: Es widerstrebte ihr, sich gegenüber dem spanischen Hof als nachgiebige Mutter darzustellen, die eine so zentrale Staatsangelegenheit wie die Wahl der Braut den Gefühlen ihres

Sohnes überließ. Denn das war ja tatsächlich keineswegs der Fall. Joseph hatte seine Braut noch nie gesehen und hegte allenfalls ängstliche Gefühle ihr gegenüber. Doch er war entschlossen, sich dem Befehl seiner Eltern und der göttlichen Vorsehung zu fügen und seine ehelichen Pflichten gewissenhaft zu erfüllen, komme, was da wolle.[97] Auch Kaunitz meinte, dass der Thronfolger viel zu wohlerzogen sei, um *einen eigenen Willen zu äußeren und […] Sich dem Allerhöchsten Gutbefinden im geringsten zu wiedersetzen.*[98]

Isabella von Parma war zwar die Enkelin zweier Könige, aber ihr Vater war nur das Haupt einer herzoglichen Nebenlinie des Hauses Bourbon. Wenn man strenge Maßstäbe anlegte, war sie also dem Thronfolger nicht ranggleich. Deshalb konnte Maria Theresia die Wahl der Braut nach außen als Beweis ihrer geringen heiratspolitischen Ambitionen ausgeben. An Maria Antonia von Sachsen schrieb sie, diese Heiratsverbindung zeige aller Welt, dass es ihr *mehr auf Qualität als auf große Allianzen* ankomme.[99]

Vielmehr habe sie – abgesehen von der Rückeroberung Schlesiens – keinerlei territoriale Vergrößerungsabsichten. Ihre Söhne sollten später die habsburgischen Länder Mailand, Toskana und die Niederlande bekommen, die Töchter mit geistlichen Stiftspfründen in Steiermark, Oberösterreich, Tirol und Prag versorgt werden. Alle anderen Pläne ließ sie in dem Brief wohlweislich unerwähnt. Heiratsverhandlungen waren ein überaus sensibles Geschäft, bei dem man sich auch von Vertrauten

besser nicht in die Karten schauen ließ.

Isabella von Parma

Die Vermählung von Joseph und Isabella fand am 7. September 1760 – mitten im Siebenjährigen Krieg – *per procuratorem* in Parma statt. Fürst Liechtenstein fungierte als Stellvertreter des Bräutigams und geleitete die Braut mit großem Gefolge nach Wien, wo sie einen Monat später mit aller erdenklichen Pracht ihren

feierlichen Einzug hielt.[100] Am 6. Oktober 1760 fanden die öffentlichen Hochzeitsfeierlichkeiten statt, die die Werkstatt des Hofmalers van Meytens in einer Serie von fünf großformatigen Zeremonialgemälden dokumentiert hat (s. Abb. 26 und Farbabb. 16).[101] Bei der Hochzeit wurde an nichts gespart – trotz der hohen Kriegslasten sollen rund drei Millionen Gulden dafür ausgegeben worden sein –, doch gerade im Krieg galt es ja, die uneingeschränkte finanzielle

Potenz des Kaiserhauses zu demonstrieren, um kreditwürdig zu bleiben. Isabella teilte also das übliche Schicksal einer Fürstentochter, das sie selbst später so beschrieb: *In der großen Welt, in der sie leben muß, hat sie weder Bekannte noch Freunde; dafür verlässt sie ihre Familie, ihre Heimath, und warum? Um einem Manne anzugehören, dessen Charakter sie nicht kennt, in eine Familie einzutreten, die sie mit Eifersucht aufnimmt, und um ein Opfer der unglücklichen Politik eines Ministers zu sein, der sich von der*

Verbindung eine ewige und doch so unsichere Alliance verspricht.[102] Auch Joseph sah dem Zusammentreffen mit äußerst gemischten Gefühlen entgegen. Mit seinem Kammerherrn Salm, der mit nach Parma gefahren war, um die Braut abzuholen, wechselte er im September 1760 eine Reihe von Briefen, um sich Mut machen zu lassen und zu erfahren, was für ein Mensch die Prinzessin sei. Er fürchtete bei der Hochzeit eine lächerliche Figur abzugeben. Zum aufmerksamen Liebhaber eigne er sich nicht, schrieb er, das gehe ihm

gegen die Natur.[103] Er fühlte sich *unempfindlich gegen die Reize der Liebe*, wollte aber nicht ganz ausschließen, dass er im Laufe der Zeit herzliche Gefühle für seine Braut entwickeln könne. Was ihn vorübergehend ein wenig ermutigte, war die Auskunft seines Informanten, Isabella sei eine ernsthafte Person und ebenso wie er, Joseph, an aufrichtiger Seelenfreundschaft interessiert. [104] Doch die (nicht überlieferten) Instruktionen, die sein Vater ihm zuteilwerden ließ, müssen seine Angst vor dem

Ehestand noch gesteigert haben. Je näher der Termin der ersten Begegnung heranrückte, desto mehr wuchs seine Panik.[105]

Isabella von Parma zerstreute alle Befürchtungen. Sie war in jeder Hinsicht eine Ausnahmegestalt.[106] Der Ruf, der ihr vorauseilte – *der liebenswürdigste Charakter, dazu ein reizendes Äußeres und viel Sanftmut* – erwies sich noch als Untertreibung.[107] In den drei Jahren, die sie am Wiener Hof verbrachte, von ihrem Einzug im Oktober 1760 bis zu ihrem Tod –

kurz vor ihrem 22. Geburtstag – am 27. November 1763, scheint sie die gesamte Hofgesellschaft fasziniert und vollkommen für sich eingenommen zu haben. Alle Welt beschrieb sie als anmutig und liebreizend; sie spielte virtuos Violine, zeichnete, verfasste philosophische Essays und religiöse Reflexionen, interessierte sich für Disziplinen wie Finanzwissenschaft, Kriegskunst oder Mathematik und befasste sich mit allen Themen, die damals in Aufklärerzirkeln *en vogue* waren; [108] kurzum, sie war weit über

jedes Maß hinaus geistreich, kultiviert und belesen. Zugleich aber war sie eine hochgradig zwiespältige Person, abwechselnd mitreißend und melancholisch, überschwänglich und verzweifelt, extrem selbstkritisch und sarkastisch im Urteil über andere. Wenn Isabella die ganze Familie in einen kollektiven Rausch des Entzückens versetzte, wenn sie ihren menschenscheuen Gatten und ihre für Schmeichelei sonst unempfängliche Schwiegermutter nachhaltig bezauberte, dann geschah das keineswegs ohne

wohlbedachte Strategie. Die Prinzessin beherrschte die Regeln der Moralistik und die Rhetorik der Empfindsamkeit gleichermaßen. Eine ihrer großen Begabungen bestand in der Kunst der Menschenbeobachtung, und sie setzte von vornherein allen Ehrgeiz darein, jeden in der kaiserlichen Familie für sich einzunehmen. Wie hochreflektiert und intelligent sie diese Kunst betrieb, wissen wir deshalb so genau, weil von ihr rund zweihundert Briefe an die gleichaltrige Erzherzogin Marie Christine überliefert sind.

Diese Briefe verraten ein geradezu obsessives Bemühen um die ungeteilte Liebe und Aufmerksamkeit Marie Christines, *das* Objekt von Isabellas Leidenschaft. Sie hatte ihrer zukünftigen Schwägerin schon zu schreiben begonnen, als sie sie persönlich noch gar nicht kannte, hatte sie *ma soeur fidèle* genannt, *meine treue Schwester*, hatte von ihrer zärtlichen Bewunderung für die Kaiserin und ihrer Liebe zu Deutschland gesprochen, also bereits den Boden für ein Klima freundschaftlicher Intimität

bereitet. Nach ihrer Ankunft in Wien steigerte sich diese Korrespondenz nach und nach zu immer leidenschaftlicheren Gefühlsäußerungen. Ihre Frequenz nahm auch nicht ab, als sich die beiden Frauen fast täglich bei Hof sahen. Briefe galten als *Spiegel der Seele*; darin wurde kommuniziert, was in dem streng zeremonialisierten Hofalltag nicht gesagt werden konnte. *Meine anbetungswürdige Schwester*, heißt es immer wieder, *meine Göttin! mein Herz! mein Engel! Venus! Ich bin verrückt vor Liebe zu Dir; ich*

liebe Dich bis zur Raserei; ich vergöttere Dich! Dann wieder spricht Isabella von dem *teuflischen* Charakter ihrer Geliebten, ihrer Grausamkeit und Untreue. Vieles bleibt für spätere Leser rätselhaft, denn sie bezieht sich auf gemeinsame Erlebnisse und Geheimnisse (*das Abenteuer von gestern* …), macht ironische Anspielungen oder verwendet Decknamen (*Ösebesedek*). Immer wieder gibt sie sich zutiefst verletzt, *badet in Tränen*, weil Marie Christine ihr nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet habe,

und fordert Liebesbeweise; dann wieder fleht sie um Verzeihung für ihre Eifersucht. Sie sucht geheime Treffen zu zweit zu arrangieren, bezieht sich auf ihrer beider *Ehe* und ein mysteriöses *Hochzeitsgeschenk*,[109] nennt sich selbst Maries *amant, Liebhaber*, oder *mari, Ehemann*, und spricht von ihnen beiden – in Anspielung auf gemeinsam erlebte Opernaufführungen – als *Orpheus und Eurydike, Zerbin und Laurette* oder *Linon und Lisette*.[110] Mit großer Unbefangenheit schreibt sie über intimste Verrichtungen und

führt heutigen Lesern drastisch vor Augen, wie niedrig die Peinlichkeitsschwelle in diesen Dingen damals war.[111] Eine platonische Schwärmerei ist es jedenfalls nicht, was sie in ihren Briefen beschwört: *Ich überhäufe dich mit meinen Küssen*, heißt es da, *Ich küsse alles, was du mich küssen lässt*, oder, im Original ausnahmsweise auf Deutsch, *Ich küsse dein erzenglisches arscherl*.[112] Marie Christines Reaktionen, die nicht überliefert sind, scheinen indessen zurückhaltender gewesen zu sein, denn Isabella nennt sie

eine Heilige und schreibt: *Ich küsse Dich trotz Deiner Heiligkeit aus ganzer Seele, damit man sagen kann, es seien fromme Küsse, denn was von der Seele kommt, ist rein geistig und nicht irdisch, obwohl ich das Bodenständige – le terre à terre – liebe.*[113] Wenn Isabella ihren Ehemann Joseph, selten genug, erwähnt, dann als jemanden, der stört, oder als den *Rivalen* ihrer Geliebten.[114] Unter den Essays, die Isabella verfasst hat, befindet sich auch ein kleiner, sarkastischer ‹Traktat über die Männer›: die unnützesten Geschöpfe der Welt, zu

nichts anderem fähig als zur Eigenliebe, unvernünftiger als die Tiere, den Frauen von Gott nur deshalb übergeordnet, damit die männlichen Fehler die weiblichen Tugenden desto heller strahlen lassen. Wenn man den Mädchen nicht einredete, sie seien nichts wert, dann kämen sie jederzeit ohne Männer aus. Der Teufel habe bei der Schöpfung der Männer die Hand im Spiel gehabt, deshalb bleibe den Frauen nichts übrig, als sich mit der Lage abzufinden.[115]

Aus heutiger Sicht erscheint es kaum zweifelhaft, dass die

erotische Beziehung zwischen den beiden Frauen sich nicht nur auf dem Papier abspielte. Lange Zeit war das für Historiker allerdings unvorstellbar. Seit dem 19. Jahrhundert standen sie Isabellas Äußerungen äußerst befremdet gegenüber und hatten große Mühe, das mit den veränderten Moralbegriffen der eigenen Zeit zu vereinbaren. Die Nationalhistoriker hatten das Bedürfnis, in den Mitgliedern des Kaiserhauses «innig empfindende, aufopferungsvolle Naturen» zu erblicken, und es erfüllte sie «mit

freudigem Stolz, solches von diesen erlauchten Gestalten künden zu können, deren Andenken mit der Begründung des neuen Österreich unzertrennlich verknüpft ist». [116] Deshalb wurden anstößige Stellen aus der Korrespondenz unterschlagen und das Verhältnis zwischen den beiden Frauen zur Jungmädchenschwärmerei heruntergespielt. Die Beziehung Isabellas zu ihrem Ehemann wurde indessen – gegen jede Quellenevidenz – zur romantischen Liebe verklärt. Alfred von Arneth erblickte in den Quellen «ein

anheimelndes Bild friedlichen und fröhlichen Zusammenlebens» der Eheleute.[117] Und nach Adam Wolf liebte Isabella ihren Ehemann «mit allem Feuer ihrer Seele; sie lebte nur in ihm, geizte nach jedem Blick von ihm. Sie war trostlos, wenn er einen Tag entfernt war […]».[118] Noch 1980 hieß es vage, die enge Freundschaft zwischen Isabella und Marie Christine sei «oft missdeutet» worden, lasse sich aber «aus der besonderen Situation der Umwelt durchaus normal erklären».[119] Das Problem der Historiker bestand

darin, dass das Verständnis von «Normalität» sich in der Zwischenzeit fundamental verändert hatte. Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurde ein ganz neuer Begriff geprägt, der Begriff der Homosexualität, der eine krankhafte sexuelle Veranlagung bedeutete. Anders als in vormodernen Jahrhunderten, als man sexuelle Praktiken zwischen Männern als Todsünde verurteilt hatte, wurden gleichgeschlechtliche Beziehungen nun vor allem medizinisch gedeutet, und zwar als

pathologische Identität des ganzen Menschen. Damit aber wurde eine Eindeutigkeit suggeriert, die es im 18. Jahrhundert noch nicht gegeben hatte. Hatte man früher gesagt, jemand habe die Sünde der Sodomie begangen, so hieß es nun, jemand *sei* homosexuell. Gleichgeschlechtliche erotische Beziehungen zwischen Frauen waren dagegen gemeinhin nicht unter Sodomie rubriziert worden, man schenkte ihnen lange Zeit überhaupt keine besondere Beachtung oder hielt sie schlicht für nicht existent.[120] Erst im

20. Jahrhundert wurde der Begriff der Homosexualität auch auf Frauen bezogen. Die Historiker sahen sich nun genötigt, die Beziehung zwischen Isabella und Marie Christine rückwirkend gegen den Vorwurf der Homosexualität zu verteidigen beziehungsweise einen solchen Vorwurf gar nicht erst aufkommen zu lassen. Den Zeitgenossen selbst, sogar der überaus sittenstrengen Maria Theresia, war dagegen an dem zärtlichen Verhältnis zwischen Isabella und Marie Christine noch nichts Anstößiges aufgefallen.

Isabellas Briefe müssen vor dem Hintergrund des empfindsamen Freundschaftskults der Zeit gelesen werden, der in einer Rhetorik von Leidenschaft, Zärtlichkeit, Umarmungen, Küssen und Tränen schwelgte und noch keine scharfen Grenzen zwischen seelischer, geistiger und körperlicher Intimität zog. Die Beziehung zu der Schwägerin, die Isabella in ihren Briefen kultivierte, ist nicht zu denken ohne das Vorbild der empfindsamen Briefromane; sie war ein emphatisches Gegenmodell zu allem, was sensiblen

Zeitgenossen an den herrschenden Konventionen verabscheuungswürdig erschien. [121] Wahre und aufrichtige Freundschaft wurde als vollkommen authentische, frei gewählte, offene und uneigennützige Beziehung zelebriert, mithin als das Gegenteil dessen, was ringsum in der Gesellschaft selbstverständlich war: ständische Konventionen, Konformismus, Verstellung, interessegeleitetes, strategisches Handeln nach den Regeln des *do ut des*. Genau das war es, was Isabella

verabscheute und mitunter auch ironisch persiflierte.[122]

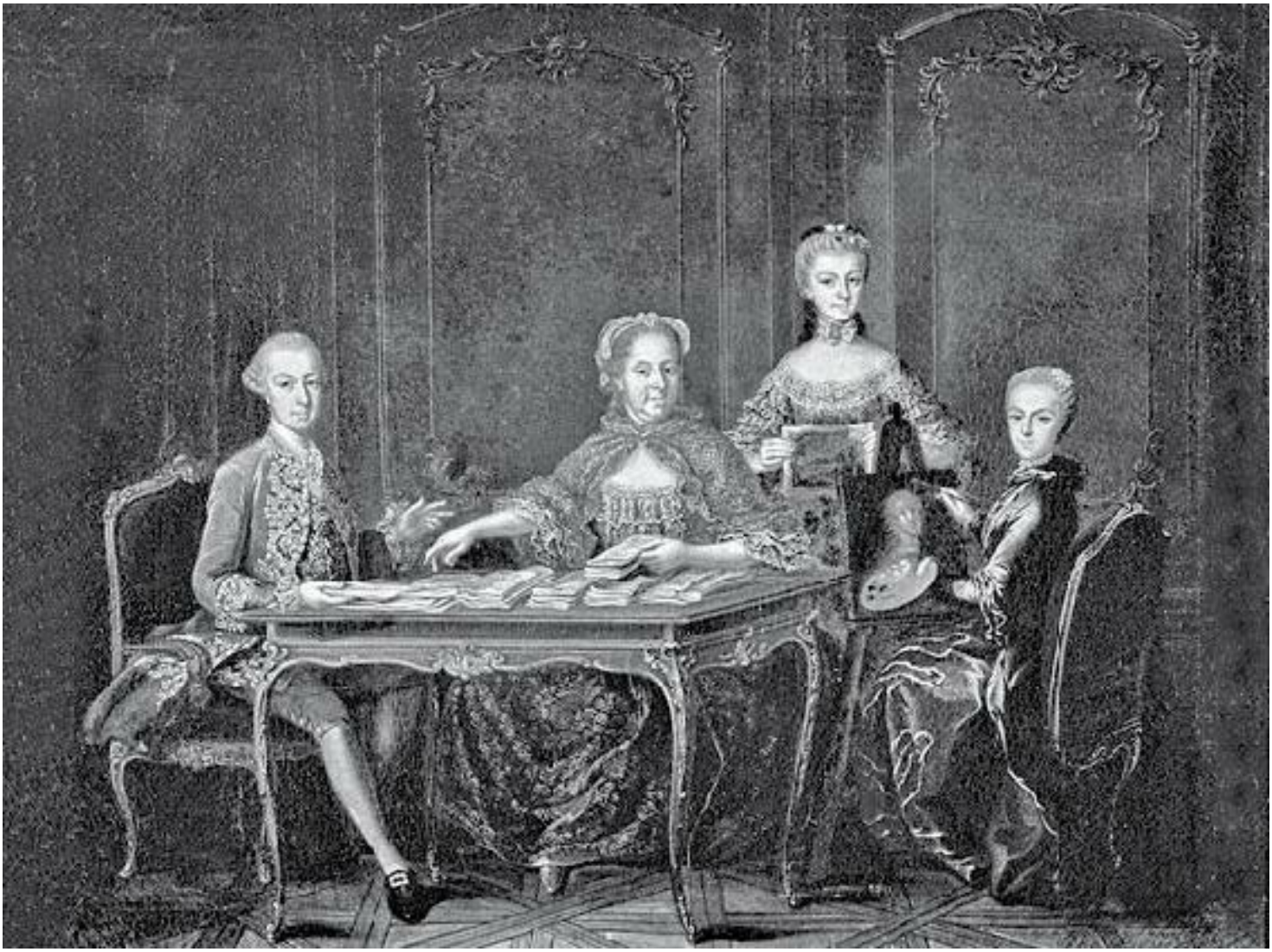


Abb. 37: Joseph, Maria Theresia, Marie Christine und Isabella. Werkstatt Martin van Meytens, 1763

Angesichts dieses Kults der Aufrichtigkeit ist es allerdings ein auffälliges Paradox, dass gerade Isabella die größte Meisterin strategischer Kommunikation war. In den Briefen an Marie Christine entwirft sie nicht nur scharfsinnige Charakterstudien von sich selbst, von dem Kaiser, der Kaiserin und dem Thronfolger, sondern erteilt der Schwägerin auch Ratschläge, wie sie sich die Zuneigung ihres Bruders Joseph sichern könne. [123] So rät sie ihr zum Beispiel, dem Erzherzog, wie sie ihn stets nennt, ihre Wertschätzung für sie,

Isabella, zu zeigen, aber ihn glauben zu lassen, es ginge um ihre charakterlichen Qualitäten, nicht um zärtliche Gefühle. Auch solle Marie ihr, Isabella, hin und wieder Unrecht geben, wenn es ihn freue. Er hasse offene Schmeichelei, deshalb solle sie in seiner Anwesenheit gut über ihn sprechen, sich aber den Anschein geben, als merke sie nicht, dass er es hört – und so fort. Kaum verhohlen spricht aus diesen Ratschlägen Isabellas Geringschätzung für den unsensiblen Gatten, der so leicht zu

manipulieren war, dass er von ihrer Distanz nichts bemerkte und seinerseits die Ehe mit ihr als größtes Glück seines Lebens empfand.[124] Ähnliche Ratschläge gab sie Marie Christine auch für den Umgang mit ihrem Vater, dem Kaiser: Sie dürfe ihn nicht auf die Kaiserin eifersüchtig machen und müsse sich jederzeit den Anschein von Vertrauen und Aufrichtigkeit geben, um Zugang zu seinem Innersten zu finden.[125] Doch mit solchen Ratschlägen begab sich Isabella auf gefährliches Glatteis. Denn wenn

sie der Geliebten selbst gegenüber immer wieder ihre rückhaltlose Offenheit beteuerte – wie konnte sie sicher sein, nicht den Verdacht zu erregen, dass auch das am Ende eine manipulative Inszenierung war? Aus dem Teufelskreis von Aufrichtigkeit und Verstellung gab es keinen Ausweg, und es ist schwer vorstellbar, dass das der scharfsinnigen Isabella nicht bewusst war.

Der prominenteste Gegenstand ihres Studiums war der Charakter der Kaiserin, denn deren Zuneigung lag Isabella ganz

besonders am Herzen.[126] Ihr Kalkül hätte nicht erfolgreicher sein können. Maria Theresias Begeisterung für die Schwiegertochter übertraf, nach ihren eigenen Äußerungen zu schließen, die Liebe zu jedem einzelnen ihrer Kinder. Für Isabella fand sie nie ein Wort der Kritik. *Sie ist voller Tugend und Qualität; ich kann Gott nicht genug dafür danken*, [127] schrieb die Kaiserin, oder: *Sie ist das Glück meines Lebens; sie zu übertreffen ist unmöglich;*[128] *Ich liebe sie wie meine eigenen Kinder, wenn nicht sogar mehr.*[129]

Isabella war sich dieser Wertschätzung sehr bewusst. Vor ihrem Tod verfasste sie als Vermächtnis einen ‹Rat an Marie›, um der geliebten Schwägerin zu erklären, wie sie es anstellen müsse, von ihrer Mutter ebenso geliebt zu werden wie sie selbst, letztlich, um sie in ihrem Sinne zu lenken – zum Beispiel dann, so ist anzunehmen, wenn es um ihren zukünftigen Heiratspartner ging. [130] Zu diesem Zweck stellte Isabella komplizierte Betrachtungen über Maria Theresias Charakter und das

Beziehungsgeflecht zwischen den Familienmitgliedern an, ließ dabei allerdings keinerlei Zweifel an ihrer besonderen Zuneigung zu ihr. *Die Kaiserin hat ein ausgezeichnetes, zärtliches, gefühlvolles und mitleidiges Herz*, und zwar für jeden, der sich an sie wendet. Aber: *Sie misstraut ihrer eigenen Einsicht, sie vergißt, daß wenige Menschen aufrichtig und dass wahre Freunde eine Seltenheit sind. Daher stammen die Fehler, die sie begeht; darin wurzelt die Unentschiedenheit, in der sie sich häufig befindet, und daher kommt es, daß sie sich leicht an*

diejenigen um Rath wendet, welche, unverschämter als andere, ihren falschen Eifer zur Geltung zu bringen wissen. [131] Es gelte deshalb unbedingt zu verhindern, dass die Kaiserin bei Anliegen Maries Dritte ins Vertrauen ziehe. Sie sei eine gute Freundin und habe ihrerseits das Bedürfnis nach Freundschaft. Doch es sei schwer, die Freundin einer großen Fürstin, einer Monarchin, der eigenen Mutter zu sein, weil Ungleichheit des Ranges, Gehorsam und kindliche Ehrfucht nicht leicht mit der Offenheit vereinbar seien, die wahre

Freundschaft kennzeichnet. Es erfordere unbedingte Verschwiegenheit, Redlichkeit, Standhaftigkeit und Unempfindlichkeit gegen die Unannehmlichkeiten, die sich daraus ergäben. Ihren eigenen Tod vorhersehend, prophezeite Isabella Marie: *Die Kaiserin wird Dir vor Allen ihr Herz öffnen, in dem ersten Schmerze über meinen Tod wird sie nichts zu Theures besitzen als Dich, […], denn sie weiß, daß Du meine Freundin warst, daß ich Dich anbetete und Du mich liebtest.* Daraus ergebe sich allerdings die

Gefahr, dass die Kaiserin *in jener Art von Enthusiasmus, welchen sie für alles empfindet, das ihr zu gefallen beginnt*, Marie den anderen Kindern vorziehe und ihnen als Vorbild vorhalte. Marie müsse der Eifersucht der anderen entgegenwirken und den Eindruck vermeiden, sie sei falsch und wolle die Kaiserin beherrschen, denn wenn sie die anderen Kinder gegen sich aufbringe, drohe sie am Ende auch das Vertrauen der Kaiserin selbst zu verlieren. *Du kennst ja ihre Weise, ihre Kinder zu lieben; jederzeit ist sie mit einer Art*

Mißtrauen und anscheinender Kälte untermischt. Das gelte vor allem für Joseph, *den sie entweder zu gefühllos oder zu übertrieben in seinem Schmerze finden wird.* Das aber sei gefährlich für Marie: *Sei auf Deiner Hut, denn obwohl der Erzherzog Dir vielleicht verpflichtet sein wird für Deine Trauer um mich, so wird er doch in hohem Grade wider Dich aufgebracht sein, wenn er sieht, daß Du die Ursache der Vorwürfe der Kaiserin bist, insbesondere dann, wenn sein Schmerz, wie es sehr wahrscheinlich ist, ein heftiger sein wird.* [132]

Isabella warnte ihre geliebte Schwägerin auch vor den Charakterfehlern ihrer Mutter: *Die Kaiserin ist ungemein lebhaft, und die Entschlüsse, die sie im ersten Augenblicke faßt, sind oft heftig [violents].* In solchen Fällen müsse man sie besänftigen und dann zur Änderung ihres Entschlusses bewegen, damit gewinne man ihre Achtung: *Geradheit und Güte [la droiture et la bonté] sind ja der Grundzug ihres Charakters*. Unbedingt zu vermeiden sei, in Maria Theresias Kritik an den Geschwistern einzustimmen, denn

später, wenn sie in Ruhe darüber nachdenke, nehme sie das gegen ihre Gesprächspartnerin ein. *Was ihre Kinder betrifft, so liebt die Kaiserin dieselben, aber sie geht von einem falschen Grundsatze aus, der in allzu großer Strenge besteht.* Marie solle daher die Kaiserin zur Milde den anderen Kindern gegenüber bewegen, aber wiederum deren Fehler auch nicht beschönigen, damit sie nicht mit Dritten außerhalb der Familie darüber spreche.[133] Kurzum: Wenn die Geliebte das alles beherzige und klug danach handle, werde die

Mutter sie lieben und hochachten. Das ist Marie Christine durchaus gelungen; sie war die Einzige, die ihren Bräutigam selbst wählen durfte, und genoss auch sonst alle erdenklichen Vorzüge vor ihren Geschwistern. Dass das ohne deren Eifersucht abgegangen wäre, lässt sich allerdings nicht behaupten. [134]

An dem ‹Rat für Marie› ist nicht nur die psychologische Raffinesse bemerkenswert, sondern auch die Tatsache, dass Isabella ihren eigenen Tod voraussagte und die Reaktionen der anderen präzise

vorwegnahm. Zum Tod hatte sie ein enges Verhältnis. Im Dezember 1759 war ihre eigene Mutter mit 32 Jahren an den Blattern gestorben. In ihrer Zeit am Wiener Hof erlebte sie mit, dass der Erzherzog Karl am 18. Januar 1761 mit sechzehn Jahren ebenfalls an den Blattern starb. Dann beobachtete sie das lange Sterben der zwölfjährigen Erzherzogin Johanna, das zwei Tage vor Weihnachten 1762 endete.[135] Sie selbst hatte nach der Geburt ihres ersten Kindes im August 1762 und im Januar 1763 zwei Fehlgeburten.

Ihr letztes Kind, drei Monate zu früh am 22. November 1763 geboren, überlebte den Tag nicht; die Mutter war zu diesem Zeitpunkt bereits mit den Blattern infiziert und starb eine Woche später. Sie hatte ihren Sterbetag zwar nicht, wie später erzählt wurde, schon vor Jahren vorausgesagt, aber sich in den Briefen an Marie in ihren wiederkehrenden Schüben von Melancholie schon seit langem den Tod gewünscht.[136] Die Erschütterung am Hof war allgemein. Joseph traf der Verlust so tief, wie Isabella es prophezeit

hatte: *Alles habe ich verloren, meine angebetete Gattin, den Gegenstand meiner ganzen Zärtlichkeit*, schrieb er an seinen Schwiegervater. *Niemals hat es eine Prinzessin, eine Frau gegeben wie sie. Und ich war es, der diesen Schatz besaß, und mit zweiundzwanzig Jahren musste ich ihn verlieren.*[137] Maria Theresia klagte gegenüber Antonia von Sachsen: *Der grausame Verlust, der mich durch den Tod meiner lieben Schwiegertochter getroffen hat, beraubt mich aller Zufriedenheit und allen Trostes*,[138] und Kaunitz vertraute sie an: *All meine Freude,*

all meine Ruhe stirbt mit dieser reizenden und unvergleichlichen Tochter.[139] Von Josephs Oberhofmeister Salm ließ sie sich ganz genau die letzte Nacht beschreiben: *ob sie noch gesprochen hat, ob sie gelitten hat, ob sie bei Bewußtsein war, ob mein Sohn die ganze Zeit dort war, von welcher Stunde an und an welchem Platz; was er gesagt hat und was er gleich danach getan hat; alles das ist mir lieb und kostbar […].*[140] Unmittelbar nach Isabellas Tod beauftragte sie die Kammerfrau Erdödy, ihr zum Andenken etwas

von ihrem Haar aufzubewahren. *Und auff all die Schrifften gebe wohl acht, das kein kleines Zettul verlohren gehe*, denn die Schriften sollten später einmal Joseph zum Trost und der Tochter zur Nachahmung ihrer *frommen und grossen Mutter* dienen. Geistliche Betrachtungen über das Leben in der Welt und den Tod, die Isabella verfasst hatte, ließ die Kaiserin 1764 unter dem Titel ‹Méditations chrétiennes› vom Hofbuchdrucker Trattner publizieren.[141] Zunächst aber war sie darauf bedacht, Isabellas schriftlichen

Nachlass als Erste in die Hand zu bekommen, weil Joseph ihn nicht unzensiert lesen sollte.[142]

Noch ein Opfer

So tief Maria Theresia den Verlust ihrer Schwiegertochter betrauerte, so tatkräftig sorgte sie dafür, dass Joseph sich zügig wieder verheiratete.[143] Denn Isabella hatte ihm ja keinen Thronfolger geboren, die Kontinuität des Erzhauses war also noch nicht gesichert. Zum anderen sollte diese

Möglichkeit einer weiteren nützlichen politischen Bindung nicht ungenutzt bleiben. Vor allem aber: Ein Fürst hatte verheiratet zu sein. Es war eine Grundregel der ständischen Gesellschaft, dass nur jemand – ob ein Bauer, ein Stadtbürger oder ein Fürst – eine politische Rolle spielen konnte, der wirtschaftlich selbstständig war und seinem eigenen Haushalt vorstand. Den Kern eines Haushaltes aber bildete das Ehepaar. Josephs Heirat war auch deshalb erforderlich, weil Maria Theresia seit Sommer 1763 seine

Wahl zum Römischen König, das heißt künftigen Kaiser betrieb; als solcher würde er kein bloßer Erzherzog mehr sein. Es gab also mehr als einen Grund, so schnell wie möglich eine neue Ehefrau für ihn zu finden. Isabella war noch gar nicht tot, da begann man schon über mögliche Nachfolgerinnen zu spekulieren. [144] Der sächsische Gesandte schrieb bereits im November 1763 nach Dresden, *Hof und Publikum* kämen darin überein, dass es am besten sei, den Thronfolger so schnell wie möglich durch eine

neue Heirat über seinen schweren Verlust hinwegzutrösten.

Joseph selbst sah das allerdings anders; der Gedanke an eine neue Heirat war ihm grausam und unerträglich. Doch sein Vater wies ihn in ungewohnt scharfem Ton zurecht: Der Sohn habe vertrauensvoll und gehorsam anzuhören, was er ihm aus elterlicher Sorge um sein Bestes sage, ob das seinen Gefühlen entspreche oder nicht. Er wolle ungern im Befehlston mit ihm sprechen, sondern vertraue darauf, mit Liebe und Vernunft sein Ziel

besser zu erreichen.[145] Mit anderen Worten: Joseph sollte nicht nur gehorchen, sondern er sollte es auch gern tun, eine Rolle, die er später noch öfter zu spielen hatte. *Wir haben unserem Sohn, um ihn zu beruhigen, erklärt, daß man ihm Zeit lassen und keinen blinden Gehorsam verlangen wird, vorausgesetzt, daß er sich vermählt; daß man gern auf ihn hören wird bei der Wahl, die er trifft, daß jede uns lieb sein wird, wenn er es nur tut,* vertraute Maria Theresia Antonia von Sachsen an. *Auf diese Weise hat man ihn beruhigt, Trotzdem*

versäume ich keine Gelegenheit, ihm freundschaftlich zu denen, die mir zusagen würden, zuzureden […]. [146] Joseph blieb nichts übrig, als dem Druck nachzugeben und das hinter einer Fassade fiktiver Freiwilligkeit zu verbergen. *Ich muss zwei verschiedene Gesichter zeigen*, klagte er gegenüber seinem Schwiegervater, dem Herzog von Parma. Nicht aus irgendwelchen Gründen der Staatsräson füge er sich in eine zweite Heirat, sondern allein aus Sohnespflicht.[147] *Ich will mich für Euch opfern, es ist den Kummer wert, aber ich tue es nur aus*

Liebe zu Euch, schrieb er an seine Mutter. *Ich unterwerfe mich vollständig Eurem Urteil und Euren Anordnungen.* Während er selbst mit seinem Vater auf Krönungsreise im Reich unterwegs war, sondierte Maria Theresia hinter den Kulissen alle möglichen Optionen.[148] Die einzige Braut, die Joseph selbst sich vorstellen konnte, war die jüngere Schwester Isabellas, Louise von Parma, die aber erst vierzehn Jahre alt und bereits dem Sohn Karls III. versprochen war.[149] Ihrem Sohn zuliebe trug Maria Theresia dem spanischen König

tatsächlich das Ansinnen vor, die Braut seines Sohnes an Joseph abzutreten, was dieser aber höflich ablehnte. In Betracht kam zweitens die Infantin von Spanien, die aber bereits dem Erzherzog Leopold versprochen war. Dieser war zwar großmütig bereit, zugunsten seines Bruders zurückzustehen, doch dieses Opfer wollte Joseph zum Missfallen seiner Mutter nicht annehmen. Andere Vorschläge scheiterten an den Maßstäben Maria Theresias, was Ebenbürtigkeit, Tugend und Rechtgläubigkeit anging. So kam

die Tochter von Louis-Philippe, dem Herzog von Orléans, nicht in Frage, *welche nicht allein sehr jung und wohlgestaltet, sondern anbei auch mit einer Dote [Mitgift] von beiläufig 20 Millionen livres begleitet wäre; allein die Kaiserin wolte von diser Alliance wegen der Tache de bâtardise [des Bastard-Makels] bei der vätterlichen Grossmutter und der bekannten üblen Conduite [Verhaltens]der verstorbenen Mutter nichts wissen. Von den lutherischen Princessinen ware ihr auch keine anständig, dahero verwarffe sie auch die sonst sehr wohl ertzogene und*

ungemain schön sein sollende Dochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, notierte Khevenhüller mit missbilligendem Unterton.[150] Eine weitere Option, die erwogen wurde, war die jüngste Infantin von Portugal. Doch gegen sie sprach nicht so sehr, dass sie *sehr starck bei Leib* war, sondern vor allem, dass ihr Vater dem König von Spanien feindlich gegenüberstand.[151] Blieben die katholischen Prinzessinnen aus dem Reich. In Betracht kamen die kursächsische Prinzessin Kunigunde und die

bayerische Prinzessin Josepha, denen Maria Theresia wegen der engen Verwandtschaft von vornherein zuneigte. Beide hatten habsburgische Mütter und waren mithin Cousinen des Bräutigams.[152] Die Kaiserin ließ sorgfältige Erkundigungen über das äußere Erscheinungsbild, die Gesundheit, das Benehmen und die Tugendhaftigkeit der beiden Prinzessinnen einholen und legte dabei Wert auf größte Verschwiegenheit.[153] Sie konnte aber nicht verhindern, dass bei Hof über das brisante Thema spekuliert

wurde und interessierte Kreise versuchten, die jeweilige Gegenkandidatin in ein ungünstiges Licht zu rücken. Über Kunigunde wurde das Gerücht verbreitet, sie habe *in ihrer Person und Bildung ganz und gar nichts angenehmes*, wozu *insonderheit ihr völlig rothes Haar beytrage*; sie sei unkultiviert, erlaube sich Freiheiten und mache weite Ausritte in Begleitung von Stallbediensteten.[154] Dem suchte die pro-sächsische Seite entgegenzuwirken; die Gräfin Salmour erbot sich sogar, eine

authentische Haarsträhne zu besorgen, um alle Befürchtungen hinsichtlich der Rothaarigkeit zu zerstreuen. Joseph waren beide Kandidatinnen in den schwärzesten Farben geschildert worden, und er nahm sich die Freiheit, seine Abneigung in Briefen an seine Mutter zu äußern, woraufhin sie ihn scharf zurechtwies und er sich große Mühe gab, wieder als vollkommen gehorsamer Sohn zu erscheinen.[155]

Damit sich Joseph selbst ein Bild machen und das kleinere Übel wählen konnte, verfiel seine

Mutter auf die Idee, mit den Kandidatinnen scheinbar ganz beiläufige Treffen zu arrangieren. Zuerst traf er im Oktober 1764 auf einer eigens angesetzten Pragreise in dem Kurort Teplitz mit Kunigunde zusammen, die unter dem Vorwand dorthin gefahren war, ihren Bruder in seiner Badekur zu besuchen.[156] An die Zufälligkeit dieses Zusammentreffens glaubte bei Hof selbstverständlich niemand. Als Joseph zurückkehrte, notierte Khevenhüller: *Aus denen da und dorten hervorgeblickten gezwungenen*

Contenancen [Haltungen] fienge mann sofort an zu muthmassen, daß die Entrevue zu Teplitz den gewunschenen Effect nicht gehabt haben würde. Kritiker des Treffens sahen voraus, dass daraus nichts als Unannehmlichkeiten *für dise gleichsamm zur Beschau hingeführte Princessin und natürlich sodann entspringende Kaltsinnigkeiten zwischen beiden Höffen* zu befürchten waren.[157] So kam es auch. Joseph verhehlte seine mangelnde Neigung für Kunigunde nicht, was seine Mutter gegenüber dem sächsischen Hof in peinliche

Verlegenheit brachte. Doch entgegen allem Üblichen ließ sie Joseph die freie Wahl und arrangierte wenig später, ebenfalls scheinbar ganz zufällig, ein Treffen in Straubing mit Josepha von Bayern – eine *neue Beschau*, kommentierte Khevenhüller indigniert, die ohne Beispiel sei *bei Printzen dieser Geburt, welchen mann ihre bestimmte oder auch bestimmen wollende Bräut nur en portrait zum voraus sehen lasset.* [158] Fürstliche Heiratsplanung war ein überaus heikles Geschäft, da ja stets die Ehre nicht nur der

individuellen Kandidaten, sondern auch der beteiligten Häuser auf dem Spiel stand. Nur aus besonderer Rücksicht auf die Trauer des jungen Witwers räumte Maria Theresia ihrem Sohn ein, dass er beide Kandidatinnen persönlich in Augenschein nehmen durfte. Ihr Äußeres von Joseph in dieser Weise taxieren lassen zu müssen war für beide Prinzessinnen demütigend. Doch die Gefahr des Gesichtsverlusts wurde in Kauf genommen. Nach seiner Rückkehr, so berichtet Khevenhüller weiter, sei Joseph

(mittlerweile immerhin gewählter und gekrönter Römischer König) *von beiden Eltern gleichsamm auf die strenge Frag gesezet und endlich auf des Herrn Vattern wiederholte Vorstellungen zur endlichen Auswahl der bayerischen Princessin zwar mit sehr schwären Hertzen bewogen worden, indeme derselben Gestalt in der That einem so jungen Herrn ebenfahls nicht wohl gefallen können.* Die Kaiserin setzte in *ihrer bekannten Lebhafftigkeit* sofort den Brautwerbungsbrief nach München auf, damit schon im kommenden Januar die Hochzeit stattfinden

konnte.[159] Die gedemütigte Kunigunde aber sollte durch eine Pfründe in Prag oder in einem Reichsstift abgefunden werden.[160] Joseph selbst berichtete seinem Schwiegervater von der fatalen Wahl, vor die ihn seine Eltern gestellt hatten: Schon Kunigunde hatte er reizlos gefunden, aber Josepha fand er *klein und fett, das Gesicht gewöhnlich, ohne jugendlichen Reiz, mit Pickeln und roten Flecken übersät und schlimmen Zähnen* (wovon Josephas offizielles Porträt übrigens nichts ahnen lässt).[161]

Unfähig, sich zu entscheiden, habe er seine Eltern angefleht, ihm die Wahl abzunehmen, und sie hätten Josepha den Vorzug gegeben, denn *tout le Public* sei daran interessiert. *Ich habe mich geopfert und die Partie akzeptiert*, resignierte er: *Bemitleidet mich!*[162] Allerdings fragt es sich rückblickend, wer von den beiden Beteiligten das größere Opfer brachte. Und auch Maria Theresia selbst war nicht glücklich mit ihrer Entscheidung. *Gegen meine Überzeugung, gegen mein Gefühl habe ich selbst dazu mithelfen müssen, meinen armen Sohn zu*

einem Entschluss zu bringen, schrieb sie an Marie Christine. *Urteilt, in welchen Zustand er mich dadurch versetzt hat!*[163]

Der Grund für ihre Wahl lag auf der Hand. Die Heiratsverbindung mit dem Haus Wittelsbach schien die schönsten politischen Aussichten zu eröffnen, und zwar *nicht allein für beede Höfe, sondern auch für gantz Teutschland und besonders für die catholische Religion*. Reichsvizekanzler Colloredo entwarf weitreichende Pläne, wie die katholischen Kurfürsten künftig in den

Reichsinstitutionen harmonisch zusammenarbeiten und den widrig gesinnten protestantischen Fürsten vereint die Stirn bieten würden. Vor allem aber winkte ein möglicher Erbfall. Sollte nämlich das bayerische Haus Wittelsbach im Mannesstamm aussterben, was sich abzeichnete, dann würden sich aus der Heiratsverbindung Rechtstitel auf Teile des Herzogtums Bayern ableiten lassen. Kaunitz empfahl, unter strenger Geheimhaltung schon einmal einen tüchtigen jungen Historiker mit der Suche nach entsprechenden

Dokumenten und der Ausarbeitung einer *soliden Deduction* zu beauftragen.[164] Zwar war nicht zu leugnen, dass der Kurfürst von der Pfalz den vorrangigen Erbanspruch auf das Kernland Bayern hatte, aber mit einer *beträchtliche[n] Acquisition an Land und Leuten* für die Nachkommen Josephas könne das Erzhaus trotzdem rechnen. Kaunitz aber dachte wie immer in noch weiträumigeren Dimensionen: *Freilich wäre es das gröste und erwünschlichste, wenn es möglich wäre, den ganzen Complexum der*

bayrischen Landen mit Österreich zu vereinigen. Die Idee klinge vielleicht jetzt noch chimärisch, schrieb er, aber es könne ja nicht schaden, schon einmal darüber nachzudenken. Womöglich könne man ja die anderen interessierten Fürsten mit den österreichischen Vorlanden oder den Niederlanden entschädigen. Joseph ließ sich das, als der bayerische Erbfall später eintrat, tatsächlich nicht zweimal sagen.[165]

Dass die Ehe zwischen Joseph und Josepha keine Liebesehe war, unterschied sie nicht von anderen

Fürstenehen des Ancien Régime. Doch selbst nach damaligen Maßstäben war die Abneigung, die Joseph seiner Gattin gegenüber demonstrierte, bemerkenswert. Er beschränkte seinen Umgang mit ihr auf das Nötigste. Die Ehe war kurz – 1767 fiel Josepha den Blattern zum Opfer – und blieb kinderlos; dass sie gar nicht vollzogen worden sein soll, ist aber vermutlich eine Legende.[166] *Ich glaube, wenn ich seine Frau wäre und so behandelt würde, ich wäre entflohen und hätte mich an einem Baum in Schönbrunn aufgehenkt*, soll

seine Schwester Marie Christine gesagt haben.[167] Die Oberhofmeisterin, so hieß es, nahm ihren Abschied, weil sie das Bild dieser unglücklichen Ehe – *tableau de ce mauvais ménage* – nicht mehr habe mitansehen können.[168]

Auch Maria Theresia bemitleidete ihren Sohn: Josepha *ist weder hübsch noch angenehm; ich will hoffen, dass sie gutmütig ist […]. Wir wollen Gott danken, wenn sie uns wenigstens Nachkommen bringt, vorausgesetzt, es wird ein Prinz.*[169] Die Hässlichkeit der

Prinzessin habe zwar die schlimmsten Erwartungen übertroffen, behauptete Khevenhüller, aber ihre Tugend und Gottesfurcht, Liebe und Zärtlichkeit für den Gatten und ihr *Verlangen, sich jedermann gefällig zu erweisen*, verdienten Hochachtung. [170] Auch Maria Theresia versagte der Schwiegertochter keineswegs ihr Mitgefühl und klagte über die Kälte, die Joseph zur Schau trug. Gegenüber Khevenhüller brachte sie mehr als einmal die *betrübten Umstände* der Ehe zur Sprache.[171] Doch Joseph

rechtfertigte sich gegenüber seiner Mutter in einem seiner Briefe aus Schlesien, dem er einige pflichtschuldige Zeilen an seine Gattin beigelegt hatte: *Es wäre mir weniger unangenehm, dem Großmogul zu schreiben, denn sie gibt sich mit respektvollen Gefühlen nicht zufrieden und hat mir das schon vorgeworfen. Urteilt selbst, liebe Mutter, was ich ihr schreiben soll, oder wo zum Teufel wollt Ihr, dass ich andere Gefühle hernehme?* [172] Doch bei Hof ging es nicht um Gefühle, sondern um Haltung. Joseph ließ den nötigen Respekt

gegenüber seiner Frau vermissen, indem er seine Abneigung nach außen nicht verhehlte. Er verstieß damit gegen einen der höchsten Werte der Dynastie: Er zeigte sich als schlechter Gatte, und Maria Theresia befürchtete, dass er die anderen mit seiner Geringschätzung des Ehestandes ansteckte. Als Leopolds Heirat bevorstand, freute sie sich, dass er das *Labyrinth* der Familie bald hinter sich lasse, und äußerte, sie wolle dafür sorgen, dass auch die beiden jüngeren Brüder nicht mehr lange im Elternhaus blieben, um

nicht mehr den spöttischen und zweideutigen Reden des Ältesten ausgesetzt zu sein.[173]

Es ist bemerkenswert, wie sehr die angebliche Hässlichkeit Josephas zum Thema gemacht wurde – trotz aller Tugenden, die ihr jedermann zuschrieb. Offenbar war dies das naheliegendste Argument, um Joseph von dem Vorwurf zu entlasten, kein guter Ehemann und Hausvater zu sein, denn das hätte dem Herrscher als Landesvater ein schlechtes Zeugnis ausgestellt. Noch drei Jahre nach Josephas Tod schrieb eine

Bewunderin des Kaiserhauses, die sie nur vom Hörensagen kannte: *Welch ein Glück, dass sie so früh gestorben ist! Ich habe noch nie von einer derart ekelhaften [disgustful] Person gehört. Ich meine das mit Bezug auf ihr unangenehmes Äußeres, denn jeder sagt, dass sie sehr gutherzig war. Ein Gesicht, so außergewöhnlich hässlich, und eine solche schreckliche Verfassung ihres Blutes, dass es keinen Teil an ihrem Körper gab, der nicht krank war! Stellen Sie sich nur den gutaussehenden Kaiser vor, verheiratet mit einer solchen Frau!*

Gott und van Swieten

Die Blattern – oder Pocken, auf Französisch *petites véroles* – machten im 17. und 18. Jahrhundert den dynastischen Planungen nicht nur Maria Theresias, sondern vieler europäischer Fürstenhäuser immer wieder einen Strich durch die Rechnung. Wilhelm II. von Oranien, Maria II. von England, Zar Peter II. waren daran

gestorben, auch Maria Theresias Vorfahr Kaiser Joseph I. und drei Brüder Franz Stephans. Die Pocken liefen der Pest als verheerendste der tödlichen Infektionskrankheiten in dieser Zeit klar den Rang ab.[175] In Paris und London fielen im 18. Jahrhundert mehrfach Tausende Menschen Blatternepidemien zum Opfer. Hermann Boerhaave, der berühmte Lehrer van Swietens, schilderte die ersten Anzeichen so: *Sobald diese ansteckende Materie sich mit denen Säften [des Körpers] vermischt hat,*

bringet selbige einige in der Ordnung auf einander folgende Würckungen zu wege; welche sind: ein Schaudern; Erstarren; hitziges Fieber; große anhaltende Hitze; gläntzende Augen, von eingedrungener dünner und hitziger Feuchtigkeit; ein heftiger Schmerzen des Kopfs, des Rückens, der Glieder […], Uebelkeit und Brechen; große Unruhe; Dummheit; Schläfrigkeit; und bey Kindern Jammer-Anfälle. [176] Dann traten die charakteristischen roten Flecken auf, die sich in eitrige Pusteln verwandelten und schließlich verschorften. Der

Krankheitsverlauf war kurz und dramatisch; entweder starb der Patient innerhalb weniger Tage, oder er wurde wieder gesund. Überlebende waren künftig immun, litten aber manchmal lebenslang unter schweren Folgen der Krankheit, entstellenden Narben und womöglich sogar Blindheit. Über die Ursachen gab es unterschiedliche, empirisch allesamt nicht verifizierbare Theorien; die gleiche Unsicherheit galt für die Therapien. *Es scheint, daß hier die allgemeine Heilungs-Art könne angewandt werden, […]*

welche in allen Entzündungs-Fällen bewehrt ist, schrieb Boerhaave: *1) Muß zur Ader gelassen werden […]. 2) Die ganze Haut, der Mund, der Magenschlund, und die Gedärme sollen öffters durch Clystiere und Blähungen erweichet und gelinde gemacht werden. 3) Der Kranke soll viel dünnes mehligtes, säuerliches und kühlendes Wasser trinken; und Salpeter von Spießglaß oder Polichrest-Saltz und dünnes Milchwasser gebrauchen, und ist, 4) mit dünnen Nahrungs-Mitteln; kältlicher Lufft zum Athemhohlen; behörigen Zudecken und Ausdünsten,*

zu unterhalten.[177] Die ärztlichen Maßnahmen waren indessen der Kritik ausgesetzt, gerade auch bei Hof. Khevenhüller, der mehrere Kinder durch die Krankheit verlor, wollte beobachtet haben, dass eine bestimmte Form der Blattern *meistentheils nur unter dem Adel grassiret und dahero auch über die Modimedicos sehr vill geschmälet wurde, mit dem nicht so ungegründeten Argwohn, daß selbe zu vill künsteln und die Natur irr machen thäten.*[178] Van Swieten, seit 1745 als Leibarzt der Kaiserfamilie mit höchster

Autorität ausgestattet, war sich der ärztlichen Hilflosigkeit gegenüber der Seuche bewusst; 1750 hatte er seinen eigenen vierzehnjährigen Sohn daran verloren. In den *Commentaria* zu Boerhaave, seinem Lebenswerk, schrieb er, dass das *Blattern-Gift […] wegen seiner Zartheit von keinem Sinne begriffen werden kann […] Dieses ist jenes Göttliche in denen Krankheiten, welches so oft alle Bemühung der Kunst vernichtet, dieses ist die Ursache, daß die Ärzte der allzustarken Bewegung in denen Krankheiten so oft keinen Einhalt*

thun können. Alles was die Artzneykunst thun kan, bestehet darinnen, daß sie das Leben selbst schwächet: Dann durch das Leben werden die Gifte wirksam […]. [179] Da auch die gelehrten Ärzte kein effizientes Mittel dagegen hatten und die Blattern sehr schnell entweder zum Tod oder zur Genesung führten, es sich also nicht um langwierige chronische Verläufe handelte, bei denen man medizinische Kuren hätte anwenden können, waren magische wie gelehrte Heilverfahren in der Bevölkerung

gleich stark nachgefragt – beides half gleich viel oder gleich wenig. [180]

Für Maria Theresia schlossen sich religiöser und medizinischer Beistand gegenseitig nicht aus. Als ihre Töchter Marianne und Josepha im April 1757 erkrankt waren, schrieb sie an deren Aya: *Da sie so viel Zutrauen in den Heiligen Blasius gezeigt hat, [schicke ich ihr] hier eine kleine Kerze, die man an den Hals legt oder unter das Kopfkissen.* [181] Auch bei Pockenfällen waren Priester *und* Leibarzt zuständig, Sakramentalien

und Bittgebete ebenso wie Aderlässe und Diäten gleichermaßen erforderlich. Deshalb wurde in schweren Fällen nicht nur – wie auch bei Entbindungen – das Allerheiligste auf den Altären ausgestellt und die Bevölkerung zum kollektiven Gebet aufgerufen, sondern zusätzlich Waisenkinder für das *Blatternbeten* ausgewählt und bei Erfolg mit Almosen belohnt.[182]

Nach Gott war es der Leibarzt, dem Maria Theresia in allen Krankheitsfällen vertraute. *Ich verdanke die Rettung meines lieben*

Sohnes nächst Gott nur Eurer Sorge, Mühe und Gelehrsamkeit, schrieb sie ihm beispielsweise, als Joseph 1757 die Blattern überwunden hatte.[183] *Gott und van Swieten* nannte sie in einem Atemzug.[184] Besonders deutlich wird ihr Verhältnis zu dem Leibarzt in den Instruktionen, die sie für ihren Sohn Leopold vor dessen Hochzeit im Sommer 1765 verfasste, um ihn auf die Führung seines eigenen Haushalts in der Toskana vorzubereiten.[185] Ausführlich widmete sie sich darin der Sorge für die Gesundheit der Familie und

schärfte ihm ein, es sei absolut notwendig, dass er in Florenz alles genauso einrichte wie im Kaiserhaus. Denn dort hätten nach van Swietens Berufung alle Spaltungen und Intrigen aufgehört. Niemand anders dürfe es auch nur wagen, über Medizin zu sprechen oder irgendwelche Ratschläge zu geben; nichts dürfe ohne seine Anweisungen geschehen, diese aber müssten mit größter Genauigkeit befolgt werden.[186] Ihr erster Grundsatz lautete, alle Krankheiten seien von Gott geschickt, und wenn die von Gott

festgesetzte Todesstunde komme, gebe es kein Mittel dagegen. Doch das rechtfertigte in ihren Augen keinen Fatalismus. Denn ebenso war sie davon überzeugt, dass jeder Mensch moralisch verpflichtet sei, für das eigene Wohl Sorge zu tragen. Habe man einmal den richtigen – gottesfürchtigen und ehrbaren – Arzt gefunden, so könne man darauf vertrauen, dass auch dieser einem von Gott geschickt sei. *Wenn der liebe Gott den Arzt erleuchten und Euch helfen will, wird er es gewiss durch seine Hände tun, vor allem dann, wenn*

man blindlings seinen Anweisungen folgt. [187] Der Leibarzt, den sie Leopold mit auf den Weg gab, ein Schüler van Swietens, sollte regelmäßig mit ihm korrespondieren und in jeder Hinsicht in Florenz dieselbe Rolle spielen wie dieser in Wien. Ihm mussten sich alle bei Hof unterordnen, vor ihm durfte absolut nichts verborgen, an seinen Ratschlägen durfte niemals gezweifelt werden. Des Teufels waren in Maria Theresias Augen Meinungsverschiedenheiten und Diskussionen des Publikums, wie

sie am eigenen Hof leidvoll erfahren hatte. *Es ist ein allgemeiner Grundsatz, dass alles Gute, was geschieht oder was man einführt, unter Widerspruch und Schwierigkeiten zu leiden hat, während die Scharlatanerie siegt und viele Fürsprecher hat.*[188] Über medizinische Dinge sollte in keiner Weise räsoniert werden, das stifte nur Unruhe, und auch der Arzt selbst sollte seine Anordnungen niemals rechtfertigen. Kurzum: Es war eine gottgleiche Rolle, die Maria Theresia dem *Protomedicus* zuwies. Die Haltung, die man ihm

gegenüber in allen Fragen des körperlichen Wohls einzunehmen hatte, war ganz analog derjenigen, die man sonst nur Gott schuldete: blindlings vertrauen, niemals zweifeln, nichts verbergen, in allem gehorchen, sich ruhig in seinen unerforschlichen Willen ergeben. Was die Haltung zum Körper anging, so waren Gott und van Swieten für Maria Theresia letztlich austauschbar; van Swieten galt ihr so viel wie ein göttliches Orakel. Die Vorschriften, die sie ihrem Sohn machte, verraten einiges über ihre Einstellung zu

Wissen, Erkenntnis und Aufklärung im Allgemeinen. Darauf ist noch zurückzukommen.[189]

Die Bedrohung durch die Blattern war am Wiener Hof zu Maria Theresias Zeit ständig präsent; immer wieder fielen Mitglieder der Hofgesellschaft ihnen zum Opfer. Die Kaiserin legte Wert darauf, dass ihre Kinder von klein auf an den Gedanken daran gewöhnt wurden; die Erzieher sollten *ganz natürlich von Allem mit ihnen reden, auch von den Blattern und dem Tode*.[190] Schon im Juli 1749 hatte Marie Christine

eine milde Form überstanden;[191] im Januar 1757 war Joseph, wie erwähnt, noch einmal davongekommen.[192] Doch Ende des Jahres 1761 infizierte sich der zweitälteste Erzherzog Karl mit den Blattern und starb am 18. Januar im Alter von sechzehn Jahren.[193] Nicht ganz ein Jahr später, am 23. Dezember 1762, folgte ihm seine Schwester Johanna mit zwölf Jahren; ihr qualvolles Sterben hat Isabella von Parma beobachtet und beschrieben.[194] Maria Theresia fand Trost in der Vorstellung, dass ihre Kinder einen schönen,

christlichen Tod gestorben waren. An Marie Christine schrieb sie: *Eure Schwester hat eine Dreiviertelstunde lang gebeichtet, mit einer Genauigkeit, Reue und Ergebenheit, die den Beichtvater zum Weinen gebracht haben; sie ist seitdem sehr schwach. Ich kann dem lieben Gott nicht genug danken, dass er mir diesen Trost schenkt; ich gebe sie vollkommen in seine Hand und erwarte, dass ihr Schicksal nicht anders als glücklich sein kann.* [195]

Abb. 38a: Erzherzog Karl im Alter von 16 Jahren. Zeichnung von Jean-Étienne Liotard aus der Porträtserie der Kinder von Maria Theresia, 1762

Das Sterben von Mitgliedern der Herrscherfamilie war – ebenso wie die Geburt – eine öffentliche Angelegenheit und von feierlichen Ritualen umgeben. Wenn der Tod absehbar schien, dann erhielten sie in einem feierlichen öffentlichen Akt vor der ganzen Hofgesellschaft das *Viaticum*, die letzte Kommunion als Wegzehrung für den Übergang ins Jenseits. So hatte es Maria Theresia aus ihrem *bekanten zartesten Religionseiffer* auch 1757 bei der ältesten Tochter Marianne gehalten, die an einem schweren *Catharrh* gelitten hatte, aber

glücklicherweise wieder gesund geworden war.[196] Wie man sich eine solche düstere Feier vorstellen muss, veranschaulicht die Beschreibung einer Augenzeugin, der Gräfin Bentinck, die sich als Gast am Hof aufhielt, als der junge Erzherzog Karl starb. Sie schrieb, als das Ritual bevorstand, an eine Freundin: *Er hat den Tod mit Ergebenheit erwartet und scheint ihm ohne Furcht entgegenzusehen. Wir zittern alle vor der grausamen Szene, die dem armen empfindsamen Herzen der Kaiserin bevorsteht. Diese schaurige Zeremonie der*

hiesigen Religion – die Gräfin war Protestantin –, *wo die ganze kaiserliche Familie, der ganze Hof, alle Kammerfrauen, der gesamte Adel verpflichtet sind, in Zeremonialkleidung zu erscheinen und das Sakrament von der Kirche bis zum Bett des Sterbenden zu begleiten, diese traurige Prozession, die Trauerkleider, dieser ganze Aufzug hat etwas so Schreckenerregendes, dass selbst Gleichgültige davon berührt sind. Stellt Euch vor, was dabei im Herzen der armen zärtlichen Mutter vorgehen muss!*[197] Das galt erst recht, wie

gesehen, beim Tod Isabellas ein Jahr darauf. Dreieinhalb Jahre später, am 22. Mai 1767, brachen die Blattern auch bei Isabellas Nachfolgerin Josepha aus; sie starb nach einer Woche.[198] Maria Theresia ignorierte die Ansteckungsgefahr und umarmte ihre ungeliebte Schwiegertochter, bevor diese im Krankenzimmer eingeschlossen wurde. Albert, der Gatte Marie Christines, behauptete später in seinen Memoiren, sie habe das getan, um ihre mangelnde Zuneigung zu kaschieren. Joseph, der Ehemann,

tat allerdings nichts dergleichen. [199] Zu Josephas Beisetzung in der Kapuzinergruft erschien von der kaiserlichen Familie niemand. [200]

Tatsächlich steckte sich die Kaiserin bei Josepha an.[201] Kurz nachdem ihre Lieblingstochter Marie Christine am 16. Mai ihre erste und einzige, schwere Entbindung durchgestanden und ihr Kind verloren hatte, wurde die Mutter krank. Am 23. Mai 1767 machten sich die ersten Symptome bemerkbar; am 26. Mai brachen die Blattern aus. Van Swieten ließ sie

zweimal nacheinander zur Ader. In allen Kirchen der Stadt wurde das Altarsakrament ausgestellt, wozu sich nach und nach *eine ungemaine Menge Volcks auch von denen benachbahrten Orth- und Dorffschafften einfande*.[202] Den Hofbediensteten wurde per Dekret befohlen, sich in der großen Hofkapelle zum Bittgebet zu versammeln. Joseph ließ sich wie van Swieten ein Lager in einer der Antekammern aufschlagen und verließ ihr Krankenbett kaum. Am 1. Juni 1767 verlangte die Kaiserin die Sterbesakramente. *Wie groß die*

allgemaine Consternation gewesen, als man die Ansage hierzu gethan, und zumahlen bei dieser Fonction selbsten aussi auguste que lugubre [bei diesem ebenso majestätischen wie düsteren Amt], kann sich leichter vorgestellet als mit Worten beschriben werden.[203] Als die Kaiserin die Krise am 2. Juni erfolgreich überstanden hatte, war der Jubel bei Hof und in der Wiener Bevölkerung groß. Nach und nach wurden ausgewählte Hofleute wie Khevenhüller wieder vorgelassen, der *vor Freuden-Thränen fast nicht reden* konnte.

[204] Am 14. Juni fanden in den Wiener Kirchen Dankgottesdienste statt, und zwar mit Pauken und Trompeten, obwohl das nicht mehr dem höfischen Geschmack entsprach und eigentlich vor Jahren abgeschafft worden war. [205] Die Wiener Bürger überboten sich gegenseitig mit öffentlichen Freudenbekundungen; Dutzende von Dankpredigten, -reden und -gedichten erschienen im Druck. Am 22. Juli, als die Kaiserin zum ersten Mal wieder in die Stadt zur Kirche fuhr, standen die Untertanen an den Straßen Spalier und jubelten

ihr zu, was sie so sehr rührte, dass sie eigens geprägte Gedenkmünzen *aus ihren Fenstern auf dem Burgplatz mit eigener Hand ausgeworffen.*[206] Von besonderer Art war die Anteilnahme des Staatskanzlers Kaunitz. Ihm ging nach eigener Aussage die Krankheit der Kaiserin derart nahe, dass seither schon der bloße Gedanke an die Blattern bei ihm Schweißausbrüche und allgemeines Gliederzittern auslöste. Offenbar nahm aber seine Umgebung nicht ausreichend Rücksicht darauf. Noch Jahre später sah er sich deshalb genötigt,

ein Rundschreiben an all seine Bediensteten und Mitarbeiter zu verfassen. Darin bat er sie nachdrücklich, in seiner Gegenwart die fragliche Krankheit und alles, was mit ihr in der geringsten Beziehung stand, niemals zu erwähnen, und bei allen Schriftstücken, die man ihm vorlas, ohne jede Ausnahme, ob Druckschriften oder Manuskripte, alle einschlägigen Passagen sorgfältig zu überspringen.[207]

Abb. 38b: Erzherzogin Josepha. Zeichnung von Jean-Étienne Liotard, 1762

Maria Theresia rechnete die Überwindung ihrer Krankheit – *die Verlängerung der Tage einer unnützen alten Frau*[208] – erstens Gott und zweitens van Swieten zu. Zwölf kleinen Waisenkindern, die für ihre Genesung gebetet hatten, setzte sie eine jährliche Pension von 30 Gulden aus;[209] den Leibarzt ließ sie in den Stephansorden aufnehmen. Doch die Epidemie war noch nicht vorbei. Im Oktober desselben Jahres infizierte sich auch die fünfzehnjährige Erzherzogin Josepha. Man nahm an, dass sie

sich an *gifftigen Exhalationen* angesteckt habe, als sie mit ihrer Mutter zum Gebetsgedenken in die Kapuzinergruft hinuntergestiegen war. Dort lag die vor Monaten verstorbene Schwägerin Josepha noch immer aufgebahrt und nur mit einem Leichentuch bedeckt, weil der Zinnsarkophag noch nicht fertig war. Am 10. Oktober erhielt die Erzherzogin das öffentliche Viaticum, am 15. Oktober starb auch sie – genau einen Tag, nachdem sie eigentlich in Schönbrunn *per procuram* mit König Ferdinand von Neapel, dem soeben

volljährig gewordenen Sohn Karls III. von Spanien, hatte vermählt werden und nach Neapel aufbrechen sollen.[210] Es fiel den Zeitgenossen schwer, dieses zeitliche Zusammentreffen als schieren Zufall zu betrachten. Khevenhüller kolportierte das Gerücht, Josepha habe in der Gruft vor dem Sarg ihrer fünf Jahre zuvor gestorbenen Schwester Johanna *niedergekniet und aus altzartem Vertrauen sie gebeten, daß (wann sie, wie sie nicht zweifflete, für den Angesicht Gottes sich befindete) für sie betten mögte, daß,*

im Fahl ihre bevorstehende Vermählung nicht zu ihrer Seelen Heil gereichen solte, der liebe Gott auch in dem Moment ihrer Abraiß noch alles hinterstellig machen mögte.[211] An ihrer Stelle hatte wenig später ihre nächstjüngere Schwester Maria Carolina das schon erwähnte *Opfer der Politik* zu bringen und Ferdinand von Neapel zu heiraten, ohne dass sie wie ihre Schwester durch göttliche Fügung vor dem Unglück bewahrt worden wäre.[212] Als Letzte aus der Familie infizierte sich am 22. Oktober die Erzherzogin

Elisabeth mit den Blattern. Auch sie erhielt auf eigenes Verlangen das öffentliche Viaticum, überwand aber die Krankheit und wurde gesund. Als sie einen Monat später zum ersten Mal wieder bei Hof in Erscheinung trat, notierte Khevenhüller betroffen, er habe sie *wohl sehr geänderet gefunden*.[213]

Schon Jahre bevor die Blatternepidemie am Kaiserhof ihre Opfer forderte, hatte Maria Theresia mit ihrer Cousine Antonia von Sachsen über eine neuartige, hochumstrittene medizinische Behandlungsmethode

korrespondiert, die Inokulation mit Kindsblattern oder Variolation, sprich: Pockenimpfung. Nachdem Antonias dritter Sohn im März 1763 an den Blattern gestorben war, hatte sie ihrer sechsjährigen Tochter Amalia die Blatternsubstanz erkrankter Kinder *einpfropfen* lassen. Den Anstoß zu dieser nach heftigen inneren Kämpfen getroffenen Entscheidung hatte ihr ausgerechnet der preußische König gegeben. *Ihnen verdanke ich den Mut zu diesem Schritt*, schrieb sie später an Friedrich II., *Sie haben mich*

ermutigt, Ihnen danke ich die Rettung meiner Kinder und das Land Sachsen die vieler tausender Kinder, deren Eltern meinem Beispiel folgen werden. [214] Von dieser Inspirationsquelle wusste Maria Theresia allerdings nichts, als sie Antonia zu ihrer *großen Courage* gratulierte und sich hochinteressiert am Ausgang des gefährlichen Experiments zeigte. [215] Friedrich II. kannte die Methode vermutlich von Voltaire, der die Kenntnis seinerseits in den 1750er Jahren von einer Englandreise mitgebracht hatte,

wo der Thronfolger Georg II. seine Kinder schon 1722 hatte impfen lassen. Und in England war die Methode wiederum von Lady Mary Wortley Montagu, der Gattin des englischen Gesandten in Konstantinopel, publik gemacht worden. Sie hatte das Verfahren auf ihrer Reise durch das Osmanische Reich in Istanbul kennengelernt und 1718 an ihrem eigenen Sohn, später an ihrer Tochter erfolgreich ausprobiert.

In den 1760er Jahren war die Inokulation mit dem Serum infizierter Patienten also in

Mitteleuropa nicht mehr neu, aber sie war nicht ohne Gefahren und nach wie vor hochumstritten. Zwischen den verschwägerten Dynastien in Wien, Dresden und München wurde das Thema intensiv diskutiert. Antonias Schwester Josepha (die ungeliebte Gattin Josephs, die zwei Jahre später selbst an den Blattern sterben sollte) riet von Impfungen ab mit dem Argument: *Wenn Gott mich haben will – ich bin in seiner Hand, er wird so oder so über mich verfügen, wie es ihm gefällt. Weder die Kaiserin noch ich haben sie*

gehabt, und ich kenne eine Menge Leute, die ohne Blattern gestorben sind, und andere, die sie im hohen Alter noch überstanden haben. Dem Schöpfer müssen wir uns anvertrauen; es liegt an ihm, unsere Todesart zu bestimmen; wenn ich in seiner Gnade bin, ist mir alles andere gleich.[216] Die Kurfürstin Maria Anna von Bayern, Antonias Schwägerin, war unerschrockener; sie suchte eine neue Impfmethode am Münchner Hof durchzusetzen, scheiterte aber am Widerstand der etablierten Hofärzte, die, wie sie klagte, niemals freiwillig ein neues

System übernähmen und der Devise *Es war alleweil so* anhingen.[217] Ihr Mann, der Kurfürst Max Joseph, ließ sich nicht umstimmen und starb 1777 selbst an den Blattern.

Allerdings betrachtete man in Dresden und München auch die Behandlungsmethoden des allmächtigen Wiener Leibarztes mit Skepsis.[218] Van Swieten war kein Revolutionär. Das mechanistische Lehrgebäude des berühmten Boerhaave, mit dem er sich zeit seines Lebens auseinandersetzte und das er mit

den klassischen Lehren der antiken Medizin zu vereinbaren suchte, war damals bereits nicht mehr letzter Stand der medizinischen Kunst. [219] Boerhaave hatte die Inokulation skeptisch betrachtet – nicht zu Unrecht, denn das Ansteckungsrisiko dabei war hoch. Auch van Swieten stand dem Impfen vorsichtig abwartend, aber keineswegs grundsätzlich ablehnend gegenüber.[220] Solange keine empirisch gesicherten Erkenntnisse vorlagen, neigte er zur Zurückhaltung und beschränkte sich darauf, nichts

Falsches zu tun. Daneben gab es am Wiener Hof aber auch dezidierte Gegner der Impfung, so den Hofarzt Anton de Haen, der ebenfalls aus der Leidener Schule Boerhaaves stammte. Kurzum: Die Inokulationsfrage polarisierte die Gelehrten und spaltete die Herrscherfamilien.

Denn das Impfen war ein Unternehmen mit ungewissem Ausgang; es erforderte Risikobereitschaft, das heißt Mut zum aktiven Handeln. Zu impfen bedeutete ja, eine explizite Entscheidung zu treffen, deren

Richtigkeit niemand garantieren konnte. Nicht zu impfen schien risikoloser – war aber, seit die Alternative der Impfung im Raum stand, tatsächlich auch eine, eben negative, Entscheidung. Mit anderen Worten: Die Impfung verwandelte die vage, unbeeinflussbare Gefahr des Blatterntodes in ein bewusst eingegangenes und selbst verantwortetes Risiko. Ein Zeitgenosse, der Herzog von Croÿ, formulierte es positiv: *Es scheint, als müsste man sich guten Mutes dazu [zur Impfung] entschließen,*

denn wenn ein Kind stirbt, bleibt der Vorwurf, dass es hätte geschützt werden können.[221] Die Kaiserin ließ über ihren Gesandten in London Kontakt zu den berühmten Brüdern Sutton aufnehmen, den englischen Pionieren der Inokulation, die aber für die Reise nach Wien nicht zu gewinnen waren. Schon im März 1768 begann man im Wiener Waisenhaus und Spital zu Sankt Markus aber auch mit eigenen Impfexperimenten. Van Swieten ließ sich nach einigem Zögern überzeugen, dass angesichts der

widersprüchlichen Gelehrtenmeinungen in der Inokulationsfrage nur eigene Erfahrung zähle, und gestattete, dass die Waisenhausärzte Rechberger und Locher unter Aufsicht des Hofarztes Störck an einer Reihe neugeborener *unehelicher Spitalkinder* Impfungen vornahmen. Die Folgen wurden genau dokumentiert. Nachdem von den geimpften Neugeborenen nur zwei, angeblich aber nicht an den Blattern, gestorben waren, bat man den Leiter des Waisenhauses, den Abt Parhammer, auch ältere Kinder

impfen zu dürfen. Der Abt war zunächst skeptisch, denn *er fürchtete als ein wahrer Vater der armen Waisen dem Stifte dadurch zu schaden*, ließ sich aber überzeugen. [222] Insgesamt, so Rechberger, wurden *ungeachtet der unverschämten Lügen, welche Schmähsucht und Vorurtheil auszustreuen suchten*, 34 Neugeborene und 67 Kinder zwischen fünf und vierzehn Jahren erfolgreich geimpft.[223] Van Swieten selbst gab aufgrund der positiven Erfahrungen seine zögerliche Haltung auf.[224]

Wenig später ließ die Kaiserin auf dem Wiener Rennsteig ein Inokulationshaus einrichten; mitunter sah sie selbst bei den Impfungen zu.[225]

Nachdem, so Maria Theresia, zu ihrer Zufriedenheit *sechs oder neun arme Kinder für jedes meiner eigenen* geimpft worden waren, entschied sie sich, die Erzherzöge Ferdinand und Maximilian und Josephs Tochter Therese im September 1768 der Inokulation zu unterziehen.[226] Die Durchführung vertraute sie dem impferfahrenen niederländischen

Arzt Jan Ingenhousz an, den man ihr aus England geschickt hatte. Die Behandlung war erfolgreich. Der dreijährige Junge, der den Impfstoff für die kleine Therese geliefert hatte, und seine Eltern erhielten von der Kaiserin Pensionen von je hundert Gulden im Jahr.[227] Im Mai des folgenden Jahres ließ sich auch Leopold, mittlerweile Großherzog in der Toskana, auf Wunsch seiner Mutter impfen, und Joseph fuhr eigens nach Florenz, um die Wirkung des Verfahrens mitzuerleben.[228] Auch er fand es

unbedingt notwendig, *der Wahrheit die Tür zu öffnen und sie den Verleumdungen zu verschließen.* [229] Doch zu der Impfentscheidung gehörte nach wie vor großer Mut. Maria Theresias Korrespondenz mit ihren erwachsenen Kindern kreiste in den 1770er Jahren immer wieder um dieses Thema.[230] Aus der Ferne verfolgte sie mit gespannter Anteilnahme, wie sich ihr Schwiegersohn Ludwig XVI. von Frankreich und seine Geschwister im Juni 1774 erfolgreich impfen ließen, nachdem Ludwig XV. den

Blattern zum Opfer gefallen war.[231] Um die gleiche Zeit überstanden vier Kinder von Leopold die Inokulation gut, doch das kleinste starb.[232] Auch Maria Carolina und Ferdinand ließen ihre Kinder gegen die Bedenken ihrer Umgebung impfen. Maria Theresia schwankte mehrfach, je nach den aktuellen Erfahrungen: 1772 schrieb sie an Ferdinand, sie sei keine so große Anhängerin der Inokulation mehr.[233] 1777 änderte sie hingegen ihre Meinung wieder: *je mehr ich diese Methode beobachte, desto mehr bin ich davon*

eingenommen.[234] 1778 drängte sie ihn, seine Tochter so bald wie möglich impfen zu lassen,[235] lehnte aber jeden Zwang ab: *Ihr müsst es selbst wollen, […] keine Gefälligkeiten in diesem Punkt, allein Euer Wille zählt.*[236]

Im Vergleich zu ihren Zeitgenossen nahm Maria Theresia in der Inokulationsfrage zweifellos eine bemerkenswert avantgardistische Haltung ein. Dass sich die Pockenimpfung (in veränderter Form) als zukunftsträchtiges Verfahren durchsetzen würde, konnte damals

ja noch niemand wissen. Anders als andere Fürsten entschied sie sich für das riskante experimentelle Handeln und gegen das fromm-fatalistische Geschehenlassen. Später wurde sie daher nicht zu Unrecht als *wahre Urheberin der hiesigen Einimpfung* gefeiert.[237] Fragt man sich heute, inwiefern sie eine aufgeklärte Herrscherin war, dann wird man ihre Impfpolitik sicher auf der Habenseite verbuchen. Doch Licht und Schatten lassen sich – wie immer – nicht so einfach unterscheiden: Die Risiken des Fortschritts trugen vor

allem die Waisenkinder, die niemand gefragt hatte, ob sie sich impfen lassen wollten.

X
MUTTER UND SOHN

~

Abb. 39: Joseph II. und Maria Theresia als Porzellanfiguren

Der Tod in Innsbruck

Am 18. August 1765 starb der

Kaiser. Das veränderte alles. Maria Theresia verwandelte sich über Nacht in eine trauernde Witwe und blieb es bis zu ihrem Lebensende. Gegenüber ihren Vertrauten hörte sie nie auf, diesen Schicksalstag zu beklagen: *Ich kann keine Freude mehr empfinden; selbst die Sonne erscheint mir finster.* [1]

Die Kaiserfamilie hielt sich gerade in Innsbruck auf, um die Hochzeit des Erzherzogs Leopold mit Maria Louisa, der Infantin von Spanien, zu feiern. Die Hauptstadt von Tirol war für das Haus Lothringen ein bedeutsamer

Erinnerungsort; Franz Stephans Großvater hatte dort residiert, als Ludwig XIV. sein Land besetzt hielt; sein Vater war dort geboren worden; Maria Theresia und er hatten auf ihrer Hochzeitsreise dort Station gemacht. Doch es war nicht der Wille Franz Stephans gewesen, Leopolds Hochzeit in Innsbruck zu feiern anstatt in Wien; Maria Theresia hatte das zum Missfallen der Hofgesellschaft so befohlen.[2] Der Aufwand war beträchtlich. Die alte Hofburg in der Tiroler Hauptstadt hatte man für das dynastische Großereignis

renovieren lassen und den halben Hofstaat einschließlich des Personals für Oper und Komödie, sogar Tapisserien, Möbel und Tischgerät hatte man aus Wien mitbringen müssen.[3] Die Innsbrucker Hochzeitsfeier am 5. August wurde allerdings empfindlich beeinträchtigt durch den Umstand, dass der Bräutigam die ganze Zeit unter einer schweren Darmerkrankung litt. Alles lief schlecht. Die Festoper samt Ballett erschien dem Publikum misslungen; das Feuerwerk fiel dem Regen zum

Opfer. Ende Juli war zudem zur Bestürzung der Festgesellschaft die Nachricht vom Tod des Herzogs von Parma eingetroffen – Josephs hochverehrtem ersten Schwiegervater. Aus der Rückschau erkannten die Beteiligten, dass es Vorboten weiteren Unglücks gegeben hatte. Die illuminierte steinerne Ehrenpforte hatte düster und bedrückend ausgesehen, eher wie ein Trauergerüst als wie ein Triumphbogen. Und am Sonntag in der Messe hatte *der Prediger das Thema von der Wachbahrkeit und Ungewissheit der Stund des Todes*

erwählet und in specie mit villem Eiffer erinneret, wie ja keiner der Zuhörern von einem gäh- und plötzlichen Tod sicher wäre.[4] Der Sinn dieser Vorzeichen erschloss sich am Sonntag, dem 18. August. Dem Kaiser ging es den ganzen Tag über schlecht; schon in der Nacht zuvor hatte er unter Atemnot gelitten und nicht schlafen können.[5] Maria Theresia machte sich Sorgen und riet zum Aderlass, was er aber ablehnte. Stattdessen machte er kein Aufhebens von seiner Unpässlichkeit und ließ sich von seinen Gewohnheiten nicht

abbringen. Mittags amüsierte er sich noch in Gesellschaft, abends besuchte er das Theater und sah sich ein Stück von Goldoni und ein Ballett von Gluck an, wie stets mit dem Fernglas in der Hand, um *die Gallerien, wo sich die Dames befanden, genauer sehen zu können.* [6] Nach dem Theater, in Begleitung Josephs und eines kleinen Gefolges auf dem Weg über allerlei Treppen und Gänge in sein Appartement, traf ihn ein schwerer Schlaganfall. Er schwankte, Joseph stützte ihn; man legte ihn auf das provisorische Bett eines Lakaien in

der Antekammer seines Appartements und rief Ärzte, Chirurgen und den Beichtvater herbei. Keine zehn Minuten später war er tot. Joseph eilte zu seiner Mutter, um sie *auf den Schicksalsschlag vorzubereiten.* [7] Auf die vage Nachricht hin, es gehe dem Kaiser schlecht, wollte sie ihn in seinen Gemächern aufsuchen und durchquerte auf dem Weg dorthin die Antekammer, wo er gerade gestorben war, ohne ihn zu bemerken, weil zwei Kammerherren das Feldbett, auf dem er lag, vor ihren Blicken

abschirmten. Man nötigte sie *fast mit Gewalt*, in ihr eigenes Appartement zurückzukehren, wo man ihr erst später die Todesnachricht mitteilte.[8]

Dass Maria Theresia so lange wie möglich von der Szenerie ferngehalten wurde, berichtet auch eine andere Quelle. Peter Prosch, der Tiroler Wanderhändler und nebenberufliche Spaßmacher, hatte sich an diesem Tag bei Hof aufgehalten, und Franz Stephan hatte sich bei der Tafel noch mit ihm amüsiert.[9] Er war also nah am Geschehen gewesen und

erzählte davon später ausführlich in seiner Autobiographie. Glaubt man ihm, dann erfuhr Maria Theresia von dem Tod ihres Mannes erst, nachdem schon ein Eilbote mit der Todesnachricht nach Wien geschickt worden war. Ahnungslos habe sie zuvor noch mit ihm zusammen zu Abend essen wollen. *Es kam die Antwort, […] es wäre ihm gar nicht wohl und deswegen wolte er nicht zur Tafel gehen. Jetzt wollte sie mit Gewalt hinüber, um zu sehen, wie es mit ihrem Kaiser beschaffen wäre; allein man hielte sie ab, soviel man konnte,*

und brachte ihr allerhand löbliche Diskurse bei, und aus diesen merkte sie, daß was Widriges passiert sein müsse. Sie wollte abermal mit Gewalt den Augenschein selbst einnehmen, aber sie wurde wieder abgehalten. Dann erst habe Joseph ihr die Nachricht schonend mitgeteilt.[10] Dass man Maria Theresia so lange wie irgend möglich von ihrem gestorbenen Mann fernhielt, hat vermutlich seinen Grund darin, dass man die Plötzlichkeit des Ereignisses vor ihr verbergen wollte. Denn der schnelle, jähe Tod war kein guter Tod. Die Kunst des

christlichen Sterbens bestand ja darin, sich sorgfältig vorzubereiten, zu beichten und Buße zu tun, die Eucharistie und die Letzte Ölung zu empfangen, um so gestärkt den Weg ins jenseitige Leben anzutreten. Beim Übergang war die Seele des Sünders gefährdet und anfällig für teuflische Einflüsse. Ohne Buße und spirituelle Stärkung war unsicher, ob der Sterbende das ewige Seelenheil erlangen würde. Dass der geistliche Beistand nicht mehr rechtzeitig bei Franz Stephan eingetroffen sein könnte, war daher eine überaus

bedrohliche Vorstellung. Die Chronik des Innsbrucker Jesuitenkollegs berichtete später über die Sterbeszene, Arzt und Priester hätten sich sofort eingefunden, doch während beim Aderlass schon kein Blut mehr gekommen sei, habe der Beichtvater noch Lebenszeichen wahrgenommen und dem Kaiser die Lossprechung von den Sünden erteilt.[11] Später nannte Maria Theresia es ihren einzigen Trost, dass Franz Stephan an diesem Sonntagmorgen, wie er es regelmäßig zu tun pflegte, noch die

Kommunion empfangen und gebeichtet hatte.[12]

Nach dem Tod Franz Stephans war nichts mehr wie zuvor. Noch zehn Jahre später schrieb Maria Theresia an ihre Vertraute Gräfin Enzenberg: *Ich verbringe die Jahre, die Monate, die Wochen, die Tage in der gleichen Einfalt, der gleichen Bitterkeit wie am ersten Tag, und oft bin ich froh, dass die Tage, die vergangen sind, nicht wiederkommen, und dass ich mich mit jedem Augenblick mehr meinem Ende nähere […].*[13] Oder, um nur ein weiteres Beispiel von vielen zu

zitieren, an Tarouca zu Beginn des Jahres 1766: *Ich kenne mich nicht mehr, denn ich lebe wie ein Tier, ohne Seele und ohne Verstand. Ich vergesse alles. Ich stehe um fünf Uhr auf, ich gehe spät zu Bett, und ich tue den ganzen Tag über nichts. Ich denke nicht einmal mehr. Meine Lage ist grausam […].*[14] Maria Theresia praktizierte den Witwenstand – wie viele andere Habsburgerinnen vor ihr – als einen Stand quasi-monastischer Askese. Das geht aus einem handgeschriebenen Zettel hervor, den sie in ihr Gebetbuch gelegt

hatte. Dort heißt es: *Der wittwenstand ist eine buß, eine zubereitung zum todt. Soll 4 hauptpuncten in sich enthalten: 1mo öfftere geniessung deren h. sakramente, 2do gewisse maß der münd- und innerliche gebetter, 3to lesung öftere geistlicher bücher, 4to übung werck der barmherzigkeit abtöttung und buß. […] gänzliche übergebung einer wittbe in willen gottes. [Nach dem] Verlust ihres gemahls soll Gott ihrer Seele bräutigam sein. Machen ihr die Kinder unlust, soll Gott der schiedsmann sein. Hat sie Unlust vor*

Verwanten, ist Gott ihr innerster Freund. Wird sie vor gericht beruffen, gott ihr richter. In verachtung gott und gutes gewissen ihre ehre. In armuth ihr Vatter. In Krankheit ihr arzt. In gewissensängsten Gott ihr tröster, ja ihr alles in allem. [15]

Auf einem anderen Zettel in ihrem Gebetbuch notierte sich Maria Theresia eine persönliche Zahlenlitanei: *kayser franciscus mein gemahl hat gelebt 56 jahr, 8 monat, 10 tage, ist den 18 augusti 1765 gestorben halb 10 Uhr Abends. Also gelebt monate 680, wochen 2958, täge 20778, stunden 496992.*

Mein glücklicher ehestand war 29 jahr, 6 monat, 6 täge, um die nämliche stund, als ihm die hand gegeben, auch an einem Sonntag, ist er mir plötzlich entrissen worden. Macht also jahr 29, monat 335, wochen 1540, täge 10781, stunden 258744.[16] Es scheint, als ob sie in der ritualisierten Wiederholung dieser Zahlen eine eigentümliche Form der meditativen Praxis für sich gefunden hätte, die es ihr im Alltag ermöglichte, den Schmerz des Verlustes zu bewältigen. Am 18. Tag eines jeden Monats zog sie sich fortan von der höfischen

Öffentlichkeit zurück, um sich in klosterähnlicher Einsamkeit, nur begleitet von ihrem Beichtvater Müller, geistlichen Betrachtungen zu widmen, das Gedächtnis ihres Mannes zu pflegen und für sein Seelenheil zu beten.[17]

Doch der Witwenstand war nicht nur eine subjektive Befindlichkeit, sondern vor allem auch ein objektiver sozialer Status, der nach außen in jeder erdenklichen Weise sichtbar gemacht wurde.[18] *Eine ihrer ersten Handlungen aber war, meiner Mutter zu befehlen, daß sie ihr die*

Haare abschneide, erinnerte sich später die Tochter ihrer Kammerzofe. *[…] Sie legte allen bunten Putz und alles Geschmeide ab, teilte ihre Garderobe unter ihre Frauen, ließ ihr Schlafzimmer mit grauer Seide ausschlagen, ihr einsames Lager mit grauen Vorhängen umgeben und zeigte so auch in ihrem Äußern, daß das Leben und die Welt für sie ihren Reiz verloren haben.* [19] Das war keine individuelle Besonderheit, ganz im Gegenteil, es entsprach den Gepflogenheiten der Habsburgerinnen seit

Jahrhunderten.[20] Der Status Maria Theresias war nun bis zu ihrem Lebensende der einer Witwe. Schon ihr neues Majestätssiegel zeigte das an; es lautete *von Gottes Gnaden Römische Kayserin, Wittib.* [21] Strenge rituelle Muster schrieben vor, was in dieser neuen Lage zu tun war, und Maria Theresia befolgte dieses Muster gewissenhaft. Sie ging fortan ausschließlich in Schwarz, trug stets eine Witwenhaube und anstelle von Juwelen nur das Ordenszeichen der Sternkreuzdamen. Sie zog sich aus

dem ehelichen Schlafzimmer in Schönbrunn zurück in den Osttrakt des Schlosses, den sie schwarz auskleiden ließ. Einen Raum, das Vieux-Laque-Zimmer, bestimmte sie zum Gedenkraum und stattete ihn mit lebensgroßen Bildnissen Franz Stephans und seiner Söhne aus. Ähnlich in der Wiener Hofburg; dort bezog sie 1766 das wesentlich bescheidenere ehemalige Witwenappartement ihrer Mutter Elisabeth im zweiten Stock und richtete ein *Todtencabinet* mit Porträts ihres Gatten und der anderen verstorbenen

Familienmitglieder ein, in das sie sich zum Gedenken zurückzog.[22]

Am Tag nach seinem Tod hatte Maria Theresia ihrem Gatten zur Erinnerung eine Haarlocke abschneiden und ihn von einem Maler porträtieren lassen (s. Farbtafel 23).[23] Dann begann die lange Folge der Übergangsriten, wie sie im Hause Habsburg seit dem Spätmittelalter praktiziert wurden.[24] Der Leichnam wurde auf vielfältige Weise für die Wartezeit bis zur Auferstehung des Fleisches vorbereitet. Traditionell bestattete

man die verschiedenen Teile des Herrscherleibes an verschiedenen Orten – das Herz im *Herzgrüftl* der Loreto-Kapelle in der Augustinerkirche, die Eingeweide in der Stephanskirche, den übrigen einbalsamierten Leichnam in der Kapuzinergruft.[25] Die physische Präsenz des verstorbenen Herrschers hatte zwei Seiten: So konnte der Verstorbene am Tag des Jüngsten Gerichts mehreren Heiligen nahe sein, und zugleich konnte er seinerseits an mehreren Orten verehrt werden. Diese Bestattungspraxis war dem Kult um

die Reliquien der Heiligen verwandt, einem Kern des christlichen Kultus seit der Antike. Die Heiligen führten eine Doppelexistenz im Himmel und auf der Erde; ihre Kraft, *virtus*, vermittelte sich den Gläubigen durch ihr *corpus incorruptum*, ihren unverweslichen Leib, selbst noch in seinen kleinsten Partikeln. Über ihnen wurden die Altäre erbaut; um sie herum gruppierte sich die christliche Liturgie. Die Reliquien machten die Heiligen als Fürsprecher für die Lebenden im Diesseits physisch gegenwärtig;

von ihnen ging eine heilsvermittelnde Wirkung aus; ihnen wollten die Gläubigen so nahe wie möglich sein. Ganz ähnlich wie mit den Leibern der Heiligen verfuhr man seit dem 10. Jahrhundert auch mit denen verstorbener Herrscher (die nicht selten ihrerseits als Heilige verehrt wurden). Die Magie des Ortes, an dem der Leib oder auch nur ein Teil davon bestattet war, wirkte im habsburgischen Ritual der Herrscherbeisetzung fort – auch und gerade, nachdem die Reformatoren jede

Reliquienverehrung als Götzendienst verworfen hatten. Die katholische Bestattungspraxis entwickelte sich zu einem wesentlichen konfessionellen Unterscheidungszeichen. Von besonderem Wert war die Nähe des Bestatteten zur Gottesmutter; ihr im Moment der Auferstehung allen Fleisches nahe zu sein, versprach privilegierten Zugang zum ewigen Heil. Doch von ihr gab es auf Erden keine Reliquien; sie war ja mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen worden. Stattdessen verehrten sie die Gläubigen in

wundertätigen Gnadenbildern oder in Nachbildungen der *Casa sancta*, ihres Geburtshauses, das von Engeln einst auf wundersame Weise nach Loreto transportiert worden war. So ließen die Habsburger seit Ferdinand IV. ihre Herzen in der Loreto-Kapelle der Augustinerkirche bestatten, um von der Nähe der Gottesmutter zu profitieren. Im Hintergrund stand dabei die Vorstellung, dass physische Gegenstände eine spirituelle Macht nicht nur abstrakt symbolisieren, sondern konkret und real gegenwärtig machen –

eine Vorstellung, mit der Protestanten nichts mehr anfangen konnten, weil sie von einem grundsätzlichen Wesensunterschied zwischen materieller und spiritueller Welt ausgingen und der Glaube für sie allein eine Sache des inneren, nicht des äußeren Menschen war.

Im habsburgischen Herrscherkult hielt man an der rituellen *Excentrirung* des herrscherlichen Körpers fest, auch wenn Herz und Eingeweide gar nicht immer an verschiedenen Orten beigesetzt wurden. So

geschah es auch im Falle Franz Stephans. Am 20. August musste Khevenhüller als Oberstkämmerer *der cruellen Fonction der Eröffnung des Cörpers ex officio beiwohnen. Da es aber damit sehr lang hergienge, wurde mir theils von der Hitz und dem Gestanck, theils auch und wohl vornemmlich für Beklemmung des Gemüths ganz übl […]*; in seiner Kammer erlag er später einer mehrstündigen Ohnmacht.[26] Unterdessen öffnete man den kaiserlichen Leichnam und entnahm ihm das Herz und die Eingeweide; diese wurden in einem

kupfernen Kessel verschlossen, jenes in einem silbernen Pokal. Es dauerte bis zehn Uhr nachts, dass der fertig einbalsamierte Leichnam im Riesensaal der Innsbrucker Hofburg aufgebahrt werden konnte. Khevenhüller musste dafür eines seiner eigenen spanischen Mantelkleider und seine Ordenskette zur Verfügung stellen. Das stark entstellte Gesicht des Kaisers wurde mit einem Tuch bedeckt und der Leichnam umgeben von Herrschaftsinsignien und Dutzenden brennender Kerzen auf einem Podest ausgestellt,

wegen der Augusthitze indessen nur für einen Tag. Dann legte man ihn in den verschlossenen Sarg.

Nach dreitägiger Exposition in Innsbruck überführte man den Leichnam nach Wien. Dort wurde er nochmals drei Tage im geschlossenen Sarg in der Ritterstube der Hofburg mit aller düster-feierlichen Pracht aufgebahrt und dann in der Kaisergruft bei den Kapuzinern beigesetzt – in dem spektakulären Prunksarkophag, den Maria Theresia bereits mehr als zehn Jahre zuvor von dem Hofbildhauer

Balthasar Ferdinand Moll hatte anfertigen lassen und der schon nach Ansicht der Zeitgenossen mehr einem Liebeslager als einem Sarg glich (Abb. 40).[27] Auf dem Tumbadeckel erscheint das vollplastisch dargestellte junge Kaiserpaar anmutig hingelagert wie auf einem Bett, Franz Stephan als antik-römischer Imperator, Maria Theresia als Königin von Ungarn, die Blicke einander zugewandt, im Moment der Auferstehung am Jüngsten Tag, worauf das Fresko in der Kuppel darüber hinweist. Das ungarische

Zepter halten beide gemeinsam umfasst, Maria Theresia hält zusätzlich das Krönungsschwert in der Linken – eine ganz und gar ungewöhnliche künstlerische Inszenierung gemeinsamer Regentschaft und ehelicher Liebe zugleich. *An jedem 18. des Augusts, dem Todestage ihres Gatten, besuchte sie seine Grabstätte, schloß sich dann in ihr Zimmer ein, beichtete, fastete und brachte den Tag in schmerzlichen Erinnerungen und frommen Gebeten zu.*[28] Der Sarkophag bildete nicht nur einmal im Jahr den zentralen Ort ihres

Totengedenkens. Sie stieg auch in die Kapuzinergruft hinab (oder ließ sich später mit einem Aufzug hinunterfahren), um geistige Zwiesprache mit dem Verstorbenen zu halten, wenn sie eine wesentliche Entscheidung zu treffen hatte, so dass die Mitregentschaft gleichsam über den Tod hinaus verlängert zu sein schien.

Abb. 40: Das Kaiserpaar auf dem Prunksarkophag in der Kapuzinergruft. Balthasar Ferdinand Moll, 1758

Die wochenlang sich hinziehenden Trauerfeierlichkeiten verbanden den Hof, die Residenzstadt, die Erbländer und das ganze Römisch-deutsche Reich zu einer einzigen Sakralgemeinschaft. Nicht nur in Innsbruck und Wien, sondern in allen großen Städten des Herrschaftsbereiches – ob Brüssel oder Florenz, Prag, Pressburg oder Frankfurt – fanden Trauergottesdienste statt, bei denen sich die Gesellschaft in all ihren Gliederungen symbolisch in Szene setzte. In Wien läuteten alle

Kirchenglocken eine Stunde lang zur Seelenmesse. In der Hofkirche bei den Augustinern wurde ein 33 Meter hohes Trauergerüst, ein *castrum doloris*, errichtet, das von rund 8000 Wachskerzen illuminiert war und den Verstorbenen nach allen Regeln der Kunst und Gelehrsamkeit verherrlichte. Ein nicht viel weniger aufwendiges *castrum doloris* errichtete die Wiener Bürgerschaft in der Stephanskirche.[29] In Leichenpredigten und Druckschriften wurden alle Register der Herrscherpanegyrik

gezogen. Für die Erbländer war Landestrauer erster Ordnung angesagt;[30] die ganze Hofgesellschaft trug exakt vorgeschriebene Trauerkleidung; die Damen durften sich nicht mehr schminken.[31] Alle Vergnügungen waren auf Monate hinaus verboten; Opern, Komödien, Bälle, Glücksspiel, alles war untersagt. Die gesamte Untertanenschaft war auf rituelle Weise mit der Witwe in ihrer Trauer verbunden. Doch Maria Theresia selbst blieb unsichtbar. An den Totenwachen, die am 1. September begannen,

nahm sie nicht teil. In ihrem Schmerz zog sie sich nahezu vollkommen von der Öffentlichkeit des Hofes und der Stadt zurück, blieb tagelang in ihrem Appartement und verfolgte die Gottesdienste in der Kammerkapelle vom Oratorium aus, wo sie niemand sah. Audienzen fielen aus; nur die engsten Vertrauten ließ sie zu sich. Erst im Oktober begann sie im ganz kleinen Kreis wieder mit dem abendlichen Kartenspiel. Kamen Amtsträger mit dringenden Anliegen, dann verwies sie sie *an*

den jungen Herrn [d.h. Joseph], mit öffterer Wiederhollung, daß sie sich vor der Welt gar nicht mehr wolte sehen lassen […].[32]

Womit sie sich dagegen befasste, war die Organisation der Memoria für den Verstorbenen. Sie ließ Gedenkmedaillen prägen und stiftete eine hohe Summe für die Seelenmessen. Im Zentrum ihrer Planungen aber stand die Innsbrucker Residenz, über deren Umgestaltung sie mit dem Gouverneurspaar Enzenberg korrespondierte. Das Zimmer, in dem Franz Stephan gestorben war,

ließ sie in eine Kapelle verwandeln und aus einem Schlafrock des Verstorbenen fertigte sie – zum Teil eigenhändig – ein Messgewand, das sie nach Innsbruck sandte, wo es an ihrem Hochzeitstag im Folgejahr zum ersten Mal getragen wurde.[33] In Innsbruck gründete sie auch ein adeliges Damenstift, das mit dem ewigen Gebetsgedenken für Franz Stephan beauftragt wurde.[34] Im Februar 1766 schrieb sie der Gräfin Enzenberg: *Mehr als jemals denke ich an mein geliebtes Innsbruck zurück; es scheint mir, als ob ich nur*

dort die Ruhe wiederzufinden vermöchte, wo ich sie verlor.[35] Und als sie den Hofbaudirektor Pacassi im Mai 1766 zu aufwendigen Umbauarbeiten nach Innsbruck schickte, begründete sie das gegenüber dem Grafen Enzenberg: *weillen das arme insprug wohl nicht mehr zu einem brillanten hoff wohl aber einen retirirten [Hof] wird hoffen können.* Innsbruck nannte sie den Ort, *wo alezeit mein verlangen hin gehet.*[36] Das klingt so, als hätte sie vorgehabt, sich von der Regentschaft zurückzuziehen und die abgelegene

Hofburg hinter den Bergen zu ihrem Witwensitz zu machen. Tatsächlich kehrte sie aber nicht an den Sterbeort Franz Stephans zurück. Stattdessen ließ sie die Innsbrucker Residenz von dem Maler Franz Anton Maulbertsch in einen monumentalen Gedächtnisort der habsburg-lothringischen Dynastie umwandeln. Der ehemalige ‹Riesensaal› wurde nach ihren Anweisungen zum ‹Familiensaal› umgestaltet, wo noch heute das großangelegte dynastische Bildprogramm zu sehen ist, das die

gesamte kaiserliche Familie einschließlich der früh verstorbenen Kinder gegenwärtig macht.[37]

Das Leben bei Hof veränderte sich durch den Tod des Kaisers grundlegend – zum einen, weil Maria Theresia sich völlig davon zurückzog, und zum anderen, weil Joseph durch den Tod seines Vaters selbst Kaiser geworden war, formal nun bei Hof den höchsten Rang bekleidete und dem Hofleben seinen eigenen Stempel aufdrückte. Den ganzen Winter 1765/66 über gab es keinerlei

Theateraufführungen oder Bälle. Bis zum Neujahrstag 1766 wahrte die Kaiserin strenges Inkognito und ließ niemanden zum öffentlichen Handkuss vor. Erst zum 1. Mai 1766 wurde die strenge Hoftrauer etwas gelockert.[38] Doch wer glaubte, dass allmählich wieder alles so werden würde wie früher, der hatte sich getäuscht. Vielmehr wurden in der Trauerzeit Schritt für Schritt zahlreiche höfische Traditionen eingestellt, die auch später nicht wiederkehrten. Das größte Aufsehen erregte die Änderung der Hoftracht. Joseph,

nun auch Großmeister des Vliesordens, trug beim Toison-Fest plötzlich die Ordenskette nicht mehr über dem Spanischen Mantelkleid, sondern über einer schlichten Regimentsuniform – ein Schlag ins Gesicht für die Ordensritter. Es dauerte nicht lange, da schaffte er es als förmliche Hofkleidung vollständig ab, was die gesamte höfische Zeichenordnung durcheinanderbrachte. Denn das Mantelkleid zu tragen war ein wertvolles symbolisches Privileg; wenn es wegfiel, entfiel ein

zentrales Element der sozialen Distinktion bei Hof. Zu Recht wurde deshalb die Abschaffung des Mantelkleides als programmatische Botschaft an den Adel verstanden, der weitere soziale Egalisierung befürchten musste.[39] Im Dezember 1765 fielen die Geburts- und Namenstagsempfänge der Kinder zunächst *wegen der gar zu frischen traurigen Erinnerung* aus, doch wenig später hörten die Galatage gänzlich auf und wurden durch eine einzige Gratulationscour am Neujahrstag nach französischem Vorbild ersetzt.[40]

Schlag auf Schlag fielen auch die öffentlichen Besuche der Kaiserfamilie in den Kirchen und Konventen der Stadt dem neuen Geist zum Opfer: der Gang zu den Jesuiten am Franz-Xaver-Fest, zur Loreto-Kapelle bei den Augustinern am Tag der Verkündigung Mariens, zu den Kapuzinern am Palmsonntag, zu den Michaelern und den Jesuiten am Fronleichnamstag, zum Schutzengelfest bei den Paulanern, zum 6000-Gulden-Amt im November. Sogar den seit 1680 üblichen jährlichen Besuch des

öffentlichen Dankgottesdienstes zur Befreiung von der Pest bei der Säule am Wiener Graben ließ Joseph ausfallen, was *das Volck gar nicht gutt aufgenohmen*.[41] Bei Hof wurden die Festgottesdienste des Vliesordens massiv reduziert, und selbst die Fußwaschung am Gründonnerstag und der Besuch der Heiligen Gräber am Karfreitag, die festen paraliturgischen Bestandteile der Passionswoche, fielen zur allgemeinen Bestürzung plötzlich aus.[42] Khevenhüller, dem die Entwicklung außerordentlich zu schaffen

machte, musste schließlich feststellen, *daß man ex mandato superiori [auf höheren Befehl] die sogenannte Hof-Calender, worinnen alle Hof-Andachten und Kirchen dienst angemercket worden, wohl um die Helffte reformiret und in denen für das künfftige Jahr gedruckten Exemplarien die mehreste sothaner Kirchgängen aus gelassen hat.*[43]

Das alles stand im Zeichen einer strikten Sparpolitik, die Joseph nach dem Tod seines Vaters umgehend auf die Tagesordnung gesetzt hatte und die beim höfischen Adel keine Freude

auslöste.[44] Seine Maßnahmen gingen noch wesentlich weiter. Er reduzierte den Hofstaat, indem er seinen eigenen Stab mit dem seiner Mutter zusammenlegte.[45] Er gab die Leitung des Hoftheaters ganz in private Hand[46] und erlaubte zahlenden Gästen Zugang zu den Hofbällen.[47] Er ließ die für die Hofjagd gehegten Wildschweine in der Umgebung Wiens ausrotten und öffnete das höfische Jagdrevier, den Prater, für jedermann, ja man durfte dort nun sogar Imbissbuden aufstellen und Volksbelustigungen anbieten.[48]

Er ließ die Hofdamen nur noch zweispännig statt wie bisher sechsspännig fahren, so dass ihre Kutschen sich mit denen der *Stadtdamen* nicht mehr messen konnten,[49] und er verbot die Begleitung von Läufern bei der höfischen Schlittenfahrt.[50] Er führte das beträchtliche Privatvermögen seines Vaters der Staatskasse zu,[51] reduzierte die Zinsen für die Kapitaleinlagen im Stadtbanco[52] und trieb die rückständigen Gebühren für die Kammerherrenschlüssel ein.[53] Er legte sich mit den Reichshofräten

an, indem er ihren mangelnden Arbeitseifer öffentlich kritisierte und ihnen einen fünften Sitzungstag in der Woche auferlegte, womit er gegen den Grundsatz verstieß, bei Leuten von Stand stets unter allen Umständen das Gesicht zu wahren.[54] Kurzum: Unzählige kleinere und größere Maßnahmen führten in ihrer Summe dazu, dass der Hof in den Augen vieler seinen Glanz verlor und *klein* wurde.[55]

Überall wehte ein neuer Geist rigider Sparsamkeit, verbunden mit einer strengen Leistungsethik und

einer nie dagewesenen Verachtung zeremonieller Formen. Joseph machte als Grund für seine Maßnahmen zu Recht geltend, dass die katastrophalen Staatsschulden von rund 300 Millionen Gulden seit dem Krieg keineswegs verringert worden waren, die ohnehin kontinuierlich gestiegene Steuerlast aber unmöglich noch weiter erhöht werden konnte. 1764 hatte Maria Theresia gerade erst vergebens versucht, den ungarischen Landtag zur Übernahme einer höheren Steuersumme zu bewegen, und war damit gescheitert.[56]

Khevenhüller verstand nicht, dass die Kaiserin selbst diesen *wunderlichen Neuerungen* ihres Sohnes nichts entgegensetzte, *weillen es doch immer geheissen, sie hätte Pouvoir genug, ihn dissfahls zu rectificiren, und mann die Abbringung dergleichen uralten Haus-Gebräuch für kein guttes Omen pro futuro ansehen wollen.*[57] Er erklärte sich ihren mangelnden Widerstand damit, dass sie entweder manchen Maßnahmen selbst nicht ganz ohne Sympathie gegenüberstand oder wegen ihrer tiefen Trauer einfach kein Interesse

dafür aufbrachte. Doch während Maria Theresia manche Neuerungen in ihrer Niedergeschlagenheit ganz recht waren und sie andere mit Gleichgültigkeit hinnahm, betrieb Joseph sie mit Eifer und aus Prinzip. Nicht allein Sparsamkeit leitete seine unterschiedlichen Maßnahmen; es standen ein neues politisches Wertesystem, ein neuer Regentenhabitus dahinter. Die Abschaffung all der alten Gewohnheiten und zeremoniellen Formen war keineswegs eine bloße Äußerlichkeit. Joseph brach damit

der spätbarocken Herrschaftskultur ihr symbolisches Rückgrat – auch wenn viele das nicht gleich erkannten. Denn auf den (vermeintlich) unveränderlichen Ritualen beruhte die (vermeintliche) Selbstverständlichkeit und Unverfügbarkeit der traditionalen Herrschaftsordnung. Schaffte man diese Rituale ab, dann erschien am Ende die ganze politisch-soziale Hierarchie nicht mehr als unanfechtbar, selbstverständlich und gottgegeben, sondern als eitles und willkürliches Menschenwerk.

Ein Kaiser ohne Land

Durch den Tod Franz Stephans hatte sich eine eigentümliche Lage ergeben.[58] Gemäß den habsburgischen Hausgesetzen war Joseph, der erstgeborene Sohn, zum Thronfolger in den Erbländern bestimmt. Das Recht der Erstgeburt bildete den Grundpfeiler der dynastischen Logik; es machte Joseph zum Herrn über alle seine Geschwister. Auf Familienporträts wurde er als das Zentralgestirn des Hauses inszeniert, um das die anderen Kinder kreisen.[59] Franz Stephan hatte ihn überdies zum

Universalerben seines Privatvermögens eingesetzt.[60] Allein auf das Großherzogtum Toskana hatte Joseph zugunsten seines Bruders Leopold vertraglich verzichten müssen, so dass dieses Territorium fortan eine unabhängige Sekundogenitur des Hauses Habsburg-Lothringen war.[61]

Joseph wurde also durch den Tod seines Vaters zum männlichen Oberhaupt der Dynastie und zugleich zum Oberhaupt des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Dafür hatten

seine Eltern rechtzeitig gesorgt, indem sie ihn bereits 1764 zum Römischen König hatten erheben lassen. Die Wahl und Krönung *vivente imperatore*, also zu Lebzeiten des Kaisers, sicherte dem Haus die Kontinuität im Kaisertum und war ein wichtiger Faktor politischer Stabilität in Europa. Im Hubertusburger Frieden war dem Thronfolger ja die Kurstimme Brandenburgs zugesagt worden. Maria Theresia agierte sehr geschickt, um sich auch die Stimmen der anderen Kurfürsten im Voraus zu sichern, denn erstens

gab es keinerlei Recht darauf, dass überhaupt schon zu Lebzeiten des Kaisers ein Nachfolger gewählt wurde, und zweitens konnte man es auf eine offene Mehrheitsabstimmung bei der Königswahl nicht ankommen lassen. Schon im Frühjahr 1763 hatte sie begonnen, mit den *plus proches parents et meilleurs amis*, den engsten Verwandten und besten Freunden des Hauses, vertrauliche Absprachen zu treffen. [62] So stellte sie beispielsweise ihrer Cousine Maria Antonia von Sachsen in Aussicht, sich für die

Wahl ihres Mannes zum König von Polen einzusetzen, was allerdings kaum Chancen auf Realisierung hatte und nach Josephs Wahl nicht mehr weiterverfolgt wurde.[63] Den Kurfürsten von Bayern lockte sie mit der Aussicht auf eine Heiratsverbindung zwischen den beiden Häusern. Die anderen Kurfürsten gaben Joseph ihre Stimme, teils, weil sie ohnehin treue habsburgische Klienten waren, wie der Erzbischof von Mainz, und teils, weil sie keine neuen militärischen Konflikte und Einmischungen von außen

riskieren wollten.[64] So gelang es diesmal – anders als 1745 –, den Kandidaten aus dem Haus Habsburg einstimmig zum Römischen König und künftigen Kaiser wählen zu lassen.

Die Krönungsreise nach Frankfurt, die Joseph im März 1764 wenige Monate nach dem Tod Isabellas mit seinem Vater unternehmen musste, empfand er als schiere Qual.[65] Doch als gehorsamer Sohn fügte er sich und spielte seine altertümliche Rolle. Während des Wahlgeschehens wartete er mit seinem Vater

jenseits der Frankfurter Stadtmauern; nach dem erfolgreichen Wahlakt ließen sich beide triumphal in die Stadt einholen. Durch die spätere Beschreibung Goethes, der als kleiner Junge Zeuge des gravitätischen Krönungsspektakels geworden war, ist die kollektive Erinnerung an dieses Ereignis geprägt worden. Rückblickend, nach dem Ende des Alten Reiches, hat Goethe die Ritualsequenz als majestätisches und zugleich bizarres *Welttheater* geschildert, dessen anachronistische Züge

bereits auf den Untergang des politischen Gebildes vorausdeuteten, das sich da noch einmal in aller spätmittelalterlichen Pracht inszenierte.[66] Doch die Zeitgenossen waren beeindruckt. Selbst Franz Stephan, der mit dem Herrschaftszeremoniell sonst so wenig anzufangen wusste, konnte sich einer gewissen Rührung nicht entziehen, als er noch einmal wie schon zwanzig Jahre zuvor die Akklamationsrufe der Volksmenge empfing und mit seinem Sohn von der Bartholomäuskirche zum

Römer ritt, wo gemäß der Goldenen Bulle von 1356 das Krönungsmahl vollzogen wurde – allerdings vor weitgehend leeren Gedecken, denn die weltlichen Kurfürsten beteiligten sich längst nicht mehr in Person an diesem Spektakel. Und auch Maria Theresia begleitete ihren Sohn nicht. Schon die Frankfurt-Reise anlässlich der Krönung Franz Stephans hatte sie ja als Zumutung empfunden; sich ein weiteres Mal ins Reich zu begeben stand für sie keinen Moment zur Debatte. Aus Wiener Perspektive war Frankfurt

weit weg, das Reich eine Art Ausland und die Kaiserwürde *eigentlich nur ein Schatten* ihrer selbst.[67] Die Regie des Ganzen lag nicht bei dem Kaiserhof, sondern beim Kurfürsten von Mainz als dem Erzkanzler des Reiches. Allerdings ließ Maria Theresia von dem rituellen Großereignis später in der Werkstatt des Hofmalers einen repräsentativen Gemäldezyklus anfertigen.[68] Von dem symbolischen Kapital, das die Kaiserwürde immer noch mit sich brachte, machte das Haus

Habsburg nach wie vor gern Gebrauch.

Durch die Wahl *vivente imperatore* wurde Joseph beim Tod seines Vaters Kaiser, ohne dass es irgendeines weiteren Aktes bedurft hätte. Anders verhielt es sich mit den habsburgischen Erbländern. Dort hatte ja nach wie vor seine Mutter die Herrschaft inne. Es ergab sich eine noch schärfere Asymmetrie als zu Zeiten seines Vaters: Während Franz Stephan immerhin die unabhängige Herrschaft über die Toskana innegehabt hatte, war Joseph ein

Kaiser ohne Land.[69] Es lag auf der Hand, dass sich das mit der Würde eines Reichsoberhaupts schlecht vertrug. *So lang das teutsche Reich bestehet, hat sich noch nie der Fall zugetragen, daß ein erwählter römischer Kaiser der würcklichen Regierungslast sich unterzogen hätte, welcher nicht Land und Leute unter seiner Bothmässigkeit gehabt und dadurch die haubtsächlichste Pflicht des Kaiserthums, nämlich die werkthätige Beschützung derer Reichs-Ständen sich hätte unterziehen können*, hieß es in einem Gutachten für die

Kaiserinwitwe. Daher sei unabweisbar, dass dem Kaiser *ein mit seiner Würde abgemessenes grösseres Ansehen und Gewalt beigeleget werden müsse*.[70] Manche erwarteten, dass Maria Theresia sich zugunsten des Thronfolgers von der Regierung zurückziehen werde. Die Herrschaft über die Erbländer ihrem Sohn zu überlassen hätte zweifellos den damaligen Vorstellungen nicht nur von der Autorität des Kaiseramtes, sondern auch von der rechten Geschlechterordnung entsprochen. Eine Fürstenwitwe legte

normalerweise die Regentschaft nieder, wenn ihr Sohn volljährig wurde. Viele Bemerkungen Maria Theresias unmittelbar nach Franz Stephans Tod und auch später vermittelten zudem den Eindruck, als wäre ihr die Herrschaft zur unerträglichen Last geworden.[71] So schrieb sie im November 1765 an Tarouca: *Ich bin so belastet, dass ich das letzte bisschen Verstand verliere, das ich noch habe, so dass ich mich notwendigerweise zurückziehen müsste, selbst wenn meine Neigung nicht [ohnehin] so entschieden für den Rückzug spräche.*

[72] Oder im März 1766 an den Grafen Thurn: *Wenn ich nur meiner Neigung folgte, würde ich mich vollständig zurückziehen, wenn ich nicht sähe, dass meine unglückliche Person noch nützlich sein könnte.* [73] Und so fort, bis zum Dezember 1778, zwei Jahre vor ihrem Tod: *Ich könnte mich jederzeit gern und ohne Bedauern von allem zurückziehen.*[74]

Doch genau das tat sie eben nicht. Sie war ja keine Fürstenwitwe wie so viele andere, die kraft Vormundschaftsrecht für ihre Söhne regierten. Sie war

vielmehr auf Grund der Pragmatischen Sanktion und ihrer beiden Krönungen souveräne Herrscherin eigenen Rechts. Nach ihrer Überzeugung war ihr diese Verantwortung von Gott auferlegt und deshalb nicht einfach an ihren Sohn abzutreten, selbst wenn sie sie mitunter als unerträgliche Last empfand. An einen tatsächlichen Thronverzicht hat sie wahrscheinlich nie gedacht. Stattdessen lag die Lösung nahe, ihren Sohn ebenso wie zuvor ihren Ehemann zum Mitregenten in den Erbländern zu machen. Die Frage

war lediglich, ob sie das aus eigener Machtvollkommenheit tun könne oder ob sie die Zustimmung der Stände einholen müsse. An die österreichischen, böhmischen oder gar niederländischen Stände dachte dabei allerdings niemand. Nur die ungarischen Stände waren widerspenstig und stark genug, so dass man einen Anspruch auf Mitsprache nicht ganz ausschließen konnte – ihre notorischen *principia republicana* waren ja gefürchtet. [75] Maria Theresia holte daher verschiedene Gutachten zu dieser Frage ein, unter anderem vom

alten Bartenstein, der schon die Mitregentschaft Franz Stephans auf den Weg gebracht hatte. Alle kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass es weder notwendig noch ratsam sei, die Stände zu befragen. Auch ein neuer Huldigungseid sei nicht erforderlich. Vielmehr stehe es Maria Theresia als souveräner Herrscherin ihrer Länder frei, ihren Sohn, den Kaiser, *als Mitregenten in consortium regiminis* anzunehmen und das den Ländern durch ein Reskript lediglich mitzuteilen.[76] So geschah es auch. Am

17. September 1765 übertrug Maria Theresia dem zukünftigen Thronfolger *die Mitsorge und Mitregierung Unserer sämmtlichen Erb-Königreichen und Landen*, doch mit dem bezeichnenden Zusatz: *ohne jedoch von der eigenthümlichen Beherrschung Unserer beständig beysammen zu verbleiben habender Staaten ganz oder zum Theil etwas zu vergeben.*[77] Sie gab damit also ausdrücklich nichts von ihrer eigenen Herrschaftsfülle auf. Wenn sie Joseph einzelne Bereiche der Regierung wie etwa das Militärwesen anvertraute, dann

war das jederzeit reversibel, denn er verdankte seinen Status als Mitregent allein ihrer Gnade und ihrem *ganz freyen Willen*. Die Unbestimmtheit dieses Status war so lange kein Problem, wie der Mitregent sich auf symbolische Akte der Herrschaftsteilhabe beschränkte und sich im Zweifelsfall dem Willen Maria Theresias fügte. So hatte Franz Stephan es immer gehalten. Wenn der neue Mitregent das aber nicht mehr tat und es zum Konflikt kam, dann war völlig offen, was zu geschehen hatte.[78] Dafür gab es

keinen Präzedenzfall und keine abstrakte Norm. Auswärtigen Beobachtern entging das Dilemma nicht. Aus dem Umkreis der französischen Gesandtschaft hieß es: *Sie [die Kaiserin] ist eifersüchtig auf ihre Autorität bedacht, denn sie hat sie nie mit jemandem geteilt. Beim Tod ihres Gatten hat sie davon gesprochen, sich zurückzuziehen und ihrem Sohn die Regierung zu überlassen, aber ihre natürliche Neigung zur Herrschaft [goût naturel pour la domination] gewann bald die Oberhand und veranlasste sie, den Plan aufzugeben, den sie in ihrem*

ersten Schmerz gefasst hatte.[79] Der englische Reisende Henry Swinburne urteilte kurz und bündig: *The emperor is allowed no power*.[80] Und der scharfsinnige Beobachter de Ligne verglich Josephs Regentschaft drastisch mit einem *dauernden Priapismus*, oder dezenter: mit *Reizungen, die er nie befriedigen kann*.[81]

Wie die Aufklärung an den Hof kam

Der Erziehung des Thronfolgers war die allergrößte

Aufmerksamkeit geschenkt worden, denn von seinem Charakter hing ja – aufgrund der *natürlichen Lotterie* des dynastischen Erbrechts – das zukünftige Wohl und Wehe des ganzen Staates ab. Umso schlimmer war das offensichtliche Missverhältnis zwischen der Größe der Aufgabe, für die Joseph bestimmt war, und der geringen Meinung, die seine Eltern von ihm hatten. Als er zehn Jahre alt war, beklagte seine Mutter, dass er durch die Schmeichelei seiner Umgebung dazu verleitet worden sei, *sich gern*

gehorsamen und ehren zu sehen, hingegen die Widersetzung unangenehm und fast unerträglich zu finden, sich nichts zu versagen, gegen Andere aber leicht, ohne Gefälligkeit und rude zu handeln.[82] Mangelnde Selbsterkenntnis, mangelndes Urteilvermögen, mangelnde Nächstenliebe, nicht zuletzt *Leuthscheu*, das heißt unsicheres und schüchternes Auftreten – all das ließ Maria Theresia für die Zukunft nichts Gutes erwarten.[83] Wenn sie den ältesten Sohn mit seinem Vater verglich, fiel dieser Vergleich stets

zum Nachteil des Sohnes aus.[84] Dann wieder zwang sie sich zu einer gewissen Zuversicht, dass Joseph im Kern einen guten Charakter habe und sich gewiss noch bessern werde. Bei alldem nahm sie kein Blatt vor den Mund, sondern sprach mit Familienmitgliedern und Hofleuten offen über ihre Befürchtungen.

Um dem Thronfolger die richtigen Begriffe von seiner Bestimmung beizubringen und ihn doch noch zur weisen Herrschaft zu befähigen, scheuten die Eltern keine Mühen. Als er dreizehn Jahre

alt war, wurden Konferenzen abgehalten und Denkschriften über sein Curriculum verfasst. Maria Theresia beauftragte keinen Geringeren als den alten Bartenstein mit dem Entwurf eines Lehrprogramms (was dieser zum Anlass nahm, auch gleich ein paar der nötigen Lehrbücher selbst zu schreiben). Zum Lehrer in den wichtigsten Fächern, Jura und neuerer Geschichte, wurde Christian August Beck bestellt, Professor für Öffentliches Recht am Theresianum, ein ehemaliger Protestant, der in den

Aufklärungshochburgen Leipzig und Jena studiert hatte.[85] Jesuitenpatres, die in katholischen Dynastien traditionell für die Erziehung zuständig waren, spielten dagegen bei Joseph erstmals keine wesentliche Rolle mehr. Stattdessen hielt das moderne Vernunftrecht Einzug im Hause Habsburg.

Beck, ähnlich wie sein schon erwähnter Kollege, der 1754 ans Theresianum berufene Kameralist Johann Heinrich Gottlob Justi, war seinerseits durch die Schule des protestantischen deutschen Natur-

und Völkerrechts gegangen, das sich mit großen Namen wie Samuel Pufendorf, Christian Thomasius, Justus Henning Boehmer und Christian Wolff verband.[86] Diese relativ junge akademische Disziplin spielte eine elementare Rolle für die Entwicklung einer bürokratischen Elite, die sich nicht so sehr durch adelige Geburt als vielmehr durch einen bestimmten kollektiven Denkstil auszeichnete und sich in einer gemeinsamen politischen Sprache verständigte. Die Wirkung der neuen Naturrechtslehre ging mit der Zeit

weit über die Grenzen der protestantischen Länder hinaus. Auch katholische Adelige schickten ihre Söhne nach Jena, Halle oder Leipzig, und umgekehrt wurden protestantische Gelehrte auf Stellen in katholischen Ländern berufen (wozu sie dann allerdings meist konvertierten). Zunehmend hielt das Natur- und Völkerrecht auch an katholischen Universitäten Einzug. Maria Theresia selbst war von der Wichtigkeit des *ius publicum universale et gentium* für die Ausbildung zum Staatsdienst überzeugt.[87] In den Erbländern

war es zuerst Paul Joseph Riegger, der ab 1733 in Innsbruck und ab 1753 in Wien Natur- und Völkerrecht lehrte; ihm folgte sein Schüler Karl Anton von Martini, der auch den Erzherzog Leopold unterrichtete. Martinis einflussreichste Schüler wiederum wurden zu Schlüsselfiguren der habsburgischen Justizpolitik, wie Joseph von Sonnenfels und Franz von Zeiller.[88] Als Bestandteil des Grundstudiums entfaltete die Naturrechtslehre einen besonders großen Einfluss, denn nicht nur spätere Juristen, sondern auch

Ökonomen, Kameral-, Policey- und Staatswissenschaftler brachten in der Regel zuerst ein naturrechtliches Propädeutikum hinter sich. Das schuf einen gemeinsamen intellektuellen Habitus, der die Unterschiede der ständischen Herkunft und Konfession zumindest ansatzweise überbrückte und die Herausbildung eines bürokratischen *esprit de corps* erleichterte. Voraussetzung dafür war, dass das Studium seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert zunehmend aristokratisiert worden war. Der Adel hatte seine

ständischen Vorbehalte gegen das Universitätsstudium allmählich aufgegeben und auf diese Weise gegenüber den bürgerlichen Gelehrten bei der Besetzung von hohen Justiz- und Verwaltungsstellen Boden zurückgewonnen. Im 18. Jahrhundert war die Jurisprudenz das bevorzugte Fach adeliger Studenten, und Halle, Leipzig, Jena oder Göttingen waren ihre bevorzugten Universitäten. Auch Kaunitz war ein Produkt dieser akademischen Sozialisation, ebenso wie zum

Beispiel der ungarische Reformer Pál Festetics, Tobias Philipp von Gebler oder die Brüder Ludwig und Karl von Zinzendorf, die Kaunitz in Wiener Schlüsselpositionen brachte.[89]

Sie alle beherrschten die Sprache des Natur- und Völkerrechts. Die Disziplin entlehnte ihr methodisches Werkzeug aus der Naturwissenschaft und beanspruchte, mit Hilfe exakter Methoden das Dickicht der widerstreitenden Meinungen zu durchdringen und unveränderliche,

unwiderlegbare Gesetze gesellschaftlichen Zusammenlebens aufzudecken. Um auch im Bereich der praktischen Philosophie zu unumstößlicher Erkenntnisgewissheit zu gelangen, imitierten die Naturrechtslehrer – zumindest oberflächlich – die Geometrie und beanspruchten, *more geometrico* aus bestimmten unbestreitbaren Prämissen mit zwingender Logik ein Gefüge von normativen Sätzen abzuleiten. Prägend für das naturrechtliche Denken war die sogenannte *demonstrativische Lehrart*, eine

Methode, aus vorangestellten Grundsätzen über die Natur des Menschen alle erdenklichen Pflichten und Rechte schrittweise herzuleiten – und zwar bis in die feinsten Verästelungen hinein. Über den Naturrechts-Papst Christian Wolff wurde gespottet, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre, hätte er wohl auch noch die naturrechtliche Pflicht des Schneiders bewiesen, die Hosen weder zu eng noch zu weit zu machen. Eine der zentralen Kategorien, aus denen alles Weitere abgeleitet wurde, war die

Rechtsfigur des aus freier Übereinkunft geschlossenen Vertrags. Ausgehend von der Fiktion eines Naturzustands, in dem alle Menschen frei und gleich sind, dachte man sich den Aufbau der Gesellschaft als schrittweise Folge von freiwilligen Vertragsschlüssen. Damit ließ sich alles Mögliche rational begründen; es hatte zur Folge, dass jede Art von sozialer und politischer Ordnung als etwas willentlich Geschaffenes und daher grundsätzlich frei Verfügbares erschien. Nach der

Naturrechtslehre geben die Einzelnen ihre natürliche Freiheit ganz oder teilweise auf, indem sie ein Gemeinwesen gründen und sich einer höchsten Gewalt unterwerfen, die den gemeinsamen Zweck verfolgt und die Mittel dazu bestimmt. Der höchste Zweck, davon war schon die Rede, bestand in der *allgemeinen Glückseligkeit* – was auch immer man sich darunter im Einzelnen vorstellen mochte. Mit dieser Formel öffneten die Naturrechtslehrer dem Gestaltungs- und Reformwillen bürokratischer Eliten Tür und Tor. Das Naturrecht

bot einen Maßstab, der im Zweifelsfall auch gegen das bestehende Gewohnheits- und Gesetzesrecht eingesetzt werden konnte. Es handelte sich ja vor allem um eine Methode, und diese Methode konnte politischen Absichten aller Art dienen: Man konnte damit beispielsweise ständische Privilegien sowohl begründen als auch bekämpfen, die monarchische Herrschaft sowohl ausweiten als auch begrenzen. Die Naturrechtslehre enthielt ein latent revolutionäres Potential. Denn indem sie grundsätzlich *alle*

Rechtsbestände ihrem Urteil unterwarf, stellte sie zumindest *potentiell* alle zur Disposition.

Am Wiener Hof teilten seit den 1750er Jahren bereits einige hohe Amtsträger diesen Denkstil – im Gegensatz zur Kaiserin selbst. Christian August Beck, ein akademischer Enkel des berühmten Aufklärers Christian Thomasius, brachte ihn nun auch dem Thronfolger nahe.[90] Becks Naturrechts-Vorträge waren inhaltlich alles andere als revolutionär, sie passten sich vielmehr geschmeidig den

Gegebenheiten von Reich und Erbländern an. Doch sie vermittelten gewisse Grundsätze, aus denen sich auch radikalere Schlüsse ziehen ließen. Der Thronfolger lernte unter anderem, dass *die Majestät die einzige und höchste in jedem Staat ist*, und dass ihr Inhaber *von keinem Menschen in der Welt weder gerichtet noch bestraft werden kann*.[91] Er lernte auch, dass *unsere Pflichten gegen andere sich auf die natürliche Gleichheit der Menschen und die daraus fließende Menschenliebe [gründen]* oder dass *aller*

Religionszwang wider das natürliche Recht läuft. [92] Joseph war ein gelehriger Schüler; seine Examensleistungen wurden hoch gelobt. *Der Unterricht, den Seiner Königlichen Hoheit der Herr Hofrat von Beck gegeben, [hat] so wohl angeschlagen, daß Höchstdieselbe stattliche Progressen in dem Natürlichen- und Völkerrecht, wozu sie besondere Lust bezeugt, […] gemacht.* [93] Mit der Naturrechtslehre erwarb Joseph nicht nur ein bestimmtes Repertoire an Begriffen und Denkformen, sondern auch das

Bewusstsein der Zugehörigkeit zu einer aufgeklärten intellektuellen Elite, die sich den Altvorderen überlegen fühlte. Darauf konnte er sich stützen, um jedermann bei Hof selbstgewiss entgegenzutreten – selbst seiner Mutter. Sein Lehrer bestärkte ihn auch in der Überzeugung, dass die monarchische Herrschaft durch nichts anderes beschränkt sei als durch die Verpflichtung des Inhabers, für die Glückseligkeit des Staates zu sorgen, und dass dieser sich mithin durch nichts und niemanden hineinreden lassen

müsse, wenn es um die Frage ging, wie diese Glückseligkeit am besten zu erreichen sei. Ungeklärt war fatalerweise nur, wer am Wiener Hof eigentlich der Inhaber der souveränen Herrschaft war. Für den speziellen Fall der Co-Regentschaft von Mutter und Sohn hielt das Natur- und Völkerrecht keine Antworten bereit.[94]

Seit seiner Heirat hatten die Eltern ihren ältesten Sohn nach und nach in die praktischen Staatsgeschäfte einbezogen. Er musste an Sitzungen der verschiedenen Zentralbehörden

teilnehmen und verstand, wie er später schrieb, von den tausenderlei Bagatellen, die da verhandelt wurden, nichts. Ab 1761 wurde er auch in den neu eingerichteten Staatsrat geladen und sollte dort das Kaiserpaar bei deren Abwesenheit vertreten.[95] Im Laufe der Jahre legte er seiner Mutter immer wieder Denkschriften vor, in denen er politische Grundsätze von erstaunlicher Radikalität entwickelte.[96] Das galt vor allem für ein Memorandum, das er 1763, also noch zu Lebzeiten des Vaters,

verfasst und vorsichtshalber als *Rêveries*, ‹Träumereien›, bezeichnet hatte. Es zeigt, dass er in seinen Naturrechtslektionen mehr und anderes gelernt hatte, als sein Lehrer beabsichtigt hatte und seiner Mutter lieb sein konnte. Vermutlich hatte er auch einige der *gefährlichen Bücher* gelesen, die Maria Theresia aus ihren Ländern vergebens zu verbannen suchte: Montesquieu, Rousseau, Diderot und wie sie alle hießen. Jedenfalls vertrat er in den *Rêveries* Positionen, die selbst noch von einem nationalliberal gesinnten

Historiker des 19. Jahrhunderts wie Alfred von Arneth als derart anstößig und unhaltbar angesehen wurden, dass er sie in keine Edition aufnahm und allenfalls gekürzt zitierte.[97] In den *Rêveries* setzte sich Joseph mit der Frage auseinander, wie ein Souverän in die Lage komme, alles zu tun, was zum Besten des Staats erforderlich ist. Seine Antwort lautete: Er muss *die Großen erniedrigen und enteignen [abaisser et apauvrir les grands]*. Daran hinderten ihn allerdings all die Regeln, Statuten und Eide, die als Schutzheiligtum

der Landesfreiheit ausgegeben würden und mit denen die vielen *kleinen Könige* sich der höchsten Gewalt entzögen. Es brauche aber *einen* Kopf, um die notwendigen Maßnahmen zum Glück des Staates zu bewirken. Deshalb schlug Joseph eine Art zeitlich begrenzter diktatorischer Gewalt vor, einen *gebundenen Despotismus* (*despotisme lié):* ein auf zehn Jahre ausgestelltes Mandat der Länder, alles zu deren Besten zu tun, ohne sie zu konsultieren.[98] Auch der Staatsrat, das höchste Beratungsorgan der Monarchie,

sollte nicht einbezogen werden. Es war klar, dass die Stände als institutionelle Repräsentanten der Länder, insbesondere in Ungarn, sich als Allerletzte dazu hergeben würden, ihre eigenen Privilegien abzuschaffen. Denn Josephs radikale Vorschläge lauteten: doppelte Besteuerung der Adelsgüter, Reduktion der Gehälter für adelige Nichtstuer in hohen Ämtern, überhaupt Verzicht auf die sinnlose Verschwendung bei Hof, aber auch Vereinfachung und Zusammenlegung der Zentralbehörden, straffere

Hierarchien mit eindeutigen Verantwortlichkeiten, Abschaffung aller Begünstigungen, Ausnahmen und Schleichwege. Einige wenige müssten leiden, räumte er ein, aber schwere Krankheiten erforderten eben ein Brechmittel.[99]

Diese provokante Schrift hielt Maria Theresia wohlweislich unter Verschluss. Doch ein paar Monate, nachdem er zum Mitregenten ernannt worden war, verfasste Joseph eine neue Denkschrift über den Zustand der Monarchie, die sich nun nicht mehr einfach ignorieren ließ.[100] Auch dabei

handelte es sich um eine ziemlich unsortierte Aufzählung aller möglichen wünschenswerten Maßnahmen, unterfüttert mit Sätzen aus den Naturrechtslehrbüchern. Zwar ließ Joseph die allerschärfsten adelsfeindlichen Formulierungen diesmal weg und ging pragmatischer ins Detail. Im Grundsatz hatte er seine Ansichten aber keineswegs geändert, was auch seine Mutter fand, denn sie kommentierte die neue Denkschrift mit der Bemerkung, daran zeige sich *die gedenckungsart, die alzeit*

wieder zuruck komt.[101] Nach wie vor schrieb Joseph, er werde es niemals gutheißen, dass man zweihundert braven Bauern das Fell abziehe, um einen einzigen nichtsnutzigen Gutsherrn davon zu bezahlen. Er geißelte die schwerfälligen und unfähigen Behörden, forderte Stellenbesetzung allein nach Leistung statt nach Herkunft, Bestrafung ohne Ansehen der Person und die Abschaffung der Sanktionen für unstandesgemäße Heiraten. Denn: *Wir erben von unseren Eltern bei der Geburt nur*

das schiere Leben, ob König, Graf, Bürger oder Bauer, da gibt es nicht den geringsten Unterschied.[102]

Maria Theresia ließ Josephs Denkschriften ins Leere laufen und tat nichts, um die Realisierung der vorgeschlagenen Maßnahmen auf den Weg zu bringen – obwohl sie doch in mancher Hinsicht gar nicht so weit entfernt waren von dem, was sie selbst bei ihrer Thronbesteigung in die Wege geleitet hatte. Die Lage war ja auch der von 1740 nicht unähnlich: eine durch den Krieg katastrophal zerrüttete Wirtschaft

und Staatsschulden in schwindelnder Höhe, ein Heer unfähiger und indolenter Beamter, Kompetenzwirrwarr und sinnlose Papierflut produzierende Behörden, parasitäre Aristokraten und verelendete Untertanen. Auch Josephs Vorschläge klangen nicht so gänzlich anders als die Maßnahmen seiner Mutter. Auch sie hatte ja bei ihrem Regierungsantritt die Hofausgaben gekürzt, das Wild abschießen lassen und allerlei traditionellen Ballast abgeschafft; auch sie hatte sich mit den alten Granden ihres

Vaters angelegt, den Eigennutz der Stände kritisiert und systematische Reformen auf die Agenda gesetzt. Die Probleme hatten sich trotz all dieser Maßnahmen in den fünfundzwanzig Jahren seither eher verschärft als verringert. Doch der Sohn sprach eine ganz andere, wesentlich radikalere und kompromisslosere Sprache als seine Mutter. Manches in der Denkschrift von 1765 konnte sie als kaum verhohlenen Angriff gegen ihre heiligsten Überzeugungen lesen. So etwa, wenn es hieß, bei der Auswahl der Minister dürften *weder*

Alter noch Ahnen, weder Bündnisse noch Freundschaften und weder Keuschheit noch Bigotterie eine Rolle spielen. Und vor allem in puncto Religion und Zensur: Der Souverän sei nicht verpflichtet, über die Gewissen der Einzelnen zu wachen, sondern nur über das große Ganze: *Die dem Menschen angeborene Freiheit muss ihm so weit wie möglich gelassen werden.* [103] Ein solcher Satz charakterisierte einen neuen Denkstil, der sich im letzten Drittel des Jahrhunderts in den europäischen Bildungseliten durchsetzte und zum herrschenden

wurde. Maria Theresia war ein solcher Satz vollkommen fremd. Eine *angeborene Freiheit des Menschen*, aus der sich womöglich sogar allgemeine Rechtsansprüche ableiten ließen, gab es für sie nicht. Im Gegenteil, sie fand den Geist der Kritik, der den neuen, *aufgeklärten* Habitus der *selbsternannten Philosophen* kennzeichnete, zutiefst bedrohlich. Auf die Debatten, die im Zeichen dieses neuen Geistes geführt wurden, ließ sie sich gar nicht erst ein; die entsprechenden *gefährlichen Bücher* las sie nicht.

Ihre Kinder warnte sie immer wieder vor der *philosophie à la mode*, die sie für nichts anderes als eine raffinierte Form der Eigenliebe hielt.[104] Was im Hause Habsburg in den Jahren von Josephs Mitregentschaft als Generationenkonflikt ausgetragen wurde, war zugleich ein Epochenkonflikt.

Machtproben

Joseph befand sich in einer äußerst unkomfortablen Lage, für die es

kein Vorbild gab. Er hatte ja seit dem Tod seines Vaters drei verschiedene Rollen inne, deren Pflichten sich nicht leicht miteinander vereinbaren ließen: Zum einen war er gewähltes Oberhaupt des Römisch-deutschen Reiches und als solches seiner Mutter keinerlei Rechenschaft schuldig, ja ihr im Rang eindeutig übergeordnet. Zum anderen war er Teilhaber an ihrer souveränen Herrschaft über die Erbländer, doch es war völlig undefiniert, was das genau bedeutete. Zum Dritten war er aber auch der Sohn seiner

Mutter und als solcher zu Gehorsam verpflichtet. Angesichts ihrer gegensätzlichen Temperamente und Denkstile musste das früher oder später zu massiven Rollenkonflikten führen.

Es begann mit Josephs Handeln als Kaiser. Er nahm die neue Würde sehr ernst und setzte sofort die lange überfälligen Reformen der höchsten Reichsgerichte auf die Tagesordnung.[105] Maria Theresia war alarmiert und wandte sich an Graf Pergen, der lange ihr Gesandter in Kurmainz gewesen war und sich im Dickicht der

Reichspolitik gut auskannte. Sie habe sich bisher nie in Reichsangelegenheiten eingemischt und wolle das auch in Zukunft nicht tun, schrieb sie. Nichtsdestoweniger wolle sie ihrem Sohn aber nun bei seinen Reformbemühungen nützlich sein. Josephs Absicht, den (formal ja zuständigen) Reichsvizekanzler Colloredo damit zu betrauen, hielt sie für falsch. Stattdessen sollte Pergen den Kaiser in ihrem Sinne beeinflussen und ihm *insinuieren*, wie er seine Herrschaft im Reich zum eigenen Ruhm und

allgemeinen Wohl auszuüben habe, eine Instruktion, die Pergen aber nicht zu ihrer Zufriedenheit erfüllte.[106] In ähnlicher Weise hatte sie auch Kaunitz schon frühzeitig ans Herz gelegt, sich ihres Sohnes anzunehmen: *Er ist geschmeichelt und zufrieden, wenn er mit Ihnen spricht, aber er […] liebt es, daß man ihn aufsucht.*[107] Doch Joseph ließ sich nicht so leicht manipulieren, schon gar nicht in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt.

Der erste Affront entspann sich um einen schon lange schwelenden

Konflikt um das italienische Reichslehen San Remo. Die Hoheit über diese Stadt beanspruchte seit langem die Republik Genua, die traditionell habsburgfeindlich war und sich der Protektion des französischen und spanischen Hofes erfreute.[108] Dagegen hatten sich die Bürger von San Remo 1753 an den Reichshofrat gewandt und um kaiserlichen Schutz gegen Genua gebeten. Zu Franz Stephans Zeiten war die Sache jahrelang dilatorisch behandelt worden, denn eine Intervention des kaiserlichen

Gerichts hätte einen offenen Konflikt mit Genua und daher auch mit Frankreich bedeutet. Das aber war mit dem außenpolitischen System Kaunitz' nicht vereinbar. Doch als San Remo 1766 in Wien erneut beim Reichshofrat auf Unterstützung drängte, war Joseph im Gegensatz zu seinem Vater nicht bereit, seine Autorität als Reichsoberhaupt der Kaunitz'schen Bündnispolitik zu opfern.

Maria Theresia aber lag das Wohlwollen des allmächtigen Staatskanzlers gerade zu diesem Zeitpunkt besonders am Herzen.

Kurz zuvor, im Juni 1766, hatte sie nämlich gerade erst dessen Rücktrittsgesuch abgewendet. Kaunitz hatte erkannt, dass ihm ernsthafte Konkurrenz drohte, und zwar nicht nur von dem Kaiser und Mitregenten, sondern auch in dem ambitionierten Fürsten Starhemberg, den Maria Theresia als Nachfolger für den verstorbenen Grafen Haugwitz nach Wien holen wollte. Den Tod zweier seiner engsten Mitarbeiter nahm Kaunitz daher zum Anlass, sie im April 1766 um Entbindung von allen seinen Ämtern und

Würden zu bitten. Maria Theresia warf ihm in einem hoch emotional gehaltenen Appell vor, sie in ihrer Not im Stich zu lassen. Sie unterstellte ihm, vermutlich nicht zu Unrecht, Eifersucht auf den Thronfolger und wies das Entlassungsgesuch entschieden zurück. Kaunitz zeigte sich empört über ihr Misstrauen, war aber bereit, den Rücktritt noch zwei Jahre zu verschieben (und verzichtete später ganz darauf). Beide, Maria Theresia und Joseph, versicherten ihn daraufhin in allerwärmsten Worten ihrer

lebenslangen Dankbarkeit. Wenn das Kaunitz' Kalkül gewesen war, so ging es auf – jedenfalls was Maria Theresia betraf. Durch seinen Verzicht auf den Rücktritt verpflichtete er sich die Kaiserin umso nachhaltiger.[109] Joseph allerdings ließ sich nicht erpressen. Die an sich eher unbedeutende San-Remo-Frage wurde in dieser Situation nun unversehens zu dem Funken, der die unausgesprochenen Spannungen zwischen Maria Theresia, Joseph und Kaunitz zum ersten Mal zur Explosion brachte.

Kaunitz hatte ein Schreiben an den französischen Hof aufgesetzt, in dem versprochen wurde, die Sache beim Reichhofrat nicht weiter zu betreiben – dass solche Prozesse jahrelang nicht vorankamen, war ohnehin eher die Regel als die Ausnahme. Doch Joseph empfand das als offene Desavouierung seiner kaiserlichen Rolle. Er verfasste (ausnahmsweise auf Deutsch) eine ungewöhnlich scharfe Replik an Kaunitz und schickte sie seiner Mutter zusammen mit einem französischen Begleitbrief zu, in dem er sich

ihrem Willen blind zu unterwerfen beteuerte. In dem deutschen Schreiben nahm er in der San-Remo-Frage für sich *die leistung der stracken Gerechtigkeit gegen Mindere und gegen Unterdrückte* in Anspruch. *Leere Furchten, weitausgesponnene politische Grillen können mich nicht von meiner mit gutem Sinn und reiffer Überlegung gemachten Entschliessung abbringen […] Sprechen lassen werde ich meinen Rath, gutheissen werde ich sein Conclusum. […] Sollte ich Schuldigkeit, Ehre und Ansehen […] durch eine kahle und*

kinderspöttische Ausflucht zurückruffen und dieses alles einer particular freundschafft […] aufopfern? Schließlich warf er Kaunitz vor, *dass Ihro Maj. die Kayserin mit mir in eine Collision zu bringen gesuchet wird, ihr geheiligtes Wort in einer Sache gegeben wird, was sie nicht versprechen und ich nicht halten kann […].* Kurzum, er könne den Kaunitz'schen Entwurf nur zurückschicken oder noch besser, ganz vergessen.[110] Diesem deutschen Schreiben fügte er allerdings zwei verschiedene Briefvarianten für den

französischen Hof bei, zwischen denen seine Mutter wählen sollte. Er überließ mithin pro forma ihr die Entscheidung, ohne den geringsten Zweifel daran zu lassen, wie verwerflich er die eine der beiden Optionen fand. Eine höchst doppelbödige Strategie: devoteste Unterwürfigkeit gegenüber seiner Mutter, verbunden mit scharfer Kritik gegenüber Kaunitz – eine Kritik, die sie indirekt auf sich selbst beziehen musste. Mit den zwei Schreiben in zweierlei Sprachen stellte er ihr auf indirekte Weise die Unvereinbarkeit seiner

beiden Rollen vor Augen: fügsamer Sohn in höflichstem Französisch hier, kaiserlicher Machtspruch in schroffstem Deutsch dort.

Diese raffinierte Doppelbödigkeit wusste Maria Theresia indes nicht zu schätzen, ganz im Gegenteil. Darin kam für sie alles zum Ausdruck, was sie an ihrem Sohn im Besonderen und an dem intellektuellen Habitus der *Modephilosophen* im Allgemeinen unerträglich fand. Sie antwortete umgehend mit einem langen, eindringlichen, ungewöhnlich scharfen Brief, der sich nach einer

harmlos klingenden Einleitung zu einer immer grundsätzlicheren, immer vernichtenderen Kritik an Josephs Charakter auswuchs.[111] Der Stil seines deutschen Schreibens habe sie geschmerzt, schrieb sie: *daß Ihr so denken könnt und Genugtuung darin findet, andere zu verwirren und ironisch zu demütigen*. Das sei genau das Gegenteil dessen, was sie selbst ihr Leben lang getan habe: *Ich habe die Leute immer durch gute Worte dazu zu bringen versucht, meinen Willen zu tun, indem ich sie überzeuge, nicht indem ich sie zwinge. Damit*

bin ich gut gefahren; und ich wünsche Euch, dass Ihr auch so viel Unterstützung in Euren Ländern und von den Menschen finden werdet wie ich. Ihr die Entscheidung in der San-Remo-Frage zu überlassen, nannte sie nichts als eine *Persiflage*. Das sei seine Angelegenheit, und sie halte sie für gerecht. Doch sein Verhalten gegenüber ihren wichtigsten Beratern sei verletzend und bösartig. Edle Gemüter ließen sich das nicht gefallen und würden sich von ihm zurückziehen; übrig blieben ihm dann nur die Schurken und Schmeichler. In immer neuen

Wendungen variierte sie den gleichen Vorwurf: Sein Schreiben entlarve seinen Charakter, mit all dieser Bissigkeit, Ironie, Häme, Boshaftigkeit, dem Mangel an Nächstenliebe. Er habe Freude daran, andere lächerlich zu machen, nur um seinen Esprit zur Schau zu stellen. Wie seine Schwester Elisabeth mit ihrer Schönheit kokettiere, so er mit seinem Geist; jedes Bonmot, jede Wendung, die er irgendwo gelesen oder aufgeschnappt habe, wende er bei nächster Gelegenheit an, ob es passe oder nicht, nur um zu

gefallen. So werde er niemals die wahren Freunde finden, die er als Regent doch so dringend brauche. Wessen Bild sie bei alldem vor Augen hatte, war offensichtlich, auch wenn sie wie üblich den verhassten Namen nicht aussprach: *Hat dieser Held, der so viel von sich reden gemacht hat, dieser Eroberer, einen einzigen Freund? Muss er nicht aller Welt misstrauen? Was ist das für ein Leben, aus dem alle Menschlichkeit verbannt ist?*[112]

Maria Theresias Groll hatte einen konkreten Hintergrund. Es war für niemanden zu übersehen,

dass ihr eigener Sohn in seinem ganzen körperlichen und geistigen Habitus das Vorbild ihres schlimmsten Feindes kopierte.[113] Auch was die Reorganisation des Militärwesens anging, propagierte er in seinen Denkschriften ein Rekrutierungssystem ganz nach preußischem Muster.[114] Sein Mangel an Verbindlichkeit gegenüber altgedienten Ministern, sein Sarkasmus, seine *philosophie à la mode*, seine Militäruniform, seine spartanischen Gewohnheiten, seine Verächtlichkeit gegenüber Formen, die anderen heilig waren, all das

zeigte unübersehbar: *Diser junge Herr will absolument den König in Preußen imitiren und alles militairement tractiren.* Mehr noch: Er hatte *sogar unter der Hand eine Entrevue mit demselben menagiret*, wie Khevenhüller unangenehm berührt notierte.[115] Während des Sommers 1766, als sich der San-Remo-Eklat abspielte, befand sich Joseph nämlich gerade auf einer Reise durch Böhmen und Sachsen bis an die Grenze des *gelobten Landes* Schlesien und besichtigte dort die Schlachtfelder des Siebenjährigen Krieges, was man

auch als einen Akt stillschweigender Heldenverehrung betrachten konnte.[116] Ursprünglich hatte er vorgehabt, bei der Gelegenheit sogar den preußischen König persönlich zu treffen, was Maria Theresia in großen *embarras* versetzte.[117] Hinter ihrem Rücken hatte Joseph Interesse an einem Treffen signalisiert, zu dem er von dem preußischen Gesandten tatsächlich eingeladen worden war, das aber als zufällig inszeniert werden sollte. Als Maria Theresia davon erfuhr, setzte sie ihrem Sohn einen

Eilkurier auf die Fersen und brachte ihn im letzten Moment von dem Plan ab. Dass zwei Herrscher einander persönlich trafen, war im 17. und 18. Jahrhundert eine sehr seltene Ausnahme. Das Territorium eines anderen zu betreten, konnte leicht als feindlicher Akt aufgefasst werden. Manche beobachteten die Reisen des Kaisers daher mit Befremden: *Ein König von Frankreich hatte noch nie ausländischen Boden betreten, es sei denn an der Spitze seiner Armeen*, notierte der Herzog von Croÿ anlässlich von Josephs Reise nach

Versailles 1777.[118] Wenn überhaupt, dann trafen sich zwei Herrscher genau an der Grenze zwischen ihren Ländern. Doch solchen Begegnungen standen in der Regel gravierende Rang- und Zeremonialprobleme im Weg. Niemand wollte der Erste sein, der auf den anderen zuging; allzu leicht glaubte man seiner Ehre etwas zu vergeben. So verzichtete man lieber ganz darauf und verkehrte nur über Gesandte. Auch jetzt legten beide Seiten großen Wert darauf, das Vorhaben so lange wie möglich geheim zu

halten und dann als ganz spontane Idee der Gegenseite zu inszenieren. Friedrich schickte dem Kaiser unterwegs einen seiner Kavaliere entgegen, um ihn, wie Khevenhüller argwöhnte, durch geschicktes Komplimentieren bis nach Berlin zu locken und ihn dort durch aufwendige *militarische Unterhaltungen* zu beeindrucken. Joseph aber war durch *seiner Frauen Mutter Zuschrifft also geschröcket und gewitziget worden*, dass er darauf nicht einging und das persönliche Treffen nicht zustande kam.[119] Anlässlich

dieser Affäre muss Maria Theresia ihrem Sohn explizit vorgeworfen haben, ihren Feind zu imitieren, und Joseph wies es ausdrücklich zurück: Er würde sich niemals den König von Preußen *zum Modell* nehmen, denn das sei mit der Haltung eines *honnête homme* völlig unvereinbar.[120] Auf mütterliche Vorwürfe wie diesen reagierte er jedes Mal mit der allergrößten Unterwürfigkeit, küsste ihr verbal tausendmal die Hände und umklammerte ihre Knie, pries ihr unvergleichliches Mutterherz und beteuerte seine

eigene Schuld, Nichtswürdigkeit, Zerknirschung und unaussprechliche Sohnesliebe. Auch nach der San-Remo-Strafpredigt vergoss er rhetorische *Tränen der Dankbarkeit* für die Zurechtweisung.[121] Diese exzessive Rhetorik übertraf an Unterwürfigkeit sogar den Ton, den Untertanen gegenüber der Kaiserin anzuschlagen hatten. Wenn der Mitregent sich solcher Formeln bediente, ließ er das strukturelle Dilemma nur umso deutlicher hervortreten, in dem Mutter und Sohn steckten und

unter dem sie offenbar beide auf ihre Weise litten. Umso weniger verhinderte diese Unterwerfungsrhetorik, dass es in den folgenden Jahren zu weiteren Zusammenstößen von wachsender Dramatik kam.

Abb. 41: Kaiser Joseph II. führt den Pflug. Anonymer Einblattdruck, 1769

Die zweite große Krise im Verhältnis zwischen Mutter und Sohn entzündete sich an einer scheinbar nebensächlichen Formfrage. Es ging um die gemeinsame Unterzeichnung der Staatsratsbeschlüsse, eine Frage, die aber an den Kern des Problems der Mitregentschaft rührte. Im Januar 1769 schrieb Joseph seiner Mutter, wie immer im Ton tiefer Ergebenheit, aber zugleich mit äußerster Entschiedenheit, dass er die Beschlüsse nicht

mitunterzeichnen könne, es sei denn mit dem distanzierenden Zusatz *ex consilio* oder *qua corregens*. Davon hingen seine Seelenruhe, sein Glück und seine Reputation ab, denn die doppelte Unterschrift verstoße gegen das Wesen der Monarchie, die nun einmal nur *ein* Oberhaupt haben könne.[122] Das Problem war aufgetreten, weil der Staatsrat, die innenpolitische Schöpfung Kaunitz', neuerdings wieder regelmäßig in Gegenwart der beiden Monarchen tagen sollte.[123] Maria Theresia antwortete

prompt, ebenfalls schriftlich, und machte mit ebenso großem emotionalem Nachdruck klar, dass sie seinen Wunsch als absolute Zumutung ansah. Die doppelte Unterschrift, seit 28 Jahren praktiziert, sei ihr eine Herzenssache, nämlich Ausdruck der zärtlichen Liebe zu ihrem Gatten und nun zu ihrem Sohn, der sich als Mitregent gewiss seines Vaters würdig erweisen wolle. Doch auch Joseph blieb bei seinem Standpunkt: In seiner Replik brachte er in verschlungenen Wendungen zum Ausdruck, dass

gerade seine Sohnesliebe, seine Dankbarkeit und sein Respekt ihr gegenüber ihn dazu zwängen, auf dem für sie völlig unbedeutenden, für ihn aber übergroßen Gefallen zu bestehen. *Glaubt Ihr, ich hätte eine so schwarze und undankbare Seele, dass ich Euch ohne unbezwingbaren Grund belästigen würde?*[124] Darauf wiederum seine Mutter, nun angesichts seiner rhetorischen Kunstgriffe schon gereizter: *Ich weiß, dass Ihr gut zu sprechen und zu schreiben wisst.* Er irre sich aber, wenn er glaube, dass sie eine einfache, altbewährte

Sache ändern würde, nur weil er das aus einer bloßen Laune heraus verlange, ohne einen triftigen Grund zu nennen. *Nur Gott weiß, wie sehr ich leide*, fügte sie hinzu. Und wenig später, nachdem sie sich von dem Staatsratsmitglied Starhemberg ihren Standpunkt hatte bestätigen lassen, im Ton wieder etwas sanfter: *Ihr wisst, wie leicht es mir fällt, aller Welt und ganz besonders Euch eine Freude zu machen, dafür gibt es tausend Beweise. Ich widme mich den Geschäften allein aus Liebe zu Euch. Die Früchte meiner Arbeit zu ernten*

kann ich selbst ja gar nicht mehr hoffen; ich tue das alles also nur für Euch; und gerade Ihr stellt Euch mir in den Weg und verbergt sorgfältig den Grund Eurer plötzlichen und unvorhersehbaren Entschlüsse, auf denen Ihr mit solcher Hartnäckigkeit beharrt. [125] In der Sache blieb sie indessen nach wie vor unerbittlich. Joseph aber auch. Er setzte aufs Neue an: Kenne sie nicht seine tiefsten Gefühle für sie, seinen Gehorsam, seine Aufrichtigkeit, sein Pflichtgefühl? Das Anliegen, das er in tiefster Demut vorzutragen wage, diene dem

Zweck, keine falschen Vorstellungen von den wahren Machtverhältnissen aufkommen zu lassen. Denn daraus müssten der Monarchie früher oder später tausend Nachteile erwachsen, Intrigen würden Tür und Tor geöffnet, am Ende leide das glückliche Einvernehmen zwischen ihnen beiden. Dieser Grund zwinge ihn, ihre Zuneigung aufs Spiel zu setzen. Er finde seither keine Ruhe mehr, so sehr quäle ihn die Vorstellung, dass sie mit ihm unzufrieden sei. In der Vergangenheit sei er schon

hundertmal bereit gewesen, ihr nachzugeben, obwohl ihm seine Vernunft das Gegenteil eingegeben habe. Sie möge seiner Qual ein Ende setzen und ihm die Unterschrift ersparen, und er wolle fortan für immer ihr erster Untertan und gehorsamer Diener sein. So endete das Schreiben. Es ist bemerkenswert, dass der ganze Konflikt sich brieflich abspielte, obwohl sich beide ebenso gut von Angesicht zu Angesicht darüber hätten verständigen können. Es war Maria Theresia, die sich dem persönlichen Zusammentreffen

entzog. Stattdessen spielte sie weiter schriftlich auf der emotionalen Klaviatur: Sie selbst leide doppelt an der unglücklichen Lage. *Ich war schon an dem Punkt, zu Euch zu kommen und Euch in die Arme zu schließen, um diese grausame Situation zu beenden, aber dass ihr auf Eurer Meinung so wiederholt und standhaft beharrt, hält mich davon ab*. Sie sei ja bereit, mit ihm gemeinsam eine Lösung zu suchen, aber sie sei zu durcheinander und brauche Zeit, um die Seelenruhe wiederzufinden, die ihr allein ihre traurigen Tage

erträglich mache. Und schließlich: *Ich erwarte von Euch als sicheren Beweis Eurer Zuneigung und Liebe, dass Ihr in Zukunft alles wie früher unterzeichnet, bis ein neues Arrangement festgelegt ist. Ihr kennt mein Feingefühl; ich will niemandem etwas aufzwingen oder vorschreiben […].* [126] Da gab Joseph schließlich auf und fügte sich formvollendet: *Ich habe die Ehre, Euch das objektivste Dokument [l'acte le plus réel] meiner vollkommensten Unterwerfung zu Füßen zu legen, indem ich alle Papiere unterzeichnet habe, die Ihr*

die Güte hattet mir zu schicken […]. [127]

Der Schriftwechsel ist deshalb hier so ausführlich wiedergegeben worden, weil er das ganze Dilemma des Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn deutlich werden lässt. Josephs Anliegen war klar: Er wollte nicht länger am falschen Schein einer Mitregentschaft mitwirken, die keine war. Durch ein kleines Kürzel hinter seiner Unterschrift suchte er sich demonstrativ zu distanzieren, um vor sich selbst, seiner Mutter und der Umwelt klarzustellen, wie

die realen Machtverhältnisse beschaffen waren. Für dieses Anliegen gab es politisch und verfahrenstechnisch gute Gründe. Maria Theresia hingegen war aufgrund ihrer langjährigen Erfahrung mit dem fügsamen Gatten gewohnt, ihren eigenen souveränen Willen umstandslos als gemeinsamen Willen auszugeben. An dieser Konsensfassade weiterhin mitzuarbeiten und gegenüber der Außenwelt womöglich Verantwortung für Entscheidungen zu übernehmen, denen er nicht zugestimmt hatte und die seinen

tiefsten Überzeugungen zuwiderliefen, dazu war Joseph nicht bereit. Zu oft lag er in Grundsatzfragen mit seiner Mutter über Kreuz, und es war zu befürchten, dass die sachlichen Konflikte in Zukunft nicht weniger werden würden. Schließlich hatte er gerade erst erlebt, dass Maria Theresia sich seinen drängendsten Reformanliegen entzog – zum Beispiel in der Frage des Wasserschubs nach Temešvar.[128] Fatal war nur, dass Maria Theresia die politische Frage der Mitregentschaft unerbittlich als

persönliche Beziehungsfrage behandelte und zum ultimativen Prüfstein der echten Sohnesliebe erklärte. Sie ließ es nicht zu, «privates» Gefühl und politisches Handeln voneinander zu trennen. In der Familie durfte es für sie keine unterschiedlichen Willensäußerungen geben, sondern nur eine, und das war im Zweifelsfall die ihre. Ob sie das Problem ihres Sohnes tatsächlich, wie sie vorgab, gar nicht verstand oder ob sie es strategisch auf die Machtprobe angelegt hatte, kann dahingestellt bleiben. Jedenfalls

gewann sie am Ende dieses Duell der Halsstarrigkeit – Joseph unterwarf sich ihr demonstrativ. Der Preis, den sie dafür zahlte, war allerdings der Verlust genau der Aufrichtigkeit, die ihr nach eigenem Bekunden so sehr am Herzen lag und die sie stets so obsessiv einforderte.

In der Folgezeit ging Joseph seiner Mutter bei Hof immer mehr aus dem Weg und verließ Wien monatelang, um sich auf eine ausgedehnte Reise durch Italien zu begeben. In den Briefen von unterwegs demonstrierte er stets

vollendete Unterwürfigkeit und ließ sich von ihr beispielsweise verbieten, die feindselige Republik Genua zu besuchen.[129] Im August 1769 traf er im sächsischen Neiße tatsächlich mit Friedrich II. zusammen, eine spektakuläre Begegnung, die zwar diesmal nicht ohne Maria Theresias Zustimmung von Kaunitz eingefädelt worden war, die sie aber mit großem Argwohn beobachtete.[130] Im Januar 1770 ereignete sich eine persönliche Katastrophe für Joseph, die zweite nach dem Tod Isabellas, als sein einziges Kind,

Theresia, im Alter von sieben Jahren starb. In seinen Briefen aus dieser Zeit offenbart sich ein Maß an Verzweiflung, das weit über die damals übliche Trauer beim Tod eines Kindes hinausging.[131] Maria Theresia deutete später diesen Schicksalsschlag als Ursache für die Zerrüttung ihres beiderseitigen Verhältnisses und ignorierte damit weiterhin Josephs eigentliches Anliegen, das für ihn auch ein genuin politisches und nicht nur eine emotionale Angelegenheit war.

Im Januar 1771 spitzte sich das

Verhältnis zwischen Mutter und Sohn erneut zu. Die Frage der Verantwortlichkeit des Mitregenten war nach wie vor ungeklärt. Das war besonders misslich, weil erhebliche politische Probleme im Raum standen: An der östlichen Grenze des Habsburgerreiches führten Russen und Türken seit 1768 gegeneinander Krieg; wie sollte man sich dazu verhalten? In Böhmen herrschte eine verheerende Hungersnot; wie sollte man Abhilfe schaffen? Joseph drängte es zum aktiven Eingreifen, und er vertraute seinem Bruder an,

dass er die Unentschlossenheit seiner Mutter als schieres Martyrium empfinde. Maria Theresia ging es in diesem Winter besonders schlecht, auch wenn sie sich nach außen tapfer gab: *Unkraut vergeht nicht.* [132] Sie litt monatelang unter einer *irrisipelle au visage*, einer Gesichtsrose; wegen ihres schweren Körpers war sie zunehmend unbeweglich, bekam immer schlechter Luft, hatte Schmerzen im rechten Arm und konnte nur mühsam schreiben. Sie war mutlos, niedergedrückt, des Lebens überdrüssig: *Warum nur bin*

ich nicht an den Blattern gestorben; das wäre ein solches Glück gewesen! [133] Doch mehr als unter den körperlichen Beschwerden litt sie unter der Uneinigkeit mit ihrem Sohn. Den Stein des Anstoßes lieferte wiederum die Signaturenfrage. Bei der üblichen *promotion militaire*, der feierlichen Verkündigung der militärischen Beförderungen zu Beginn des neuen Jahres, wie immer ein Grund für Eifersucht und Enttäuschungen, hatte sich diesmal ausgerechnet der Neffe des hochverdienten Fürsten

Liechtenstein übergangen gefunden. Joseph klagte gegenüber seinem Bruder, dass er schriftliche Gegenvorstellungen gegen die Beförderungsliste erhoben habe, sie dann aber auf Befehl seiner Mutter wie immer habe mitunterzeichnen müssen. Trotzdem schiebe sie jetzt vor aller Welt die Verantwortung auf ihn.[134] Aus ihrer Perspektive stellte sich das allerdings genau umgekehrt dar. Die letzte Ämterpromotion war in ihren Augen ein Beispiel dafür, dass wichtige Entscheidungen hinter ihrem Rücken fielen, von denen sie

nur zufällig erfuhr, wenn es zu spät war, dann aber dafür verantwortlich gemacht wurde. [135] Das war indessen genau die Folge der unklaren Zuständigkeiten von Mutter und Sohn, die Joseph vorausgesagt hatte.

Paradoxerweise erlebte die Kaiserin sich selbst, nachdem sie die Machtprobe gegen ihren Sohn gewonnen hatte und dieser sich seither in formelhaftem Gehorsam übte, als vollkommen ohnmächtig. Sie beklagte das gegenüber vielen in ihrer engeren Umgebung, so den alten Vertrauten Khevenhüller und

Colloredo, am rückhaltlosesten aber gegenüber der Marquise d'Herzelles, der ehemaligen Aya ihrer Enkelin Therese, mit der sie sich in der gemeinsamen Trauer um das Kind besonders verbunden fühlte. Ihr gegenüber beschwerte sie sich in den frühen 1770er Jahren regelmäßig mit größter Bitterkeit über den Kaiser, *l'empereur*, wie sie ihn stets nannte. Jedes Mal beschwor sie die Marquise, den Brief sofort zu verbrennen – was diese offensichtlich nicht befolgt hat – und mit niemandem darüber zu

reden, schon gar nicht mit Joseph selbst.[136] Sie klagte, er gehe ihr bewusst aus dem Weg und meide jeden direkten Kontakt mit ihr, und zwar weil er wisse, dass er ihr gegenüber im Unrecht sei. Er behandele sie genauso wie die arme Josepha: *Urteilt selbst, wie sehr mein Herz leidet, das doch nur lebt für diesen Sohn und ihn vergöttert. Es ist bitterer als der Tod.*[137] Nach seiner Unterwerfung in der Verfahrensfrage hatte sich seine Widersetzlichkeit auf andere Felder verlagert. Die neuen Hauptkampfthemen waren seine

Lebensführung und Frömmigkeitspraxis. Als sein Beichtvater gestorben war, weigerte er sich brüsk, sich von seiner Mutter jemand anderen empfehlen zu lassen. Er beichte nicht oft, klagte sie, bete nicht andächtig, besuche selten die Messe und vernachlässige die geistliche Lektüre. Auch halte er sich nicht an die Fastenregeln, und zwar ohne dafür eine Dispens, sei es vom Leibarzt, sei es vom päpstlichen Nuntius, erhalten zu haben, wie es üblich war. Sie erklärte sich das damit, dass er sie

mit Absicht genau an dem Punkt treffen wolle, der ihr am allermeisten am Herzen lag. Gerade die Beichtpraxis war aus mehreren Gründen eine hochbrisante Sache. Zum einen galt der Beichtvater für katholische Souveräne neben dem eigenen Gewissen als die einzige irdische Instanz, die dem schrankenlosen Despotismus und der völligen Sittenlosigkeit Grenzen setzen konnte. Zum anderen stand die Beichtpraxis im Zentrum der jahrzehntelangen heftigen religionspolitischen

Auseinandersetzungen in Frankreich, Italien und den habsburgischen Niederlanden, die zunehmend auch am Wiener Hof für Polarisierung sorgten. Den Jesuiten wurde ihre traditionelle Dominanz als Beichväter bei Hof seit den 1760er Jahren streitig gemacht, und die Bußtheologie war ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal zwischen den gegnerischen Richtungen im kirchenpolitischen Streit.[138] Wenn Joseph sich nun weigerte, einen Jesuitenpater als Beichtvater zu akzeptieren, und sich

stattdessen einem rangniedrigen Hofkaplan, einem in Maria Theresias Augen vollkommen ungeeigneten einfachen *curé*, anzuvertrauen, dann war das auch als religionspolitische Parteinahme gegen die Jesuiten zu verstehen. Maria Theresia verstand es aber in erster Linie als demonstrative Widersetzlichkeit des Sohnes gegenüber der Mutter.

Einen mindestens ebenso schlimmen Affront erblickte sie in seiner sexuellen Libertinage, den zahlreichen indezenten Dingen, *choses indécentes*, die ihr zu Ohren

kamen.[139] Sie hatte gewünscht, dass sich Joseph nach dem Tod seiner zweiten Frau wieder verheiratete, doch dieses Mal nicht darauf bestanden.[140] Als 1768 Leopolds erster Sohn Franz (der spätere Kaiser) zur Welt kam, war indessen für einen männlichen Thronfolger gesorgt und Joseph von dem Druck zu heiraten befreit.[141] Umso größere Sorgen machte sich Maria Theresia wegen seiner mangelnden Sittenstrenge. Einerseits hielt sie ihn für misogyn und nannte ihn *den ungerechtesten Menschen, wenn es um Frauen geht.*

[142] Andererseits könne *der Kaiser, der große Frauenfeind, nicht ohne Frauen auskommen* und umgebe sich mit ihnen *bis Mitternacht und später*, treffe sie *auf den Promenaden, in den Gärten, jenseits meiner Wohnung, im Theater, in ihren Häusern. Es ist ein dauernder Wechsel.* [143] Andere, darunter sein Bruder Leopold, behaupteten später, er neige besonders zu *schmutzigen und käuflichen Frauen.* [144] Joseph selbst äußerte sich gegenüber seinem Bruder recht offen über sein Verhältnis zu den verschiedenen

Damen des Hofes und nannte sich selbst – ironisch? – einen *Libertin* und *frei wie ein Vogel im Wald*. [145]

Maria Theresia neigte dazu, Josephs Verhalten auf den Einfluss sinistrer Gestalten in seiner Umgebung zurückzuführen, Leuten wie seinem Kabinettssekretär Wöber. Über dessen Berufung war sie entsetzt; er war in ihren Augen ein übler Misanthrop, der nicht in die Kirche und zu den Sakramenten gehe, kein Gesetz respektiere, den Machiavell lese, mit acht Kreuzern in der Woche auskomme und

immer denselben Anzug trage. All das empfehle ihn offenbar für den Dienst bei ihrem Sohn![146] Khevenhüller, dem sie ebenfalls regelmäßig über ihr *Haus-Creutz* klagte, bestärkte sie in solchen Vermutungen und meinte, *daß mann beflissentlich suche, sie zu dégoutiren, um den Scepter vollends aus ihren Händen zu bringen, und durch eine gar zu fruhzeitige Abdication oder sonstige Entschlagung der Haubtgeschäfften, weßfahls sie ohnedeme nur gar zu vill bereits nachgegeben, sie von allem zu entfernen, um unter einem jungen*

[…] Herrn allein das Ruder führen und sich vor der Welt größer machen zu können. Er suchte sie aber auch zu beschwichtigen: Gott habe sie schließlich nicht ohne Grund wundersam von den Blattern errettet, da werde er ihr auch die Last der Regierung *durch seine göttliche Einsprechungen erleichtern*. Als fromme Frau sei sie verpflichtet, diese Last nicht aus den Händen zu geben, *aus Liebe ihrer Länder und damit die Religion bei denen täglich mehr und mehr überhand nehmenden freigeisterischen Maximen und dem*

vordringenden Indifferentismo nicht gar den letzten Stoß überkommen möge.[147]

Auch aus Josephs Perspektive war die Situation quälend, allerdings aus anderen Gründen. Ihm ging es darum, angesichts des Kriegs an der Ostgrenze und der Hungerkrise in Böhmen die lähmenden Selbstblockaden des Wiener Behördendickichts und die politische Entschlusslosigkeit seiner Mutter zu überwinden. Es drängte ihn, zum einen die fundamentalen Missstände im eigenen Land durch eine erneute energische Reform

anzugehen und zum anderen auf dem unübersichtlichen östlichen Kriegsschauplatz eine offensivere Rolle zu spielen. Gegenüber seinem Bruder Leopold beschwerte er sich über seine Mutter in derart schonungsloser Weise, dass Alfred von Arneth zahlreiche Briefstellen in seiner Edition stillschweigend wegzulassen für geraten hielt.[148] Schon im Winter 1770/71 nannte er ihre Unentschiedenheit *schlimmer denn je* und sich selbst zum Nichtstun *obediendi gloria* verurteilt.[149] Seine lange Reise durch das Königreich Böhmen im

Herbst 1771, auf der er sich ein eigenes Bild von der unvorstellbaren Misere machte, steigerte nur noch sein Dilemma. Es gebe im Inneren wie im Auswärtigen keinen Plan, schrieb er seinem Bruder von unterwegs, nur Inaktion, Lähmung, Konfusion. Das neue System in Böhmen sei angefangen, aber nicht zu Ende gebracht worden. Niemand wisse, was dort vor sich gehe, überall nur Intrigen und Kabalen, kurzum: völlige Stagnation. Dreißig Jahre sei er jetzt alt, voller Tatendrang und Liebe zu seinem Land, und

müsse das Elend nicht nur passiv mitansehen, sondern werde ohne eigene Schuld auch noch dafür verantwortlich gemacht.[150] Was ihm übrig blieb war, seinen schockierenden Einblick in das *abscheuungswürdige Geweb* von Täuschung, Ausbeutung, Willkür und Korruption schriftlich offenzulegen und daraus aufs Neue einen Katalog radikaler Reformvorschläge abzuleiten.[151]

Dass der Kaiser sich in höchsteigener Person zu den Untertanen in die ärmsten Winkel des Landes begeben und ihr Elend

in Augenschein genommen hatte, und zwar ohne Rücksicht auf Rang und Zeremoniell, Gesundheit und Bequemlichkeit – das wurde als revolutionär wahrgenommen. Nur von dem Preußenkönig war man bisher dergleichen gewohnt. Es stand in krassem Gegensatz zum traditionellen Herrscherhabitus und bescherte dem Kaiser in der aufgeklärten Öffentlichkeit eine ungeheure Popularität.[152] Aber auch seine Mutter war von seinem ungewöhnlichen Engagement und den Ergebnissen seiner Reise beeindruckt. Auf seine

erschütternde Denkschrift aus Prag, in der er tausenderlei Missstände anprangerte, antwortete sie im November 1771 mit einem langen, hoch emotionalen Brief, in dem sie die Frage umtrieb, warum es immer aufs Neue zu quälenden Konflikten zwischen ihnen komme, wenn sie doch beide dieselben guten Absichten verfolgten. In dem inständigen Versuch, das Zerwürfnis zu überwinden, zeigte sie ein bemerkenswertes Bemühen um kritische Selbstdistanz: *Liegt das Übel nicht bei uns selbst, weil jeder von seinen Überzeugungen zu sehr*

eingenommen ist? Wir wollen doch, dass die anderen denken und handeln wie wir, während wir selbst über die Ursache und über den Weg, der einzuschlagen ist, verschiedener Auffassung sind. […] Meine Erfahrung könnte Euch mit manchem Rat nützlich sein, aber ich möchte Euch nicht hindern, das zu tun, was Ihr nach reiflicher Überlegung für gut befindet. […] Sagt mir aufrichtig, schriftlich oder mündlich, wie ich Euch schon immer darum gebeten habe, meine Fehler, meine Schwächen. Ich will das Gleiche tun, aber nach außen hin darf niemand

wissen oder auch nur ahnen, daß unsere Auffassungen auseinandergehen. […] Lasst uns Maximen und Regeln aufstellen; macht Euch die Mühe und schreibt sie auf; dann werden wir sie gemeinsam diskutieren, um uns selbst eine unveränderliche Richtschnur festzulegen […]. [153]
Der Brief macht deutlich, wie sehr auch Maria Theresia unter dem fortschreitenden Zerwürfnis litt und wie sehr sie bestrebt war, ihren eigenen Anteil daran zu erkennen und zu bekämpfen. Dieses Ringen um kritische

Selbsterkenntnis war durchaus kein Einzelfall; auch andere Vertraute wie Tarouca oder Kaunitz hatte sie seit ihrem Regierungsantritt mehr als einmal gebeten, ihr offen ihre Fehler vor Augen zu halten.[154] Sie hatte offensichtlich eine wichtige Lektion der klassischen Fürstenspiegel gelernt, deren topische Warnung ja lautete, die größte Gefahr für einen Herrscher bestehe darin, dass er von Schmeichlern umgeben sei und kaum jemand ihm die Wahrheit sage.

Das Regentschafts-Dilemma

Möglicherweise war es für Maria Theresias Selbstkritik inzwischen zu spät; jedenfalls hörte Joseph nicht auf, bei Leopold über seine Mutter zu klagen, sie treibe ihn in den Wahnsinn mit ihrer kleinlichen Geheimnistuerei, ihrer Standpunktlosigkeit, ihrer Abhängigkeit von wechselnden Einflüsterungen gegnerischer Parteien.[155] Doch zugleich nutzte er den Schwung ihres neuen Versöhnungsanlaufs, um eine Reorganisation und Neubesetzung der Zentralbehörden

voranzutreiben.[156] Zwar hatten ihn die Erfahrungen seiner Reisen mittlerweile ernüchtert, was die Verwaltungsreformen anging: All das war bisher *fruchtlos und kostspielig*; auf der lokalen Ebene kam wenig an; jedes neue System produzierte seine eigenen, neuen Probleme. Eine wirksame Bekämpfung von Beamtenwillkür und Ausbeutung auf Kosten der Untertanen und der Staatskasse musste nach Josephs Ansicht ganz anders ansetzen als bisher, nämlich nicht von oben, sondern von unten, mit der regelmäßigen

Inspektion und Kontrolle dessen, *was im Lande geschiehet.*[157] Aber das setzte nach Josephs Ansicht – paradoxerweise – dann doch wieder zuerst ein Renversement auf der zentralen Ebene voraus. Schon in der Böhmen-Denkschrift hatte er gefordert, an die Spitze des Ganzen gehöre *eine ehrlich uneigennützige und zugleich einsehensvolle, arbeitsame Person*, die alles, *den Staats-Rath, die Chefs und Ministers, Hof-Stellen und durch selbe also die Länder in allen Theilen dirigire*.[158] Das lief unter anderem auf eine Entthronung Kaunitz' und seines

Systems der inneren Staatsverwaltung hinaus, das dieser ja mit der Erfindung des Staatsrates unter seine Kontrolle gebracht hatte.[159] Joseph schwebte das Amt eines *premier ministre* vor, der alle Vollmachten besaß, um das Geflecht der Patronage zu zerreißen, das in seinen Augen die Ursache für die Missstände in den Ländern war, und mit neuen Reformen ganz von vorn und diesmal an der Wurzel anzufangen. Als ein Jahr nach der Böhmenreise noch nichts geschehen war, beschwor er seine

Mutter aufs Neue, angesichts der katastrophalen Zustände *einem Mann allein ein blindes Vertrauen zu schenken und selben auf eine schier despotische Art handeln zu lassen;* das sah er *als das einzige Rettungsmittel an, den mit so vielen Kunstgriffen, Eigennutz und Wortgepräng verfitzten Knoten unserer jetzigen Verfassung nach und nach und durch Dikasterialbehandlungen aufzulösen […].*[160] Die Gewalt dieses Mannes sollte eine Art zeitlich befristeter diktatorischer Vollgewalt sein – eine Vollgewalt,

die sich durch die Etablierung formaler Verfahren allmählich selbst erübrigen würde, der Gewalt des allmächtigen weisen Gesetzgebers in Rousseaus ‹Contrat social› nicht unähnlich. Josephs Plan zielte also auf etwas sehr Grundsätzliches, nämlich auf eine Beschränkung der Monarchin selbst durch formale Verfahrensregeln.

Das allerdings war nach Josephs Ansicht mit Kaunitz und seinen Parteigängern unmöglich. Sein Plan hätte Kaunitz' Rolle auf die eines reinen Außenministers reduziert, der sein Ressort unter der

Direktion des Premierministers hätte ausüben müssen. Angesichts des engen Vertrauensverhältnisses zwischen Maria Theresia und Kaunitz liegt es auf der Hand, dass Joseph mit diesen Plänen auf den nächsten offenen Konflikt mit seiner Mutter zusteuerte. Es begann damit, dass Kaunitz am 15. April 1773 eine 240-Seiten-Denkschrift über die Umgestaltung der *Interna* verfasste und Joseph zu lesen gab, der darauf am 27. April 1773 mit umfangreichen *Noten* reagierte, in einem letzten Versuch, die herrschende Lähmung ein für alle

Mal zu überwinden.[161] In dieser bemerkenswerten Schrift kritisierte Joseph die Regierung seiner Mutter offener und grundsätzlicher als je zuvor.[162] Es ging um nichts Geringeres als darum, dass die Monarchin sich selbst rückhaltlos und unwiderruflich an bestimmte Verfahrensregeln binden sollte, also, pointiert formuliert: um eine Selbstbegrenzung der absoluten Herrschaft – allerdings eine Selbstbegrenzung aus eigener freier Entscheidung und ohne die Etablierung einer externen Kontrollinstanz, die darüber hätte

wachen können. Joseph war sich der Zumutung bewusst, die diese *Haupt-Veränderung* bedeutete. Deshalb schickte er voraus, dass er kaum wage, so etwas überhaupt vorzuschlagen, und dass es viel naheliegender sei, stattdessen bei den alten, eingeschliffenen Gewohnheiten zu bleiben. Allein *die überzeugung von dem wahren besten, der alle anderen ruksicht oder vorsichten nachstehen müssen*, gebe ihm den Mut, seiner Mutter diesen verwegenen Vorschlag zu unterbreiten. Doch er legte Wert darauf, dass sein Reformplan nur

fruchten könne, wenn er ganz und gar befolgt und in keiner Weise später davon abgegangen würde. Essentiell für das Gedeihen des Ganzen sei, dass die *strengste Ordnung*, einmal eingeführt, *ohne ausnahm bis auf euer Mt. genauest beobachtet werden muss*.[163] Es ging, mit anderen Worten, darum, eine formale Ordnung der Geschäfte einzuführen, die eine höhere Autorität besaß als die Monarchin selbst. Dagegen sei es bisher so, dass *das einzige centrum, wo alles aus der monarchie zusammenfliesst, euer Mt.*

allerhöchste person ist, welche auf eine, mir und allen leuthen unbegreifliche art, ohne hilfe […], ohne mindeste canzley-ordnung, durch eine beständig und beschwersame arbeit und durch ihr glückseligstes gedächtnis so mühsam und so glorreich das staats-ruder durch so viele jahre fortgeführet hat. Doch dann (*euer Mt. verzeihen meine freymüthigkeit*) beschrieb er in aller Schonungslosigkeit die widrigen Folgen ihrer Alleinregierung: *ohne die mindeste Kenntnis* der Sachen sei sie gezwungen, entweder blindlings zu

entscheiden oder Dritten zu vertrauen, die nicht immer wohlmeinende Ratschläge gäben. Alles liefe leichter, wenn die Monarchin *sich einmal selber an eine doch etwas dicasterialische* [d.h. kollegiale] *ordnung und vormerkung mit allen ihren geschäften selbst gebunden hätten*.[164]

Diese *dicasterialische Ordnung* nun, und das ist bemerkenswert, war für Joseph eine *männliche* Ordnung, die er der *weiblichen* Günstlingswirtschaft seiner Mutter gegenüberstellte. Jetzt nahm er kein Blatt der Höflichkeit mehr vor

den Mund: Was not tue sei *endlichen der so unentbehrliche gebrauch vertrauter und geschikter männer, welche aus pflicht und gedenkensart von allen weiblichen vorwitz und partheylichkeiten weit entfernet wären, bey welchen keine geschwätz, keine protections-ertheilung, kein misverstand zu besorgen, den[en] das schweigen nicht zur last, sondern eine gewohnte schuldigkeit wäre[.] und, wenn es euer Mt. nur einmal versucheten, geschäfte, so die natur zu männlichen geschäften gemacht hat, durch männer versehen zu lassen, so*

würden euer Mt. den nemlichen unterschied spüren, als ich bei mägdlein und weibern [feststellen würde], so mir soldaten, bereuters, jägers etc. abgeben solten. Wie beschwerlich müsse es doch für sie sein, schrieb er, entweder alles selbst lesen oder beim Zuhören das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden zu müssen, *da nur ein mann, der in sachen geübet ist, den succum [die Essenz] davon und jene stellen am meisten erheben kan, auf deren beurtheilung es bey den entschliessungen vorzüglich ankommet.*[165] Bemerkenswert ist

an diesem Argument (auf das weder Joseph noch seine Mutter später jemals mit einem Wort zurückkamen), dass etwas, das jahrhundertelang nicht nur bei Hof selbstverständliche soziale Praxis gewesen war, nämlich Handeln nach persönlicher Gunst und Protektion, nun mit einem Mal als spezifisch weibliche Eigenheit ausgegeben wurde. Es erschien nun als Weiberart, sich an Familie, Verwandtschaft und Freundschaft zu orientieren, während nur Männer in der Lage schienen, im Dienst einer abstrakten Sache,

mithin *professionell*, zu handeln. In dieser Argumentation kündigte sich ein Epochenwandel an. Im 19. Jahrhundert sollte es zum Gemeinplatz werden, dass Professionalität und Sachlichkeit den Männern vorbehalten seien. Denn zunehmend trennten sich die Sphären des Öffentlichen und des Privaten; zunehmend wurden die Frauen von der rauen Welt des öffentlichen Lebens, der professionellen Berufstätigkeit und des Staates ausgeschlossen und auf die «private» Sphäre des Hauses und der Familie beschränkt. Und je

mehr das der Fall war, desto mehr schien es naturgegebenen Geschlechtscharakteristika zu entsprechen.[166]

Josephs zentraler Punkt war *die einräumung mehrer gewalt* an zwei *cabinets*, eines für die inneren und eines für die äußeren Angelegenheiten. Ausnahmslos alle Sachen, einschließlich sämtlicher Bittschriften und Gnadengesuche, ja *der mindeste zettul*, sollten zuerst schriftlich dem betreffenden *cabinet* vorgelegt und dort registriert werden, bevor sie nach bestimmten Relevanzkriterien an die

Souveränin zur Entschließung oder an andere Stellen zur geordneten Bearbeitung weitergeleitet wurden; ausnahmslos alle Beschlüsse sollten allein von diesen *cabinets* aus an die Länderstellen expediert werden. Ausgeschlossen werden sollte auf diese Weise vor allem der unkontrollierbare Einfluss von Maria Theresias Vertrauten, den Kammerfrauen und Kabinettssekretären. Diese, konkret: Pichler und Neny, sollten ebenfalls der neuen Kabinettskanzlei eingegliedert werden, also keinen exklusiven

Zugang zur Herrscherin mehr haben. Die neuen *cabinets* stellten also bei genauem Hinsehen geradezu das Gegenmodell zum bisherigen ‹privaten› herrscherlichen Kabinett dar; es waren formalisierte Zentralbehörden, die einem exakt vorgeschriebenen bürokratischen Verfahren zu gehorchen hatten. [167] Jenseits all dessen blieb es allerdings die Herrscherin selbst, die die letzten Entscheidungen traf – aber, so Josephs Vorstellung, ausschließlich auf der Grundlage von Verfahren, die alle informellen

Schleichwege und persönlichen Begünstigungen ausschlossen.

Welch eine Zumutung das für seine Mutter bedeutete, war Joseph klar. Deshalb hängte er für den Fall, dass sie sich zu der radikalen Umgestaltung des gesamten *Centrum* nicht entschließen konnte, vorsichtshalber noch einen etwas moderateren Vorschlag an, einen *Anderten Entwurf* zur Umgestaltung nur des Staatsrates, worin er allerdings mit Kritik an dieser Institution ebenfalls nicht sparte. [168] Denn der Staatsrat hatte sich in den zwölf Jahren seines

Bestehens immer noch kein Verfahrensstatut, kein *regulativum seiner operation* gegeben, wie es zu Anfang geplant gewesen war. Die Vorschläge, die Joseph dafür machte, liefen ebenfalls auf Vereinheitlichung, zentrale Übersicht und Entlastung von Bagatellen hinaus. Wie schon in der Böhmen-Denkschrift sah er auch vor, dass es unmittelbar unter der Herrscherin *eine* Person geben müsse, bei der alle Sachen zentral zusammenliefen und die entscheide, wohin die Vorgänge weiterzuleiten seien. Diese Rolle sei

er selbst bereit zu übernehmen.

Als Kaunitz der Kaiserin am 1. Mai 1773 seine eigene Denkschrift über die Reform des Staatsrates vorlegte, waren nach eigener Aussage die Ideen des Kaisers darin bereits eingearbeitet. Maria Theresia reagierte mit allen Zeichen größter Dankbarkeit. Das nun in Gang gesetzte Reformwerk nannte sie ihr *Testament*, die allerletzte Hoffnung in ihrer desolaten Lage. Sollte es scheitern, schrieb sie eigenhändig an den Rand von Kaunitz' Vortrag, *so mus ihme erkhlären, das nicht länger*

mehr disen laast also ertragen kan, nachdeme mich der welt 56 jahr gewidmet, entlich meine letzte augenblick einer nöthigen ruhe und retraite gäntzlich widmen werde.
[169] Kaunitz also war es, dem die Kaiserin das ganze Reformwerk anvertraute. Auf diese Weise machte sie ihren alten Berater, dem sie offensichtlich mehr Vertrauen schenkte als ihrem Sohn, gleichsam zum Richter in eigener Sache, denn Josephs Pläne liefen ja letztlich auf Kaunitz' Entthronung hinaus.[170]

Zur gleichen Zeit, im

Frühsommer 1773, plante Joseph eine neue Inspektionsreise – diesmal nach Galizien, also in die soeben (zu Maria Theresias Missfallen) neu erworbenen polnischen Gebiete.[171] Sie versuchte vergebens, ihn von dieser *schrecklichen Reise* abzuhalten, weil sie ihn an ihrer Seite brauche, und machte ihm aufs Neue die heftigsten Vorwürfe: Er erfülle ihre letzte Lebenszeit mit Bitterkeit, nutze ihre Nachgiebigkeit aus, gehorche nur seinem eigenen Willen und komme immer zum Ziel mit seinen

Sophistereien.[172] Joseph begab sich trotzdem auf die Reise in das neue Territorium Galizien, das unter der direkten Verwaltung der Staatskanzlei, das heißt Kaunitz', stand, und fand dort katastrophale Verhältnisse vor. Seine Kritik konnte Kaunitz nur auf sich beziehen. Nachdem Joseph von seiner Reise zurückgekehrt war, veranlasste er den Staatskanzler im November 1773, die Verwaltung Galiziens abzugeben.[173] Daraufhin kam es Anfang Dezember zu der letzten und vielleicht heftigsten Krise im

Verhältnis zwischen Mutter und Sohn. Der Auslöser war, dass Kaunitz am 7. Dezember 1773 erneut um seinen Rücktritt bat und die Kaiserin das umgehend ablehnte. Sie sei von seinem Wunsch nicht überrascht, schrieb sie, aber könne und wolle ihn nicht akzeptieren und werde ihn folglich ignorieren. Wenn es gar kein Mittel mehr gebe, den Staat zu retten, dann wolle sie lieber mit ihm gemeinsam zurücktreten.[174]

Zwei Tage später schrieb Joseph völlig demoralisiert – *ich bringe mich um für nichts*![175] – einen

langen, ungewohnt offenen, ja geradezu flehentlichen Brief an seine Mutter, in dem er noch einmal versuchte, ihr das Dilemma seiner Lage zu erklären. Er wisse selbst nicht, wer er überhaupt sei, weil sie alles darangesetzt habe, um die Leute über seine Stellung im Unklaren zu lassen. *Eure Majestät und Gott sind meine Zeugen, dass ich das vorausgesehen habe, von dem Augenblick an, als Ihr nicht wolltet, dass die Stelle eines Mitregenten bloß ein leerer Titel sei. Meine ganze Bitterkeit, meine Gesuche, die ich in der Folge wiederholte, endlich mein*

ganzes Benehmen, alles entsprach diesem Anliegen […] Ich konnte nicht die Rolle meines verstorbenen erlauchten Vaters spielen. Was tat ich also? Ich versuchte zu reisen, mich selbst von dem engeren Verkehr mit Eurer Majestät […] zurückzuziehen; ich hielt stets die Unterscheidung bei den Signierungen aufrecht, suchte Zerstreuung und berichtete Euch sorgfältig von jedem neuen Plan, […] in dem Wissen, dass zwei Willen niemals völlig einig bleiben können, ohne zu schwanken, dadurch aber nothwendig den Kabalen, Intrigen und Parteiungen Tür und Tor öffnen

müssen. Nach diesen Grundsätzen handelte ich bei jeder Gelegenheit, hatte aber dabei, wenn ich es so sagen darf, niemanden gegen mich, als Eure Majestät selbst […]. Sie täusche sich, wenn sie ihn für ehrgeizig und herrschsüchtig halte; er sei vielmehr gar nicht fähig, die Staatsgeschäfte zu leiten: *träge von Natur, wenig aufmerksam, oberflächlich, leichtsinnig, muss ich zu meiner Schande gestehen, dass […] außer meinem Eifer und meiner Redlichkeit, wenn es sich um das Wohl des Staates und seines Dienstes handelt, nichts recht Solides an mir*

zu finden ist. Aber in diesen beiden Punkten getraue ich mich jede Probe zu bestehen. Seine Meinungen äußere er bereitwillig wie jeder andere ihrer Diener, wenn sie ihn dazu auffordere. Sie könne verwerfen, was er ihr rate, müsse ihm aber erlauben, dass er allein nach seiner Überzeugung und Einsicht antworte. Entscheiden könne und müsse indessen sie allein: *So wie wir [ihre Diener] nur Meinungen und keinen Willen haben, sollen Eure Majestät nur Willen und keine Meinungen haben.* Offensichtlich hatte Joseph seine

Naturrechtslektion gelernt, dass es im Staat nur einen Willen geben könne, den des Souveräns. In diesem Sinne verlangte er von seiner Mutter klare Verhältnisse, nämlich eine eindeutige Unterscheidung zwischen der Rolle des Beraters und der der Herrscherin. Sollte sie das nicht akzeptieren, sollte er ihr unbequem sein oder anderen, nützlicheren Beratern im Weg stehen, schloss er, *so gestattet mir, um Gott und Ihres Ansehens Willen,[…] mich von allem zurückzuziehen, ich sehne mich danach […].*[176]

Dass damit insgesamt drei Rücktrittswünsche im Raum standen, machte das Dilemma deutlich. Nun reagierte die Kaiserin versöhnlich. Sie schöpfe ein wenig Zuversicht, schrieb sie. Wenn sie sich nun doch nicht von allem zurückziehe, dann nur deshalb, weil Joseph es nicht wolle und weil der Staat in einem so verzweifelten Zustand sei. *Ihr und Kaunitz lasst mich im Stich, alle meine vertrauten Berater sind tot, dazu die Irreligion, der Sittenverfall, der Jargon, der neuerdings gepflegt wird und unter dem ich leide – all das sind mehr als*

genug Gründe, die mich niederdrücken. Deshalb vertraue sie nun ihrem Sohn die Einrichtung des neuen Staatsrats an; er könne zu Rate ziehen, wen er wolle; es solle alles nach seinen Vorschlägen geschehen.[177]

Am Ende zog sich keiner der drei von den Regierungsgeschäften zurück. Maria Theresia behielt die souveräne Entscheidungsgewalt, Kaunitz blieb Staatskanzler, und Joseph wurde Chef des erneuerten Staatsrates. In den folgenden Monaten wurde die Reform tatsächlich im Großen und Ganzen

so realisiert, wie es Josephs zweitem, moderaterem Vorschlag entsprach.[178] Am 12. Mai 1774 trat das neue Verfahrensstatut in Kraft.[179] Danach liefen bei Joseph *in Internis* alle Fäden zusammen; er allein sollte am Ende der Souveränin die wichtigen Fragen zur Entscheidung vorlegen. Es schien also, als sei die Hierarchie zwischen Mutter und Sohn damit formal klar geregelt, so wie Joseph es sich gewünscht hatte. Tatsächlich blieb der Staatsrat in der Folgezeit von weiteren Reformen verschont, was

aber nicht hieß, dass es zwischen Maria Theresia und Joseph keine Konflikte mehr gegeben hätte.

Das Mutter-Sohn-Verhältnis, aus der Distanz betrachtet, war ein Desaster. Die Menschen in der engeren Umgebung, die damit zurechtkommen mussten, sahen das klarer als die beiden Kontrahenten selbst, die sich in einer kommunikativen Sackgasse verrannt hatten. Der alte Khevenhüller zum Beispiel, bei dem sich Mutter und Sohn über den jeweils anderen zu beklagen pflegten, litt unter dem *Gebrechen*

der doppelten Regierung.[180] Um Loyalität zu beiden bemüht, wusste er sich nicht anders zu helfen, als kontrafaktisch festzuhalten an dem *gefasten Principio, die so nothwendige Einigkeit zwischen Mutter und Sohn niemahlen zu stören, sondern villmehr zu befestigen.* Er stellte *die aller Orthen ausbrechende Verwirrung nicht in Abrede* und suchte trotzdem *den jungen Herrn zu einen vollständigen Vertrauen zur Frauen Mutter bester Massen anzufrischen.* Um das Dilemma zu verstehen, griff er auf das klassische höfische

Erklärungsmuster zurück: Er suchte nach *widrigen Einsträuungen und Insinuationen schlechter Leute*, und zwar auf beiden Seiten.[181] Khevenhüller glaubte offenbar fest daran, dass sich der gleichsam natürliche Konsens zwischen Mutter und Sohn von allein einstellen würde, sobald man nur die bösen Einflüsterungen Dritter ausschaltete. Für das tiefere strukturelle Dilemma hatte er kaum Verständnis. Etwas schärfer beobachtete die Lage Philipp Graf Cobenzl, seit 1779 Vizepräsident der Staatskanzlei unter Kaunitz,

der rückblickend in seinen Memoiren schrieb: *Die herrscherliche Autorität war in Wahrheit nicht geteilt, die Kaiserin hatte sie vielmehr ganz allein inne. Doch sie wollte nichts ohne die Zustimmung ihres Nachfolgers und Mitregenten tun. Dieser stimmte indessen seiner Mutter nie aus reiner Gefälligkeit zu, wenn sie sich zu seiner eigenen Art, die Dinge zu sehen, im Gegensatz befand. Er ließ es zwar nicht an der schuldigen Rücksicht fehlen, aber er diskutierte hartnäckig mit ihr, was sie zur Verzweiflung trieb. Ich fand sie*

mehrmals nach solchen Wortwechseln in Tränen aufgelöst. Dann schickte sie mich zum Kaiser, um seine Entscheidung in einer Sache zu hören, und der Kaiser, der nichts allein verfügen wollte, schickte mich zu ihr zurück.[182]

Joseph hatte Recht, das Wesen der Monarchie liegt, wie der Name schon sagt, darin, dass am Ende nur *einer* entscheiden kann. Die Einheit von Mutter und Sohn, die nach außen demonstriert werden sollte, konnte nur eine Fiktion sein. Maria Theresias Vorstellungen entsprachen einer traditionellen,

religiös verankerten Kultur des Konsenses. Danach war Einigkeit ein Zeichen göttlicher Anwesenheit, Uneinigkeit aber des Teufels.[183] Die Wahrheit konnte nur eine und dieselbe sein; sie galt es nur zu *finden*. Dass das politisch Richtige ein Produkt des Kompromisses ist, dass widerstreitende Interessen nichts grundsätzlich Illegitimes sind und dass offen geäußerter Dissens nicht notwendig von Übel, sondern eine Voraussetzung für Interessenausgleich ist – solche Vorstellungen waren der

politischen Kultur ‹absolutistischer› Herrschaft fremd, in deren Tradition Maria Theresia erzogen worden war. Ebenso fremd waren sie allerdings auch der neuen politischen Kultur des ‹aufgeklärten Despotismus›, wie Joseph ihn vertrat. Mutter und Sohn waren sich bei aller Gegensätzlichkeit doch in dem Punkt ähnlich, dass sie das politische Heil von *einem* Kopf erwarteten – die Frage war nur, wessen Kopf das war. Joseph sah, solange er seinen eigenen Willen nicht geltend machen konnte, keinen anderen Ausweg,

als demonstrativ den gehorsamen Sohn zu spielen und die Verantwortung für die mütterlichen Entscheidungen von sich zu weisen.

Bei den Machtproben zwischen Mutter und Sohn gab es keinen Gewinner; beide fühlten sich gleichermaßen als Verlierer. In ihrer eigenen Wahrnehmung und der ihrer Anhänger war Maria Theresia diejenige, die sich stets zurückhielt, immer nachgab, ihrem Sohn nichts aufdrängte, ihn nicht unter Druck setzte. *Was mich angeht, so bin ich weder neugierig*

noch fordernd, meinte sie von sich selbst, *diese Gerechtigkeit müssen mir meine Kinder widerfahren lassen!*[184] Glaubt man ihren eigenen Äußerungen, dann litt sie selbst außerordentlich unter der Zerrüttung des Verhältnisses zu Joseph, der im Kern gut, aber irregeleitet sei.[185] An ihre Lieblingstochter Marie Christine schrieb sie einmal: Der Kaiser *weckt mein Mitleid; das ist reines Altweibergeschwätz, aber so ist es. Es ist so, dass ich ihn sehr liebe; er behält bei mir immer recht, wenn wir Streit haben; nach ein paar Stunden*

bedaure ich, dass ich ihn so geplagt habe. [186] Sie war aber offenbar trotz aufrichtigem Bemühen nicht in der Lage, das unselige strukturelle Dilemma zu erkennen, in dem sich Mutter und Sohn durch die Konstruktion der Mitregentschaft befanden. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, vielleicht der tiefste Grund für ihr dramatisches Aneinandervorbeireden, bestand darin, dass Maria Theresia alle Konflikte mit ihrem Sohn als Konflikte ihrer persönlichen Beziehung behandelte, als Mangel

an Liebe, Vertrauen und Aufrichtigkeit, während Joseph umgekehrt demonstrativ zwischen seinem Gehorsam als Sohn und seinem Dissens in der Sache unterschied, was sie wiederum als Sophisterei verabscheute. Je schärfer der Konflikt in der Sache wurde, desto tiefere Unterwürfigkeit stellte er jedes Mal zur Schau. Auf diese Weise suchte er sie zu zwingen, Person und Sache zu trennen und seine Vorstellungen als vernünftige *politische* Anliegen ernst zu nehmen. Maria Theresia hingegen,

indem sie Josephs Handeln stets durch die Brille des Mutter-Sohn-Verhältnisses wahrnahm, stellte sich damit weithin blind für seine sachlichen Anliegen. Diese Anliegen beschränkten sich nicht auf die Organisation der Regierungsspitze. Sie betrafen eine Reihe elementarer Themen, die die Öffentlichkeit damals polarisierten – die Frage nach religiöser Toleranz zum Beispiel, nach Pressefreiheit oder Folterverbot. Durch die Haltung zu diesen Fragen unterschieden sich damals die ‹Aufklärer› von den

anderen, Ewiggestrigen – auch wenn die Aufklärer untereinander selbstverständlich ebenfalls alles andere als einig waren. In diesen Fragen standen Mutter und Sohn auf verschiedenen Seiten; Maria Theresia sah in dem Aufklärungsdiskurs nichts als gottlosen, selbstverliebten Modejargon. Die Frontlinie der Debatten verlief im Hause Habsburg zwischen den beiden Regenten und zugleich zwischen den Generationen. Josephs Anliegen betrafen aber auch Fragen von Krieg und Frieden; es

ging nicht zuletzt um seinen heftigen persönlichen Ehrgeiz, sich in den Länderschacher der europäischen Potentaten einzumischen. Denn im Hintergrund der geschilderten Machtproben zwischen Mutter und Sohn spielte sich im Osten Europas ein hochkomplexer militärischer Konflikt ab, und die Frage war, welche Haltung einzunehmen das Haus Habsburg dem eigenen Großmachtanspruch schuldig war. Auch in diesem Punkt gingen die Vorstellungen Maria Theresias und Josephs erheblich auseinander.

Die Aufteilung des «polnischen Kuchens»

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges war die Konstellation im Osten Europas unübersichtlich und von allseitigem Misstrauen geprägt.[187] Friedrich II. hatte 1764 einen Allianzvertrag mit der neuen Zarin Katharina II. geschlossen, seiner potentiell gefährlichsten Feindin, um sich gegen mögliche habsburgische Revisionsabsichten zu wappnen. Das war nicht abwegig, denn Kaunitz hörte nicht auf, raffinierte Pläne zu schmieden, auf welche

Weise der Verlust Schlesiens kompensiert werden könnte – wenn es sein musste, sogar im Bündnis mit dem Preußenkönig. Aber auch Friedrich II. selbst spekulierte darauf, bei günstiger Gelegenheit sein Territorienbündel weiter zu arrondieren. Russland schließlich hatte sich als neue europäische Großmacht etabliert und verfolgte die Strategie eines stabilen nordischen Bündnissystems, um gleichzeitig freie Hand an der südöstlichen Peripherie zu haben. Die relative Ruhe nach dem langen Krieg war

der allseitigen Erschöpfung geschuldet, nicht einem stabilen Gleichgewicht der Kräfte oder gar einer politischen Saturiertheit der Hauptakteure. Das Ziel des Spiels bestand nach wie vor darin, sich selbst territorial zu bereichern, ohne die Aggression aller anderen auf sich zu ziehen.
Verfügungsmasse in diesem Spiel waren die Regionen zwischen den Territorien der Großmächte und an deren Peripherie. Wer strukturelle Schwächen zeigte, war ein potentielles Opfer – wie Polen oder das Osmanische Reich. Die Frage

war nur, wie sich die Interessen der Großen, die sich ja zu Recht gegenseitig heftig beargwöhnten, so koordinieren ließen, dass sie sich nicht blockierten, sondern alle gleichermaßen auf ihre Kosten kamen. Die Zeitgenossen nannten das Konvenienz- oder Gleichgewichtspolitik. Dazu galt es günstige Konjunkturen flexibel zu nutzen. Eine solche Konjunktur bot sich durch die Verhältnisse in Polen nach dem Tod von dessen König August III. im Jahr 1763.

Das Wahlkönigreich Polen-Litauen war durch die breite

Schicht des niederen Adels geprägt, der auf seine angestammte politische Freiheit stolz war. Im polnischen Reichstag konnte im Konfliktfall nichts ohne seine einhellige Zustimmung beschlossen werden. Diese Freiheit machte das Land allerdings anfällig für innere Spaltungen und auswärtige Einflussnahmen. In diesem Fall war es Katharina II., die im Bündnis mit Friedrich II. die Wahl des sächsischen Thronkandidaten verhinderte und stattdessen ihren Protégé Stanislaus Poniatowski als König von Polen durchsetzte. In

Wien war man darüber nicht glücklich, mischte sich aber auch nicht ein. Der neue polnische König entzog sich allerdings zunehmend der Steuerung durch die Zarin. Zugleich betrieb eine starke Partei im polnischen Adel eine Reform der politischen Ordnung, die darauf zielte, die nationale Autonomie zurückzugewinnen und die russische ‹Protektion› abzuschütteln. Das konnte der Zarin nicht gefallen; sie intervenierte militärisch und unterband den Reformprozess,

woraufhin sich der polnische Widerstand in der sogenannten ‹Konföderation von Bar› organisierte. Die Aufständischen suchten Unterstützung bei den Gegnern Russlands: beim französischen König, aber auch beim türkischen Sultan. Als russische Truppen daraufhin im Kampf gegen die Konföderierten die Grenze zum Osmanischen Reich überschritten und sich Übergriffe gegen die dortige Bevölkerung zuschulden kommen ließen, erklärte der Sultan im Oktober 1768 Russland den Krieg. Mit

einem Mal waren zwei ursprünglich getrennte Konfliktzonen – Polen und der Balkan – miteinander auf brisante Weise verbunden.

Die Frage war, wie das Habsburgerreich sich dazu verhalten sollte. Der alte Verbündete Russland war zur Bedrohung geworden; umgekehrt hatten sich die früheren Feinde, die Türken, seit dem Ende des letzten Krieges 1739 in verlässliche, friedliche Nachbarn verwandelt. Polen-Litauen war ein wichtiger Puffer gegenüber dem Zarenreich.

Diese Stabilität wollte Maria Theresia nicht aufs Spiel setzen. Kaunitz hingegen sah großartige Möglichkeiten sich eröffnen. Schon 1768 entwarf er einen seiner notorisch weitausgreifenden Tausch- und Teilungspläne: Friedrich II. sollte den Habsburgern Schlesien zurückgeben und dafür mit polnischem Territorium entschädigt werden. Dazu kam es nicht, zu *chimärisch* erschien der Plan zu diesem Zeitpunkt noch. Aber der Gedanke, sich mit dem alten Gegner Preußen zu arrangieren und das geschwächte

Polen als Verfügungsmasse zu nutzen, war in der Welt. Um dem russischen Expansionsdrang zu begegnen und zugleich aus dem Krieg gegen das Osmanische Reich Kapital zu schlagen, hielt Kaunitz auf jeden Fall eine Annäherung an Preußen für geraten. Deshalb betrieb er ein Zusammentreffen zwischen den beiden Monarchen, das im August 1769 auf preußischem Territorium nahe der Grenze, in Neiße, tatsächlich stattfand.[188] Im Jahr darauf folgte ein Gegenbesuch Friedrichs im mährischen Neustadt, an dem

auch Kaunitz teilnahm. Vor allem die erste Begegnung machte in der europäischen Öffentlichkeit allergrößtes Aufsehen und ging in den borussischen Legendenschatz ein.

Beide Monarchen zelebrierten sich gegenseitig als aufgeklärte Männer, die sich jenseits allen Zeremoniells im vernünftigen Gespräch begegnen, und als Feldherren, die einander stolz ihre wohlexerzierten Truppen vorführen. Auch wenn Friedrich den wie immer inkognito reisenden Joseph mit scheinbar nüchterner

Formlosigkeit empfing, so behandelten beide einander doch mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit und achteten wechselseitig sehr genau auf jede Geste des Respekts. Joseph machte in seiner ausführlichen Schilderung des Geschehens im Brief an seine Mutter aus seiner Bewunderung für Friedrichs *génie* kein Hehl; Friedrich seinerseits fand Joseph ambitioniert, lernbegierig, gewinnend, milde zu anderen und hart zu sich selbst.[189] Der Wert der Treffen war für beide Seiten vor allem ein symbolischer: Der

preußische Aufsteiger, neu im Kreis der großen Mächte, konnte sich vor aller Welt mit dem Besuch des Kaisers schmücken und ihn mit stundenlangen Vorträgen über antike Militärschriftsteller beeindrucken; Joseph konnte sich mit dem Philosophenkönig intellektuell auf gleicher Augenhöhe über Themen wie Justizreform und Peuplierungspolitik unterhalten, sich Anekdoten über Geistesheroen wie Voltaire und Maupertuis erzählen lassen und sich bei alldem als Mitglied der aufgeklärten

republique des lettres fühlen.[190] Wechselseitig äußerst charmiert, gingen die beiden allerdings ohne substantielle Verhandlungsergebnisse auseinander. Die preußisch-russische Allianz wurde nicht in Frage gestellt.

Abb. 42: Der ‹Königskuchen› und seine Aufteilung aus Sicht einer französischen Karikatur:

Katharina II. links und Friedrich II. rechts zeigen gebieterisch auf die Karte Polens; Stanislaus Poniatowski hält sich die ins Rutschen geratene Krone fest; Joseph II. wendet schamhaft sein Gesicht ab, nimmt aber auch seinen Teil auf der Karte in Anspruch. Maria Theresia ist nicht zu sehen. Kupferstich *Le gâteau des rois* von Nicolas Noël Le Mire nach Jean-Michel Moreau, 1772[191]

Unterdessen setzte Katharina II. den Krieg gegen das Osmanische Reich erfolgreich fort. Als Gegenmaßnahme etablierten

österreichische Truppen 1769 an der Ostgrenze des Habsburgerreiches einen Militärkordon, der dazu dienen sollte, die Pest ebenso wie fremde Truppen aus den Erbländern fernzuhalten, der tatsächlich aber auch eine Drohbotschaft an die russische Adresse darstellte. Bei der Gelegenheit bemächtigte sich das österreichische Militär auch der ungarischen Gespanschaft Zips, das heißt einer Gruppe von Städten, die seit dem 15. Jahrhundert an das Königreich Polen verpfändet waren, und schob den Kordon in

der Folge weiter ins südliche Polen vor. Maria Theresia war von der Rechtsgrundlage dieses Vorgehens zwar selbst nicht überzeugt, gab aber ihre Einwilligung. Im Sommer des Jahres 1770 erlitten die Osmanen katastrophale Niederlagen zu Wasser und zu Land. Die Russen bemächtigten sich der nördlichen Schwarzmeerküste und der halb-autonomen Fürstentümer Moldau und Walachei; eine Friedensvermittlung durch Wien und Berlin lehnte die Zarin ab. Im Raum stand nun die Frage, wie

Österreich auf die russische Expansion reagieren sollte: in den Krieg gegen Russland eintreten oder sich selbst eine Kompensation verschaffen, um das ‹Gleichgewicht› wiederherzustellen? Denn wenn eine Macht sich schon ungestraft bereicherte, dann nahmen die anderen ein Recht für sich in Anspruch, zum Ausgleich – aus Gründen der sogenannten *Convenienz* – ebenfalls ein Stück vom Kuchen zu verlangen.

Um die Expansion der Russen aufzuhalten, plädierte Kaunitz

Ende des Jahres 1770 entschieden dafür, auf Seite der Osmanen in den Krieg einzutreten und diese dafür zahlen zu lassen. Schon früher hatte man am Wiener Hof ventiliert, ob sich nicht gewisse Regionen des Osmanischen Reiches zwischen Russland und Österreich aufteilen ließen. Derartige Teilungspläne waren nichts Ungewöhnliches. Selbst der sonst so friedliche Khevenhüller überreichte der Kaiserin 1770 aus eigener Initiative eine Denkschrift, in der er riet, wenn das Osmanische Reich ohnehin ins

Wanken gerate, sei es recht und billig, wenn Österreich sich ein paar Stücke davon sichere, am besten Bosnien, Serbien und die Walachei. Die Hohe Pforte könne dafür geradezu dankbar sein. Um den König von Preußen dabei aus dem Spiel zu halten, könne er ja mit Teilen Polens abgefunden werden.[192] Diese Idee hatte Friedrich II. selbst auch schon gehabt. Seit Oktober 1770 verhandelte sein Bruder Heinrich in Sankt Petersburg im Vertrauen über Möglichkeiten *de partager le gâteau*, *den Kuchen zu teilen*, wie

man es gern nannte.[193] Im Februar 1771 machte sich der König den Teilungsplan seines Bruders, als Friedensoffensive getarnt, offensiv zu eigen.

Joseph hielt es für zu riskant, direkt in den Krieg gegen die Zarin einzugreifen, wie Kaunitz es wollte. Doch um die Jahreswende 1770/71 produzierte er eine Denkschrift nach der anderen, wie aus der Lage der größte Nutzen zu ziehen sei, und verlangte von seiner Mutter, für alle Fälle ein Heer von 50.000 bis 60.000 Mann aus den niederländischen und italienischen

Territorien in Ungarn zusammenzuziehen.[194] Allein Maria Theresia war ausdrücklich sowohl gegen jede Kriegsbeteiligung als auch gegen jede Art von Länderteilung, sei es auf Kosten der Hohen Pforte, sei es auf Kosten Polens. Schon im Oktober 1768, als sie zum ersten Mal von derartigen Plänen erfuhr, hatte sie an Antonia von Sachsen geschrieben: *Point de partage, ma chère amie! – Keine Teilung, meine liebe Freundin!*[195] Dabei blieb sie. Einen Kriegseintritt zugunsten der Türken lehnte sie ebenfalls ab.

Im Januar 1771 ließ sie wissen: *In meiner ganzen leidvollen Laufbahn habe ich nie eine schwerere Entscheidung getroffen. Es muss sein; also: Ich bin mit dem Kaiser einverstanden, keinen Krieg gegen die Russen zu führen.* Schließlich handele es sich um Christen, und die Türken seien die Angreifer gewesen. Ebenso wenig könne sie aber zustimmen, umgekehrt gegen die Türken vorzugehen. Und auf gar keinen Fall war sie einverstanden, mit dem Preußenkönig gegen andere gemeinsame Sache zu machen. *Man*

wird diese Entscheidung schwach und ängstlich finden; ich gebe es zu, aber ich fühle mich nicht in der Lage, mich zu einem Krieg zu entschließen, den ich für ungerecht halte und der gegen mein Gewissen verstößt. In meinem Alter ist man reifer; nach den schrecklichen Kriegen, die ich führen musste, weiß ich, was man dabei zu fürchten hat, vor allem in diesem Land [Russland], bei der Pest, dem Hunger dort. Dem müsste ich meine Armee aussetzen, die Elite meiner Generäle, sogar meinen eigenen Sohn. […] Nichts, was kommen mag, kann mich davon abbringen.[196]

Das war die Lage im Winter 1770/71, als Joseph an der vermeintlichen Entschlusslosigkeit seiner Mutter verzweifelte. Tatsächlich hatte sie durchaus entschieden, nur nicht in seinem und schon gar nicht in Kaunitz' Sinne. Er machte ihr bittere Vorwürfe, alle seine Pläne zu durchkreuzen,[197] und kündigte seinem Bruder gegenüber an: *Wenn wir […] eine solche Schwäche zeigen, dann sehe ich mich gezwungen, einen öffentlichen Éclat zu machen und dem Publikum zu erklären, dass ich jedenfalls keinen*

Anteil daran habe.[198] Im Juli 1771 handelte der Wiener Gesandte Thugut in Konstantinopel eine vage gehaltene Defensivallianz mit dem Sultan aus. Die österreichische Haltung zum Krieg war in diesem Sommer für die Außenwelt undurchschaubar und mehrdeutig, was nicht zuletzt an der Uneinigkeit der drei Wiener Hauptakteure lag.[199] Unterdessen reiften die Überlegungen Preußens und Russlands zur Zerstückelung Polens, doch beiden Mächten war

klar, dass das nicht ohne Einbindung Österreichs zu machen war, dessen Truppen bedrohlich auf polnisches Gebiet vorgerückt waren. Schon im Frühjahr 1771 legte Friedrich II. dem Wiener Hof nahe, sich an dem Teilungsplan zu beteiligen.[200] Joseph nutzte die günstige Lage aus und ließ in der Folgezeit ein großes Stück vom Kuchen für das Habsburgerreich aushandeln.

Während der ganzen Zeit wehrte sich die Kaiserin hartnäckig gegen jede Art von *partage* auf Kosten Dritter. Es ging ihr darum,

mit billigkeit aus der verwickleten sache herauszukommen, und zwar auch ohne eigenen Vorteil. Von dem weiteren Vorrücken ihrer Truppen in Polen befürchtete sie, sich Preußen, Russland *und* die Türkei zum Feind zu machen. Stattdessen wollte sie sich bei allen drei Mächten für einen Friedensschluss engagieren, der überhaupt keine großen territorialen Renversements nach sich zog. Allerdings war auch sie nicht bereit hinzunehmen, dass Russland und Preußen sich Vorteile in Polen verschafften: *Dann in*

diesem Fall könnte [ich] nicht allein leer ausgehen. Doch es komme nicht in Frage, sich auf Kosten Polens zu bereichern, ebenso wenig wie auf Kosten der Türkei, mit der sie ja gerade ein Abkommen auf Treu und Glauben geschlossen hatte. Der Einzige, der für Entschädigungsforderungen in Frage kam, war der König von Preußen, etwa mit der Grafschaft Glatz oder mit einem seiner westlichen Territorien. *Durch dise klahre und aufrichtige aufführung glaube, und finde Ich allein, dass wir noch mit Ehre, und vielleicht noch*

mit einigen Nuzen oder doch geringeren Nachtheil für das Gleichgewicht aus der Sache kommen könnten. [201] Ihre Briefe an Joseph und Kaunitz ließen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Im Januar 1772 bezeichnete sie die ganze Politik in der russisch-türkischen Frage als verfehlt: schon der Einsatz der italienischen und niederländischen Truppen in Ungarn, die unglückliche Konvention mit den Türken, den drohenden Ton gegenüber den Russen, die mysteriöse Haltung gegenüber Feinden wie

Verbündeten, überhaupt diese ganze Tendenz, aus dem Krieg zwischen Russen und Türken Profit zu schlagen, um die eigenen Grenzen auszuweiten, und sich dabei den Anschein der Ehrbarkeit, *honnêteté*, zu geben. Sie nannte das Politik *à la prussienne*. Selbst wenn es der Kaunitz'schen Diplomatie gelingen sollte, die Walachei oder sogar Belgrad zu gewinnen, dann finde sie den moralischen Preis dafür zu hoch: *Meine ganze unglückliche Regierungszeit hindurch haben wir uns in unseren Engagements in allem um eine*

aufrichtige und billige Haltung von Ehrlichkeit, Mäßigung und Zuverlässigkeit zumindest bemüht. Das hat uns das Vertrauen, ja ich wage sogar zu sagen, die Bewunderung von Europa und den Respekt unserer Feinde eingebracht. Seit einem Jahr ist das alles dahin. […] Nichts auf der Welt schmerzt mich mehr als der Verlust unseres guten Rufs. Traurigerweise muss ich aber zugeben, dass wir es verdienen, und das ist es, was ich ändern will, indem ich mich gegen das schlimme und ruinöse Prinzip verwahre, von den Konflikten der anderen zu

profitieren […].[202]

In einer langen, grundsätzlichen Denkschrift vom 5. Februar 1772 machte sie noch einmal mit aller Eindringlichkeit ihre Sicht der Dinge klar. Preußen, nicht Russland, sei und bleibe ihr bedrohlichster Feind und seine Vergrößerung das größte Übel. Anstatt als unparteiischer Vermittler zwischen Russen und Türken aufzutreten, sich den Dank beider Mächte zu verdienen und die Zerstückelung Polens zu verhindern, hätten sie sich in größter Verblendung dem

Preußenkönig an den Hals geworfen. Durch die Besetzung polnischen Gebiets hätten sie ihm den Vorwand geliefert, ein Gleiches zu tun. Mit lauter *falschen, übelberechneten, inkonsequenten und gefährlichen Schritten* hätten sie sich in die peinliche Lage manövriert, *selbst zur Vergrößerung von zwei Mächten, unseren Nebenbuhlern und Feinden, beitragen zu müssen und dafür, so zu sagen als Geschenk, von ihnen etwas zu erhalten, worauf sie ebensowenig ein Recht der Verfügung als wir ein Recht der Erwerbung besitzen. […]*

Mit welchem Recht kann man einen Unschuldigen berauben, den verteidigen und unterstützen zu wollen wir uns immer gerühmt haben? Das Argument der *Convenienz* – nicht abseitsstehen zu können, wenn andere sich bereichern – ließ sie nicht gelten. Unter Privatleuten nenne man so etwas Schande und Unrecht – sollten die Gesetze des natürlichen Rechts für die Herrscher gar nicht gelten?[203] Kurz darauf, als Preußen und Russland sich förmlich geeinigt hatten, polnische Territorien zu annektieren, schrieb

sie an Kaunitz: *Aller Partage ist unbillig in seinem Grund und für uns schädlich. Ich kann diesen Antrag nicht genug bedauern und muss bekennen, dass mich sehen zu lassen schäme*.[204] Dass ihre Sicht der Dinge nicht nur die Moral auf ihrer Seite hatte, sondern auch politisch vernünftig war, lässt sich kaum bestreiten.

Währenddessen trieb der österreichische Gesandte in Berlin die Wiener Entschädigungsforderungen in die Höhe. Am Ende fügte sich die Kaiserin der Politik ihres Sohnes

und ihres Staatskanzlers. Trotz aller Skrupel und Einwände verhinderte sie nicht, dass am 5. August 1772 in Sankt Petersburg das formale Teilungsabkommen zwischen den drei Mächten geschlossen wurde. Sie war diejenige, die es am Ende unterzeichnete.[205] Kurz zuvor, am 3. August, hatte sie resigniert an Kaunitz geschrieben: *Ich finde, daß vor jetzo nichts anderes mehr zu thun, kan mich aber noch nicht beruhigen über die vergrößerung diser beeden puissancen und noch weniger, daß wir auch mit selben*

theilen sollen.[206] Ihr und ihrer Tochter Marie Antoinette, mittlerweile Gattin des französischen Thronfolgers, blieb es anschließend überlassen, ihren Schwiegergroßvater Ludwig XV., einen traditionellen Freund Polens, zu beschwichtigen.[207] Denn Frankreich war ebenso wie England bei der ganzen Sache völlig aus dem Spiel gelassen worden.

Die Teilung betraf ungefähr ein Drittel des polnischen Territoriums. Das Stück, das Österreich zufiel, war das größte: rund 80.000

Quadratkilometer mit 2,6 Millionen Einwohnern: Polen, Ruthenen und Juden. Joseph hatte bis zuletzt versucht, noch mehr herauszuschlagen. Der Grenzverlauf blieb noch eine ganze Weile umstritten und wurde erst 1776 geklärt, als auch die osmanische Bukowina noch zur Erwerbsmasse geschlagen wurde. Die neue Provinz besaß keinerlei gewachsene Einheit und war auch nicht durch irgendwelche natürlichen oder kulturellen Grenzen definiert; sie war das reine Konstrukt eines politischen

Aushandlungsprozesses. Man nannte sie ‹Galizien und Lodomerien›, in Anlehnung an vorgeblich uralte ungarische Ansprüche auf die Fürstentümer Halicz und Vladimir, die der Hofbibliothekar Franz Adam Kollár anhand archivalischer Belege rekonstruiert hatte, um dem Ganzen einen Anschein von historischer Tradition und Rechtmäßigkeit zu verleihen.[208] Der Wert des neuen Territoriums für das Erzhaus war zweifelhaft: Mit den habsburgischen Kernländern war es nur durch eine

kleine Landbrücke verbunden; die Bevölkerung war arm, die Wirtschaft unterentwickelt; von dem einheimischen polnischen Adel war keine Loyalität zu erwarten. Selbst Kaunitz, der ja seine Pläne durchgesetzt hatte und sich in Wien *nicht wenig darüber glorirte*, konnte später nicht umhin einzugestehen, dass das Ganze ein Fehler gewesen war.[209] Am wertvollsten war das Geschäft zweifellos für Friedrich II., der mit dem polnischen Westpreußen die Verbindung zwischen seinem Kernland und Ostpreußen gewann.

In der borussischen Geschichtsschreibung galt der Coup denn auch als «Meisterstück friderizianischer Diplomatie», und der König selbst rühmte ihn als *das erste Beispiel, das die Geschichte gegeben hat, für eine Teilung, die auf friedliche Weise zwischen drei Großmächten geregelt und abgeschlossen worden ist.*[210] Tatsächlich wurde zum ersten Mal ein Land zum Opfer Dritter, ohne dass dem eine militärische Eroberung oder das Aussterben der Dynastie vorausgegangen wäre. Die Großmächte lernten aus

Erfahrung, dass sie, wenn sie sich nur einig waren, die Mindermächtigen sich zur Beute machen konnten. Dies blieb nicht die einzige Teilung Polens, und Polen blieb nicht das einzige Objekt solcher Politik; später fielen auch die geistlichen Reichsfürstentümer und das Osmanische Imperium einem solchen Kalkül zum Opfer.[211]

Am Wiener Hof blieb die Frage, wer für die unselige Teilung verantwortlich sei, für alle Beteiligten ein schmerzliches Problem, das an den Kern des

Regentschafts-Dilemmas rührte. Maria Theresia fügte sich der Politik Josephs, obwohl sie sie nicht guthieß, legte die Herrschaft aber auch nicht formal in seine Hände, wie sie es immer wieder angekündigt hatte. Deshalb hatte sie als Souveränin vor Gott und der Welt die Verantwortung dafür zu tragen. Das war ihr bewusst, und deshalb litt sie unter schweren Gewissensqualen. Im Juli 1772, kurz vor der Unterzeichnung des Teilungsvertrages, hatte sie an ihre Vertraute d'Herzelles geschrieben: *Ihr könnt sagen: ‹Warum schafft Ihr*

nicht Abhilfe? Ihr seid schließlich die Herrin.› Das ist genau der Punkt, der mich umbringt. [212] Oder später an ihren Sohn Ferdinand: *Diese schreckliche Teilung Polens kostet mich zehn Jahre meines Lebens. Ihr werdet sehen, wie unglücklich sich diese ganze Affäre entwickeln wird. Wie oft habe ich mich dagegen gewehrt! […] Gott gebe, dass ich mich nicht einst im Jenseits dafür verantworten muss. Ich gebe zu, dass ich nicht aufhören kann mit diesem Thema, so sehr liegt es mir auf dem Herzen, es verfolgt mich und vergiftet meine ohnehin schon so traurigen*

Tage. [213]

Aber auch Joseph, der gemeinsam mit Kaunitz – wenn auch in vielen Details uneins – den Teilungsplan mit großem Ehrgeiz vorangetrieben hatte, zeigte gegenüber Dritten nachträglich einige Skrupel. So berichtete Khevenhüller, der Kaiser habe im letzten Moment noch Änderungen an dem Vertrag vornehmen wollen, sei aber durch Kaunitz davon abgehalten worden. Der Obersthofmeister legte seinerseits Wert darauf, niemals in die Beratungen einbezogen worden zu

sein, und hielt seine moralischen und politischen Bedenken nicht zurück.[214] Für Khevenhüller war Kaunitz, der sich dessen ja auch rühmte, der Hauptverantwortliche; den Kaiser hingegen nahm er in Schutz. Joseph habe im Gespräch mit ihm den Vertrag zwar zu rechtfertigen versucht. *Gleichwie aber diser Herr eine natürliche droiture besitzt*, sei nicht zu übersehen gewesen, dass *er die Nichtigkeit des prétendu droit de convenance et du plus fort [des vorgeschobenen Rechts der Konvenienz und des Stärkeren] nicht*

mißgekennet.[215] Nach außen glaubte Joseph aber die Verantwortung mit guten Gründen von sich weisen zu können, weil seine Mutter die Regierungsgewalt schließlich nie aus der Hand gegeben hatte. Der englische Gesandte Lord Stormont berichtete, Joseph habe die Teilung zwar trotz aller Bedenken als notwendig gerechtfertigt, aber sich dabei auf seine Rolle als Berater zurückgezogen: *for he was not an Actor but a Counsellor.*[216] Das war genau die Unterscheidung, die Joseph in der Frage der

Regentschaft stets gegenüber seiner Mutter ins Feld führte: Er habe nichts zu entscheiden, sondern nur zu beraten. Fürst Ligne erinnerte sich später an ein Salongespräch, in dem eine Hofdame zum Kaiser gesagt habe: Wie könnt ihr einen Dieb verurteilen, nachdem ihr selbst gerade Polen gestohlen habt? *Er antwortete: Meine Mutter, die Euer ganzes Vertrauen hat und die ebenso oft zur Messe geht wie Ihr, hat hübsch [joliment] daran teilgenommen. Ich bin nur ihr erster Untertan.*[217]

Der Konflikt um die erste

Teilung Polens war nicht der letzte dieser Art zwischen Mutter und Sohn. Das Muster wiederholte sich immer wieder, in der Frage der religiösen Toleranz, des Bayerischen Erbfolgekrieges, der Leibeigenschaft.[218] Konsens war nicht herzustellen, klare Verantwortlichkeiten aber ebenso wenig. Aus ihrer kommunikativen Sackgasse fanden Mutter und Sohn lebenslang keinen Ausweg.

XI
DIE RELIGION DER HERRSCHAFT

~

Abb. 43: Wien, Freyung von Nordwesten mit Schottenkirche und Prozession. Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto, 1759/60

Verehren und verehrt werden

Wie der städtische Alltag in Wien zur Zeit Maria Theresias aussah, vergegenwärtigt eine Serie von Veduten von Bernardo Bellotto, genannt Canaletto (1722–1780). Der Venezianer, zuvor Hofmaler in Dresden und später in Warschau, hielt sich von 1759 bis 1761 in Wien auf, wo er vermutlich im Auftrag der Kaiserin nicht nur Schloss Schönbrunn und Schloss Hof, sondern auch eine Reihe von Stadtansichten malte, alle in scheinbar dokumentarischer Genauigkeit und größter

Detailfreude: Mehlmarkt, Lobkowitzplatz, Dominikanerkirche, Universitätsplatz. Zwei dieser Veduten zeigen die Freyung, einmal von Südosten (Farbtafel 25), einmal – hier im Bild – von Nordwesten (Abb. 43). [1] Die Szenerie ist links durch den Schottenhof und rechts durch das Palais Harrach begrenzt; dazwischen öffnet sie den Blick auf ein Ensemble teils altertümlicher, teils barocker Wohngebäude im Hintergrund. Das Bild wird beherrscht von der mächtigen

Westfassade der Schottenkirche. Im Schatten des angrenzenden Gebäudes links erkennt man eine Prozession, die soeben durch das Kirchenportal ins Freie tritt. Livrierte mit Wachskerzen gehen voran; eine Menschenmenge drängt sich aus dem Portal. Ein leuchtend roter Baldachin und zwei Fahnen lenken die Aufmerksamkeit auf den Priester mit dem *Venerabile*, dem *Hochwürdigsten Altarsakrament*. Erst auf den zweiten Blick wird deutlich, dass alle Figuren im Vorder- und Mittelgrund des Bildes auf das

sakrale Geschehen links hin ausgerichtet sind. Verstreute Einzelfiguren und kleine Figurengruppen, Männer, Frauen und Kinder, durch ihre Kleidung als Menschen verschiedener Stände ausgewiesen, wenden sich nach links, knien nieder oder verneigen sich vor dem Allerheiligsten. Prominent im Sonnenlicht in der Mitte des Platzes steht eine herrschaftliche Kutsche, die bis auf den Kutscher, der sich von seinem Platz erhoben hat, leer ist: Es scheint, dass der Kavalier links sie gerade verlassen hat, um wie alle

anderen dem *Venerabile* kniend die schuldige Ehre zu erweisen.

So war es nicht nur, wie hier, bei Fronleichnamsprozessionen, sondern auch sonst, wenn die geweihte Hostie, der real präsente Leib des Herrn, in Erscheinung trat. Das war zum Beispiel der Fall beim sogenannten *Versehgang*, wenn ein Priester das Altarsakrament durch den öffentlichen Raum trug, um einem Kranken die Wegzehrung ins Jenseits zu bringen. Jeder, der dem Priester auf einem solchen Gang begegnete, hatte dem Corpus

Christi öffentlich Ehre zu erweisen. Die Mitglieder der Herrscherfamilie exerzierten das vor, indem auch sie in solchen Fällen aus der Kutsche ausstiegen, niederknieten und das Sakrament gelegentlich sogar bis zum Haus des Sterbenden begleiteten. Dass Protestanten es mitunter an dem geforderten kniefälligen Respekt fehlen ließen, sorgte immer wieder für Konflikte. [2] Den Juden war es verboten, des Venerabile auch nur ansichtig zu werden, um es nicht zu beleidigen; sie hatten in ihren Häusern zu bleiben und durften sich nicht

einmal am Fenster zeigen, wenn es vorbeigetragen wurde.[3] Die besondere Verehrung des Altarsakraments bildete einen Eckstein der spezifisch katholischen Frömmigkeit, wie sie in polarisierender Abgrenzung gegenüber den Protestanten herausgebildet worden war. Diese Frömmigkeit beruhte wesentlich auf theatralischer Demonstration. Das Heiligste wurde auf vielfältige Weise öffentlich präsentiert und inszeniert: Es wurde in Bittprozessionen über die Felder getragen, um für Fruchtbarkeit zu

sorgen; es wurde auf den Altären zum vierzigstündigen Gebet ausgesetzt und angebetet, wenn akute Gefahren abzuwenden waren. Es nur zu schauen war schon segensreich und konnte unter bestimmten Voraussetzungen einen Ablass von den Sündenstrafen bewirken. Das Fronleichnamsfest war der Inbegriff dieser Art frommer Zurschaustellung der Eucharistie; die Prozession war immer zugleich ein spektakulärer Triumphzug des Katholischen.

Das Heilige war –

paradoxerweise – gerade inmitten der profanen Umwelt stets und überall anschaulich präsent; es strukturierte die Zeit und den Raum.[4] Das profane Alltagsleben erhielt seinen Rhythmus durch den Festkalender des katholischen Kirchenjahres; der profane Raum war durch eine Fülle an sakralen Stätten gegliedert. Allein *Wienn zehlet fast soviel Gnaden-Oerther, und wunderthätige Bildnüssen, als Kirchen*, hieß es in einem der historisch-topographischen Handbücher, die alle diese heilsträchtigen Stätten

katalogisierten.[5] Die Katholizität der habsburgischen Länder war auf Schritt und Tritt konkret erfahrbar, sie war zu sehen, zu hören, zu fühlen und zu riechen. Das schloss regionale Unterschiede keineswegs aus, im Gegenteil: Die einzelnen Länder, Städte, Zünfte und Korporationen hatten ihre je eigenen heiligen Schutzpatrone mit je eigenen Ritualen, die sich um wundertätige Bilder, Reliquien, Kapellen, Säulen und Statuen abspielten. Die katholische Religion hielt ein unerschöpfliches Reservoir an machtvollen

Symbolen und Praktiken für die kollektive Identitätsstiftung bereit, und zwar nicht nur für die einzelne lokale Gemeinschaft, sondern auch für die Monarchie als Ganze. Nichts war so dazu geeignet, die Untertanen aller Erbländer und aller Stände miteinander unter der einen Herrscherdynastie zu verbinden, wie die gemeinsamen religiösen Rituale.

Die katholische Religion war eine Religion der Herrschaft. Das galt gerade auch für die Religion der Habsburger. Zum einen verstanden sich die Herrscher

dieses Hauses als von Gott aufgrund ihres besonderen Glaubenseifers zur Herrschaft eingesetzt, befähigt und verpflichtet. Zum anderen nutzten sie die katholische Religion – wie andere Fürsten im konfessionellen Zeitalter auch –, um die Untertanenschaft von den Kirchenkanzeln herab zu disziplinieren und auf Gehorsam gegenüber der Dynastie einzuschwören. Nur fromm katholische Untertanen, so glaubte man, waren gehorsame Untertanen. Die Erbländer waren

ja keineswegs immer katholisch gewesen – ganz im Gegenteil; Böhmen nicht, aber auch das Erzherzogtum Österreich nicht, ja nicht einmal alle Mitglieder des Erzhauses waren immer über jeden Zweifel an ihrer katholischen Rechtgläubigkeit erhaben gewesen. Die Rebellion der protestantischen Stände in Böhmen und Österreich war von Ferdinand II. blutig niedergeschlagen worden, was den Auftakt zum Dreißigjährigen Krieg gebildet hatte. Nicht erst seither, aber seither verstärkt wurde das evangelische Bekenntnis mit

strafbarem politischem Ungehorsam gleichgesetzt und eine unerbittliche Rekatholisierungsstrategie verfolgt – auch nach dem Westfälischen Frieden. Negativ formuliert, bedeutete das die Bekehrung, Unterdrückung oder Deportation der *Akatholischen*,[6] positiv bedeutete es jede erdenkliche Förderung katholischer Frömmigkeit, der eine unverwechselbar habsburgische Prägung verliehen wurde: die *Pietas austriaca*.

In der *Pietas austriaca*

manifestierte sich die Überzeugung, dass dem Erzhaus Österreich von alters her der göttliche Auftrag zugedacht sei, der wahren und allein seligmachenden katholischen Religion zum Sieg zu verhelfen, und zwar nicht zuletzt mit Gewalt. In Zeiten der religiösen Spaltung musste die Kirche eine kämpferische sein, eine *ecclesia militans*. Das Verhältnis zwischen Gott und der Dynastie beruhte auf Gegenseitigkeit: Das Haus Österreich vermehrte Ruhm und Ehre Gottes und seiner Kirche in der Welt, dafür segnete Gott die

Dynastie und sorgte seit Jahrhunderten für ihren wachsenden Glanz. Dass auch Maria Theresia diesen Auftrag in hohem Maße ernst nahm, zeigt ihr Politisches Testament.[7] *Pietas austriaca* bedeutete zum anderen ganz praktisch, dass das Herrscherhaus bestimmte überregionale Kulte förderte und zum Teil auch neu begründete, die die Untertanen der verschiedenen Länder vereinten. Das war neben der rituellen Verehrung der Eucharistie vor allem der Kult um das Kreuz Christi, von dem ein

Splitter zum Reliquienschatz des Hauses gehörte (Farbabb. 1),[8] und der Kult um den heiligen habsburgischen Ahnherrn Leopold, zu dessen Gebeinen in Klosterneuburg der Hof einmal im Jahr wallfahrtete.[9] Weitaus am populärsten aber war die Verehrung der Jungfrau Maria. Die Maria der Habsburger war eine kriegerische Gottesmutter, sie war das *Kriegs-Haupt*, die *Generalissima* der kaiserlichen Heere. In den Schlachten gegen die Türken wie gegen die Protestanten hatte ihr Name auf den Kriegsfahnen

gestanden; sie war es, die für die großen Siege von Lepanto bis zum Weißen Berg gesorgt hatte. Zum Dank und zur ewigen Erinnerung der Triumphe über die Ungläubigen hatte man der Gottesmutter überall, wie auf dem Platz Am Hof in Wien, prächtige Bildsäulen errichtet. Sie zeigten eine triumphale Maria, die der Schlange der Häresie den Kopf zertritt und durch die, so die Devise, die Habsburger regieren, herrschen, siegen und den Frieden herstellen: *Per Mariam Austrici regnant, imperant, vincunt, pacem*

stabiliunt.[10]

Die Bedeutung der barocken katholischen Frömmigkeitsformen lag darin, dass sie ein stabiles rituelles Ordnungsgerüst lieferten, das einerseits die Herrscherdynastie und die Untertanen in der gemeinsamen religiösen Praxis miteinander verband, dabei aber die Distanz zwischen ihnen keineswegs verringerte, ganz im Gegenteil. Denn die Herrschaft Gottes im Jenseits war ein Abbild der Herrschaft des Monarchen im Diesseits.[11] Nicht zufällig wurden

die Fürsten von ihren Lobrednern *Erdengötter* genannt. Katholische Liturgie und herrscherliches Zeremoniell waren eng miteinander verwandt. Die Formen, in denen Gott und Monarch verehrt und verherrlicht wurden, sahen einander zum Verwechseln ähnlich, und die Sprache, in der über sie gesprochen wurde, war dieselbe. Mit dem himmlischen und dem irdischen Herrscher wurde auf gleiche Weise kommuniziert: in tiefster Unterwürfigkeit und über zahlreiche Fürsprecher. Die

liturgische Prozession war ein Abbild des Herrschereinzugs; der gleiche prunkvolle Baldachin überwölbte das Altarsakrament und den Herrscher; das goldene liturgische Gerät am Tisch des Herrn glich dem goldenen Geschirr an der höfischen Tafel, das Messgewand dem Krönungsornat; kurzum: Himmlische und irdische Herrschaft spiegelten und stützten einander wechselseitig.

Was katholische Religiosität und politisch-soziale Ordnung miteinander gemeinsam hatten, lässt sich mit den Begriffen

Theatralität, Gradualität und Reziprozität auf den Punkt bringen. Theatralität heißt, dass jenseitige wie diesseitige Herrschaft den Unterworfenen in rituellen Inszenierungen von überwältigender materieller Pracht buchstäblich vor Augen gestellt wurden. Mit Gradualität ist gemeint, dass das Verhältnis zwischen dem einzelnen Gläubigen und Gott ebenso wie das zwischen dem einzelnen Untertan und dem Herrscher durch eine lange hierarchische Stufenfolge von Vermittlern und Fürsprechern

gekennzeichnet war. Der Einzelne war gerade *nicht* unmittelbar zu Gott; Gott selbst war so fern wie der Herrscher. Näher standen die kleinen und großen, mehr oder weniger mächtigen Schutzengel und Heiligen, angeführt von der Gottesmutter Maria, die dem göttlichen Thron am nächsten stand und die mächtigste Fürsprecherin von allen war. Reziprozität schließlich heißt, dass das Verhältnis der Menschen zu den jenseitigen Mächten ebenso von Gegenseitigkeit geprägt war wie die Verhältnisse der Menschen

untereinander: *do ut des*. Himmlische wie irdische Gnade waren nicht umsonst zu haben, man musste dafür materielle und immaterielle Opfer bringen, für die man dann auch Gegenleistungen erwarten konnte. Allerdings war das Verhältnis bei aller Gegenseitigkeit keineswegs ein symmetrisches. Der Gläubige wie der Untertan konnte sich der Gegenleistung nie vollkommen sicher sein und war auf jeden Fall zu vorauseilender unterwürfiger Dankbarkeit verpflichtet. Kurzum: Die soziale Logik folgte den

gleichen Regeln und Erwartungen, im Himmel wie auf Erden.

Maria Theresia war in der Tradition der *Pietas austriaca* erzogen worden, identifizierte sich mit ihr und praktizierte sie auf Schritt und Tritt. Öffentliche sakrale Handlungen machten einen großen Teil ihres Alltagslebens aus. Im rituellen Rhythmus des Kirchenjahres besuchte sie mit ihrem Hofstaat die sakralen Stätten in Wien und der engeren Umgebung, wie es ihre Vorfahren getan hatten.[12] Zu Beginn ihrer Herrschaft waren es allein vier

verschiedene Fronleichnamsprozessionen und sieben Gänge zur goldenen Mariensäule am Hof, dazu die Wallfahrt zum heiligen Leopold in Klosterneuburg und in der Passionswoche die Fußwallfahrt auf den Kalvarienberg von Hernals sowie der Besuch von bis zu zwanzig Nachbildungen des ‹Heiligen Grabes›. Zu den Festtagen der jeweiligen Ordensheiligen besuchte sie die Wiener Kirchen der Jesuiten, Augustiner, Schotten, Franziskaner, Kapuziner, Dominikaner, Paulaner, Theatiner,

Schwarz-Spanier, Weiß-Spanier, Salesianerinnen und Karmelitinnen, und damit war die Reihe der regelmäßig aufzusuchenden Festgottesdienste noch nicht beendet. Maria Theresia legte Wert darauf, allen Orden möglichst gleichmäßige Aufmerksamkeit zu schenken, *um allen Geistlichen ein Vergnügen zu bereiten.*[13] Dass es bei alldem nicht nur um die Ehre Gottes, sondern auch die der Gläubigen ging, zeigt sich nicht zuletzt an der Akribie, mit der die hierarchische Ordnung der Beteiligten inszeniert

wurde. So weigerten sich beispielsweise die Jesuiten, geschlossen an der Fronleichnamsprozession teilzunehmen, um nicht im Rang hinter den anderen Ordensgemeinschaften zurückgesetzt zu werden.[14] Glanz und Herrlichkeit des Himmels strahlten auf das irdische Personal ab. In einem höfischen Instruktionsbuch hieß es ausdrücklich, dass der Hofstaat an öffentlichen Kirchgängen und Prozessionen fleißig teilnehmen solle, damit der Umzug *desto*

zahlreicher und ansehnlicher seye.
[15] Die sakralen Handlungen des Hofes wurden in den jährlichen Hofkalendern angekündigt, in den Zeremonialakten dokumentiert, in kostbaren Kupferstichserien festgehalten und im Wienerischen Diarium der breiten Öffentlichkeit zur Kenntnis gebracht – nicht anders, als es bei weltlichen Solennitäten der Fall war.[16]

In all diesen öffentlichen Kulten berührten sich die sonst getrennten Welten der Dynastie und der einfachen Untertanen. *Pars pro toto* zelebrierten die Herrscher die Feste

des Kirchenjahres *vor* den Untertanen und *für* die Untertanen, denn sie fühlten sich gegenüber Gott für deren katholische Rechtgläubigkeit und für das jenseitige wie diesseitige Wohl des ganzen politischen Körpers verantwortlich. Heiligenverehrung und Wallfahrtswesen dienten als religiöse Klammer für die ganze Monarchie. Das lässt sich vielleicht am besten an der Gnadenkapelle von Mariazell in der Steiermark veranschaulichen. Die Stätte, an der sich im Jahr 1157 zum ersten Mal ein Marienwunder ereignet

haben sollte, war im 17. Jahrhundert zum Zentrum eines alle Erbländer umspannenden Kults geworden. [17] Zu besonderer Prominenz hatte Papst Paul V. dem Ort verholfen, indem er die Kapelle mit einem vollkommenen Ablass versehen hatte: Wer seitdem an den Marienfesten am 15. August oder am 8. September nach Mariazell wallfahrtete und Buße tat, konnte mit dem vollständigen Erlass seiner Sündenstrafen rechnen. Papst Benedikt XIII. verlängerte 1724 den Ablass auf

ewige Zeiten. Stifter aus Ober- und Niederösterreich, aus Böhmen, Mähren und Ungarn weihten der Gottesmutter in Mariazell eigene Altäre; Wallfahrer aus all diesen Ländern kamen, um sie um Hilfe in der Not zu bitten, von ihrer wundersamen Unterstützung Zeugnis abzulegen und dafür Gegengaben darzubringen. Das ganze Jahr über wurde, wer krank war, geheilt; wer vom Teufel besessen war, konnte ihn sich dort austreiben lassen; ja mitunter gelang sogar die wundersame Konversion eines protestantischen

Häretikers. Die vielfältigen Wundertaten der mächtigen Gottesmutter von Mariazell wurden schon seit 1430 in Mirakelbüchern dokumentiert, von 1645 bis 1740 in lückenloser jährlicher Folge. Um 1700 erreichte die Anzahl der jährlichen Mirakel ihren Höhepunkt, doch auch im Laufe des 18. Jahrhunderts versiegte der *unaufhörliche Gnaden-Schatz* keineswegs. Mariazell war der Ort eines immensen Gabentauschs zwischen Himmel und Erde, bei dem erhebliche materielle Güter im Spiel waren: Wem die Jungfrau

geholfen hatte, der zeigte sich ihr nach Maßgabe seines Vermögens erkenntlich und spendete ihr kostbare Kleider, Leuchter, Pokale und Monstranzen. Meist symbolisierte die Gegengabe die Leistung der Gottesmutter, der sie galt. Das reichte von unzähligen blechernen Votivplaketten, die das wunderbar geheilte Körperteil darstellten, über Fahnen, die in der siegreichen Schlacht vom Feind erbeutet worden waren, bis hin zu der goldenen Krone, die die Erlangung der ungarischen Königswürde durch das Haus

Habsburg darstellte, und zu dem goldenen Kind, das in Gestalt und Gewicht dem neugeborenen Erben des Erzhauses entsprach. Die Gottesmutter von Mariazell hatte ihre überragende Macht bewiesen, indem sie das Land vor den Türken beschützt hatte: zuerst 1664 beim Sieg Kaiser Leopolds I. in der Schlacht von Sankt Gotthard und dann 1683 bei der Befreiung Wiens von der türkischen Belagerung. Seither galt sie als *Siegerin aller Schlachten*. Auch Maria Theresia schenkte dem Gnadenbild nach der Hochzeit ihr Brautkleid, brachte ihr

nach der Geburt des Thronfolgers ein goldenes Kind dar und opferte ihr nach militärischen Erfolgen die feindlichen Feldzeichen. Als man 1757 das 600-jährige Jubiläum des ersten Wunders von Mariazell feierte, erwarb die ganze Kaiserfamilie durch ihr Gebet vor dem Marienaltar vollkommenen Ablass von ihren Sündenstrafen. Die Kapelle war der Ort, an dem sich Menschen aller Stände in der Teilhabe an demselben Ritual ihrer Gemeinschaft versichern konnten. Die kollektive Marienverehrung existierte nicht als unsichtbar-

abstrakter Glaube in den Köpfen, sondern als konkret erfahrbare Praxis, und diese Praxis wurde an einem zentralen heiligen Ort wie diesem ausgeübt. Ebenso wenig existierte die politische Einheit der Länder in einem irgendwie gearteten Nationalbewusstsein oder gar in einer gemeinsamen staatlichen Organisation, sondern in der rituellen Einheit des Kultes um die Gottesmutter. Die *eine* Monarchie musste *eine* Religion haben.

Vernünftige Religion

Die traditionelle katholische Frömmigkeit, wie sie sich exemplarisch in Mariazell zeigte und die keineswegs nur die des *gemeinen Pöbels* war, stieß im Laufe des 18. Jahrhunderts in den gebildeten Ständen zunehmend auf Kritik, auch in den Erbländern. Diese Kritik kam aus verschiedenen Richtungen und hatte theologische, ästhetische, moralische, ökonomische und politische Gründe, die sich gegenseitig stützten und verstärkten.

Zunächst forderte eine neue,

‹vernünftige› katholische Theologie die Konzentration auf das Wesentliche des Glaubens, auf Christus und das Evangelium, auf Buße und Gnade. Es ging um eine größere Unmittelbarkeit des einzelnen Gläubigen zu Gott, zu Lasten der zahllosen Vermittler, die sich davorgeschoben hatten, zu Lasten auch all der paraliturgischen Rituale, des Wunderglaubens und der Bilderverehrung. Es ging um eine Reinigung des Glaubens von seiner magischen *Do-ut-des*-Logik, von der Vorstellung, die Laien könnten

durch allerlei zweifelhafte Praktiken ihr diesseitiges und jenseitiges Heil mit den himmlischen Mächten aushandeln. Kurzum: Es ging um Vergeistigung, Verinnerlichung und moralische Vertiefung der katholischen Religiosität, um eine klare Scheidung zwischen Diesseits und Jenseits. Diese Botschaft vermittelte vor allem der italienische Universalgelehrte Lodovico Antonio Muratori (1672–1750), dessen Werk ‹Die wahre Andacht des Christen› auf Betreiben des Wiener Erzbischofs

Migazzi 1759 bei Trattner in Wien erstmals in deutscher Übersetzung erschien und in den Erbländern auf große Resonanz stieß.[18] Muratoris Anliegen war keineswegs gegen die päpstliche Kurie gerichtet und fand später auch bei dem ‹aufgeklärten› franziskanischen Papst Clemens XIV. (reg. 1769–1774) durchaus Zustimmung. Auf Konfrontation mit der Kurie lief dagegen die religiöse Erneuerungsbewegung des Jansenismus hinaus, die seit Anfang des Jahrhunderts von

Frankreich, den Niederlanden und Italien in die habsburgischen Kernländer vordrang und unter den Gebildeten immer mehr Anhänger gewann.[19] Die Jansenisten beriefen sich auf die Gnadenlehre des Augustinus: Die Menschen sind von der Erbsünde verdorben; aus eigener Kraft vermögen sie sich davon nicht zu befreien und können nur auf die göttliche Gnade hoffen, die ihnen völlig unverdient geschenkt wird. Zugleich vertraten die Jansenisten eine rigide, asketische Moral und eine auf Beichte und Buße konzentrierte

Frömmigkeit. Das zielte vor allem gegen die Jesuiten, die *pars pro toto* für die weltliche Macht des Klerus und den Einfluss der päpstlichen Kurie auf die katholischen Staaten standen. Die jansenistische Lehre kam mit alldem der protestantischen Theologie ziemlich nahe. Die Schriften des prominenten Jansenisten Quesnel waren daher 1713 vom Papst in der Bulle Unigenitus zur Häresie erklärt worden. In Frankreich hatte das zu einer Spaltung der Gesellschaft geführt; dem französischen Königshaus waren

die Jansenisten als Hort der bürgerlich-amtsadeligen Opposition verhasst. Dass viele jansenistische Schriften auf dem päpstlichen Index standen, hinderte allerdings nicht, dass man sie in den Erbländern kaufen und lesen konnte.[20]

Mit der theologischen Kritik an der traditionellen Frömmigkeit ging eine gewandelte Ästhetik einher: Das Laute, Pompöse, exzessiv Körperliche, die blutigen geistlichen Spiele mit ihren Geißlern und Kreuzträgern, die naiven Gnadenbilder und

kriegerischen Trophäen in den Kirchen,[21] die Mirakelgeschichten und Votivgaben, auch die bombastische barocke Sprache, all das entsprach nicht mehr dem feinen Geschmack der gebildeten Stände, sondern erschien als Barbarei längst vergangener Zeiten.[22] Es ging nicht zuletzt um soziale Distinktion: Wer etwas auf sich hielt, distanzierte sich von dem veralteten, überladenen Frömmigkeitsstil, der nun zunehmend mit dem *gemeinen Pöbel* assoziiert wurde. Die religiöse

Haltung schlug sich in allen Bereichen der Lebensführung bis hin zum Modegeschmack nieder; ein bestimmter Typ schlichter weiblicher Robe wurde *Janseniste* genannt. Eine neue Ästhetik der Einfachheit, Bescheidenheit und Mäßigung war auf dem Weg, die kulturelle Hegemonie zu erobern – in der Sprache, im Denken, in der Kleidung, in der Frömmigkeit, im ganzen körperlichen und spirituellen Habitus.

Mit der ästhetischen Kritik verband sich zugleich der Anspruch auf moralische Überlegenheit

gegenüber dem einfachen Volk, das als faul, lasterhaft, unverständig und abergläubisch wahrgenommen wurde. Man hatte die Erfahrung gemacht, dass die Religiosität der einfachen Laien und ihrer Bruderschaften sich obrigkeitlicher Kontrolle vielfach entzog. Die traditionellen Frömmigkeitspraktiken, vor allem die mehrtägigen kollektiven Wallfahrten, reizten aus Sicht der Obrigkeiten zu Verschwendung, Müßiggang, Ausschweifung und Respektlosigkeit und konnten leicht in allgemeinen Aufruhr

ausarten. Diese Sorge sprach auch unübersehbar aus dem Hirtenbrief des Wiener Erzbischofs Trautson, der zu den *Neoterici*, den religiösen Neuerern, gehörte.[23] Trautson prangerte 1752 in seinem bischöflichen Rundschreiben solche Priester an, die, statt die schlichte Wahrheit des Evangeliums zu verkünden, *nichts als eitle und gedankenlose Spitzfindigkeiten* von sich gäben oder, schlimmer noch, *wider die höchsten Obrigkeiten, […] wider die beschwerlichen Auflagen des gemeinen Wesens […] sehr hitzig losziehen und poltern*, Priester,

die den geheiligten *Predigtstuhl in eine Schaubühne verwandeln, […] den muthwilligen niedrigsten Pöbel zu einem lauten Gelächter bringen* und *die heiligsten Wahrheiten dem Gespötte aussetzen*. Manche Prediger wiegelten das Volk gegen die Obrigkeiten auf und trügen den Aufrührern gleichsam die Fahne voran, schrieb der Oberhirte, während es doch ihre eigentliche Aufgabe sei, das Volk *anzueifern*, dass es *auch die lästigsten Beschwerungen demüthig und gehorchend ertragen, und dafür halten wolle, daß alle Drangsalen der*

Zeiten zur Züchtigung unsrer Sünden über uns kommen, und bloß durch die Bußfertigkeit können abgewendet werden. [24]

Die andere Seite des aufgeklärten Christentums war die Ökonomie. Am Maßstab staatswirtschaftlicher Nützlichkeit gemessen, musste die traditionelle Religiosität als gigantische Ressourcenverschwendung erscheinen. Wohlverstandene katholische Religion und ökonomische Rationalität aber konnten unmöglich in Gegensatz zueinander stehen. Es erschien nun

als *thörichter Wahn*, dass Gott *am Unterlassen der Arbeit Gefallen finden könnte*, urteilte der einflussreiche Naturrechtslehrer Paul Joseph Riegger in einer Denkschrift für die Kaiserin.[25] Die Kameralisten hatten die beunruhigende Beobachtung gemacht, dass die katholischen gegenüber den protestantischen Ländern wirtschaftlich deutlich im Hintertreffen waren: Bei den Protestanten wurde fleißiger gearbeitet und weniger verschwenderisch gefeiert. Vor allem aber lag weniger Kapital

brach. Bei der ökonomischen Kritik ging es um mehr als nur um die Vielzahl der arbeitsfreien Feiertage – es ging auch um die Masse der Güter in geistlicher Hand, den großen Reichtum und die Steuerprivilegien der Stifte und Klöster, die Vielzahl der Mönche und Nonnen, die der *produzierenden Classe* zur Last fielen und nicht einmal zur Bevölkerungsvermehrung beitrugen. In den Erbländern waren über die Jahrhunderte bis zu 40 Prozent des Bodens in kirchlichen Besitz übergegangen,

der Kirche waren nutzbare Rechte überlassen und Regalien abgetreten worden – so zum Beispiel die königlichen Einkünfte aus den Salzbergwerken in Böhmen.[26] Maria Theresia selbst bemerkte in ihrem Politischen Testament mit Missbilligung, dass ihre Vorfahren in ihrem Eifer für die wahre Religion gegenüber der Kirche lange Zeit allzu großzügig gewesen waren. An den neuen Maßstäben effizienter Staatswirtschaft gemessen und angesichts der katastrophalen Finanzlage nach dem Erbfolgekrieg, erst recht nach

dem Siebenjährigen Krieg, erschienen diese Verhältnisse nicht mehr hinnehmbar. Wenn die ohnehin schon schwer bedrückten einfachen Untertanen immer noch größere Lasten auf sich nehmen mussten, dann konnte man die reichen Orden und Stifte nicht länger mit bescheidenen freiwilligen Beisteuern davonkommen lassen.

Es ging indessen nicht allein um ökonomische Rationalität und fiskalische Interessen – es ging auch um das Seelenheil der Untertanen. Man machte

Bestandsaufnahmen und stellte fest, dass die Pfarreien viel zu groß waren und die Pfarrer zu wenige, die Seelsorge mangelhaft und Kontrolle der Rechtgläubigkeit überhaupt nicht vorhanden. Die Untertanen konnten nicht hinreichend mit den Sakramenten versorgt, die Kinder nicht angemessen im Katechismus unterwiesen werden. Dadurch waren dem *ketzerischen Irrglauben* Tür und Tor geöffnet. Was Maria Theresia im höchsten Maße beunruhigte, war die Entdeckung, dass die *Akatholischen* in einigen

Erbländern immer noch wesentlich zahlreicher waren, als man geahnt hatte.[27] Die Massendeportation der hartnäckigsten Häretiker nach Siebenbürgen unter Karl VI. hatte nicht ausgereicht; strukturelle Veränderungen waren erforderlich. Doch mehr Pfarrer, Schulen und Priesterseminare kosteten Geld, und nach Lage der Dinge konnten die Finanzmittel für die Reform der Kirche nur aus der Kirche selbst kommen. Das lief naheliegenderweise auf einen Konflikt mit dem erbländischen Klerus und dem Papst hinaus.

Bei den Religionsdebatten der zweiten Jahrhunderthälfte handelte es sich um ein komplexes Gemisch aus theologischen, ästhetischen, moralischen, ökonomischen, fiskalischen, kirchenpolitischen und staatsrechtlichen Anliegen. Alle Argumente zusammen erzeugten die überwältigende Evidenz, dass sich etwas ändern musste. Was genau, wie und durch wen, daran schieden sich allerdings die Geister. Es stellte sich die grundsätzliche Frage, wer überhaupt die Befugnis zu den nötigen Kirchenreformen

besaß: die Landesherrin, die Bischöfe (von denen einige selbstständige Fürsten waren, die jenseits der Erbländer residierten) oder der Papst. Mit anderen Worten: Es ging um die elementare Frage nach dem Verhältnis von geistlicher und weltlicher Gewalt. Die Naturrechtslehre gab darauf eine klare Antwort: Die Kirche ist allein für das Seelenheil zuständig; in allem anderen ist sie dem souveränen Staat untergeordnet; auch Kleriker sind Untertanen wie alle anderen. Wenn man das ernst nahm, lief es auf einen Umsturz

der bestehenden Verhältnisse hinaus.

Wie sich Maria Theresia zu dieser komplexen Umbruchlage verhielt, ist eine schwierige Frage, die von den Historikern kontrovers diskutiert worden ist.[28] Schon die Zeitgenossen konnten sich auf das Ganze ihrer Religiosität und Kirchenpolitik keinen eindeutigen Reim machen. Allen Beobachtern, Katholiken wie Protestanten, fiel ihr übergroßer Glaubenseifer ins Auge, doch es war nicht klar, wie das mit ihrer Politik gegenüber dem Klerus zusammenstimmte. Der

schwedische Gesandte Bark beispielsweise berichtete seinem Hof 1756, ein flammender Eifer für ihre Religion präge das Handeln der Kaiserin, manchmal sogar auf Kosten der politischen Klugheit. Einerseits halte sie auf das Skrupulöseste an den traditionellen religiösen Bräuchen fest und gehe rigoros gegen die Protestanten vor, was in den Augen aufgeklärter Zeitgenossen allen Grundsätzen vernünftiger Politik widersprach. Andererseits könne niemand behaupten, dass sie bigott sei oder sich blind der Kirche unterwerfe.

Vielmehr gehe sie derart entschlossen und unbeirrt gegen den Reichtum der Klöster vor, dass das Murren der Kleriker schon deutlich leiser geworden sei. War ihre demonstrative persönliche Frömmigkeit womöglich nur eine Strategie, um die Kirchenpolitik weniger angreifbar zu machen? [29] *Sie sang mit den Capuciner-Mönchen die Vespermetten in der Kirche und schlug indessen in ihrem Cabinette dem Römerhofe so tiefe Wunden, daß sich derselbe früher oder später verbluten mußte*, schrieb ein aufgeklärter Kritiker nach

ihrem Tod.[30] Und ihr Gegner Friedrich II. bemerkte spöttisch: *Die Kaiserin ist nicht so fromm, dass sie die Politik mit der Religion verwechselte und sich über ihre wahren Interessen täuschen ließe.* [31] Standen, mit anderen Worten, private Frömmigkeit und öffentliche Staatsräson im Gegensatz zueinander und war die Kaiserin eine Heuchlerin, wie es ihre protestantischen Kritiker und romtreue Kirchenhistoriker in ungewohnter Eintracht unterstellten?[32]

Die religiöse und

kirchenpolitische Haltung Maria Theresias entzieht sich tatsächlich einfachen Zuordnungen und war nicht ohne innere Widersprüche. Das unterschied sie von der Haltung ihres Sohnes und Mitregenten, der in kirchenpolitischen Fragen eine so eindeutige, radikale und konsequente Haltung einnahm, dass im 19. Jahrhundert eine ganze politische Bewegung nach ihm benannt worden ist. ‹Josephinismus› – das steht für Säkularisierung von Kirchengut, Umformung der Priester zu

Staatsbeamten, radikale Bilder- und Ritualfeindlichkeit, massive Zurückdrängung aller barocken Pracht und Verschwendung, rigorose Nüchternheit und Sparsamkeit, konsequente soziale Egalisierung, Alleinherrschaft eines staatswirtschaftlichen Kosten-Nutzen-Kalküls. Nicht, dass die Religion der Untertanen darin keinen Platz gehabt hätte, aber sie wurde eben als wichtiges Mittel zum Zweck betrachtet; ohne Religion keine gehorsamen und gesitteten Untertanen.[33] Der Endzweck der josephinischen

Religionspolitik war Politik, nicht Religion, die *Glückseligkeit des Staates*, nicht das Seelenheil der Untertanen. Bei Maria Theresia verhielt es sich ganz anders und ihre Haltung war viel weniger eindeutig. Einerseits wurden schon unter ihrer Regierung viele kirchenpolitische Weichen für das gestellt, was Joseph nach ihrem Tod mit großer Konsequenz fortsetzte. Andererseits bestand gerade in der Grundsatzfrage der religiösen Toleranz ein unüberwindlicher Graben zwischen ihr und ihrem Sohn. Trotzdem blieb

Maria Theresia für die Kirchengeschichtsschreibung immer im Windschatten ihres Sohnes, und man hat sie «die Mutter des Josephinismus», ja sogar ihre persönliche Religiosität «josephinisch» genannt.[34] Andere haben die Unzulänglichkeit dieses Etiketts empfunden und ein eigenes für sie ins Spiel gebracht, nämlich «Theresianismus».[35] Doch beides ist unbefriedigend, denn solche -ismen suggerieren eine Kohärenz und Geschlossenheit, die in Maria Theresias Fall in die Irre führen.

«Josephinismus» ist ein politischer Kampfbegriff aus dem nachrevolutionären 19. Jahrhundert; er stammt aus einer Epoche ideologischer Parteibildungen, die es in vorrevolutionärer Zeit noch nicht gab.[36] Für die einen bedeutet Josephinismus die «brutale Vergewaltigung» der Kirche, für die anderen den Siegeszug des souveränen Nationalstaats.[37] In Maria Theresias Regierungszeit existierte aber eine so einfache Frontstellung nicht. Die Verhältnisse waren aus ganz

unterschiedlichen Richtungen in Bewegung geraten und hatten sich noch nicht zu neuer Übersichtlichkeit geordnet. Maria Theresias Haltung erklärt sich aus dieser Situation gesteigerter Unübersichtlichkeit. Sie gehörte keinem Lager an und folgte in ihrem Handeln keinem konsistenten Programm. Verallgemeinernde Etikettierungen führen daher nicht weiter; man kann nur die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zur Kenntnis nehmen: ritualisierte öffentliche Pietas *und* spirituelle Frömmigkeit,

Souveränität gegenüber dem Heiligen Stuhl *und* Konfessionszwang gegenüber den Untertanen, Kampf gegen Aberglauben *und* gegen Freigeisterei. Auch ihre persönlichen Vertrauten bildeten alles andere als eine homogene Gruppe: Sie hatte Jesuiten *und* Jansenisten als Beichtväter, Khevenhüller *und* Kaunitz, Tarouca *und* van Swieten als engste Vertraute. Das alles ist aus heutiger Sicht schwer auf einen Nenner zu bringen. Die Frage ist: Folgte Maria Theresia in religiöser Hinsicht bei

aller Widersprüchlichkeit einer gewissen Logik?

Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen

Schon zu Beginn ihrer Herrschaft zeichneten sich feine Hinweise auf einen Stilwandel ab, kaum merkliche Distanzierungsgesten gegenüber der Religiosität ihrer Vorfahren. Gleich nach ihrem Regierungsantritt hatte sie die Zahl der öffentlichen Kirchgänge des Hofes reduziert.[38] Seit 1742 ließ sie keine Reliquien mehr in ihrem

Entbindungszimmer ausstellen. Sie neigte auch keineswegs zur Sakralisierung ihrer eigenen Person, wie es ihre Vorfahren, vor allem Leopold I., aber auch ihr Vater betrieben hatten. Karl VI. etwa hatte sich im Tiroler Stift Göttweig in einer Art antiker Apotheose auf einem Himmelswagen mit Strahlenkranz darstellen lassen,[39] und es war üblich, Heiligen die Gesichtszüge von Mitgliedern der Herrscherfamilie zu verleihen. Diese Vermischung der Sphären entsprach nicht Maria Theresias

Geschmack. Ein *abscheuliches altarblatt* von Paul Troger in der Innsbrucker Hofkirche, das sie selbst als heilige Helena und Franz als Kaiser Konstantin darstellte, ließ sie wieder entfernen.[40] Sie wünschte offensichtlich auch nicht im Bildtypus der Mutter Gottes mit dem Kind dargestellt zu werden, was ja nahegelegen hätte.[41] Es fällt vielmehr auf, dass sie auf keinem ihrer zahlreichen Staatsporträts mit dem Thronfolger auf dem Arm dargestellt ist. Sie sorgte vielmehr dafür, in der Kirche nicht selbst als Gegenstand

quasi-religiöser Verehrung inszeniert zu werden. Einen Baldachin über ihrem eigenen Betstuhl, der ja dem Baldachin über dem Allerheiligsten Konkurrenz gemacht hätte, lehnte sie im Unterschied zu ihren Vorfahren ab.[42] 1758 beseitigte sie auch das traditionelle Herrscherlob in öffentlichen Gottesdiensten.[43] Schmeichelei war Maria Theresia ohnehin zuwider; im Rahmen des Gottesdienstes galt das erst recht. Je älter sie wurde, desto öfter nahm sie an Gottesdiensten inkognito teil, entweder unsichtbar

für die anderen vom Oratorium aus oder *mit einem Fleck oder Visir vorm Gesicht*, einem Halbschleier, der eine «symbolische Trennung zwischen Herrscher und christlichem Predigthörer» herstellte.[44] Alle diese Maßnahmen sind Indizien dafür, dass Maria Theresia zunehmend auf eine gewisse Rollendifferenzierung Wert legte: Am Gottesdienst wollte sie offenbar nicht als Herrscherin, sondern als einfache Christin, als Verehrende, nicht als Verehrte teilnehmen.[45] Unter den Gläubigen nahm sie

dann allerdings doch den ersten Rang ein. So sorgte sie dafür, dass in der Messe stets für das Kaiserpaar gebetet wurde, obwohl die Nennung der Herrschernamen eigentlich längst aus dem römischen Messkanon gestrichen worden war; 1761 ließ sie sich sogar von Papst Clemens XIII. ein entsprechendes Privileg für die gesamten Erbländer verleihen.[46]

Die Religion war für Maria Theresia eine öffentliche Sache, und als Herrscherin spielte sie darin eine öffentliche Rolle. Die Erhaltung der katholischen

Religion erschien ihr nach wie vor als höchste Herrscherpflicht; sie trug Gott gegenüber persönliche Verantwortung für die Rechtgläubigkeit ihrer Untertanen. Das erste Prinzip ihrer Religionspolitik lautete, dass sie *als wahre Landesmutter gleichwie vor das zeitliche also auch für das Seelenheil ihrer Untertanen Sorg tragen* müsse.[47] Dazu hatte sie ihnen zuallererst selbst ein Vorbild zu sein. Als ihre Tochter Maria Carolina 1768 Königin von Neapel wurde, legte sie ihr nachdrücklich ans Herz, die religiösen Pflichten

präzise zu erfüllen, und zwar *im Privaten und in der Öffentlichkeit [en particulier et en public]. Da der liebe Gott Euch bestimmt hat zu herrschen, müsst Ihr ein Vorbild abgeben, gerade in dieser perversen Zeit, wo unsere heilige Religion so wenig praktiziert und geliebt wird. Es scheint, als ob die Großen sich schämten, sich dazu zu bekennen, während das Volk meist im Aberglauben [superstitions] versunken ist, den man aber nicht frontal mit der Wahrheit aufeinanderprallen lassen kann. Man muss vielmehr versuchen, die Geister*

nach und nach heimzuführen, indem man eifrige Pfarrer und gute Schulmeister bestellt […]. Es ist eine wesentliche Pflicht eines jeden Souveräns, sich ohne Unterlass damit zu befassen. Das Vorbild des Souveräns macht alles aus […].[48]

Maria Theresia sah sich also an zwei Fronten zugleich kämpfen: gegen die Religionsverächter in den höheren Ständen ebenso wie gegen den Aberglauben im einfachen Volk. Gegenüber modischer Freigeisterei ließ sie keinerlei Nachgiebigkeit zu – Religionsspötter mussten mit

scharfen Worten und Blicken zum Schweigen gebracht werden.[49] Gegenüber den einfachen Untertanen war dagegen eine gewisse Anpassung an ihre Gewohnheiten nötig, um sie unmerklich auf den richtigen Weg zu bringen. Darin ähnelte ihre Haltung jener der Jesuiten, die dem Prinzip der strategischen Anpassung oder *Akkomodation* folgten, um den Heiden in aller Welt das Christentum nahezubringen. Konformismus im äußeren Verhalten predigte Maria Theresia auch ihren Töchtern, die

an fremde Höfe verheiratet wurden.[50] *Passt Euch vollkommen den dortigen Hofsitten an*, schärfte sie etwa Marie Antoinette ein, *nehmt keine anderen als die dort üblichen äußeren Handlungen vor […]. Aller Augen sind auf Euch gerichtet, also gebt kein Ärgernis. […] Bleibt auf den Knien, solange Ihr könnt, das ist die schicklichste Stellung, um ein gutes Vorbild zu geben.* Doch andererseits sollte diese Anpassung keinesfalls als Heuchelei erscheinen: *Gestattet Euch keine übertriebene Haltung, die scheinheilig aussehen könnte […].*

[51] Solche Ratschläge legen es nahe zu vermuten, dass auch Maria Theresia selbst an manchen aufwendigen Frömmigkeitsformen nur aus Gründen der Klugheit festhielt und deshalb auch nicht protestierte, als Joseph nach dem Tod Franz Stephans bei Hof gründlich damit aufzuräumen begann.[52]

Doch es ist eine müßige, weil schlechthin unbeantwortbare Frage, inwiefern Maria Theresias öffentliche Frömmigkeitspraxis strategischer Anpassung geschuldet war oder ihrer eigenen inneren

Überzeugung entsprach. Beides musste sich ja keineswegs ausschließen; aufrichtige Überzeugungen konnten zugleich politisch nützlich sein. Jedenfalls bediente sie den traditionellen Reliquien-, Bilder- und Mirakelkult nach wie vor auf vielerlei Weise. Dem ‹Prager Jesulein›, einer wundertätigen Wachsstatuette, schenkte sie ein selbstbesticktes Prunkgewand[53] und zum Gedächtnis des Kreuzwunders, das sich während der Belagerung von Prag 1742 ereignet hatte, errichtete sie zwölf Jahre später

eine Kapelle.[54] Bei ihrem Besuch im Prager Dom 1754 ließ sie den Gebeinen des heiligen Vitus einige Partikel entnehmen, die sie an besonders Nahestehende verschenkte; auch Khevenhüller und seine Frau erhielten einige Knöchelchen.[55] Die Kreuzesreliquie aus dem kaiserlichen Hausschatz ließ sie 1748 in den Tabernakel der Hofkapelle einfügen, den Arm des heiligen Stephanus noch 1771 in großer Zeremonie nach Buda überführen.[56] 1769 wallfahrtete sie selbst, allerdings zum letzten

Mal, nach Mariazell.[57] Zum zeremoniellen Repertoire des Hoflebens gehörte auch, dass sie von Zeit zu Zeit einen Ablass von den Sündenstrafen erwarb, indem sie mit der Familie und dem ganzen Hofstaat das Bild der heiligen Maria von Candia in der Michaelerkirche besuchte, so noch 1773 zum Jubiläum des Gnadenbildes.[58]

Auch ihren Kindern legte Maria Theresia die Verehrung wenigstens einiger prominenter Heiliger ans Herz. Zum minimalen Repertoire gehörten – neben der Jungfrau

Maria – der heilige Joseph und der jeweilige Namenspatron, zudem die heiligen Engel.[59] Die Kinder sollten auch regelmäßig die ganze Heiligenlitanei beten, denn *durch diese Litaneien erflehen wir die Hilfe des lieben Gottes durch die Verdienste seiner Heiligen.*[60] Dahinter stand die traditionelle Vorstellung, dass die Heiligen im Himmel einen überreichen Schatz an Verdiensten, einen *thesaurus meritorum*, angehäuft hätten, von dem sie den Menschen etwas abgeben und sie so in den Genuss der göttlichen Gnade kommen

lassen konnten. Diese sehr irdisch-materielle Vorstellung von Verdienst und Gnade war mit aufgeklärter Religiosität nicht mehr zu vereinbaren. Bei ihrem Sohn Ferdinand scheint Maria Theresia damit auf Widerspruch gestoßen zu sein. Als er 1771 auf dem Weg nach Mailand in Mariazell und Innsbruck vorbeikam, schrieb sie ihm, er solle in den beiden Gnadenkapellen für sie beten und dabei über die Erklärung des dortigen Heilsschatzes großzügig hinwegsehen oder sich zumindest

nicht darüber lustig machen.[61] Und in einem Brief aus dem Jahr 1778 verteidigte sie ihm gegenüber ausdrücklich die Teilnahme der Kaiserfamilie am öffentlichen Heiligenkult. Selbst Joseph, so lobte sie, habe soeben in Prag dem Fest des heiligen Johann Nepomuk beigewohnt und damit den besten Eindruck gemacht. Denn: *Wir müssen oft Vorbild sein, auch in Dingen, die zwar nicht notwendig sind, aber erbaulich.* Dann griff sie zu einem aufschlussreichen Vergleich: *Wie viele Gunsterweise haben wir nicht für unwürdige*

Untertanen übrig, nur um unsere politischen Ziele zu erreichen? Warum sollten ausgerechnet die Heiligen davon ausgeschlossen sein und uns Schande machen? Ein Potemkin, Orlow, Brühl und andere [die auswärtigen Minister, denen die Kaiserin aus politischen Gründen außergewöhnliche Gunst erwiesen hatte] *wurden und werden von den größten Herrschern gefeiert. Ich rede gar nicht von den Subalternen; selbst ihnen lassen wir um eines Vertrages oder Entgegenkommens willen reichlich Güter und Ehren zukommen. […] Ihr*

sagt zu Recht, dass man den allmächtigen Gott und uns elende Geschöpfe nicht vergleichen kann. Das steht außer Zweifel. Aber Gott erlaubt, dass man die Seinen verehrt und sich ihm über ihre Verdienste und ihre Fürsprache nähert, und er beobachtet mit Wohlgefallen, wenn wir unserer eigenen Armseligkeit mit einem aufrichtigen Geist der Selbsterniedrigung Rechnung tragen, und er wird uns das anrechnen, wenn es mit einer wahren Demuth und Resignation geschieht.[62] Was Maria Theresia hier ausnahmsweise einmal explizit

thematisierte und mit einer etwas verschlungenen Argumentation verteidigte, war die fromme *Do-ut-des*-Logik, die Himmel und Erde verband: Die Heiligen waren für sie gleichsam Höflinge Gottes, denen sie als Souveränin strategische Gunsterweise zukommen ließ, nicht anders als den Ersten Ministern des russischen oder sächsischen Hofes. Wie von fremden Höflingen erwartete sie von den Heiligen Gegenleistungen, nämlich die Fürsprache beim Allmächtigen, der es gerne sah und vergelten würde, wenn man sich durch

Ehrbezeugungen gegenüber dem himmlischen Hofstaat selbst erniedrigte – wenn nur diese Selbsterniedrigung aufrichtig und nicht geheuchelt war.

Dieses Bekenntnis zur Heiligenverehrung stand nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, im Widerspruch zu Maria Theresias Politik, eine große Zahl von Feiertagen abzuschaffen und dabei auch den überfüllten österreichischen Heiligenhimmel zu reduzieren. So erklärte sie zum Beispiel 1768, bei der päpstlichen Kurie zukünftig keine

Heiligsprechungen mehr zu betreiben,[63] und ernannte 1772 den heiligen Joseph zum alleinigen Schutzpatron für Innerösterreich.[64] Diese Reduktion diente indessen nicht der Abschaffung, sondern der überregionalen Vereinheitlichung und Konzentration der Heiligenverehrung. Die Untertanen waren nämlich gehalten, *mit desto inbrünstigerem Eifer und mehrerer Auferbaulichkeit die übrigen noch geboten verbleibenden Fest- und Feiertage (worunter auch insonderheit der Tag des heiligen*

Leopoldus, als sonderbar zu verehrenden österreichischen Landespatrons, Böhmen der heilige Johannes von Nepomuck, und Wenzeslaus, in Steiermark der heilige Joseph etc. verstanden, und mit inbegriffen ist) […] zu begehen. Mit anderen Worten: Weniger sollte mehr sein.[65]

Maria Theresias Äußerungen über ihren Glauben halten den Maßstäben strenger theologischer Konsistenz sicher nicht stand. Sie war keine Gelehrte und wollte es auch keineswegs sein. Sie verließ sich auf die Tradition der ererbten

habsburgischen *Pietas* und machte sich ihren eigenen Reim darauf. Die Prinzipien der öffentlichen Religion stellte sie nie zur Disposition – ganz im Gegenteil. In religiösen Disputen sah sie nichts als gelehrte Spitzfindigkeiten, die sie verabscheute und fürchtete, weil sie die Gläubigen nur irremachen könnten. Ihre Kinder ermahnte sie, die Gesellschaft Andersdenkender möglichst zu meiden, ihren überlieferten Väterglauben nicht in Frage zu stellen und *blindlings* ihren Beichtvätern zu folgen. Den Geist

des systematischen Zweifels und der Kritik an allen Traditionen und Autoritäten, der gerade in Fragen der Religion allenthalben um sich griff, das zentrale Anliegen der Aufklärer, sich des eigenen Verstandes ohne Hilfe anderer zu bedienen, empfand sie als Anmaßung, Zumutung und Bedrohung. Am deutlichsten wird das in den Ermahnungen an ihren Sohn Maximilian, den sie auf eine Kavaliersreise durch Europa schickte. Ihn warnte sie eindringlich, sich nicht von scheinbar geistreichen

Religionsspöttern beeindrucken und in die Irre führen zu lassen, sondern sich zum wahren Christentum gerade auch nach außen sichtbar zu bekennen. Das sei umso wichtiger, *seit man die Religion in seinem Herzen verschließen will, ohne den äußeren Gottesdienst auszuüben, aus Furcht, sich lächerlich zu machen oder für scheinheilig und wenig aufgeklärt zu gelten. Dieser Ton herrscht jetzt überall […].*[66] Es scheint, als habe Maria Theresia geradezu mit einem gewissen Trotz auch deshalb an den Traditionen der

öffentlichen Frömmigkeit festgehalten, weil das nicht mehr in Mode war. In ihrem Zweifrontenkampf gegen *Freigeisterei* hier und *Aberglauben* dort schien ihr die erste Gefahr zweifellos die bedrohlichere zu sein.

So gewissenhaft Maria Theresia den Pflichten der demonstrativen öffentlichen *Pietas* nachkam, so gewissenhaft versah sie ihre privaten Frömmigkeitsübungen. Allerdings nahm die abgeschiedene Frömmigkeit in der Retirade oder im Oratorium der Schlosskapelle im

Lauf der Zeit einen immer größeren Raum in ihrem Alltagsleben ein, während die Teilnahme an öffentlichen Solennitäten immer mehr nachließ. Das lag nicht allein an ihrem ständig sich verschlechternden Gesundheitszustand und ihrer körperlichen Unbeweglichkeit. Der privaten Religionspraxis galten auch ihre ausführlichsten und nachdrücklichsten Anweisungen an die Kinder. Mehrmals täglich stilles Gebet und rückhaltlose Gewissenserforschung, täglich ein bis zwei Messen und eine Andacht,

monatliche Beichte und Buße machte sie ihnen zur Pflicht.[67] Eine wesentliche Rolle kam dabei den Hofbeichtvätern als *Seelenführern* zu, die traditionell in der Kaiserfamilie seit Jahrhunderten ausschließlich Jesuitenpatres waren. Mindestens ebenso prägend aber war die geistliche Lektüre. An den Erbauungsbüchern, die Maria Theresia regelmäßig las und auch ihren Töchtern zu lesen gab, zeigt sich allerdings, dass sie selbst ihren jesuitischen Beichtvätern keineswegs so blindlings folgte,

wie sie es ihren Kindern vorschrieb. Ihre Lieblingsbücher waren nämlich allesamt Klassiker der jansenistischen Frömmigkeitsliteratur, Schriften aus dem Umkreis des berühmten Zisterzienserinnenklosters von Port-Royal, das Ludwig XIV. 1710 als Brutstätte des Jansenismus hatte zerstören lassen: *L'Essai de morale* von Pierre Nicole, einem Neffen der Äbtissin von Port-Royal und neben Blaise Pascal und Antoine Arnauld einem der einflussreichsten Jansenisten überhaupt, *L'Année Chrétienne* von

Nicolas Letourneux, einem der Beichtväter der Zisterzienserinnen, der *Catéchisme de Montpellier* – beide Werke hatte die päpstliche Zensurbehörde auf den Index Librorum Prohibitorum gesetzt –, schließlich *L'Abrégé de l'Écriture Sainte* von François-Philippe Mésenguy und die *Heures* des Kardinals de Noailles – alles in allem eine kleine jansenistische Handbibliothek, die Maria Theresia vor ihren jesuitischen Beichtvätern hinter einem Vorhang versteckt gehalten haben soll.[68]

Der Einfluss der jansenistischen

Theologie war in der Kirche der Erbländer und am Wiener Hof schon wesentlich länger präsent. Auch Maria Theresias Großmutter und Großtante, die Kaiserinnen Eleonore und Amalie, und ihre Mutter, die welfische Konvertitin Elisabeth Christine, hatten jansenistische Schriften besessen. Nicht zuletzt Franz Stephan hatte eine jansenistisch geprägte, äußere Formen geringschätzende, stoizistische und spirituelle Frömmigkeit aus Lothringen mitgebracht und seinen Kindern vermittelt, und Maria Theresia

verklärte seine religiöse Haltung nach seinem Tod zum leuchtenden Vorbild.[69] In den 1760er Jahren gewann die jansenistische Bewegung immer mehr Zulauf.[70] Die Erbländer «wurden von einer Welle deutschsprachiger jansenistischer Literatur überschwemmt»,[71] und die Kaiserin selbst förderte die Übersetzungen dieser Werke. Der Wiener Erzbischof Christoph Anton Migazzi gehörte dem Netzwerk an (allerdings nur, bis seine Erhebung zum Kardinal einen Gesinnungswandel bewirkte),

ebenso mehrere einflussreiche Mitglieder des Wiener Domkapitels, Bischöfe, Theologieprofessoren und hohe Hofbeamte: Leute wie der Weihbischof Ambros Simon Stock, der gelehrte Benediktinerabt Franz Stephan Rautenstrauch, der Laibacher Bischof Karl Johann von Herberstein, der Chef der italienischen Abteilung der Staatskanzlei Joseph von Sperges, der Geheime Kabinettssekretär Corneille de Neny oder der Hofmediziner Anton de Haen. In dem Maße, wie Jansenisten und andere religiöse Neuerer

zunehmend die kirchenpolitischen Schlüsselstellen, die Bischofsstühle, Domkapitel, Universitätsprofessuren und Reformkommissionen besetzten, verloren die Jesuiten dramatisch an Einfluss. Sie waren die Verlierer der ganzen Entwicklung, denn sie stellten das gemeinsame Feindbild dar, auf das sich Jansenisten, katholische Aufklärer und Freigeister über alle sonstigen Meinungsverschiedenheiten hinweg einigen konnten.

Maria Theresia selbst stand der Gesellschaft Jesu keineswegs

prinzipiell kritisch gegenüber, doch auch sie ersetzte die Jesuiten in ihrer engeren Umgebung zunehmend durch Jansenisten. Zum Auslöser des Bruchs mit der jahrhundertalten habsburgischen Tradition jesuitischer Beichtväter wurde ein Konflikt über die Lektüre der Erzherzoginnen. Deren Beichtväter hatten sich nämlich herausgenommen zu kritisieren, dass die Kaiserin ihren Töchtern Muratoris ‹Wahre Andacht› zu lesen gegeben hatte. Daraufhin ersetzte sie 1760 die beiden Jesuitenpatres durch einen bekennenden

Jansenisten, einen einfachen Pfarrer, der als Korrespondent an der berühmten jansenistischen Zeitschrift ‹*Nouvelles ecclesiastiques*› mitarbeitete. In der Folge wurden auch die meisten anderen Hofbeichtväter nach und nach durch Jansenisten abgelöst – allen voran der *Seelenführer* der Kaiserin selbst, der Jesuitenpater Ignaz Kampmüller. Er verlor ihr Vertrauen, weil sie ihm unterstellte, dass er vertrauliche Informationen über die bevorstehende Ausweisung der Jesuiten aus Spanien an die Kurie

weitergegeben habe. Sie entließ ihn zwar nicht aus seinem Amt, ersetzte ihn aber 1767 de facto durch den Probst des Augustinerkonvents von Sankt Dorothea, Ignaz Müller (1713–1782), der im Zentrum des Wiener Jansenistenzirkels stand. Khevenhüller, als eherner Traditionalist eindeutig auf Seiten der Jesuiten, beobachtete das mit großer Missbilligung und schrieb 1773 über Ignaz Müller: *Letzterer hat schon einige Jahre her und zumahlen bei ihrer [der Kaiserin] letzten Blattern-Kranckheit sich ihres*

in der That zarten Gewissens dergestalten zu bemächtigen gewust, daß – ob sie schon dem P. Kampmiller (der von den Kinderjahren her ihr Beichtvater gewesen) noch immer gebeichtet – sie sonsten in allen nur in etwas wichtigen Fällen ohne obbemelten Herrn Probsten [Müller] zu consultiren nichts vorgenohmen und monathlich den 18. als ihren Jour de retraite mit ihme geheimme Gewissens-Unterredungen zu halten gepfleget. Nach der Auflösung der Societas Jesu und der Resignation Kampmüllers habe die Kaiserin den

Probst *sogleich zu ihrem Gewissens-Rath mit einem jährlichen Gehalt von tausend Gulden* ernannt. Die theologische Haltung Müllers konnte sich Khevenhüller nur mit Missgunst und Parteigeist erklären: *Dieser geistliche Herr ware immer und wie es verlauten wollen aus persöhnlicher Pique, daß ihn die Jesuiten in ihrem Orden nicht angenohmen, ein abgesagter Feind derenselben; und weillen er bei jeder Gelegenheit ihre Doctrin […] attaquiret, so wurde er sogar eines heimmlichen Jansenismo beargwohnet.*[72] Andere

beschrieben Probst Müller dagegen als völlig harmlosen, rechtschaffenen und frommen Mann mit allerdings nicht sehr hellem Kopf, der sich aus der Politik völlig heraushalte und völlig zu Unrecht für alle missliebigen Entscheidungen der Kaiserin verantwortlich gemacht werde.[73]

Tatsächlich ging die Kaiserin sehr souverän mit ihren geistlichen Beratern um und war keineswegs, wie der Obersthofmeister argwöhnte, willenlos deren Einfluss ausgesetzt. Ihrer Tochter

Carolina riet sie 1768, den Beichtvater zu wechseln, wenn sie ihm nicht mehr vertraue. Die paradoxe Lage, in der die Hofseelsorger sich gegenüber der Herrscherfamilie grundsätzlich befanden, sah sie sehr klar: *Als Souveränin ist Eure Lage delikater als die aller anderen*, schrieb sie an Carolina. Einerseits sollten die Beichtväter absolute Autorität über das Gewissen ihrer hochfürstlichen Beichtkinder haben; andererseits gehörten auch sie zum Hofpersonal und waren jederzeit austauschbare Domestiken. Das machte es ihnen

nicht leicht, im Beichtstuhl unnachsichtig und streng zu sein. *Ermuntert ihn [den Beichtvater], Euch auf eine klare und anständige Weise die Wahrheit zu sagen*, riet sie ihrer Tochter, *damit er Euch nicht schont und Euch behandelt wie den Rest der Welt. […] Zugleich müsst Ihr seine Anweisungen und Ratschläge mit Respekt, Milde und Fügsamkeit entgegennehmen, damit er nicht glaubt, dass die Wahrheit Euch missfällt oder verstimmt.* [74] Sie selbst pflegte gegenüber ihrem geistlichen Beistand einen respektvollen Ton, doch, wie es

scheint, nicht ohne eine Spur Ironie. So bat sie etwa Kampmüller einmal schriftlich um Erlaubnis, wegen eines Hoffestes ihre Andacht einen Tag vorzuverlegen, und fügte hinzu: *wenn Sie nicht vielleicht wegen meines so lauen und zerstreuten Lebens und Gewohnheiten mir selbes verbieten. Wie gewöhnlich um sechs Uhr.*[75] Andererseits legte sie aber auch größten Wert darauf, den Beichtvätern in allem, was über Fragen des Seelenheils hinausging, nicht den geringsten Einfluss zu gestatten. An Carolina schrieb sie:

Ihr werdet Euren Beichtvater in keinerlei Geschäft, sei es allgemeiner, sei es privater Natur, einbeziehen. […] Man muss ihren Ratschlägen folgen und aufrichtig mit ihnen sprechen, doch ohne sie ins Privatleben zu mengen oder auf familiärem Fuß mit ihnen zu verkehren […].[76] Maria Theresia besaß, mit anderen Worten, ein klares Bewusstsein für die nötige Differenzierung zwischen ihren Rollen als Christin und als Herrscherin. Wo es um ihr eigenes Seelenheil ging, wollte sie als Mensch wie jeder andere behandelt

werden und war bereit, dem Beichtvater zu gehorchen. In allen anderen Belangen hingegen war sie die Souveränin und der Beichtvater ein Untertan wie jeder andere. Diese Differenzierung war zukunftsträchtig.

Maria Theresias Religiosität bietet für heutige Betrachter ein widersprüchliches Bild. Doch nichts deutet darauf hin, dass sie selbst einen Widerspruch zwischen ihrer öffentlichen und ihrer privaten Religionspraxis empfunden hätte, obwohl die eine traditionell jesuitisch, die andere eindeutig

jansenistisch geprägt war. In gewisser Weise hatte sie von den Jesuiten *und* von den Jansenisten gelernt: von den Jesuiten, dass man sich, um etwas zu erreichen, an die Sitten der Umgebung anzupassen hat, und von den Jansenisten, dass der Gläubige unmittelbar zu Gott ist und sich getrost der göttlichen Gnade überlassen kann.[77] Seit den 1760er Jahren bevorzugte sie zunehmend jansenistische Ratgeber, und nach dem Tod Franz Stephans verstärkte sich der düster-asketische, weltabgewandte

Charakter ihrer persönlichen Religiosität. Doch sie war zu sehr Souveränin, um sich in die Lagerbildung zwischen Jansenisten und Jesuiten hineinziehen zu lassen und öffentlich eindeutig Partei zu ergreifen. Mit ihrem Verständnis des Herrscheramtes war es unvereinbar, sich selbst als Angehörige einer Parteiung oder als Förderin eines Netzwerks zu betrachten – ganz im Gegenteil, sie verstand sich als über alle Partikularismen, Faktionen und Interessen ihrer Höflinge und Untertanen erhaben. Das galt nicht

nur für ihre persönliche Frömmigkeit, sondern auch für ihre Kirchenpolitik.

Staatskirchenpolitik

Im 18. Jahrhundert war das Verhältnis zwischen den katholischen Monarchen und dem Papst angespannt. Das hatte, wie schon erwähnt, strukturelle Gründe: Die allgemeine Tendenz zur Durchsetzung einer einheitlichen staatlichen Zentralgewalt stieß auf

althergebrachte Herrschaftsansprüche und Privilegien der Kirche. Der Klerus genoss zahlreiche Exemtionen und war dem Zugriff der Staatsgewalt in vieler Hinsicht entzogen; die geistliche Gerichtsbarkeit, auch über die Laien, konkurrierte mit der weltlichen; Armenpflege und Spitäler, Schulen, Universitäten und Buchzensur waren traditionell in geistlicher Hand; der Kirchenzehnte entging den staatlichen Kassen. Der Grundkonflikt war keineswegs neu; es handelte sich um ein sehr altes

Problem, das die Reformation im 16. Jahrhundert zugunsten der evangelischen Landesherren bereits gelöst hatte. In den katholischen Ländern dagegen bestand die Herrschaftskonkurrenz zwischen den Landesherren und der römischen Kirche fort und sorgte ständig für neuen Konfliktstoff. Je energischer die Monarchen sich wirtschaftlichen, juristischen und politischen Zugriff auf alle Untertanen gleichermaßen zu verschaffen suchten – nicht zuletzt, weil die ruinösen Kriege das immer dringender erforderten –, desto

unerträglicher erschienen Sonderrechte und Sonderbesitz der Kirche.

Die Durchsetzung der staatlichen Kirchenhoheit spielte sich an zwei Fronten ab, einer äußeren und einer inneren. Die äußere Front, das waren die diplomatischen Beziehungen zum Heiligen Stuhl. Wie kühl das Verhältnis zwischen den Habsburgern und der Kurie seit langem war, zeigte sich schon an dem sensiblen Medium des Zeremoniells. Die Probleme mit dem päpstlichen Repräsentanten in

Wien waren notorisch. Schon bei Maria Theresias eigener Taufe, bei ihrer Hochzeit, später bei den Taufen und Hochzeiten ihrer Kinder, bei der Krönung Josephs in Frankfurt – immer warf das Erscheinen des Nuntius Rangprobleme auf.[78] Er achtete mit größter Wachsamkeit darauf, nicht mit dem Herzog von Lothringen an einem Tisch zu sitzen, nicht hinter dem Erzbischof von Wien zurückzustehen und nicht dem venezianischen Gesandten über den Weg zu laufen. In der Angst des Nuntius vor dem Verlust

des zeremoniellen Vorrangs kam der prekäre Status des Heiligen Stuhls in dem sich wandelnden Völkerrechtssystem zum Ausdruck. Der Papst, dem Anspruch nach allen weltlichen Gewalten übergeordnet, konnte sich schwer damit abfinden, dass er seit langem nur noch ein Potentat unter vielen und keineswegs ein besonders mächtiger war. Das Prinzip der völkerrechtlichen Gleichberechtigung und Unabhängigkeit der Souveräne nach außen wie nach innen ging auf Kosten des Papstes. In den

Nachhutgefechten seines Nuntius um den Vorrang an der Tafel, am Altar und am Taufbecken wurde deutlich, dass die Habsburger ein eigenes Verständnis von der rechten katholischen Ordnung hatten und nicht gewillt waren, sich dem Papst unterzuordnen. Für Maria Theresia galt das erst recht. Seit ihrer Thronbesteigung war ihr Verhältnis zur Kurie äußerst distanziert, zumal Papst Benedikt XIV. (reg. 1740–1758) im Erbfolgekrieg eine bayernfreundliche Haltung eingenommen hatte. Solange die

beiden großen katholischen Dynastien Habsburg und Bourbon einander feindlich gegenüberstanden, konnte der Papst die Rivalität zwischen ihnen für seine Zwecke nutzen und sie gegeneinander ausspielen. Seit dem *Renversement des alliances* 1756 wurde das anders. Das habsburgisch-bourbonische Bündnis, das nach und nach durch die Heiratsverbindungen zwischen den Höfen in Wien, Versailles, Madrid, Neapel und Parma gefestigt wurde, ermöglichte eine breite Allianz der katholischen

Monarchen gegenüber der Kurie. Wenn sie sich nur einig waren, hatte der Papst ihren nationalkirchlichen Bestrebungen nicht viel entgegenzusetzen.

Erste religionspolitische Maßnahmen hatte es schon nach dem Erbfolgekrieg unter der Ägide von Haugwitz gegeben.[79] Dabei hatte Maria Theresia stets Wert darauf gelegt, die Zustimmung des Papstes einzuholen, umgekehrt aber auch klargestellt, dass sie den Papst nicht ungehindert in ihre Länder hineinregieren ließ.[80] Benedikt XIV. war seinerseits

grundsätzlich moderat und entgegenkommend. 1753 handelte sie mit ihm eine massive Reduktion der Feiertage um etwa zwei Drittel aus, ein zentrales staatswirtschaftliches Anliegen, um den Untertanen den Schlendrian auszutreiben. Vierundzwanzig Heiligentage wurden zu ‹Halbfeiertagen› erklärt, an denen die Leute zukünftig zwar die Messe hören, aber anschließend trotzdem arbeiten sollten, was allerdings in der Praxis nicht funktionierte.[81] Ebenfalls mit päpstlicher Zustimmung wurde der

erbländische Klerus für fünfzehn Jahre zu einer außerordentlichen Abgabe herangezogen, die formal mit dem Schutz gegen die Ungläubigen (Türken und protestantische Preußen) gerechtfertigt wurde.[82] Zur gleichen Zeit fand 1752 bis 1755 eine erste große Welle der Protestantenverfolgung und -deportation statt.[83] Bei der Suche nach den Ursachen für die Existenz so vieler bisher übersehener *räudiger Schafe* in der katholischen Herde kamen große Defizite in der Seelsorge an den Tag, die zu dem

Plan führten, die Pfarrorganisation grundlegend zu reformieren und die Kosten durch eine konsequente Besteuerung der reichen Stifte und Klöster zu bestreiten.[84] Auch sollte das Mindestalter für die Ordensgelübde herauf- und die Grenze des Vermögens, das man einem Orden stiften durfte, heruntergesetzt werden. Alle diese Pläne scheiterten allerdings vorerst daran, dass Kaunitz, der 1753 die Kirchenpolitik in die Hand nahm, keine Konfrontation mit dem Papst riskieren wollte.[85]

Das änderte sich zunächst auch

nicht, als nach dem Siebenjährigen Krieg die Staatskirchenpolitik erneut auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Die völlige finanzielle Erschöpfung der Länder verlieh dem Ganzen größte Dringlichkeit: Die reichen brachliegenden Ressourcen der Kirche sollten endlich für den Staat erschlossen, die Geistlichen in nützliche Räder der Staatsmaschine verwandelt, die Untertanen zu aufgeklärter Frömmigkeit, sittsamer Lebensführung und wirtschaftlicher Rationalität erzogen werden. Der neue

Mitregent Joseph unterstützte das Reformanliegen mit Überzeugung und Vehemenz, allerdings ohne den diplomatischen Pragmatismus des Staatskanzlers.[86] Es lag auf der Hand, dass das Ganze nicht ohne Konflikte mit der Kurie abgehen würde. Maria Theresia ließ vorsichtshalber schon 1762 im Hausarchiv nach Dokumenten suchen, die bestätigten, dass die Habsburger von alters her das Recht hätten, die Geistlichkeit in ihren Ländern zu Abgaben heranzuziehen, ohne den Papst um Erlaubnis zu fragen.[87] Zum

Experimentierfeld für die künftigen Auseinandersetzungen wurde das habsburgische Herzogtum Mailand, wo Kaunitz und der Statthalter Firmian in den 1760er Jahren in einen langwierigen Kleinkrieg mit der Kurie über verschiedene kirchenpolitische Streitfragen verwickelt wurden.[88] Da sich in all diesen Fragen mit Clemens XIII. (reg. 1758–1769) kein Einvernehmen herstellen ließ, vollzog die Wiener Politik 1768 eine entscheidende Wende: Wenn die Reformen mit dem Papst nicht möglich waren, dann ging es eben

auch ohne ihn. Damit definierte man das Verhältnis zwischen dem katholischen Staat und der Kirche vollkommen anders als bisher.[89]

Zur Krise kam es vor allem anlässlich des Konflikts um die Art und Weise, wie der Klerus zur Übernahme staatlicher Lasten herangezogen werden sollte. Die Frage war letztlich, vereinfacht gesagt: Sollten die Abgaben der Gläubigen weiterhin grundsätzlich der Kirche zukommen, die dann dem Staat in Ausnahmefällen ein Teil davon als freiwilliges Geschenk anbot, oder sollten diese

Abgaben unmittelbar und dauerhaft in die Staatskasse fließen? Und wer bestimmte darüber, wie hoch sie waren, wer genau wie viel dazu beizutragen hatte und wofür sie verwendet wurden? Noch grundsätzlicher: Durfte die Staatsgewalt über die äußere Gestalt, das Eigentum und die Rechte geistlicher Korporationen verfügen? Kurzum: Es ging darum, die Kirche der Staatsgewalt unterzuordnen. Die dazu nötigen argumentativen Instrumente lagen bereit und beherrschten den öffentlichen

Diskurs im katholischen Europa. 1763 hatte der Mainzer Weihbischof Hontheim in einer aufsehenerregenden Schrift unter dem Pseudonym Febronius die Freiheit der Reichskirche von Rom dargelegt.[90] Wenig später schlug der Wiener Naturrechtslehrer Joseph Paul Riegger mit dem ersten Band seines grundlegenden Werkes über das Kirchenrecht in dieselbe Kerbe.[91] Am Wiener Hof stützte man sich zudem auf die Expertise des Hofrates Franz Joseph Heinke, eines jansenistisch gesinnten Gelehrten, der an der

preußischen Naturrechtshochburg Halle ausgebildet und 1767 auf van Swietens Empfehlung in die Hofkanzlei berufen worden war. [92] Im Januar 1768 schlug Kaunitz der Kaiserin vor, ein neues System der Kirchenpolitik ausarbeiten zu lassen, und appellierte dabei wohlweislich zuallererst an ihre *Wachsamkeit und Sorgfalt* für die Religion, die *mit der Wohlfahrt des Staats auf das engste verknüpfet ist. Tugendhafte und christliche Unterthanen erfüllen in vollkommener Maaß die Pflichten gegen ihren Landesfürsten und die*

Einigkeit in der Religion vereiniget die Kräften des Staats, sowie die Verschiedenheit in der Religion die Mutter der Uneinigkeiten, Feindschaften, Verfolgungen, Rebellionen etc. zu seyn pflegt.[93]

Das war ein Appell, der Maria Theresias Herrschaftsauffassung entgegenkam und auf fruchtbaren Boden fiel. Von Kaunitz bestärkt und von den sich hinschleppenden Verhandlungen mit der Kurie (nicht nur, aber vor allem) in der Steuerfrage entnervt, entschied sie sich im Februar 1768 zu einer neuen Haltung gegenüber dem

Papst: *In dem Fall, daß der päpstliche Hof seine Einwilligung zu ertheilen entstehen [verweigern] sollte, so ist sich mit demselben in keine weitere Behandlung einzulassen; sondern Ich habe beschlossen, Mich der Mir zustehenden Rechten zu gebrauchen und dießfalls propria Authoritate fürzugehen.*[94] *Propria autoritate* – aus eigener Macht als Souveränin, das war das Schlüsselwort dieser Wende, die alles frühere Verhandeln mit dem Papst als freiwilliges Entgegenkommen erscheinen ließ. Dass es dazu kam,

dazu trug die gesamteuropäische Konstellation wesentlich bei. Die Könige von Portugal, Frankreich und Spanien hatten nacheinander die Jesuiten aus ihren Ländern ausgewiesen und befanden sich ihrerseits seit längerem auf einem scharf antikurialen Kurs. Die öffentliche Stimmung war von jesuitenfeindlichen Verschwörungstheorien aufgeheizt. Zum Eklat kam es schließlich, als der Papst am 30. Januar 1768 den Herzog Philipp von Parma wegen dessen nationalkirchlicher Politik exkommunizierte.[95] Das war ein

unerhörter Affront, den sich ein katholischer Monarch nicht bieten lassen konnte; es wurde als anachronistischer Rückfall in mittelalterliche päpstliche Größenphantasien betrachtet. Die bourbonischen Verwandten des Herzogs von Parma, die Könige von Frankreich und Neapel, besetzten kurzerhand Avignon und Benevent, also kirchenstaatliches Territorium. Maria Theresia hatte sich aus der zunehmenden Feindseligkeit zwischen den anderen katholischen Monarchen und dem Heiligen Stuhl bis dahin

herausgehalten, doch bei dem Herzog von Parma handelte es sich schließlich um den Vater ihrer Schwiegertochter und ihres künftigen Schwiegersohnes. Als der Papst sie um Vermittlung bat, lehnte sie das ab;[96] die Exkommunikationsbulle ließ sie in ihren Ländern verbieten.[97] Kaunitz nutzte die günstige Gelegenheit, gemeinsam mit den bourbonischen Monarchen den Papst *einmal vor allezeit zu überzeugen […], daß es nicht mehr an der Zeit seye, denen weltlichen Fürsten ausser den Glaubens-Sachen*

Gesätze vorschreiben und ihnen einen grossen Theil ihrer souverainen Macht entziehen zu wollen. [98]

Dazu stützte er sich auf das argumentative Instrumentarium des Naturrechts. Die Rechtslage, die bisher die Verhandlungen mit der Kurie bestimmt hatte, bestand in einem komplexen Dickicht unterschiedlicher Rechtsquellen – päpstlicher Statuten und Dekrete, bilateraler Verträge, Privilegien, altem Herkommen; ein Gemisch, aus dem sich alle möglichen konkurrierenden Rechtsansprüche herleiten ließen. Die

Naturrechtslehre war nun gleichsam die Axt, dieses Dickicht zu lichten. Sie bot eine stringente Argumentationsgrundlage, um der Kirche ihre Sonderrechte zu entziehen, indem sie eine klare, einfache (und sehr protestantische) Unterscheidung traf. Sie trennte nämlich zwischen der *weltlichen* Herrschaft über die Körper der Menschen einerseits und der *geistlichen* Herrschaft über die Seelen andererseits und wies der Kirche allein Letztere zu. Deren Kompetenz erstreckte sich danach ausschließlich auf *die Predigt des*

Evangeliums, die Christenlehre, den Gottesdienst, die Spendung der Sakramente [und] die Disziplin der Geistlichen, soweit sie in den Gewissensbereich fällt.[99] Alles, was die äußere Gestalt der Kirche in einem Territorium betraf, war hingegen der Staatsgewalt dieses Territoriums unterworfen; die Geistlichen waren in dieser Hinsicht Untertanen wie alle anderen. Das kanonische Recht galt dann allein aufgrund der Zustimmung des Souveräns; die Autonomierechte der Kirche waren Privilegien, die der Souverän

irgendwann einmal zugestanden hatte und die er, wenn es das Staatswohl erforderte, auch wieder zurücknehmen konnte. Die Argumentation wurde theologisch untermauert, indem man sich auf die Gründung der Urkirche bezog: Alles, was sich nicht auf den Auftrag Christi an die Apostel zurückführen ließ, gehörte in den weltlichen Herrschaftsbereich. Mit anderen Worten: Man beschränkte die Kirche auf ihr jenseitsbezogenes Kerngeschäft.[100] Diese Lehren wurden vom Hofrat Heinke im Lauf des Jahres 1768 in aller Klarheit

und Konsequenz zu Papier gebracht.[101] Zugleich begann man die Theorie in die Praxis umzusetzen. Am 15. Juni 1768 gab Maria Theresia offiziell einer geheimen Instruktion für die neu formierte Mailänder Religionsbehörde ihre Zustimmung, die auf genau diesen Grundsätzen beruhte. Der papsttreue Kirchenhistoriker Ferdinand Maaß hat dieses Papier als «Magna Charta des Staatskirchentums» bezeichnet.[102] Der Vergleich hinkt zwar, denn es handelte sich nur um eine geheime

Regierungsinstruktion und keineswegs um ein vertraglich vereinbartes Verfassungsgesetz. Doch das Papier formulierte bündig das «neue System» und erklärte es zur Grundlage der künftigen Politik. Die Radikalität dieser Wende war den Beteiligten bewusst. Das neue System sollte öffentlich im Druck publik gemacht werden, aber wohlweislich nicht offiziell im Namen der Monarchin, sondern als gelehrte Privatmeinung des Hofrats Heinke, damit angesichts *der herrschenden bekannten Denkungs-Art* nichts

Gehässiges auf sie zurückfalle.[103]

Zur offenen Konfrontation mit dem Papst kam es am Ende über die Maßnahme, in der Lombardei eine staatliche anstelle der kirchlichen Bücherzensur einzuführen. Das war keine Kleinigkeit, denn die Kirche nahm ja traditionell die Kontrolle des Wissens für sich in Anspruch: Die Seelenhirten mussten die ihnen anvertrauten *Schafe von den vergifteten Weideplätzen fernhalten.* [104] Papst Clemens XIII. richtete persönlich einen eindringlichen Appell an das Gewissen der

Kaiserin, um die staatliche Zensurbehörde zu verhindern. Maria Theresia reagierte äußerst kühl. Sie reichte das päpstliche Schreiben an Kaunitz weiter, der ihr empfahl, es zu ignorieren, was sie auch tat. Dem Nuntius, der sie daraufhin um Audienz bat, ließ sie schmallippig ausrichten: *[…] hätte keine zeit und gebte keine audienzen er kunt sich bey obrist cämerer melden.*[105]

In der Folgezeit wurden die Mailänder Instruktionen auch für die anderen Erbländer zum Prinzip erhoben; in Wien wurde innerhalb

der Hofkanzlei ein Gremium für Kirchensachen eingerichtet und mit Heinke und anderen jansenistisch gesinnten Staatsdienern besetzt. In den 1770er Jahren arbeitete dieses Gremium in rascher Folge ein Reformdekret nach dem anderen aus, die nun ohne päpstliche Zustimmung aus königlicher Machtvollkommenheit ins Werk gesetzt wurden.[106] Die geistlichen Orden wurden staatlich reglementiert und beschnitten: das Alter der Profess – des dauerhaft bindenden Gelübdes, nach der

Ordensregel zu leben – auf 24 Jahre erhöht, die Höhe der Mitgift beim Klostereintritt beschränkt, eine lange Reihe klösterlicher Privilegien beseitigt. Die Orden durften kein Geld mehr nach Rom schicken, keine Schulden aufnehmen und Geldgeschäfte machen, kein Bier und keinen Wein ausschenken, keine Kerkerstrafen verhängen, keine Ausländer zu Oberen wählen und so fort. In der Lombardei ging man noch viel rigoroser vor, dort wurden erste Bettelordensklöster aufgelöst und der Besitz

eingezogen. Was den Klöstern genommen wurde, sollte der Pfarrseelsorge zugutekommen. Priesterseminare wurden gegründet, die Pfarrerausbildung staatlich geregelt, Katechismusunterricht für die Kinder vorgeschrieben. Auch das Recht der Kirche, Schuldnern und Straftätern Asyl zu gewähren und Inquisitionsverfahren durchzuführen, wurde bestritten. Schließlich wurde die Kampagne gegen die ausschweifenden barocken Frömmigkeitsformen mit Vehemenz fortgesetzt, die ‹halben›

Feiertage nun gänzlich abgeschafft, mehrtägige Prozessionen mit Ausnahme der Wallfahrt nach Mariazell verboten – und so weiter und so weiter. Zur Eskalation des Konflikts mit der Kurie kam es trotz alledem nicht. Denn der intransigente Clemens XIII. starb im Februar 1769, und unter dem Einfluss der bourbonischen Monarchen wurde im Mai 1769 der Franziskaner Lorenzo Ganganelli zum neuen Papst Clemens XIV. gewählt. Joseph, der das Konklave persönlich besucht hatte, beschrieb ihn seiner Mutter als *homme*

d'esprit, einen Mann niedriger Herkunft und geschworenen Feind der Jesuiten, über den die gesamte römische Aristokratie entsetzt sei, was ihn Joseph aber nur sympathisch machen konnte.[107] Der neue Papst legte der habsburgischen Kirchenpolitik tatsächlich deutlich weniger Steine in den Weg als sein Vorgänger.

Wie sehr sich Maria Theresia mit dem von Kaunitz initiierten Staatskirchensystem identifizierte, ist umstritten. Von ihr gibt es ja keine kirchenrechtlichen Abhandlungen oder theologischen

Denkschriften. Vereinzelte Äußerungen von Kaunitz legen nahe, dass er glaubte, das zarte Gewissen der Kaiserin beschwichtigen zu müssen, um sie ganz vorsichtig und behutsam auf seine Linie zu bringen.[108] Manche Historiker haben Maria Theresia daher als ahnungsloses Werkzeug beschrieben, als schwache Frau von beschränktem Einsichtsvermögen, die sich von dem raffinierten Staatskanzler manipulieren ließ. Diese Erklärung war als Entlastung gemeint; man schob die Schuld auf den

weiblichen Geschlechtscharakter, der bekanntlich durch Mangel an Willensstärke, Abstraktionsvermögen und analytischem Durchblick gekennzeichnet ist.[109] Maria Theresias Randbemerkungen zu den neuen Prinzipien in Kirchensachen zeigen allerdings, dass sie sich durchaus im Klaren darüber war, was sie der Kurie, dem Klerus und den Untertanen zumutete.[110] Wenn sie auf Widerstand stieß, berief sie sich explizit und dezidiert auf das neue System. Als beispielsweise die

Hofkanzlei die Steuerzahlung des Klerus erneut als *donum gratuitum*, als freiwillig gewährte Gabe bezeichnete, schrieb sie: *Mich muß allerdings befremden, daß die Kanzley von Meiner ihr allschon bekannten Absicht und den angenommenen principiis, die unwidersprechlichen Souverenitäts-Gerechtsamen in Ansehung der Geistlichkeit gelten zu machen, gegenwärtig wiederum abweichen* wolle.[111] Auf widerspenstige Kirchenleute wie den Wiener Erzbischof Kardinal Migazzi, der gegen die Besteuerung protestiert

hatte, reagierte sie unmissverständlich: Dem Erzbischof sei *auf seine allzu kühne Äußerung gar keine Antwort zu ertheilen*; wenn die ausstehenden Zahlungen seiner Diözese nicht fristgerecht eingingen, werde das als *unverantwortliche Verweigerung angesehen* und gegen die säumigen Zahler *jure regio* vorgegangen. [112] Man sieht: Maria Theresia stand durchaus entschieden hinter dem kirchenpolitischen System ihres Staatskanzlers, wenn es um ihre Souveränitätsrechte gegenüber der Kirche ging. Kaunitz'

nachgiebiges, willenloses Werkzeug war sie nicht – was nicht heißt, dass sie nicht nach wie vor lieber mit allen Seiten Konsens suchte, solange es ging.[113]

Das gilt auch für Maria Theresias Haltung gegenüber den Jesuiten, ein ebenfalls umstrittener Punkt unter Historikern: Für die einen war sie eine Heuchlerin, für die anderen ein Opfer ihrer Ratgeber.[114] Der Skandal um die Societas Jesu, der man Betrug, Hochverrat und alle möglichen anderen üblen Machenschaften vorwarf und die schließlich 1773

von Papst Clemens XIV. aufgelöst wurde, war eines der ganz großen Themen, die die Medien des späten 18. Jahrhunderts beherrschten und die Öffentlichkeit in Europa polarisierten.[115] An dem mächtigen Orden mit seiner globalen Vernetzung, seinen zwielichtigen Geldgeschäften, seiner nachsichtigen Morallehre und seinem undurchschaubaren politischen Einfluss kristallisierte sich der ganze Unmut gegenüber der römischen Kirche. Die Front verlief dabei nicht mehr zwischen Protestanten und Katholiken,

sondern zwischen Modernisierern und Modernisierungsgegnern; der Bruch lief quer durch den katholischen Klerus, die Höfe und die ganze Öffentlichkeit. Wie jemand zur Societas Jesu stand, wurde geradezu zum Prüfstein dafür, ob er zu den Aufgeklärten oder den Ewiggestrigen gehörte.

Die Kaiserin entzog sich solchen Parteizuschreibungen.[116] Einerseits besuchte sie regelmäßig zu den Jahresfesten öffentlich das Wiener Professhaus der Jesuiten, hielt ihrem jesuitischen Beichtvater Kampmüller formal bis zuletzt die

Treue, bot aus Spanien vertriebenen Patres an ihrem Hof eine Zuflucht[117] und hielt sich konsequent aus dem Streit der Bourbonenhöfe mit der Kurie heraus. Andererseits hatte sie es noch nie geschätzt, wenn sich Jesuiten in die politischen Geschäfte einmischten, wo sie ihrer Ansicht nach nichts zu suchen hatten.[118] Sie ersetzte nicht nur, wie erwähnt, die Beichtväter bei Hof nach und nach durch Jansenisten, sondern ließ auch dem erklärten Jesuitengegner van Swieten freie Hand, der die Patres

seit den 1750er Jahren aus den Schlüsselstellen an der Wiener Universität und der Zensurbehörde entfernte und ihnen das Monopol über die Wissenskontrolle Schritt für Schritt aus der Hand nahm. [119] Sie widersetzte sich zwar lange dem Drängen der bourbonischen Kronen, gemeinsam beim Papst die Aufhebung des Ordens zu betreiben, stellte sich ihr aber nicht mehr in den Weg, als es um die Heirat Marie Antoinettes mit dem französischen Thronfolger ging. *Wir werden trotz der Hochschätzung, die ich für diese*

Gemeinschaft jederzeit empfand und welche sie auch durch ihren Eifer und ihre gute Aufführung in meinen Ländern verdiente, ihrer Aufhebung kein Hindernis in den Weg legen, wenn der Papst sie als zweckmäßig und nützlich ansieht, teilte sie dem spanischen König im April 1773 mit. Zugleich stellte sie aber auch klar, *daß ich dem Papste das Recht nicht zuerkennen kann, über die Güter und über die Personen, welche dem Orden angehören, zu verfügen.* [120] Das behielt sie sich gemäß den neuen staatskirchlichen Prinzipien vielmehr selbst vor und

setzte, als die Societas Jesu tatsächlich am 21. Juli 1773 durch die päpstliche Bulle ‹Dominus ac redemptor› für aufgehoben erklärt wurde, umgehend eine Kommission ein, die über die Verwendung der beschlagnahmten Güter beriet.

Gegenüber ihrem Kabinettssekretär Neny kommentierte sie das im September: *Das Schicksal der Jesuiten hat sich jetzt entschieden. Ich bedauere sie sehr, aber es gibt kein Mittel mehr dagegen; man muss daraus für unsere heilige Religion und den Staat das Beste machen.*

[…] Ich kann gar nicht zum Ausdruck bringen, wie sehr mich diese unglückselige Aufhebung belastet und beschäftigt. Niemals habe ich mich so verlassen gefühlt. Kaunitz, Blümegen, Kreßl, Kolowrat sind nicht da […]. [121] Und gegenüber der Gräfin Enzenberg: *[…] was die Jesuiten betrifft, bin ich tief traurig und verzweifelt. Mein ganzes Leben habe ich sie geliebt und nicht anders als erbaulich gefunden. Aber jetzt habe ich die Regelung aus der Hand gegeben und einer Kommission übertragen […].* Allerdings, fügte sie hinzu, hätten die Jesuiten

Millionensummen ins protestantische Ausland transferiert. *Wenn ich all das verschleiern könnte, wäre ich froh, aber ich fürchte, dass noch viel mehr ans Licht kommen wird.*[122] Sie klang zerknirscht und, wie meist in ihren letzten Jahren, niedergedrückt von der Last der Verhältnisse, aber fühlte sich von den Jesuiten hintergangen und war entschlossen, aus der Lage größtmöglichen politischen Nutzen zu ziehen.

Die Zeitgenossen machten sich auf das Verhalten der Kaiserin, die

stets als Jesuitenfreundin gegolten hatte, ihren eigenen Reim. Je nach Sympathie betrachteten sie sie entweder als Heuchlerin oder Hintergangene, als Opfer der Jansenisten oder als Heldin der Aufklärung. Der englische Reisende Henry Swinburne zitierte in seinen Memoiren die Bemerkung, niemand solle die Kaiserin unterschätzen; wenn es für ihre Heiratspläne nötig wäre, das Blut der Jesuiten zu vergießen, würde sie das tun.[123] Als Verführte, *die sich gar leicht irr machen lasset*, betrachtete sie dagegen Khevenhüller. Anlässlich

der zügigen Umsetzung der Auflösungsbulle in den Erbländern notierte er, es sei *die gutte Frau am meisten zu bedaueren, als welche wider ihre Inclination und wie ich sicher bin, wider ihre eigene innerliche Überzeugung zu einen solchen Schritt verleitet worden, den sie noch im Todbett bereuen und nicht mehr zu repariren im Stand sein wird.*[124] Von anderen wurde kolportiert, die Kaiserin habe der Auflösung des Ordens nur zugestimmt, weil ihr jesuitischer Beichtvater sein kaiserliches Beichtkind verraten und seinen

Oberen eine Niederschrift ihrer Osterbeichte zugeschickt habe. [125] Wieder ein anderer Beobachter, der fand, das jesuitische *Gewürm* gehöre *zertreten*, lobte: *Die Kaiserinn nimmt mit Vergnügen alle gute Rathschläge an […] Es scheint so gar, je älter sie werde, desto mehr verachte sie die falschen Grundsätze der bigotten und den Vorurtheilen und Irrthümern der alten Barbarey ergebenen Personen.*[126]

Tatsächlich kam die Ordensauflösung der habsburgischen Kirchenpolitik

außerordentlich zupass und wurde zum Modell für die späteren Klosteraufhebungen Josephs II. Bei der praktischen Umsetzung der päpstlichen Auflösungsbulle ging die zuständige Kommission zunächst möglichst diskret vor, damit die Patres ihr Vermögen nicht noch schnell außer Landes brachten.[127] Erst am 10. September gab der Wiener Erzbischof Migazzi die Aufhebung in den Erbländern bekannt. Die Hofkammer ließ umgehend das Barvermögen beschlagnahmen. Die Ordensmitglieder, die noch keine

bindenden Gelübde abgelegt hatten, wurden entlassen; die anderen wurden den Landesbischöfen unterstellt und fanden später in der Seelsorge Verwendung. Auch sie mussten die Kolleghäuser verlassen und bekamen aus dem eingezogenen Ordensvermögen zunächst einen monatlichen Unterhalt von 16, später 25 Gulden zugesprochen – das war kaum mehr, als ein Kammerheizer bei Hof erhielt. Alle Lehrkanzeln in Theologie, Ethik, Metaphysik und Geschichte wurden den Jesuiten entzogen, und in

einem Handbillett ordnete die Kaiserin sogar persönlich an, dass ihre Erziehungsschriften (*de moribus, disciplina et correctione*) verbrannt werden sollten.[128] Das restliche Ordensvermögen wurde für den Aufbau des staatlichen Schulwesens bestimmt. Es war geringer als erwartet. Die Hofkommission, die die Auflösung abwickelte, war überzeugt, dass der größte Teil außer Landes gebracht worden war – ironischerweise unter anderem nach Preußen –, und drängte die Kaiserin zu harten Sanktionen. Maria Theresia war

dazu allerdings nicht bereit: Es lägen keine eindeutigen Beweise vor, und das Geld sei ohnehin auf diese Weise nicht mehr zurückzubringen.[129] Gegen den Vorwurf der Kommission, sie sei allzu gutgläubig, rechtfertigte sie sich: *Ich ware seit langen Jahren schon nicht so eingenommen vor die Societät [Jesu]; mich selbsten und meine Kinder entzohe selber sowohl in der Erziehung als des Beichtstuhls. Niemand als ich allein trachtete bei Aufhebung der Societät so nachdrücklich, ihnen alle Professuren der Theologie gleich zu benehmen*

[…]. Nach all diesem kann ich nicht, weder zu praevenirt [voreingenommen] vor selbe, noch zu gütig passiren, wohl aber getrauete ich mich niemals gegen meine Ueberzeugung was zu thun oder zuzulassen.[130]

Vampire, Wunderheiler und Kalendermacher

Maria Theresia sah sich in Religionssachen mehreren Fronten gleichzeitig gegenübergestellt: dem Autoritätsanspruch der päpstlichen

Kurie, dem *Aberglauben* des einfachen Volkes und der *Freigeisterei* der Gebildeten. Im Kampf gegen den Aberglauben war van Swieten die maßgebliche Autorität; ihm folgte sie darin ebenso blindlings wie in Fragen der Gesundheit. Er war derjenige, der ihr sagte, was Zauberei war, was Quacksalberei und was Medizin. Denn die Grenzen zwischen diesen Feldern waren alles andere als offensichtlich; sie wurden vielmehr im öffentlichen Diskurs des 18. Jahrhunderts gerade intensiv neu verhandelt. In dieser Hinsicht

gingen tiefe Risse durch die Gesellschaft, und zwar quer durch alle Stände. Für die Aufklärer war Aberglaubenskritik *der* öffentliche Kampfplatz schlechthin, auf dem sie die Instrumente der empirischen Beobachtung und kritischen Vernunft selbstbewusst zum Einsatz brachten. Doch was die einen als Aberglauben geißelten, war für die anderen durch Gewohnheit geheiligte, gut katholische Frömmigkeit. Maria Theresias Verbote althergebrachter Praktiken stießen daher bei vielen auf Unverständnis und Widerwillen,

und zwar unter den einfachen Untertanen ebenso wie in der Geistlichkeit und am Hof.

Als beispielsweise der neue Kalender für 1772 erschien und die Gläubigen gewahr wurden, dass nun mit den Feiertagen noch gründlicher aufgeräumt worden war als vorher schon, so dass selbst der heilige Joseph als Schutzpatron des Landes und Erzhauses Österreich keinen eigenen Feiertag mehr hatte, waren bei Hof viele fassungslos, *daß eine so gottsfürchtige Frau, wie die unserige, sich hierzu einverstanden und von*

dem leidigen Modi-Geist, alles umzukeren, anstatt es zu verbesseren, sich gleich anderen hatte *verführen* lassen.[131] Zweifellos wurde dieser *Modegeist* der Kaiserin schon seit den 1750er Jahren in erster Linie von ihrem Leibarzt eingegeben. Van Swieten war der Hofgesellschaft überhaupt ein Dorn im Auge: ein Niederländer von nüchtern-asketischem, bürgerlichem Habitus, ein selbstbewusster empirischer Wissenschaftler, der Kaiserin wegen seines Arbeitseifers und seiner persönlichen Loyalität lieb

und wert, aber nicht bereit, sich den höfischen Gepflogenheiten anzupassen. Deshalb erschien er vielen *sehr grob und insolent* und war *mithin bei dem Publico ungemein verhaßt.* [132] Anlässlich seines Todes im Juni 1772 kritisierte Khevenhüller, dass Maria Theresia *ihn nicht allein in sua sphaera und zu Einrichtung der Studien consultiret und recht blindlings seinen Rath- und Vorschlägen gefolget, sondern ihr Vertrauen in selben so weit erstrecket hat, daß sie auch in internis, zumahlen in Religions-Sachen, sich*

von ihme zum öfftern und leider nicht allzeit zum besten leiten lassen.
[133] Doch genau das – wo van Swietens eigene Sphäre anfing und wo sie aufhörte, mit anderen Worten: wo die Grenze zwischen naturwissenschaftlicher und theologischer Zuständigkeit verlief – stand eben in Frage. Die empirische Wissenschaft drang mit ihren Ansprüchen zur Erklärung der Welt unaufhörlich weiter vor und machte der Theologie immer größere Gegenstandsbereiche streitig. Die Theologie wiederum sah sich in die Defensive gedrängt

und gezwungen, sich ihrerseits schärfer gegenüber magischen Praktiken abzugrenzen. Zugleich hatten beide gelehrten Disziplinen, die Theologie ebenso wie Medizin, ein Interesse daran, die unprofessionelle Konkurrenz der Laien auszuschalten. In dieser Situation kam es darauf an, die Deutungshoheit darüber zu gewinnen, was als Wahrheit und was als Aberglaube zu gelten hatte. Van Swieten besaß durch seine Vertrauensstellung bei der Kaiserin einen gewaltigen Vorsprung in diesem Konkurrenzkampf.

Er nutzte das, um Maßnahmen gegen traditionelle kultische Praktiken aller Art zu initiieren, eine großangelegte Kampagne gegen alles, was aus aufklärerischer Perspektive als Aberglauben erschien. Darunter fielen Bräuche wie Neujahrssingen, Dreikönigsfest, Johannisfeuer und Gewitterläuten, Karfreitagsprozessionen mit szenischen Bildern, Kreuzträgern und Geißlerzügen, der Handel der Priester mit geweihten Gegenständen, Amuletten, Kerzen, Rosenkränzen, das Aufhängen von

geweihten Palmzweigen, Wurzeln und Kräutern an den Türen, vor allem aber Hexerei, Schatzgräberei, Geisterseherei und unautorisierter Exorzismus.[134] Den Anlass zu diesem Feldzug bot das erneute Auftreten einer Reihe von Vampirismus-Fällen in Mähren, Schlesien und Ungarn im Jahr 1754.[135] Die Praxis, die Leichen Verstorbener wieder auszugraben, weil man glaubte, sie trieben als unerlöste Seelen ihr Unwesen unter den Lebenden und müssten daher von den Priestern posthum unschädlich gemacht werden, hatte

schon in den 1720er Jahren für Aufsehen gesorgt. Eine rätselhafte Epidemie war im Winter 1724/25 unter der griechisch-orthodoxen Bevölkerung in der Provinz Gradisca an der Türkengrenze aufgetreten und hatte sogar Eingang ins Wiener Diarium gefunden.[136] Das Beunruhigende an dieser Serie von Todesfällen war, dass die von ihr Dahingerafften in ihren Gräbern nicht verwesten, sondern eine frische Farbe behielten und sogar aus Mund und Nase bluteten. Als Urheber all dieser Todesfälle hatte

man einen kurz zuvor gestorbenen Mann identifiziert, von dem es hieß, er habe den Opfern die Lebenskraft ausgesaugt. Für das Phänomen hatte sich der Name *Vampyr* eingebürgert. Die postmortalen Rituale, die die Priester gegen die unerlösten Seelen anwandten, nannte man *magia posthuma*.[137] Eine zweite Welle hatte sich 1730/31 in Serbien ereignet und die österreichische Militärverwaltung auf den Plan gerufen, die befürchtete, dass die verängstigten Menschen scharenweise aus den

betroffenen Grenzgebieten auswandern könnten. Zwei Regimentsärzte waren beauftragt worden, das Phänomen zu untersuchen. Sie hatten eine Reihe von Verstorbenen exhumieren lassen und festgestellt, dass die meisten von ihnen die nun schon bekannten Symptome des *Vampyrstandes* aufwiesen.[138] In der Folgezeit hatten sich die Gelehrten – Mediziner wie Theologen – intensiv mit dem Phänomen auseinandergesetzt und Dutzende von Büchern und Aufsätzen darüber verfasst. In den

Akademien und Salons wurde lebhaft darüber diskutiert, und auch am Wiener Hof hatte man sich dafür interessiert. Die Naturforscher waren allerdings skeptisch und meinten, die Fälle müssten sich auf natürliche Ursachen zurückführen lassen. Auch Theologen meldeten sich zu Wort und legten Wert auf Abgrenzung: Nur Jesus habe nach dem Tod aus dem Grab auferstehen können; Menschen könnten das weder aus eigener Kraft noch mit teuflischer Hilfe. Doch stehe es Gott jederzeit frei, übernatürliche

Wunder zu wirken und Menschen zum Leben wiederzuerwecken; dafür gebe es genug Beispiele in der Bibel und der jüngeren Geschichte. Doch in dieser Frage verlief die Frontlinie quer durch den katholischen Klerus; Papst Benedikt XIV. selbst hatte für den Vampirismus nur beißenden Spott übrig.[139] In dieser uneindeutigen Lage war die entscheidende Frage: Wer hatte das letzte Wort in solchen Dingen?

In den Jahren 1754/55 ereignete sich nun in Mähren, Schlesien und Ungarn eine neue

Serie von ungeklärten Todesfällen, die die Bevölkerung auf Vampire zurückführte und mit posthumer Magie bekämpfte. Das nahm van Swieten zum Anlass für seine allgemeine Kampagne gegen Aberglauben und Vorurteil, Unwissenheit und falsche Religion. Zwei erfahrene Militärärzte und Anatomen wurden beauftragt, die Serie mysteriöser Krankheitsfälle aufzuklären, und kamen *nach reifem Unterricht und scharfem Examen* zu dem Schluss, dass es sich um die Folgen der ungesunden griechisch-orthodoxen Fastenregeln

in Verbindung mit exzessivem Branntweinkonsum und genereller Mangelernährung handele. Der farbenfrische Zustand der exhumierten Toten erkläre sich durch die Winterkälte und durch chemische Prozesse, die der spezifischen Beschaffenheit des Erdbodens zuzuschreiben seien. Der ganze *Lärm* komme von nichts anderem *als von einer eitlen Furcht, von einer aberglaubischen Leichtglaubigkeit, von einer dunkeln und bewegten Phantasey, Einfalt und Unwissenheit bei jenem Volke*, nämlich den Anhängern des

griechisch-orthodoxen Glaubens an der Militärgrenze zum Osmanischen Reich.[140] Man vermutete Priesterbetrug, denn die Popen, so hieß es, verdienten mit der rituellen Verurteilung und Exekution der ausgegrabenen Vampire, dem *barbarischen Proceß wider die armen Abgestorbenen*, gutes Geld.[141]

Die Erkenntnisse der Gelehrtenkommission veranlassten van Swieten nicht nur zur Veröffentlichung einer Aufklärungsschrift gegen den Vampyrismus, sondern flossen auch

in einen Erlass ein, der das Ziel verfolgte, mit Aberglauben aller Art ein für alle Mal aufzuräumen – Gespensterglaube, Hexerei, Schatzgräberei, Geisterbeschwörung und so fort. Alle *dergleichen sündliche Missbräuche* sollten nicht länger der Geistlichkeit überlassen bleiben, sondern sofort *der politischen Instanz* angezeigt und *von dieser mit Beyziehung eines vernünfftigen Physici*, also eines Arztes, untersucht werden. Sollte es sich um Betrug handeln, waren die Schuldigen auf das Empfindlichste

zu bestrafen.[142] Das Verbot, vermeintliche Vampire zu exhumieren und ihnen den Prozess zu machen, war keineswegs nur an die griechisch-orthodoxen Popen adressiert, sondern auch an die katholische Geistlichkeit. Es hatte sich nämlich mittlerweile herausgestellt, dass ausgerechnet das bischöfliche Konsistorium in Olmütz, der Hauptstadt Mährens, an der posthumen Verbrennung solcher Untoter, darunter sieben Kinder, beteiligt gewesen war.[143] Die Grenze zwischen Vernunft und Aberglauben verlief

also keineswegs entlang der Grenze zwischen gut katholischen Gläubigen einerseits und griechisch-orthodoxen Serben und Rumänen *am äußersten Ende der Christenheit* andererseits.[144] Die Bischöfe wurden nun in scharfem Ton angewiesen, sie sollten *ihren untergebenen Consistoriis und Geistlichen diesfalls die erforderliche Pastoral-Instruction ertheilen, und sie dadurch von ihren Vorurtheilen, mit welchen einige behafftet sein könnten, ableiten.*[145] Der Erlass berief sich auf Maria Theresias *mildes, erlauchtes und gerechtes*

Gemüth, das durch die Vorgänge dazu bewegt worden sei, *dergleichen veralteten Aberglauben auszurotten* und die schärfsten Befehle dagegen ergehen zu lassen. Wo auch immer sich zukünftig irgendein Zufall ereigne, *dessen natürliche Ursache man nicht genugsam erkennet, sollte sich beileibe keiner mehr erkühnen, sich in diese Händel zu mischen, ohne zuvor Ihrer Majestät davon Nachricht zu ertheilen.*[146]

Nur die professionellen Ärzte, *Physici*, so lautete die Botschaft des Erlasses, hatten die Kompetenz,

zwischen Wahrheit und Aberglauben zu unterscheiden, nicht die Priester und schon gar nicht die ungelehrte Bevölkerung. Die Kampagne gegen Priesterbetrug, Vorurteile und Unwissenheit richtete sich nur vordergründig gegen die buchstäblichen Hinterwäldler in Regionen wie dem fernen Transsylvanien. Die griechisch-orthodoxen Priester mit ihren Exekutionsritualen gegen Verstorbene standen stellvertretend für den antiaufklärerischen Klerus ganz allgemein, und so war auch

der Kampf gegen den Vampirglauben ein Stellvertreterkrieg.[147] Vordergründig eine Zivilisierungsmission gegen die rückständigen und fremdgläubigen Völker an der Peripherie, handelte es sich bei van Swietens Feldzug letztlich um mehr, nämlich um eine Kampagne zur Durchsetzung des Vorrangs der empirischen Wissenschaft gegenüber der Religion.

Van Swietens Feldzug fielen nicht nur Vampirjäger zum Opfer, sondern auch Traumbücher,

Orakelliteratur und *Kalender mit aberglaubischen Auslegungen, wegen vorfallenden Finsternissen, Aderlassen, Schröpfen, Purgiren, und Baden […] etc.*[148] Diese Kalender enthielten allerlei astrologisches und alchemistisches Wissen und sagten den Menschen, an welchen Tagen bestimmte Verrichtungen am heilsamsten vorzunehmen waren. Verlegt wurden sie von van Swietens eigenem Protégé, dem Hofbuchdrucker Trattner. Der äußerst geschäftstüchtige Trattner befürchtete massive

Umsatzeinbußen durch das Verbot und produzierte den Kalender deshalb in zwei Varianten: einen für das einfache Volk, nach wie vor *mit Horoskopien, Prophezeiungen, Aderlasstäfelchen und dergleichen*, und einen gereinigten ohne das alles für den Hof. Die Manipulation flog auf und soll zu einem derart heftigen Streit zwischen Trattner und van Swieten geführt haben, dass der sonst eher gelassene Leibarzt, aufs Äußerste gereizt, dem Hofbuchdrucker *ins Gesicht spie*, woraufhin dieser *die Exzellenz* packte, aufs Kanapee warf und

maulschellierte. Van Swieten beschwerte sich bei der Kaiserin, Trattner wurde der Stadt verwiesen und erst nach Intervention des mittlerweile besänftigten Leibarztes und fußfälliger Reue wieder in Gnaden aufgenommen. [149] Auch wenn die Anekdote ganz oder teilweise erfunden sein sollte, ist sie doch aufschlussreich und symptomatisch für die allgemeine Renitenz, auf die der Feldzug gegen den Aberglauben stieß.[150]

Die meisten Verbote wurden ignoriert oder umgangen, manche

lösten offenen Protest aus. So war es bei der Abschaffung der *figurierten* Karfreitagsprozessionen in Tirol 1752. Das waren theatralische Aufzüge mit aufwendigen szenischen Darstellungen der Passionsgeschichte in der Tradition der spätmittelalterlichen geistlichen Spiele. Es handelte sich um eine besondere Attraktion des Landes, die für die Gemeinden – ebenso wie die Kalender für den Hofbuchdrucker – eine nicht unerhebliche wirtschaftliche Dimension hatten. Nach Ansicht

der Obrigkeit dienten sie allerdings mehr der Belustigung als der Andacht, führten zu ruinösem Überbietungswettbewerb, gaben Anlass zu allerlei Exzessen und waren überhaupt dem Ernst des österlichen Erlösungsgeheimnisses nicht angemessen. Die Tiroler Stadtgemeinden protestierten gegen das Verbot und verteidigten den religiösen Wert der Spiele, was aber bei der regionalen Repräsentation und Kammer in Innsbruck nicht verfing. Die Bevölkerung zeigte sich uneinsichtig und war nicht zum

Gehorsam bereit; der Streit zog sich drei Jahre hin. Anlässlich des Osterfests 1755 befürchtete die Innsbrucker Regierungsbehörde einen Aufstand und erwog, Militär einzusetzen. Die Hofkanzlei in Wien gab den Rat, das Prozessionsverbot unter Androhung strenger Strafen zu erneuern, *woferne aber deme ungeachtet kein gehorsam anzuhoffen seyn solte, euch sodann erst des Brachii Militaris [bewaffneten Arms] zu gebrauchen.* [151] Trotzdem kam es zu einem Aufruhr; gegen die Rädelsführer wurden strenge Strafen verhängt.

Die Auseinandersetzung um die Karfreitagsprozessionen war damit indessen nicht beendet. Im Fürstbistum Brixen bestanden sie weiter, andernorts wurden Passionsspiele einfach ohne Prozession aufgeführt. Die Gemeinden ließen sich ihre fromme Attraktion nicht einfach nehmen.

Dass die Reformen auf so zähen Widerstand stießen, hatte viele Gründe. All diese Maßnahmen brachten nicht nur den notwendigen Gabentausch zwischen Himmel und Erde und

den gewohnten Rhythmus von Arbeit und Muße, alltäglichem Mangel und festtäglicher Verschwendung durcheinander, sie entzogen den Untertanen vor allem auch ihre religiöse Handlungsmacht. In einer höchst unsicheren und unberechenbaren Welt vermittelten die traditionellen Frömmigkeitspraktiken den Gläubigen ein Gefühl der Kontrolle, so dass sie sich den permanent drohenden Gefahren um sich herum weniger hilflos ausgeliefert fühlten. Ungewissheiten und Gefahren, denen man durch

aktives Handeln begegnen konnte, erschienen weniger bedrohlich. Mit magischen Abwehrmaßnahmen, Segnungen, Bittprozessionen, Wallfahrten verschafften sich die einfachen Gläubigen eine Macht über ihr Schicksal, die ihnen die offizielle kirchliche Liturgie weitgehend vorenthielt. Denn im Gottesdienst spielten die Laien eine passive Rolle; sie verstanden nicht, was der Priester vorn auf Latein leise murmelte; unter *hoc est corpus meum* verstanden sie buchstäblich *Hokus pokus*. Auf die gewohnten religiösen Praktiken plötzlich zu

verzichten löste Angst und Unsicherheit aus und kam schlicht nicht in Frage. Die Priester in den Pfarreien hatten zwei Möglichkeiten: Entweder sie identifizierten sich mit der weltlichen Obrigkeit und machten sich deren Verbote zu eigen, dann fanden die Praktiken zum größten Teil einfach ohne Priester statt. Oder sie identifizierten sich mit ihren Gemeinden und setzten sich selbst an die Spitze des Widerstands, dann behielten sie ihre Autorität bei den Gläubigen – für die meisten zweifellos die

naheliegendere Option. Das aber hatte zur Folge, dass ein Riss quer durch den katholischen Klerus verlief.

Dies zeigt auch der Umgang mit teuflischer Besessenheit und Hexerei. Van Swietens Aberglaubensedikt von 1755 ordnete an, dass auch in solchen Fällen sofort der *politischen Instanz* Meldung zu machen sei, denn die Landeseinwohner hielten allzu leicht *dasjenige, was ihnen ein Traum oder eine Einbildung vorstellet oder durch andere betrügerische Leute vorgespiegelt wird*, für

Zauberei und würden in dieser *Leichtgläubigkeit öfter von einigen mit Vorurtheilen eingenommenen Geistlichen gestärket.*[152] Das öffne Betrügern Tür und Tor; ihnen sollte das Handwerk gelegt werden. 1758 wurde wegen *öfters unterlaufenden so vielen Betruges und Missbrauches* ausdrücklich auch *der Geistlichkeit […] das Exorzisiren* verboten, jedenfalls wenn sie nicht vorher das Einverständnis der weltlichen Obrigkeit eingeholt hatten.[153] Doch wo Betrug und Missbrauch anfingen, war keineswegs klar. Dass der Teufel

auf vielerlei Weise in der Welt sein Unwesen treibe und Menschen mit seiner Hilfe zauberische Handlungen begehen könnten, stellte niemand offen in Abrede, der nicht für einen gefährlichen Freigeist gehalten werden wollte. Im Kloster Mariazell legten zahlreiche Votivbilder Zeugnis von der Errettung aus teuflischer Versuchung und der Befreiung von dämonischer Besessenheit ab – so etwa das eindrucksvolle Triptychon des Malergesellen Johann Christoph Haitzmann, der seine Seele zweimal dem Teufel

verschrieben hatte und von der Gnadenmutter in Mariazell gerettet worden war (Abb. 44).[154] Auch in dem neuen Theresianischen Strafrechtskodex, der 1769 erschien, existierte nach wie vor das Delikt des *crimen magiae*, der Zauberei auf der Grundlage eines Paktes mit dem Teufel.[155] Den Juristen war aber offensichtlich nicht mehr sehr wohl dabei. Man müsse sehr genau untersuchen, schrieben sie zur Erläuterung, worum es sich im einzelnen Fall genau handele: um Betrug, Wahnsinn, die bloße vergebliche

Absicht zu zaubern – oder aber tatsächlich um *wahres zauberisches, von teuflischer Zuthuung herkommen sollendes Unwesen.* Der Zweifel der Gesetzesautoren an dieser letzten Möglichkeit war offensichtlich. Sie sprachen stets von *sogenannter Hexerei*, wiesen auf die schweren Fehler früherer Strafverfahren hin und umstellten den Nachweis des Zaubereidelikts mit so vielen Vorsichtsmaßregeln, dass es zur Verurteilung wegen *wahrer* Zauberei praktisch so gut wie nicht mehr kommen konnte. Die Vermutung spreche grundsätzlich

immer für eine der drei anderen Ursachen, hieß es, und wenn man nur sorgfältig und behutsam genug ermittle, finde man sie am Ende auch. Nur wenn ein konkreter Schaden verursacht worden sei, den man in keinerlei Weise auf Einbildung, Wahn oder Betrug zurückführen könne, dürfe man nicht gänzlich ausschließen, dass es sich tatsächlich um die Mitwirkung des Teufels handeln könne – was herauszufinden aber unbedingt der höchsten Gerichtsinstanz überlassen werden musste.

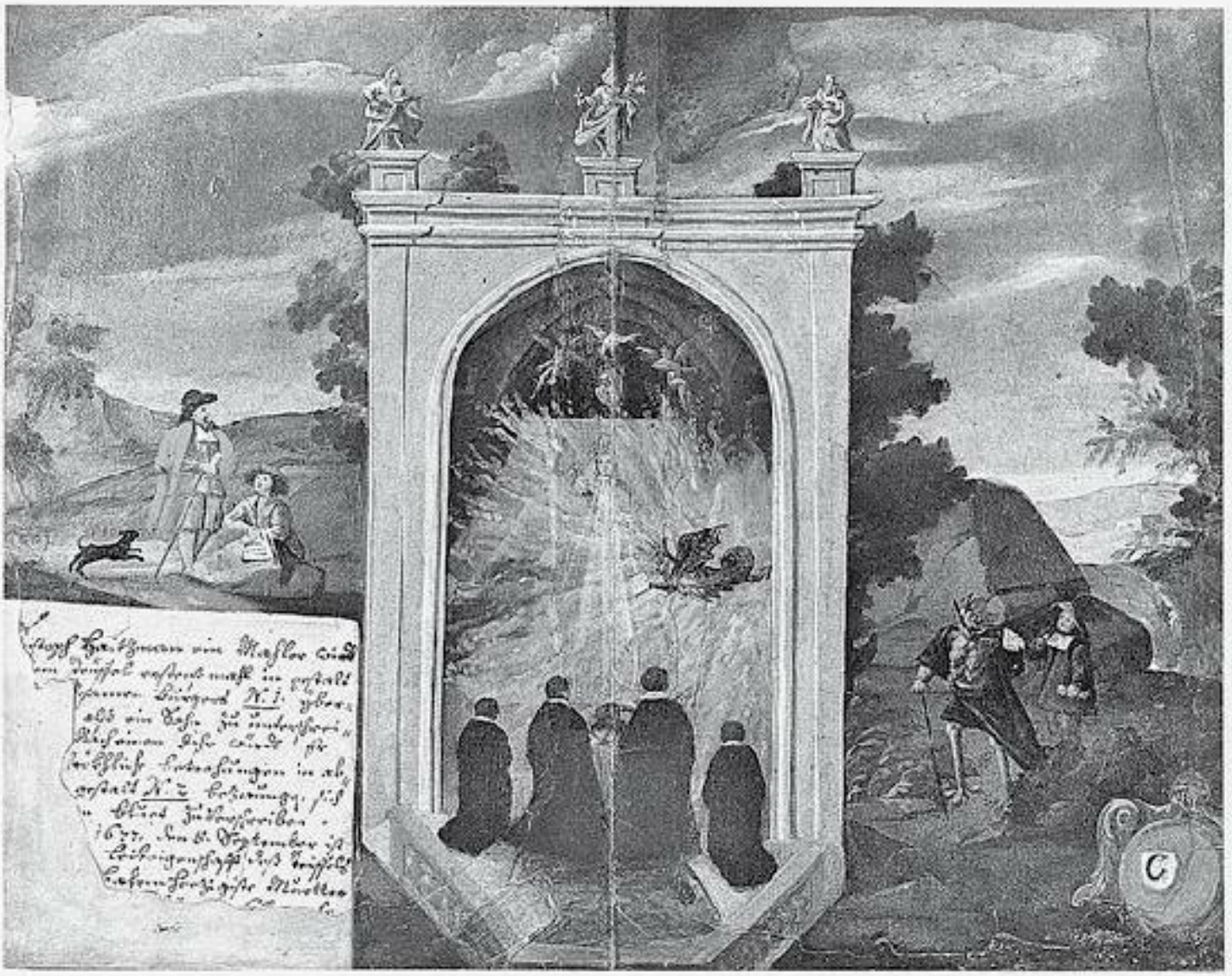


Abb. 44: Der Teufelsbund des Malergesellen Johann Christoph Haitzmann. Ölskizzen, Mariazell, 1725–29

Das Problem war keineswegs ein rein akademisches. In den späten 1760er und frühen 1770er Jahren machten gerade verschiedene Wunderheiler und Teufelsaustreiber von sich reden. Am meisten Aufsehen erregte Johann Joseph Gaßner, ein Pfarrer, der im Südwesten des Reiches die Kranken und Hilfesuchenden in Scharen anzog und erfolgreich unzählige Dämonen bannte.[156] In Ungarn

feierte der Franziskanerpater Rochus Szmendrovich ebenfalls spektakuläre exorzistische Erfolge. [157] Die Teufelsaustreiber konnten sich auf das Evangelium berufen, wenn sie Krankheiten als Folge dämonischer Besessenheit deuteten und die Dämonen mit geistlichen Mitteln besiegten. Die kirchlichen Autoritäten waren sich keinesfalls einig in der Bewertung dieser Phänomene – wer konnte schon sagen, was «natürliche» und was «teuflische» Ursachen einer Krankheit waren? Die Exorzismusfrage war in der

Öffentlichkeit ein ähnlich polarisierendes Reizthema wie die Jesuitenfrage. Allein über Gaßner erschienen rund 150 Schriften im Druck, bei denen sich Pro und Kontra abwechselten. Ein theologisches Gutachten der Universität Ingolstadt kam zu einem für Gaßner günstigen Ergebnis, und in keinem Geringeren als dem Fürstbischof von Regensburg fand er einen prominenten Förderer.

Maria Theresias Position zu diesem Thema war eindeutig und rigoros. Schon 1755 vertrat sie eine

Auffassung, die der Aufklärungstheologie erstaunlich nahestand: *Unsere Religion braucht nicht mehr solche Überzeugnisse, wie selbe in anfang sie gebraucht; seithero das gott vor uns gestorben und uns erlöst hat man nicht mehr in evangelio mehr von besessenen was gehört glaube das keine mehr gibt*, notierte sie an den Rand eines Vortrags des böhmischen Hofkanzlers Chotek, als über das Thema beraten wurde.[158] Und als 1772 im Herzogtum Mailand ein mirakulöser Heiler auftrat, schrieb sie an ihren Sohn Ferdinand: *Ich*

bin froh, dass dieser Pfarrer, der Wunderheilungen oder Kuren durchführt, nicht hier bei mir ist. Ich würde Euch empfehlen, ihn einsperren zu lassen. Aber was mich ärgert ist, dass man immer noch an Besessene glaubt; wenigstens soll man sie nicht öffentlich auftreten lassen, und nur keinen Exorzismus; man soll sie wie Verrückte oder Betrüger ins Hospital stecken.[159]
Das zeigt, mit welch großer Selbstverständlichkeit Maria Theresia für sich selbst – bzw. für ihre weltlichen Behörden – die Kompetenz in Anspruch nahm, in

solchen Fragen letztgültig zu entscheiden. Denn wenn in der Sache zwischen Theologen, Juristen und Medizinern keine Einigkeit herzustellen war, ob es sich um Scharlatanerie, Wahnvorstellungen oder Teufelswerk handelte, dann war die entscheidende Frage, wer die Definitionsgewalt darüber durchsetzen konnte und in solchen Fragen das letzte Wort hatte. Van Swieten und Maria Theresia zogen in diesem Punkt an einem Strang: [160] Die Kampagne gegen den Aberglauben etablierte das

Deutungsmonopol des Staates, der sich dabei auf die professionellen gelehrten Experten stützte und die nicht-professionellen Konkurrenten des Platzes verwies: den Pater, der sich mit geweihtem Heilwasser ein Zubrot verdiente, die Hebamme, die einen magischen Luchsstein zum Einsatz brachte, oder den Pfarrer, der durch Dämonenaustreibung Krankheiten heilte.[161]

Es kam der Staatsgewalt zugute, dass sie sich die Entscheidungshoheit in Fragen aneignete, über die in der

Gesellschaft erbitterte Debatten geführt wurden. Maria Theresia selbst ließ sich allerdings auf diese Debatten in der Sache gar nicht ein. Sie mochte theologische oder philosophische Auseinandersetzungen prinzipiell nicht und duldete keine öffentliche Diskussion über die Richtigkeit ihrer Reformgesetze. Auf missliebige Predigten reagierte sie höchst ungnädig;[162] und schließlich ließ sie jede politische Kritik seitens der Geistlichen gesetzlich verbieten.[163] Wenn sie entschlossen gegen Phänomene

wie Orakel und Wunderheilung vorging, dann nicht deshalb, weil sie selbst die Vernunftargumente für und wider erwogen hätte, sondern weil sie ihrem Protomedicus van Swieten in diesen Fragen mit unerschütterlicher Zuversicht folgte. Ihre Aberglaubenskritik war paradoxerweise eher die Folge des Glaubens an seine Autorität als das Ergebnis eines kritischen Denkprozesses.

Freigeister und Modephilosophen

Den Geist der Kritik und des systematischen Zweifels, der das Zeitalter kennzeichnete, lehnte Maria Theresia grundsätzlich und mit großer Vehemenz ab: *So seind unsere aufgekhlärte, ni foi ni loix ni honneté – kein Glaube, kein Gesetz, keine Ehre*.[164] Was sie an den Aufklärern, den *philosophes à la mode*, verabscheute, war ihr Geist der Selbstermächtigung, der Optimismus, alle Urteile allein auf individuelle Vernunft zu gründen und auf die jahrhundertealte Weisheit der Tradition zu verzichten. Das empfand sie als

Anmaßung, davor fürchtete sie sich, das glaubte sie durch Verbote eindämmen zu müssen. Denn, so fand sie: *Nichts ist bequemer, nichts geeigneter, unserer Eigenliebe zu schmeicheln, als eine Freiheit ohne jeden Zwang. Das ist ein Wort, das man im aufgeklärten Jahrhundert an die Stelle der Religion gesetzt hat, wo jeder selbst aus Überzeugung oder Kalkül begreifen und handeln will. Man verurteilt die gesamte Vergangenheit wegen ihrer Unwissenheit und ihrer Vorurteile, ohne überhaupt über Vergangenheit und Gegenwart unterrichtet zu sein.*

Diese Klippen sind umso gefährlicher, als sie alles haben, was unserem Stolz und unseren Leidenschaften schmeichelt. [165] Die größte Gefahr ging von Büchern und Gesprächen über Bücher aus: *Alle diese neuen Bücher und vor allem die Diskussionen führen ins Verderben, untergraben alle Tugend und Moral, verführen zu Lässigkeit, Lizenz, Bequemlichkeit und Indifferenz gegenüber aller Religion und der natürlichen Bindung an Eltern, Souveräne und Obrigkeiten, so dass es nicht verwunderlich ist, dass alle unsere jungen Leute so in*

die Irre gehen. [166]

Gegen die *Freigeisterei* kämpfte Maria Theresia daher mit noch größerer Heftigkeit als gegen den Aberglauben. Beides schloss sich gegenseitig nicht aus, im Gegenteil: In beiden Fällen ging es ja um Kontrolle des Wissens, Glaubens und Denkens. Gleichgültigkeit und mangelnden Respekt gegenüber der wahren Religion befürchtete sie überall und suchte das rigoros auszutilgen, nicht zuletzt bei Hof und in der Beamtenschaft. *Um dem einreissenden höchst ärgerlichen Laster der Freigeisterei und dem*

Frevel derjenigen, die von der heiligen Religion und deren Geheimnissen zu frei oder wohl gar verächtlich zu reden sich höchst sträflich erkühnen, den würksamen Einhalt zu verschaffen, erließ sie deshalb im April 1767 per Handschreiben einen Befehl an ihren Obersthofmeister Ulfeld. Er sollte veranlassen, dass die Chefs des Hofstaats, die Präsidenten der Länderstellen und die Militärkommandanten in ihren jeweiligen Kompetenzbereichen das Laster des Unglaubens *werkthätig* abstellten und für die

gebührende Verehrung Gottes und der heiligen Kirche sorgten. Alle, *welche ihr eigenes Gewissen einer diesfälligen Verfehlung anklage*, sollten *zur Bekehrung und Besserung ernstlich angemahnet und gewarniget* und, wenn das nichts fruchtete, *nach der Schwere des Lasters ganz unnachsichtlich zur empfindlichsten Strafe gezohen werden.* Wer *frevelhafte Reden* mit anhörte und nicht sofort anzeigte, sollte der gleichen Strafe unterliegen wie der Frevler selbst. Alle Bücher, die zu Freigeisterei und Spott über die Religion anleiteten, sollten

innerhalb von acht Tagen von den Besitzern selbst verbrannt werden; jedem, der weiterhin solche Bücher besaß oder auch nur davon wusste, sollten ebenfalls strenge Strafen angedroht werden. Den Militärkommandanten sollte unter Androhung des Amtsverlusts befohlen werden, in ihren Regimentern genauestens nach *freventlichen Gottes- und Religions-Spöttern* zu forschen.[167] Obersthofmeister Ulfeld war indessen nicht sicher, ob er das richtig verstanden hatte, und fragte nach, ob der Befehl wirklich

buchstäblich allen Untergebenen verkündet werden solle, denn er befürchtete, dass das Problem womöglich unter den höchsten Amtsträgern selbst viel verbreiteter sei als unter den niederen Chargen. Der Oberjägermeister hatte ihn gewarnt, dass seine Untergebenen, die einfachen Jäger, *von der Resolution keinen Begriff haben würden*. Und das Kammerfräulein Goëss hatte nachgefragt, was es auf sich habe mit dem Befehl *wegen Geistern*, den der Obersthofmeister ihnen hatte zukommen lassen. Mit anderen Worten: Ulfeld versuchte

der Kaiserin klarzumachen, dass das Hofpersonal ein Verbot der Freigeisterei womöglich als Warnung vor Gespenstern missverstehen könnte. Maria Theresia reagierte verärgert: *dise sach ist nicht ergangen wie es die intention ware, anstatt respect und eindruck zu machen*, habe sie Spott und Kritik verursacht.[168] Jedenfalls scheint der rigide Befehl nicht weiterverfolgt worden zu sein, sonst hätte manch einer ihrer engsten Vertrauten selbst schwere Strafen wegen Freigeisterei auf sich ziehen müssen.

Immerhin aber schrieb die Kaiserin ihrer gesamten Hof- und Staatsdienerschaft die strikte Befolgung der äußerlichen religiösen Gebote vor. Sämtliche Amtsträger bei Hof und in den Erbländern waren zum Besuch des Sonntagsgottesdienstes und zur jährlichen Beichte und Kommunion verpflichtet. Ihrem Sohn Leopold hatte die Kaiserin schon 1764 ans Herz gelegt, diese Regel auch an seinem eigenen Hof zu befolgen. [169] Spätestens seit 1774 schrieb sie dann gesetzlich fest, dass jeder Einzelne nachweisen musste, dass

er seiner Beicht- und Kommunionspflicht am Gründonnerstag nachgekommen war. Wer nicht erschienen war, musste eine schriftliche Entschuldigung vorlegen. Selbst Kaunitz bat die Kaiserin schriftlich um Verzeihung, wenn er am Gründonnerstagsgottesdienst des Hofes nicht hatte teilnehmen können, und legte ihr seinen ordnungsgemäßen Beichtzettel vor. [170] Wie streng die Sonntagsheiligung gegenüber dem Hofstaat kontrolliert wurde, bezeugte eine Beobachterin im

Januar 1772: Während der Gottesdienstzeiten dürfe sich niemand auf der Straße beim Ausgehen erwischen lassen. Unlängst sei sogar ein Diener des Fürsten Auersperg, der ihm an einem Sonntag sein Galakleid bringen sollte, aufgegriffen und inhaftiert worden.[171] Was Maria Theresia damit bewirkte, war Heuchelei unter ihren Augen und Spott hinter ihrem Rücken. Adelige Libertins wie der ungarische Magnat Graf Nitzky oder der Fürst de Ligne machten sich unverhohlen über sie lustig; sie beteten

ungerührt den Rosenkranz, wenn es sein musste, und spotteten zugleich *über den Aberglauben der Kaiserin*.[172] Dass man sich im protestantischen Deutschland darüber je nach Temperament entweder empörte oder amüsierte, liegt auf der Hand. Für den preußischen Reisenden Friedrich Nicolai war Wien der Inbegriff all dessen, was man im protestantischen Norden schon fälschlich für ausgestorben hielt: *viele von uns, die sich so gern mit süßen Träumen von Aufklärung nähren, wollen nicht einmal glauben,*

daß alle die Pfaffereyen in dem so erleuchtet seyn sollenden achtzehnten Jahrhunderte wirklich noch existiren. [173]

Das wichtigste Mittel im Kampf gegen Freigeisterei und Aberglauben war die Bücherzensur, das heißt die Überprüfung sämtlicher noch ungedruckten und gedruckten Schriften auf Gefahren für die Religion, die guten Sitten und die politische Ordnung. [174] Das Zensurwesen, das Maria Theresia 1740 vorgefunden hatte, war unzulänglich. Verschiedene Institutionen konnten dabei

mitreden: Professoren der Wiener Universität, Bischöfe, Landesgubernien, die Hofkanzlei. Die einheimischen Schriften wurden von den Jesuiten der Theologischen und der Philosophischen Fakultät vor dem Druck geprüft; das Gepäck der Reisenden wurde von den Grenzbeamten auf gefährliche Bücher aus dem Ausland durchsucht. All das verlief unkoordiniert und willkürlich; eine übergeordnete Institution oder einen allgemeinen Maßstab für Verbote gab es nicht. Schon

Karl VI. hatte das zu ändern versucht, den Kompetenzwirrwarr aber dadurch eher noch vergrößert. Im Zuge des großangelegten Haugwitz'schen Reformprogramms setzte Maria Theresia die Bücherzensur daher wieder auf die Agenda, nicht zuletzt, weil der öffentlichen Kritik an den Reformen Einhalt geboten werden musste. Van Swieten als Reorganisator der Universität und Präfekt der Hofbibliothek schien der Kaiserin der geeignete Mann dafür. Van Swieten machte sich daran, das Zensurwesen zu

systematisieren und den Jesuiten die universelle Deutungshoheit über alles Geschriebene aus der Hand zu nehmen. Stattdessen sollte die Beurteilung der in- und ausländischen Bücher einem unabhängigen Gremium von weltlichen und geistlichen Fachleuten anvertraut werden. Unter seiner Regie wurde tatsächlich in mehreren Schritten und nicht ohne beträchtliche Konflikte 1753 eine zentrale staatliche Zensurbehörde geschaffen, die ihre Beschlüsse in einem kollegialen Verfahren nach

Mehrheitsprinzip fasste und die Ergebnisse jedes Jahr in einem ‹Catalogus librorum prohibitorum› publizierte.

Van Swieten und seine Mitstreiter verstanden Wissenskontrolle als Mittel der Aufklärung, der gegenüber den Mächten des Aberglaubens, des Lasters und der *Irreligion* mit Hilfe staatlicher Autorität zum Durchbruch verholfen werden musste. An Freiheit der Presse dachte niemand; auf den Siegeszug der Vernunft aus eigener Kraft vertraute man nicht. Es ist

bezeichnend, dass Zensierte und Zensoren mitunter identisch waren, wie der prominente Aufklärer, Publizist und Staatsbeamte Joseph von Sonnenfels, dessen Wochenschrift ‹Der Vertraute› 1765 noch verboten worden war und der 1770 selbst in die Zensurkommission berufen wurde. [175] Ebenso wie in den meisten anderen europäischen Staaten befanden sich die Zensoren auch in Wien auf einer beständigen Gratwanderung: Das Licht der Vernunft sollte nicht verdunkelt werden, doch noch wichtiger

schien es zu verhindern, dass es in einen alles verzehrenden Brand ausartete. Eine lange Reihe alter und neuer Klassiker landete daher auf der Verbotsliste: Nicht nur ein Provokateur wie Machiavelli oder ein Atheist wie LaMettrie, sondern auch Werke von Montaigne und Bayle, Voltaire und Rousseau, ja sogar von Grimmelshausen und Fielding, Lessing und Wieland. [176] Doch der Katalog der verbotenen Bücher hatte ambivalente Wirkung: Gedacht als Handreichung für die Staatsbeamten, bot er dem

interessierten Publikum zugleich einen willkommenen Überblick dessen, was in den Nachbarländern an Neuem und Lesenswertem produziert wurde. 1777 wurde er aus diesem Grund seinerseits verboten. Auf die Lektüre der meisten indizierten Bücher musste indessen niemand verzichten. Französische Aufklärungsliteratur brauchte nicht einmal über die Grenzen eingeschmuggelt zu werden, denn sie zirkulierte in Raubkopien von Wiener Druckereien, die sogar öffentlich dafür Werbung machten.[177]

Auch in den Erbländern expandierte der Buchmarkt in der zweiten Jahrhunderthälfte rasant; es erschienen politische, moralische, staatswirtschaftliche Abhandlungen, Streitschriften, Romane, auch Periodika wie die ‹Wienerischen Gelehrten Nachrichten›, ‹Der österreichische Patriot› oder ‹Der Mann ohne Vorurtheil›. Dass die Zensurkommission der immer schneller ansteigenden Bücherflut nicht entfernt gewachsen war, blieb niemandem verborgen.[178] Es ging das Gerücht, dass eines der

skandalösesten Bücher des Jahrhunderts, ‹Les trois imposteurs›, der ‹Traktat über die drei Betrüger Moses, Jesus Christus und Mohammed›, sogar in der Kaiserlichen Hofbibliothek gesichtet worden sei.[179]

Das war vermutlich ein polemischer Hieb gegen deren Leiter van Swieten. Denn er hatte mächtige Feinde in- und außerhalb der Zensurkommission, die sich bei der Kaiserin Geltung zu verschaffen wussten: Zuerst waren es die Jesuiten, später nach deren Entfernung aus der Kommission

vor allem Erzbischof Migazzi, aber auch der Hofbeichtvater Ignaz Müller. Maria Theresia behielt sich selbst das letzte Wort in Zensurfragen vor, und sie folgte ihrem geschätzten Leibarzt in Fragen der religiösen Wissenskontrolle keineswegs so blindlings wie in anderen Fragen. Ihre Haltung war unberechenbar. In einigen Fällen ergriff sie für ihn Partei, so als es 1752 um die Frage ging, ob Montesquieus berühmtes Werk über den Geist der Gesetze aus dem Katalog der verbotenen Bücher nicht doch besser wieder

gestrichen werden sollte.[180] In anderen Fällen fiel sie dagegen ihrer eigenen Zensurbehörde in den Rücken, so dass van Swieten mehrfach kurz davor war, sein Amt niederzulegen. Ein besonders spektakulärer Fall dieser Art war ihr persönliches Eingreifen gegen die antipäpstliche Schrift des ‹Febronius›, die zuvor von der Kommission einstimmig gebilligt worden war. Selbst auf eindringlichstes Zureden van Swietens ließ sie sich davon nicht abbringen, sondern folgte lieber seinem Erzfeind Migazzi. Später

unternahm sie nicht einmal etwas dagegen, als der Verfasser des ‹Febronius› 1778 vom Papst zum Widerruf gezwungen wurde, obwohl Kaunitz ihr erklärte, dass dessen Lehrsätze schließlich in ihren eigenen Ländern an allen Universitäten öffentlich gelehrt würden. Doch was für Gelehrte richtig sein mochte, durfte noch lange nicht dem gemeinen Volk in die Hände fallen; dogmatische Dispute gehörten in Maria Theresias Augen nicht an die Öffentlichkeit.[181] 1768 verfügte sie, dass in wichtigen, die Religion

betreffenden Fällen nicht mehr die Mehrheit der Zensurkommission entscheiden solle, sondern sie selbst. Damit unterlief sie ihre eigene Behörde und öffnete informellen Interventionen Tür und Tor.[182] Als van Swieten sich aus Gesundheitsgründen 1771 von dem Zensorenamt befreien ließ, schrieb sie zwar, *der censurs commission verspreche all meinen schutz, so lang sie wird fortfahren in den principiis des so werthen vansuiten. […] niemand kan und solle bessere zeignus geben als ich von seinen unermüdeten eyffer und arbeit, von*

seiner wahr- und khlarheit ohne scheü, ohne leydenschafften. […] sein eyffer und exempel in der religion waren so rein als seine treüe vor meine person und famille […]. [183] Tatsächlich aber folgte sie seinem moderaten Kurs nicht mehr; die Zensurkommission schlug vielmehr eine immer rigidere antiaufklärerische Richtung ein. Nach van Swietens Tod 1772 hatte Maria Theresia im Kampf gegen Aberglauben und Freigeisterei keinen zuverlässigen Kompass mehr. Auch Haugwitz, Daun und Tarouca waren gestorben; übrig

war nur Kaunitz, selbst ein Freigeist. Doch je älter Maria Theresia wurde, je isolierter sie sich fühlte inmitten all der Aufklärer und Libertins an ihrem Hof und im gebildeten Publikum, desto unnachgiebiger hielt sie daran fest, bei ihren Kindern, an ihrem Hof und in ihren Ländern die wahre katholische Religiosität durchzusetzen, und je aussichtsloser das wurde, desto mehr verdüsterte sich ihre Stimmung.

Wenn es angesichts all der Widersprüche im Verhalten der

Kaiserin gegenüber Religion und Kirche eine Konstante gab, eine Überzeugung, an der sie ihr Leben lang festhielt, dann war es zweifellos die, als Souveränin unmittelbar von Gott zur Herrschaft beauftragt zu sein, und zwar aufgrund dynastischen Erbrechts. Daraus folgte für sie erstens, dass der Schutz der wahren katholischen Religion, die Ehre der Dynastie und das Wohl der Länder gar nicht voneinander zu trennen waren, und zweitens, dass sie vor Gott für die Religion ihrer Untertanen Verantwortung trug.

Auf päpstliche Vermittlung war sie dazu nicht angewiesen. In ihrer Überzeugung von ihrer persönlichen Unmittelbarkeit zu Gott, einem eigentlich protestantischen Prinzip, wurde sie durch die jansenistische Lehre bestärkt. Die ererbte Souveränität, die von Gott verliehen war, eröffnete ihr die größte Handlungsfreiheit und erlaubte ihr im Konfliktfall eine radikale Haltung auch gegenüber dem Papst. Denn niemand als sie selbst konnte wissen, was der göttliche Auftrag von ihr verlangte. Das

Problem war allerdings, dass maximale Handlungs*freiheit* zugleich maximale Handlungs*unsicherheit* bedeutete. Was, wenn die Zuversicht, stets im Einklang mit dem göttlichen Auftrag zu handeln, schwand und wenn auch die überlieferten rituellen Handlungsmuster keine unhinterfragbare Sicherheit mehr boten? Dieses Problem stellte sich ihr im Lauf ihres Lebens mit zunehmender Schärfe, vor allem, weil ihr eigener Sohn, der schließlich ebenfalls das dynastische Erbrecht auf seiner

Seite hatte, Prinzipien vertrat, die mit den ihren nicht vereinbar waren.

XII
DAS FREMDE IM EIGENEN

~

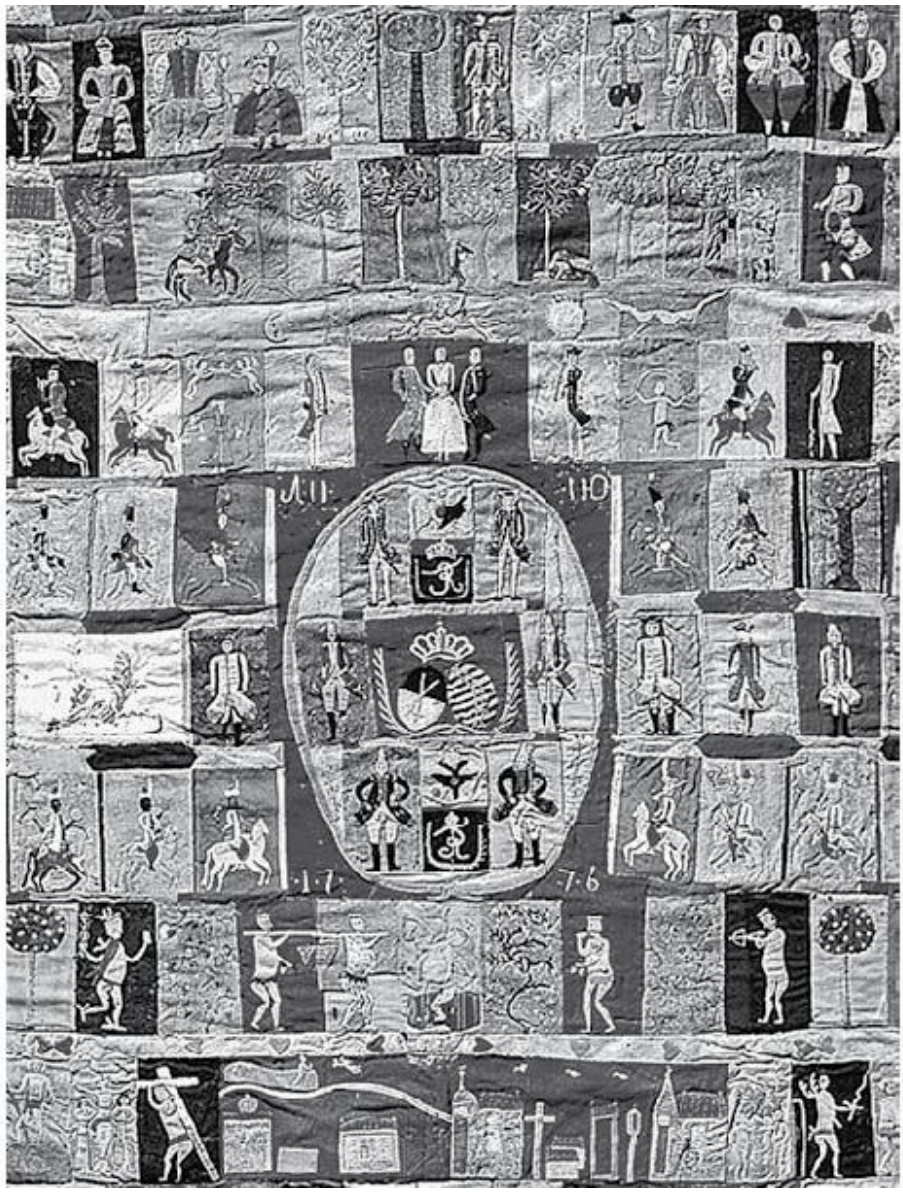


Abb. 45: Wandbehang zum Frieden von Hubertusburg mit Türken-, Mohren- und Indianermotiven (Detail), 1776/78

Einheit und Vielfalt

Nach dem Frieden von Hubertusburg nähten fleißige Handarbeiterinnen einen ungewöhnlichen Wandbehang von etwa zwei Metern Höhe und anderthalb Metern Breite, den sie aus mehr als dreizehnmal dreizehn sorgfältig bestickten einzelnen Tuchflicken zusammensetzten (Abb. 45). Leider weiß man weder, wer diese rätselhafte textile Intarsienarbeit angefertigt hat, noch aus welchem Grund und zu welchem Zweck.[1] Jedenfalls verherrlicht der Flickenteppich den

Hubertusburger Friedensschluss von 1763. Das große Oval in der Mitte enthält Wappen von Österreich, Sachsen und Preußen; darüber reichen sich Maria Theresia, Friedrich II. und Friedrich August II. die Hände. Schaut man genauer hin, dann entdeckt man allerlei erstaunliche Motive. Friedlich vereint sind hier nicht nur die drei Monarchen und Soldaten verschiedener Länder und Waffengattungen, sondern auch mythologische Figuren, biblische Gestalten, Menschen aller Stände und Weltgegenden: Amor und

Bacchus, Adam und Eva, Panduren und Husaren, Bauern und Bäuerinnen, Postreiter und Kaminfeger, Christus mit dem Kreuz – und dazwischen Türken, Mohren und Indianer, ein ungemein vielfältiges, alle möglichen Zeiten und Räume umspannendes Puzzle. Was man daran sehen kann, ist, dass Menschen aus fernen Weltgegenden offensichtlich ein Bestandteil des populären Wissens waren; man machte sich seine eigenen Bilder davon und integrierte sie in seine Vorstellung

von der Welt. Das Universum, das dieser Wandteppich präsentiert, ist allerdings bemerkenswert ungeordnet; es kommt nahezu gänzlich ohne Systematik aus – ein erstaunliches Gegenbild zu dem streng hierarchisch geordneten Universum, wie es sich den höheren Ständen darstellte.

Was als fremd und was als vertraut wahrgenommen wird, ist eine Frage der Perspektive. Für Maria Theresia und ihre Vorfahren war Fremdheit in erster Linie religiös definiert. Fremd waren alle, die nicht der einen, wahren,

heiligen katholischen Religion anhingen, mit einem Wort: die *Akatholischen*. Für Maria Theresia war das konfessionelle Zeitalter noch nicht vorüber. In der Tradition, in der sie erzogen worden war, galt es als selbstverständlich, dass ein Herrscher in seinem Reich für religiöse Einheit sorgte. Dafür gab es unterschiedliche Gründe. Zum einen – davon war schon die Rede – verstanden sich die Herrscher als vor Gott für das Seelenheil der Untertanen verantwortlich. Zum anderen

galten nur fromme und rechtgläubige Untertanen als zuverlässige und gehorsame Untertanen; religiöse Abweichung konnte als politische Rebellion verstanden werden. Tatsächlich war aber die Untertanenschaft der Erbländer alles andere als einheitlich, auch nicht in religiöser Hinsicht, und sie war es nie gewesen. In Ungarn zum Beispiel bestand nur etwa die Hälfte der Bevölkerung aus Katholiken, in Siebenbürgen waren sie in der Minderheit, in Prag war rund ein Viertel jüdisch. Schon die

Residenzstadt Wien bot Reisenden ein Bild der Vielfalt und spiegelte die religiöse Diversität, die in dem extrem heterogenen Länderbündel des Erzhauses herrschte – ein *Mischmasch aller Nationen*:[2] Es gab Juden, Muslime, Calvinisten, Lutheraner, griechische, unierte und armenische Christen, Antitrinitarier, religiös Indifferente und vermutlich auch – heimliche – Atheisten. Manche der Andersgläubigen genossen individuelle, manche korporative Privilegien, andere gar keine.[3] Die geduldete Anwesenheit so

vieler verschiedener Glaubensgemeinschaften in Wien und anderswo in den Erbländern hatte allerdings nichts mit Toleranzpolitik zu tun, wie die Aufklärer sie verstanden. Es handelte sich, wie im Alten Europa üblich, um Freiheiten (im Plural), also um vertraglich gesicherte Ausnahmen von der Regel – nicht um generelle Religionsfreiheit (im Singular), nicht um ein prinzipielles Recht jedes Einzelnen zu freier Religionswahl. Bestimmte Personen, Korporationen, Familien oder Gemeinden genossen an

bestimmten Orten genau bemessene Zugeständnisse. Solche Ausnahmerechte besaßen in Wien etwa fremde Gesandte, Kaufleute, Militärangehörige oder auch die evangelischen Mitglieder des Reichshofrates mit ihren Familien. Ihnen konnte man nicht gänzlich verwehren, ihre Gottesdienste abzuhalten, duldete das aber nur hinter verschlossenen Türen: Es sollte möglichst wenig davon sichtbar und hörbar sein, denn man fürchtete die Ansteckungsgefahr.[4] Stattdessen wurde verlangt, dass die

Akatholischen sich äußerlich so weit wie möglich anpassten, den Fastenregeln unterwarfen, vor dem Allerheiligsten, wenn es durch die Straßen getragen wurde, auf die Knie fielen, die katholischen Feiertage einhielten und so fort.[5] Ein ständiger Stein des Anstoßes waren die protestantischen Privatkapellen der Gesandtschaften von Dänemark, Schweden und den Vereinigten Niederlanden, deren Gottesdienste viele Gläubige von auswärts anzogen, mitunter sogar aus dem erbländischen Adel. Das erregte höchstes kaiserliches

Missfallen, und Maria Theresia befahl *darauf zu halten, dass es nicht mehr geschihet doch aber das die sach kein zu grossen eclat mache*.[6] Doch obwohl das Kaiserhaus jede Art religiöser Abweichung äußerst ungern sah, waren keineswegs alle Andersgläubigen sozial isoliert. Die pauschale negative Bezeichnung als *Akatholische* verdeckt die großen Unterschiede, die tatsächlich zwischen ihnen bestanden. Wie die katholische Mehrheit mit den vielerlei *Fremden* umging, war nicht allein davon abhängig, welcher Religion sie

angehörten, sondern vor allem auch, welchen Standes sie waren und über welches soziale, ökonomische und symbolische Kapital sie verfügten.[7]

Dennoch war der soziale Druck auf die *Akatholischen*, vollends in den Schoß der allein seligmachenden römischen Kirche einzukehren, außerordentlich groß, vor allem dann, wenn es sich um Einzelne handelte, die sich fern ihrer Heimat und ohne Rückhalt in einer Familie oder Gemeinde in der katholischen Umwelt aufhielten – etwa Witwen, Waisen, Kaufleute

oder Militärs. Konversion in die umgekehrte Richtung galt dagegen als *perversio* und war streng verboten. Verschiedene Orden setzten ihren Ehrgeiz in die Missionierung von Protestanten, Juden und Muslimen; allein die Jesuiten in Wien rühmten sich durchschnittlich hundert erfolgreicher Bekehrungen pro Jahr. Dabei wurde mit zahlreichen Vergünstigungen nachgeholfen, während umgekehrt den Halsstarrigen alle möglichen Nachteile sicher waren. Zwar gab es auch bei Hof durchaus

Protestanten – beispielsweise Kammerherren, die den Kammerschlüssel tragen, aber keinen Dienst tun durften[8] –, doch wer wirklich Karriere machen wollte, kam um eine Konversion nicht herum. Nicht nur Maria Theresias eigene Mutter hatte für die Heirat konvertieren müssen, auch Feldherren wie Laudon oder Joseph Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, Gelehrte wie Justi oder Beck und hohe Amtsträger wie Wurmbrand, Ulfeld, Bartenstein, Haugwitz, Binder oder die Zinzendorfs waren in der

Anfangszeit ihrer Laufbahn zur katholischen Kirche übergetreten. [9] Mit welchem sozialen Druck und welchen dramatischen Gewissenskonflikten das mitunter verbunden war, lässt sich am Beispiel Karl von Zinzendorfs studieren, immerhin ein Großneffe des berühmten Begründers der pietistischen Herrnhuter Brüdergemeine, der sich jahrelang sträubte, seinen Glauben um diesseitiger Vorteile willen zu verkaufen, aber es endlich trotzdem tat, Deutschordensritter wurde und zu höchsten Würden in

der Finanzverwaltung aufstieg.[10] Aus herrscherlicher Perspektive hatten Konvertiten den Vorteil, dass sie in der Regel nicht in ein soziales Netz von Freunden und Verwandten eingebunden waren, so dass von ihnen geringere *Interessiertheit* und größere Loyalität erwartet werden konnte – so zum Beispiel Maria Theresias Kammerzofe und Vorleserin Charlotte Hieronymus, eine protestantisch getaufte Soldatenwaise, die sie für ihren Dienst auserkoren und katholisch hatte erziehen lassen.[11] Der

Kaiserin selbst war die Bekehrung von *Akatholischen* in ihrem Umfeld ein großes Anliegen.[12] Aus der von ihrer Großmutter gestifteten *Konvertitenkasse*, aber auch aus ihrem eigenen Kammerbeutel förderte sie die Konversionswilligkeit und unterstützte bedürftige Ex-Protestanten, vor allem solche aus verarmtem Adel.[13] Gelang es, einen besonders hartnäckigen Häretiker wie den Generalfeldzeugmeister Graf Schulenburg, *der auf seinen lutherischen Glauben ungemain*

versessen ware, noch kurz vor dem Ableben zum Empfang der katholischen Sakramente zu überreden, konnte er also, mit anderen Worten, *denen fortwährenden Regungen der göttlichen Gnad […] nicht mehr widerstehen*, dann wurde *eine so schöne und fast miraculose Bekehrung* als großes öffentliches Ereignis im Beisein der Kaiserfamilie, des Erzbischofs und des ganzen Hofes zelebriert, und die Erben konnten mit großzügiger Begünstigung durch die Kaiserin rechnen.[14]

Manche der Konvertiten betrachteten ihre eigene Konversion mit einer gehörigen Portion Zynismus. So zum Beispiel Friedrich von der Trenck, der preußische Neffe des berüchtigten österreichischen Feldherrn. Er konvertierte, weil er sich davon versprach, leichter an das Vermögen seines verstorbenen Onkels zu kommen: *Ich zog also den Römischen Glaubens Rock an, erklährete mich zum Erben des letzteren Trenck […] Hiedurch erhielt ich neuen Credit […] und die Gnade der Monarchin erwachte bey*

Erblickung eines neu bekehrten Ketzers, so daß ich einen Process nach dem andern gewann und mir auf alle mögliche Art favorisirt wurde.
[15] Der frivole Freigeist Trenck hielt sich allerdings nicht mehr in Wien auf, als er das schrieb, sondern saß in preußischer Haft, und sowohl das Erbe seines Onkels als auch die Gunst der Kaiserin hatte er längst verloren. Für Konvertiten, die in Wien blieben und dort Karriere machten, stellte sich die Sache gemeinhin anders dar. Ganz gleich, wie sehr sie sich vorher gesträubt haben mochten –

wenn sie erst einmal im Schoß der katholischen Kirche angelangt waren, deuteten sie das Geschehen nachträglich als göttliche Fügung. Bartenstein etwa, der Sohn eines frommen Straßburger Lutheraners, beklagte sich zunächst jahrelang gegenüber einem Hamburger Studienfreund auf das Bitterste darüber, wie sehr seine Treue zum evangelischen Glauben seinem Fortkommen am Wiener Hof im Weg stehe, zeigte sich aber optimistisch, das durch Kompetenz und Arbeitseifer kompensieren zu können. Als die Karriere trotzdem

an der lutherischen Konfession zu scheitern drohte, ließ er sich von zwei jansenistisch gesinnten Benediktinerpatern bekehren, was er allerdings vor seinem Vater geheim hielt. Trotzdem war er rückblickend von der Gottgewolltheit seiner Bekehrung überzeugt. Dem gelehrten Pater, der seine Zweifel zerstreut hatte, dankte er später herzlich dafür, dass er ihm geholfen habe, seinen inneren Widerstand gegen die Annahme der göttlichen Gnade endlich zu überwinden.[16] Fälle wie dieser zeigen, dass die Frage,

ob es sich um eine «echte» oder um eine strategische Konversion handelte, irreführend ist. Diese Alternative stellte sich in den Augen der Betroffenen meist gar nicht. Die Deutung der Konversion hing vielmehr vom Zeitpunkt und vom Betrachter ab. Im Rückblick bildeten die geistliche Bekehrung und ihre vorteilhaften weltlichen Folgen für die Konvertiten selbst eine harmonische Einheit, erst recht, wenn die gesamte katholische Umgebung sie in dieser Deutung bestärkte.

«Angst und Abscheu» – die Juden

Akatholische waren nicht gleich Akatholischen. In einer grundlegend anderen Lage als Angehörige christlicher Glaubensgemeinschaften befanden sich die Juden, denn es gab kein Land, dessen Herrscher ihren Glauben teilte und das ihnen Heimatrecht, Zuflucht oder diplomatische Unterstützung geboten hätte. In der christlichen Umwelt galten sie als die Fremden und Feinde schlechthin. Gegen sie hegte Maria Theresia eine besonders ausgeprägte Abneigung.

Eine vielzitierte eigenhändige Resolution zur Judenpolitik lautet: *Ich kenne keine ärgere Pest von Staatt als dise Nation, wegen Betrug, Wucher und Geldvertragen, Leüt in Bettelstand zu bringen, all üble Handlungen ausüben, die ein andrer ehrlicher Mann verabscheüete, mithin [sind] sie, so vill sein kan, von hier abzuhalten und zu vermindern […].* [17] Ihre persönliche Erfahrung mit Juden war gering. In Wien gab es, anders als in Prag, nur wenige jüdische Familien, und als Bankiers bevorzugte sie Protestanten. Wenn sie ausnahmsweise doch mit Juden

in Berührung kam, gab sie ihrem lebhaften Abscheu Ausdruck. Aus Brünn schrieb sie beispielsweise 1750 an ihre Freundin Trautson, die vielen Juden entsetzten sie *so arg, daß ich nie hier bleiben möchte*.[18] Und über die hohe Zahl jüdischer Einwohner in Böhmen äußerte sie sich schockiert: *Vierundvierzigtausend Juden, ich gestehe es, das erregt Angst und Abscheu – horreur et dégout.*[19] Dabei hätte sie durchaus Grund zur Dankbarkeit gehabt. Der jüdische Oberhoffaktor Wolf Wertheimer in München und sein Sohn Samuel in

Wien waren 1741 nahezu die Einzigen gewesen, die versucht hatten, zwischen ihr und dem Kurfürsten von Bayern zu vermitteln, um den Angriff auf ihr Erbe doch noch zu verhindern, denn sie waren Gläubiger beider Höfe und hatten ein besonderes Interesse daran, in einem Krieg nicht zwischen die Fronten zu geraten.[20] Und der portugiesische Bankier Diego d'Aguilar, der Inhaber des österreichischen Tabakmonopols, stellte ihr 300.000 Gulden für den Ausbau von Schloss Schönbrunn zur

Verfügung, als ihre Finanzen durch den Erbfolgekrieg völlig zerrüttet waren.[21]

Selbst Maria Theresias größter Bewunderer Alfred von Arneth konnte nicht umhin, «die lebhafte Abneigung» zu registrieren, die seine Heldin «immer gegen die Juden an den Tag legte», und zwar gegen den Rat ihrer Minister und den Widerstand ihrer Landstände: «Nur schwer und allmählig gelang es, sie, wenn nicht zu milderer Anschauung, doch wenigstens zu milderen Maßregeln zu vermögen.»[22] Während der

Nationalliberale Arneth ihre judenfeindliche Haltung im 19. Jahrhundert noch durchaus kritisch gesehen hatte, berief man sich später immer wieder gern auf die ausgeprägte Judenfeindschaft der Kaiserin und nahm sie als Kronzeugin für den eigenen Antisemitismus in Anspruch. So schrieb beispielsweise Heinrich Ritter von Srbik, einer der führenden nationalsozialistischen Historiker in Österreich, im Jahre 1942 beifällig, dass Maria Theresia «eine instinktive Feindin des Judentums» gewesen sei –

«instinktiv», das heißt angeboren, naturgegeben und damit untrüglich.[23] Friedrich Walter, der Nestor der österreichischen Verwaltungsgeschichte, 1964 mit dem Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst erster Klasse ausgezeichnet, nahm Maria Theresias oben zitierte judenfeindliche Resolution in einen kleinen Zitatenschatz der Kaiserin-Königin für den Hausgebrauch auf, der 1942 erschien.[24] Nach 1945 zog man es dann allgemein vor, diese Seite ihrer Politik diskret zu beschweigen. Als Friedrich Walter

1968 seine umfangreiche Auswahl von Briefen und Aktenstücken zur Geschichte Maria Theresias herausgab, kam die Judenpolitik unter den knapp 500 Dokumenten auf rund 600 Seiten mit keinem Wort vor. Das Gleiche gilt für die Prachtbände, die anlässlich ihres 200. Todestages im Jahr 1980 erschienen sind.[25]

In allen europäischen Ländern war der Status der Juden prekär; nirgendwo hatten sie ein selbstverständliches und uneingeschränktes Aufenthaltsrecht. Nur wer

privilegiert war, durfte im Land bleiben. Die Schutzbriefe, die jederzeit widerrufen werden konnten, waren für die Fürsten ein ausgezeichnetes Geschäft.[26] Sie ließen sich die immer nur befristete Duldung teuer bezahlen und profitierten zugleich von den Diensten der jüdischen Hoffaktoren. Sie dachten sich immer neue Abgaben aus, zwangen die Juden, die überteuerten Produkte staatlicher Manufakturen aufzukaufen, ließen ihre Gemeindevorsteher die eigene Besteuerung organisieren und

Wohlhabende für ihre armen Glaubensgenossen haften. Die nichtprivilegierten Juden bildeten eine breite Unterschicht, die im Elend lebte und mit Nischenerwerbsweisen ihr Dasein fristete. Doch auch die privilegierten Juden waren strengen Beschränkungen unterworfen. Juden hatten keinen Zugang zu Zünften und öffentlichen Ämtern, durften kein Land besitzen, nicht im Militär dienen und sich nicht mit Christen verheiraten. Andererseits genossen sie weitgehende korporative

Autonomie, wie es in der Vormoderne auch sonst der Normalfall war, und regelten ihre gemeindlichen Angelegenheiten selbst. Die habsburgische Judenpolitik war allerdings auch für die damaligen Verhältnisse besonders restriktiv, und für Maria Theresias Judenpolitik galt das erst recht.

Sie war die Urheberin der letzten großen Massenvertreibung von Juden im vormodernen Europa. Anlass dazu gab, wie meist, eine Verleumdung. Als Prag im Herbst und Winter 1744

vorübergehend von preußischen Truppen besetzt war, verbreitete sich das Gerücht, die dortigen Juden – wie es sich für notorische Verräter und Betrüger gehörte[27] – hätten mit den Preußen gemeinsame Sache gemacht. Im Wiener Diarium hieß es, die Juden, die *sich zu allem Bösen gebrauchen lassen* und *mit dem Feind in beständig gut Vernehmen stehen*, hätten die feindliche Besatzung unterstützt; 200 vom *Judengesinder* hätten heimlich Kanonen aus der Stadt fortgeschafft und sich *zur*

Beschützung des feindlichen Guts bewaffnen lassen.[28] Als die Preußen Ende November wieder abzogen, rückten österreichische Husaren in Prag ein, plünderten das Judenviertel und zerstörten es bis auf die Grundmauern. Auch in anderen böhmischen Orten kam es zu Ausschreitungen gegen die Juden.[29] Etliche wurden gefoltert und ermordet, darunter ein Mann mit den Handflächen an ein Tor genagelt, die Bethäuser und Friedhöfe geschändet, die Thorarollen zerrissen und in den Straßenschmutz getreten. In Prag

gab es *kein Haus, in dem nicht ein Toter oder Verwundeter oder Blutiggeschlagener war.*[30] Die Zeitgenossen stellten diese Heimsuchung in eine Reihe mit der Zerstörung Jerusalems und beschrieben sie in biblischen Bildern: *Es fielen die Leichen der Menschen wie Dünger auf dem Felde.*[31] Doch das Schlimmste sollte erst noch kommen. Im Dezember 1744 erließ Maria Theresia den Befehl, dass sämtliche Prager Juden schon zum Neujahr, also sofort, die Stadt verlassen sollten.[32] Die Kollektivstrafe traf

nicht irgendwen. Die Prager Judengemeinde existierte seit dem Mittelalter; mit weit über 10.000 Menschen machte sie rund ein Viertel der Bevölkerung Prags aus und war die mit Abstand größte aschkenasische Gemeinde in Europa. Der Legende nach war sie schon zur Zeit der Zerstörung des Tempels gegründet worden, *zur Ehre und Herrlichkeit Israels und der ganzen Verbannung, einzige Tochter ihrer Mutter [Jerusalem]*. Sie galt als Hauptstadt und größte Zier des europäischen Judentums: *Wer will schildern die Pracht unserer*

Synagogenbauten, unserer Lehrhäuser, ihre hohen Paläste, unvergleichlich hoch gebaut aus Marmorsteinen, unser Rathaus mit dem Turm Davids, ein Bau, dem sich alle zuwenden […]. Die Bewohner bildeten seit Jahrhunderten den Stolz des Volkes: *tausende Männer der Tat, Fromme, Asketen, gewaltige Rabbiner, gefeierte Gaonim [Schriftgelehrte] ohne Zahl.*[33]

Als der Ausweisungsbefehl verkündet wurde, schrieben die Vorsteher der Judengemeinden das Unglück den notorischen *Judenhassern* in Maria Theresias

Umgebung zu. Vor allem hatten sie den böhmischen Hofkanzler Kinsky im Verdacht, sie gegen die Juden eingenommen zu haben. Die Königin selbst, so hieß es immer wieder mit ebenso großer wie grundloser Zuversicht, sei schließlich allergnädigst und barmherzig, sie habe sich nur verführen lassen.[34] Man müsse sie dazu bewegen, den Befehl aufzuschieben und zuerst eine Untersuchung anzustellen, um nur die wahren Schuldigen, die *Kanaille von Söhnen unseres Volkes*,[35] zu finden und zu bestrafen, nicht aber

die Menge der Unschuldigen für einige wenige büßen zu lassen.

Einige einflussreiche Hofjuden hatten Zugang zu den europäischen Potentaten, denen sie Bargeld und seltene Waren verschafften. Auch in Wien gab es eine allerdings kleine Gemeinde jüdischer Großkaufleute und Hoflieferanten, die in der Judenstadt, der späteren Leopoldstadt, als ‹Hofbefreite› lebten, das heißt ähnliche Privilegien genossen wie andere Hofangehörige, also der Gerichtsbarkeit des

Oberhofmarschalls unterstanden und exklusiven Handel mit Bargeld, Juwelen, Tabak oder Spezereien treiben durften.[36] Die Aktivitäten dieser einflussreichen Kaufleute reichten bis hin zum Prinzen Karl von Lothringen, der Kaiserinwitwe, dem Kurfürsten von Mainz, den Königen von England und von Dänemark, ja sogar bis hin zum Papst. In fliegender Eile aktivierten nun die Wiener und Prager Juden ihre Handels- und Verwandtschaftsnetze im ganzen Reich und weit darüber hinaus, in Dresden und Hannover, Hamburg,

Frankfurt und Mainz, Augsburg, Bamberg und Würzburg, Holland und England, Venedig, Mantua, Turin und Rom.[37] Überall baten sie ihre einflussreichen Glaubensbrüder darum, ihre Kontakte zu den Mächtigen zu aktivieren und sie zur Intervention bei Maria Theresia zu bewegen. Jüdischen Boten, die die Hilferufe quer durch Europa transportierten, wurde eigens die Sabbatruhe erlassen,[38] denn größte Eile war geboten; der Ausweisungsbefehl sollte schon zum Jahresbeginn vollstreckt werden. Direkte

Gnadengesuche hatten sich als äußerst schwierig erwiesen, denn die Königin nahm von Juden keine Bittschriften entgegen. Und niemand von der Hofgesellschaft wollte sich durch eine Fürsprache für die Juden bei ihr unbeliebt machen. Unter den Ministern sei *nicht Einer, der sich getrauet, auch nur ein kleines Wort zu reden, viel weniger ein Memorial zu übergeben*, denn durch die Prager Gerüchte sei die Königin *zu solchem großen Zorn persuadirt worden, daß einige gute Herrschaften, so zugunsten der Juden etwas per Diskurs moniert, von ihr*

aber ganz feurig reprimandirt [zurechtgewiesen] worden mit unglaublichen Schimpfworten, hieß es in einem illusionslosen Bericht aus Wien an den jüdischen königlichen Oberhoffaktor Wolf Wertheimer in Augsburg. *In summa, es ist der Zorn dergestalten leider unabänderlich*; ja es sei sogar befohlen worden, keinen Juden bei Hof einzulassen und jeden zu arretieren, der es trotzdem wage, sich dort blicken zu lassen.[39] In ihrer Not erwogen die Juden deshalb sogar, Maria Theresia bei ihrem Gang zur Kirche mit ihrem

Anliegen auf offener Straße anzusprechen. Aber auch das war unmöglich, denn die im neunten Monat schwangere Königin hatte sich völlig zurückgezogen und verließ kaum noch ihre innersten Gemächer.[40]

Die Juden, die Maria Theresia für eine gnädige Herrscherin und den böhmischen Kanzler Kinsky für ihren schärfsten Feind hielten, irrten sich. Es war vielmehr Kinsky, der der Königin in einer schriftlichen Stellungnahme dringend von der Realisierung ihres Vorhabens abriet, auch wenn

er dabei sorgfältig bestrebt war, nicht als Judenfreund zu erscheinen (der er auch nicht war). Er räumte ein, die Juden, wo sie in größerer Zahl auftauchten, machten sich zum *Abscheu der bürgerlichen Gesellschaft*; nur die wenigsten ernährten sich redlich, die meisten hätten es darauf abgesehen, die Christen um ihr Hab und Gut zu bringen. Trotzdem machte er gute Gründe gegen die Ausweisung geltend und führte sowohl die christliche Nächstenliebe als auch die wirtschaftliche Vernunft ins Feld.

Die Prager Juden könnten dem Befehl der Königin keinesfalls so schnell Folge leisten, denn unter ihnen seien viele Kinder, Alte und Gebrechliche, die in der rauen Jahreszeit unmöglich zu Fuß durch Regen und Schnee fortkommen könnten. Es gebe gar nicht genug Wagen, um so viele tausend Menschen mit ihrer gesamten Habe zu befördern; viele würden auf dem Weg umkommen oder *das obdachlose Gesindel im Lande bedenklich vermehren*.[41] Vor allem warnte Kinsky vor den wirtschaftlichen Folgen der

Vertreibung. Zumindest die reichen Juden solle man verschonen, weil der ganze Handel in Böhmen ohne sie zum Erliegen kommen würde und viele Privatleute, aber auch der Staatsschatz von ihren Darlehen und Steuern abhängig seien.

Mit beiden Argumenten stieß Kinsky bei Maria Theresia auf taube Ohren. Nur bis Ende Januar 1745 gewährte sie den Prager Juden Aufschub. Die Sache war ihr offenbar ein leidenschaftliches Anliegen; jedenfalls notierte sie mehrmals eigenhändig mit Zeichen

wachsender Ungeduld, dass sie nicht bereit sei, von ihrem Befehl abzuweichen: *Die Juden müssen Alle hinaus und [habe] es schon öfter positiv gemeldet.*[42] Eine Kommission unter dem Vorsitz des böhmischen Kammerpräsident Kolowrat wurde mit der Durchführung der Vertreibung betraut, behandelte die Sache aber dilatorisch und verschob sie zweimal, bis zum März 1745. Dann aber wurde der königliche Befehl, wenn auch auf Seiten der Behörde immer noch sehr zögerlich, vollstreckt. Damit war die größte

jüdische Gemeinde aufgelöst; über 10.000 Menschen mussten binnen kurzer Zeit die Stadt verlassen. Viele, so hieß es, starben auf den Straßen.[43] Es war dies die letzte große Judenvertreibung im Alten Europa vor dem Zeitalter des Holocaust.

Die Juden drängten sich in der unmittelbaren Umgebung Prags zusammen und versuchten tagsüber nach wie vor ihren Geschäften in der Stadt nachzugehen. Daraufhin verschärfte Maria Theresia im Juni 1746 das Verbot und weitete es auf einen Umkreis von zwei Stunden

Weges um Prag herum aus. Es wurde bei hoher Geldstrafe verboten, dort einen Juden in einer geschlossenen Ortschaft zu beherbergen. Als die Beamten nachfragten, ob das denn auch für die dort bereits vorher ansässigen Juden gelte, teilte die Königin eigenhändig mit: *Sie müssen auch fort*, und setzte August 1746 als Termin dafür fest.[44] Der allzu zögerlichen böhmischen Kommission wurde die Aufgabe aus der Hand genommen und stattdessen dem Militär anvertraut. Im Spätsommer 1746 befanden sich

in Prag und Umgebung keine Juden mehr; nur ein paar Kranke, Kinder, Greise und Wöchnerinnen waren noch in einem jüdischen Lazarett in der Nähe der Stadt untergebracht. Allerdings machte die böhmische Statthalterei, als sie die Erfüllung des Befehls meldete, die Königin auf die nachteiligen Folgen aufmerksam, die schon jetzt spürbar seien. Statt auf die Bedenken zu hören, dehnte Maria Theresia ihren Befehl ganz im Gegenteil auf die gesamte Judenschaft Böhmens und Mährens aus und verbot zudem scharf, den

Vertriebenen stattdessen in einem ihrer anderen Länder einschließlich Ungarns Zuflucht zu gewähren. Dieser Befehl stieß auf noch wesentlich größeren Widerstand. Die Stände erhoben wiederholt Einwände und rechneten der Königin den erwartbaren wirtschaftlichen Schaden auf Heller und Pfennig vor. Der Handel in Böhmen hatte weitgehend in jüdischer Hand gelegen. Der böhmische Adel war auf die jüdischen Kaufleute angewiesen, um die Erträge seiner Güter zu vermarkten; die

Handwerker bezogen von ihnen die Rohstoffe für ihre Gewerbe. Nun, da der jüdische Handel weitgehend ausfiel, wurden die Waren knapp und teuer, denn die wenigen nichtjüdischen Kaufleute nutzten die Gunst der Stunde. Sogar die Prager Handwerker, sonst den Juden keineswegs zugetan, beschwerten sich über die schweren Beeinträchtigungen für ihre Gewerbe.

Die vielfältigen Bemühungen der Juden selbst, hochrangige Fürsprecher zu gewinnen, um die landesweite Ausweisung

abzuwenden, hatten bei nicht wenigen Potentaten durchaus Erfolg.[45] So intervenierte etwa der Kurfürst von Mainz mit einem persönlichen Schreiben bei Maria Theresia, ja sogar der Papst und der osmanische Sultan setzten sich für die Juden ein. Als ihr Gatte Franz Stephan Mitte Januar das böhmische Städtchen Prossnitz passierte, trat ihm die ganze jüdische Gemeinde, Jung und Alt, in großer Bittprozession mit Thorarolle und Trauhimmel entgegen. Der Gemeindevorsteher warf sich vor die Kutsche und

flehte ihn um Barmherzigkeit an, so dass er das Kutschenfenster öffnete und Hilfe in Aussicht stellte.[46] Doch alle diese Fürbitten konnten Maria Theresia nicht umstimmen. Aus Prag hieß es desillusioniert, die Königin habe zwar zugestanden, dass die Juden ja womöglich ehrliche Leute seien, aber sie wolle sie trotzdem in ihren Ländern einfach nicht haben – eine Einstellung, gegen die vernünftige Argumente schlechthin nicht ankamen.[47] Dass der Befehl schließlich trotzdem wieder ausgesetzt wurde, lag daran, dass

Maria Theresia die wiederholten Eingaben der böhmischen Stände nicht ignorieren konnte. Denn es war die Zeit der großen Haugwitz'schen Finanzreform, und sie war auf das Entgegenkommen der Stände dringend angewiesen. So gab sie am Ende den Einwänden der böhmischen Ausweisungskommission, die von Haugwitz unterstützt wurde, widerwillig nach und schob die Durchführung des Befehls für die nächsten zehn Jahre auf. In der Zwischenzeit sollte ein Programm ausgearbeitet werden, wie die

Juden binnen sechs Jahren ohne Schaden für das Land ausgewiesen werden könnten. Zugleich wurden sie gezwungen, für ihr Bleiben eine sogenannte *Toleranzabgabe* von 300.000 Gulden zu zahlen. Im September 1748 durften die Prager Juden in das gänzlich verwüstete und geplünderte Ghetto zurückkehren. Die Vertreibungspläne für ganz Böhmen und Mähren wurden stillschweigend begraben.

In auffälligem Kontrast zu Maria Theresias unverhohlener Feindseligkeit stehen die

Lobpreisungen, die die Juden ihr bei jeder Gelegenheit zuteilwerden ließen – gerade auch in Prag. In der jüdischen Chronik ‹Igereth Machalath›, die auch von den Gräueln der Vertreibung berichtet, wird sie als *durch Weisheit, Schönheit und gute Werke ausgezeichnete Tochter* Karls VI. gepriesen und ihre Thronbesteigung als göttliche Fügung gedeutet.[48] Bei besonderen Ereignissen war es selbstverständlich, dass die jüdischen Gemeinden mit anderen städtischen Korporationen darum

wetteiferten, wer der Monarchin die wertvollsten symbolischen und materiellen Gaben darbrachte. So widmeten die Prager Juden der Kaiserin 1757 nach dem Sieg bei Kolin ein öffentliches ‹Dank-Geschrey›, und nach ihrem Tod hielt der Prager Rabbiner Landau eine panegyrische Trauerrede.[49] Selbst in vertraulichen Briefen nannten sie ihren Namen stets voller Respekt und mit dem formelhaften Zusatz *ihre Ehre werde erhöht*. Und obwohl die Gemeindevorsteher ihre eigene Lage ansonsten vollkommen

realistisch einschätzten, hielten sie doch mit erstaunlicher Unerschütterlichkeit an der Überzeugung fest, dass Maria Theresia ihnen als gnädige Herrscherin verbunden und nur von den Judenfeinden in ihrer Umgebung verführt worden sei. Um das zu verstehen, muss man sich vor Augen führen, dass ihnen schlicht keine andere Zuflucht blieb. Die Juden waren auf den kaiserlichen bzw. königlichen Schutz existenziell angewiesen; den Römisch-deutschen Kaisern verdankten sie ihre wichtigsten

Privilegien, ja ihr Aufenthaltsrecht im Reich, seit der Staufer Friedrich II. sie im 13. Jahrhundert als *kaiserliche Kammerknechte* unter seine Obhut gestellt hatte.[50] Der Judenschutz war eine primär kaiserliche und sekundär landesherrliche Aufgabe, an der Maria Theresia formal so wenig rüttelte wie ihre Vorfahren.[51] Tatsächlich lag das in ihrem eigenen Interesse, denn es beschädigte ihre herrscherliche Autorität, wenn sie die Juden gegen Ausschreitungen des Pöbels nicht wirksam verteidigen konnte.

An dieser Zuflucht hielten die Juden deshalb gegen jede Erfahrung verzweifelt fest, weil es dazu für sie keine Alternative gab.

An diese jüdische Loyalität zum Kaiserhaus knüpfte eine erfolgreiche Druckschrift an, die während des Erbfolgekriegs 1745 unter dem Namen Löwle Kemmel erschien. Es handelte sich um ein panegyrisches ‹Helden-Lied› im Stil alttestamentlicher Chroniken, das Maria Theresia als siegreiche Königin, neue Judith, Susanna und begehrenswerte Geliebte im Stil des Hohen Liedes besingt, die ihre

Feinde mit Gottes Hilfe geschlagen habe: *Ihr Arm ist starck und mächtig im Streit. Ihre Feinde können nichts gegen sie ausrichten, der HErr hält sie mit seinem Schild bedeckt, und sie thut Wunder, die kein Mann gethan hat.* Der Chronist bezichtigt seine jüdischen Glaubensgenossen des Verrats und preist Maria Theresia dafür, sie aus Böhmen vertrieben zu haben. Ganz im Stil der alttestamentlichen Propheten deutet er die Leiden des Volkes Israel als von Gott verhängte Strafe: *Aber wir haben es verschuldet an dem HErrn, daß wir uns gelenckt*

haben zu dem Feind der Königin und haben ihm verkauft die Stadt Prag. [52] Die Kinder Abrahams *sind verworfen worden vor dem Angesicht der Königin, und unser Geschlecht ein Greuel worden ist, und stinckend worden ist denen Böhmen. […] Siehe, sie werden es verschuldet haben das Unglück so über sie kommen ist; denn die Königin wird nicht also gethan haben wenn sie nicht dazu Recht hat.* [53] In Hunderten von Versen ergießen sich hochgestimmte Lobpreisungen über die Königin, die den Juden trotz des schändlichen Verrats

Gnade habe wiederfahren lassen: *Es sey ein Lied gemacht zur Gedächtnus, daß wir wieder aufgenommen worden sind in dieß Land, und essen können Knoblauch, und große Zwiebeln und kleine Zwiebeln […]* – und so weiter und so fort in immer neuen grotesken Variationen.[54] Selbstverständlich hatte dieses ‹Heldenlied› nicht wirklich einen jüdischen Verfasser; der Autorenname war fiktiv. Das bizarre Epos stammte von dem Nürnberger Advokaten und Vielschreiber Christoph Gottlieb Richter, später bekannt als Autor

der ‹Lebens- und Staats-Geschichte der Frauen Maria Theresia›, der sich mit dieser pseudo-jüdischen Schrift einen literarischen Scherz erlaubt hatte.[55] Doch das Werk entsprach offenbar dem Geschmack des christlichen Lesepublikums; jedenfalls fand es so großen Anklang, dass Richter ihm eine ganze Reihe weiterer Publikationen desselben Stils unter verschiedenen jüdisch klingenden Phantasienamen folgen ließ und später noch ein ähnliches Werk über den Siebenjährigen Krieg nachschob. Opfer dieser Satiren

waren die Prager Juden, nicht Maria Theresia. Gerade ihr Umgang mit der Judengemeinde gereichte ihr im christlichen Publikum offenbar zu besonderem Lob.

Alfred von Arneth hat sich in seiner Biographie gefragt, wie das unermessliche Elend der vertriebenen Menschen Maria Theresias Herz habe unberührt lassen können und warum auch staatswirtschaftliche Vernunftargumente nicht bei ihr verfangen hätten. Den Grund dafür sah er in ihrer festen Überzeugung,

an den Juden, den notorischen Verrätern, Betrügern und verstockten Christusmördern, ein gottgefälliges und gerechtes Werk zu tun. Dass sie Jesus Christus nicht als Messias anerkannt und ihn dem Kreuzestod ausgeliefert hatten, war nach christlicher Lehre der Grund für ihre dauerhafte Knechtschaft bis zum Jüngsten Tag. Schließlich wusste sich Maria Theresia auch in Übereinstimmung mit der Tradition ihrer Vorfahren[56] – auch wenn diese in den Augen aufgeklärter Beamter mittlerweile wirtschaftlich unvernünftig und nicht mehr

zeitgemäß erschien. Leopold I. hatte 1670 die Juden auf Drängen der nichtjüdischen Wiener Kaufleute aus Wien ausgewiesen, nachdem seine spanische Gattin sie für ihre Fehlgeburt verantwortlich gemacht hatte. Maria Theresias Vater hatte eine noch rigidere Judenpolitik betrieben. Das sogenannte Familiantengesetz von 1726 hatte exakte Obergrenzen für die zugelassene Zahl an Familien festgelegt: 8541 in Böhmen, 5106 in Mähren und 119 in Schlesien. Damit diese Zahl in Zukunft nicht überschritten wurde, durfte in jeder

Familie nur der älteste Sohn heiraten – eine Regelung, wie sie übrigens auch der für seine religiöse Toleranz so gerühmte Friedrich II. von Preußen in seinen Ländern praktizierte. Reiche Juden konnten sich allerdings Dispens erkaufen. 1738 hatte Karl VI. die Ausweisung der Juden aus Schlesien und die Vertreibung aller nichtprivilegierten Juden aus Böhmen befohlen, wogegen sich schon damals die Landstände gewehrt hatten. Als Maria Theresia den Thron bestieg, knüpfte sie unmittelbar daran an und

wiederholte diesen Ausweisungsbefehl, der nicht von allen adeligen Gutsbesitzern befolgt worden war. Allein in Breslau betraf dieser Befehl mehr als 900 Menschen.[57] Zur tatsächlichen Ausführung dieser Dekrete war es allerdings ebenso wenig gekommen wie 1745 zur Ausweisung aus Böhmen und Mähren. An der Obstruktion der ständischen Behörden hatte sich in dieser Hinsicht – zum Glück für die Betroffenen – wenig geändert. Mit anderen Worten: Maria Theresia «setzte dort an, wo sich ihre

Vorgänger bereits übernommen hatten».[58] Nach dem Scheitern ihrer Vertreibungspolitik kehrte sie gezwungenermaßen zu einer Strategie der eingeschränkten Duldung und finanziellen Abschöpfung zurück, wie sie allgemein üblich war. Bleiben durfte nur, wer für den Staat nützlich war und hohe Toleranzgelder zahlen konnte. In den Jahren 1753 und 1764 erließ sie erneuerte Judenordnungen, die die früheren Restriktionen zusammenfassten, bekräftigten und teilweise verschärften.[59] Damit

einher gingen wiederholte Zählungen und Kontrollen; 1764 wurde sogar eine vierteljährliche Meldepflicht eingeführt. All das sollte sicherstellen, dass die festgelegten Obergrenzen für jüdische Untertanen nicht überschritten wurden.[60] Anders als anderen Monarchen ging es Maria Theresia in der Judenfrage aber gerade nicht in erster Linie um wirtschaftliches Kalkül. Bis zu ihrem Tod war es ihr vielmehr ihr innerstes Anliegen, *hier die Juden zu vermindern, keineswegs mehr zu vermehren unter keinem Vorwand.*

«Unheilbar räudige Schafe» – die Geheimprotestanten

NON PROTELE

Abb. 46a–d: Vier Engel am Sockel der Mariensäule Am Hof in Wien, die vier Untiere töten: Ketzerei, Hunger, Pestilenz und Krieg

Auch die Protestanten waren

Akatholische, und auch ihren *Irrglauben* galt es in den Augen der habsburgischen Herrscher so weit wie möglich *auszurotten*. Doch ihre rechtliche Situation war eine andere als die der Juden. Im Römisch-deutschen Reich genossen die protestantischen Fürsten und Städte spätestens seit dem Westfälischen Frieden rechtliche Gleichstellung mit den katholischen; in den Reichsinstitutionen herrschte konfessionelle Parität. Auch Protestanten besaßen allerdings keine allgemeine Glaubensfreiheit

im modernen Sinne. Der Friedensvertrag betraf nicht den individuellen Glauben, sondern ständisch-korporative Rechtstitel. Die Konfession der Untertanen war grundsätzlich immer noch Sache der Landesherren, auch wenn sie diese nun nicht mehr beliebig ändern konnten. Andersgläubige Minderheiten genossen Schutz ihrer Glaubenspraxis allein in dem Umfang und an den Orten, wo sie 1624 nachweislich schon bestanden hatte. Im Übrigen waren die Landesobrigkeiten nur aufgefordert, *mit Nachsicht zu*

dulden, dass Untertanen ihren abweichenden Glauben im Stillen zwischen den eigenen vier Wänden praktizierten und in protestantischen Nachbarterritorien den Gottesdienst besuchten. Denen, die das wünschten, war die Auswanderung zu gerechten Bedingungen zu ermöglichen. Das alles bedeutete, dass Konfessionsfreiheit ein historisch begründeter, vertraglich verankerter Besitzstand war, kein abstraktes, individuelles Grundrecht. Diese Besitzstände

aber waren im Einzelnen oft hoch umstritten; lokale Konfessionskonflikte waren daher auch im 18. Jahrhundert noch gang und gäbe. Protestantische Untertanen katholischer Fürsten fanden in solchen Fällen einen politischen Rückhalt im *Corpus evangelicorum*, der Organisation der protestantischen Reichsstände auf dem Reichstag.[62]

Selbst den eingeschränkten Schutz, den der Westfälische Frieden andersgläubigen Minderheiten im Reich gewährte, genossen die Protestanten in den

deutschen Erbländern nicht. Die Habsburger hatten durchgesetzt, dass die Toleranzbestimmungen für sie – von einigen wenigen Ausnahmen wie in Schlesien abgesehen – gar nicht galten.[63] Sie betrachteten es vielmehr als ihre Pflicht, *die sich einschleichende Glaubens-Irrthümer durch gut findende Anordnungen zu vertilgen*, wozu sie auch alles Recht besaßen: *allermaßen höchst dieselbe [kayserlich königliche Majestät] in Ihren teutschen Erblanden eine ungebundene freie Hand haben, das Religions-Wesen nach Wohlgefallen*

zu regulieren, und das hieß im äußersten Fall, die *räudige[n] unheilbare[n] Schaf von der gesunden Herde* abzusondern.[64] Auch in dieser Hinsicht stand Maria Theresia unerschütterlich in der Tradition ihrer Vorfahren, was in der aufgeklärten Öffentlichkeit jenseits ihrer Länder allerdings zunehmend als Skandal empfunden wurde. *Die Bekenner der evangelischen Wahrheit haben in den Erblanden des Durchlauchtigsten Hauses Oesterreich jederzeit auf das härteste gelitten. Allein in den neuesten Zeiten, wo man sich der*

Vernunft, der Billigkeit und der Menschlichkeit in einem so hohen Grade rühmt, sind ihre Bedruckungen auf das höchste gestiegen, schrieb ein evangelischer Publizist.[65]

Nach der rigiden Rekatholisierungspolitik des 17. Jahrhunderts hatten die habsburgischen Herrscher eigentlich geglaubt, die Ketzerei wenn schon nicht in Ungarn und Böhmen, so doch wenigstens in ihren deutschen Ländern ausgerottet zu haben. In den 1730er Jahren wurde allerdings deutlich, dass das ein Irrtum war.

Die *Irrgläubigen* hatten es gut verstanden, sich zu verbergen und zu verstellen. In den Alpentälern der Region zwischen Oberösterreich, oberer Steiermark, Kärnten, dem Salzkammergut und dem (nicht zu den habsburgischen Ländern gehörenden) Fürstbistum Salzburg gab es nach wie vor zahlreiche bäuerliche Familien, die trotz schwierigster Bedingungen über Generationen hinweg im Geheimen an der evangelischen Lehre festhielten. Dabei halfen ihnen ihre enge Vernetzung untereinander und die oft einsame

Lage ihrer Höfe, der Rückhalt bei evangelischen Nachbarterritorien, die Unterstützung durch wandernde Prediger und vor allem der gut gehütete Schatz evangelischer Bücher: Lutherbibeln, evangelische Erbauungsschriften, Gebet- und Gesangbücher aller Art, sorgsam versteckt und zum Teil sogar mit falschen Titelblättern getarnt. Wie sich zeigen sollte, verfügten viele dieser Bauern und Bäuerinnen, Knechte und Mägde über ein hohes Maß an Lesefähigkeit, kannten sich theologisch bemerkenswert gut

aus und verstanden sich dezidiert als evangelisch – obwohl oder gerade weil sie dies vor ihrer katholischen Umgebung sorgfältig verbergen mussten. Das war allerdings nicht leicht und stellte sie vor erhebliche Gewissensprobleme. Wie weit durfte die Verstellung gehen, wie weit durfte man an dem *verstümmelten papistischen* Gottesdienst teilnehmen, ohne dass man sein Seelenheil aufs Spiel setzte? Die evangelischen Theologen waren untereinander keineswegs einig darüber, wie ein

Christ unter Verfolgungsbedingungen dem Evangelium gemäß leben könne und müsse. In den Erbländern kursierte ein Katalog mit *Vorschriften nach welchen sich im Land ob der Enß heimlich verborgene Evangelische zu verhalten haben*, der den Gewissen der Bedrängten zu Hilfe kam: Sie sollten den katholischen Geistlichen *fein höflich und freundlich begegnen* und *fleißig in ihren pfarrlichen Gottesdiensten erscheinen*. Zur Beichte dürften sie gehen, brauchten dabei aber die Sünden nur so weit zu nennen, wie

sie es für richtig hielten. Auch Heiligenbilder, Rosenkränze und Weihwasser sollten sie in ihren Häusern haben, aber nicht gebrauchen. Ansonsten sollten sie sich im Gasthaus nicht auf Glaubensgespräche einlassen und niemandem trauen, auch nicht den eigenen Dienstboten. Das größte Problem war das Abendmahl, das die *Papisten* ja nicht in beiderlei Gestalt erhielten, wie Christus es geboten hatte. Wenn es nicht möglich war, wenigstens einmal im Jahr an einem evangelischen Abendmahl in der Nachbarschaft

teilzunehmen, dann sollten die Gläubigen den nach der Messe gereichten Wein trinken und selbst *geheim die Worte der Einsetzung darüber sprechen*. Die letzte Ölung sollten sie so lange wie möglich hinauszögern, wenn es aber nicht mehr möglich war, sie zu vermeiden, *so empfangt sie, verdammen kann sie euch doch nicht*. Hart auf hart kam es nur bei dem tridentinischen Glaubensbekenntnis: *das müsst ihr nicht beschwören, sondern im Herzen verabscheuen*.[66] Nicht alle Protestanten teilten allerdings

diese großzügige Haltung. In dem weit verbreiteten ‹Evangelischen Sendbrief› des Salzburger Exulanten Joseph Schaitberger wurde der *Mund- und Heuchlerglauben* verworfen und eindeutiges Bekennen verlangt: Man solle *nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen* ziehen, sondern sich klar von ihnen absondern und notfalls auswandern.[67]

Die katholischen Obrigkeiten gaben sich im 18. Jahrhundert ihrerseits immer weniger mit äußerlichem Konformismus und bloßen Lippenbekenntnissen

zufrieden; es ging ihnen zunehmend darum, auch wirklich die Herzen und Seelen der Menschen zu erreichen. Der verstärkte Druck durch die Missionstätigkeit vor allem der Jesuiten zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatte zur Folge, dass das Ausmaß der Glaubensabweichung erst richtig sichtbar wurde: «Gerade die obrigkeitliche Suche führte zu einem Prozess der Selbstvergewisserung der Protestanten.»[68] Immer mehr Untergrundprotestanten bekannten

sich nun öffentlich zu ihrem Glauben und forderten die Erlaubnis des privaten Gottesdienstes. 1731 ging beim *Corpus evangelicorum* eine Bittschrift von 19.000 Untertanen des Fürst-Erzbischofs von Salzburg ein, die nach der Zulassung evangelischer Prediger verlangten. Daraufhin hielt der Erzbischof es für geraten, alle Irrgläubigen kollektiv des Landes zu verweisen. Die Vertreibung von nahezu 30.000 Salzburger Protestanten 1731/32 wurde im Reich als Skandalon ohnegleichen wahrgenommen, und

Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der einen großen Teil von ihnen in seinen Ländern ansiedelte, konnte daraus reichlich wirtschaftliches und politisches Kapital schlagen. Auch in den benachbarten österreichischen Erbländern sorgten die Salzburger Vorgänge für Unruhe. Es wurde sichtbar, dass dort die *Glut unter Asche* ebenfalls nicht erloschen war und nun in *hellen Flammen aufloderte*.[69] Emissäre des *Corpus evangelicorum* boten den Protestanten Rückhalt und warben für Emigration.
Karl VI. richtete

Reformationskommissionen ein und erhöhte den Druck auf die Abweichler, die er zu Rebellen erklärte. Er wollte allerdings nicht den gleichen Fehler begehen wie der Salzburger Fürst-Erzbischof und durch Abwanderung Tausende wertvoller Arbeitskräfte verlieren. Stattdessen griff er zum Mittel der *Transmigration* und ließ die hartnäckig unbekehrbaren Ketzer an die südöstliche Peripherie seiner eigenen Länder deportieren, nach Ungarn und Siebenbürgen, in Regionen also, die dünn besiedelt waren und wo die Protestanten

ohnehin aufgrund alter Privilegien geduldet werden mussten. Zwischen 1734 und 1737 wurden in mehreren Schüben rund 800 Menschen, die sich als unbekehrbar herausgestellt hatten, aus Kärnten und dem Salzkammergut *transmigriert* oder zwangsweise zum Militär eingezogen (vgl. Farbtafel 18).

Der Thronwechsel und der Erbfolgekrieg ließen das Problem des Untergrundprotestantismus vorübergehend in den Hintergrund treten, doch keineswegs ganz verschwinden. Zu Beginn des

Jahres 1752 setzte Maria Theresia ihrerseits das Thema ganz oben auf ihre Agenda, nachdem in Oberösterreich und Kärnten vereinzelt lokale Konflikte ausgebrochen und Menschen sich kollektiv zum evangelischen Glauben bekannt hatten. Am 17. März berief sie eine Hofkonferenz ein, um über die erneut aufgeloderten *Religions-Irrungen* zu beraten, zu der sie auch die kaiserlichen Beichtväter Bittermann und Kampmüller hinzuzog.[70] Man kam überein, zunächst eine Religionskommission

unter dem Vorsitz des Hofrates Doblhoff einzusetzen und mit der systematischen Untersuchung der Lage an Ort und Stelle zu beauftragen. Die Befragungen, die die Kommission in den notorisch von Ketzerei betroffenen Regionen vornahm, förderten nicht nur ein erschütterndes Ausmaß an *Infektion* mit der *Seuche*, dem *Gift*, dem *Unkraut* zutage, sondern auch die Ursachen, nämlich unverantwortliche *Langmut und Gleichgültigkeit* des Klerus und gravierende Lücken in der religiösen Grundversorgung. Zur

Abstellung der Missstände wurde ein Religionspatent erlassen, das an die Strategie Karls VI. anknüpfte und dem viele weitere ähnliche folgten.[71]

Die allgemeinen Grundsätze, die dieser Gesetzgebung zugrunde lagen, wurden in einem umfassenden 19-Punkte-Papier niedergelegt.[72] Darin heißt es, die Kaiserin-Königin müsse *als eine wahre Landesmutter gleichwie [vor] das zeitliche also auch vor das Seelenheil ihrer Untertanen Sorg tragen* und dürfe daher *keine Emigration verstatten, wordurch die*

Seel samt dem Unterthan verloren gehet. Man dürfe das seit langem ausgebreitete *Unkraut* nicht wie bisher *fortwachsen* lassen, sondern müsse unverzüglich alle geistlichen und weltlichen Hilfsmittel anwenden, um die bereits *angesteckte Herde* wieder *auf die Straßen ihres Heils* zu führen und das *Land, so mit der Irrlehr beflecket ist, nach und nach wieder rein zu machen.* Maria Theresia führte den *Glaubens-Abfall* vor allem auf Unwissenheit und mangelhafte Begriffe von der katholischen Religion zurück; offenbar

vermochte sie sich nicht vorzustellen, dass die theologisch versierten Geheimprotestanten womöglich einen klareren Begriff von der gegnerischen Lehre hatten als viele der braven, meist analphabetischen katholischen Schäfchen. Das Allernotwendigste erschien ihr, *durch den apostolischen Eifer frommer Missionarien diese Quelle der Unwissenheit zu verstopfen*. Dass das viel Zeit und Geduld kosten würde, räumte sie ein. Ein schneller Erfolg sei nicht zu hoffen, *absonderlich bei verstockten Gemüthern und solchen*

Personen, wo die Irrlehr schon tiefere Wurzel gefasset hat. Ihnen sei *Zeit und Raum zu gönnen, damit sie von denen Missionariis erleuchtet werden und ihren Irrtum erkennen mögen.* Die ‹Principia› verraten allerdings eine gewisse Skepsis gegenüber den Fähigkeiten dieser Missionare, die sich nicht in die normale Arbeit der Pfarrer mischen sollten und denen eine genaue Instruktion mit auf den Weg zu geben sei, *damit sie ihren Eifer behörig mäßigen, viele Geduld und Sanftmut gebrauchen, sich nach der Gesinnung des Volks richten und durch strenges Leben und*

liebreichen Umgang die Herzen gewinnen. Besonderes Augenmerk sei der ausreichenden Zahl an Seelsorgern, rechtgläubigen Schulmeistern und guten katholischen Büchern zu schenken. Den Empfehlungen mancher Ratgeber, die gerade in der Lesefähigkeit der Bauern den Kern des Übels erblickten, auf die unerschütterliche Katholizität der analphabetischen Krainer und Slowenen verwiesen und Maria Theresia rieten, Schulen in den infizierten Gegenden gänzlich zu schließen, folgte sie nicht.[73]

Mit aller Schärfe sollte allerdings gegen die Verführer, die fremden Emissäre, Buchhändler und Veranstalter von *Conventicula* vorgegangen werden, die das Gift ausstreuten. Sie sollten verhaftet, ihre Schuld *rechtsförmig* untersucht und die Akten an den dafür zuständigen *Religions-Consessus* geschickt werden, der über die Bestrafung zu befinden hatte. Der *Hof* – das heißt die Hofkanzlei und letztlich die Monarchin selbst – behielt sich vor zu entscheiden, wer von den gefährlichsten Unruhestiftern und Aufwieglern zu

deportieren sei. Irrgläubigen Witwen sollten die Kinder weggenommen und zu gut katholischen Leuten gegeben werden, *damit man auf solche Weis die nachwachsende Brut ersticke*. Neu war die Idee, in den infizierten Gegenden *Conversions-Häuser* einzurichten und dort diejenigen zu unterweisen, *von welchen ohne derlei totale Separation und anhaltenden mühesamen Fleiß* keine Bekehrung zu hoffen sei. Zur Finanzierung all dieser Maßnahmen sollte die Geistlichkeit selbst zur Kasse gebeten werden;

dafür richtete Maria Theresia einen *Religions-Fundus* ein, in den der reich begüterte Klerus einzahlen sollte, der allerdings später nicht hielt, was sie sich von ihm versprochen hatte.[74] Weitere Sicherheitsmaßnahmen bestanden darin, dass niemand ein Haus erwerben durfte, der seine Rechtgläubigkeit nicht durch eine Bescheinigung des Pfarrers nachweisen konnte, und niemand Bücher besitzen durfte, deren Unbedenklichkeit der Pfarrer nicht mit Siegel und Unterschrift bestätigt hatte. Evangelische

durften schließlich nicht mehr öffentlich auf dem Friedhof beigesetzt werden, sondern geheim an einem *abseitigen Ort*. Von all diesen Maßnahmen erhoffte man sich in Wien, der Seuche des Irrglaubens mit der Zeit wirksam Einhalt zu gebieten.

In den *infizierten* Gegenden wurde umgehend mit der systematischen Ausrottung des Übels begonnen. Die Regionen wurden in Distrikte eingeteilt und dort flächendeckend über 70 Missionsstationen eingerichtet, die jeweils aus einem *geistlichen*

und einem *weltlichen Arm* bestanden. Die weltlichen Religionskommissare waren ausdrücklich befugt, den lokalen Grundherren Weisungen zu erteilen; sie verhörten Verdächtige, konfiszierten evangelische Bücher, überprüften Neuansiedler und grundherrliche Amtsleute, unterbanden Gespräche über die Religion in den Gasthäusern, kontrollierten, ob die Kinder regelmäßig den Katechismusunterricht besuchten, und verhängten bei Verstößen gegen das Religionspatent alle

möglichen Sanktionen, von Geldbußen über den Pranger bis zum Zuchthaus. Bei der Entdeckung der Irrgläubigen half ihnen die gesetzlich verordnete Denunziationspflicht: Wer seine Familienmitglieder oder Nachbarn verriet, erhielt eine stattliche Belohnung; wer sein Wissen für sich behielt, riskierte seinerseits schwere Strafen.[75] Zugleich machten sich die Geistlichen an ihr mühsames Bekehrungswerk. Neben den fest stationierten Missionaren wurden auch Wandermissionare eingesetzt, die von Hof zu Hof

zogen, die Untertanen befragten und im wahren katholischen Glauben unterwiesen. Sie alle hatten zweimal im Monat über ihre Erfolge an die Missionsvorsteher Bericht zu erstatten, die das regelmäßig an den jeweiligen Religionsbehörden in Graz, Linz oder Klagenfurt zu melden hatten, die wiederum der jeweiligen Verwaltungszentrale, der Repräsentation und Kammer, Rechenschaft schuldeten.[76] Idealerweise liefen alle Informationen bei der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei in

Wien zusammen, die sie schließlich der Kaiserin vortrug. Dass Maria Theresia der Sache große Aufmerksamkeit widmete und sich die Missionsberichte regelmäßig persönlich vorlegen ließ, ist gut bezeugt.[77]

In den Religionsbehörden *(Consessen)* wurde über die Einweisung der besonders hartnäckigen Ketzer in ein Konversionshaus entschieden. Überall an den Brennpunkten, wie Klagenfurt, Kremsmünster, Rottenmann oder Judenburg, hatte man solche Konversionshäuser

eingerichtet, die von Bürgern geführt und von Soldaten bewacht wurden. Meist handelte es sich um bescheiden ausgestattete Gebäude mit wenigen Kammern, in denen kaum mehr als zehn Irrgläubige auf einmal eingesperrt und von einen Missionar oder Ortspfarrer umerzogen werden konnten. Am nötigen Geld für die Häuser mangelte es allenthalben. Ihre Anmietung, Ausstattung und Beheizung, die Bewachung und Verpflegung der Insassen, alles erwies sich als ausgesprochen schwierig. Es gab

Ausbruchsversuche, es gab harte Bestrafungen, es gab einzelne Todesfälle durch Hunger oder Kälte.[78] Die Häuser sollten vor allem dazu dienen, besonders angesehene, einflussreiche und hartnäckige Irrgläubige eine Zeitlang von ihrer sozialen Umgebung zu isolieren, um sie leichter umzustimmen. Manche blieben nur einen, manche mehrere Monate, manche bis zu einem Jahr. Doch das war eher die Ausnahme; schließlich sollte die Wirtschaftskraft der Höfe nicht allzu sehr leiden. Teils inhaftierte

man den Bauern und die Bäuerin eines Hofes abwechselnd, damit der Haushalt nicht völlig zugrunde ging.[79] Das Ziel war, dass die Menschen feierlich ihrem Irrglauben abschworen, indem sie einen heiligen Eid auf das Tridentinische Glaubensbekenntnis ablegten, am besten öffentlich vor aller Augen am Gründonnerstag in ihren Heimatgemeinden. Hatten sie das einmal getan und wurden rückfällig, fand man beispielsweise danach wieder lutherische Bücher bei ihnen, dann waren sie nicht mehr nur Irrgläubige, die bekehrt,

sondern auch Meineidige, die hart bestraft werden mussten.

Wer sich selbst im Konversionshaus nicht zum Eid auf das Tridentinische Glaubensbekenntnis durchringen konnte, war ein Kandidat für den nächsten Transmigrationsschub. Darüber zu befinden behielt die Kaiserin sich selbst vor. Innerhalb der nächsten vier Jahre ließ sie rund 3000 Menschen aus den Erbländern nach Ungarn und Siebenbürgen deportieren.[80] Ihre häuslichen Angelegenheiten regeln und sich von ihrer Familie

verabschieden durften die zur Deportation Bestimmten nicht. Die minderjährigen Kinder wurden ihnen weggenommen: Waren sie älter als sieben, steckte man sie ins Waisenhaus, jüngere ließ man in katholischen Familien rechtgläubig erziehen. Nur die ganz kleinen Säuglinge wurden den Müttern gelassen. Maria Theresia war mit dieser Regelung ausdrücklich einverstanden.[81] Für die Transportkosten mussten die Deportierten mit ihrem eigenen Vermögen aufkommen; Mittellose bekamen etwas Reisegeld aus dem

Religionsfonds. Die Märsche in den äußersten Südosten des Habsburgerreiches dauerten viele Wochen; nicht wenige Menschen starben auf dem beschwerlichen Weg. Am Ziel angekommen, verfügten sie in der Regel über keinerlei Lebensunterhalt. Zwar war es Aufgabe der Behörden, das Eigentum der Deportierten, wenn sie welches hatten, zu Geld zu machen und ihnen nachzuschicken, aber das geschah nur schleppend oder gar nicht. Viele Menschen versuchten in ihre Heimat zurückzukehren; mehr als die

Hälfte aller Deportierten starb oder verschwand kurze Zeit nach der Ankunft aus dem Blick der Behörden. Nur ganz wenigen gelang es, in der Fremde eine neue Existenz aufzubauen. Die *Transplantation* war nicht nur eine humanitäre Katastrophe, sie war auch als bevölkerungspolitisches Projekt ein Desaster.

Das *Corpus evangelicorum* reichte seit 1753 mehrmals förmliche Interzessionen beim Reichstag ein, um gegen diese *Drangsale und Verfolgung* mit *Gefängniß und Leibes-Strafen, Banden, Schlägen,*

Entsetzung von Hab und Gütern zu protestieren.[82] Die Kaiserin ließ antworten, es gehe hier in Wahrheit nicht um Religion, sondern um Rebellion und Umsturz, der *mit der Religions-Larve bedecket* werde. Im Übrigen werde niemand in Eisen gelegt, gegen die Irrgläubigen würden nur gutwillige Mittel angewendet, die Transmigrationen geschähen nicht überstürzt, jedem werde genügend Bedenkzeit eingeräumt, alles verlaufe vollkommen rechtmäßig, kurzum, niemand leide das geringste Ungemach.[83]

Immerhin sah Maria Theresia sich aber veranlasst, an die Adresse der Reichsöffentlichkeit eine ausführliche Widerlegung der Vorwürfe mit Beilage aller erforderlichen Dokumente zu publizieren. Es galt ja die kaiserliche Unparteilichkeit gegenüber den Konfessionen im Reich und den Respekt gegenüber der Westfälischen Friedensordnung zu demonstrieren.

Während des Siebenjährigen Krieges geriet die Verfolgung der Protestanten vorübergehend in den Hintergrund, vielleicht auch

deswegen, weil Maria Theresia dem preußischen König keine Gelegenheit bieten wollte, daraus im Reich propagandistisches Kapital für seinen vorgeblichen Religionskrieg zu schlagen.[84] Nach dem Krieg rückte das Missionswerk allmählich wieder stärker in den Blick, doch fanden jahrelang keine neuen Transmigrationen statt.[85] Erst 1773/74 kam es zu einem letzten großen Verfolgungsschub, dem noch einmal 178 Menschen zum Opfer fielen, und zwar in Stadl, einer Gemeinde im Murtal in der

Obersteiermark.[86] Die Gegend war schon zwanzig Jahre zuvor als schwer infiziert aufgefallen. Damals hatte es zahlreiche Bekehrungen gegeben; die Verführer und ganz Verstockten waren zuerst ins Konversionshaus gesteckt und dann deportiert worden. Auslöser der neuen Verfolgungswelle war der ausgeprägte Wahrheitseifer eines ambitionierten Missionskaplans namens Michelitsch, der vom zuständigen Bischof von Seckau, Graf Spaur, ausdrücklich Rückendeckung für seine rigide

Inquisitionsstrategie erbeten und auch erhalten hatte.[87] Gestützt auf die Leitlinien des Bischofs, aber auch auf das Denunziationsgebot in dem Religionspatent von 1752, nutzte der Kaplan vor allem den Beichtstuhl, um die Stadler Untertanen zur Denunziation der Ketzer zu zwingen. Vor, während und nach der Beichte wurden die Gemeindemitglieder aufgefordert, jeden zu nennen, der ihres Wissens irgendwelche Anzeichen von Irrglauben gezeigt hatte. Als Anzeichen galt bereits, wenn man gut lesen konnte, über

Glaubensdinge disputierte, kein Weihwasser benutzte oder nie ordentlich den Rosenkranz betete. [88] Machten die Beichtkinder sich verdächtig, nicht alles zu sagen, was sie wussten, so wurde ihnen die Lossprechung von den Sünden vorenthalten, die Kommunion verweigert und damit das ewige Höllenfeuer in Aussicht gestellt. Die der Ketzerei Verdächtigen selbst mussten ihre Glaubensgenossen denunzieren, um zu beweisen, dass sie aufrichtig bereit waren, sich bekehren zu lassen, das heißt, um dem Konversionshaus, der

Zwangsrekrutierung oder Transmigration zu entgehen. Dass *der Vater wider den Sohn, der Sohn wider den Vater, das Eheweib wider ihren Mann, und der Knecht wider den Herrn zu denunciren gezwungen* wurden,[89] erschien unerhört, denn es stellte die Grundlagen der sozialen Ordnung, Loyalität und Hierarchie, in Frage.

Die Folge dieser ehrgeizigen neuen Taktik war Widerstand – nicht allein der Protestanten, sondern auch vieler gut katholischer Gemeindemitglieder, die sich über den Missbrauch des

Beichtsakraments empörten. Die Stadler schickten im Frühjahr 1772 einen Knecht namens Adam Reiter nach Wien, wo man sich Zuflucht gegen die Bedrängnis versprach. Reiter geriet dort – wie, ist unklar – an den hochbetagten *Kaiserlich-Königlichen Hof- und Kriegs-Agenten* Joseph Mathola de Zolnay, der ihm seine Hilfe anbot. Mathola, selbst ein Protestant, gab sich einflussreicher, als er war, interzedierte bei dem Amtmann in Stadl zugunsten seiner Glaubensbrüder und machte geltend, *daß ihre Kais. Königl.*

Apost. Majestät wegen der widrigen Religion Niemanden verfolge.[90] Das trug ihm allerdings selbst den Verdacht der Aufwiegelei ein. Trotzdem machte sich im April 1772 erneut eine Abordnung der Bauern auf den langen Weg nach Wien, um über Mathola de Zolnays Vermittlung an allerhöchster Stelle die Erlaubnis zum freien *exercitium religionis* oder aber zur Emigration zu erbitten.[91] Die Hofkanzlei verwies aber die Sache zurück an das innerösterreichische Landesgubernium, das sie wiederum dem Verwalter der

Grundherrschaft auftrug. Dieser Verwalter, ein gewisser Rauch, machte nun einen fatalen Fehler: Er veranlasste die Bauern durch scharfe Verhöre, die Namen all derer aufzuschreiben, die die Abordnung nach Wien beauftragt hatten – mit der falschen Versprechung, sie bräuchten die Transmigration desto weniger zu fürchten, je mehr Namen sie offenbarten. Das hatte einen überwältigenden Bekenntnisschub zur Folge. Knapp 400 Menschen ließen sich aufschreiben, darunter auch Dutzende Kinder.

Diese ‹Evangelische Liste› verursachte in Wien große Bestürzung. Wie konnte es aller bisher aufgewandten Missionsarbeit zum Trotz dazu kommen, dass so viele sich offen zum Protestantismus bekannten und frech das *liberum exercitium religionis* verlangten? Erneut wurde eine Untersuchungskommission eingesetzt, deren Vorsitzender Graf Stubenberg am 24. März 1773 der Hofkanzlei einen ausführlichen Bericht vorlegte.[92] Der ungewöhnliche Eifer der Missionsorgane, den diese

Untersuchung zutage förderte, ging nun selbst der Kaiserin zu weit.[93] Denn es gab offensichtlich einen Zielkonflikt: Einerseits musste man die Irrgläubigen restlos aufspüren, um sie zu bekehren. Andererseits war es aber auch ungünstig, wenn das Ausmaß der Seuche vor aller Augen sichtbar wurde, denn das ermutigte die Ketzer und erhöhte wiederum die Ansteckungsgefahr. Die Kommission kritisierte daher den übergroßen Ehrgeiz des Kaplans und des Bischofs und warf ihnen Überschreitung ihrer geistlichen Kompetenzen vor. Es

war allerdings nicht etwa Mitgefühl mit den Protestanten, was aus dieser Kritik sprach. Dahinter stand vielmehr die neue staatskirchliche Linie gegenüber dem Klerus, die seit 1768 vom Wiener Hof verfolgt wurde.[94] Die Hofkanzlei stellte zum Stubenberg-Bericht fest, die Schuld an dem *öffentlichen Ausbruch* der Ketzerei trage vor allem die Geistlichkeit. Am liebsten würde man ja das ganze Geschehen mit tiefstem Stillschweigen übergehen, doch das sei unmöglich, *da es um die Herstellung der gestörten*

öffentlichen Ruhe, um die Landesfürstliche Gerechtsame et Jus Supremae Inspectionis circa Sacra [das Recht der Oberaufsicht in Kirchensachen], um Vermeidung weiterer Spaltungen, um das zeitlich- und ewige Wohl so vieler Unterthanen und ihrer Nachkömmlinge [und] auch darumen zu thun ist, die Geistlichkeit, damit sie fürohin durch Neuerungen nicht schaden könne, in ihre Schranken zurückzuführen.[95] Die Verweigerung der Beichte, der Absolution und damit auch der Eucharistie komme einer

regelrechten Exkommunikation gleich. Solche Kirchenstrafen betrafen aber nach Auffassung der Hofkanzlei nicht allein das *forum internum*, die geistliche Gewalt über die Gewissen, sondern hatten Konsequenzen für die öffentliche Ordnung, unterlagen daher der landesherrlichen Oberaufsicht und durften nur mit Billigung der Landesherrin verhängt werden. Maria Theresia schloss sich der Kritik ihrer Hofkanzlei voll und ganz an und ließ einen scharfen Brief an den Bischof von Seckau ergehen, dem sie Missbrauch der

Beichte und des Beichtgeheimnisses vorwarf.[96] Die forschen Inquisitoren Michelitsch und Rauch wurden ihrer Ämter enthoben, vier zusätzliche Pfarrer und ein neuer Missionsvorsteher eingesetzt. Zukünftig, so ordnete Maria Theresia persönlich an, seien *der Zwang, die Schärfe der Strafen und andere ein so grosses Aufsehen verursachenden Verfügungen so viel möglich zu vermeiden, dagegen die Irrende viel mehr durch Vorstellungen und sorgfältigen Unterricht, und eigene Ueberzeugung ihres Irrthums zu einer dauerhaften Bekehrung zu*

leiten. Doch je gelinder man mit den Verführten verfahre, desto härter müsse man gegen die Verführer vorgehen; hier seien die *schärfsten Leibesstrafen* angezeigt. Hinsichtlich der *Transplantation der allzusehr verstockten Sektarier, wenn solche [Transplantation] nicht gänzlich sollte vermieden werden können*, verfügte sie, dass jeder einzelne Fall zuvor bei Hof gemeldet werden solle.[97]

Der neue Missionsvorsteher, ein besonders sorgfältiger und gewissenhafter Geistlicher namens Gletler, dem die penible

Dokumentation des gesamten Stadler Missionsgeschehens zu verdanken ist, versah das Amt nun *mit Liebe und Sanftmut*, aber systematisch. Seine Vorgehensweise ging als paradigmatische ‹Stadler Missionsmethode› in die Geschichte ein. Er wurde nicht müde, die Untertanen wechselseitig übereinander auszuforschen – wenn auch nicht mehr im Rahmen der Beichte –, die Verdächtigen immer aufs Neue zu verhören und schließlich entweder zum wahren Glauben oder zur Deportation zu

führen.[98] Zum Teil handelte es sich um dieselben Menschen, die schon zwanzig Jahre zuvor auffällig geworden waren, einen Eid auf das katholische Glaubensbekenntnis abgelegt hatten und nun des Meineids schuldig waren; zum Teil waren es auch die zurückgelassenen Kinder der damals Deportierten. Das Dilemma der Mission war dem gewissenhaften Mann selbst schmerzlich bewusst: Er wollte die Menschen zur allein seligmachenden Kirche zurückführen, bediente sich dazu

aller nur möglichen psychischen und physischen Zwangsmittel und war am Ende immer wieder mit der niederschmetternden Erkenntnis konfrontiert, dass die meisten Bekenntnisse trügerisch gewesen waren, unaufrichtig und *gleisnerisch*. Es gab kein sicheres Mittel, echten von vorgetäuschtem Glauben zu unterscheiden; das Innere der Menschen war unsichtbar. Der Zwang zur Denunziation produzierte nichts als Misstrauen und Unfrieden; der Zwang zum Glauben nichts als Elend und Heuchelei.

Die lückenlos überlieferten Verhörprotokolle der Stadler Untertanen legen davon ein erschütterndes Zeugnis ab, auch wenn es durch die Perspektive des Inquisitors gefiltert ist.[99] Die Verhörten zeigten alle möglichen Reaktionen und Strategien: Manche weinten, waren ängstlich und eingeschüchtert, andere selbstbewusst und glaubensgewiss. Manche bezeichneten sich als gut katholisch, andere bekannten sich als evangelisch, manche sagten, sie sähen überhaupt keinen Unterschied zwischen beidem.

Manche denunzierten ihre Nachbarn bereitwillig, andere weigerten sich hartnäckig, zum *Judas* und *Schergen* zu werden. Manche verwickelten sich in Widersprüche, andere ließen sich nicht irritieren. Ein des Lesens unkundiger Bauer namens Joseph Oberreuter sagte, *die Geistlichen wollten die Leute nur verführen, hätten die Gaabe des wahren Glaubens verlohren, und dafür [hätten] die einfältigen Bauern [diese Gabe] erhalten, weil es geschrieben wäre: revelasti ea parvulis [Du hast es offenbart den*

Unmündigen]. [100] Wie seinerzeit Martin Luther gegenüber Karl V. auf dem Reichstag zu Worms gab er an, *wann er aus dem klaren Evangelio eines Irrthums überwiesen würde, wollte er umkehren.* [101]

Um den Schicksalen exemplarische Gesichter und Namen zu geben, sei nur ein Beispiel angeführt, das der Familie Rieberer. Urban Rieberer, genannt Strohschneider, geboren um 1719, also ein Altersgenosse Maria Theresias, war *Rücksasse* zu Einach in der Grundherrschaft Schwarzenberg, das heißt dem

Grundherrn persönlich untertan und abgabenpflichtig. Er konnte lesen und war im Besitz einer Reihe evangelischer Bücher. Im Verhör sagte er aus, er sei katholisch erzogen, aber seit dreißig Jahren evangelisch und wolle *so bleiben und sterben. Besser unterwiesen werden* wollte er nicht, *lieber fortziehen. Sagt, Christus seye nicht gefragt worden, ob er Lutherisch oder katholisch seye, sondern wie er gelebt habe, auf das halt er sich auch.* Im Dezember 1773 wurde Rieberer in das Konversionshaus in Judenburg eingeliefert und gab sich dort

bekehrungsbereit. Zurück in seinem Heimatdorf widerrief er das und bekannte, er habe niemals ernstlich dem evangelischen Glauben abschwören wollen. Daraufhin wurde er deportiert und starb am 2. August 1774 kurz nach der Ankunft in Siebenbürgen. Seine Frau Helena Riebererin, geborene Hasenbacherin, die er im Januar 1752 geheiratet hatte, war ebenfalls verdächtig. Sie legte das Tridentinische Glaubensbekenntnis ab, wurde rückfällig und machte sich dadurch des Meineids schuldig. Das brachte sie ins Zuchthaus, wo

sie sich aufhielt, als ihr Mann und zwei ihrer Kinder im Frühjahr 1774 deportiert wurden. Nach einem Jahr im Gefängnis überstellte man sie, mittlerweile Witwe, ins Armenhaus, wo sie am 13. März 1776 *an Abzehrung* starb. Ihr ältester Sohn Sebastian, geboren kurz vor der Heirat der Eltern am 9. Januar 1752, war evangelisch erzogen worden und lebte als lediger Knecht im selben Dorf. Er besaß ebenfalls mehrere evangelische Bücher und *zeuget eine vermessene Freyheit in Bekanntnus seines Glaubens, sonst*

ein geschickter, wohlgewachsener Mensch. Seine Schwester Maria war eine ledige Magd, wie ihr Bruder evangelisch erzogen, lesekundig und im Besitz mehrerer Bücher; auch sie bekannte sich offen zu ihrem Glauben. Beide wurden mit ihrem Vater im Frühjahr 1774 nach Siebenbürgen deportiert. Nur die jüngste Tochter Anna blieb, da sie erst fünfzehn war, zurück; sie war schon im Januar 1774 ins Grazer Waisenhaus eingeliefert worden. Maria überlebte die Transmigration ebenfalls nicht lange; sie starb 1775 im Alter von neunzehn

Jahren. Allein Sebastian gelang es, in Siebenbürgen sesshaft zu werden. Er heiratete eine Witwe aus Oberösterreich, die ebenfalls deportiert worden war, und verdiente seinen Lebensunterhalt als *sehr arbeitsamer Zimmermann*. Beide hatten vier gemeinsame Kinder. Anders als seine Frau, die im letzten Kindbett starb, überlebte Sebastian Rieberer den Untergang der alten Ordnung. Er starb 1820 im Alter von 69 Jahren als Einziger aus seiner Familie undramatisch *an Erkältung*.[102]

Urban Rieberer gehörte zu den

Bauern, die versuchten, nach Wien zu gelangen, um bei der Landesherrin ihr Recht oder wenigstens Gnade zu finden. Alle diese Versuche schlugen fehl oder verschlimmerten die Lage der Protestanten. Die beiden ersten Wienreisen der Stadler Abgesandten und die Vermittlungsversuche des Agenten Mathola de Zolnay führten nicht nur zur Aufstellung der fatalen Evangelischen Liste; sie hatten auch für den Vermittler selbst strafrechtliche Folgen. Er wurde als *Aufwiegler* inhaftiert und entging

nur durch sein hohes Alter und sein schriftliches Versprechen, sich der Protestanten nie wieder anzunehmen, einer längeren Haftstrafe.[103] Urban Rieberer und ein Genosse scheiterten schon auf dem Weg nach Wien und mussten umkehren, weil ihnen ein Betrüger das Zehrgeld gestohlen hatte. Die Reise belastete Rieberer in den Augen der Obrigkeit zusätzlich und trug dazu bei, dass er ins Konversionshaus eingeliefert wurde. Im September 1772 zogen die Bauern Hans Reiter und Hans Waiger nach Wien, um zu

erfahren, was aus Mathola de Zolnays Fürsprache geworden war. Der Agent nahm sie mit zu einem *Herrn, wo die bey der Kayserin eingereichten Memoralien hinzukommen pflegen*, die Bauern verstanden aber die Sprache dieses Herrn nicht. Nach seiner Rückkehr aus Wien landete Reiter im Konversionshaus. Ein weiterer Versuch, allerhöchste Gnade zu erlangen, erwies sich als noch fataler: Nachdem Hans Reiter und ein anderer Bauer namens Simon Schalk aus dem Konversionshaus hatten fliehen können, schlugen sie

sich im Sommer 1773 erneut nach Wien durch. Dort wandten sie sich an den Prediger der dänischen Gesandtschaft und ließen sich von ihm und einem protestantischen Reichshofrat eine Supplik an die Kaiserin aufsetzen. Das half ihnen aber nichts, ganz im Gegenteil – sie wurden aufgegriffen und ohne weitere Umstände deportiert.[104] Ein Weberknecht, der sich in Wien nach dem Schicksal von Schalk und Reiter erkundigen sollte, wurde weder beim dänischen Gesandten noch im Hause Mathola de Zolnay vorgelassen; vielmehr drohte man

auch ihm, ihn in *Eisen und Banden* zu schlagen, und jagte ihn davon. [105] Alle diese gescheiterten Wiengänger waren Opfer des Mythos von der Kaiserin-Königin als gnädiger Landesmutter, die selbst den Geringsten ihrer Untertanen Zugang gewährt.

Der Umgang mit den Irrgläubigen war einer der vielen Gegenstände, über die Maria Theresia mit ihrem Sohn über Kreuz lag. Zwar hatte sie die Deportationen immer schon als *ultima ratio* betrachtet und konnte sich einer wachsenden Skepsis

gegenüber diesem Mittel selbst nicht ganz erwehren, doch das hinderte sie nicht, immer wieder darauf zurückzugreifen. Josephs Kritik hingegen war grundsätzlich. Er vertrat den Standpunkt, der unter Aufklärern mittlerweile selbstverständlich war, dass das Gewissen sich keinem Zwang füge und der Staat sich damit zu begnügen habe, von seinen Untertanen äußeren Gehorsam zu fordern.[106] Außerdem kannte er die Verhältnisse in den Kolonisationsgebieten aus eigener Anschauung. Während der Stadler

Ereignisse, im Frühjahr und Sommer 1773, befand er sich gerade auf einer Reise durch Siebenbürgen, und unter den Tausenden von Bittschriften, die er dort entgegennahm, befanden sich auch solche von transmigrierten Protestanten. Bei seiner Rückkehr machte er aus seiner Kritik an den Zwangsumsiedlungen kein Hehl. [107] Im Dezember 1773 kam es zu einer der vielen Krisen der Doppelregentschaft; Joseph versuchte seine Mutter einmal mehr dazu zu bewegen, dass sie ihn entweder aus der Verantwortung

entließ oder ihm wirklich die Entscheidungskompetenz anvertraute, was sie aber wie schon mehrmals zuvor ignorierte.[108] Im April 1774 ließ sie 162 Menschen in zwei Schüben aus der Steiermark deportieren.[109]

Am 7. November 1774 erließ Joseph als Mitregent einen Befehl an die Hofkanzlei, die *Transplantationen* einzustellen, es sei denn, die Irrgläubigen selbst wünschten zu emigrieren.[110] Dass er das mit Wissen und Einvernehmen seiner Mutter tat, ist zweifelhaft. Jedenfalls machte die

Hofkanzlei ihr daraufhin die nachdrücklichsten Gegenvorstellungen: *die üble Folgen einer solchen Toleranz wären nicht zu übersehen*, sie würden unweigerlich *neuen Uebermuth, Ausschweifungen und Verführung* nach sich ziehen. Niemand könne vor Gott die sichere Folge verantworten, *daß der […] seit Luthers Zeiten immer sich erhaltende geringere Theil Irrgläubiger den grössern katholischen Theil verführe, und endlichen gar verschlinge*.[111] Allein die Drohung mit der Deportation habe das bisher

verhindern können. Auch 1772 und 1773 habe *die Ausgelassenheit der Irrgläubigen zugenommen, weil sie glauben, sie würden im Lande bleiben dürfen und sich sogar ein Gotteshaus errichten dürfen*. Die Hofkanzlei erinnerte die Kaiserin an ihre eigene Argumentation der 1750er Jahre und an die Politik ihrer *glorwürdigen Vorfahren*, die sogar mit Leib- und Lebensstrafen gegen die Ketzer vorgegangen waren. Sollte nun die ganze *bisherige alte Grund-Verfassung* umgestoßen werden? In dieser Situation stellte sich Maria

Theresia überraschenderweise hinter den Befehl ihres Mitregenten und beschied knapp: *Meine vorige Resolution ist klar.* Niemand solle mehr gegen seinen eigenen Willen deportiert werden. In allen Fällen, die die Emigration beträfen, *reserviere es mir ganz allein.*[112] Trotzdem wurden am 14. Oktober 1776 noch einmal 17 steirische Protestanten umgesiedelt. Insgesamt waren damit unter Maria Theresias Regierung mindestens viermal so viele Menschen wegen ihres Irrglaubens deportiert worden wie unter ihrem

Vater – von den Transmigrationsschüben aus anderen Gründen ganz zu schweigen.[113] Und das war immer noch nicht das Ende.

Dass sie sich ausnahmsweise den Befehl ihres Sohnes zu eigen machte, heißt keineswegs, dass sie sich zu seiner Position durchgerungen hätte, was die Duldung Andersgläubiger anging. Im Gegenteil, in der Toleranzfrage kam es in ihren letzten Lebensjahren noch einmal zu einem Grundsatzkonflikt zwischen Mutter und Sohn, womöglich

schärfer als alle früheren.[114]Anlass waren religiöse Unruhen in Mähren im Frühjahr und Sommer 1777.[115] Der Untergrundprotestantismus war dort stärker als irgendwo sonst. Die Nähe zu Preußen ließ ihn besonders gefährlich erscheinen; es hatte bereits Bittschriften an Friedrich II. gegeben. Schon 1774 waren Hunderte aus Mähren nach Siebenbürgen deportiert worden. Im Frühjahr 1777 suchten sich einige Exjesuiten dadurch verdient zu machen, dass sie die falsche Versprechung ausstreuten, die

Landesmutter gewähre zukünftig freie Religionsausübung. Die Protestanten ließen sich tatsächlich aus der Deckung locken. Nach und nach bekannten sich die Bewohner von über 60 Dörfern zum Luthertum und feierten öffentliche Gottesdienste. Als sich herausstellte, dass sie in eine Falle gelockt worden waren, kam es zu Unruhen; katholische Kirchen wurden blockiert; die Lage eskalierte und einzelne Demonstranten wurden im Tumult erschossen. Maria Theresia klagte gegenüber ihrem Sohn Ferdinand,

in welchem unerträglichen Zwiespalt sie sich befinde. Sie könne die Forderungen der Bauern unmöglich erfüllen, schließlich habe sie als Königin von Böhmen in ihrem Krönungseid geschworen, keine Unkatholischen zu dulden. Andererseits: *Tausende von Menschen wegzuschaffen, selbst nach Ungarn, wäre ein großer Verlust. Es ist heikel, besonders in der jetzigen Zeit, diesen Entschluss zu fassen; das beschäftigt mich sehr und deprimiert mich.* [116]

Joseph, der auf seiner Reise durch Frankreich von den

Massenbekenntnissen in Mähren erfuhr, war alarmiert und schrieb seiner Mutter, man tue gut daran, die Irreligion nicht mit der Wurzel ausrotten zu wollen. Denn: *Die Vielfalt der Religionen in einem Staat ist nur dann von Übel, wenn sie mit Fanatismus, Uneinigkeit und Parteigeist verbunden ist. Sie fällt von allein in sich zusammen, wenn man die Sektierer alle vollkommen gleich behandelt und dem, der allein alle Herzen regiert, den Rest überlässt.* [117] Es sei eine Anmaßung der weltlichen Gewalt, die Seelen der Menschen gegen deren Willen

retten zu wollen, das müsse man dem Heiligen Geist überlassen. Durch Zwangsmaßnahmen gewinne man die Seelen ohnehin nicht, sondern verliere nur wichtige Arbeitskräfte. *Das ist meine Art zu denken, Eure Majestät kennt sie; meine vollkommene Überzeugung, die sich, fürchte ich, mein Leben lang nicht ändern wird.* [118]

Maria Theresia war zutiefst entsetzt; diese Haltung erschütterte die Grundfesten ihres Weltbildes. Was Joseph allgemeine Toleranz nannte, war für sie ein

Schimpfwort, synonym mit *Indifferentismus*, Gleichgültigkeit, *das größte Übel, das die Monarchie je erlitten hat.* Sie antwortete ihm mit Briefen von geradezu verzweifelter Eindringlichkeit und führte alles ins Feld, was ihr an Argumenten zu Gebote stand: Er werde den Staat mit seiner Toleranz zugrunde richten und unzählige Seelen ins Verderben führen. Die wahre Religion bedeute ihm offenbar nichts, er liebe sie nicht, wenn er keinen Wert darauf lege, sie zu schützen und zu verbreiten. An den Protestanten

könne er sich ein Beispiel nehmen, die eine solche Indifferenz in ihren eigenen Ländern niemals zuließen. *Man braucht guten Glauben, unwandelbare Regeln – wo wollt Ihr sie denn finden und wie bewahren?* [119] Joseph reagierte umgehend und versuchte ihr ein Stück entgegenzukommen. Sie habe ihn vollkommen missverstanden; mit Toleranz sei nicht religiöse Gleichgültigkeit gemeint. Die Irrgläubigen würden doch am schnellsten von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt, wenn man sie ungestört in der

katholischen Umgebung leben lasse. Wer die fremde Religion verbiete, der fürchte nur die Konkurrenz, die doch der wahre Glaube nicht zu scheuen habe. [120]

Doch mit diesen Argumenten konnte seine Mutter nichts anfangen. Dass man das Seelenheil der rechten Einsicht jedes Einzelnen überließ, war mit ihrer Überzeugung von der religiösen wie der politischen Pflicht eines rechtgläubigen Herrschers absolut unvereinbar. Sie nahm einen neuen, noch nachdrücklicheren

Anlauf: *Ich spreche politisch, nicht als Christin: Nichts ist so notwendig und heilsam wie die Religion* (das Wort verwandte sie stets nur im Singular, denn es gab für sie ja nur eine Religion, alles andere war Irreligion, Seuche, Gift, Unkraut und Ketzerei). Nach ihrer Überzeugung konnte allein die Religion der menschlichen Schlechtigkeit Schranken setzen. *Wollt Ihr durchgehen lassen, dass jeder sich seine eigene macht, ganz nach seiner Phantasie? Kein fester Kult, keine Unterwerfung unter die Kirche – wohin kämen wir da? Ruhe*

und Zufriedenheit würden daraus nicht entstehen, sondern das Faustrecht und anderes Unglück würde folgen, wie man ja schon gesehen hat. Aufs Neue warf sie Joseph seinen Geist des Widerspruchs und des Alles-neu-machen-Wollens vor, der das Glück des Staates und sein eigenes Seelenheil kosten werde. Und aufs Neue beschwor sie die – nach Gott – höchste Autorität: die Tradition der Vorfahren, um das Gespenst des Individualismus zu bannen. *Ihr würdet Euch selbst verlieren und die ganze Monarchie*

mit Euch reißen, all die schweren Sorgen Eurer Vorfahren [zunichtemachen], die uns mit großer Anstrengung diese Länder hinterlassen und sie verbessert haben, indem sie unsere heilige Religion einführten – aber nicht, wie unsere Gegner, mit Gewalt und Grausamkeit, sondern mit Sorgen, Mühen und Aufwand. Nicht ein Geist der Verfolgung, aber noch weniger der Indifferenz und des Tolerantismus soll mich leiten, solange ich lebe, und ich wünsche nur so lange zu leben, bis ich in dem Trost zu meinen Ahnen hinabsteigen

kann, dass mein Sohn ebenso groß, ebenso fromm ist wie seine Vorfahren und sich von falschen Räsonnements und schlechten Büchern abgewandt hat, wie auch von denen, die ihren Geist brillieren lassen auf Kosten von allem, was heilig und verehrungswürdig ist, und die eine imaginäre Freiheit einführen wollen, die es niemals geben kann und die in Zügellosigkeit und allgemeinen Umsturz umschlagen würde. [121]

Das schrieb sie im Juli. Unterdessen stritt man sich in Wien über das richtige Vorgehen in Mähren. Der Staatsrat unter der

Leitung von Kaunitz plädierte mehrheitlich für Milde, während die Hofkanzlei und die böhmischen Behörden – dominiert von den dortigen Grundherren – für strenge kollektive Bestrafung eintraten: Zuchthaus, Zwangsarbeit oder Deportation. Maria Theresia folgte dem Rat der Letzteren und entschied am 12. September 1777, die Anführer nach altem Muster deportieren zu lassen. Joseph, mittlerweile aus Frankreich zurück, begab sich selbst nach Mähren, um sich ein eigenes Bild zu machen. Als er von den Strafmaßnahmen

erfuhr, fand er außergewöhnlich scharfe Worte – vorgeblich gegen diejenigen, die die Befehle erteilt hatten, tatsächlich aber an die Adresse seiner Mutter: Diese Befehle *sind so strikt allem entgegengesetzt, was man zu allen Zeiten als Prinzipien unserer Religion und einer guten Verwaltung, ja mehr noch, der gesunden Vernunft erkannt hat, dass ich keinerlei Zweifel daran habe, dass Ihre Majestät in ihrer Hellsichtigkeit, sobald sie sie gesehen hat, ein ebenso notwendiges wie rasches Mittel dagegen finden wird. Kann man sich etwas Absurderes*

vorstellen als diese Befehle? Die Leute zu bekehren, indem man sie zu Soldaten macht oder ins Bergwerk schickt, zur Zwangsarbeit? […] Wer auch immer sich dieses Reskript ausgedacht hat, ist der Unwürdigste Eurer Diener, ein Mann, der meine Verachtung verdient, weil er ebenso dumm wie schändlich ist. Kurzum: Er bat seine Mutter inständig, entweder den Befehl zurückzunehmen, den er mit Gewissen, Pflicht und Reputation nicht vereinbaren könne, oder ihn von seiner Verantwortung als Mitregent zu entbinden – das alte

Thema.[122] Seine Mutter reagierte darauf wie immer, indem sie jedes Verständnis verweigerte, und schrieb unwirsch: *Ich kann Euch nicht verbergen, wie betroffen ich bin, dass Ihr bei der kleinsten Meinungsverschiedenheit immer wieder diesen schändlichen Vorschlag wegen der Mitregentschaft macht.* So eine Haltung könne man sich als Privatmann erlauben, aber nicht als Herrscher, der von Gott an seinen Platz gestellt sei.[123] Daraufhin machte Joseph einen weiteren vergeblichen Versuch, ihr sein Dilemma nahezubringen: Solle

er schweigen, wenn sie etwas befiehlt, von dessen Unrecht er überzeugt ist? Solange er Mitverantwortung trage, sei es seine Pflicht zu widersprechen; sonst wirke das Schweigen wie ein Gift, das ihn langsam umbringt. Er wolle nichts anderes als ihr gehorsamer Sohn sein, deshalb flehte er sie an, ihn von den Staatsgeschäften zu entbinden. [124] Sie ging wie immer darauf nicht ein, sondern antwortete resigniert: *Es ist grausam, sich zu lieben und gegenseitig so zu quälen […].* [125] Zugleich

demonstrierte sie ihm, wer das Sagen hatte: Als die mährischen Bauern einen Abgeordneten zum Kaiser schickten, um ihn um seine Fürsprache bei der Landesherrin zu bitten, ließ sie diesen Mann inhaftieren.[126]

Tatsächlich aber blieb Maria Theresia von den Gegenvorstellungen ihres Sohnes nicht unbeeindruckt; sie war ja selbst nicht völlig vom Segen der Zwangsmaßnahmen überzeugt. Auch Kaunitz riet nachdrücklich zur Duldung der Religionsausübung im privaten Haushalt:

Gewissenszwang errege nur Hass und sei mit dem Gebot der Nächstenliebe nicht vereinbar; Emigration sei schädlich für die Wirtschaft des Landes und Zwangsumsiedlung funktioniere erfahrungsgemäß nicht; folglich spreche alles dafür, den Protestanten das *exercitium religionis privatissimum* zu erlauben. [127] Kaunitz vertrat eine noch konsequentere Position als Joseph; er plädierte nämlich dafür, dass diese Duldung grundsätzlich für jeden Untertan gelten müsse, nicht nur für die widerspenstigen

mährischen Gemeinden, und dass man sie deshalb auch öffentlich verkünden müsse. Joseph dagegen war nur für stillschweigende Duldung, denn er fürchtete, ein allgemeines öffentliches Toleranzpatent würde andere Gemeinden ebenfalls zu Aufruhr und Widersetzlichkeit reizen. Damit zumindest setzte er sich durch. Am 14. November 1777 wurde den mährischen Behörden vertraulich mitgeteilt, dass die Protestanten zu dulden seien, solange sie sich unauffällig verhielten. Diejenigen, die zuvor inhaftiert worden waren,

wurden aber trotzdem noch nach Ungarn deportiert, und zwar ohne ihre Kinder, aber mit ihren Ehefrauen, selbst wenn diese sich gar nicht zum Luthertum bekannt hatten.[128] Damit war allerdings das Thema immer noch nicht erledigt. Im Februar 1780 kam es erneut vor, dass in Mähren einige Protestanten sich öffentlich bekannten. Joseph verlangte nun seinerseits, dass die allgemeine Duldung in allen Ländern öffentlich eingeführt werde und die Landesverwaltungen sich daran für alle Zukunft zu halten hätten. Dazu

konnte sich Maria Theresia aber bis zu ihrem Tode nicht durchringen. Als sich am 13. Mai 1780 anlässlich ihres Geburtstags wiederum rund viertausend mährische Protestanten unter freiem Himmel versammelten, um einen öffentlichen Gottesdienst abzuhalten, da ließ sie zu, dass die Anführer verhaftet und nach Ungarn deportiert wurden.[129]

Maria Theresias Haltung in der Frage der Sanktionen war unschlüssiger, schwankender und weniger unbeirrt, als sie es in ihren Briefen an Joseph selbst darstellte.

Anderen, etwa Ferdinand gegenüber, gestand sie ihre Skrupel durchaus ein. Sie selbst sah sich nicht als Verfolgerin, sondern als milde und gnädige Landesmutter. Im September 1778 fragte der Hofrat Posch bei ihr an, ob es wahr sei, was man sich im Reich erzähle, dass sie ein Verzeichnis aller Protestanten in den deutschen Erbländern anfertigen lasse, um sie *ganz und gar abschaffen zu können*. Posch schrieb, er habe auf das Gerücht geantwortet, die Kaiserin sei *viel zu vernünftig, zu billig und zu menschlich, als dass ihr Ähnliches*

auch nur von fern in den Sinn käme. Darauf bestätigte sie: *Er hat unverbesserlich geantwortet. Ich kann ihn versichern, dass ein solcher Gedanke niemals wem eingefallen ist. Aus dem aber ersieht man, wie Alles mir gehässig zugemuthet wird.* [130]

Unmittelbar nach Maria Theresias Tod erließ Joseph sein berühmtes, in Aufklärerkreisen gefeiertes Toleranzpatent, das dem Gewissenszwang gegenüber allen Akatholischen ein Ende setzen sollte.[131] Den Juden eröffnete es den Weg in die völlige

Assimilation.[132] Für viele Untergrundgemeinden in Oberösterreich, Kärnten und Steiermark kam es allerdings zu spät. Die letzte große Zwangsdeportation hatte dort schon 1774 stattgefunden, die letzten Konversionshäuser waren wegen Unwirtschaftlichkeit 1775 geschlossen worden. Als das Toleranzpatent erschien, hatte sich das Problem des Geheimprotestantismus zumindest in den deutschen Erbländern weitgehend erledigt.[133] Die *sanfte* Methode hatte vielerorts

Erfolg gehabt. Zahlreiche Untergrundgemeinden, die bis in die Reformationszeit zurückreichten und sich über Jahrhunderte gegen alle Verfolgung hatten behaupten können, waren verschwunden.

Unsere guten Türken

Die Mariensäule, die Leopold I. zum Dank an die Gottesmutter 1667 auf dem Wiener Platz Am Hof hatte errichten lassen und die auch unter Maria Theresia ein zentrales

Heiligtum der habsburgischen Frömmigkeit darstellte, zeigt an ihrer Basis vier Ungeheuer – Drache, Basilisk, Löwe und Schlange – die von vier geharnischten Engeln besiegt werden (Abb. 46). Die vier Untiere repräsentieren die vier Plagen der Habsburgermonarchie: Pest, Hunger, Türkenkrieg und Ketzerei. Der Raum, wo sich alle diese Plagen konzentrierten, war der Grenzraum zum Osmanischen Reich – *das äußerste Ende der Christenheit.*[134] Alles Schreckliche schien von dort

herzukommen: nicht nur die Türken und andere grausame Kriegsvölker, sondern auch Seuchen, Heuschrecken, Vampire, Zigeuner, Sektierer aller Art. Tatsächlich herrschte in diesem Grenzraum große religiöse Vielfalt, vor allem in Siebenbürgen, wo religiöse Sonderrechte seit 1691 mit den Ständen vertraglich festgeschrieben waren. Die Katholiken bildeten in Siebenbürgen eine Minderheit; es gab Calvinisten, Lutheraner, Juden, Armenier, ja sogar Antitrinitarier, Täufer und

Anhänger der messianischen Sekte des Sabbatai Zvi. Die Mehrheit der Untertanen im südöstlichen Grenzgebiet, die *Raitzen* (Serben) und *Wallachen* (Rumänen), folgten dem griechisch-orthodoxen Ritus. [135] Es war daher kein Zufall, dass man dorthin, an die äußerste Peripherie, auch alles das verbannte, wovor man sich im Zentrum der Monarchie fürchtete, wovon man sich abzugrenzen und reinzuhalten suchte: die protestantischen Häretiker ebenso wie Unruhestifter, lasterhafte Weibsbilder, *Gesindel* aller Art.

[136]

Die Grenze zum Osmanischen Reich war keine Linie, sondern ein breiter Grenzraum, der – davon war bereits die Rede – militärisch verwaltet wurde und in dem Wehrbauern lebten, deren Regimenter das Rückgrat der habsburgischen Armee darstellten. Die «Militärgrenze» erstreckte sich zu Maria Theresias Zeit über rund 1900 Kilometer Länge von der adriatischen Küste im Westen über Kroatien, Slawonien und das Banat an Save und Donau entlang in einem großen Bogen zu den

Karpaten und der Bukowina im Nordosten.[137] Zuletzt wurde das siebenbürgische Grenzgebiet in die Militärorganisation einbezogen. Die Grenze hatte sich durch die Türkenkriege über die Jahrhunderte immer wieder verändert. Die Regionen waren dünn besiedelt, die Herrschaftsverhältnisse teilweise unklar; die Loyalität der Bevölkerung hatte nicht selten zwischen Habsburgern und Osmanen geschwankt. Es gab noch im 18. Jahrhundert einzelne Dörfer, die offiziell habsburgisch

waren, aber dennoch den Osmanen Tribut zahlten,[138] und es gab Menschen, die von sich selbst sagten, dass sie muslimisch *und* christlich seien, den Unterschied nicht kannten oder für irrelevant hielten.[139] Das Ziel der habsburgischen Politik, vor allem nach dem letzten Türkenkrieg (1736–1739), bestand darin, größere Eindeutigkeit herzustellen. Es ging nicht mehr nur darum, die Kernländer gegen eine potentielle Türkeninvasion zu schützen, sondern immer mehr auch darum, die Herrschaft im Grenzraum selbst

zu intensivieren, Kolonisten dort anzusiedeln und den katholischen Bevölkerungsanteil zu erhöhen.[140]

Die Militärgrenze galt nicht nur als Bollwerk gegen die Osmanen, sondern auch gegen Seuchen aller Art; sie sollte der *Gesundheit des Staatskörpers* dienen.[141] Vor allem die Pest, so glaubte man, dringe aus dem Osmanischen Reich in die habsburgischen Länder ein. 1713 hatte es eine schwere Epidemie gegeben; auch 1738 war sie im Südosten des Habsburgerreiches noch einmal

aufgetreten. Karl VI. hatte 1728 den Grund für einen gigantischen Sanitätskordon von der Adria bis zu den Karpaten gelegt, dessen Lücken unter Maria Theresia bis 1770 Schritt für Schritt geschlossen wurden und den sie der Sanitätshofkommission in Wien unterstellte.[142] Es ging darum, jedes Eindringen von Menschen, Vieh und Waren entlang der gesamten Militärgrenze vollständig zu kontrollieren. Dazu diente eine lückenlose Kette von Wachhütten, *Tschartaken*, die etwa eine Viertelstunde Weges in Hörweite

eines Kanonenschusses voneinander entfernt lagen und mit Wehrbauernmannschaften besetzt waren. Die Wachhäuser wurden an den wichtigen Handelsstraßen von Quarantänestationen, *Kontumazstationen*, unterbrochen, an denen Menschen, Tiere und Waren zu festgelegten Zeiten die Grenze passieren konnten, aber erst nach strikten Reinigungsritualen und einer Wartezeit von 21 Tagen, die bei akuter Pestgefahr verdoppelt wurde. Die Seuchenärzte an den

Kontumazstationen hatten auffällige Befunde an die nächste Landesstelle zu melden.

Wie man sich das Kontrollgeschehen, das Maria Theresia hatte etablieren lassen, vorzustellen hat, beschreibt anschaulich der Schuhmacher, Dolmetscher und Orientreisende Johann Caspar Steube, der in den 1770er Jahren im Grenzregiment an der Kontumazstation von Schuppanek im Banat stationiert war. Zwei Reihen dornenbewehrter Palisaden trennten habsburgisches von osmanischem Territorium und

umgaben ein viereckiges Areal mit zwei Toren. Dort wurde jeder, der von der türkischen Seite eintrat, visitiert und *in die Kontumaz* gebracht. Das war eine weitläufige Anlage mit vielen Räumen, in denen sich, streng voneinander isoliert, die *Exponierten* während der 21-tägigen Quarantänefrist aufhalten mussten. *Exponiert* waren alle, die von türkischem Gebiet kamen, aber auch alle, die auf irgendeine Art mit ihnen in Kontakt treten mussten: *der Kontumazfeldscher, der Warenbeschauer und alle*

Reinigungsknechte. Sie alle durften das Gelände der Station nicht verlassen. Zwischen den Exponierten und allen anderen bestand ein strenges Berührungstabu: *Nicht allein alle aus der Türkei kommende Personen, wes Standes sie auch immer sein mögen, sondern auch jeder, der das türkische Gebiet nur im mindesten berührt, müssen sich den strengen Kontumazgesetzen unterwerfen, ja es darf einer nur den Zaun da, wo er einfach ist, berühren, so muß er (es versteht sich, wenn es ein Reinigungsknecht gewahr wird)*

sogleich Kontumaz machen; und das nämliche geschieht, wenn jemand einen Exponierten anrührt, sollte es auch nur mit dem Rockzipfel sein.
[143] Geschah es zufällig, dass jemand, dessen Kontumazfrist bald um war, einen Neuankömmling berührte, so musste er mit der Kontumaz wieder von vorn anfangen. Für die Versorgung der Exponierten gab es ein Wirtshaus, das ihnen die Speisen über einen fahrbaren Tisch lieferte, der auf Schienen zwischen der äußeren und der inneren Palisade hin- und hergeschoben wurde. Das Geld

musste man im Gegenzug auf denselben Tisch in eine Schale mit Essig legen. Nach abgelegter Kontumaz erhielt man einen Pass und durfte seinen Weg fortsetzen. Auch für die meisten türkischen Handelswaren galt die Kontumazfrist, auch sie mussten 21 Tage lang auf dem Gelände in einem Schuppen gelagert werden; solange der Lagerschuppen belegt war, stockte jeglicher Handel. Verschiedene Lebensmittel waren von der Kontumaz ausgenommen; sie wurden stattdessen gereinigt, so berichtete Steube, indem die

Knechte *eine mit Essig angefüllte Schale nehmen und von demselben etwas darüber her spritzen*,[144] und man bezahlte dafür, indem man den Händlern das Geld einfach über die Palisaden warf. Briefe aus dem Osmanischen Reich wurden, wenn sie nicht auch die langwierige Kontumaz durchliefen, auf einen Stock gesteckt, durch einen Spalt im Zaun geschoben und dann *mit Pestkraut beräuchert*, bevor man sie weiterbeförderte.

Die Reinigungsmaßnahmen gegenüber allem, was aus der Türkei kam, ähnelten in ihrem

archaischen Ritualismus den Tabus, wie sie mancherorts immer noch gegenüber Henkern und Abdeckern galten. Der aufgeklärte Steube machte kein Hehl daraus, wie lächerlich er das fand. Doch das strikte Berührungstabu hatte auch einen wichtigen symbolischen Effekt; es errichtete eine hohe symbolische Schranke zwischen dem Eigenen hier und dem Fremden, Unreinen und Bedrohlichen jenseits der Palisaden. Maria Theresias Anliegen war, dass beides sich nicht vermischte und *daß die*

Türken und türkischen Untertanen […] so viel nur immer tunlich von den Erblanden ab- und an den Gränzen gehalten werden.[145] Das Problem wuchs allerdings mit der zunehmenden Nachfrage nach türkischen Handelswaren wie Kaffee, Tabak, Seide, Früchten oder Teppichen. Wenn es schon nicht gelang, den Levantehandel den osmanischen Kaufleuten – meist Juden, Armenier oder Griechen – aus der Hand zu nehmen und unter eigene Regie zu bringen, dann sollten diese Kaufleute wenigstens während ihres Aufenthalts in den

Erbländern unter permanenter Kontrolle stehen. Das ermöglichte die Kontumazgrenze, wo man sie registrieren und ihnen Aufenthaltsgenehmigungen ausstellen konnte. Die Kaufleute aus dem Osmanischen Reich waren gleichsam Versuchsobjekte für eine neuartige, individuelle Personenkontrolle, die später zum Modell auch für die Registrierung und Kontrolle der eigenen Untertanen dienen sollte.[146] Doch es lag auf der Hand, dass das Kontumazwesen den Handelsverkehr mit der Levante

extrem behinderte. Als Joseph 1775 von seiner Reise nach Triest und der Militärgrenze zurückkehrte, fällte er über das Grenzregime als Ganzes das desaströse Urteil, dass es *unbillig, vitios, unnütz, fehlerhaft, kostspielig, ja ein Blendwerck ist, für Euer Majestätt, so wie für den gemeinen Mann höchst verderblich, […] woraus nothwendig Mißvergnügen, Elend, Emigration, Verarmung, Hungersnoth und Sterben entstehen mus*, und das *unglückseelige Sanitaets-Weesen* mache *das Elend noch desto grösser.* Konsequenterweise forderte er die

massive Reduktion der Militärgrenzregimenter, weitgehende Handelsfreiheit und die *Aufhebung der lächerlichen Sanitaets-Anstalten*.[147] So weit kam es zwar nicht, aber immerhin wurden die zuständigen Zentralbehörden im Jahr darauf aufgelöst, die Handelsschranken gesenkt und die Kontumazregeln gelockert.

Tatsächlich hatte sich das Verhältnis zu den *Türken* – so bezeichnete man meist alle Muslime oder auch alle Untertanen des Osmanischen Reiches[148] –

unter Maria Theresias Regierungszeit bereits grundlegend verändert.[149] Schon Lady Montagu, die englische Gesandtengattin, hatte 1717 auf ihrer Reise nach Konstantinopel Berichte über die Pest wie so vieles andere, was die Reiseberichte aus dem Osmanischen Reich kolportierten, als Märchen bezeichnet: *Those dreadful stories you have heard of the plague have very little foundation in Truth.*[150] Als Montagus englische Reisebriefe 1763 bis 1767 im Druck und kurz darauf auch in französischer

Übersetzung erschienen, trafen sie bereits auf eine gewandelte Atmosphäre und trugen ihrerseits dazu bei, dass sich die Einstellung des gebildeten Publikums zu den Türken veränderte. In populären Almanachen und Moralischen Wochenschriften tauchten immer öfter *Muselmänner* als positive Figuren auf.[151] Auch andere Reisende beteiligten sich an der Beseitigung traditioneller Vorurteile, so der schon zitierte Johann Caspar Steube: *Viele Leute stehen in dem Gedanken, daß die Türken sowohl in Ansehung ihrer*

Kleidung als körperlichen Gestalt sehr von uns verschieden und halbe Ungeheuer wären, bei denen weder Treue noch Glauben anzutreffen sei, und wundern sich oft, dass sie Gott nicht von der Erde vertilge. Er selbst sei nun jahrelang mit ihnen umgegangen und könne versichern, dass sie nicht nur *ebenso gebildet [d.h. körperlich beschaffen] sind wie wir, daß die meisten unter ihnen recht gute Leute sind […] und daß die Kleidung weit beständiger und dem Körper angemessener ist als die unsrige, sondern daß sie auch, was Treue und*

Glauben betrifft, die Christen oftmals beschämen, […] und ich kann nicht umhin, den Türken auf Kosten der Christen hiermit ein Kompliment zu machen, daß ich von ihnen oft besser als von meinen eigenen Religionsverwandten behandelt worden bin. [152]

Im Laufe des Jahrhunderts wurden *die Türken* in den Augen vieler Europäer auf neue Weise zum Faszinosum: Trotz ihrer *despotischen* Regierungsform weise und aufgeklärt, trotz des falschen Glaubens tolerant und besonnen, erschienen sie als zuverlässige

Kaufleute, barmherzige Mitmenschen und friedliche Nachbarn, kurzum: als eine helle Folie, vor dem sich alles Düstere des christlichen Europa kontrastreich abhob. Um zu ermessen, wie tiefgreifend das Bild sich veränderte, muss man sich vor Augen führen, dass die Erinnerung an die Türkenkriege in den Erbländern auf Schritt und Tritt präsent war.[153] Schließlich hatte die Abwehr der Türkenbedrohung die politisch-religiöse Identität des Habsburgerreiches geprägt und den Wiederaufstieg des habsburgischen

Kaisertums im Reich und in Europa ermöglicht. Überall in den Erbländern traf man daher auf triumphale Darstellungen überwundener, gefesselter, getöteter, in den Staub getretener Osmanen. Die siegreichen habsburgischen Feldherren ließen ihre Triumphe in heroischen Reiterstandbildern, Deckenfresken und Kupferstichen verherrlichen und stellten die Türkenbeute in ihren Schatzkammern stolz zur Schau: Prunkwaffen, Zelte, Gewänder, Pferdegeschirr, ja sogar den Schädel des Oberbefehlshabers

Kara Mustafa und die Eisenkette, mit der die Belagerer 1683 die Donau abgeriegelt hatten, konnte man im kaiserlichen Zeughaus noch besichtigen.[154] Zur Beute gehörten auch Türkinnen und Türken, die als Gefangene aus dem Krieg mitgebracht und getauft worden waren.[155] Das Türkengedächtnis war keineswegs nur eine Sache der aristokratisch-heroischen Triumphalkunst, es wurde von allen Ständen gepflegt: Man setzte hölzerne *Türkentrutz*-Figuren als Apotropäen auf Hausdächer und Brunnen und

stiftete Votivtafeln, die an mirakulöse Errettungen aus der Gefangenschaft erinnerten. Auf Passionsbildern stellte man die Feinde Christi als osmanische Soldaten dar; furchterregende türkische Krieger schmückten alle möglichen Gebrauchsgegenstände, von Trinkgefäßen bis zu Lebkuchenmodeln; hölzerne Türkenköpfe dienten als Zielscheibe bei Turnieren, vom höfischen Damencaroussel bis hin zum populären *Türkenstechen* auf dem Jahrmarkt.[156] Man sang Türkenlieder, erzählte sich

Geschichten über türkische Gräueltaten und Legenden über wundersame Rettungen, woran Türkenlinden, Türkenbrunnen, Türkensteine überall in der Landschaft erinnerten. Flugschriften und Kupferstiche aus der Zeit der Türkenkriege wurden noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts neu aufgelegt, und jedes Jahr feierte man überall die Gedenktage der großen Schlachtensiege mit Dankprozessionen.

Auf der Steirischen ‹Völkertafel› vom Anfang des Jahrhunderts war

der *Türke oder Grieche* – das heißt der Bewohner des Osmanischen Reiches, so genau nahm man es nicht – noch als *Lügenteufel* erschienen, seine Kleidung weibisch, seine Politik betrügerisch, seine Herrscher tyrannisch.[157] Das änderte sich während Maria Theresias Regierungszeit wenn nicht vollkommen, so doch signifikant. Die neue Mode *à la turque* kam aus Frankreich und erreichte die habsburgischen Länder mit einer gewissen Verzögerung. Im Theater und in der Oper kamen türkische

Themen in Mode. Lessings Sultan Saladin war nicht der Einzige seiner Art; am Wiener Hof wurden Stücke wie Rameaus ‹Le Turc généreux›, Voltaires ‹Zaire› oder Favarts ‹Soliman II.› aufgeführt. [158] Die Handelsbeziehungen, die über den Hafen von Triest abgewickelt wurden, beförderten die Verarbeitung türkischer Stoffe, den Konsum türkischen Kaffees und Tabaks, den Verzehr türkischer Früchte, die Verwendung türkischer Teppiche und Diwane, die Aufnahme türkischer Motive in die Damenmode.[159] Seit Maria

Theresia und ihre Tochter Marianne sich 1745 von dem Genfer Maler und Orientreisenden Jean-Étienne Liotard in türkischer Tracht hatten abbilden lassen, war es in höfischen Kreisen der letzte Schrei, sich im türkischen Kostüm malen zu lassen.[160] Adelige, die als Befehlshaber an der Militärgrenze Dienst getan oder eine Reise nach Konstantinopel gemacht hatten, brachten dekorative orientalische Lakaien mit nach Hause. Das elegante Arrangement *à la turque* war perfekt, wenn es auch noch ein

kleiner Mohr war, der den Kaffee servierte, wie etwa auf dem Familienporträt der Familie Khevenhüller (vgl. Abb. 28 und Farbtafel 22).[161]

Abb. 47: Porträt Maria Theresias und ihrer Tochter Marianne im türkischen Kostüm. Zeichnung von Jean-Étienne Liotard, 1745

Eine wesentliche Rolle für die Türkenfreundlichkeit des Wiener Hofes spielte begreiflicherweise der Umstand, dass das Osmanische Reich seit dem Friedensschluss von 1739 kein gefährlicher Feind mehr war, was sich allmählich herumsprach: *Die Türken sind nicht mehr das fürchterliche Volk, welches die Nachbarn zittern machte. Daher ist nun diese lebendige Vormauer [die Militärgrenze] gewissermaßen unnöthig geworden. Dieselbe sollte gegen Norden gerückt werden, woselbst eine weit fürchterlichere Macht wie ein Erdschwamm über*

Nacht aufgeschossen ist.[162] Hatte Karl VI. noch an der Seite der Russen gegen die Türken Krieg geführt, so erschien nun das expansive Zarenreich zunehmend als der weit bedrohlichere Nachbar. Bei ihrem Regierungsantritt war Maria Theresia auf die Neutralität der Osmanen dringend angewiesen gewesen und hatte sich daher beeilt, die letzten offenen Fragen des Grenzverlaufs zu klären, die nach dem verlustreichen Friedensschluss von 1739 noch offengeblieben waren.[163] Im Erbfolgekrieg gelang es ihren

Feinden nicht, den Sultan auf ihre Seite zu ziehen. Dank dem geschickten Agieren des habsburgischen Residenten in Konstantinopel verurteilte der Sultan vielmehr den Einfall Friedrichs II. in Schlesien und bot sich 1745 sogar selbst als Vermittler an.[164] Maria Theresia ging darauf zwar nicht ein – dafür war das Misstrauen noch zu groß –, wusste es aber zu schätzen. Im Siebenjährigen Krieg war Friedrich II. ebenso wenig erfolgreich, obwohl er viel Geld und Mühe daran setzte, die

Osmanen zu Verbündeten gegen Maria Theresia zu gewinnen. Auf *unsere guten Türken, nos bons turcs*, sei Verlass, schrieb sie 1763 an Antonia von Sachsen.[165] Während des russisch-türkischen Krieges von 1768 bis 1774 ließ sie sich trotz Kaunitz' Plänen und Josephs Drängen nicht dazu verleiten, aus der Schwäche der Osmanen Kapital zu schlagen. Allerdings nicht nur aus menschenfreundlichen Gründen: Das gefährde nicht nur den Frieden, es lohne sich auch nicht. Diese *ungesunden Gegenden ohne*

Kultur, entvölkert oder von den hinterhältigen Griechen besiedelt, schwächten die Monarchie eher, als dass sie sie stärkten.[166] Stattdessen kam es sensationellerweise sogar zu einer (allerdings nur kurzen und äußerst halbherzigen) habsburgisch-osmanischen Allianz.[167] Während Maria Theresias gesamter Regierungszeit gab es keinen Krieg zwischen dem Habsburgischen und dem Osmanischen Reich; erst unter Joseph II. sollte sich das 1788 wieder ändern.

Die Habsburger brachten seit

langem eine verhältnismäßig große Aufmerksamkeit für die Kultur ihrer Feinde auf. Im Unterschied zu den Osmanen schickten sie nicht nur von Fall zu Fall Botschafter an den anderen Hof, sondern unterhielten in Konstantinopel ständige Gesandtschaften. Ebenfalls im Unterschied zu den Osmanen förderten sie traditionell die Kenntnis der fremden Sprache und ließen einheimische christliche *Sprachknaben* in der Türkei zu Dolmetschern ausbilden. Maria Theresia stellte die diplomatischen

Beziehungen zum Osmanischen Reich nun auf eine neue Grundlage. Zum einen löste sie sie aus der Zuständigkeit des Hofkriegsrates heraus und übertrug sie der Staatskanzlei (also Kaunitz), stellte sie also den Beziehungen zu den christlichen Monarchien gleich. Und zum anderen richtete sie auf Kaunitz' Betreiben 1754 in einem Landhaus bei Klosterneuburg eine *Orientalische Akademie* ein, wie es sie ähnlich auch in Paris schon gab. Bei dieser bemerkenswerten Institution handelte es sich um eine Art

Kolleg, in dem jeweils etwa zehn begabte Jungen zu Dolmetschern, Übersetzern und anderem diplomatischem Personal für den Orient ausgebildet wurden. Sie lernten dort Türkisch, Persisch, Griechisch, Französisch und Latein und wurden zugleich zu frommen und gesitteten christlichen Kavalieren erzogen. Das war aber noch nicht alles; mit der Zeit wurde das Curriculum immer anspruchsvoller. Mit den Sprachen sollten die Schüler Literatur und Religion, Geschichte und Staatskunde des Osmanischen

Reiches kennenlernen; sie sollten sich mit arabischen Fabeln und Gedichten befassen, etwas über mittelalterliche arabische Philosophie erfahren und *die schönsten Stellen* des Koran lesen – mit anderen Worten, sie sollten in umfassendem Sinne zu kulturellen Vermittlern erzogen werden.[168] Maria Theresia nahm großen persönlichen Anteil an den *orientalischen Sprachknaben*, besuchte sie mehrmals in ihrer Akademie und sah es mit gnädigem Wohlwollen, wenn sie unter der Leitung ihres Lehrers, des

Jesuitenpaters Frantz, bei Hof halb türkische, halb französische Stücke vorführten.[169] Die Akademie war ein Erfolg, und sie war zukunftsweisend. Sie bedeutete für die habsburgische Diplomatie nicht nur einen Professionalisierungsschub, sondern bescherte auch dem gelehrten Studium der orientalischen Sprachen einen bemerkenswerten Aufschwung. Der diplomatische Nachwuchs, der daraus hervorging, hatte den Gesandten anderer Fürsten einiges an kultureller Kompetenz voraus.

In Maria Theresias Regierungszeit besuchten mehrere außerordentliche osmanische Botschafter den Wiener Hof – zuerst 1741, um den Frieden von Belgrad zu ratifizieren, dann 1748, um den Vertrag zu verlängern; 1755 und 1758, nachdem es im Osmanischen Reich zu Thronwechseln gekommen war und der neue Sultan die Kontinuität der guten Beziehungen betonen wollte; schließlich 1774 nach dem Ende des russisch-türkischen Krieges.[170] Die Gesandten wurden stets mit allen

zeremoniellen Ehren empfangen, die bei Repräsentanten souveräner Potentaten üblich waren.[171] Das machte die Antritts- und Abschiedsaudienzen zu ungeheuer spektakulären Veranstaltungen, zumal alles doppelt ablief: Zuerst erstattete der Gesandte dem Kaiser Besuch, einige Tage später der Kaiserin als Königin von Ungarn. Jedes Mal versammelte sich die ganze Hofgesellschaft, große Mengen erlesener exotischer Mitbringsel wurden öffentlich zur Besichtigung ausgestellt. Zwischen den beiden Audienzen wurde der

Gesandte mitsamt seinem Gefolge aufwendig bewirtet; am Ende erhielten alle ihrerseits kostbare Geschenke zum Abschied. Die komplizierten zeremoniellen Regeln solcher Audienzen waren weitgehend eingespielt; man sprach im Großen und Ganzen dieselbe symbolische Sprache und wusste, was sich gehörte, auch wenn der türkische Gesandte sich manchmal nicht tief genug verbeugen mochte oder ihm andere kleine Fehltritte unterliefen.[172] Allerdings gab es bei einem Gesandten des Sultans allerlei

Eigentümlichkeiten, die unter christlichen Potentaten nicht üblich waren. Dazu gehörte, dass er den kaiserlichen Rocksaum zu küssen hatte, eine Unterwerfungsgeste, die nötig war, damit kein Zweifel an der Gleichrangigkeit von Kaiser und Sultan aufkam. Der Umstand, dass es sich nun bei Maria Theresia um eine weibliche Herrscherin handelte, brachte alle Beteiligten in nicht geringe Verlegenheit. Aus osmanischer Perspektive war es unvorstellbar, dass eine Frau die Herrschaft innehatte und selbstständig Audienz gewährte.

Als der Gesandte Mustafa Hatti Effendi im Mai 1748 seine Antrittsaudienz bei ihr nahm, war sie zudem mit ihrem zehnten Kind schwanger.[173] Die Regeln des Herrschaftszeremoniells konkurrierten – einmal mehr – mit den Regeln, die im Umgang zwischen den Geschlechtern galten, und es gelang nur notdürftig, beides in Übereinstimmung zu bringen. *Obzwahr selber [der Gesandte] die meiste Schwürigkeit gemacht, den Rockkuß abzustatten und es auch in der Audienz bei dem Kaiser nicht gehörig bewerckstelliget,*

notierte Khevenhüller in sein Tagebuch, *so thate er sich heut [bei der Kaiserin] in disem Punct besseren; und nachdeme die Bienséance ohnehin nicht verstattet hätte, der Kaiserin als einer Dame und Weibs Persohn den Saum des Rocks et le bas de la jupe zu berühren und zu küssen, […] so haben I[hre] M[ajestät] – um doch den Rockkuß zu marquiren – den Saum dero gewöhnlichermassen anhabenden Appartement Mänterls mit der Hand dem Bottschaffter dargebotten, so er auch sehr ehrerbietig und mit tieffer Neigung*

des Haubts geküsst hat, wiewollen auch dieser Actus submissionis – die Wahrheit zu sagen – nicht gar decent und in der That gar zu vertraulich ausgesehen, daß man einer Dame (geschweigens ein Türck einer so großen Frauen) so nahe an die Brust oder doch an das Mieder gekommen; allein ein solches ware bei der einmahl festgesetzten Nothwendigkeit der beizubehaltenden alten Etiquette nicht wohl zu vermeiden, wofür gerade Khevenhüller trotz seiner Schamhaftigkeit größtes Verständnis aufbrachte.[174] Von der Regel, das kaiserliche

Appartement-Mänterl küssen zu lassen, wurde nie Abstand genommen, obwohl es später einmal vorkam, dass ein anderer türkischer Gesandter *anstatt des dargereichten Mänterl die darunter verborgene Hand ergriffen und geküsset hat, welchen Inconvenient aber durch die Verlängerung sothanen Mänterl und dessen Spitz oder Zipffes ganz leicht vorgebogen werden können.*[175] Die korrekte Platzierung des Gesandtenkusses war nicht so geringfügig, wie es aus heutiger Sicht erscheint, denn beim diplomatischen Zeremoniell

ging es stets darum, sich nicht *alter Rechte zu vergeben*; selbst kleinste Gesten konnten als Preisgabe hergebrachter Statusansprüche gewertet werden und fatale Auswirkungen haben.[176]

Dem Beharren auf den zeremoniellen Standards entsprach andererseits die gnädige Gewährung von allerlei symbolischen *Finessen*, mit denen das Kaiserpaar den türkischen Gesandten besondere Wertschätzung demonstrierte. So trug der Kaiser zur Abschiedsaudienz einen türkischen

Degen, die Kaiserin ein Kleid aus türkischem Stoff; beides hatten sie zuvor von dem Botschafter geschenkt bekommen, und dieser notierte es mit Genugtuung, als er später von seiner Mission schriftlich Bericht erstattete.[177] Überhaupt zeigten sich die osmanischen Botschafter von Maria Theresia beeindruckt, wenn auch nicht ganz korrekt informiert. Mustafa Hatti Effendi notierte über seine Mission von 1748, dass die Kaiserin *hochintelligent und in den Regierungsgeschäften wohlbewandert* sei; selbst durch ihre

Schwangerschaften lasse sie sich darin nicht behindern und erledige trotzdem alle Bittschriften selbst. [178] Ahmed Resmi Effendi, der während des Siebenjährigen Krieges nach Wien kam, zeigte ebenfalls deutlich größeres Interesse an der Kaiserin als an ihrem Gatten; er fand sie geschäftstüchtig, sparsam und von Natur – vielleicht weil sie eine Frau war – friedliebend. Das war nicht als Lob gemeint: Die Staatskasse sei leer, die Macht des Hauses im Schwinden begriffen, die Kurfürsten eigenmächtig und das

Römisch-deutsche Reich vermutlich dem Untergang nahe. Nach dem Tod ihres Vaters, so wusste er zu berichten, habe Maria Theresia die Kaiserkrone geerbt und sie dann an ihren Ehemann abgetreten. Friedrich von Preußen habe einst um ihre Hand angehalten, sei aber wegen seines lutherischen Bekenntnisses vom Kaiser zurückgewiesen worden.[179] Das war zwar nicht ganz korrekt. Im Allgemeinen verfuhren die osmanischen Gesandten aber nicht anders, als die europäischen Diplomaten das umgekehrt auch

taten: Sie übersetzten die europäischen Verhältnisse in Begriffe und Kategorien, die ihnen selbst vertraut waren.[180]

Als nach dem Ende des türkisch-russischen Krieges im Juni 1774 erneut ein osmanischer Gesandter nach Wien kam, um die Grenzfragen zu regeln, erregte sein Besuch geradezu schwärmerische Begeisterung. Die Türkenmode hatte ihren Höhepunkt erreicht. Unterschiedliche Quellen bezeugen, dass alle Welt über nichts anderes mehr spreche; alle huldigten dem Gesandten Suleiman Effendi und

wollten ihn mit eigenen Augen sehen. Joseph schrieb an seinen Bruder, die Frauen genierten sich nicht, sich selbst von seinen Lakaien und Küchenjungen die Wangen streicheln zu lassen.[181] Maria Theresia selbst war äußerst angetan von seiner Frömmigkeit. Ihrem Sohn Ferdinand in Mailand berichtete sie, alle Gespräche und Beschäftigungen in Wien drehten sich um den türkischen Gesandten, einen ernsten Mann von zweiundsiebzig Jahren. Er werde von den jungen Damen und Herren von Stand geradezu belagert; sie

fielen ihm lästig, so dass er kaum Zeit finde für seine Gebete und die Vorbereitung auf das Jenseits. *Er sagt sehr kluge Dinge und verabscheut geschminkte Gesichter*, notierte sie anerkennend. *Als einige unserer Damen sehr dekolletiert erschienen, bemerkte er zu dem Dolmetscher, dass sie sehr arm sein müssten, da sie kein Tuch hätten, um sich zu bedecken, und unsere jungen Leute seien offenbar völlig unbeschäftigt, da man sie ständig auf der Straße sehe.* [182] Das imponierte der sittenstrengen Kaiserin, der die *braven*

Muselmanen[183] in vieler Hinsicht näher waren als die frivolen Damen und jungen Libertins am eigenen Hof. Der alte türkische Aristokrat entsprach offenbar genau dem Bild des muslimischen Weisen aus den moralischen Exempelgeschichten, die den sittenlosen Europäern den Spiegel vorhielten. Kurzum: Es herrschte wechselseitige Hochschätzung über den Graben der religiösen Differenz hinweg. Insgesamt bestätigen die habsburgisch-osmanischen Kontakte unter Maria Theresia das Bild, das die Historiker in letzter

Zeit ganz allgemein von den christlich-muslimischen Beziehungen der Frühen Neuzeit gezeichnet haben. In der Diplomatie des Ancien Régime begegneten sich die europäischen und osmanischen Aristokraten noch weitgehend von gleich zu gleich und teilten miteinander die gleichen höfischen Verhaltensregeln.[184] Der viel tiefere Graben verlief zwischen den Leuten von Stand und dem gemeinen Volk. Während Maria Theresia andersgläubigen Souveränen mit allem

standesgemäßen Respekt begegnete, unterwarf sie die eigenen Untertanen einem unerbittlichen Religionszwang, der im Zeitalter der Aufklärung bereits zum Anachronismus geworden war.

XIII
DIE UNTERTANEN

~

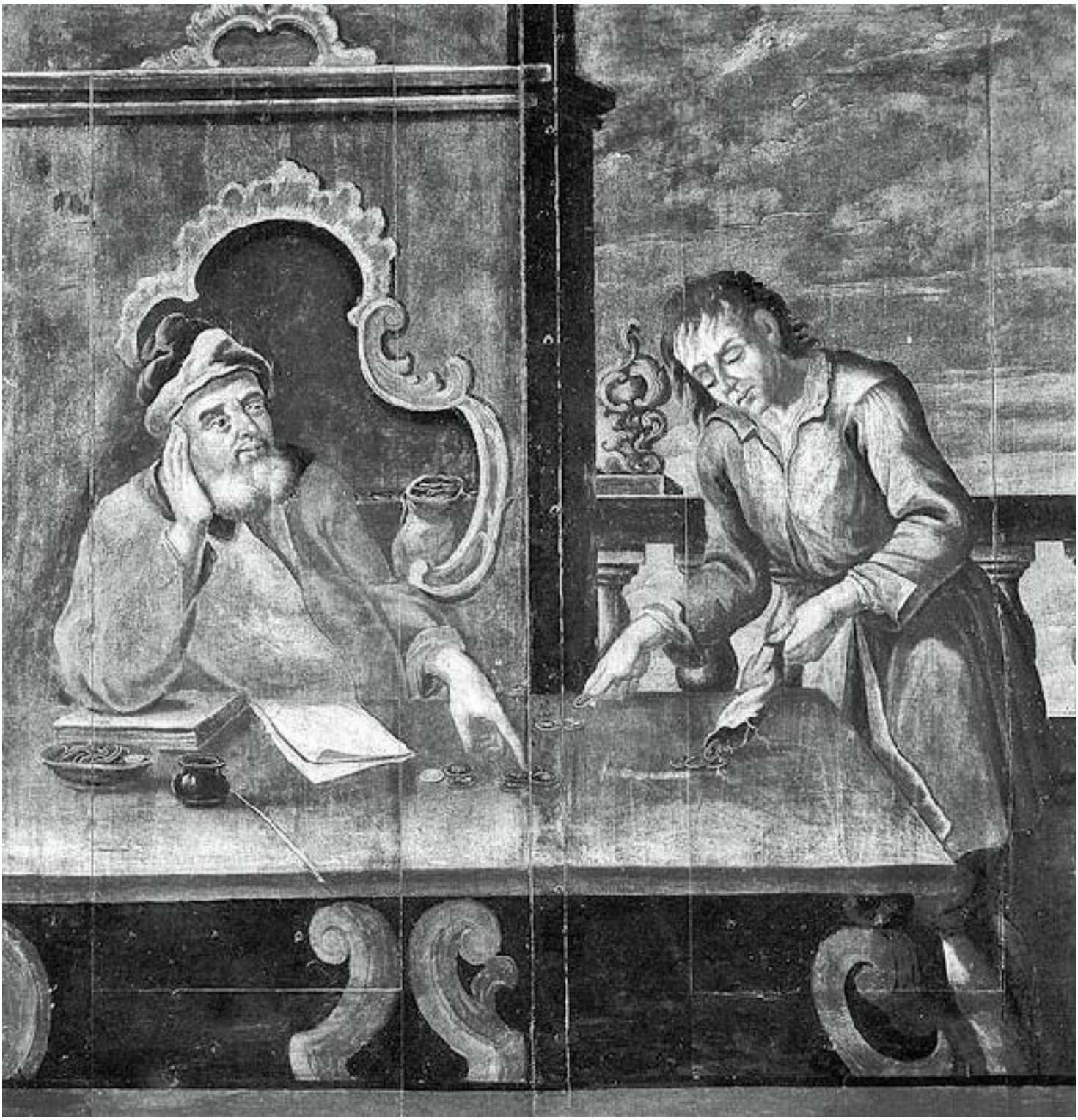


Abb. 48: Rentmeister und Bauer. Unbekannter Künstler, Schloss Kirchberg am Walde, Niederösterreich,

Unsere getreuen Unterthanen

Die Liebe Maria Theresias zu ihren Untertanen steht im Zentrum ihres Mythos. Sie habe «immer nur das wahre Wohl ihrer Unterthanen als den einzigen Zielpunct ihres Strebens» angesehen,[1] heißt es, oder: Ihre Politik stand «im Dienste der Glückseligkeit ihrer Untertanen», sie war «der allgemeinen Volkswohlfahrt verpflichtet».[2] Aber was genau

heißt «das Volk», wer ist mit «den Untertanen» gemeint, was bedeutet «wahres Wohl»? Die Suggestivkraft solcher Begriffe ist so groß wie ihre Präzision gering. Allerdings schafft die Art und Weise, wie man über Kollektivsubjekte wie «das Volk» spricht, ihrerseits soziale Fakten. Die Frage ist daher, in welchem Sinne diese Begriffe von den Zeitgenossen selbst verwendet wurden und wie sie die gesellschaftliche Wahrnehmung prägten. Wie also redete Maria Theresia selbst über diejenigen, mit denen sie es als Monarchin zu tun

hatte, und welche Vorstellungen verband sie damit?

Mit großer emotionaler Emphase sprach die Monarchin im Deutschen von *meine Unterthanen* oder *meine Länder* und im Französischen von *mes peuples, mes sujets, mes pays* oder *mes provinces* – wohlgemerkt immer im Plural und nicht ohne das besitzanzeigende *mein* oder *unser*. Als der *Länder allgemeine und erste Mutter* bezeichnete sie sich bekanntlich in der ersten großen Denkschrift von 1750/51.[3] Und in der zweiten von 1755/56

beklagte sie, welchen Schmerz es ihr bereite, dass *die Neigung meiner Untertanen, die als eine wahre Mutter immerdar geliebet,* sich so merklich vermindert habe.[4] In den Briefen an die Kinder sprach sie gern von der *Zärtlichkeit, tendresse*, die sie für ihre *Völker, mes peuples,* hege, so etwa, als sie ihren Sohn Ferdinand über seine Pflichten als Regent belehrte: *Meine lange Erfahrung und meine zärtliche Liebe zu meinen Völkern, in denen ich in meinen größten Wechselfällen und Verlusten stets Rückhalt und Trost gefunden habe,*

haben mich allein aufrechterhalten und mein Glück ausgemacht. Groß und Klein, allen schulde ich Gerechtigkeit und Dankbarkeit […]. [5] Oder an Joseph, den sie 1778 zur Beendigung des Krieges gegen Preußen zu bewegen suchte: *Gott erhalte Euch für Eure treuen Untertanen – pour vos fidèles sujets […], sie haben es verdient, dass Ihr wie ein Vater für sie sorgt […].*[6] Seine *Länder und Untertanen,* so heißt es an anderer Stelle, verdienten umso mehr seine Liebe, weil sie so *großen Eifer und so wenig Widerspruch* zeigten.[7]

Die *Untertanen* kennzeichnete es im Verständnis der Monarchin, dass sie zärtliche Liebe, mütterliches Wohlwollen und Mitleiden verdienten, aber keine Rechenschaft: *Ein Souverän hat niemandem Auskunft über die Beweggründe seiner Handlungen zu geben.*[8] Trotzdem schloss sie in den Begriff *meine Untertanen* mitunter auch die privilegierten Stände ein, jedenfalls dann, wenn sie deren Treue und Gutwilligkeit hervorheben wollte[9] – ganz im Gegensatz zu diesen selbst, die sich explizit niemals als Untertanen

verstanden, sondern als Herren.

Den Kollektivsingular *das Volk* hingegen, *le peuple,* ohne Possessivpronomen, benutzte Maria Theresia in einem anderen Sinne, nämlich dann, wenn es um bedrohliches kollektives *Murren* ging, um Widerspenstigkeit, Aufsässigkeit und Zusammenrottung, wenn Amtleuten die Fenster eingeworfen oder Dienste und Abgaben verweigert wurden.[10] So heißt es etwa in ihrer Denkschrift von 1755/56, dass bei ihrem Regierungsantritt *das Volk in der*

Hauptstadt selbsten so zaumlos als schwürig war.[11] Oder sie berichtete ihrer Tochter Marie Antoinette besorgt, dass *das Volk* in Wien, *le peuple*, über den französischen Gesandten Rohan bis zum Exzess erregt sei.[12] Es scheint, als hätte sie das Wort *meine Untertanen* vermieden, wenn es um die Bedrohlichkeit der Menge ging – zu sehr war es offenbar emotional gefärbt und mit Treue, Liebe und Gehorsam assoziiert.[13] Mit anderen Worten: *Meine Untertanen* oder *meine Länder*, das waren normativ aufgeladene

Wendungen, die ein paternalistisches (wenn es das Wort gäbe, müsste man sagen: maternalistisches) Programm enthielten. Sie umfassten die Gesamtheit dessen, was Gott der Monarchin und ihrer Dynastie als gleichsam natürliches Erbe anvertraut hatte. Was die Untertanen Gott und dem Monarchen schuldeten, war Gehorsam, und zwar williger, gleichsam *kindlicher* Gehorsam. In der Wendung *Meine Untertanen* steckte ein ganzes, in sich geschlossenes und konsistentes

Normensystem: Die Untertanen schuldeten dem Monarchen Gehorsam, wie die Menschen Gott und die Kinder den Eltern Gehorsam schulden.

Ein organisiertes und artikulationsfähiges politisches Ganzes bezeichnete der Begriff *Untertanen* gerade nicht. Die selbstständige politische Einheit, die der Monarchin gegenübertrat, war *das Land*. Kollektiv handlungsfähig aber war ein Land allein in Gestalt seiner Landstände. Sie, die institutionalisierte Gesamtheit der ansässigen adeligen

Familien, Stadtbürger und geistlichen Korporationen, die gemeinhin auf Landtagen zusammentrafen, auf einer Landtafel verzeichnet waren, ein Landesarchiv und eine Landeskasse führten, bezeichneten sich selbst kollektiv als *das Land*, denn sie allein sprachen und handelten für das Ganze in dessen Namen. Wenn sie sich gelegentlich auch die *Repräsentanten* oder *Vormünder* des ganzen Landes nennen ließen, dann war damit nur gemeint, dass das, was sie im Namen des ganzen Landes mit dem Landesherrn

vereinbarten, für alle Einwohner dieses Landes verbindlich war.[14] Auch Maria Theresia verwendete den Begriff *Land* mitunter in diesem Sinne als Synonym für *Landstände*, nämlich immer dann, wenn es darum ging, mit den Ständen über Steuern zu verhandeln: *Rezeß mit ihnen zu schließen oder nicht zu schließen*.[15] Ein Wort, das in Maria Theresias Vokabular hingegen fehlte, war das Wort *Bürger* im Sinne von *Staatsbürger, cives, citoyens:* der Schlüsselbegriff der Naturrechtslehrer für die fiktive

Gesamtheit derer, die sich aus freiem Willen zum Gemeinwesen zusammenschließen, einer Regierung unterwerfen und als Bürger gewisse gleiche Rechte genießen. *Bürgersleute* kannte Maria Theresia nur im altständischen Sinne des Wortes, als Stadtbürger, Inhaber städtischer Bürgerrechte.[16]

Das Wort *Untertan* besaß für Maria Theresia noch eine andere, engere Bedeutung. Sie verwendete es für gewöhnlich als Kollektivsingular – *der Untertan,* oft synonym mit *der Bauer* – und

meinte damit die Gesamtheit der unfreien, einer Grundherrschaft unterworfenen Menschen auf dem Land. Von diesen Untertanen soll im Folgenden die Rede sein. Wovon Maria Theresia nicht sprach, war *die Bevölkerung* – ein damals noch ganz neuer Begriff, der alle Bewohner eines Territoriums umfasste, ohne Ansehen von Standeszugehörigkeit oder Herrschaftsrechten, eine quantifizierbare Größe. Darauf ist noch zurückzukommen.

Die überwiegende Mehrzahl der Menschen in den habsburgischen

Erbländern – etwa 80 Prozent, so wird geschätzt – lebte vom Land und auf dem Land und war einem Grundherrn untertan.[17] Diese Untertanen im engeren Sinne besaßen auf Landtagen keine Stimme und hatten an der organisierten politischen Teilhabe auf der Ebene des Landes keinen Anteil (was nicht heißt, dass nicht auch sie sich auf der Ebene der dörflichen Gemeinden politisch organisieren konnten). Ihr Verhältnis zur fernen Monarchin in Wien und ihren Zentralbehörden war ein höchst indirektes. Ein

einfacher Knecht oder eine Magd sah sich einer langen Reihe von Herrschaften gegenüber: Zuerst kam der Hausvater, dann der lokale Wirtschaftsverwalter des Grundherrn, der Dorfrichter und der örtliche Pfarrer, dann der Grundherr selbst, dann das Kreisamt, dann die Landesverwaltung – das Gubernium, die Repräsentation und Kammer oder wie sie sonst genannt wurde – und erst ganz zum Schluss die Zentralbehörden in Wien und die Allerhöchste Landesmutter an der Spitze. Die notwendige Folge

war: *Der Unterthan kennet seine Obrigkeit so wenig alß sie ihn.*[18]

Die Grundherren schöpften einen guten Teil des wirtschaftlichen Ertrags der Bauerngüter (des *Rustikallandes*) in Form von Geld oder Naturalien direkt ab und nahmen außerdem die bäuerliche Arbeitskraft für die Bewirtschaftung ihrer eigenen Güter (des *Dominikallandes*) in Anspruch.[19] Die Grundherren waren es auch, die die *Kontributionen* der Untertanen, das heißt die Steuern für den Landesherrn, erhoben, verwalteten

und weiterleiteten. Ihre eigenen Güter waren zwar seit den Haugwitz'schen Reformen ebenfalls nicht mehr völlig steuerfrei, aber deutlich geringer belastet als die der Bauern. Zudem nahmen die Grundherren allerlei obrigkeitliche Taxen, Sporteln und Gebühren ein und hatten Anspruch auf Abgaben bei Sterbefällen, Heiraten und anderen Besitzwechseln. Zugleich waren sie für ihre Untertanen die erste Gerichtsinstanz und konnten Strafen über sie verhängen, deren Höhe sie selbst festlegten, darunter Zuchthaus- und Leibesstrafen. Die

Bauern waren in ihren wichtigsten Lebensentscheidungen nicht frei; sie durften nicht ohne Zustimmung ihres Grundherrn heiraten, den Hof verlassen oder sich einen anderen Lebensunterhalt suchen. Die Möglichkeiten der Herren, aus ihrer in jeder Hinsicht überlegenen Lage Kapital zu schlagen, waren vielfältig. So nahmen sie für sich das Recht in Anspruch, Bauerngrund, der frei wurde, nicht neu auszugeben, sondern ihrem eigenen Land zuzuschlagen, den Bauern den Ernteertrag noch auf dem Halm abzukaufen, um ihn

später selbst mit Gewinn auf den Markt zu bringen, die Kinder der Bauern als Gesinde für sich arbeiten zu lassen, den Umfang der Abgaben und Dienste zu steigern, hohe Geldstrafen von ihnen zu kassieren und so weiter. Die Unübersichtlichkeit der Besitzverhältnisse machte es den Grundherren außerdem leicht, die eigenen Kontributionsleistungen an den Landesherrn zu minimieren und Zahlungen der Bauern, die für die Landeskasse bestimmt waren, zu unterschlagen.

Doch nicht allen Bauern ging es

gleich schlecht. Die Rechtslage der ländlichen Bevölkerung war extrem unterschiedlich, was die Flexibilität der Dienste und Abgaben, die persönliche Freizügigkeit und den Marktzugang betraf. Manche Bauernfamilien besaßen relativ günstige Besitzrechte am Grund und Boden, durften nicht willkürlich von Haus und Hof *abgestiftet* werden und konnten ihren Besitz vererben; andere hatten ihren Hof nur auf Zeit inne und mussten damit rechnen, jederzeit *umgesetzt* zu werden. In manchen Gegenden mussten die

Höfe für ihren Grundherrn Frondienste, *Robot*, in unbemessener Höhe leisten, in anderen nur an einer bestimmten Anzahl von Tagen; in wieder anderen waren die Dienste in feste Geldbeträge umgewandelt, *reluiert* worden. Im Osten betrieben die Grundherren eher größere Eigenwirtschaften und hatten höheren Bedarf an Robotleistungen, im Westen bezogen sie eher Grundrenten, was den Bauern einen wesentlich größeren eigenen wirtschaftlichen Handlungsspielraum ließ. In Tirol –

eine spektakuläre Ausnahme – waren die Bauern gar freie Eigentümer ihres Grundes und wurden sogar zu den Landtagen geladen. Die meisten dieser Unterschiede waren im regionalen Gewohnheitsrecht verankert, andere auf individuelle Privilegien zurückzuführen oder auch irgendwann einfach usurpiert worden – genau ließ sich das ohnehin nicht unterscheiden. Die Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse von Land zu Land und nicht selten auch von Hof zu Hof war indessen nichts

Ungewöhnliches. Ungleichheit der Rechte war ja im Ancien Régime die Regel, nicht die Ausnahme. Kaum jemand nahm grundsätzlich an rechtlicher Ungleichheit und persönlicher Unfreiheit Anstoß, im Gegenteil: Ungleichheit vor dem Recht galt für die meisten Menschen nach wie vor erstens als unabänderlich und zweitens als notwendige Bedingung für gesellschaftliche Stabilität und Harmonie. Allerdings geriet diese Sicht der Dinge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunehmend unter Druck.

Über die lokalen Verhältnisse in den Ländern hatte die Zentrale im fernen Wien herkömmlicherweise keinerlei Überblick und schon gar keinen Zugriff. Dass die Grundherren die Bauern ungehindert ausbeuteten, schadete dem Staatshaushalt. Elende und unterdrückte Untertanen brachten kaum Kontributionen auf und lieferten auch keine gesunden und kräftigen Soldaten. Joseph brachte die Lage auf die Formel: *Wer leidet? Der Unterthan und E[ure] M[ajestät].* [20] Seit Haugwitz' Zeiten war daher das Anliegen der

Reformbeamten gewesen, sich über die Köpfe der Grundherren hinweg direkten Einfluss auf die Lage der Untertanen zu verschaffen.[21] Das war allerdings nicht überall in gleicher Weise möglich. An dem einen Ende des Spektrums standen Länder wie Ungarn, deren Stände ihre Privilegien bewahrt hatten und die von fast allen zentralen Reformmaßnahmen stets ausgenommen blieben. Am anderen Ende stand das von den Osmanen zurückeroberte Banat, wo überhaupt keine ständischen Rechte zu respektieren waren und

das von der Zentrale wie eine Kolonie regiert wurde. Die anderen Länder waren alle irgendwo zwischen diesen Extremen angesiedelt; hier konnten sich die Grundherren auf ihre durch das alte Herkommen geheiligten Rechte und Freiheiten berufen. Die Grundherrschaft als solche aufzuheben oder einzuschränken, verboten die adelige Standessolidarität ebenso wie das traditionelle Rechtsverständnis. Für Maria Theresia stand das bei ihrem Regierungsantritt ganz außer Frage: *Die Untertänigkeit völlig*

aufzuheben, kann nie für thunlich gehalten werden, nachdem kein Land ist, wo nicht zwischen Herren und Untertanen sich ein Unterschied fände; würde den einen zaumlos und die anderen unzufrieden machen, allerseits aber gegen die Gerechtigkeit verstoßen.[22] Josephs ‹Träumereien›, in denen er 1763 in jugendlichem Überschwang empfahl, die *Großen zu erniedrigen und zu enteignen*, wurden von seiner Mutter peinlich berührt beiseitegelegt und sollten Träumereien bleiben.[23] Stattdessen ging es darum, die

Grundherren zum einen moderat in die Besteuerung einzubeziehen und zum anderen ihre Herrschaft über die Untertanen zu kontrollieren, so dass sich die Herren nicht länger ungehindert auf Kosten der Bauern und des Staates bereicherten. Das war das zentrale Anliegen der Haugwitz'schen Finanz- und Verwaltungsreform von 1747/48, und dazu wurde ein ganzes Bündel von Maßnahmen aufgeboten: die *Steuerrektifikation,* die Etablierung der Kreisämter und eine Reihe einzelner Bauernschutzgesetze. *Rektifikation*, *Richtigstellung*,

bedeutete, dass die Zentrale ein vollständiges Register aller liegenden Güter, ihrer Erträge und Belastungen erstellen ließ, und zwar mittels schriftlicher Steuerklärungen der Grundherren selbst (so genannte *Fassionen,* von lateinisch *fateri,* bekennen), um dann auf dieser Grundlage eine gleichmäßige Verteilung der Steuerlasten nach einheitlichen Regeln festzulegen. Zudem wurde die exakte Führung von *Abgabenbücheln* vorgeschrieben, um Unterschleif und andere Unregelmäßigkeiten zu

verhindern.[24] Damit sollte Rechtssicherheit hergestellt werden, allerdings für beide Seiten: Die bäuerlichen Lasten konnten nicht mehr ohne weiteres von den Grundherren erhöht, aber ebenso wenig von der Zentralgewalt verringert oder gar abgeschafft werden.

Zur Durchführung des neuen Systems dienten die Kreisämter. Es war eine der revolutionärsten Neuerungen Haugwitz', dass alle Länder in Kreise eingeteilt und in Gestalt der Kreisämter staatliche Verwaltungsinstanzen auf unterster

Ebene eingeführt wurden, der Ebene also, die die Zentralgewalt bisher überhaupt nicht erreicht hatte. Für die lokalen Herrschaften war das ein unerhörter Affront. Die Kreisämter sollten nach Haugwitz' Plan möglichst mit Beamten besetzt werden, die mit dem einheimischen Adel, dem sie auf die Finger sehen sollten, nicht befreundet, verwandt oder verschwägert waren. Die Kreisbeamten sollten regelmäßig lokale Visitationen vornehmen und Bauern und Verwalter wechselseitig übereinander befragen, sie sollten die korrekte

Erhebung und Weiterleitung der Kontributionen überwachen, die Bekanntmachung der landesherrlichen Dekrete sicherstellen, die Rechtsprechung der Dorfrichter im Auge behalten, Misshandlungen, Unterschleif und Korruption der herrschaftlichen Verwalter ahnden, kurzum: den Untertanen Zuflucht und Rückhalt gegen ihre Grundherren bieten. [25] Umgekehrt waren sie aber auch dazu da, um widerspenstige Bauern in Schach zu halten, und konnten bei Bedarf militärische Unterstützung gegen Unruhestifter

anfordern. Diese und andere detaillierte Vorschriften wurden im Lauf der Jahre durch zahlreiche weitere Dekrete ergänzt, die auf einzelne Missstände reagierten und oft auf Initiativen von unten, von den Kreisbeamten selbst, zurückgingen. Sie bildeten allerdings weder ein kohärentes, systematisches Ganzes, noch galten sie für alle Länder der Monarchie gleichermaßen.

Trotzdem gab es während der Regierungszeit Maria Theresias deutlich weniger Unruhen und Aufstände der Landbevölkerung als

in der Zeit vorher und nachher. Die Reformen von 1748/49 bedeuteten durchaus eine strukturelle Veränderung zugunsten der Bauern, wenn auch nicht in allen Ländern. Deshalb war es nicht ganz falsch, wenn Maria Theresia sich als liebende Mutter aller ihrer Untertanen bezeichnete. Nach der Lehre der Kameralistik bestand ja die *Glückseligkeit des Staates* in zahlreichen, fleißigen, disziplinierten, gehorsamen, aber eben auch wohlhabenden Einwohnern. Die Untertanen waren wertvolles Kapital, das es –

jedenfalls in der Theorie – zu hegen und zu pflegen galt, um die steuerliche Leistungsfähigkeit zu erhalten oder, noch besser, zu steigern. Die allgemeine Richtschnur müsse sein, schrieb Maria Theresia 1769, *den Bauernstand, als die zahlreichste Classe der Unterthanen und der die Grundlage und größte Stärke des Staates ausmacht, in aufrechtem und zwar in solchem Stande zu erhalten, daß derselbe sich und seine Familie ernähren und daneben in Friedens- und Kriegszeiten die allgemeinen Landes-Anlagen bestreiten kann.*

Gegen diesen Grundsatz könnten *weder ein Urbarium noch ein Vertrag und am allerwenigsten ein obschon noch so altes Herkommen* ins Feld geführt werden.[26] Das waren kämpferische Worte an die Adresse der Grundherren. Doch sobald es zu Zielkonflikten zwischen dem Finanzbedarf der Zentrale einerseits und dem Bauernschutz andererseits kam, dann hatten die Staatseinkünfte eindeutig Vorrang. «Die realpolitische Leitlinie bestand, trotz der […] floskelreich propagierten Erleichterung der Untertanen, in der Aufbringung

möglichst hoher Kontributionen.»[27] Wenn deren Höhe erst einmal sichergestellt war, dann waren die Zentralbehörden nur noch mäßig daran interessiert, wie gleichmäßig und gerecht es bei deren Erhebung vor Ort zuging. Den Graben zwischen der Monarchin und den Untertanen mit starker Rhetorik und abstrakten Prinzipien zu überwinden war das eine, in der konkreten sozialen Wirklichkeit gegen die adelige Standesloyalität zu verstoßen und die zähe Beharrungskraft des Herkommens

zu besiegen war etwas ganz anderes. Die großen österreichischen, böhmischen und ungarischen Grundherren waren ja zugleich die Stützen von Maria Theresias Thron, es waren dieselben, denen sie die meisten hohen Hofämter, diplomatischen Missionen und militärischen Regimenter anvertraute, und dieselben, mit denen sie abends im Appartement zusammensaß und Karten spielte. Wenn es darauf ankam, musste sie bereit sein, sich bei ihnen extrem unbeliebt zu machen und ihren Ruf als gnädige

Herrscherin aufs Spiel zu setzen. Ihre Hofleute standen ihr – im wörtlichen und im übertragenen Sinne – letztlich näher als die Untertanen, von deren Alltagswirklichkeit sie keinerlei eigene Anschauung hatte. Zu verschiedenen Zeiten in ihrem Leben war Maria Theresia in sehr unterschiedlichem Maße bereit, sich zugunsten der Bauern mit ihren Standesgenossen anzulegen, und fand darin bei ihren eigenen Spitzenbeamten sehr unterschiedlichen Rückhalt. Nicht immer zeigte sie im Lauf ihres

Lebens die gleiche Konfliktbereitschaft und Beharrlichkeit gegenüber den Aristokraten, die sie in der ersten Reformphase nach dem Erbfolgekrieg an den Tag gelegt hatte. Und auch ihr Verhältnis zu *ihren Untertanen* unterlag erheblichen Schwankungen.

Informationsflut

Ein Kernproblem ihrer Regierung, das hatte Maria Theresia sehr klar erkannt, war das

Informationsdefizit der Zentrale. Die Strategie der großen Herren in den Ländern bestehe darin, schrieb sie schon 1750/51, *von denen inneren Landesverfassungen dem Souverain meistens ein Geheimnüss zu machen, mithin zu invigilieren [aufzupassen], damit selbter davon nicht allzu genau informieret werde*. [28] Doch das Problem war nicht allein ein moralisches – die Falschheit und *Vitiosität* der Grundherren –, sondern auch ein strukturelles: die Überforderung des absoluten Monarchen, von einem Punkt aus alle seine Länder

zu überschauen. Die Metapher von der Staatsmaschine bezog ihre Attraktivität nicht zuletzt daraus, dass sie suggerierte, der fürstliche Maschinenbauer könne das ganze Räderwerk gleichsam von außen mit einem Blick erfassen und steuern. Dieser optimistische Kontrollglaube erzeugte ein Informationsbedürfnis, das prinzipiell unstillbar war, und das wiederum löste immer größere Datenwucherungen aus, die die Zentrale schließlich zu ersticken drohten.

Dass die Monarchin alles über

ihre Länder wissen wollte, dass sie von sich aus systematisch Informationen einholte und nicht nur auf die vor den Thron getragenen Anliegen reagierte, verstand sich keineswegs von selbst. Im Lauf der Frühen Neuzeit vollzog sich nach und nach ein grundlegender Wandel von einem althergebrachten, passiv-responsiven zu einem neuen, aktiv-investigativen Herrschaftsstil.[29] Die aufsehenerregenden Reisen Josephs durch die Erbländer waren eine perfekte Inszenierung dieses investigativen Herrschaftsstils und

zugleich das Gegenteil einer traditionellen Hofreise: Er reiste inkognito unter dem Namen Graf Falkenstein, mit minimalem Gefolge, zu Pferd und unter äußerst spartanischen Umständen, um zu sehen, nicht um gesehen zu werden.[30] Durch diese Reisen entzog sich Joseph nicht nur vorübergehend dem unmittelbaren Bannkreis seiner Mutter, er suchte sich auch ein eigenes Bild von der Lage der Länder zu machen und trug damit dem aufklärerischen Ideal unvoreingenommenen empirischen Forschens Rechnung.

Nur durch eigenen Augenschein, so die optimistische Erwartung, konnte man den Täuschungen durch Tradition und Parteilichkeit entkommen. *Auf meine Ehre,* schrieb er über seine Reise durch Siebenbürgen, *ich habe keine Vorurtheile gehabt. Aber gesehen, gehört, combinirt […].*[31] Über seine Erfahrungen fertigte Joseph nicht nur umfangreiche Berichte für seine Mutter an, sondern er hinterließ auch den Landesbehörden lange Fragenkataloge zur schriftlichen Beantwortung. Bei den Untertanen

stießen diese Reisen auf unerhörte Resonanz. Sie überschwemmten den Mitregenten unterwegs förmlich mit Bittschriften; Zehntausende davon nahm er jedes Mal entgegen. Maria Theresia indessen waren diese *terribles voyages* ein Dorn im Auge.[32] Sie bestritt, dass man sich dadurch wirklich tiefere Einsichten in die Zustände im Land verschaffen könne,[33] suchte ihren Sohn immer wieder davon abzubringen und klagte jedermann ihr Leid, dass es ihr nicht gelang. Trotzdem kam sie nicht umhin zuzugeben:

Die Leute sind verrückt nach ihm; nie haben sie einen Kaiser gesehen, der so liebenswürdig und volkstümlich ist […].[34] Adressaten von Josephs Reisen waren aber nicht nur die einfachen Untertanen und das gebildete bürgerliche Publikum, dessen empiristischem Wissensideal er damit Rechnung trug, sondern auch der Staatsrat, der die eingeholten Informationen in ein konkretes Reformprogramm umsetzen sollte, und vor allem seine Mutter, der er damit das Gegenbild zu ihrem eigenen Herrschaftsstil vor Augen führte.

Dieses ist die wahre Lage, schrieb er ihr etwa, *wer es nicht glaubet, der möge nicht die Protocolla, und die Haupt Berichte eines hochlöblichen Commerzien-Rathes mit Augen einsehen, aber an Ort und Stelle sich verfügen, und mit denen Leuten reden, wie ich.*[35]

Das kam für Maria Theresia nicht in Frage. Derartige persönliche Inspektionsreisen vertrugen sich nicht mit ihrem Verständnis von herrscherlicher Majestät, die es erforderte, *immer und überall zu repräsentieren.*[36] Die wenigen Reisen, die sie

unternahm, waren entweder aufwendige zeremonielle Huldigungsreisen oder höfische Lustreisen; allenfalls besichtigte sie hin und wieder ihre Truppen, wenn sie sich in ihrer Nähe aufhielten. Daher war sie darauf angewiesen, dass loyale Beamte die notwendigen Informationen sammelten und in die Zentrale weiterleiteten. Denn von dem Bedürfnis, alles selbst ganz genau wissen zu wollen, war Maria Theresia mindestens ebenso sehr beherrscht wie ihr Sohn. An den eigenhändigen Randbemerkungen

auf unzähligen Akten kann man erkennen, was sie alles persönlich zu wissen verlangte und worüber sie sich ihre *Allerhöchste Willensmeinung* bildete: zahllose Memoranden und Projekte, Vorträge des Staatsrates und der Staatskanzlei, Urteile der Obersten Justizstelle, Bilanzen der Hofkammer, Tabellen der Kommerzienbehörden, Berichte der auswärtigen Gesandten, der Landesgubernien und Hofkommissionen – und selbst das war nur ein Teil dessen, was Tag für Tag über ihren Schreibtisch lief,

denn es kamen ja noch die wöchentlichen Briefwechsel mit ihren erwachsenen Kindern und deren Aufpassern hinzu.[37] Dabei kümmerte sie sich selbst um geringfügigste Details und las so gründlich, dass ihr auch kleine Fehler und Unkorrektheiten nicht entgingen. *Ad No. 66. Scheinet ein Schreib- oder Rechnungsfehler unterlaufen zu ein […]*, notierte sie etwa eigenhändig an den Rand einer Tabelle der zentralen Kommerzienbehörde, oder: *Es befremdet mich nicht wenig, daß erst mit Ende des Jahres 1764 die Tabelle*

pro Anno 1762 eingereichet wird; die Zentralstelle sollte die säumige Behörde *über die Unrichtigkeit dieser Tabelle* informieren und sie anweisen, nicht nur *die Tabelle pro Anno 1763 mit mehr Verläßlichkeit ehestens einzureichen,* sondern auch *meine Unzufriedenheit über diese Nachlässigkeit zu erkennen geben.* [38]

Doch je mehr die Informationsmassen anwuchsen, desto unüberschaubarer wurden sie. Überlegungen, wie die Zentralgewalt mit der Expansion des Wissens organisatorisch Schritt

halten könne, gab es seit langem.[39] Kein Geringerer als Gottfried Wilhelm Leibniz hatte sich bereits darüber Gedanken gemacht, wie man die wachsenden Papierwucherungen, *chartarum moles*, reduzieren und das darin enthaltene Wissen auf einen Blick präsentieren könne.[40] Seine Antwort war zukunftsträchtig gewesen: Sie bestand darin, die Masse des empirischen Wissens über Land und Leute, das dem Staat nützlich schien, zu verarbeiten und in einen höheren Aggregatszustand umzuwandeln,

nämlich in numerische Tabellenform. Das aber setzte voraus, dass das Wissen bereits in standardisierter Form gesammelt wurde: durch einheitliche Fragebögen. Aus Fragebögen wurden Listen, aus Listen Tabellen, aus Tabellen – später – Statistiken. [41] Ganz in diesem Sinne forderte Maria Theresia 1762 in der Amtsinstruktion für den Hofkanzler Chotek: *zumahlen […] zu allen verbesserungen die gründliche kanntnuss des eigentlichen gegenstandes erforderlich ist, so ist von ungemeinem nutzen, wann*

jährlich eine staats-balance [Bilanz] über alle inwohner jeder provinz, über alle inländische producta naturae et artis, importationum und exportationen [Natur- und Gewerbeprodukte, Ein- und Ausfuhren] entworfen und diese zu ende jeden jahrs eingereichet wird, woraus gleichsam in einem spigel alles übersehen werden kann, so schliesse ich euch mittelst einer tabelle einen entwurf […] zu dem ende bey […].[42] Durch solche standardisierten Zahlentabellen wurde das Wissen von dem konkreten, persönlichen, lokalen

Kontext abgezogen – im wörtlichen Sinne *abstrahiert* – und als kompakte Information für die Zentrale überschaubar, vergleichbar, für Planungs- und Gestaltungszwecke verfügbar gemacht. Das hatte erhebliche Effekte für die Staatsbildung, instrumentell ebenso wie symbolisch. Denn was die Zentralgewalt ihrer Vermessung und Quantifizierung unterwarf – zum Beispiel Güter oder Menschen –, das behandelte sie für ihre Zwecke, als wären es gleichartige, zähl- und messbare

Elemente. Dadurch wurde konzeptionell eine homogene Einheit vorweggenommen und fingiert, die es jenseits all der Daten und Tabellen noch lange nicht gab, nämlich ein «Staatsgebiet», ein Territorium, mit einem «Staatsvolk», einer «Bevölkerung».

Doch eine solche neue zentrale Herrschaftstechnik zu etablieren war keineswegs einfach, verstand sich nicht von selbst und hatte mit zähen Widerständen zu rechnen. Schon seit dem 17. Jahrhundert war überall in Europa über neue

Praktiken der Informationssammlung und -verarbeitung nachgedacht worden, doch solche Pläne waren über das Experimentierstadium kaum hinausgekommen, Realisierungsversuche fragmentarisch geblieben. So auch in den Erbländern. Erst die existenzbedrohende Krise des Siebenjährigen Krieges führte dazu, dass nach vielen vereinzelten kleineren Unternehmungen zum ersten Mal systematische, einheitliche, länderübergreifende Informationssammlungen im ganz

großen Stil ins Werk gesetzt wurden. Die Initiative dafür lag beim Militär. Für zukünftige Kriege wollte man besser gewappnet sein und alle Kräfte des Landes optimal nutzen, und dazu musste man sie erst einmal kennen.

Zum einen ging es darum, das Land selbst exakt zu vermessen und zu beschreiben.[43] Geographische Karten gab es bereits viele, auch solche, die vom Herrscher selbst in Auftrag gegeben worden waren. Dabei handelte es sich aber entweder um Karten einzelner Länder oder um solche des

Römisch-deutschen Reiches als Ganzem. Auf diese Idee kam Maria Theresia bezeichnenderweise gar nicht mehr, das Reich war Ausland für sie. Die Einheit, die sie auf Kartenblättern darstellen ließ, war die *ihres* Staates, der Habsburgermonarchie als Ganzer. Die Initiative stammte von Lacy und Daun, die die fatalen Folgen mangelhafter topographischer Kenntnisse im letzten Krieg in vielen Situationen selbst hatten erfahren müssen. Daraufhin gab Maria Theresia 1764 die Vermessung ihrer sämtlichen

Länder in Auftrag, beginnend mit den besonders gefährdeten Regionen Böhmen und Mähren. Die ‹Josephinische Landesaufnahme›, wie sie später genannt wurde, nahm mehr als zwei Jahrzehnte in Anspruch und wurde erst lange nach Maria Theresias Tod 1787 abgeschlossen. Die Durchführung lag beim Militär und wurde streng geheim gehalten. Von dem Kartenwerk, das aus rund 3500 einzelnen Blättern im Maßstab 1: 28.000 bestand, gab es nur einige wenige handschriftliche Exemplare; im Druck ist es – bis auf

einen Teil, den zu den habsburgischen Niederlanden – nie erschienen. Zu jedem Kartenblatt gab es ein schriftliches Pendant, das allerlei zusätzliche Informationen verzeichnete. Von vornherein war klar, dass das ganze Unternehmen nicht nur für militärische, sondern auch andere, vor allem fiskalische Zwecke äußerst nützlich war. Um solchen Zwecken noch besser Rechnung zu tragen, erweiterte man das Projekt wenige Jahre später und ließ einen zweiten Kartensatz in noch größerem Maßstab anfertigen,

diesmal mit genauen Informationen zu Besitzrechten, Steuerertrag und wirtschaftlicher Nutzung der Grundstücke, zu den Bewohnern, ihrer Sprache, ihrer Religion, ihren Rechtsgewohnheiten und zu dem demographischen, agrarischen und gewerblichen Wachstumspotential. Kurzum: Das Kartographieprojekt wuchs sich zu einem allumfassenden Informationsinstrument aus, das für alle erdenklichen politischen Steuerungsabsichten geeignet war.

Die Kartierung der Länder stand

in engem Zusammenhang mit der Debatte um die Einführung eines neuen Rekrutierungssystems.[44] Joseph, dem Maria Theresia nach dem Tod seines Vaters die Oberaufsicht über das Militär übertragen hatte, und der Hofkriegspräsident Lacy plädierten nachdrücklich für ein Kantonsystem nach preußischem Vorbild. Bisher hatte man die Truppen vor allem aus dem Gebiet der Militärgrenze bezogen oder im Reich und im Ausland angeworben, auf die Untertanen der Kernländer aber nur zur Ergänzung

zurückgegriffen. Josephs Vorstellung war nun, die Soldaten aus der gesamten nichtprivilegierten Untertanenschaft zu rekrutieren, sie immer nur einen Teil des Jahres dienen zu lassen und das Militär auf diese Weise fest in der Mitte der Gesellschaft zu verankern. Damit setzte er sich schließlich 1768 gegen die Bedenken seiner Mutter und den Widerstand von Kaunitz durch.[45] Es galt nun die Länder in militärische Werbebezirke einzuteilen und vorher *das gesamte männliche*

Geschlecht zu registrieren, um einen Überblick über das Rekrutierungsreservoir zu bekommen und beurteilen zu können, welche Männer man einziehen konnte, ohne die Wirtschaftskraft des Landes allzu sehr zu beeinträchtigen. Am 10. März 1770 erließ Maria Theresia ein Patent zur *allgemeinen Beschreibung der Seelen und des Zugviehs* in den österreichischen und böhmischen Erbländern; Ungarn, die niederländischen und italienischen Territorien waren wie üblich ausgenommen. Das

gigantische Projekt wurde unter der militärisch-zivilen Doppelregie von Hofkriegsrat und Hofkanzlei tatsächlich innerhalb von gut zwei Jahren zum Abschluss gebracht. Trotz aller Schwierigkeiten und Unzulänglichkeiten etablierte die Zentralgewalt auf diese Weise ein nie dagewesenes, «sensationell engmaschiges Netz staatlicher Kontrolle».[46]

Vorläufer dieser *Seelenkonskription* hatte es durchaus schon gegeben. Seit dem Trienter Konzil führten die Pfarrer Tauf-, Heirats- und Sterberegister.

Daran hatte Maria Theresia bereits 1753/54 angeknüpft und in mehreren Erbländern mittels einheitlicher Fragebögen Zählungen der gesamten Bevölkerung durchführen lassen. Das Verfahren war in den Folgejahren immer wieder verändert worden – zuerst hatte man die Pfarrer damit beauftragt, dann die Grundherren und Stadtmagistrate; einmal hatte man die Seelen zählen lassen, ein anderes Mal die Häuser; zunächst hatte man das Ganze im Dreijahresrhythmus geplant, dann

jährlich, und mit den Kategorien, in die man die Personen einteilte, hatte man ebenfalls experimentiert. Dass es auch bei diesen Zählungen vor allem um eine Grundlage für die Rekrutenstellung ging, war sorgfältig verschleiert worden, weil man damit gerechnet hatte, dass sonst kaum jemand korrekte Angaben machen würde. Doch die Ergebnisse waren trotzdem nicht vertrauenerweckend. Als für die Einführung der neuen Kopfsteuer 1763 erneute Zählungen durchgeführt wurden, diesmal nach

Einkommensklassen, fiel die Gesamtseelenzahl auf einmal erheblich niedriger aus. Die Fehlerquellen waren zahlreich und die Manipulationsmöglichkeiten offensichtlich. Sogar der Hofkanzler Chotek, in dessen Kompetenzbereich die Zählung fiel, musste sich vorwerfen lassen, auf seinen eigenen Gütern tausend Seelen unterschlagen zu haben. [47]

Die Seelenkonskription von 1770/71 unterschied sich nun von ihren Vorläufern grundlegend – nicht nur in ihrem

außergewöhnlichen Aufwand. Der eine wesentliche Unterschied bestand darin, dass man sie nicht den lokalen Obrigkeiten vor Ort anvertraute, sondern auf allen Hierarchieebenen von eigens eingesetzten, gemischten militärisch-zivilen Sonderkommissionen durchführen ließ. Der andere Unterschied war, dass man nun in sämtlichen Städten und Ortschaften alle Häuser durchnummerierte, und zwar buchstäblich alle, ob Hütten oder Paläste. Die Hofburg in Wien war ebenso wenig ausgenommen

wie die Behausung des letzten landlosen Kleinhäuslers. Diese unerhörte Gleichbehandlung empörte viele Grundherren aufs Äußerste, doch Ausnahmen wurden nicht zugelassen. Maria Theresia dekretierte persönlich, auf welche Weise diese Nummerierung vor sich zu gehen hatte.[48] Die Kommissionen reisten systematisch von Ort zu Ort und von Haus zu Haus und schrieben mit schwarzer Farbe deutlich außen und innen Nummern auf die Eingangstüren, und zwar «deutsche» Zahlen bei den Christen, römische bei den

Juden – so viel Unterscheidung musste dann doch sein. In Anwesenheit sämtlicher Bewohner nahmen die Kommissare jedes Haus in Augenschein, zählten Männer, Zugtiere, Frauen und Juden separat, befragten die Hausväter und füllten Formulare aus: Name, Alter, Hausstand, Qualifikationen, Körpergröße, Gebrechen und so fort. Die Kategorisierung der Personen richtete sich nach ihrer militärischen Verwendbarkeit; bei Frauen und Juden, die für das Militär nicht in Frage kamen,

konnte man sich kürzer fassen. Unter den Namen wurde zum ersten Mal Eindeutigkeit hergestellt: Die Familiennamen, die die Beamten aufschrieben, waren erstmals verbindlich und durften fortan nicht mehr geändert werden. Auch wurden neuartige hölzerne *Weege-Zeiger* aufgestellt, damit die Beamten sich in den einsamen Gegenden orientieren konnten. Die ausgefüllten Formulare wurden gesammelt, kopiert, ausgewertet und an die nächste Hierarchieebene weitergeleitet, jeweils separat an

die militärischen und zivilen Behörden. In den Kreisämtern und Landesgubernien stapelten sich nie dagewesene Papierberge, so dass man kaum wusste, wohin damit; mancherorts mussten eigens Räume dafür angemietet werden. Allein für Mähren hatte man, allerdings sehr großzügig, für die Aktion 2300 Ries zu je 500 Bögen Papier kalkuliert. Der Hofbuchdrucker Trattner machte mit den Vordrucken ein Vermögen. Die Zählung ergab alles in allem 1.100.399 Häuser, und für jedes Haus fielen mehrere Blätter in

sechsfacher Kopie an.

Die Seelenkonskription lieferte indes den Wiener Zentralstellen nicht nur hoch aggregierte numerische Daten, sondern auch anschauliche Beschreibungen der Zustände, die die Beamten vorgefunden hatten. Die Länderkommissare waren nämlich auch beauftragt worden, die Ergebnisse anhand eines detaillierten Fragenkatalogs beschreibend zu resümieren und durch eigene Beobachtungen zu ergänzen. Die ‹Politischen Anmerkungen›, die sie nach Wien

schickten, boten ein rundum erschütterndes Bild von Armut, Krankheit, Ausbeutung und Ungerechtigkeit.[49] Die Jahre 1770/71 waren besonders schwere Hungerjahre, und die Untertanen nutzten die Gelegenheit, den Beamten ihre Beschwerden in aller Dramatik vorzutragen. Die Kommissare machten sich nun zum Sprachrohr der Mühseligen und Beladenen. Einhellig lobten sie die Kooperationsbereitschaft der Befragten und ließen an der Glaubwürdigkeit ihrer Klagen kaum einen Zweifel.

Unvorstellbare Missstände kamen zur Sprache: die prekären Besitzrechte der Bauern, die erdrückend hohen Robotdienste und Abgaben, die Wildschäden, die Übervorteilung durch die Grundherren, die Misshandlungen durch die Verwalter, die übergroßen Pfarren und die mangelhafte Seelsorge, die miserablen oder gänzlich fehlenden Schulen, die harte Arbeit der kleinen Kinder, die sie zu Krüppeln machte, die Krankheiten von Mensch und Vieh, der Schmutz, die Trostlosigkeit und Verzweiflung.

Man sparte nicht mit anschaulichen Details: *Das Federvieh wird durch den ganzen Winter in denen Zimmern aufbehalten und gefüttert, so unzehliges Ungeziefer veranlasset. Die Zimmer selbsten haben gantz kleine Fenster, die nur theilweise mittelst eines kleinen Schuber aufgethann werden können und solchemnach den erforderlichen Lufft niemalen zulassen. Die Ligerstatt ist auf der Ofenbankh oder hinter den Ofen. Das Volkh entkleidet sich selten, und die nasse Kleidung mues maistens auf den Leibe widerum*

troknen, Umstände, die auch bey gesegneten Jahren dem menschlichen Gesundheitsstand anstössig sind […]. [50] Zugleich betonten die Kommissare fast einhellig, dass die Untertanen an ihrem Elend nicht selbst die Schuld trügen: *Das Volk ist nüchtern, sehr bemühet, sich zu nähren, und der Schwelgeery gar nicht ergeben*, hieß es etwa, oder: *Es ist nicht der kleinste Fleck Erde vorhanden, den sich der fleissige Ackersmann nicht zunutzen zu machen wuste*.[51] Wenn die Untertanen die landesherrlichen Befehle nicht befolgten, dann *nicht*

aus Bosheit, sondern aus Unwissenheit, weil sie ihnen nicht gehörig bekannt gemacht würden. In manchen Gegenden hängten die Dorfrichter die Gesetze nur schriftlich aus, oder die Amtleute verfassten *meistens dunkle Auszüge […], die der Bauer nicht verstehet*, sofern er überhaupt lesen konnte. All das habe zur Folge, dass die Untertanen *nicht aus Ungehorsam, sondern aus Mangel des ächten Begrif die Gesätze verfehlen.* [52]

Die adeligen Herren bis hinauf zum Hofkanzler Blümegen waren

wenig erfreut über diese Ergebnisse. Sie empörten sich, dass die Kommissare mit den Untertanen konspirierten, und bestritten ihnen das Recht und die Kompetenz, überhaupt Beschwerden entgegenzunehmen – schließlich, so wurde argumentiert, gebe es ordentliche Instanzenwege, die tadellos funktionierten. Die Untertanen wurden des Verrats, Mutwillens und falscher Vorspiegelung bezichtigt.[53] Tatsächlich bedeutete die Seelenkonskription einen beträchtlichen Zuwachs an

zentralstaatlicher Kontrolle, die sich zu Lasten der Grundherren auszuwirken drohte. Schon der symbolische Effekt ständischer Nivellierung war mit Händen zu greifen: Indem die Zentralgewalt zum ersten Mal alle Seelen einem einheitlichen Verwaltungsverfahren unterzog, behandelte sie auch die adeligen Herren wie Untertanen. Nicht ohne Grund wollten diese ihre Burgen und Schlösser nicht nummerieren lassen. Der Staat kannte nun gleichsam alle seine Untertanen mit Namen, Wohnort und

persönlichen Daten, und erst dadurch wurden sie im strengen Sinne zu *seinen* Untertanen.[54] Dass viele Bauern die Konskription als ersten, verheißungsvollen Schritt zur Befreiung von ihren Herren verstanden, sollte sich später zeigen.[55]

Dass Maria Theresia das ganze Konskriptionsunternehmen persönlich am Herzen lag und dass sie seinen Fortgang mit großer Aufmerksamkeit verfolgte, daran besteht kein Zweifel. Als sicher kann man auch annehmen, dass sie die Ergebnisse, die seit dem Herbst

1771 nach und nach in Wien eintrafen, persönlich zur Kenntnis nahm. Es hat den Anschein, als hätten vor allem die ‹Politischen Anmerkungen› der Länderkommissare einen tiefen Eindruck bei ihr hinterlassen, womöglich mehr, als alle früheren Denkschriften ihres Sohnes es vermocht hatten. Jedenfalls veränderte sich in den folgenden Jahren ihre Haltung gegenüber den *armen Untertanen* in signifikanter Weise. Die wirtschaftspolitische Linie, die sie bis dahin verfolgt hatte, wurde durch die Ergebnisse

der Seelenkonskription massiv in Frage gestellt. Bis dahin war sie der kameralistischen Lehre verpflichtet gewesen, dass es nur die schlummernden Fleißreserven der Untertanen zu mobilisieren gelte, um die allgemeine Wohlfahrt zu befördern. Die ‹Politischen Anmerkungen› legten nun die Erkenntnis nahe, dass mangelnder Fleiß nicht das Problem war.

Fleiß und Disziplin

Maria Theresia hatte ihre

Untertanen immer für *größtentheils faul und träge* gehalten.[56] Von den kameralistisch geschulten Beamten hatte sie gelernt, dass ihre *Industriosität* geweckt werden musste. *Industrie* hatte im 18. Jahrhundert noch die ursprüngliche Bedeutung des lateinischen Wortes *industria*, *Fleiß*, und Industrialisierung bedeutete, wörtlich genommen, Verfleißigung. Tatsächlich bestand Industrialisierung in den habsburgischen Ländern in dieser Zeit noch nicht so sehr darin, dass die Produktivität der Arbeit durch

technische Innovationen gesteigert wurde, sondern vielmehr darin, dass mehr Menschen mehr arbeiteten. Die kameralistische Wirtschaftsförderung war darauf angelegt, dass die Arbeitskraftreserven der Bevölkerung aufgespürt und mobilisiert wurden.[57] Die traditionell vorherrschende Subsistenzwirtschaft bot dieser Politik allerlei Angriffsflächen, denn sie bestand, ganz grob gesagt, darin, dass die Menschen in erster Linie das produzierten, was der Familienhaushalt zum

Lebensunterhalt, für die *standesgemäße Notdurft*, brauchte. Nach der Logik der Subsistenzwirtschaft lag es eher fern, maximalen Gewinn erzielen zu wollen und dafür Risiken einzugehen, indem man etwa für ein spezielles Marktsegment produzierte und sich damit der Gefahr konjunktureller Schwankungen aussetzte. Produktionsüberschüsse, sofern es sie überhaupt gab, wurden traditionell eher gemeinsam konsumiert als gespart oder re-investiert. Das hatte einen guten

Sinn, denn kollektive Feste zu feiern stärkte den nachbarschaftlichen Zusammenhalt, auf den jeder Haushalt im Notfall angewiesen war. Aus der Sicht kameralistischer Beamter erschien all das indes als Müßiggang und Verschwendung und gehörte bekämpft. «Verfleißigung» war ein wirtschaftspolitisches und zugleich ein moralisches Anliegen; ihm dienten auch die Abschaffung der Feiertage, die Bekämpfung des Blauen Montags, die Reduktion der Bettelorden, die Einrichtung von

Spinn-, Zucht- und Arbeitshäusern für *müßiges Gesindel*. Kurzum: Kameralistische Wirtschaftspolitik bedeutete Disziplinierung der Untertanen.

Auch die Vermehrung der Bevölkerung, *Peuplierung*, war ein zentrales Anliegen der herrschenden Wirtschaftslehre – mit, wie sich in den 1770er Jahren zeigen sollte, fatalen Folgen. Denn die Bevölkerung der Erbländer nahm wie fast überall in Europa im 18. Jahrhundert ohnehin stark zu, so dass viele Bauerngüter ihre Besitzer nicht mehr ernähren

konnten. Dieses Bevölkerungswachstum wurde politisch noch gefördert, indem man etwa die herkömmlichen Heiratsbeschränkungen lockerte und die Grundherren ausdrücklich aufforderte, ihren Untertanen die Heiratserlaubnis *willig zu ertheilen*. [58] Um die wachsende Bevölkerung zu beschäftigen und zu ernähren, gab es verschiedene Strategien. Zum einen suchte man auf alle erdenkliche Weise den landwirtschaftlichen Ertrag zu steigern: indem man etwa Wald rodete und Sümpfe trockenlegte,

indem man Gemeineigentum parzellierte und Einzelhöfe daraus machte, indem man die Getreidefelder nicht mehr jedes dritte Jahr brachliegen ließ, sondern stattdessen Kartoffeln, Klee oder Krapp anbaute, und was derlei ökonomische Innovationen mehr waren. Zum anderen betrieb man die An- und Umsiedlung von Menschen in großem Stil, sei es durch Anreize, sei es mit Zwang. [59] Die Gebiete, die nun neu bevölkert werden sollten, wie vor allem das Banat und Siebenbürgen, waren allerdings nicht wirklich

menschenleer, sondern wurden herkömmlicherweise von halbnomadischen Viehzüchtern bewirtschaftet. Das Ziel war nun, diese Gegenden mit Bauern zu besiedeln und für den intensiven Ackerbau zu erschließen, denn Bauernhöfe ließen sich besser besteuern. Um das Banat zu *peuplieren*, ließ Maria Theresia sogar umfängliche Werbekampagnen im Reich durchführen, die zwei regelrechte Kolonisierungsschübe auslösten; insgesamt wuchs die Bevölkerung dort von rund 25.000 Menschen im

Jahr 1711 auf nahezu 300.000 im Jahr 1780 an.[60] Die Neusiedler waren allerdings nicht besonders willkommen, und viele Maßnahmen erfüllten bei weitem nicht, was man sich davon versprochen hatte. Die Beamten überschätzten ihre agrarpolitischen Steuerungsmöglichkeiten eklatant.

Das galt auch für den neuartigen Umgang mit den ungarischen *Zigeunern*, wie sie sich damals selbst nannten – ein besonderer Fall theresianischer Bevölkerungspolitik.[61] Zigeuner sollten nämlich nicht mehr, wie bis

dahin allgemein üblich, *ausgerottet*, das heißt abgeschoben werden.[62] Die herkömmliche Politik der Vertreibung wurde erstmals durch eine neuartige Politik der *Domicilierung*, das heißt Sesshaftmachung und Assimilierung, ersetzt. Maria Theresia erließ im Laufe ihrer Regierungszeit eine Reihe von Dekreten (1758, 1761, 1767 und 1773), die die Zigeuner in steuerzahlende bäuerliche Untertanen verwandeln sollten. Um sicherzustellen, dass sie tatsächlich sesshaft wurden, ließ

sie ihnen nicht nur Land zur Bebauung und Saatgut zuteilen, sondern verbot ihnen auch, Pferde zu halten, Kutschen zu besitzen und das Land ohne obrigkeitliche Erlaubnis zu verlassen, um ihnen so ihre Lebensweise und die hergebrachten Erwerbszweige – Pferdezucht, Wanderhandel, Wanderhandwerk – unmöglich zu machen. Konsequenterweise nahm man ihnen die korporative Autonomie und unterstellte sie stattdessen der regulären ungarischen Komitatsverwaltung, man registrierte sie für die

Rekrutenstellung und unterwarf ihre Haushalte regelmäßigen obrigkeitlichen Kontrollen. Da die soziale Identität einer Gruppe nicht zuletzt an ihre kollektive Selbst- und Fremdbezeichnung gebunden ist, versuchte man auf dem Verordnungsweg auch ihren Namen zu ändern: Statt *Zigani* sollten sie nur noch unspezifisch Neusiedler oder Neubürger genannt werden. Schließlich verbot man ihnen, untereinander zu heiraten, und unterstützte Mischehen, aber nur bei denjenigen, die eine *anständige* Lebensweise und

katholisches Glaubenswissen nachweisen konnten. Weil die Umerziehung nicht früh genug beginnen konnte, sollten die Kinder, sobald sie fünf Jahre alt waren, den Eltern weggenommen und gut katholischen Bauernfamilien in Pflege gegeben werden. An die *physische* Vernichtung einer ganzen Ethnie dachte man im 18. Jahrhundert zwar noch nicht – das blieb einem späteren Jahrhundert vorbehalten –, doch das Ziel war, die Zigeuner als *Nation* mit einer eigenen kulturellen Identität

auszulöschen und sie in der katholischen Landbevölkerung spurlos aufgehen zu lassen. Auch darin überschätzte man allerdings die eigenen bevölkerungspolitischen Möglichkeiten bei weitem.

Die aus kameralistischer Sicht erfreulich schnell wachsenden Bevölkerungszahlen ermöglichten es – und machten es zugleich dringend notwendig –, neue Erwerbsmöglichkeiten jenseits der Landwirtschaft zu erschließen. Gewerbepolitik war ein Lieblingsgegenstand der

Wirtschaftstheoretiker. Zudem hatte die Monarchie mit Schlesien ausgerechnet ihr industriell am weitesten entwickeltes, am meisten prosperierendes Land verloren; das galt es nun auf jede erdenkliche Art zu kompensieren. Maria Theresias Gewerbepolitik beruhte auf dem immer noch dominierenden merkantilistischen Ideal der aktiven Handelsbilanz: Möglichst wenige gewerbliche Waren sollten eingeführt, möglichst viele einheimisch produziert und am besten auch ausgeführt werden. Das geschah zum einen durch die

großzügige Förderung von Manufakturen, vor allem für Luxusgüter, deren Konsum sonst das Geld ins Ausland fließen ließ. Adelige Grundherren, die auf ihren Gütern eine Manufaktur gründeten, wurden von den üblichen Beschränkungen – Steuern, Abgaben, Zunftregeln, Quartier- und Rekrutenstellung – befreit und mit staatlichen Krediten unterstützt, allerdings mit oft nur mäßigem Erfolg, weil es an den nötigen hochentwickelten technischen Kenntnissen und Fertigkeiten fehlte. Wesentlich

mehr ins Gewicht fiel die ländliche Textilindustrie auf der Basis von Heimarbeit und Verlag. Anders als beim Zunfthandwerk durften die Heimarbeiter ihre Waren nicht auf eigene Rechnung vermarkten, sondern erhielten die Rohstoffe von einem Verleger und lieferten ihm zu festgelegten Preisen die fertigen Produkte, die dieser dann zum eigenen Vorteil auf dem überregionalen Markt anbieten konnte. Manufaktur- und Heimarbeit auf dem Land jenseits der Stadtmauern hatten aus Sicht der Wirtschaftstheoretiker den

großen Vorteil, dass die strengen Regeln des städtischen Handwerks dort nicht galten. Die gewerbliche Heimindustrie, vor allem die Textilproduktion, schuf die dringend benötigten Erwerbsmöglichkeiten für die rasch anwachsenden ländlichen Unterschichten: für landlose Arme, Kleinhäusler und Bauern, die von ihrem Hof allein nicht mehr leben konnten. Die Heimarbeit wurde von der ganzen Familie gemeinsam betrieben, auch und vor allem von Frauen, Kindern, Alten und Invaliden.

Es war die große Zeit der ökonomischen Projektemacher. Die Monarchin wurde mit gewerbe- und agrarwirtschaftlichen Innovationsvorschlägen förmlich überschüttet, und solche Memoranden fanden ihre wohlwollende Aufmerksamkeit. [63] Eine Abschrift sämtlicher *Allerhöchste[n] Entschließungen zur Belebung der Industrie, des Handels, der Fabriken und Manufakturen in den Kayserlich Königlichen Erbstaaten,* die ein fleißiger Beamter aus der Kommerzienhofstelle, einer Art

Wirtschaftsministerium unter Leitung des Grafen Zinzendorf, über die Jahre 1764 bis 1776 anfertigte, vermittelt ein Bild davon, mit welcher Detailfreude Maria Theresia sich solchen Fragen widmete und eigene Überlegungen dazu anstellte: von der Ausrottung der schädlichen Spatzen bis zur Pflanzung von Obstbäumen an den Chausseen, von der Bienen- und Seidenraupenzucht bis zur Qualitätsverbesserung des heimischen Haarpuders war ihr kein Gegenstand zu geringfügig, als dass sie sich nicht persönlich

darum gekümmert und eigenhändig in Form von Handbilletts oder Resolutionen dazu Stellung genommen hätte. [64]

Vor allem die Förderung der Heimarbeit ließ sich Maria Theresia angelegen sein. Ein besonders geeignetes Mittel, um die schlummernden Arbeitskraftreserven der Untertanen zu mobilisieren, war das Spinnen von Flachs, Hanf, Schaf- oder Baumwolle. Denn spinnen konnte jeder immer und überall, auch im Zuchthaus und in

der Kaserne; schon die Kleinsten konnten sich daran beteiligen, und man konnte sich damit auch in den Wintermonaten beschäftigen, wenn andere Arbeiten ruhten. Das Spinnen brachte nicht nur die einheimische Textilproduktion voran, es hatte zugleich einen disziplinierenden Effekt, denn es hielt vom Müßiggang ab. Am 17. März 1753 erließ Maria Theresia ein Hofdekret, das die Grundherren aufforderte, die früher übliche *Gespunstschuldigkeit* nach und nach wiederzubeleben, das heißt die Pflicht der

bäuerlichen Untertanen, Flachs zu spinnen, *als wodurch der Unterthan von der größtentheils angewöhnten Faul- und Trägheit gleichsam erwecket, zum Flachsbaue und Gespunst, hauptsächlich in Ansehung seiner zu einer anderen schweren Arbeit noch nicht tauglich vorhandenen Kinder, angeführet, folglich die Leineweberei mehr und mehr beförderet, diesem allen nach ein besseres Industriale […] zum hinlänglichen Unterhalte der solchergestalt angesehenen mehreren Bevölkerung hergestellet werde.*[65] Die Namen der Grundherren, die

sich dabei besonders hervortaten, sollten der Monarchin von den Kreis- und Landesbehörden mitgeteilt werden, damit sie ihnen ihr höchstpersönliches Wohlgefallen zum Ausdruck bringen konnte. Auch sollten sich die Bauern von den Spinndiensten für die Grundherren ausdrücklich nicht, wie von anderen Roboten, freikaufen können. 1765 gab die Monarchin darüber hinaus den Befehl, dass alle Kinder zwischen sieben und fünfzehn Jahren in allen Städten und Märkten im Winter spinnen lernen sollten, und

zwar nicht nur die Kinder der Armen, die keinen anderen Lebensunterhalt fanden, sondern auch die der Handwerker; schließlich beschäftigten sich selbst Maria Theresias eigene Töchter damit (s. Farbabb. 28). Viele Eltern schickten ihre Kinder aber nicht bereitwillig in die Spinnstuben, weil sie in Haus und Hof unentbehrlich waren. Daraufhin wurde der Befehl verschärft und den widerspenstigen Eltern Strafe angedroht.[66] Doch nicht nur die Kinder mussten spinnen. Überall, wo Maria Theresia Müßiggang

vermutete, wie in den Armen-, Zucht- und Waisenhäusern, sollte diese Tätigkeit Abhilfe schaffen, *maßen meine ernstliche Willensmeinung dahin gehet, daß diese Leute zu einer beständigen Arbeit angewendet werden sollen.* [67] Selbst das Militär blieb davon nicht verschont; 1768 erging eine Zirkularverordnung an alle Länder, dass auch die Soldaten in den Kasernen, ihre Frauen und Kinder Flachs, Schaf- oder Baumwolle spinnen mussten.[68] Eine Resolution Maria Theresias vom 26. Oktober 1763 hatte klargestellt,

dass die Untertanen zur Not auch gegen ihren Willen zur Arbeit zu zwingen seien: *Die Erhebung deren Fabriquen in einem Staate hat, nebst anderen nützlichen Absehen auch dieses zum Gegenstand, damit dem müssigen Volk die Gelegenheit zur Arbeit und eigener Nahrungs-Erwerb verschaffet, auch jene, die sich dessen nicht bedienen wollen, darzu wider Willen angehalten, somit dergleichen Müssiggänger in die Arbeitshäuser eingesperret werden.*
[69] Nach der Lehre des Wiener Kameralisten Sonnenfels war es der ausdrückliche Hauptzweck der

Industriepolitik, die *Beschäftigung zu vervielfältigen*; alle anderen Zwecke hatten sich dem unterzuordnen.[70] Kurzum: Gewerbeförderung und moralische Disziplinierung der Untertanen waren zwei Seiten einer Medaille.

Ein Musterbeispiel für Maria Theresias Industriepolitik – im doppelten Sinne von *Industrie* – ist die seit 1751 in staatlicher Regie betriebene *Nadelburg* bei Lichtenwörth unweit von Wiener Neustadt.[71] Dabei handelte es sich um eine Verbindung von Eisenhammerwerk,

Arbeitersiedlung, Manufaktur, Kirchgemeinde und Waisenhaus. Ähnlich wie in einem vormodernen Großhaushalt fielen Leben und Wirtschaften in eins. Das Ganze war ein geschlossener sozialer Kosmos, bestehend aus angestellten Meistern, Gesellen, Lehrjungen, Arbeitern und einem staatlichen Verwalter. Knapp die Hälfte der Arbeitskräfte waren Kinder, viele davon Waisen aus dem Wiener Bürgerspital. Der Gebäudekomplex, den man noch heute besichtigen kann, bestand aus mehreren Reihen gleichförmiger kleiner

Wohnhäuser mit Küchengärten, einer Fabrikanlage, einem Herrenhaus, einem Park und nicht zuletzt einer Kirche, die von keinem Geringeren als dem Hofbaumeister Pacassi entworfen und der heiligen Theresa geweiht worden war (s. Farbabb. 19).[72] Die Siedlung war so vollständig wie möglich von dem benachbarten Dorf isoliert. Das schöne, vom kaiserlichen Doppeladler bekrönte Tor, durch das man eintrat, wurde nachts geschlossen. Das war auch deshalb erforderlich, weil sich unter den aus dem Reich

angeworbenen Handwerksmeistern viele Protestanten befanden, die man unter Kontrolle halten musste, solange man sie nicht zur Konversion bewegen konnte. Das Unternehmen erfreute sich zahlreicher Privilegien; es durfte beispielsweise Material und Werkzeug fast zollfrei einkaufen und die Produkte – Nadeln, Knöpfe und allerlei andere Kleineisenwaren – überall in den Erbländern selbst vermarkten. Dabei war es weder den städtischen Zunftregeln noch anderen üblichen Lasten

unterworfen. Die Produktion war nicht zentral und arbeitsteilig organisiert wie in einer modernen Fabrik. Die Arbeiter mussten sich vielmehr bei den fest besoldeten Meistern um die einzelnen Aufträge bewerben und waren gezwungen, sich bei dem Stücklohn gegenseitig Konkurrenz zu machen, so dass sie sich ständig am Rande des Existenzminimums bewegten. Die Fabrik ohne Erlaubnis des Verwalters zu verlassen und sich anderswo eine Arbeit zu suchen war ihnen nicht gestattet.[73] Die Insassen dieser protoindustriellen

Institution nahmen mithin eine doppelt unvorteilhafte Zwitterstellung ein: Mit Gutsuntertanen hatten sie die persönliche Unfreiheit gemeinsam und mit Lohnarbeitern den zerstörerischen Konkurrenzdruck. Für die Waisenkinder galten wiederum andere Regeln. Sie arbeiteten ohne Lohn; für sie zahlte das Spital täglich pro Person vier Kreuzer Unterhalt an die Fabrik. Trotz alldem warf das Unternehmen – wie die meisten privilegierten Gewerbebetriebe dieser Art – wenig Gewinn ab.[74]

Für Maria Theresia waren Einrichtungen wie diese nicht zuletzt Werke der christlichen *caritas*. Sie ließ sie hin und wieder von ihren Beamten visitieren und studierte deren Inspektionsberichte persönlich. Besonders lag ihr am Herzen, dass die arbeitenden Kinder gut unterrichtet wurden – im Lesen, Schreiben, Rechnen und vor allem in der wahren christlichen Religion. Wie an der Nadelburg, so nahm sie auch an dem Alltagsbetrieb anderer Arbeits- und Waisenhäuser großen Anteil und ließ es sich nicht nehmen,

selbst in die Gestaltung geringster Details einzugreifen – genauso, wie sie es auch bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder tat. Für das Grazer Waisenhaus etwa legte sie persönlich fest, dass die Kinder an jedem ersten Sonntag des Monats die Beichte ablegen und die Kommunion erhalten sollten, regelmäßig für die Mitglieder des Erzhauses zu beten hatten, in der Karwoche zwei Tage lang geistliche Exerzitien abhalten und anschließend über den Katechismus examiniert werden sollten. Sie befahl, dass *auf die Säuberung von*

Ungeziefer der ernstliche Bedacht zu nehmen und dafür eine eigene Dienstmagd einzustellen sei; *auch zu dem diesfälligen Behelf das in dem Haus ohnehin vorhandene Bad ebenmäßig in der Winterszeit zu gebrauchen. Ferner sind einem jeden Waisen beiderlei Geschlechts zwei Paar Wintersocken abzugeben*. Die Kinder sollten auch nicht mehr wie bisher üblich zweimal wöchentlich, sondern nur noch alle drei Monate zum Almosensammeln geschickt werden, denn das bringe ohnehin nicht viel ein. Stattdessen sollten sie zweimal die Woche einen

Spaziergang an der frischen Luft machen, allerdings nur in den *Rekreationsstunden*, um *Gelegenheit zur Bewegung* zu haben.[75] Wesentlich mehr Muße genossen auch die erzherzoglichen Kinder nicht.

Es wäre anachronistisch, Mara Theresias Gewerbepolitik an modernen Maßstäben des Kinderschutzes zu messen. Dass Kinder im Familienhaushalt arbeiteten, war im 18. Jahrhundert nicht anstößig, sondern selbstverständlich – neu war nur, sie in so hohem Maße auch in die

gewerbliche Arbeit einzubeziehen. Das aber war keine habsburgische Besonderheit, im Gegenteil, in anderen Ländern hatte man es längst vorexerziert. Auch die unternehmerische Nutzung der Arbeitskraft von Waisen hatte prominente Vorbilder, allen voran das berühmte Waisenhaus des pietistischen Gottesmannes August Hermann Francke im kurbrandenburgischen Halle. Was die Disziplinierung der Untertanen anging, befand sich Maria Theresia völlig im Einklang mit den meisten ihrer frommen und aufgeklärten

Zeitgenossen.

Neue Schulen

Der Schlussstein der wirtschaftlichen, moralischen und religiösen Disziplinierung der Untertanen war Maria Theresias berühmte Reform der Elementarschulen von 1774.[76] Bis dahin hatte sie sich vor allem um die Verbesserung der Adelserziehung und der Lateinschulen gekümmert, denn die *Ratio studiorum* der Jesuiten, die ja

das höhere Bildungswesen in den Erbländern nahezu monopolisiert hatten, erschien nicht mehr zeitgemäß. 1746 hatte sie das Collegium Theresianum gegründet, eine Mischung aus Ritterakademie und Jesuitenkolleg, wo die jungen erbländischen Adeligen zu Staatsdienern herangezogen werden sollten, wie sie das neue System benötigte: loyal, sachkundig, weltläufig und sprachgewandt. Wie sehr ihr das am Herzen lag, zeigt schon der Umstand, dass sie das alte Sommerschloss Favorita dafür zur

Verfügung stellte, wo das Theresianum noch heute als Gymnasium existiert. Sie ließ sich selbst die Lehrpläne vorlegen und vertraute die Aufsicht dem Oberhofkämmerer an, der persönlich allen Examina beiwohnte.[77] Dem Jesuitenorden nahm sie die Bildungsinstitutionen zwar nicht aus der Hand, unterstellte sie aber – gemäß ihrem vielzitierten Grundsatz *Das Schulwesen ist und bleibet allzeit ein Politicum*[78] – staatlicher Aufsicht und ließ Lehrstoff und Lehrmethoden den gewandelten

Erfordernissen anpassen: Das Lateinische wurde zugunsten des Deutschen zurückgedrängt, nützliche Kenntnisse wie Arithmetik oder Geographie wurden gefördert, das reine Auswendiglernen des Stoffes kam aus der Mode.[79]

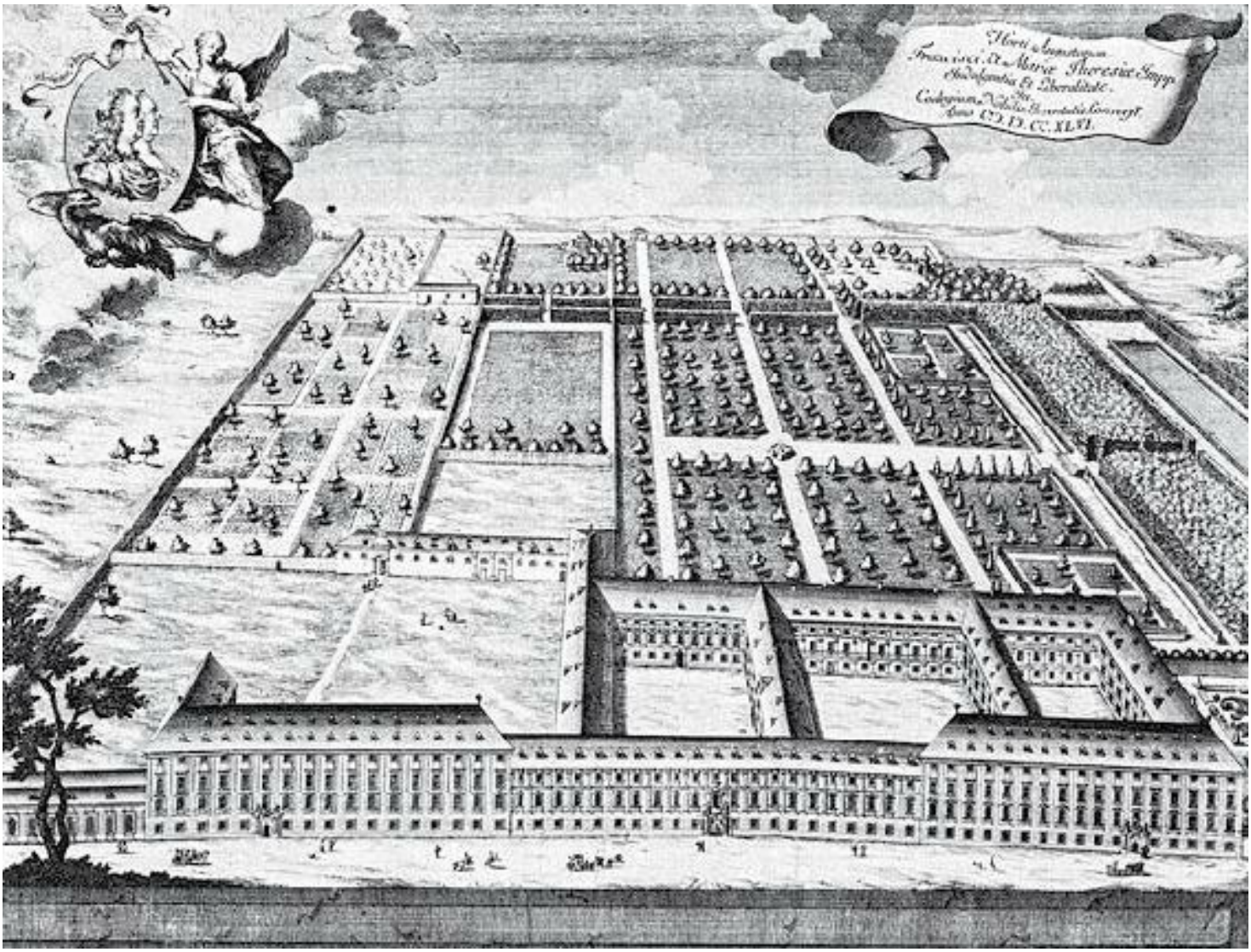


Abb. 49: Ritterakademie Theresianum in Wien. Kupferstich von J. E. Mansfeld, nach 1755

Den *deutschen* Schulen (das heißt den Primarschulen im Unterschied zu den *lateinischen*

höheren Schulen) wandte sich Maria Theresia erst wesentlich später zu, obwohl das mangelhafte Landschulwesen schon seit den 1750er Jahren im Zuge des Kampfes gegen den Geheimprotestantismus in den Blick gekommen war. Die Ergebnisse der Seelenkonskription von 1770/71 führten das Ausmaß des Analphabetentums nun drastischer denn je vor Augen. Es gab zwar nicht nur in den Städten, sondern auch in den meisten Pfarreien auf dem Land wenigstens eine Schule; die meisten Kinder

wurden aber nicht dorthin geschickt, weil sie bei der Arbeit unentbehrlich waren. Die Lehrer waren nicht ausgebildet, nährten sich mühselig von allerlei Nebentätigkeiten und genossen geringes soziales Ansehen. Seit 1770 wurde das Thema im Staatsrat diskutiert und es wurden Landesschulkommissionen eingerichtet, die sich des Problems annehmen sollten. Eine eifrige und kontroverse Reformdebatte kam auf; zahlreiche Denkschriften wurden der Monarchin unterbreitet; manche rieten sogar,

in protestantischen Gelehrtenkreisen im Reich Hilfe zu suchen, weil das katholische Schulwesen dem evangelischen hoffnungslos unterlegen sei. Als durch die Auflösung des Jesuitenordens 1773 das höhere Bildungswesen in den Erbländern zusammenbrach, rückte das Schulthema mit einem Schlag auf der politischen Agenda ganz nach oben. Zugleich eröffneten sich auch neue Spielräume, denn das Eigentum des Ordens samt den Schulgebäuden ging ja in staatlichen Besitz über. In dieser

Situation machte Maria Theresia den vielstimmigen Debatten bei Hof kurzerhand ein Ende, indem sie persönlich an Friedrich II. schrieb – mit dem sie ja seit dem polnischen Teilungs-Coup vorübergehend friedliche Beziehungen pflegte – und ihn bat, ihr den weithin berühmten Pädagogen Johann Ignaz Felbiger für eine Weile nach Wien zu schicken. Felbiger, Abt des Augustiner-Chorherrenstifts im schlesischen Sagan, hatte durch eine zeitgemäße neue Lehrmethode von sich reden gemacht, die auch

in den habsburgischen Ländern bereits hier und da praktiziert wurde; er hatte einen modernisierten Katechismus verfasst und die Reform des katholischen Schulwesens in Schlesien organisiert. Friedrich II. ließ ihn nach Wien reisen; Felbiger machte sich von den Verhältnissen in den Erbländern selbst ein Bild und entwarf daraufhin eine umfassende, systematische ‹Allgemeine Schulordnung für die deutschen Normal-, Haupt- und Trivialschulen in sämtlichen kaiserlich und königlichen

Erbländern›, die im Dezember 1774 als Gesetz erlassen wurde.[80]

Programmatisch hieß es in der Präambel, dass *die Erziehung der Jugend beiderlei Geschlechts als die wichtigste Grundlage der wahren Glückseligkeit der Nationen* die besondere Aufmerksamkeit der Landesherrin verdiene, denn von der frühen Erziehung hänge die ganze spätere Lebens- und Denkungsart der Menschen ab. Deshalb müsse *die Finsterniß der Unwissenheit aufgekläret, und iedem der seinem Stande angemessene Unterricht verschaffet* werden.

Wohlgemerkt: jedem nach seinem Stand, denn die Gymnasien und Universitäten sollten nicht von mittellosen Bauernkindern überschwemmt werden, die dann der Allgemeinheit auf der Tasche zu liegen kamen. Im Übrigen war die Schulordnung durchaus revolutionär. Sie führte in Stadt und Land Unterrichtspflicht für alle Jungen und Mädchen zwischen sechs und zwölf Jahren ein; jedes Kind *ohne Ausnahme*, das nicht von einem geprüften Hauslehrer erzogen wurde, musste eine deutsche Schule besuchen und

wurde dort nicht nur in Religion und Sittenlehre, Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet, sondern auch zu *Rechtschaffenheit* und vernünftigem *Wirtschaften* angeleitet. Selbst der Dienst für den Grundherrn durfte nicht vom Schulbesuch – wenigstens im Winter – abhalten. Alle deutschen Schulen wurden einem hierarchischen Aufsichtssystem unterstellt, *Normalschulen* für die Lehrerausbildung eingerichtet, die Lehrgegenstände und -methoden verbindlich festgelegt und einheitliche Schulbücher

vorgeschrieben. Lerngruppen sollten nach Leistungsstärke, nicht nach Alter oder Geschlecht zusammengesetzt werden; über alle Schüler war genau Buch zu führen und ein *Fleißkatalog* anzulegen; die Fleißigsten und die Sittsamsten sollten mit Preisen ausgezeichnet werden. Nicht zuletzt suchte Felbiger das soziale Ansehen der Schulmeister zu erhöhen, indem er ihnen einen bestimmten zeremoniellen Rang zuwies und ihnen aufs Strengste verbot, im Nebenerwerb Schänken zu betreiben oder in Wirtshäusern zu

musizieren.

Felbiger war ein Volksaufklärer, wie er im Buche stand – bemüht, den Untertanen nicht nur Religion und Sittlichkeit nahezubringen, sondern sie auch an all den fortschrittlichen neuen Kenntnissen und Fertigkeiten teilhaben zu lassen, die ihren mühseligen Alltag erleichtern konnten. Ganz im Sinne der Aufklärungspädagogik und mit deutlicher Wendung gegen die Jesuiten forderte er, dass die Jugend nicht *mit dem auswendig Lernen über die Nothwendigkeit geplagt, sondern der Verstand*

derselben aufgekläret, ihr alles verständlich gemacht, und die Anleitung gegeben werde, über das Erlernte sich richtig und vollständig auszudrücken.[81] In dem ‹Methodenbuch für Lehrer›, das die Schulordnung flankierte, hieß es: *Kinder sollen auch nicht despotisch gehorchen, man lasse sie einsehen das es zu ihrem Nutzen und der Vernunft gemäß sey so zu handeln, wie es der Lehrer haben will […].*[82] Das waren Grundsätze, denen Maria Theresia in der Erziehung ihrer eigenen Kinder durchaus auch gefolgt war. Sie zeigte sich so

begeistert von Felbigers Konzept – *si beau, si utile – so schön, so nützlich* –, dass sie das Methodenbuch in alle offiziellen Sprachen der Monarchie übersetzen und in allen deutsch-böhmischen Erbländern, ja sogar in Ungarn einführen ließ.[83]

Die Schulreform war ein mächtiges Instrument der politischen Zentralisierung und kulturellen Vereinheitlichung, nicht zuletzt auch eine Kampagne für die Verbreitung der deutschen Sprache. In den böhmischen Ländern existierten Deutsch und

Tschechisch seit Jahrhunderten nebeneinander, und die meisten Untertanen verstanden die jeweils andere Sprache, zumindest soweit es im Alltag erforderlich war. In den höheren Schulen und Universitäten wurden zwar beide Sprachen gepflegt, doch das Deutsche als Sprache der Herrschaft gewann immer mehr an Dominanz, vor allem in den höheren Ständen. Die Beamten der Zentrale betrachteten die mangelnden Deutschkenntnisse der einfachen Untertanen als Hindernis für ihre Zivilisierung. In

dem Bericht über die Seelenkonskription in Mähren hieß es etwa, den böhmischen Bauern gehe es schlechter als den deutschen, weil sie *aus Mangel einer anderen Sprache als der ihrigen von dem Umgang mit vernünfftigen und mehr raffinirten Menschen ausgeschlossen sind und dahero immer bey ihrer angebohrnen Dumheit verbleiben.*[84] Schon nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges hatte Maria Theresia die Förderung des Deutschen zu ihrem Anliegen gemacht und befohlen, in den böhmischen Ländern nur noch

Lehrer einzustellen, die beide Sprachen beherrschten. Die Schulreform machte sich das Ziel der Zweisprachigkeit zu eigen; alle Kinder sollten zuerst in ihrer Muttersprache und dann im Deutschen unterrichtet werden, was nicht überall erfreut aufgenommen wurde.[85]

Die Allgemeine Schulordnung stieß in der Praxis aus vielen Gründen auf Akzeptanzprobleme – bei Hof wie in den Länderschulkommissionen, bei den Grundherren wie bei den Untertanen selbst. Drei Einwände

waren es vor allem, gegen die Felbiger sich zur Wehr setzen musste. Zum einen: *Wenn Landleute lesen könnten, möchten sie wohl schlechte Bücher lesen, und dadurch in der Religion auf Irrwege gerathen.* Dieses Argument hatte Maria Theresia noch nie gelten gelassen; bei all ihrer Angst vor freigeistigen Büchern war sie doch überzeugt, dass Lesefähigkeit am Ende immer der Einsicht in die wahre Religion zugutekomme. Zum anderen: *Die Aufklärung der Landleute möchte in ihnen die Begierde nach einem bessern und leichtern Stande rege*

machen, und folglich die Zahl der Personen vermindern, die man zum Anbaue der Ländereyen so nöthig brauchet. Auch darin konnte Felbiger die Kritiker beruhigen, denn seine Lehrpläne zielten ja darauf, das Los der Bauern zu verbessern und die Gründe für ihre Unzufriedenheit zu verringern. Und schließlich: *Zur Ausbildung der Landjugend gehöret viel Zeit*, die die Kinder nicht hätten, weil sie im Elternhaus und für die Grundherren arbeiten müssten.[86] Das war das schwerwiegendste Problem, deshalb machte Felbiger

in diesem Punkte Zugeständnisse. Doch sahen viele Untertanen nicht ein, dass sie auf die Arbeitskraft der Kinder teilweise verzichten und dafür auch noch Schulgeld bezahlen und Schulkleidung anschaffen sollten. Umgekehrt waren viele Lehrer und Pfarrer wenig erfreut, dass sie sich nun einer aufwendigen Ausbildung, Prüfungen und Visitationen unterziehen sollten, ohne dafür besser besoldet zu werden. Das ganze Reformprojekt litt an Unterfinanzierung – obwohl eigentlich durch die Einziehung des

Jesuitenvermögens mehr Mittel denn je für das Schulwesen zur Verfügung standen und ein spezieller Schulfonds eingerichtet worden war, zu dem auch die Landstände herangezogen wurden. Doch zum einen zahlten die Landstände nicht so viel, wie sie sollten. Und zum anderen wurde das Jesuitenvermögen auch für allerlei andere Anliegen reklamiert. Die Verwaltung dieser Mittel lag in den Händen einer Studienkommission, deren Vorsitz Maria Theresia 1774 dem Erzbischof Migazzi abgenommen

und stattdessen ihrem Vertrauten Hofrat Kressel übertragen hatte.[87] Bei den Konflikten um die Schulreform ging es nicht zuletzt um den Einfluss auf die Verteilung dieser Ressourcen. Felbiger, der die uneingeschränkte Gunst der Herrscherin genoss, konkurrierte mit vielen anderen Interessenten um den Zugriff auf den Jesuitenfundus, was ihn bei Hof äußerst unbeliebt machte; selbst Leopold hielt ihn für einen Betrüger und Intriganten.[88] Hinzu kam, dass er auch das Militärschulwesen nach seiner

Methode reformieren wollte, was dem Hofkriegsrat und auch Joseph II. missfiel, weil sie darin eine unzulässige Einmischung sahen.

Wie man sich unter diesen Umständen die Position Felbigers am Wiener Hof vorstellen muss, zeigt anschaulich die Korrespondenz zwischen Maria Theresia und dem Hofrat Greiner, einer Schlüsselfigur ihrer letzten Regierungsjahre.[89] Der arbeitsame, loyale und ehrgeizige junge Franz Sales Greiner war unter Haugwitz ins Directorium in

publicis et cameralibus eingetreten, hatte 1766 Maria Theresias ehemalige Kammerdienerin und Vorleserin Charlotte Hieronymus geheiratet und dann eine steile Karriere gemacht. 1771 war er der jüngste Hofsekretär in der Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei; wenig später erhob ihn die Kaiserin in den Ritterstand und beförderte ihn 1773 an allen seinen Kollegen vorbei zum Wirklichen Hofrat und Geheimreferenten der Hofkanzlei. Dass ihn das bei den anderen nicht beliebt machte und ihn allerlei Verleumdungen

aussetzte, war niemandem deutlicher bewusst als ihm selbst. Die Kaiserin war ihm aber so zugetan, dass er es wagen konnte, ihr alle möglichen Fürbitten vorzutragen (auch wenn sie sie keineswegs immer erfüllte). Greiner wusste sich der Kaiserin unentbehrlich zu machen, indem er in den erbitterten politischen Konflikten dieser Jahre absolut loyal zu ihr hielt und zugleich ihr Misstrauen gegenüber der jeweiligen *Gegen-Parthey*, auch ihrem Sohn, subtil zu schüren wusste.[90] Sie ließ sich von ihm

ihre Beschlüsse vorformulieren (*mache er mir also eine resolution, aber süss*[91]) und glaubte ihm offensichtlich seine Bescheidenheits- und Uneigennützigkeitsbeteuerungen, die er nicht ohne eine gewisse selbstgerechte Penetranz immer wieder vortrug. Wie nah sie ihm stand, zeigt sich vielleicht am besten darin, dass sie allein ihm gegenüber gelegentlich einen Ton scherzhafter Ironie anschlug, wie er sich sonst kaum noch findet. Als Greiner beispielsweise gegen große Widerstände in Wien eine neue

Tranksteuer durchgesetzt hatte und kurz darauf krank wurde, schrieb sie ihm: *vill warmes bier trincken ehe die trancksteuer kommt.*[92] Herrscherin und Sekretär pflegten einen geradezu konspirativen Ton, denn sie sahen sich beide von Gegnern umstellt. Das galt auch für die Studienhofkommission, für die Greiner als Referent in der Hofkanzlei unter anderem zuständig war. Er klagte etwa über den *Hass* des Juristen Martini, dem er sich ausgesetzt sehe, sorgte dafür, dass Martinis Kompetenzen in dieser Kommission beschnitten

wurden, und legte nahe, die ganze Kommission überhaupt aufzulösen. Zugleich unterbreitete er der Kaiserin Vorschläge, was sie aus dem Jesuitenfundus finanzieren und wem sie welche Pensionen aussetzen solle.[93] Kurzum: Er besaß die Gunst und das Ohr der Monarchin in einem Bereich, wo es sowohl um finanzielle Verteilungskämpfe als auch um politische Richtungskonflikte ging.

Für den Erfolg der Schulreform war Greiner unersetzlich, denn er machte sich zu Felbigers Sprachrohr und schützte ihn davor,

den Intrigen seiner Gegner zum Opfer zu fallen. So hinterbrachte er der Kaiserin, wer gegen die Reform im Hintergrund agitierte, wer *Anstände* vorbrachte und wer ihre Befehle ignorierte. Er informierte sie auch, man habe das Gerücht gestreut, Felbiger sei bei ihr in Ungnade gefallen, um ihn dadurch zur Rückkehr nach Preußen zu veranlassen – *denn die Widersacher wissen wohl, dass wenn der Abbt hier bleibt, die Normalanstalt [d.h. die neue Wiener Normalschule] nicht so leicht zu zerstören sey, welches sie doch noch immer wünschen.*[94] Am

gefährlichsten für Felbiger war, dass man ihn als verkappten Ketzer diffamierte. Ein anonymes Mitglied des hohen Klerus hatte Felbigers Kirchenlieder-Sammlung Zeile für Zeile kommentiert und als unkatholisch denunziert. Greiner machte sich zum Anwalt des Abtes. *Des bin ich gewiss, dass kein Mensch in der Welt diese Lieder für lutherische Gesänge ansehen werde […], und wenn ich mich so ausdrücken darf,* fügte er außerordentlich kühn hinzu, *so ist es ja einmal nicht nöthig, dass man auf jeder Zeile eine Erzkatholische*

Meynung zum Unterscheidungszeichen hinsetze.
[95] Maria Theresia verstand aber in Fragen der katholischen Rechtgläubigkeit bekanntlich keinerlei Spaß und verlangte, dass Felbiger die Vorwürfe *punct für punct* beantworte. Greiner gegenüber offenbarte sie, wie sehr das ganze Reformwerk sie mittlerweile belaste: *aus dieser correspondenz ersihet er wie entlich die ganze normal Sache [d.h. die Schulreform] eckelhafft wird […].*
[96]

Angesichts all dieser Hindernisse

und Widerstände ist es umso bemerkenswerter, dass die Allgemeine Schulordnung in den habsburgischen Ländern nicht bloß auf dem Papier stehen blieb und «hinsichtlich der praktischen Wirkungen auf die Schulwirklichkeit alles in den Schatten [stellte], was gleichzeitig in den protestantischen Flächenstaaten zu beobachten ist», auch das legendäre preußische ‹Generallandschulreglement› nicht ausgenommen.[97] Aus der neugegründeten Wiener Normalschule gingen Hunderte

ausgebildeter Lehrer hervor, die das neue System in den folgenden Jahrzehnten überall verbreiteten. Die Zahl der Landschulen wurde vervielfacht; die schon bestehenden Schritt für Schritt nach der neuen Ordnung eingerichtet. Die Professionalisierung und das soziale Ansehen der Lehrer nahmen allmählich zu und die Vorbehalte gegen die allgemeine Schulpflicht ab. Der Erfolg lässt sich vielerorts an den Schulbesuchszahlen ablesen, allen voran die Erzdiözese Wien, wo der

Prozentsatz der Kinder, die eine Schule besuchten, von 1780 bis 1807 um 40 Prozent auf sensationelle 94 Prozent anstieg. [98] Allerdings entsprach der Reform der deutschen Schulen keine ebenso erfolgreiche Reform des höheren Bildungswesens, das sich von der Aufhebung des Jesuitenordens lange Zeit nicht erholte. Zwar wurden einige der ehemaligen Jesuitenschulen von Benediktinern, Piaristen oder auch von Exjesuiten weitergeführt, doch insgesamt nahm die Zahl der Gymnasien ab. Die Schulzeit wurde

aus Sparsamkeitsgründen um ein Jahr verkürzt, und weil der Besuch bald auch nicht mehr kostenlos war, wurden die Gymnasien sozial exklusiver, als es die Jesuitenschulen je gewesen waren. [99]

Die Reform der Elementarschulen dagegen war sicher die langfristig erfolgreichste Unternehmung von Maria Theresias später Regierungszeit, und sie war eine der ganz wenigen Agenden, über die sie mit ihrem Sohn nicht in offenen Streit geriet, auch wenn Joseph das Ganze

gegenüber Leopold äußerst abschätzig beurteilte: Die Kaiserin lasse sich von kleinen Leuten beeinflussen, verstehe nichts davon und richte das Erziehungswesen zugrunde.[100] Doch erfolgreich war die Reform vermutlich nicht zuletzt deshalb, weil die Kaiserin Felbiger selbst die praktische Umsetzung anvertraut und ihn mit klarer Autorität gegenüber allen Landesschulkommissionen ausgestattet hatte. In mancher Hinsicht erinnert das an die große erste Reformzeit nach dem Erbfolgekrieg. Ebenso wie damals

mit Haugwitz griff sie nun mit Felbiger auf einen Mann aus dem preußischen Schlesien zurück und scheute sich nicht, pragmatisch vom preußischen Modell zu lernen. Ähnlich auch wie damals setzte sie ihr ganzes Vertrauen rückhaltlos in diesen einen Reformer, stattete ihn mit umfassender Kompetenz aus und hielt gegen alle Widerstände unbeirrt an ihm fest – eine Standhaftigkeit, die ihr sonst in fast allen anderen politischen Belangen abhandengekommen war. Kirchen- und Schulangelegenheiten seien das

Einzige, dessen sie sich noch persönlich annehme, meinte Leopold.[101] Schließlich handelte es sich bei der Reform der Landschulen für Maria Theresia um ein genuin religiöses Anliegen. Denn anders, als es aus der Rückschau erscheinen könnte, ging es ihr nicht darum, den Untertanen im Sinne von Kants berühmtem späterem Dictum den Weg zum Ausgang aus der Unmündigkeit zu eröffnen, sondern in erster Linie darum, sie gegen unkatholische Umtriebe zu immunisieren. Die Schulreform sollte fromme, fleißige

und gehorsame Untertanen hervorbringen, keine mündigen Bürger.

Iustitia et clementia

Iustitia et clementia lautete die Devise, die Maria Theresia für ihre Herrschaft gewählt hatte – zwei klassische Herrschertugenden, die sich gegenseitig ergänzten. *Iustitia* stand für die Strenge und Gleichheit des Rechts, *clementia* für die Gnade, die diese Strenge mildert und Ausnahmen macht:

eben Gnade vor Recht ergehen lässt. Beides waren traditionelle Tugenden eines Herrschers in seiner Eigenschaft als höchster Richter und Gesetzgeber, als Quelle von Recht und Gerechtigkeit. Zwar war ein Monarch nach traditionellem Verständnis in der Ausübung dieser zentralen Herrschaftsaufgaben an Beratung und Konsens der Stände gebunden. Doch diese hergebrachten korporativen Mitwirkungsrechte nahm Maria Theresia – außer in Ungarn – seit den Haugwitz'schen Reformen nicht mehr ernst: *mit*

denen ständen ist nichts zu thun; haben keine köpf und kein willen; man muss vorschriftlich fortgehen. [102]

Ihre eigene Rolle als höchste Richterin und Gesetzgeberin ihrer Länder nahm sie dagegen umso ernster. Bis 1753 ließ sie sich noch alle Entscheidungen der Obergerichte in den einzelnen Erbländern persönlich vorlegen. Auch die Oberste Justizstelle, der 1749 eingerichtete höchste Gerichtshof aller österreichischen Erbländer, durfte kein Schriftstück ausgehen lassen, ohne dass es ihr

vorgelegt worden wäre; die Urteile unterzeichnete sie ohnehin selbst. [103] Es verstand sich von allein, dass die Monarchin jederzeit mit Machtsprüchen in die Gerichtsverfahren ihrer Länder eingreifen konnte.[104] Die Vorstellung des Gerichtspräsidenten Seilern, dass die Urteile der Obersten Justizstelle auch von der Herrscherin selbst zu respektieren seien, erschien ihr unerhört und mit dem Begriff der monarchischen Souveränität unvereinbar. Das würde ja bedeuten, schrieb der Hofrat

Greiner ihr empört, *der Souverain [solle] aufhören Souverain zu sein, und die Aussprüche der Justizstelle sollen infallibler als Päbstliche Urtheile in dogmaticis werden*![105] Unfehlbar, so konnte man daraus umgekehrt schließen, waren nur die Urteile der Souveränin selbst. Auch wenn die Institutionen der Justiz tatsächlich zunehmend an Professionalität gewannen, galt die Monarchin nach wie vor als die letzte Instanz, von der alle Gerechtigkeit – nächst Gott – ihren Ausgang nahm.

Gewaltentrennung im modernen

Sinne gab es nicht; *politica* und *judicialia*, Verwaltung und Rechtsprechung, in Haugwitz' Reform zumindest ansatzweise getrennt, wurden später wieder miteinander verbunden.[106] Der mangelnden Unabhängigkeit der Justiz entsprachen die geringe Formalisierung der Verfahren und das Dickicht der konkurrierenden Gerichtsrechte. Dass die Monarchin traditionell als höchster Richter galt, hieß keineswegs, dass sie im Sinne wohlgeordneter hierarchischer Instanzenzüge tatsächlich oberste Herrin aller

Verfahren gewesen wäre. Grundherren, Stadtmagistrate, Klerus, Universitäten, Zünfte, Korporationen aller Art verfügten traditionell über je eigene Gerichtsrechte, von denen keineswegs alle von professionellen Juristen ausgeübt wurden.[107] Die böhmischen Magnaten verhängten auf ihren Gütern sogar aus eigenem Recht schwere Leibesstrafen. Ebenso vielfältig wie die Institutionen der Rechtsprechung waren die Rechtsquellen. Jedes Land hatte sein eigenes, ungeschriebenes

Gewohnheitsrecht, das *löbliche Herkommen*, seine Privilegien, Statuten, Herrschaftsverträge und so fort. Daneben gab es das weite Feld des vom Herrscher gesetzten Rechts mit mehr oder weniger allgemeinem Geltungsanspruch, all die Ordnungen, Hofdekrete, Patente, Reskripte, Resolutionen, Policeyverordnungen und wie sie sonst noch heißen mochten. Darüber hinaus gab es das davon unabhängige Kanonische Recht der Kirche, es gab die gelehrten Systeme des Römischen Rechts und des Naturrechts – und bei alldem

war umstritten, welche Rechtsquelle unter welchen Umständen den Vorrang hatte. In dieser komplizierten Gemengelage gewann die herrscherliche Gesetzgebung, der Kern aller Souveränitätsrechte, quantitativ und qualitativ immer mehr an Bedeutung. Die Masse des positiven, das heißt vom Herrscher schriftlich gesetzten Rechts wuchs seit langem exponentiell an und wurde für den Gesetzgeber selbst zunehmend unüberschaubar. Dessen vordringliches Anliegen war daher, überhaupt einen klaren

Überblick über die eigene Rechtssetzungstätigkeit zu gewinnen. Als Maria Theresia die Regierung antrat, fand sie als jüngste Gesetzessammlung den Codex Austriacus aus dem Jahr 1704 vor. Sie gab daraufhin mehrmals Fortsetzungen in Auftrag – eine überaus dornige Aufgabe, der sich kein Jurist gern unterzog.[108] 1752 wurde immerhin eine Sammlung der Gesetze bis zum Tod Karls VI. gedruckt, doch es dauerte bis 1777, dass endlich ein ‹Supplementum› erschien, das den Codex Austriacus

von 1740 bis 1770 fortschrieb. [109]

Die Übersicht über die eigene Gesetzgebung war noch das geringere Problem. Etwas wesentlich Heikleres war die Sammlung, Verschriftlichung und Systematisierung des Rechts der Länder überhaupt, worunter ja die vom Souverän erlassenen Gesetze nur einen kleinen Teil ausmachten, das heißt die Kodifikation des Rechts in einem umfassenden Sinne. Kodifikation bedeutete nicht einfach, dass man die verschiedenen regionalen

Rechtstraditionen sichtete, ordnete und aufzeichnete; es bedeutete vielmehr, dass die Pluralität des Rechts gebändigt und der Staatsgewalt untergeordnet wurde. Ein Gott, eine Vernunft, ein Monarch, ein Staat, ein Recht, war die Devise. Eine anonyme Denkschrift brachte es auf den Punkt: Nichts könne dem gemeinen Besten zuträglicher sein, als dass *die gesammte Unterthanen zu allgemeiner Wohlfahrt unter einem Gott, einem Landesfürsten und einerlei Gesetz vereinbart sich zu erfreuen hätten.*[110] Das Recht

sollte in Zukunft nicht nur länderübergreifend möglichst einheitlich sein, sondern auch für die Untertanen leicht zugänglich, eindeutig und allgemein verständlich. Das setzte voraus, dass es vollständig verschriftlicht wurde. Das einmal aufgeschriebene Recht sollte möglichst überhaupt keiner Auslegung bedürfen; es sollte nur mehr durch souveräne Entscheidung veränderbar sein, nicht etwa durch Gewohnheit, richterliche Urteilspraxis oder gelehrte Interpretation. Soweit jedenfalls die rationalistische

Phantasievorstellung. Doch die bestehende Rechtsvielfalt ließ sich nicht einfach abschaffen und durch ein ganz neues, streng systematisches, souveränes Gesetzgebungswerk ersetzen. So weit gingen selbst kühne Reformer nicht, denn über das geltende Recht der Länder konnte sich auch die Souveränin nicht einfach hinwegsetzen; so hatte sie es schließlich in ihren Huldigungseiden geschworen. Es standen einander also, pointiert gesagt, zwei unvereinbare Rechtsauffassungen gegenüber:

Recht als Projekt, das vom Gesetzgeber nach rationalen, abstrakten Grundsätzen zu schaffen ist, und Recht als verlässlicher Besitz, der über die Zeit gewachsen und in seiner Vielfalt zu behüten ist. Zwischen diesen beiden Polen musste in jedem einzelnen Fall ein pragmatischer Kompromiss gefunden werden.[111]

Eine gewisse Vereinheitlichung des Rechts lag in der Konsequenz der Haugwitz'schen Reform. Die Gründung einer Obersten Justizstelle für alle ‹deutschen› Erbländer machte auch

gemeinsame Rechtsnormen notwendig, nach denen die höchsten Richter urteilen konnten. Nach dem Erbfolgekrieg machte sich Maria Theresia dieses Ziel zu eigen. Sie setzte zwei Gesetzgebungskommissionen ein, eine für das Zivilrecht, eine für das Strafrecht. Nach ersten Beratungen kam die Kommission für das Zivilrecht im Juni 1753 überein, von den bestehenden Länderrechten nur das beizubehalten, was *von sichern Hauptsätzen durch richtige Vernunftschlüsse abgeleitet von der*

echten Rechtslehre unentfernt, und mit dem Gebrauch deren gesittesten Völkern einstimmig ist […], all anders aber so diesen untrüglichen Quellen nicht beikommt, sollte *wo nöthig mittelst allerhöchster neuer Gesetzgebung verbessert, und soweit ein gleiches und allgemeines sicheres Recht eingeführet und festgestellet* werden.[112] Zugleich wurde aber klar, dass man zunächst einmal in jedem Land eine Bestandsaufnahme machen musste, bevor man an die Vereinheitlichung gehen konnte. Maria Theresia resolvierte

eigenhändig, *es wären alle zu ermahnen, dass nebst der Absicht der Gleichförmigkeit deren Gesetzen auch schleunigst selbe sollen besorgen […].* [113] Dafür hielt sie eine Frist von gut drei Monaten für angemessen; am 1. Oktober sollte die Darstellung der Länderrechte vorgelegt werden. Als Anreiz zum zügigen Kompilieren verfügte sie ebenfalls eigenhändig, dass den Kommissionsmitgliedern für diese Zeit die Diäten halbiert und erst nach erfolgreicher Arbeit ausgezahlt werden sollten. Das Hauptproblem sah sie im

Schlendrian der Gerichte und den gottlosen Advokatenkünsten, dieser *Pest eines Staates*, die dem schleunigen Gang der Justiz im Weg stünden und bestraft gehörten. Der größte rechtspolitische Zündstoff des Unternehmens lag aber ganz woanders.

Die Materie erwies sich als komplex. Am mangelnden Fleiß lag es ganz sicher nicht, dass die Arbeit der Juristen sich hinzog, eher im Gegenteil. Immerhin verständigte sich die Kommission über die Gliederung des riesigen Stoffes und

die Methoden ihres Vorgehens. Bis Juni 1755 legte sie nicht ohne berechtigten Stolz die ersten drei umfangreichen Foliobände vor. Allerdings handelte es sich nur um den ersten Abschnitt des Zivilrechts, das Personenrecht. Maria Theresia wusste das nicht zu würdigen; sie reagierte ungnädig. Es ging ihr alles zu langsam und geriet ihr zu weitschweifig. Sie demonstrierte der Kommission ihr allerhöchstes Misstrauen, indem sie, wie üblich, eine zweite Kommission einsetzte, die die Arbeit der ersten überprüfen und

korrigieren sollte, während die erste aber bestehen blieb. Es gab nun zwei Kommissionen, die ursprüngliche Kompilationskommission in Brünn und die neue Revisionskommission in Wien, die nebeneinanderher arbeiteten. Dass das der Beschleunigung des Unternehmens nicht förderlich war, liegt auf der Hand. Untertänige Bedenken der gedemütigten Mitarbeiter gegen das erschwerte Verfahren verhallten ungehört. Unterdessen formierte sich auch der Protest der Gegner, die von der Kodifikation zu

Recht die Bedrohung ihrer altehrwürdigen Partikularrechte befürchteten. Dass die bisher vorgelegten Teile das Privatrecht offenkundig nicht einfacher und eingängiger machten, war ein willkommenes Argument, um Sinn und Zweck des ganzen Unternehmens in Frage zu stellen.

Angesichts all der Schwierigkeiten ist es erstaunlich, dass der Herrscherin schließlich 1766 der vollständige Entwurf des Codex Theresianus für alle deutsch-böhmischen Erbländer vorgelegt werden konnte (Ungarn, die

Niederlande und die italienischen Territorien wurden darin explizit als Ausland behandelt). Der Entwurf stellte eine kunstvolle Gratwanderung zwischen Bewahrung und rationaler Umgestaltung dar und beruhte auf pragmatischen Kompromissen zwischen der Kompilationskommission, die eher die Vielfalt der Länderrechte im Blick hatte, und der Revisionskommission, die eher auf naturrechtliche Prinzipien und Vereinheitlichung pochte. Selbstverständlich wurden

Grundsäulen der hergebrachten Eigentumsordnung wie die Leibeigenschaft nicht angetastet, sondern als für das Gemeinwohl notwendig gerechtfertigt; alles andere wäre einer sozialen Revolution gleichgekommen. Trotzdem war dieser Kodifikationsentwurf etwas grundlegend Neues. Nicht das materielle Recht selbst, wohl aber sein Geltungsgrund wurde dadurch radikal vereinheitlicht. Durch die Aufnahme in einen vom Souverän autorisierten Codex wurde alles Recht, unabhängig von seinem

Ursprung und Inhalt, in Gesetzesrecht umgeformt, das nur kraft herrscherlicher Entscheidung galt. Deshalb bedeutete dieser Kodifikationsentwurf einen tiefen Einschnitt in die vormoderne Rechtskultur.

Doch er hatte, wie sich bald abzeichnete, keine Zukunft. Den alten Aristokraten ging er viel zu weit, den rationalistisch gesinnten Reformern längst nicht weit genug. [114] Während man noch überlegte, in welche Sprachen der Monarchie der Codex zu übersetzen sei, wurden von allen Seiten

Einwände erhoben und Änderungen gefordert. 1769 wurde das Ganze im Staatsrat neu diskutiert, ein offizielles Gutachten in Auftrag gegeben und mit einer erneuten Überarbeitung begonnen. Schließlich nahm sich Kaunitz selbst im Oktober 1770 der Sache an und unterzog den Codex einer rundum vernichtenden Kritik.[115] Die Arbeit der zurückliegenden Jahre war für ihn allenfalls als Materialsammlung brauchbar. Mit dem Optimismus des strengen Rationalisten forderte er, man müsse die gelehrten

Spitzfindigkeiten des Römischen Rechts ganz hinter sich lassen, um ein klares, einfaches, allein der Vernunft und natürlichen Billigkeit entsprechendes Gesetzbuch zu verfassen. In Kaunitz' Sinne entschied sich Maria Theresia im August 1772 zu einer völligen Revision: *Solle alles in möglichster Kürze, soweit es ohne undeutlich zu werden geschehen kann, gefasset, anbei sich in kein allzu genaues detail […] eingelassen* werden.[116] Rund zwanzig Jahre nach dem Beginn des Kodifikationsprojekts fing man also wieder so gut wie

von vorn an. Das Gelegenheitsfenster für einen Kompromiss, wie es der Entwurf von 1766 gewesen war, hatte sich allerdings mittlerweile wieder geschlossen. Die Arbeit ging nur schleppend voran; die Widerstände gegen das Vernunftrecht wurden größer. Als Maria Theresia 1780 noch einmal ein Gutachten aus dem Staatsrat dazu einholte, kam der Referent Keeß zu dem Ergebnis, dass Gesetze sich stets nach Geist, Sitten und Denkungsart eines Volkes zu richten hätten und ein einheitliches Gesetzeswerk für

alle Länder gar nicht wünschenswert sei.[117] Erst lange nach Maria Theresias Tod wurde die Kodifikation des Bürgerlichen Rechts – in Gestalt des ABGB von 1811 – unter völlig veränderten Bedingungen zu Ende gebracht.

Nicht viel glücklicher erging es der Kodifikation des Strafrechts, obwohl die dafür zuständige Kommission ihre Arbeit 1769 abgeschlossen hatte, allerdings mit sehr zweifelhaftem Erfolg.[118] Die *Constitutio criminalis Theresiana* oder Theresianische Halsgerichtsordnung unterschied

sich, was Verfahren, Delikte und Strafen anging, nur graduell von der berühmten Halsgerichtsordnung ihres Vorfahren Karl V. aus dem Jahr 1532; sie enthielt immer noch das ganze Spektrum der vormodernen Gräuelstrafen, vom Herausreißen der Zunge bei Gotteslästerung über Abhacken der Hand bei Meineid und Feuertod bei Pakt mit dem Teufel bis hin zum Zwicken mit glühenden Zangen, Rädern und Vierteilen bei Majestätsverbrechen. In der aufgeklärten Öffentlichkeit erntete sie beißenden Spott. Ein

Rezensent in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen wies auf die *besonders merkwürdigen* Beilagen hin, in denen *die Peinigungsarten, so zu Prag und Wien üblich sind, in vier und dreißig Kupfern sehr deutlich ausgedruckt werden,* und schloss mit der sarkastischen Bemerkung: *Eine projectirte Vignette, in welcher die Durchlauchtigste Kayserin mit Torturinstrumenten umgeben abgebildet wurde, hat der geläuterte Geschmack und die mildreichste Denkungsart dieser grossen Monarchin gänzlich verworfen.*[119]

Tatsächlich waren die peniblen technischen Handlungsanweisungen für Scharfrichter in Form akkurat gezeichneter Schautafeln fast noch anstößiger als die Sache selbst, die Folter als Methode der Wahrheitsfindung im Inquisitionsverfahren (Abb. 50). Auch Kaunitz äußerte sich unangenehm berührt, dass Maria Theresias Name mit derart barbarischen Praktiken in Verbindung gebracht wurde, die *andere gesittete Nationen* wie England, Sachsen und Preußen

gerade abgeschafft hatten.[120] An der Zweckmäßigkeit der Folter als Ermittlungsmethode bestanden schon lange Zweifel, ebenso wie nun die Zweckmäßigkeit grausamer Körperstrafen in Frage gestellt wurde.

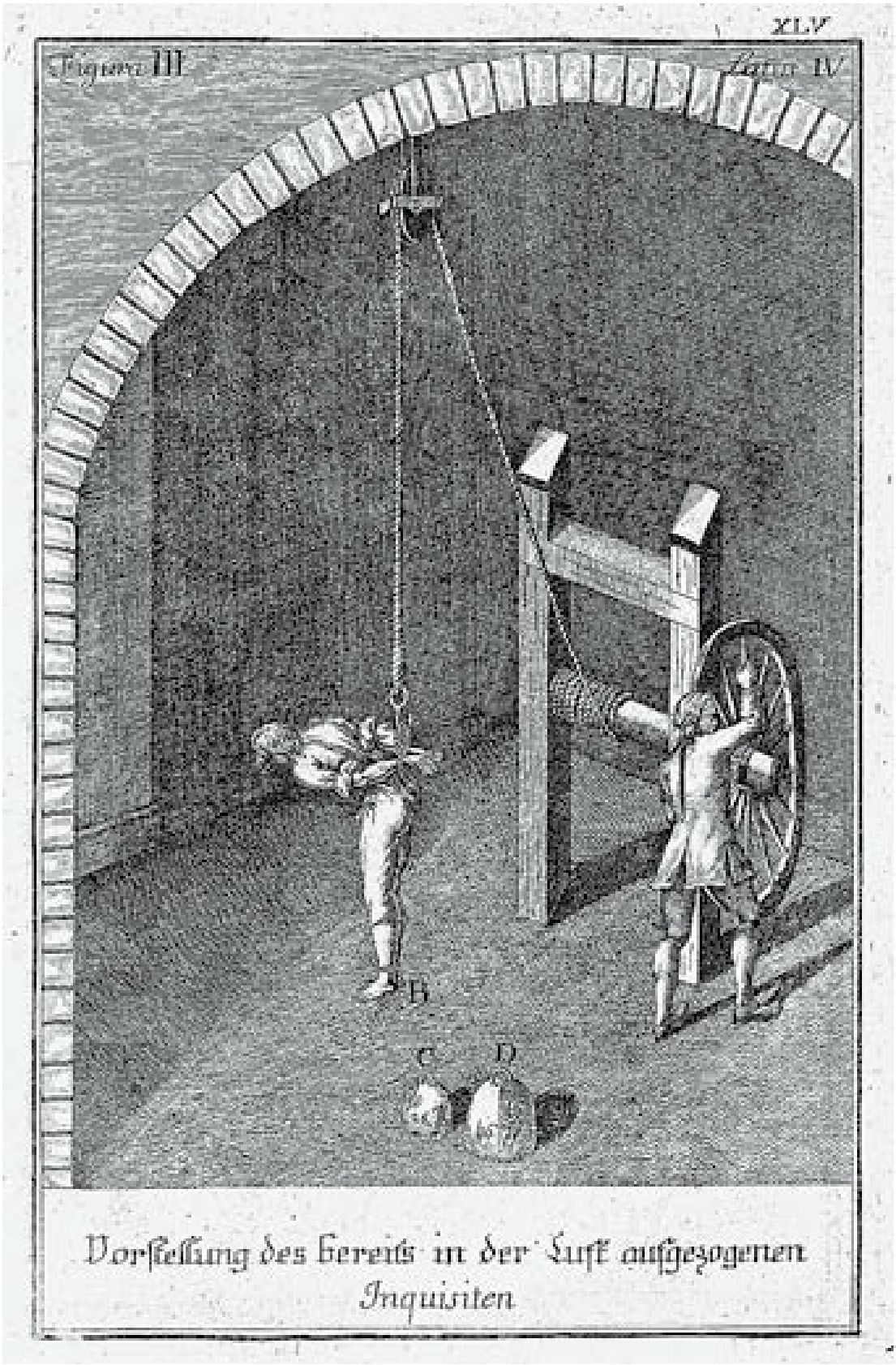


Abb. 50: Anleitung zur Folter. *Constitutio Criminalis*

Theresiana, 1769

Das strafrechtliche Theater des Schreckens war charakteristisch für die vormoderne Justizkultur. Solche grauenhaften Spektakel kamen auch im 18. Jahrhundert durchaus noch vor, besonders wenn die höchste Autorität sich öffentlich angegriffen sah. Der bekannteste Fall ist die Hinrichtung des Attentäters Damiens in Paris 1757, der wegen seiner erfolglosen Messerattacke auf den König gevierteilt wurde; aber auch der aufgeklärte Minister Pombal in Portugal ließ 1775 einen Mann von

Pferden in vier Stücke reißen, den er verdächtigte, einen Anschlag auf sein Leben geplant zu haben.[121] Doch die Todesstrafe wurde in der Frühen Neuzeit verhältnismäßig selten verhängt und noch viel seltener tatsächlich vollzogen. Die Grausamkeit dieser Exempelstrafe stand, so könnte man überspitzt sagen, in umgekehrtem Verhältnis zur Häufigkeit ihrer Vollstreckung. Das entsprach der Strukturschwäche vormoderner Herrschaft, die schlicht nicht die nötigen Exekutivmittel hatte, um Delinquenz lückenlos zu verfolgen

und zu bestrafen, und stattdessen auf vereinzelte, desto spektakulärere Inszenierungen setzte, zur *spiegelnden Abscheu* des Volkes und um die verletzte Ordnung wiederherzustellen. Das galt auch für Maria Theresias Strafjustiz. Eine Vielzahl von Flugschriften berichtete auch während ihrer Regierungszeit von *wohl-verdienten Strafen* für gewohnheitsmäßige Diebe, Fälscher, Betrüger und Mörder beiderlei Geschlechts, die mit dem Schwert oder Strang in Wien öffentlich hingerichtet wurden. In

manchen Fällen wurde ihnen zuvor die Tathand abgehackt, der Kopf auf eine Stange gespießt und ausgestellt oder der Körper verbrannt und die Asche verstreut.[122] In der öffentlichen Wahrnehmung galt Maria Theresia gleichwohl als besonders milde. Die Kaiserin hasse es, Todesstrafen vollziehen zu lassen, und tue das viel seltener als andere Monarchen, hieß es.[123] Sie begnadigte beispielsweise den 1743 in Prag wegen Hochverrats verurteilten böhmischen Kreishauptmann Karl David im letzten Moment, als der

Henker sich schon anschickte, ihm die Schwurhand abzuhacken, ihn zu enthaupten, zu vierteilen und die Teile in allen vier Himmelsrichtungen auszustellen.
[124] Sie begnadigte den Kassierer des Wiener Hauptsiegelamtes, der 1780 wegen Stempelfälschung hingerichtet werden sollte, angeblich mit der Bemerkung *Mir ist ein großer Stein vom Herzen.*
[125] Sie begnadigte den Grafen Franz Anton von Nostitz, der 1752 einen Standesgenossen im Duell getötet hatte, obwohl sie sonst auf dem Standpunkt stand, gegen

Duellanten dürfe es keinerlei Gnade geben.[126] Ja sie begnadigte bekanntlich sogar den wegen seiner vielfältigen Gräueltaten zum Tode verurteilten Franz von der Trenck. Standespersonen, die einflussreiche Fürsprecher hatten, profitierten zweifellos leichter von ihrer Milde. Die Gnadenpraxis wurde keineswegs als Einschränkung der herrscherlichen Allmacht betrachtet, im Gegenteil: Gerade die Gewalt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, kennzeichnete nach vormodernem Verständnis die

Machtvollkommenheit eines Herrschers. Nach der Ansicht aufgeklärter Justizreformer waren aber gerade diese vielen Ausnahmen anstößig. Ihnen ging es darum, die Strafpraxis nicht nur zweckmäßiger für den Staat, sondern auch zuverlässiger, gleichförmiger und erwartbarer zu machen; dann ließ sich auch auf theatralische Grausamkeit verzichten. Der aufgeklärte Monarch sollte es – wie der gerechte Gott, dessen Ebenbild er war – nicht nötig haben, Ausnahmen zu machen; seine

Weisheit sollte sich vielmehr gerade darin erweisen, dass er sich selbst strikt an die Gesetze hielt, die er erlassen hatte.

Das Strafrecht gehörte zu den polarisierenden Themen der zweiten Jahrhunderthälfte; es war einer der Prüfsteine aufgeklärter Gesinnung schlechthin. Die Schrift des Mailänder Juristen Cesare Beccaria, ‹Dei delitti e delle pene› (‹Über Delikte und Strafen›) von 1764, hatte die Diskussion angefacht. In Wien war der erste Vorkämpfer gegen Folter und Todesstrafe Joseph von Sonnenfels

(1733–1817), Sohn eines getauften Juden aus Nikolsburg in Mähren, ein ebenso eloquenter wie engagierter Multiplikator aufklärerischer Ideen, Freimaurer, Vorkämpfer für die Reinigung der deutschen Sprache und die sittliche Hebung des Sprechtheaters. Sonnenfels hatte dank seiner vielfältigen Talente die Protektion adeliger Gönner gefunden; 1763 wurde er Inhaber der Lehrkanzel für Policey- und Kameralwissenschaft an der Universität Wien und 1769 sogar niederösterreichischer

Regierungsrat.[127] Als städtischer *Illuminationsdirektor* sorgte er für die Erleuchtung Wiens im doppelten Sinne des Wortes: 1777 ließ er in den Straßen rund 3500 Öllaternen aufstellen, die jeden Abend von Hand angezündet wurden – die erste allnächtliche städtische Straßenbeleuchtung in ganz Europa. Noch mehr Licht verbreitete er als kritischer Publizist und Herausgeber des Wiener Journals ‹Der Mann ohne Vorurtheil›. Unter all seinen Verdiensten um die Aufklärung hat ihm seine justizpolitische

Kampagne gegen die Folter in der aufgeklärten Öffentlichkeit den nachhaltigsten Ruhm eingetragen. [128] Es ging ihm aber nicht um die Abschaffung der Tortur allein. Dieses Thema diente vielmehr als exemplarischer Gegenstand, um mit der Kaiserin und ihren Behörden einen ganz grundsätzlichen Kampf um das Verhältnis von Staatsgewalt und kritischer Öffentlichkeit auszutragen.

Sonnenfels hatte schon einen Zensurkonflikt mit den Behörden hinter sich, als die Theresiana 1769

in Kraft trat.[129] Er hatte bereits in seinem Lehrbuch der Policeywissenschaft von 1765 gegen Tortur und Todesstrafe Stellung bezogen, weil er beides für unzweckmäßig hielt.[130] Konservative Kräfte wie der Erzbischof Migazzi, denen er schon lange ein Dorn im Auge war, hatten versucht, ihm diese Sätze verbieten zu lassen; Maria Theresia hatte allerdings in diesem Fall zugunsten seiner akademischen Lehrfreiheit entschieden, während sie eine andere Schrift von ihm hatte verbieten lassen.[131]

Joseph II. schätzte Sonnenfels hoch und berief ihn 1769 in die Studienhofkommission, machte also das Opfer der Zensur seinerseits zum Zensor. Das hinderte die feindliche Hofpartei nicht daran, aufs Neue gegen seine Lehrsätze zu agitieren, die nun, nachdem die Constitutio Criminalis Theresiana in Kraft getreten war, zum herrschenden Recht in offenem Gegensatz standen. Es gelang ihnen, Maria Theresia zu überzeugen. Sie untersagte per Dekret vom 22. August 1772, dass man sich auf dem Katheder über

Folter und Todesstrafe äußere. Auf dieses Dekret reagierte der Professor mit einem flammenden Bekenntnis zu seiner Rolle als Staatsbeamter im öffentlichen Diskurs: Die Kaiserin könne Gehorsam gegenüber den Gesetzen verlangen, aber nicht die Kritik daran verbieten. Es sei ja im Gegenteil seine Pflicht, öffentlich zu lehren, was er für wahr halte, denn nur so könne er auf die Verbesserung des Bestehenden Einfluss nehmen.[132] Zugleich appellierte er erneut an sie, die Folter abzuschaffen.

Zur gleichen Zeit kam ein Gutachten der Medizinischen Fakultät der Universität Wien zu dem gleichen Ergebnis; auch der Hofkanzler Blümegen sympathisierte mit Sonnenfels. Maria Theresia war verunsichert und sah sich zu einer Entscheidung nicht in der Lage; sie nahm das Thema nicht leicht und verlangte: *Die mehreren Anstände, die wegen der Tortur noch immer gereget werden, erfordern allerdings diesen für den Staat so wichtigen Gegenstand einer weiteren Betrachtung noch zu unterziehen,*

damit Ich in Ansehung dieser Criminal-Ausmessung fortan mich beruhiget finden möge. Alle Landesregierungen, die Oberste Justizstelle und der Staatsrat sollten sich äußern, *ob nicht allenfalls die Tortur gänzlich aufzuheben, oder auf was für Species delicti sie etwa zu beschränken*.[133] Von einer unveränderten Beibehaltung war also gar nicht erst die Rede. Die Meinungen waren, wie zu erwarten, gespalten. Die Mehrheit der Landesgubernien erklärte sich für die Beibehaltung der Folter. Sonnenfels selbst

unterlag bei der Abstimmung in der niederösterreichischen Regierung und gab ein Sondervotum ab. Dieses Votum, das war ein Skandal, erschien im Druck und gelangte nach Wien, angeblich ohne Sonnenfels' Zutun, was ihm aber schon damals niemand glaubte. [134] Es entsprach ganz dem aufklärerischen Gestus, eine solche Frage – wie man damals sagte – dem *Richterstuhl des Publicums* vorzulegen. Damit setzte er sich formal ins Unrecht, denn er verletzte sein Amtsgeheimnis. Doch gerade das war die Botschaft: Ein

solches Thema gehörte nicht hinter verschlossenen Türen, sondern in der Öffentlichkeit diskutiert, damit die Wahrheit im freien Streit der Meinungen den Sieg davontrage. Eine formale Rüge der Kaiserin war alles, was er dafür einzustecken hatte. Als sich sowohl die Mehrheit im Staatsrat als auch Joseph für Sonnenfels' Position erklärten, entschied sich Maria Theresia, nicht zu entscheiden, und übertrug die Aufgabe ihrem Sohn: *Ich ersuche den Kayser, der die jura studirt hat, noch mehr auf dessen billigkeit, einsicht und menschenlieb*

trauend, er möge dieses werck decidirn ohne meine consilia, da ich es gar nicht verstehe und nur nach denen mehrern stimmen decidirn könnte. [135] Joseph, der sich zuvor sehr dezidiert gegeben hatte, schreckte mit einem Mal selbst vor der Verantwortung zurück. Er stellte eine neue Beratungskommission zusammen, die erneut in einem Patt von vier zu vier Stimmen steckenblieb. Am Ende bat Maria Theresia den Kanzler Blümegen um Rat, der den Ausschlag gab. Am 2. Januar 1776 verfügte die Kaiserin per

Handbillet die Aufhebung der Tortur im Kriminalprozess, allerdings nur in den deutschen Erbländern, Galizien und dem Banat. Der Beifall in der aufgeklärten Öffentlichkeit war groß. Man schrieb diesen Sieg dem *lebhaften Eindruck* zu, den Sonnenfels' Schrift auf *den Geist der besten Landesmutter, seiner gnädigen und menschenfreundlichen Monarchin* gemacht habe.[136] Sie selbst aber war bis zuletzt keineswegs überzeugt, das Richtige getan zu haben. An den Erzherzog Ferdinand schrieb sie, unmittelbar

nachdem sie die Abschaffung verfügt hatte: *Es gibt viel dafür und dagegen; ich war für das Letztere, denn ich liebe keine Neuerungen.* [137]

Die grausamen Todesstrafen der Constitutio Criminalis Theresiana waren damit allerdings nicht vom Tisch, darüber sollte weiter beraten werden. Von einer milderen Strafpraxis war man ohnehin weit entfernt. Auch wenn die Todesstrafe in Zukunft restriktiver gehandhabt werden sollte, so nicht aus humanitären Erwägungen, sondern weil man glaubte, dass die

Delinquenten als kostenlose Arbeitskräfte dem Staat den größten Nutzen bringen könnten. Joseph bevorzugte ebenso wie Sonnenfels als Strafe für schwere Delikte Zuchthaus und Zwangsarbeit. In diesem Punkt war sich Maria Theresia mit den Reformern durchaus einig. Ihr Mittel der Wahl war – davon war bereits die Rede – die Zwangsumsiedlung ins Banat.[138]

Widersetzlichkeit in Böhmen

Die Jahre 1771/72 waren für die Untertanen Jahre besonders großer Not. Fast ganz Mitteleuropa litt unter zwei ungewöhnlich kalten und nassen Sommern, die Missernten, Teuerung, Hungersnot und Seuchen zur Folge hatten.[139] In der Habsburgermonarchie waren die böhmischen Länder mit Abstand am schwersten betroffen. Rund 600.000 von knapp 4,3 Millionen Menschen fielen dort zwischen 1770 und 1773 dem Hunger und den damit einhergehenden epidemischen Krankheiten zum Opfer.[140]

Böhmen war besonders verwundbar, denn zum einen war es der zentrale Schauplatz der beiden Kriege gewesen und litt noch immer unter den Folgen. Zum anderen waren dort die Besitzverhältnisse für die Untertanen in der ganzen Monarchie am schlechtesten, die Robotpflichten am höchsten und die persönliche Unfreiheit, *Leibeigenschaft*, am schärfsten ausgeprägt, schärfer noch als in Ungarn, wo es 1766 ebenfalls Unruhen gegeben hatte.[141] Montesquieu führte das Land im

‹Geist der Gesetze› als Beispiel für das Fortbestehen der antiken Sklaverei in Europa an, und Zeitgenossen fanden, dass Unfreiheit und Bedrückung der böhmischen Bauern jede Vorstellungskraft überstiegen.[142] Maria Theresias eigene Anschauung von den Zuständen war beschränkt. Sie hatte zwar gelegentlich Hofreisen durch Böhmen und Mähren unternommen und war auf den Gütern der Großen zu Gast gewesen, bei den Chotek, Kolowrat, Czernin, Buquoy, Gallas, auch auf den

Gütern der Familie Kaunitz im mährischen Austerlitz.[143] Dabei hatte sie durchaus *Exkursionen anverlanget, um die Gegenden der Stadt Prag besser einsehen zu können*,[144] aber um Inspektionsreisen hatte es sich nicht gehandelt. Die Besuche bestanden aus arrangierten Besichtigungen, Diners, Jagden, Theateraufführungen und allerlei Divertissements, bei denen die Bauern allenfalls als Staffage ins Bild kamen.[145]

Doch auch in Wien ließ sich die katastrophale Lage der böhmischen

Untertanen schon lange nicht mehr übersehen. Bereits in Maria Theresias ersten Regierungsjahren hatte es in Westböhmen vereinzelte Unruhen gegeben, nachdem Karl VII. den Bauern während der bayerischen Besetzung die Aufhebung der Leibeigenschaft in Aussicht gestellt hatte und diese Verheißung später von Maria Theresia nicht eingelöst worden war. Die Haugwitz'schen Reformen hatten die Lage der Leibeigenen kaum gemildert, sondern eher noch verschärft. Denn da die Grundherren seither selbst

Kontributionen zahlen mussten, zogen sie die Bauern desto stärker zu Frondiensten für ihre herrschaftlichen Eigengüter heran. Als nach dem Siebenjährigen Krieg eine Kommission in das habsburgische Rest-Schlesien geschickt wurde, um die mit den Gütern verbundenen Lasten in einem Urbarium für die Zukunft verbindlich festzuschreiben (und zwar, so die Idee, im Einvernehmen zwischen Grundherren und Untertanen), da zeichnete sich ab, welche Schwierigkeiten dabei zu

überwinden waren.[146] In Böhmen und in Mähren selbst war, anders als in Schlesien, schon unter Karl VI. in einem Robotpatent von 1738 ein solches Urbarium aufgestellt worden, das aber mittlerweile mit den faktischen Gegebenheiten nicht mehr übereinstimmte, weil viele Grundherren die Lasten gesteigert oder Bauerngüter eingezogen hatten. Das galt es nun zu prüfen und einheitlich zu reformieren. Die Grundherren, die keinerlei Interesse an irgendwelchen Änderungen hatten, wehrten sich

dagegen mit dem Argument, schon 1738 habe das Patent die Bauern, zu deren Gunsten es doch erlassen worden sei, überhaupt erst zur Aufsässigkeit ermuntert. Sie konnten allerdings nicht verhindern, dass Maria Theresia wenigstens eine Untersuchung gegen einzelne Grundherren einleiten ließ, denen besonders krasse Bedrückungen zur Last gelegt wurden. Was an Missständen insbesondere auf den Gütern des Fürsten Mansfeld zutage kam, war derart eklatant, dass der Fürst zu einer Geldstrafe von 2000

Dukaten und zur Entschädigung seiner Untertanen verurteilt wurde; die zuständigen Kreisbeamten, die nichts dagegen unternommen hatten, verloren ihre Ämter.[147] Im Juli 1770 befahl Maria Theresia daraufhin, dass alle Kreise auf ähnliche Missstände hin inspiziert werden sollten.[148]

Seit dem Frühjahr 1771 klangen die Nachrichten aus Böhmen immer besorgniserregender. Zu Ostern lag immer noch Schnee, *und da sich ohnedeme seit der letzten Ernde in denen Erblanden und im Reich ein totaler Mißwachs geäußeret, folglich*

an verschiedenen Orthen eine starcke Hungersnoth eingerissen, so ware die Forcht um so größer, notierte Khevenhüller.[149] Die Berichte der Kommissare, die anlässlich der Seelenkonskription 1770/71 verfasst worden waren und die ab Juli 1771 in Wien eintrafen, zeichneten davon ein eindrückliches Bild und sparten nicht mit erschütternden Details.[150] Die armen Leute müssten *aus Haaber mit Unkraut vermischten Mehl oder aus Mehlstaub erzeugtes Brod* oder sonst Ungenießbares essen, daraus entstünden

Krämpfungen und Epilepsie.[151] Viele Grundherren hielten ihre Kornvorräte zurück, um sie an die eigenen Untertanen zu Wucherpreisen zu verkaufen. *Die Armut jener Leuten, welche in diesen Gegenden wohnen, ist fast nicht zu beschreiben und so gros, daß sie sich nicht einmahl kleiden können, sondern gröstentheils halb nakend dahergehen.*[152] Dass nicht erst die jüngsten Missernten, sondern strukturelle Ursachen für das Elend verantwortlich waren, daran ließen die Kommissare keinen Zweifel: *Die Robat [d.h. der*

Frondienst] solle der völlige Umsturz des Landmanns seyn, weil sie am maisten Orten denen Unterthanen mit solcher Härte aufgedrungen wird, daß dem Bauer nicht so viell Zeit übrig bleibet, seine Felder bey Tage zu bestellen.[153] Robotzeiten von sieben (!) Tagen pro Woche waren nichts Ungewöhnliches, so dass viele Bauern ihr eigenes Land tatsächlich nur nachts oder gar nicht bestellen konnten. Um sich von der Robot freizukaufen, hatten sie kein Geld. Es lähme die Arbeitskraft der Untertanen, dass sie die Früchte ihres Fleißes nicht

selbst genießen könnten, hieß es immer wieder; viele drohten deshalb ins Preußische auszuwandern. Bauern hingegen, *die ihr Auskommen in ihrem Stande finden*, könnten dem Staat ganz anderen Nutzen bringen, *als die ihr Leben nur müheseelig durchbringen, auf ihre Nachkömmlinge zu denken durch gar keine Aussicht eingelaitet und mehr der Werkzeug zu Unterhaltung einer geringen Gattung Menschen als selbsten Menschen sind.*[154] Die Beamten, die dies schrieben, waren keineswegs Revolutionäre. Dass es *die*

Schuldigkeit des Unterthann [ist], seiner Obrigkeit zu frohnen und zu robothen, zogen sie nicht in Zweifel – *allein jede Schuldigkeit mues Maas und Zill und eine billiche Verhältnis haben,* und das war in den böhmischen Ländern nicht der Fall.[155] Alle Kommissare wurden daher nicht müde zu warnen, dass *die dermahlige Umstände eine andere Gestalt für die Zukunft annehmen [müssten], weil sonsten die übleste Folgen unausweichlich wären.*[156]

Die übelsten Folgen waren indessen längst eingetreten; die

misère extrême der böhmischen Länder stand Maria Theresia deutlich vor Augen.[157] Im Frühjahr 1771 schickte sie den Hofrat Kressel mit einer Generalvollmacht nach Böhmen, um Sofortmaßnahmen gegen die Hungersnot einzuleiten; notfalls sollte Militär zur Unterstützung herangezogen werden. Aus der Staatskasse ließ sie in Ungarn Getreide aufkaufen und nach Böhmen und Mähren schaffen.[158] Doch das alles waren Tropfen auf den heißen Stein. Das Jahr 1771 brachte eine zweite

Missernte. In der Stephanskirche wurden mehrtägige Bittgebete veranstaltet, *um den lieben Gott zu besänfftigen, dessen Zorn noch immer das arme Böhmerland mit Hunger und Krankheit zu straffen fortfahret, also zwar, daß […] bereits über die 70.000 Seelen durch beide Ruthen [d.h. göttliche Strafinstrumente] hingerissen worden, wiewollen mann alle menschmögliche Anstalten gem*acht, mit Lebensmitteln, Arzneien und *einer ganzen Million baaren Gelds*, notierte Khevenhüller.[159] Am 1. Juni befahl Maria Theresia, *eine*

allgemeine Urbarial-Regulation, so wie in Schlesien, auch in Böhmen ehebaldest zu Stand bringen zu lassen.[160] Im Oktober und November 1771 reiste Joseph selbst in die Krisengebiete und verfasste von Prag aus seine flammende Anklage gegen die *vitiose Verfassung* der böhmischen Länder und was dagegen zu tun sei.[161] Zur selben Zeit, am 6. Oktober 1771, setzte seine Mutter nach langen, kontroversen Vorberatungen endlich die Urbarialkommission für Böhmen ein.[162] Die Leitung vertraute sie

dem Sohn des alten Obersthofmeisters Khevenhüller an. Franz Khevenhüller war über diese Mission, bei der er es sich mit seinen Standesgenossen nur verderben konnte, äußerst unglücklich und entfaltete keinen übermäßigen Ehrgeiz.[163] Andere nahmen sich der Aufgabe dagegen mit desto größerer Verve und Überzeugung an, Beamte bürgerlicher Herkunft, die nicht mit den alten Familien verwandt und verschwägert waren und eine andere Sicht auf die böhmischen Zustände hatten – «gehorsame

Rebellen», wie man sie treffend genannt hat.[164] Das radikalste Mitglied in der Urbarialkommission war Franz Anton von Blanc (1737–1806), der Sohn eines Amtmanns aus Waldkirch in Vorderösterreich, der zuerst die Militärlaufbahn eingeschlagen hatte, wegen einer Verwundung den Dienst hatte quittieren müssen und königlicher Amtsrat in Prag geworden war. Von dort hatte ihn Maria Theresia 1767 in die Urbarialkommission für Schlesien berufen, wo er sich durch Scharfsinn, Konsequenz und Engagement auszeichnete. Anders

als die juristisch ausgebildeten Beamten hatte er die Kühnheit, das *gute alte Herkommen,* das stets von den Herren als unantastbarer Rechtstitel ins Feld geführt wurde, grundsätzlich in Frage zu stellen und durch das Kriterium des Gemeinwohls und der Erträglichkeit für die Bauern zu ersetzen. Maria Theresia war ihm darin gefolgt und hatte schon 1769 für Schlesien resolvirt, *der alte usus solle gahr nicht mehr in nichts angesetzt oder citirt werden,* was einen unerhörten Affront gegen das traditionelle Rechtsverständnis

darstellte.[165] Diese Position vertrat Blanc nun auch als Referent in der Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei und als Mitglied der neuen Urbarialkommission für Böhmen.[166] Rückendeckung erhielt er vor allem durch Tobias Philipp von Gebler (1722–1786), einen aufklärerischen Spitzenbeamten par excellence. Gebler kam aus Thüringen, hatte an den renommiertesten protestantischen Aufklärungsuniversitäten studiert, war dann konvertiert und 1754 in den habsburgischen Dienst

eingetreten, wo er sich in der Intendanza von Triest wirtschaftspolitisch verdient gemacht hatte. Er war Freimaurer, schrieb Theaterstücke und korrespondierte mit Lessing und Nicolai, die ihn zwar für einen schlechten Dramatiker, aber hochverdienten Fackelträger der Aufklärung am ansonsten bigotten Wiener Hof hielten.[167] Seit 1762 saß er in der Hofkanzlei, seit 1768 im Staatsrat. Zu den Schilderungen, die aus Böhmen nach Wien gelangten, notierte er etwa: *Mit Erstaunen, ja mit wahrem Grausen*

und peinlich innerster Rührung ersieht man das äußerste Elend, in welchem der arme Unterthan durch die Bedrückungen seiner Grundherren schmachtet.[168]
Gemeinsam mit Gebler hatte auch Franz Anton von Raab (1722–1783), ein Jurist aus Kärnten, in der kaiserlichen Verwaltung in Triest Karriere gemacht. Ihn berief Maria Theresia 1773 als Hofrat in die Kommerzienkommission nach Wien und vertraute ihm das Musterprojekt an, auf ihren eigenen Domänengütern in Böhmen die Roboten in

Geldleistungen zu verwandeln, die großen Meierhöfe aufzuteilen und an Kleinbauern in Erbpacht auszugeben. Raab führte das trotz aller Anfechtungen so erfolgreich durch, dass sein Name mit dem Programm identifiziert wurde: Man sprach fortan von *Raabisation*. Maria Theresia ließ das Raab'sche System später auch auf den ehemaligen Jesuitengütern und den Domänen in anderen Erbländern umsetzen.[169]

In der Urbarialkommission trafen nun engagierte Reformer wie Blanc auf Aristokraten wie

Leopold Kolowrat, den Schwiegersohn des alten Khevenhüller, seit Ende 1771 Hofkammer-, Banco- und Kommerzienpräsident in einem. Die Aufgabe erforderte von allen Beteiligten ein hohes Maß an Kompromissfähigkeit. Solange die Unantastbarkeit alter Rechte als erratischer Grundsatz im Raum stand, kam man nicht weiter. Das Ziel, auf das man sich einigen konnte – die Lasten der Bauern zu erleichtern, ohne die Herren allzu sehr zu schädigen – erwies sich allerdings als Quadratur des

Kreises. Schon die Grundprinzipien der Kommissionsarbeit waren strittig. Es stellte sich etwa die Frage, ob *unerträgliche* Belastungen sofort abgestellt werden dürften, auch dann, wenn die Grundherren einen nachweisbaren Rechtstitel auf ihrer Seite hatten. Doch auch wenn man das bejahte, fragte sich, wo genau die *Unerträglichkeit* anfing.[170] Zudem steckte der Teufel im Detail; es galt die vielfältigen bäuerlichen Vermögensunterschiede zu gewichten und die verschiedenen Arten von Diensten proportional

danach abzumessen. Nach langen Beratungen rang sich die Mehrheit schließlich zu einer Richtschnur für die Regulierung der Lasten durch. Unter anderem sollte die Robot ein Maximum von drei Tagen pro Woche zukünftig nicht überschreiten. Nachdem man nun die Grundherren zur zügigen Anfertigung der entsprechenden Urbare aufgefordert hatte, geschah – nichts. Bis zur Mitte des Jahres 1773, also binnen zwei Jahren, legte nur ein einziger böhmischer Grundherr, Trautmannsdorff, ein neues

Lastenverzeichnis für seine Güter vor. Maria Theresia begann allmählich die Geduld zu verlieren und verlangte, man solle die Bauern zumindest schon einmal provisorisch entlasten. Davon riet ihr der Staatsrat aber dringend ab, weil das nur noch mehr Verwirrung stifte. Die Beratungen in Wien fingen also wieder von vorn an.

Schon seit Januar 1771 klagte Joseph gegenüber seinem Bruder Leopold immer wieder über die Planlosigkeit der Behörden in der böhmischen Sache und die *léthargie et langueur apoplectique* seiner

Mutter. All sein Schreiben und Reden, so meinte er, richteten bei ihr nichts aus; jetzt ernte sie die Früchte ihrer Tatenlosigkeit.[171] Auch gegenüber Khevenhüller beschwerte er sich im November 1772, dass seine Mutter *nach so villen von allen Seiten eingehollten guttächtlichen Mainungen dennoch zu keiner Final-Entschliessung und Vorkehrung der nöthigen Hilfsmittlen zu bewegen wäre*.[172] Er selbst gab sich als Vorkämpfer für die unterdrückten bäuerlichen Untertanen, und als solcher gilt er bis heute. In seinen Denkschriften

hatte er ja stets die Abschaffung der adeligen Vorrechte gepredigt und alle Reformen als durchaus machbar bezeichnet, wenn man nur die nötigen klaren Entscheidungsstrukturen herstelle. Auch symbolpolitisch hatte er sich den Ruf eines Volksfreundes erworben.[173] Auf seiner Reise zum Treffen mit Friedrich II. in Neiße 1769 hatte er eigenhändig ein paar Furchen mit dem Pflug gezogen, um seine Hochschätzung der Landarbeit zu demonstrieren (s. Abb. 41). Die Wirkung dieser symbolischen Geste war

durchschlagend, sowohl in der aufgeklärten Öffentlichkeit – vor allem bei den avantgardistischen Physiokraten, die den Vorrang der *produzierenden* vor den *sterilen* Klassen predigten –, als auch in der bäuerlichen Bevölkerung selbst. [174] Binnen Kurzem verehrte man den von ihm benutzten Pflug wie eine Berührungsreliquie, setzte dem pflügenden Kaiser ein Denkmal und verbreitete seine Kunde in illustrierten Flugblättern. Die böhmischen Bauern, hieß es, *lieben den Kaiser bis zum Entzücken, und rechnen mit aller Zuversicht darauf,*

er werde ihre Ketten zerreißen.[175]

Die Rollen schienen also – und scheinen bis heute – klar verteilt: hier der radikale Aufklärer und Bauernbefreier Joseph, der die «Masse des mittelalterlichen Schuttes, der noch auf Österreich lag», hinwegzuräumen versprach, dort die unschlüssige, konservative, auf Ausgleich mit der Aristokratie bedachte Maria Theresia.[176] Doch bei genauem Hinsehen stellen sich die Dinge anders dar. Die Verwandlung der Leibeigenen in selbstständige, leistungs- und kontributionsfähige Kleinbauern

war in den späten Regierungsjahren ein zentrales Anliegen der Kaiserin. An Blanc schrieb sie im November 1772, dass die *auffhebung der leibeigenschafft, […] das eintzige noch wäre, mich bey dem staatsruder zu erhalten.*[177] Gleichzeitig beauftragte sie Raab, diesen Plan auf ihren eigenen Domänengütern ins Werk zu setzen, trieb das unbeirrt gegen alle Widerstände voran und wurde darin von ihrem Vertrauten Greiner bestärkt, der immer wieder riet, den *schwärzesten Verläumdungen* der

Gegenparthey kein Gehör zu schenken.[178] Sie zeigte sich entschlossen, die souveräne Gewalt zu nutzen, um die unhaltbaren böhmischen Zustände durch eine allgemeine, verbindliche Norm zugunsten der Bauern zu reformieren. Wenn sie annahm, dabei ausnahmsweise mit ihrem Sohn an einem Strang zu ziehen, dann irrte sie sich allerdings.

Zu Beginn des Jahres 1774 fand Khevenhüller *die Frau bei vill besserer Laun als die Zeit hero, der böhmischen Sachen halben gewesen, und recht wohl und gesund*

aussehend – und das, obwohl *die wegen des neu zu verfassenden Urbarium sich immer creutzende Vorschläge […] noch immer in beständiger Verwirrung* seien.[179] Zu diesem Zeitpunkt hatte sich Maria Theresia entschlossen, ihrem Sohn, wie er es stets forderte, die Entscheidung zu überlassen, wie das böhmische Urbarialgeschäft nun endlich in Gang zu bringen sei. Doch aus nicht klar ersichtlichen Gründen rückte Joseph genau in diesem Moment von seiner bisher zur Schau getragenen, rigoros volksfreundlichen Haltung ab und

machte Bedenken geltend. Er fand nun, es sei schwer, den rechten Mittelweg zwischen den berechtigten Interessen beider Seiten zu finden. Eine einheitliche Regelung für ganz Böhmen werde der Unterschiedlichkeit der Verhältnisse nicht gerecht. Stattdessen verfügte er, dass die Grundherren *mit ihren Untertanen selbst durch Vergleich übereinkommen, und die Urbaria entwerfen* sollten. Nur wenn ihnen das binnen sechs Monaten nicht einvernehmlich gelinge, werde das von der Kommission mittlerweile

ausgearbeitete *Normativ* eingeführt. [180] Gegen dieses Normativ, das den Herren relativ weit entgegenkam, erhoben die böhmischen Stände gleichwohl massive Einwände. Sie vertraten den Standpunkt, dass die Grundherren die ursprünglichen Eigentümer des gesamten Bodens seien, den sie den Bauern nur unter bestimmten Bedingungen überlassen hätten. Dem Staat stehe es gar nicht zu, in diese Rechtsverhältnisse einzugreifen. Die Robot eines Untertanen bezeichneten sie als die *seinem*

Stande ohnehin angebohrne, und seiner Erschafung angemessene arbeit.[181] Die Armut der Bauern habe auch mit der Robot gar nichts zu tun, sondern sei nur auf die gestiegenen landesherrlichen Kontributionen und den Hang zu Ausschweifung, Verschwendung und Trägheit zurückzuführen. Die angemessene Festlegung der bäuerlichen Lasten müsse der vertraglichen Vereinbarung der beteiligten Parteien – also jedem einzelnen Grundherrn und seinen Untertanen – selbst überlassen werden. Diese Position wiesen

sowohl der Staatsrat als auch Kaunitz sofort einhellig zurück. Genau für diesen Vorschlag entschied sich nun aber Joseph. «Puzzling» hat sein bedeutendster Biograph diese plötzliche Kehrtwende zu Recht genannt. [182] Doch Maria Theresia unterzeichnete die Resolution am 8. Februar 1774, und am 21. April wurde das Patent veröffentlicht. Der Hofrat Gebler hatte noch gefordert, zumindest Obergrenzen festzulegen, die die Vereinbarungen der Grundherren mit ihren Bauern nicht

überschreiten dürften. Auch dagegen erhoben die Stände Einspruch und setzten sich schließlich bei Joseph durch, der neuerdings großes Vertrauen in den guten Willen der Grundherren setzte. Angesichts der ungleich verteilten Verhandlungsmacht zwischen adligen Herren und Untertanen war nun selbst eine Erhöhung der Lasten im Einzelfall nicht ausgeschlossen.

Die Wirkung dieses Patents auf die Untertanen war desaströs. Viele Gemeinden weigerten sich, irgendetwas zu unterschreiben, und

warteten weiter auf einen Befehl der Kaiserin. Es ging das Gerücht von einem mysteriösen *goldenen kaiserlichen Patent*, das sie von der Leibeigenschaft befreie und das von den Herren unterschlagen werde. Die sechsmonatige Frist, die den individuellen Vereinbarungen gesetzt war, verstrich im November 1774 ergebnislos. Im darauffolgenden Frühjahr 1775 machten sich die enttäuschten Erwartungen der Untertanen überall Luft. Im März wurden die Leistungen verweigert, die Felder nicht bestellt, Verwalter

misshandelt, zahlreiche Herrensitze gestürmt und verwüstet. Es hieß, auch viele bisher verborgene Protestanten – *Hussiten* – hätten sich unter den Aufständischen befunden, hätten Kirchen verwüstet, Heiligenbilder zerstört und Hostien geschändet.[183] Bestürzt schrieb Maria Theresia ihrem Sohn Ferdinand: *Die Exzesse gehen weit, sie plündern die Schlösser und beschießen sogar die Truppen, die das genauso beantwortet haben; das wird der Sache, hoffe ich, schnell ein Ende machen, aber es stimmt mich trostlos,*

was die Zukunft angeht […].[184] Und an Kaunitz: *Was geschehen ist verändert die Lage der Dinge sehr und auch die Mittel, die ergriffen werden müssen. Ich bin traurig und niedergeschlagen.*[185] Der venezianische Gesandte Contarini berichtete ausführlich nach Hause, rund 15.000 Untertanen hätten sich gegen ihre Herren erhoben, sie seien aber über mehrere Kreise verteilt und bildeten keine geschlossene Bewegung. Es fiel den 40.000 Soldaten nicht allzu schwer, den unorganisierten Aufruhr niederzuschlagen.[186] Die

Befehlshaber wurden ausdrücklich angewiesen, mit den Rebellen schonend zu verfahren. Trotzdem gab es Todesopfer; einzelne Rädelsführer wurden exemplarisch hingerichtet.[187] Khevenhüller notierte, die Kaiserin wolle die böhmischen Unruhen *von der wahren Seiten leider noch nicht recht ansehen*, doch sein Schwiegersohn Kolowrat habe sie zum Glück überreden können, *endlich mit mehrerer Schärffe* gegen die Delinquenten vorzugehen.[188]

Alle Beobachter bei Hof waren sich einig, dass die enttäuschten

Hoffnungen der Bauern für den Ausbruch der Gewalt verantwortlich waren. Aber wer hatte die falschen Erwartungen geweckt und womit? Leopold urteilte später, es sei der Kaiser gewesen, der auf seinen Reisen leutselig Versprechungen gemacht, dann aber nichts unternommen und *das Odium der Kaiserin* zugeschoben habe.[189] Khevenhüller mutmaßte, *die eigentliche Ursach aber dieser leidigen Begebenheit möge wohl die bei der gemachten Conscription von denen Militaribus [d.h. der*

Seelenkonskription von 1770/71] gar zu weit getribene Liebkoß- und Versprechungen gewesen sein; und weiter: *wie es denn verlauten wollen, daß der Kaiser selbsten sich da und dorten ad captandam benevolentiam [um sich beliebt zu machen] herausgelassen haben solle, wie er wegen gänzlicher Aufhebung der Leibeigenschafft zu seiner Zeit sehr günstige Vorkerungen zu machen gedencke*. So Khevenhüller, der überhaupt der Ansicht war, dass *der junge Herr* sich sehr befleißige, *das Publicum an sich zu ziehen,* und er fügte noch hinzu,

dass all das vermutlich gar nicht geschehen wäre, wenn es die Jesuiten noch gäbe.[190] Aber auch die Kaiserin sei, so fand er, *des unglücklichen Urbariums halber auf ganz irrige Principia versessen* und halte *alle Böhmen, groß und kleine, in corpore et membris für suspect und partheiisch.*[191] Damit hatte er nicht Unrecht; Maria Theresia war misstrauischer denn je.

Der Kaiserin fehlte ein sicherer Kompass zur Beurteilung der Ereignisse, der ihr aus der verfahrenen Lage hätte

heraushelfen können. Alle gut gemeinten Maßnahmen bewirkten das Gegenteil. Einerseits hatte sie selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft auf die Agenda gesetzt; andererseits schien genau diese Politik jetzt ins Chaos zu führen. Einerseits hatte sie dem Drängen ihres Sohnes nachgegeben und ihm die Entscheidung in der Urbarialfrage überlassen; andererseits hatte er sich völlig anders entschieden, als es nach allen seinen bisherigen Äußerungen zu erwarten gewesen war. An ihre Tochter Marie

Antoinette in Paris, wo ebenfalls Hungerunruhen ausgebrochen waren, schrieb sie im Mai 1775: *Die gleiche Sprache wie bei Euch führen auch unsere Leute in Böhmen, außer dass es bei Euch um die Brotpreise ging und bei uns um die Frondienste. Auch sie haben behauptet, es gebe einen Abschaffungsbefehl. Allenthalben beginnt dieser Geist des Aufruhrs jetzt alltäglich zu werden: Das ist die Folge unseres aufgeklärten Zeitalters. Ich habe es oft beklagt […].* [192] Maria Theresia teilte die Diagnose, dass die getäuschten Erwartungen

die Untertanen zum Aufstand veranlasst hätten, so gegenüber ihrem Vertrauten Mercy in Paris: *Der Kaiser, der das Streben nach Popularität allzu weit treibt, hat zwar diesen Leuten auf seinen verschiedenen Reisen keine förmlichen Versprechungen gemacht, doch allzu viel über ihre Freiheit in Religionssachen und gegenüber ihren Grundherren gesagt. Hinzu kommt noch die Konskription, bei der die Offiziere ebenfalls zu viel geredet und versprochen und die Leute ermuntert haben.*[193]

Der Aufstand veranlasste Maria

Theresia zu einer bitteren und schonungslosen Betrachtung ihrer eigenen Lage. In demselben Brief an Mercy schrieb sie, sie sei so müde, so niedergeschlagen, dass sie mehr Böses als Gutes zustande bringe. Allein ihre Gegenwart wirke sich unglücklich aus. Überall, auch in Mähren, Steiermark, Österreich, selbst vor den Toren Wiens würden die Untertanen zunehmend unverschämt. *Ihr werdet mich verurteilen, dass ich keine Ordnung schaffe. Dazu ließe sich vieles sagen; mein Alter, meine Krankheit, meine*

Niedergeschlagenheit seit dem Tod meines anbetungswürdigen Herrn haben mich zwei Jahre lang völlig passiv gemacht; und nachdem ich fast alle meine vertrauten Minister und Freunde verloren habe, habe ich das nötige Gleichgewicht nicht mehr zurückgewonnen, das ich durch meine privaten Unglücksfälle verloren habe. Die Zärtlichkeit und Schwäche einer alten Frau und Mutter haben das Übrige getan; der Staat hat darunter schon genug gelitten, ich kann das nicht länger so gehen lassen. Und über Joseph: *Wenn er allein die Last trägt, wird er auch die*

Schwierigkeiten einsehen und sich nicht mehr hinter mir verstecken können. Genug Geist habe er ja, so geschwächt sei seine Urteilskraft noch nicht und sein Herz noch nicht so verdorben.[194] Sowohl gegenüber Mercy als auch gegenüber dem Hofrat Greiner deutete sie an, sich zurückziehen und die Regierungsgeschäfte ganz ihrem Sohn überlassen zu wollen. Beide Vertrauten reagierten, wie zu erwarten war, entsetzt und bestürmten sie, dem Staat diese Katastrophe zu ersparen. Auf Greiners pathetische Beschwörung,

wenn er könnte, würde er ihren Rücktritt mit seinem eigenen Blut verhindern, antwortete sie kurz: *[…] so kann [ich] nicht continuiren, weeder vor mein Seelenheyl noch nutz des staatts, und ist nichts so arges als mein gegenwärtige situation.* [195] Wie stets machte sie aber auch diesmal ihre Ankündigung nicht wahr; zu wenig Zutrauen besaß sie in die Befähigung ihres Sohnes zur Herrschaft, den sie als ebenso wankelmütig und unberechenbar ansah wie er sie.[196]

Joseph seinerseits teilte die

Diagnose seiner Mutter, nur unter umgekehrten Vorzeichen und ohne das gleiche Maß an Selbstkritik. In den Briefen an Leopold stimmte er immer aufs Neue das Klagelied auf ihre Schwäche und Unentschiedenheit an. *Die kleineren Unruhen, die immer noch hier und da aufflackern,* schrieb er im Juli, *sind nur die natürliche Folge der Unsicherheit der Regierung, die seit fünf Jahren den Untertan mit Erleichterungen lockt, ohne sie ihn jemals spüren zu lassen, und dem Grundherrn mit Einbußen droht, ohne zu wagen, sie ihn wirklich empfinden*

zu lassen. Bei den einen herrscht Ungeduld, bei den anderen Intrige, die einen drängen, die anderen blockieren, es ist ein ständiges Hin und Her. Man macht die Kaiserin verrückt, man murrt über sie in wirklich unschicklichen Ausdrücken. In dem Moment, wo eine Sache entschieden und sogar publiziert ist, widerruft oder ändert man sie; es ist abscheulich; und da ich selbst standhaft dabei bleibe, mich den Intrigen zu widersetzen, zerreißt man mich erbarmungslos.[197] Auch in Gesprächen mit Khevenhüller wies er alle Verantwortung für die

falschen Erwartungen der Untertanen von sich und gab seiner Mutter die Schuld, die alle Geschäfte allein an sich ziehe.[198] Und wiederum an Leopold am 9. August 1775: *Glaubt Ihr etwa, es sei möglich, dass die Kaiserin irgendetwas in diesen verfluchten Urbarialsachen entscheidet? Mehr als zehn Mal hat sie sich angeschickt zu befehlen, dass etwas beschlossen werden soll, aber nie hat das lange genug Bestand gehabt, dass die Ordnungen und Patente hätten protokolliert oder gedruckt werden können. Immer sind andere Personen*

dazwischengekommen und haben sie verändert, aufgehalten oder sogar wieder rückgängig gemacht […]. Längst hätte ich all dem Einhalt geboten und mich selbst angeboten, alles zu regeln, aber das ist unmöglich; zu unsicher bin ich, dass sie mich wirklich machen lassen und die Befehle nicht wieder konterkarieren würde, die sie mir gegeben hat. Ein unparteiischer Mann müsse mit aller Vollmacht nach Böhmen geschickt werden, der weder die Menge fürchte noch sich um die Einwände des Adels kümmere. Aber solche Leute gebe

es wenige in der Monarchie. Wenn die Untertanen jetzt außer Rand und Band seien, dann habe die Regierung selbst sie mit ihren vielen uneingelösten Versprechungen und unausgeführten Drohungen dahin gebracht.[199]

Im August 1775, als Joseph das über seine Mutter schrieb, beriet man in Wien schon seit mehr als einem halben Jahr erneut über die böhmische Urbarialregulierung, da ja das Patent vom April 1774 offensichtlich gescheitert war. Inzwischen lagen zwei

konkurrierende neue Entwürfe vor, ein eher grundherrenfreundlicher vom Hofrat Borié, ein eher bauernfreundlicher vom Kanzleireferenten Blanc. In diesem Moment schwenkte Joseph wieder auf die Linie des Bauernschutzes ein und plädierte für den Entwurf von Blanc, der die Untertanen in sechs verschiedene Leistungsklassen einteilte und für jede Klasse unterschiedliche Dienstpflichten festlegte; die Obergrenze von drei Tagen Robot pro Woche sollte in keinem Fall überschritten werden.[200] Nach

einer kontroversen Debatte im Staatsrat entschied sich Maria Theresia *nicht ohne einige besorgnus* schließlich ebenfalls für die Blanc'sche Lösung. Nun aber war Kaunitz dagegen – er fand, es sei falsch, überhaupt ein neues Patent zu erlassen, weil das den Bauern den Eindruck vermittele, sie würden für ihre Widersetzlichkeit auch noch belohnt. Darüber setzte Maria Theresia sich indessen hinweg. Das neue Robotpatent, das auf den 13. August 1775 datierte, wurde umgehend in allen böhmischen Kreisämtern in

Anwesenheit zweier Repräsentanten jeder Dorfgemeinde mit großer Feierlichkeit bekanntgegeben. Diesmal sollte kein Raum für Zweifel bleiben, dass tatsächlich die kaiserliche Autorität dahinterstand.[201]

Obwohl Joseph selbst für das Blanc'sche Konzept plädiert hatte, äußerte er sich gegenüber Leopold anschließend weiterhin unzufrieden; das Gesetz sei unverständlich hingeschludert und werde nicht die gewünschte Wirkung haben.[202] Zugleich

beschwerte er sich über die Mut- und Entschlusslosigkeit seiner Mutter als die einzige Ursache des ganzen Unglücks. Sie könnte doch die glücklichste Frau der Welt sein, meinte er, wenn sie sich nur endlich zu einer Entscheidung durchringen könnte. Stattdessen lasse sie an ihrer Schwäche und Zögerlichkeit die ganze Monarchie zugrunde gehen. Gemeint, aber nicht ausgesprochen, war offensichtlich, dass sie ihm förmlich die alleinige Regierung übertragen und sich ein für alle Mal zurückziehen sollte.[203] Das

tat sie aber nicht. Im Dezember verlangte Joseph daraufhin einmal mehr und wieder vergebens, von der Mitregentschaft erlöst zu werden, und im März 1776 war die Reihe an Kaunitz, erneut um Entlassung zu bitten. Es blieb aber alles beim Alten; aus ihrem kommunikativen Labyrinth kamen die drei auch diesmal nicht heraus.

Die Böhmenfrage ließ Maria Theresia weiterhin nicht los; eine Untersuchungskommission berichtete von neuen Widersetzlichkeiten, viele Untertanen wanderten heimlich

nach Preußen aus. *Die böhmischen Angelegenheiten beschäftigen mich wieder sehr und auf das Unangenehmste, nicht weil es schon Unruhen gäbe, aber weil man sie verhindern muss,* schrieb sie an Marie Christine, *es ist unglaublich, was die Grundherren und Beamten alles tun, welche schwarze Bosheit!* [204] In Wien dachte man erneut über eine Revision des Robotpatents nach. Es war Maria Theresia, die einen schärferen Kurs gegen die Grundherren einschlagen wollte, und zwar gegen den Widerstand ihres Sohnes. Im

Januar 1777 schrieb Joseph an Leopold, die Kaiserin sei im Begriff, das feierlich verkündete Urbarium vom August 1775 wieder aufzuheben, die Leibeigenschaft gänzlich abzuschaffen und die jahrhundertealten Besitzverhältnisse willkürlich umzustürzen. Die Grundherren, auf die nun keinerlei Rücksicht mehr genommen werde, drohten mehr als die Hälfte ihrer Einkünfte zu verlieren; für viele von ihnen, die verschuldet seien, bedeute das den Bankrott.[205] Nachdem am 18. April 1776 Johann Josef

Khevenhüller als letzter der alten Vertrauten aus dem Hochadel gestorben war, hatten die Reformer um Greiner, Gebler, Blanc und Raab offenbar nahezu exklusiven Einfluss auf Maria Theresias Entscheidungen gewonnen, was sie bei allen anderen desto verhasster machte. Die Korrespondenz Greiners mit Maria Theresia macht deutlich, wie sehr der Hof polarisiert und Maria Theresia isoliert war: Auf der einen Seite stand eine kleine, radikale Reformpartei, die die Kaiserin für sich gewonnen hatte und auf Kurs

zu halten suchte, auf der anderen Seite standen Joseph und alle anderen.[206] Die Reformer verfolgten das Ziel, das Raab'sche System allgemein und nicht nur auf den Domänengütern einzuführen. *Freiheit und Eigenthum können gewiss Niemanden schaden*, das zeige sich *in der ganzen gesitteten Welt,* schrieb Greiner der Kaiserin, und mit aufklärerischem Freiheitspathos: *Sollen denn die armen Böhmen nicht frei werden können, und Eure Majestät immer von neuem gehindert werden, Ihr ruhmwürdiges Werk, die Herstellung*

der allgemeinen Freiheit auszuführen! In der Realität war das allerdings nicht so einfach. Maria Theresia notierte resigniert: *Raab sein systeme hat mir alezeit zu schönn geschunen vor die herrn.* [207]

Die Reformpartei hatte bei Hof einen prekären Stand. Denn ständig wurde wechselseitig Misstrauen gesät; ständig musste mit Intrigen und Fallstricken gerechnet werden. Begünstigt wurde dieses Klima durch die vollständige Sprachlosigkeit zwischen Mutter und Sohn. Er ging

ihr mehr denn je aus dem Weg; wenn er nicht auf Reisen war, hielt er sich in der Hofburg auf und mied Schönbrunn; jenseits zeremonieller Anlässe wurde nur schriftlich verkehrt. Statt miteinander zu sprechen, sprachen beide umso mehr mit Dritten übereinander. Die Atmosphäre war vollständig vergiftet. Maria Theresia warnte Greiner, nicht zu vertrauensvoll zu sein, denn *alles ist bosheit und interesse*.[208] Greiner selbst wurde Opfer einer Verleumdungskampagne, gegen die er sich allerdings erfolgreich

verteidigen konnte.[209] Blanc hingegen wurde kaltgestellt. Er war in seinem Parteieifer zu weit gegangen, indem er Kaunitz gegen Joseph einzunehmen versucht hatte. Als dieser davon erfuhr, nötigte er seine Mutter, den Kanzleireferenten (wenn auch unter Weiterzahlung seines Gehalts) weit weg in seine vorderösterreichische Heimat zu versetzen.[210] Damit war der wichtigste Protagonist einer radikalen Reform aus dem Weg geräumt und die erneute Revision des Robotpatents zu Fall gebracht.

Zu Beginn des Jahres 1777 hatte Maria Theresia noch relativ optimistisch an Ferdinand geschrieben, *ich glaube, dass, wenn der Kaiser, ich will nicht sagen, mich unterstützen, aber doch wenigstens neutral bleiben wollte, es mir gelingen könnte, die Leibeigenschaft und die Frondienste aufzuheben […]. Aber unglücklicherweise haben sich die Herren, als sie sahen, dass ich mir nicht mehr imponieren ließ, auf die Seite des Kaisers geworfen […].* [211] Wenig später hatte sich diese Hoffnung zerschlagen: *Ich war*

gerade im Begriff, [gerechtere Prinzipien gegen die Tyrannei in Böhmen einzuführen], wenn nicht plötzlich die Grundherren – die, in Parenthese, alle Minister sind – den Kaiser zum Zweifeln gebracht und von einem Moment auf den anderen das Werk von zwei Jahren vernichtet hätten.[212] Wie sehr Maria Theresia unter alldem litt, zeigen Briefe wie die an ihre alte Vertraute Edling: *Liebste, beste, älteste gute Freundin. […] Ach, in was für Umständen bin ich! Sie sind nicht zu beschreiben. Untröstlich und kummervoll an Seele und Leib, für*

meine werthesten treuen Länder, für meine Söhne. Das arme Böhmen! Ich kann nicht mehr sagen, als: Dein Wille geschehe! Schwer, bitter der Kelch […]. [213]

Unmerklich und schleichend hatten sich irgendwann die Rollen von Maria Theresia und Joseph in der Leibeigenschaftsfrage vertauscht: Joseph war zum Bedenkenträger geworden, seine Mutter zur unerschrockenen Kämpferin für die unterdrückten Untertanen und gegen die *Tyrannei* der Magnaten. In der Konfrontation mit ihrem Sohn

machte sich Maria Theresia eine aufklärerische Freiheitsrhetorik zu eigen, die sie sonst verabscheute, während Joseph umgekehrt plötzlich all seine radikale Rhetorik vergessen zu haben schien und sich als moderater Schlichter präsentierte. Wie es zu diesem Rollentausch kam, ist schwer zu sagen und mit sachlichen Gründen allein kaum zu erklären – zumal Joseph unmittelbar nach dem Tod seiner Mutter eine weitere spektakuläre Wende vollzog und die Leibeigenschaft in den böhmischen Ländern nun generell

abschaffte.[214] Um diese Widersprüche zu verstehen, muss man sich in Erinnerung rufen, dass zu dieser Zeit auch eine ganze Reihe anderer Konflikte zwischen Mutter und Sohn schwelten und immer wieder in heftigen schriftlichen Wortwechseln kulminierten: zuerst die Haltung zum russisch-türkischen Krieg, dann die Teilung Polens, schließlich die Kontroverse über religiöse Toleranz. Auch in anderen Sachfragen herrschte Uneinigkeit, so etwa in Fragen der handelspolitischen Liberalisierung,

in denen Maria Theresia weit mehr als ihr Sohn geneigt war, Reformern wie dem Grafen Cobenzl zu folgen.[215] Im Hintergrund stand stets der Dauerkonflikt um die Regierungsverantwortung, das *Gebrechen der doppelten Regierung*, die grundsätzlich *contradictorische Gedenckens-Art* beider Monarchen, wie Khevenhüller es nannte.[216] Unabhängig von den jeweiligen politischen Gegenständen entfaltete der Konflikt zwischen Mutter und Sohn offenbar seine eigene Dynamik, einen Sog der

Polarisierung, der es verhinderte, dass beide dauerhaft an einem Strang zogen, zumal ihre jeweiligen Vertrauten sie in ihrer Feindseligkeit und ihrem wechselseitigen Misstrauen bestärkten. Dabei waren die Details der agrarpolitischen Reformen eigentlich viel zu komplex, um mit einfachen Losungen wie *Freiheit versus Tyrannei* bewältigt werden zu können. Niemand wusste genau, welche Maßnahmen welche Wirkungen und Nebenwirkungen hatten. Deshalb war es leicht und verführerisch, dem jeweils anderen

die Schuld an den fatalen Entwicklungen zuzuschreiben.[217]

Zu einem neuen großen Aufstand in Böhmen kam es nicht, obwohl das Robotpatent vom August 1775 nicht revidiert, sondern nur durch eine Reihe einzelner Bauernschutzgesetze ergänzt wurde. Die meisten Untertanen der böhmischen Adelsgüter wurden tatsächlich spürbar entlastet; die Grundherren mussten Robot vielfach durch Lohnarbeit ersetzen, was viele Adelsgüter in den wirtschaftlichen Ruin führte. Manche Herren

verkauften ihre Eigenbetriebe an kapitalkräftige Investoren, andere versuchten es mit Textilmanufakturen oder verlegten sich auf intensive Forstwirtschaft, wiederum andere führten freiwillig das Raab’sche System ein. Tatsächlich hielt allerdings auch dieses System nicht alles, was man sich von ihm versprochen hatte. Die kleinen Hofstellen, die man den Domänenbauern in Erbpacht zuteilte, reichten oft für den Lebensunterhalt nicht aus. Auf lange Sicht bedeuteten die Reformen eine

marktwirtschaftliche Liberalisierung der Agrarverhältnisse, deren Konsequenzen keineswegs für alle Untertanen vorteilhaft waren. [218]

Maria Theresia stand in den letzten Regierungsjahren vor allem das Jenseits vor Augen. Rechenschaftspflicht empfand sie allein gegenüber Gott und der Dynastie; ihr Maßstab war die alte Herrschertugend der Milde und Barmherzigkeit. Joseph hingegen ging es um Ruhm und Ehre beim europäischen Publikum; er richtete

sich an die neue Medienöffentlichkeit und sah sich nach dem Vorbild Friedrichs II. als Volksfreund und aufgeklärter Monarch in die Geschichte eingehen.[219] So unterschiedlich wie die Adressaten war das Verhältnis von Mutter und Sohn zu den einfachen Untertanen. Joseph gab sich den Anschein, einer der ihren zu sein. Er pflegte einen Gestus egalitärer Menschenfreundlichkeit, der am Wiener Hof eher peinlich berührt aufgenommen wurde. Dass er sich mit *kleinen Leuten* gemein mache,

hatte man auch seinem Großvater Karl VI. seinerzeit schon vorgeworfen, doch der Unterschied bestand darin, dass es damals in den Erbländern noch keine aufgeklärte Medienöffentlichkeit gegeben hatte, die einer solchen Haltung applaudiert hätte. Maria Theresia hingegen dachte gar nicht daran, den Graben zu den einfachen Untertanen zu überbrücken, im Gegenteil, die eigene Majestät immer und überall zu repräsentieren und sich mit niemandem gemein zu machen war einer ihrer ehernen Grundsätze.

Gemeinsam war Mutter und Sohn nur, dass es außerhalb ihres Horizonts lag, den einfachen Untertanen irgendeine politische Teilhabe zuzugestehen. Doch ihre *Liebe der Untertanen* und seine *Popularität* waren gänzlich verschiedene Dinge. Auch darin zeigt sich, dass der Generationenkonflikt im Hause Habsburg ein Epochenkonflikt war.

Der letzte Krieg

1778 eröffnete der Konflikt um die

Erbfolge im Kurfürstentum Bayern den quälenden letzten Akt in dem Drama zwischen Mutter und Sohn. [220] Der Kurfürst Max Joseph von Bayern hatte keinen männlichen Erben, und die europäischen Höfe warteten gespannt auf sein Ableben. Er hatte mit seinem Vetter Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, seinerseits auch ohne legitime Nachkommen, einen geheimen Hausvertrag geschlossen, in dem sie einander wechselseitig zu Erben ihrer Territorien eingesetzt hatten. Davon wusste in Wien allerdings niemand etwas.

Kaunitz hatte schon lange in phantasievoller Voraussicht angefangen, in den Archiven nach Rechtstiteln zu graben und verschiedene Szenarien zu entwerfen, um für das Haus Habsburg so viel wie möglich aus dem bayerischen Erbfall herauszuschlagen. Zum einen konnte Joseph gewisse eigene Erbansprüche anmelden, denn er war ja mit der Wittelsbacherin Josepha verheiratet gewesen.[221] Zum anderen hegte der Kaiser – im Einvernehmen mit dem Reichsvizekanzler Colloredo –

einen noch kühneren Plan, nämlich in seiner Eigenschaft als oberster Lehnsherr des Reiches über die erledigten Reichslehen Ober- und Niederbayern zu verfügen, in der erstaunlich optimistischen Erwartung, dass sich die anderen Reichsfürsten das stillschweigend gefallen lassen würden. Karl Theodor von der Pfalz hatte seinerseits bereits 1776 seinen Gesandten in Wien beauftragt vorzufühlen, wie man die Lage gegebenenfalls zum beiderseitigen Vorteil nutzen könne. Er spekulierte auf ein

eigenes Königreich am Niederrhein und sah nun die Möglichkeit, sich diesen Traum zu erfüllen, indem er dem Kaiser das Kurfürstentum Bayern zum Tausch gegen die habsburgischen Niederlande anbot.

Am 30. Dezember 1777 starb der bayerische Kurfürst überraschend an den Blattern (er hatte ja der neuen Impfmethode nicht vertraut[222]), und Karl Theodor ließ sich sofort zu seinem Nachfolger ausrufen, womit er konkurrierende Erbansprüche wittelsbachischer Nebenlinien auf den Plan rief.[223] Der Kaiser

setzte ihn unverzüglich unter Druck und ließ sich von ihm am 3. Januar 1778 habsburgische Rechtsansprüche auf Teile Niederbayerns und der Oberpfalz vertraglich verbriefen.[224] Drei Tage später marschierten 15.000 Mann kaiserlicher Truppen in Niederbayern ein und nahmen den Verwaltungssitz Straubing vorübergehend in Obhut – in dem Kalkül, den Tauschwert Bayerns für den Kurfürsten zu verringern. Zugleich machte Kaunitz dem kurpfälzischen Gesandten eine Reihe verschiedener

Tauschangebote für Bayern; er offerierte ihm Vorderösterreich, Galizien und so fort, aber nicht die begehrten Habsburgischen Niederlande. Bei diesen Verhandlungen herrschte ein Geist durchaus nüchternen kaufmännischen Kalküls: Kaunitz rechnete dem Pfälzer Gesandten auf Gulden und Kreuzer vor, dass die Niederlande wesentlich mehr an jährlichen Steuereinnahmen einbrächten als Bayern. Zu diesem Zeitpunkt war Joseph noch der optimistischen Überzeugung, der Coup bringe dem Haus Habsburg

einen schönen territorialen Zugewinn, ohne viel zu kosten oder gar einen Krieg zu provozieren. [225] Darin hatte er sich getäuscht. Als er dem König von Preußen im April 1778 vorschlug, gütlich über einen Ländertausch zu verhandeln, ließ dieser sich die Gelegenheit nicht entgehen und präsentierte sich als selbstloser Verteidiger des deutschen Fürstenstandes und der gesamten Reichsverfassung, mit der der Kaiser nicht wie ein Sultan auf türkische Art umspringen könne.[226] Friedrich II. hatte zudem eigene Interessen in

Südwestdeutschland, wo der Erbfall der kleinen hohenzollernschen Fürstentümer Ansbach und Bayreuth ebenfalls in Kürze bevorstand. Es drohte also ein dritter Krieg zwischen Österreich und Preußen, und es zeichnete sich ab, dass Österreich völlig isoliert sein würde. Kurfürst Karl Theodor erklärte, sich aus militärischen Auseinandersetzungen heraushalten zu wollen. Der König von Frankreich, immerhin Maria Theresias Schwiegersohn und Verbündeter, legte ein geradezu demütigendes Desinteresse an den

Tag. Die russische Zarin drohte für Preußen Partei zu ergreifen. Die meisten Reichsfürsten – Sachsen, Hannover, ja selbst viele katholische Fürsten – standen ebenfalls auf Friedrichs Seite. Im Reich brach ein Flugschriftenkrieg über die Kaiserwürde und ihren Missbrauch aus. Versuche, den Reichstag als Schlichtungsmedium einzuschalten, um nicht auswärtigen Mächten wie Frankreich oder gar Russland die Vermittlung zu überlassen, scheiterten. Joseph mobilisierte 180.000 Mann zum Schutz der

Grenzen zu Preußen und Sachsen und zog gemeinsam mit seinem Bruder Maximilian und seinem Schwager Albert von Teschen ins Feld, um den Angriff des preußischen Königs zu erwarten.

Nach erfolglosem diplomatischem Hin und Her erklärte Friedrich II. am 3. Juli förmlich den Krieg. Drei Tage später rückten zwei preußische Armeen in Böhmen ein, eine von Sachsen aus, eine unter Friedrich II. selbst von Schlesien aus. Doch die große offene Schlacht, die man allseits

erwartete, fand nie statt. Die preußischen Truppen litten im bitterarmen Böhmen unter schweren Versorgungsproblemen; Friedrich II. verlor rund ein Viertel seiner Soldaten durch Hunger, Seuchen und Desertion. Es gelang den kaiserlichen Truppen, die Preußen vor dem Ende des Winters aus Böhmen hinauszumanövrieren. Ein neuer Feldzug im Folgejahr schien keiner der beiden Seiten erstrebenswert. Schon im März 1779 begannen im mährischen Teschen Friedensverhandlungen, bei denen Frankreich und Russland

als Vermittler fungierten und sich als Garantiemächte zukünftigen Einfluss im Reich sicherten. Der Vertrag, der am 13. Mai 1779 geschlossen wurde, brachte dem Haus Habsburg nichts als einen kleinen Streifen Land östlich des Inns mit den Städtchen Braunau und Schärding ein, das sogenannte Innviertel. Kurfürst Karl Theodor konnte die Herrschaft in Bayern antreten; die konkurrierenden Erbanwärter wurden mit Geld abgefunden. Friedrich II. hingegen ließ sich die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth zusichern

und ging damit auch diesmal wieder als der eigentliche Gewinner aus der ganzen Sache hervor.

Maria Theresias Haltung gegenüber diesem Krieg war von Anfang an eindeutig ablehnend; darin ließ sie sich diesmal auch von ihrem außenpolitischen Orakel Kaunitz nicht beirren. Offensichtlich hatte sie aus zweimaliger bitterer Erfahrung gelernt. Schon als die Nachricht vom Tod des bayerischen Kurfürsten in Wien eintraf, warnte sie ihren Sohn mit größter

Eindringlichkeit davor, sich auf ein machtpolitisches Abenteuer mit absehbar verheerenden Folgen einzulassen, das Wohl der Länder aufs Spiel zu setzen und sich zudem allseitige Feindschaft zuzuziehen. Selbst wenn die habsburgischen Ansprüche auf Bayern weniger windig wären, als sie tatsächlich waren, rechtfertige das nicht, um eines geringen Vorteils willen einen Flächenbrand zu entfachen. Ein neuer Krieg würde die eigenen Untertanen noch mehr bedrücken als ohnehin schon und das mühsam wiederhergestellte Vertrauen der

anderen Mächte zerstören; die Konsequenzen wären noch schlimmer als in den beiden Kriegen zuvor. Maria Theresias Position war die gleiche wie schon beim Schacher um Polen: Es sei fatal, sich eine Vergrößerungspolitik preußischen Stils zu eigen zu machen und alle rechtlichen Bindungen in den Wind zu schlagen; damit sei auf Dauer nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren.[227] Joseph nahm diese drängenden Warnungen nicht ernst. Seinem Bruder Leopold schrieb er süffisant: *Ihre Majestät*

ist, wie Ihr Euch vorstellen könnt, ein bisschen beunruhigt, aber sie hat die Freundlichkeit, sich auf die guten Gründe einzulassen, die man ihr präsentiert. [228] Das war aber keineswegs der Fall; vielmehr malte ihm seine Mutter ein noch düstereres Bild von den Folgen eines Krieges: Es gehe um das Wohl Tausender und Abertausender von Menschen, um die Existenz der Monarchie und des Erzhauses. *Ich kann mich nicht dazu hergeben, gegen mein Gewissen und meine Überzeugung zu handeln […]. Wenn Krieg ausbricht, zählt nicht mehr auf*

mich: Ich werde mich nach Tirol zurückziehen, um dort meine letzten Tage in äußerster Abgeschiedenheit zu verbringen und nichts anderes mehr zu tun, als das unglückliche Los meines Hauses und meiner Völker zu beweinen […]. [229] Wie immer machte sie diese Ankündigung keineswegs wahr, als der Fall später tatsächlich eintrat.

Doch während des diplomatischen Tauziehens der folgenden Monate hielt sie sich zunächst zurück und überließ Kaunitz und Joseph die Regie. Solange noch Hoffnung bestand,

dass es nicht zum offenen Krieg kommen werde, mischte sie sich in die offiziellen Verhandlungen nicht ein. Stattdessen wechselte sie mit Joseph zahllose Briefe, manchmal mehrere am Tag, änderte aber ihre rhetorische Strategie. Sie nahm ihrem Ton jede Schärfe, schmeichelte vielmehr seiner Eitelkeit,[230] lobte ihn, appellierte an seine Sohnespflicht und seine väterliche Verantwortung für die Untertanen und beschwor ihn, den Frieden um jeden Preis zu erhalten. Zugleich befahl sie dem Feldmarschall Lacy,

sie ständig über Joseph auf dem Laufenden zu halten, und warb unermüdlich am Versailler Hof bei Marie Antoinette und Mercy-Argenteau um Unterstützung, womit sie ihre Tochter in eine äußerst schwierige Lage brachte. [231] Auch den Verwandten und Vertrauten klagte sie Tag für Tag in den Briefen ihre verzweifelte Sorge über die kriegerische Politik ihres Sohnes.[232] Joseph seinerseits pflegte ihr gegenüber wie immer einen Ton vollendeten Respekts, informierte sie regelmäßig über den Gang der

Dinge, bat sie wegen Kleinigkeiten unterwürfig um Erlaubnis und stimmte ein in ihre verächtlichen Äußerungen über *Fritz*, das *Monstrum*, den *Unmenschen* und seine *perfiden Insinuationen*. Kurzum, er gab den perfekten Sohn, während er sich zugleich in forscher Siegeszuversicht über die Vorbehalte seiner Mutter hinwegsetzte.

Maria Theresia beteuerte Joseph gegenüber noch Ende Juni, sie habe nicht vor, seine Anordnungen im Geringsten zu stören, beschwor ihn aber, seine destruktiven Ideen

aufzugeben.[233] Als dann der Krieg Anfang Juli tatsächlich offen ausbrach, griff sie, statt sich wie angekündigt zurückzuziehen, in das Geschehen ein. Was sie darin bestärkte, war eine deutsche Note Josephs vom 7. Juli, in der er bereits nach den allerersten preußischen Kanoneneinschlägen, offenbar plötzlich von Panik erfasst, dazu aufrief, alle Kräfte der Monarchie *auf das Aeusserste zu spannen*. Um in diesem *verderblichen und höchst gefährlichen Kriege* ohne Alliierte dem weit überlegenen Feind standzuhalten,

sei es notwendig, *die Finanzen auf alle nur ersinnliche Art zu vermehren* und aus allen Ländern alle nur möglichen Regimenter aufzubieten. Alle *Mitbürger vom Thron bis zum letzten Bauern* müssten zur Erhaltung des Ganzen herangezogen werden, und zwar *alsogleich und unverzüglich […], ohne mindeste Rücksicht […] auf die künftigen Übel, so daraus entstehen* könnten.[234] Das war zwar zweifellos eine Überreaktion, entsprach aber genau dem, was Maria Theresia befürchtet und ein ums andere Mal vorausgesagt

hatte. Am 12. Juli 1778 schickte sie im Einvernehmen mit Kaunitz, aber hinter dem Rücken ihres Sohnes den Gesandten Thugut zu Friedrich II., um ihm ein Vergleichsangebot zu überbringen. Ihr Schreiben hatte sie mit Kaunitz sorgfältig abgesprochen. *Monsieur mon frère et cousin*, *mein Herr Bruder und Vetter,* redete sie Friedrich II. an, die mütterliche Sorge um ihre Söhne bewege sie, die Verhandlungen ohne Kenntnis ihres Sohnes, des Kaisers, fortzusetzen, um sie zu einem friedlichen Ende zu führen.[235]

Der Brief war ganz im Ton besorgter Mutterliebe gehalten, und zwar mit Bedacht. Kaunitz hatte zuvor ein nüchternes Tauschangebot ausgearbeitet und dabei mit nackten Zahlen operiert. Dieses Schreiben befahl sie ihm umzuformulieren, denn es *siehet keiner kummervollen Frauen gleich.* [236] Maria Theresia bediente sich also der Rhetorik der liebenden Mutter, die sich nur um ihre Kinder sorgt, durchaus in strategischer Absicht. Mit der Rolle der schwachen, kummervollen Frau ließ sich die Tatsache halbwegs

bemänteln, dass die Kaiserin ihrem Sohn, dem Kaiser, in unerhörter Weise politisch in den Rücken fiel.

Nachdem Joseph, noch in Unkenntnis all dessen, seiner Mutter geschrieben hatte, die Lage sei verzweifelt und er wünsche zu einem einigermaßen ehrenvollen Frieden zu kommen, fühlte sie sich offenbar ermutigt, ihm ihren heimlichen Schritt zu gestehen. [237] Die Wirkung dieser Nachricht auf Joseph war desaströs. Er fühlte sich zutiefst erniedrigt und beschämt. In einer Gesellschaft, in der Ehre alles galt, hatte er, der

Kaiser und Feldherr, sich von seiner Mutter vor dem Feind und aller Welt wie ein unmündiges Kind behandeln lassen müssen. Seine erste Reaktion ließ an Schärfe nichts zu wünschen übrig. Sie habe mit dieser beispiellosen Aktion alles irreparabel beschädigt, was ihr selbst wertvoll sei, schrieb er, ihre Reputation und die Ehre der ganzen Monarchie; sie habe seine Politik vollständig desavouiert, seinen öffentlichen Kredit vernichtet und bei alldem auch noch den preußischen Despoten gestärkt. Er überlege,

alles hinzuwerfen und nach Italien zu gehen.[238] Doch der Ton seiner Briefe wechselte von Tag zu Tag: von äußerster Empörung zu geheuchelter Unterwürfigkeit und wieder zurück zu bitteren Vorwürfen. Offenbar fühlte er sich derart gedemütigt, dass er die ganze Affäre selbst seinem engsten Vertrauten Leopold verschwieg.[239] Doch Maria Theresia tat seine Vorwürfe ab: Der Schritt sei ihr zwar sehr schwergefallen, aber sie würde ihn jederzeit wieder tun. Die Rettung der Erbländer sei das Opfer der persönlichen Ehre wert;

es gelte sich zu beugen: *Wir waren eine Großmacht, jetzt sind wir es nicht mehr.*[240] Gegenüber ihrer Tochter in Versailles ließ sie allerdings erkennen, dass sie sich der Risiken ihres Handelns bewusst war: *Wenn ich jetzt Frieden schließe, ziehe ich mir nicht nur den Vorwurf großer Verzagtheit zu, sondern mache auch den König [von Preußen] noch mächtiger […].* Dennoch nahm sie das Heft nun offen in die Hand und verhandelte weiter mit dem preußischen König mit dem Ziel, um nahezu jeden Preis Frieden zu schließen.[241]

Von ihrem Sohn verlangte sie, sich den Ergebnissen anzuschließen und Konsens zu demonstrieren: *Wir müssen im Prinzip unbedingt einig sein […] In der Form richte ich mich ganz nach Euren Wünschen.*[242] Joseph wies zunächst jede Beteiligung an den beschämenden Vorgängen von sich: Sie habe mit diesen unglaublichen Verhandlungen ohne ihn begonnen, nun bitte er wenigstens um die Gnade, ihn in Zukunft mit dieser Sache zu verschonen, von der er im ganzen Leben nichts mehr hören, geschweige denn

irgendetwas mitunterzeichnen wolle.[243] Doch auch in diesem Punkt wechselte seine Haltung im Verlauf des Krieges mehrfach zwischen gehorsamer Unterordnung und aggressivem Kampfeswillen.[244] Friedrich II. zweifelte bis zuletzt, ob sich Joseph der Friedensbereitschaft seiner Mutter unterordnen würde. Den Bayern-Tauschplan verlor der Kaiser tatsächlich nicht aus den Augen. Nach dem Tod seiner Mutter verfolgte er ihn aufs Neue und gab Friedrich II. so in den 1780er Jahren noch einmal

Gelegenheit, sich als Verteidiger des Reiches gegen die Angriffe seines eigenen Oberhauptes zu präsentieren. Maria Theresia betrachtete den Frieden von Teschen als letzten politischen Erfolg ihres Lebens. Am Tag des Vertragsschlusses schrieb sie an Kaunitz: *Ich habe heut gloriose meine carriere geendigt mit einem Te Deum; […] das übrige wird nicht mehr in villen bestehen.*[245]

Maria Theresias Wandlung gegenüber den beiden früheren Kriegen, die sie geführt hatte, war eklatant. Hatte sie damals stets

beharrlich die Fortsetzung des Krieges um jeden Preis betrieben und jeden unvorteilhaften Frieden hartnäckig abgelehnt, so betrieb sie nun ebenso beharrlich die Erhaltung beziehungsweise später die Wiederherstellung des Friedens um jeden Preis. Hatte sie vorher die Feldherren stets zur Offensive gedrängt, so beschwor sie sie nun, einer Schlacht aus dem Weg zu gehen. Hatte die Religion sie vorher darin bestärkt, den Krieg fortzusetzen, so bestärkte die Religion sie nun darin, den Krieg zu beenden. Was unterschied

diesen Krieg von den beiden voraufgehenden? Zum einen: Die ersten beiden Kriege hatte Maria Theresia als souveräne Kriegsherrin geführt. Jetzt musste sie sich mit Joseph auseinandersetzen, zum einen in seiner selbstständigen Rolle als Kaiser, zum anderen in seiner Rolle als Mitregent, dem sie ja selbst den militärischen Oberbefehl und viele andere Aufgaben überlassen hatte. In den ersten beiden Kriegen hatte sie sich – zuerst mit mehr und später mit weniger guten Gründen – im Besitz

unerschütterlicher, geheiligter Rechte gefühlt, die es zu verteidigen oder zurückzugewinnen galt. Jetzt erlebte sie, dass ihr eigener Sohn dem «preußischen Muster» kaum bemäntelter Expansionspolitik folgte.

Das Dilemma bestand wie in etlichen anderen Fällen zuvor darin, dass niemals klar war, nach wessen Regeln gespielt wurde – nach denen der Mutter oder denen des Sohnes. Die herrschaftsgewohnte Kaiserin trat ihre Souveränität stets nur halbherzig an den Mitregenten ab,

das heißt streng genommen: gar nicht, denn Souveränität war per definitionem nicht teilbar. Sie beließ es hartnäckig bei diffusen Verantwortlichkeiten und hielt an der Fiktion eines quasi natürlichen Konsenses von Mutter und Sohn fest. Joseph hingegen entzog sich dieser Umarmungsstrategie seiner Mutter; er tat ihr nicht den Gefallen, nach außen Einigkeit zu demonstrieren, sondern bestand immer wieder auf der klaren Alternative: Nur einer von beiden könne Regent sein, nur einer könne die Verantwortung tragen.

Dass das nicht er, sondern seine Mutter sei, demonstrierte er in seinen Briefen durch eine Rhetorik vollendeter Unterwürfigkeit. Tatsächlich agierte er aber durchaus selbstständig nach seinen eigenen Vorstellungen. Die unklare Lage erlaubte es ihm, einerseits allerlei riskante und umstrittene politische Projekte ins Werk zu setzen – die polnische Teilung, die bayerische Invasion –, andererseits aber jede Kritik an den unerwünschten Nebenwirkungen von sich zu weisen: Seine Mutter war ja die Souveränin und trug die

Verantwortung. Dass auch Kaunitz seine eigene Strategie zwischen Mutter und Sohn verfolgte, aber seinerseits ohne einheitliche Linie einmal die Mutter, ein anderes Mal den Sohn unterstützte, machte die Lage nicht einfacher. Alle drei spielten wechselseitig Versteck miteinander: Maria Theresia verheimlichte dem einen die Schriften des anderen; Kaunitz enthielt Joseph seine Memoranden vor; Joseph verweigerte Kaunitz wochenlang jede Kommunikation. [246] Nach dem Krieg wollte der Staatskanzler einmal mehr sein

Amt niederlegen, was Maria Theresia einmal mehr zurückwies. Das labile Dreiecksverhältnis wirkte sich für die auswärtige Politik des Erzhauses insgesamt mindestens ebenso fatal aus wie im Inneren. Der lachende Dritte war der preußische König; die Konstellation ermöglichte es Friedrich II., sich gleichsam zum Schiedsrichter im Hause Habsburg aufzuwerfen.[247]

Wer das ganze Dilemma mit scharfem Urteilsvermögen und tiefer Erbitterung beobachtete, war Josephs Bruder Leopold. Beide,

Maria Theresia und Joseph, hatten ihn 1778 gebeten, nach Wien zu kommen, weil sie beide sich von ihm Unterstützung ihrer Position erhofft hatten (und am Ende beide enttäuscht waren). Während seines Aufenthalts führte Leopold ein verschlüsseltes Tagebuch, in dem er die Anteile von Mutter und Sohn an der verfahrenen Lage klar auf den Punkt brachte. *Er [Joseph] erreicht es mit Schlauheit, die Schuld an allem, was er macht oder vorschlägt, entweder der Kaiserin oder anderen in den Augen des Publikums aufzuladen.* Andererseits sei sie es,

die ihm das erst ermöglichte: *Wenn ich in ihrer Lage wäre, […], dann hätte ich alle Geschäfte mit einem Mal dem Kaiser übergeben und sofort abgedankt und […] hätte mich nach Innsbruck zurückgezogen […]. So hätte die Kaiserin ihren Frieden gehabt, hätte ihrem Gewissen Ruhe gebracht und indem sie den Kaiser alleingelassen hätte, […] hätte sie ihn in die Lage versetzt, arbeiten zu müssen.* [248] Das aber tat sie nicht und entlastete ihn daher von der Verantwortung.

Eines der Opfer dieser unseligen Konstellation war die Legitimität

des dynastischen Prinzips schlechthin. Für loyale Diener des Erzhauses war das Schauspiel, das Mutter und Sohn boten, daher unerträglich. Der alte Feldmarschall Laudon gab dem Kaiser in einer Denkschrift die *unterthänigste Bemerkung* mit auf den Weg, jedermann müsse in einem solchen beklagenswerten Streit die Partei der Mutter gegen den Sohn ergreifen, *selbst wenn das Recht auf dessen Seite stünde*. Denn die Anhänglichkeit der Untertanen, so gab Laudon zu bedenken, sei schließlich ein Teil der Erbschaft,

die Joseph von seiner Mutter übernehme. Ein weiser Herrscher wie er könne den Untertanen *unmöglich das Beispiel eines mit seiner erhabenen Mutter im Zwiste lebenden Sohnes geben und dann von ihnen [den Untertanen] die Erfüllung der kindlichen Pflichten erwarten, über die er selbst sich hinwegsetzt.* [249] Damit traf Laudon den zentralen Punkt. Die dynastische Herrschaft bezog schließlich ihre Stabilität daraus, dass *Gehorsam* als selbstverständliche, fraglose Pflicht galt, die keiner Begründung bedurfte: Gehorsam der Kinder

gegen die Eltern, Gehorsam der Untertanen gegen den Herrscher, Gehorsam der Menschen gegen Gott. Diese drei Schlusssteine stützten sich wechselseitig, und es war gefährlich, einen Stein aus diesem Gefüge herauszuziehen.

XIV
DER HERBST DER MATRIARCHIN

~

Abb. 51: Maria Theresia als Witwe am Schreibpult mit Athena, Plan Schönbrunns und Büchern. Anton von

Lebensüberdruss

Maria Theresia beschrieb ihr letztes Lebensjahrzehnt in unzähligen Privatbriefen als ein ungeduldiges Warten auf den Tod: *Ich habe lange genug gelebt.*[1] Einsam und verlassen sei sie, krank an Körper, Herz und Geist, niedergedrückt von der Last der Verantwortung und resigniert angesichts der Aussichtslosigkeit, trotz größter Anstrengungen an dem Elend in

den Ländern wie in der Familie irgendetwas ändern zu können. *Mein Alter und meine Gebrechen, die jeden Tag mehr werden, lassen mir keinen guten Moment mehr, und meine Sorgen und Verluste richten mich vollends zugrunde.* [2] Um sie herum war es zunehmend einsam geworden; das Hofleben war auf ein Minimum reduziert. Fast alle alten Vertrauten waren gestorben: die Gräfin Fuchs schon 1754, Haugwitz 1765, Daun 1766, Bartenstein 1767, Ulfeld 1770, Tarouca 1771, van Swieten 1772, der Privatsekretär Neny 1776; am

18. April 1776 starb auch der alte Khevenhüller. Ein Kind nach dem anderen hatte geheiratet und den Wiener Hof verlassen: Leopold 1764, Marie Christine 1766, Maria Carolina 1768, Maria Amalia 1769, Marie Antoinette 1770, Ferdinand 1771. Nur Marianne, die Älteste, Maximilian, der Jüngste, und Elisabeth waren ihr in Wien noch geblieben – außer dem Kaiser natürlich, mit dem sie in dem hoffnungslos festgefahrenen Verhältnis wechselseitig quälerischer Hassliebe verbunden war. Aus der Generation der alten

Berater überlebte außer dem Beichtvater Ignaz Müller nur Kaunitz die Kaiserin. Er blieb bis ans Ende ihre unangefochtene Autorität in allen politischen Fragen – *ohne ihn wüsste ich mir überhaupt nicht zu helfen*[3] –, obwohl sie seinem Rat nicht immer folgte, weil sie ihren Sohn nicht mehr als nötig brüskieren wollte. Sie beklagte zwar Kaunitz' *täglich mehr und mehr zunehmende Schwachheiten und Extravagantien, […] jedoch immer mit dem nemmlichen Beisatz, dass sie in hac spaera niemanden findete,*

ihn zu suppliren, und lehnte sein erneutes Rücktrittsgesuch im Frühjahr 1779 wie immer ab.[4] Auch das Verhältnis zu den vertrauten Briefpartnerinnen Maria Antonia von Sachsen und Marquise d'Herzelles kühlte zu Beginn der 1770er Jahre deutlich ab.[5] Kurzum: Die Zahl der nahen Freunde wurde immer überschaubarer. Notorisch verzeichnete Khevenhüller die Lamentationen der Kaiserin wegen *ihres Unvermögens zu fernerer Tragung des Regierungs-Lasts* und *daß wir sie nicht mehr lieb hätten.*[6]

Schon lange empfand Maria Theresia sich als hässlich, alt, müde, kraftlos und verbraucht. Sie war erst 52 Jahre alt, als sie schrieb: *Meine äußerliche Gesundheit scheint zwar gut; ich bin sehr fett, mehr als meine hochseligste Frau Mutter, auch roth, besonders seit den Blattern, aber die Füsse, Brust, Augen, gehen zu Grunde; erstere sind sehr geschwollen; ich erwarte täglich das Aufbrechen. Die Augen sind schier gar hinweg; das Uebelste ist, dass ich kein Glas noch Brillen brauchen kann. Die Brust fühlt, glaube ich, einen guten Anfang*

von Dampf, denn mit dem Athmen, auch ebenen Fusses und sogar im Liegen es schwer geht. Ich kann mich nicht beklagen; der Mensch muss aufhören. Fünfzig Jahre war ich ganz gesund […]. [7] Sie litt chronisch unter Atembeschwerden und klagte außerdem immer wieder über *fluxions* – Schwellungen oder Entzündungen der Zähne, der Augen, des Gesichts, des Kopfes, der Füße –, diffuse Beschwerden unterschiedlicher Art, die van Swietens Nachfolger Störck unermüdlich mit Aderlässen bekämpfte. Warmes Wetter und

überhitzte Räume machten ihr mehr denn je zu schaffen. Nachts litt sie an Schlaflosigkeit, wogegen sie sich von dem genialen Hofrat Kempelen ein mechanisch verstellbares Bett konstruieren ließ. [8] Das Gehen fiel ihr mittlerweile so schwer, dass sie sich selbst über kürzeste Strecken tragen oder fahren lassen musste. Um aber nicht immer von Lakaien mit einem Tragstuhl die Treppen hinauf- und hinuntergetragen werden zu müssen, ließ sie überall handbetriebene Aufzüge einbauen, in der Hofburg, in Schönbrunn,

Laxenburg und nicht zuletzt in der Kapuzinergruft, deren Stiege für einen Tragstuhl zu eng und zu steil war.[9] Zu Anfang der 1770er Jahre siedelte sie noch einmal um und ließ ihre Appartements in der Hofburg einen Stock tiefer ins Piano nobile, in Schönbrunn ins Parterre verlegen.[10] In der Burg wurde hinter dem Oratorium der Kapelle eigens in einer Art Wandschrank ein Beichtstuhl für sie eingebaut (der heute noch existiert). *Nichts ist schlimmer und unangenehmer für einen selbst und die anderen, als alt zu werden, vor*

allem für Frauen, schrieb sie an ihre Schwiegertochter Beatrix,[11] und an ihre Lieblingstochter Marie Christine, kurz und knapp: *Ich kann nicht mehr.*[12]

Diese Briefe an die engsten Vertrauten verraten aber nur die halbe Wahrheit. Tatsächlich resignierte die Kaiserin keineswegs, weder im psychologischen noch im politischen Sinne. Gegenüber Amtsträgern wie dem Feldmarschall Lacy gab sie sich eher robust: *Unkraut verdirbt nicht.*[13] Auswärtigen Besuchern gegenüber ließ sie sich ihre

Niedergeschlagenheit nicht anmerken; ihr persönliches Charisma entfaltete nach wie vor Wirkung. *Obwohl sie sehr fett ist, scheint sie überhaupt nicht davon belastet*, schrieb ihre englische Bewunderin Lady Coke, *sie hält sich außerordentlich gut, und ihre Erscheinung ist die edelste, die ich je gesehen habe: Es ist noch immer zu erkennen, dass ihr Züge früher extrem fein und regelmäßig waren, obwohl die Spuren der Blattern nie ganz verschwunden sind, etwas Röte ist geblieben. Es ist mehr Geist und Verstand [spirit and sense] in ihren*

Augen, als ich wohl je gesehen habe, und sie spricht mit der angenehmsten Stimme.[14] Auch ihr Arbeitspensum nahm keineswegs ab; ihr Tagesablauf blieb so straff durchgeplant wie eh und je; nur die Anlässe, zu denen sie in der Öffentlichkeit erschien, wurden immer weniger.[15] Umso mehr Sorgfalt und Geld investierte sie in die Ausgestaltung ihrer unmittelbaren Umgebung. Nicht zufällig zeigt ihr Witwenporträt von 1773 sie am Schreibtisch mit einem Plan von Schönbrunn in der Hand (Abb. 51).[16] Ihre

Bautätigkeit erhielt noch einmal neuen Schwung. Der *triste Winkel*, in den sie sich nach eigenen Worten verbannt fühlte, war tatsächlich das hellste und heiterste Lustschloss, das man sich denken kann. Schönbrunn, ihr Lieblings-Bauprojekt über viele Jahre, ließ sie trotz Lebensüberdruss und leerer Kassen in den 1770er Jahren noch einmal auf das Kostbarste neu ausgestalten. Der Hofarchitekt Hohenberg verwandelte den Garten mit Statuen, Wasserspielen und einer antiken Ruine nach neuestem Geschmack und krönte

die Hügelkuppe in der Sichtachse des Großen Parterres mit einem frühklassizistischen Kolonnadenbau, der Gloriette.[17] Die Appartements auf der Gartenseite des Schlosses, die Maria Theresia im Sommer als Salon, Schreib- und Schlafzimmer dienten, versah der böhmische Maler Johann Wenzel Bergl mit einer illusionistischen Rokoko-Landschaftsmalerei, die noch heute zu sehen ist: Papageien und Flamingos bewegen sich durch liebliche exotische Szenerien; Blumen- und Früchtegirlanden

ranken sich über Wände und Türen bis zur Decke; das Schlafzimmer erscheint wie ein lichtdurchfluteter barocker Gartenpavillon (Farbtafel 27).[18]

In ihren Briefen an die Kinder findet sich von dieser heiteren Stimmung nichts. Ihr einziger Trost im Diesseits, so versicherte Maria Theresia immer wieder, sei der Gedanke an das Wohlergehen der Kinder und Enkel. Sie beklagte die Leere und Einsamkeit in Wien und litt an dem Gedanken, ihre in der Ferne verheirateten Kinder womöglich nie wiederzusehen.[19]

Doch Besuchsreisen stand nicht nur ihre eigene physische Unbeweglichkeit entgegen, sondern auch die ungeschriebene zeremonielle Schranke des hohen Ranges, die es unangemessen erscheinen ließ, dass eine Herrscherin ihr eigenes Territorium verließ.[20] Eine Monarchin empfing andere bei sich, aber begab sich nicht zu anderen hinab.[21] Das galt nicht nur für die Kaiserin selbst, sondern ebenso für diejenigen Töchter, die in anderen Ländern Königinnen geworden waren, Marie Antoinette in

Frankreich und Carolina in Neapel-Sizilien. Deren Höfe erwarteten von ihnen ebenfalls, dass sie ihr Land nicht verließen.[22] Für die Kinder, die als Repräsentanten oder Regenten in den habsburgischen Ländern fungierten – Marie Christine in Ungarn, Ferdinand in Mailand, Leopold in der Toskana – war ein Besuch in Wien hingegen zumindest in zeremonieller Hinsicht kein Problem. Doch jede Hofreise war mit einem immensen Aufwand an Zeit, Geld, Personal und Logistik verbunden. Und das

wog noch vergleichsweise gering gegenüber den Hindernissen, die sich aus den persönlichen Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern ergaben. Trotz all dieser Schwierigkeiten war die Planung von Besuchen der Kinder eine Lieblingsbeschäftigung der alten Kaiserin.

Beispielsweise reisten Ferdinand und Beatrix im Sommer 1775 von Mailand nach Wien und wurden dort von Maria Theresia mit derart außerordentlichen Distinktionen bewirtet und gefeiert – man schätzte, *daß der Aufenthalt des*

Mayländer Hofes der Kaiserin über eine Million mittelst all der Praesenten und Festiviteten gekostet habe [23] –, dass die Berichte darüber vor Gehässigkeiten und Eifersüchteleien nur so brodelten. [24] Doch solche Besuche ließen der Mutter das Schloss anschließend doppelt trist erscheinen. Ihr Leid sei so lebhaft und die Leere so groß, schrieb sie der Schwiegertochter Beatrix, dass es sie ganz *grantig* mache, *terme Autrichien – ein österreichischer Ausdruck,* fügte sie hinzu.[25] Nach dem Besuch der *Ferdinandeischen*

im Sommer 1775, der sie belebt und aufgemuntert hatte, begann Maria Theresia mit dem Gedanken zu spielen, auch die anderen fernen Kinder wenigstens noch einmal im Leben wiederzusehen. Mit Marie Antoinette fasste sie ein gemeinsames Treffen an der Grenze zwischen Frankreich und den habsburgischen Niederlanden ins Auge, ließ aber diese kühne Idee angesichts der schier unüberwindlichen Schwierigkeiten einer so weiten Reise schon bald wieder fallen, ohne dass sie das Stadium konkreter Planung

erreicht hätte.[26] Zugleich kam im November 1775 der noch spektakulärere Gedanke auf, dass die Kinder und Enkel aus Florenz, Mailand und Neapel sich alle gleichzeitig in Görz, im äußersten Süden der Erbländer an der Grenze zur Republik Venedig, mit der Mutter und Joseph treffen sollten. Auch Marie Christine und ihr Mann Albert, ohnehin auf einer großen Reise unterwegs durch Italien, sollten dazukommen, und auf dem Rückweg wollte man sich dann noch mit Amalia von Parma in Triest treffen. Eine solche

Wiedervereinigung beinahe der ganzen Familie hatte es noch nie gegeben. Das Thema beherrschte monatelang die Korrespondenzen und wirft ein Schlaglicht auf die hochkomplizierten Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern. Es ging nämlich nicht nur um die Frage, wer wann wie wohin kommen sollte, sondern auch darum, wer die Idee dazu gehabt hatte und wer wem damit die größere Freude bereitete.

Joseph beanspruchte gegenüber Leopold die Urheberschaft an diesem Plan und zeigte sich

entschlossen, alle Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, obwohl er die Wankelmütigkeit seiner Mutter kenne; er habe die Idee absichtlich zunächst für sich behalten und abgewartet, dass der Wunsch der Kaiserin nach einem Wiedersehen mit den Töchtern immer stärker wurde, um sie dann damit zu überraschen.[27] Maria Theresia hingegen pries Beatrix und Marianne als *Hüterinnen, dépositaires*, dieses ihres geheimen Lieblingsprojekts.[28] Im März teilte Joseph seinem Bruder hochgestimmt mit, die Reise sei

beschlossen und der Aufbruch für den 23. April 1776 festgelegt. Es habe ihn große Überzeugungskraft gekostet, seiner Mutter ihre Ängste auszureden, die leider von Dritten geschürt würden. Das Treffen sei zwar kurzfristig, aber Leopold solle sich keine Sorgen machen, alle Probleme seien überwindbar. Es gehe ihm nur darum, schrieb er, den Bruder und die Mutter glücklich und alle Welt *zufrieden zu sehen, die Reise zu meiner eigenen Befriedigung zu genießen und mich auch noch den Urheber davon nennen* zu dürfen.[29]

Doch Maria Theresias Briefe klangen nun anders als zuvor. Gegenüber Marie Christine, die sich schon in Italien aufhielt, malte sie die Beschwerlichkeiten und Gefahren aus, die sie in Kauf nehmen müsse: *Ich bin gegen meine Überzeugung der Aufforderung zu dieser Reise gefolgt. […] Ich bringe dieses Opfer, das nicht gering ist, dem Kaiser, Leopold und Euch.*[30] Wenig später schrieb sie, nun gebe es Probleme von Seiten Leopolds und seiner Frau, die ganze Sache sei gefährdet; sie habe es ja von Anfang an gewusst, überlasse sich

aber völlig dem Willen des Kaisers. Kaunitz habe gerade wieder gedroht, sein Amt niederzulegen, weil er dauernd Widerständen und Erniedrigungen (unausgesprochen: durch Joseph) ausgesetzt sei, wenn sie ihn verliere, werde sie sich überhaupt nicht vom Fleck rühren. Überhaupt gebe ihr zu denken, dass der Kaiser so unerklärlich hohen Wert auf diese Reise lege. Andererseits gehe es ihr wie einem Kind: *Nachdem die Sache einmal entschieden ist, kann ich den Moment kaum erwarten.* Alle litten angeblich unter diesem Entschluss:

Marianne sei vor Aufregung wieder einmal krank geworden; Elisabeth weine und bete die ganze Zeit, wie es ihre Art sei. Im Geheimen vertraute sie Marie Christine auch die Vermutung an, dass die Familien aus Florenz und Neapel sich gar nicht gut verständen und gegenseitig misstrauten. Sehr unangenehm sei schließlich das Zusammentreffen mit Amalia von Parma, während Carolina von Neapel sich die Reise von ihrem Schwiegervater hatte verbieten lassen müssen; man werde ihr, der Kaiserin, vorwerfen, dass sie sich

nicht hartnäckiger um das Einverständnis des spanischen Königs auch für Carolina bemüht habe.[31] Überhaupt bringe das Ganze ihr so viele Ungelegenheiten, als ginge es nicht nach Görz, sondern nach Amerika.[32] Das alles klang nicht nach großer Vorfreude. Wenig später beteuerte sie dagegen wiederum: *Ich gestehe, die Idee der Reise macht mir große Freude, ich fürchte nur ein bisschen um mein Alter und meine Kraft.*[33] Sie habe zwar schweren Husten und Fieber, wolle aber die Reise auf keinen Fall verzögern,

könne sie gar nicht erwarten und sehe ihr mit unendlichem Vergnügen entgegen.[34]

Am 1. April 1776 waren die zahlreichen Bagagewagen mit der Dienerschaft und dem Gepäck von Küche und Keller vorausgeschickt worden, denn so schlicht und *bourgeoisement,* wie Joseph es sich vorgestellt hatte, ließ sich das Ganze dann doch nicht gestalten. Mitte April klagte Marie Theresia über quälende Kopfschmerzen, auch dem Kaiser gehe es schlecht, man müsse die Reise um zehn Tage verschieben.[35] Joseph hingegen

beruhigte seinen Bruder, sie sei gar nicht krank, man habe ihr das nur in den Kopf gesetzt. Sie fürchte zu sterben, wolle aber trotzdem aufbrechen; das sei alles völlig unerklärlich.[36] Am 18. April schrieb sie an Marie Christine, wenn man die Reise jetzt noch weiter aufschiebe, werde es wegen der zu erwartenden Sommerhitze zu spät. Sie gab sich tapfer und zu allem entschlossen: *Ich tue alles in der Welt, um keinen Aufschub zu verursachen, was ja auch gar nicht meine Idee war; ich hätte genug Freunde, die mir einen Vorwand*

liefern würden, wozu ich aber nicht imstande bin; ich würde diese unmögliche Sache [la gageure] aufrechterhalten, koste es, was es wolle; […] Basta! Diese drei Monate werden vorübergehen wie andere auch. [37] Am 22. April beteuerte sie, sie sei schon wieder gesund, aber noch sehr schwach und schone sich für die bevorstehende Reise. [38] Zwei Tage später war Joseph die unablässigen zwiespältigen Botschaften offenbar leid. Er forderte seine Mutter auf – wie immer formvollendet schriftlich, obwohl beide sich in

Wien aufhielten – zu entscheiden, ob sie nun nach Görz fahren wolle oder nicht; er habe Verständnis, wenn sie die Fahrt absage, und werde ihre Entscheidung in jedem Fall respektieren.[39] Sie rief ihn zu sich; es kam zu einer heftigen persönlichen Unterredung, in deren Verlauf die Entscheidung fiel, die Reise ganz zu unterlassen.[40] Anschließend teilte die Kaiserin den Kindern in Italien in Ausdrücken größter Enttäuschung mit, dass Joseph die Reise abgesagt habe, aus Rücksicht auf ihre Gesundheit und auf den

allgemeinen öffentlichen Protest. [41] Gegenüber Marie Christine gab sie sich tiefer Zerknirschung und schweren Selbstvorwürfen hin. Jetzt erst werde ihr klar, wie sehr sie schon immer an diesem wunderbaren Plan gehangen habe: *Ich bin untröstlich; und obwohl ich mich lange dagegen gewehrt habe, hatte ich doch im Grunde meines Herzens immer das lebhafte Verlangen, dieses Projekt zu realisieren.* [42] Sie sei verzweifelt angesichts der Aussicht, ihre Kinder nun nie mehr sehen zu können, und das aus eigener Schuld: *Ich*

gehöre nicht mehr auf meinen Platz; ich bin es, die alles verdirbt.[43] Gegenüber den anderen Kindern suchte sie dagegen den Eindruck zu erwecken, nicht ihr sei das Misslingen des Plans zuzuschreiben, sondern Joseph und der Öffentlichkeit, deren Opfer sie nun sei. Diese Deutung setzte sich offenbar durch; Leopold jedenfalls war der Ansicht, in Wahrheit habe Joseph das Treffen vereitelt.[44] Zugleich betrieb Maria Theresia indessen schon einen neuen Plan. Sie ließ Marie Christine den Wunsch lancieren, dass Leopold

und seine Frau ihrerseits nach Wien kommen sollten, wobei sie größten Wert darauf legte, dass das nicht als ihre Idee erschien. Einerseits sollte Leopold seine Mutter aus eigenem, freiem Antrieb besuchen; andererseits ließ sie keinen Zweifel daran, dass ihr geheimer Wunsch auf keinen Fall ausgeschlagen werden durfte: Sie werde keine Ruhe mehr finden, wenn sie ihn nicht wiedersehe.[45] Wie nicht anders zu erwarten, fügten sich Leopold und seine Gattin, wenn auch widerwillig, dem Wunsch der Mutter, gaben

sich dabei aber den Anschein vollkommener Freiwilligkeit.[46]

Die Görz-Episode fängt die Atmosphäre zwischen Maria Theresia und ihren erwachsenen Kindern wie in einem Brennglas ein. Nicht alle Rollen, die die Beteiligten in diesem Reisedrama voreinander aufführten, sind genau rekonstruierbar, weil nicht alle Korrespondenzen erhalten sind. Doch beim Vergleich der Briefe Maria Theresias an Marie Christine und das Mailänder Paar einerseits, Josephs an Leopold andererseits lässt sich das immergleiche Muster

erkennen, das sich in wichtigeren politischen Fragen fatal auswirkte. Die Mutter misstraute den Absichten Josephs, Joseph den Absichten der Mutter. Sie legte sich nicht fest, wich missliebigen Entscheidungen aus und sprach mit gespaltener Zunge. Stets sah sie sich als diejenige, die den anderen ein Opfer brachte – zuerst wegen der Reise, dann wegen des Verzichts auf die Reise –, während sie zugleich die Fäden zog und die Kinder in ihrem Sinne zu manipulieren suchte. Vor allem Marie Christine diente ihr als

Instrument, den mütterlichen Willen durchzusetzen, was diese bei ihren Geschwistern besonders unbeliebt machte.[47] Wer als Verlierer von der Bühne ging, war Joseph: Er scheiterte nicht nur mit seinem Plan, sondern wurde von den anderen auch noch für dieses Scheitern verantwortlich gemacht. Unglücklich, so scheint es, waren am Ende alle.

Alter Ego Marie Christine

Maria Theresias persönlicher

Bewegungsradius wurde im Laufe ihres Lebens immer kleiner. Wenn sie die Hofburg verließ, dann um für die Frühjahrssaison nach Laxenburg und von dort für den Sommer nach Schönbrunn überzusiedeln, was nicht mehr als eine Stunde Kutschfahrt in Anspruch nahm. Selbst nach Laxenburg fahre sie nur noch Joseph zuliebe, vertraute sie Dritten an, während Joseph seinerseits es dort zum Sterben langweilig fand.[48] Aufwendige Hofreisen, wie sie sie in den früheren Jahren gemacht hatte, um

nach traditioneller Art die eigene Herrschaft oder die ihres Gatten zu zelebrieren und sich von den Ständen des Landes huldigen zu lassen, wie in Florenz, Prag, Innsbruck oder gar Frankfurt, lagen ohnehin lange hinter ihr. Allenfalls begab sie sich noch hin und wieder zu einer Truppenschau in die nähere Umgebung, doch schon die wenigen Meilen nach Mödling waren ihr zu weit.[49] Nur für Besuche bei Marie Christine und Albert in Schlosshof oder Pressburg nahm sie die Beschwerlichkeiten des Reisens

jederzeit auf sich. Noch in ihrem letzten Lebensjahr fuhr sie mehrmals für ein paar Tage dorthin.[50]

Marie Christine, *la Marie, Mimi* oder *Mimerl*, das fünfte Kind, spielte eine völlig andere Rolle als alle ihre Geschwister (Farbtafel 28). Sie war am 13. Mai 1742, dem 25. Geburtstag ihrer Mutter, zur Welt gekommen, und Maria Theresia behandelte sie in vieler Hinsicht wie ihr eigenes Alter Ego.[51] Marie war das einzige Kind, über das sie in ihren Briefen niemals ein kritisches oder gar

geringschätziges Wort fallen ließ. Unter den Kindern fiel Marie als besonders lebhaft, dominant und eigensinnig auf; zudem war sie klug und musisch wie sprachlich hochbegabt, lauter Eigenschaften, die sie mit ihrer Mutter gemeinsam hatte. Sie weckte nicht nur die exaltierte Zuneigung ihrer Schwägerin Isabella; man sagte ihr auch eine Affäre mit dem als Libertin berüchtigten Prinzen Ludwig Eugen von Württemberg nach. Was es auch immer damit auf sich hatte, die Kaiserin hielt es jedenfalls für angezeigt, den

Prinzen vom Hof zu verbannen. [52]

Maria Theresia scheint sich in dieser Tochter selbst wiedererkannt zu haben. Es ist nicht zu übersehen, dass die Lebensumstände der beiden sich in einigen signifikanten Punkten ähnelten. Auch Marie Christine heiratete einen Mann, der in der Adelshierarchie unter ihr stand und dem sie lebenslang herzlich zugetan war: Albert Kasimir (1738–1822), den sechsten Sohn des Kurfürsten Friedrich August II. von Sachsen und Königs von Polen, ein fast mittelloser

Prinz ohne jede Aussicht auf das väterliche Erbe, die Kurfürstenwürde, geschweige denn auf die polnische Königskrone, für eine Habsburgerin also eine Missheirat. Zusammen mit seinem Bruder Clemens war er 1760 zum ersten Mal an den Wiener Hof gekommen, hatte dann als kaiserlicher Feldmarschall-Leutnant im Siebenjährigen Krieg gedient und nach seiner Rückkehr die Zuneigung Marie Christines gewonnen. Von da an förderte die Mutter diese Beziehung in absolut ungewöhnlicher Weise, und zwar

hinter dem Rücken und gegen die Absichten ihres Gatten. Franz Stephan plante nämlich zum Entsetzen der Betroffenen, Marie Christine mit Benedikt von Chablais, dem Sohn seiner Schwester, der Königin von Sardinien, zu verheiraten, und lud den jungen Mann schon einmal zum Kennenlernen nach Innsbruck zur Hochzeitsfeier Leopolds ein. In dieser Lage nahm sich Maria Theresia der Sache ihrer Tochter mit einer Empathie an, von der kein anderes ihrer Kinder je hatte träumen dürfen. Sie agierte als

engste Freundin und geheime Verbündete gegen das *Komplott der Gegenpartei* und versicherte die Tochter schriftlich ihrer treuen Komplizenschaft. Offener Widerstand gegen den Gatten und Vater kam allerdings nicht in Frage. Deshalb riet sie der Tochter, sich ganz auf sie, die Mutter, zu verlassen, die unter dem Gerede des Kaisers, dem Neid der übrigen Familie, dem Klatsch in der Stadt genauso sehr leide, sich aber von ihrer Verbundenheit mit dem Prinzen Albert, ihrem *protégé,* durch niemanden abbringen lasse.

Man müsse allerdings sehr vorsichtig und sachte vorgehen, warnte sie; Marie solle mit niemandem über die Sache sprechen und sich unterdessen durch tausend Gefälligkeiten die Zuneigung ihres Vaters sichern. [53] Zugleich wirkte sie darauf hin, dass die förmlichen Heiratsverhandlungen der Gegenpartei, die Kaunitz im Auftrag des Kaisers führte, in die Länge gezogen wurden, um Zeit zu gewinnen.

Der konspirative Beistand der Mutter war allerdings schon bald

nicht mehr nötig, denn Franz Stephan starb bekanntlich 1765 in Innsbruck während der Hochzeitsfeierlichkeiten. Damit war der Weg frei für eine *mariage par inclination*, eine romantische Liebesheirat, wie sie im Buche stand. Über die Standesnormen und die Einwände ihrer Minister setzte sich Maria Theresia souverän hinweg. Khevenhüller vertraute seinem Tagebuch an, dass sie den Entschluss für den Prinzen Albert *lediglich aus eigener Bewegnus und persöhnlicher Neigung für disen jungen Herrn, ohne der Conferenz*

Vorwissen, ja, wie sie selbsten zu bekennen geruhet, wider die von dero Ministres dissfahls bei Gelegenheit geäusserte Mainung genohmen haben, worzu freilich auch die vorzügliche Tendresse gegen die dero Frau Dochter und die von selber (jedoch mit aller Décence und Bescheidenheit) bezeigte Inclination für den Prinzen ein villes mit beigetragen; wie sie dann selbsten sehr gutt anerkennet und sich sowohl gegen mich als die übrige Ministers ganz offenherzig verlauten lassen, daß diese Verbindnus nach denen Staats-Maximen nicht die

anständigste wäre, und […] für eine Bettelhochzeit anzusehen wäre. [54] Eine Frau, die unter ihrem Stand heiratete, bezahlte das normalerweise mit dem Verlust ihres Herkunftsstatus. Doch in diesem Falle wurde – wie bei Maria Theresia selbst – dafür gesorgt, dass Marie Christine ihren hohen Geburtsrang in der Ehe beibehielt und sich weiterhin Erzherzogin von Österreich nennen durfte, gegen das herrschende Eherecht, wonach die Frau ihrem Mann im Stand folgte. Dass in diesem Fall der hohe Rang der Braut wichtiger war als

ihr inferiores Geschlecht, wurde im Ehevertrag vom 5. April 1765 ausdrücklich festgeschrieben. Darin ging es nicht allein um die Erhaltung von Stand, Namen, Titel und Wappen, sondern auch um ein sehr großes Vermögen. Marie Christine erhielt von ihrer Mutter eine Ausstattung in nie dagewesener Höhe, die nicht ohne Grund vor den anderen Kindern geheim gehalten wurde: Neben Juwelen, Silbergeschirr, Kleidern, dem üblichen Brautschatz von 100.000 Gulden sowie jährlichem *Hand- oder Spielgeld* waren das die

Herrschaften Mannersdorf und Altenburg, dazu Obligationen und Bargeld in Höhe von über 666.821 Gulden, alles in allem ein Vermögen, das mehr als vier Millionen Gulden betrug – das war die Hälfte des Fonds, der insgesamt für die Versorgung sämtlicher Kinder vorgesehen war.[55] Albert erhielt seinerseits reiche Juwelengeschenke, wurde zum Feldmarschall ernannt und in den Vlies- und den Stephansorden aufgenommen. Anders als sonst üblich zog das Paar nach der Heirat nicht etwa an den

elterlichen Hof des Bräutigams nach Dresden, sondern in die königliche Residenz nach Pressburg; daneben wurde ihnen das ehemalige Palais Tarouca in Wien zur Verfügung gestellt, wo sich bis heute die von ihnen begründete bedeutende Graphische Sammlung befindet.[56] Bis in die Details arrangierte Maria Theresia alles so, wie es im Fall ihrer eigenen Heirat gewesen war. Damit Albert nicht ganz ohne Titel und Territorium dastand, belehnte sie das Paar mit dem Herzogtum Teschen, einem kleinen

böhmischen Lehen, das zuvor Franz Stephan innegehabt hatte. [57] Sie machte Albert zum Statthalter von Ungarn, verlieh ihm also dasselbe Amt, das Franz Stephan seinerzeit von Karl VI. verliehen bekommen hatte, in dem Land, das ihr nach eigener Aussage am meisten von allen am Herzen lag. In der Zeit vor der Hochzeit schickten Marie und Albert einander zwischen Wien und Pressburg empfindsame Briefe hin und her, so wie es auch Maria Theresia und Franz Stephan in ihrer Brautzeit getan hatten. Ja,

die Mutter stellte dem Paar sogar ihre ehemaligen ehelichen Appartements in der Hofburg zur Verfügung, nachdem sie selbst daraus ausgezogen war.[58] Sie riet ihrer Tochter, den Gatten die eigene überlegene Stellung nicht spüren zu lassen, so wie sie selbst es immer gehalten zu haben glaubte,[59] und bezeichnete Albert als *Votre cher Alten*, so wie sie selbst Franz Stephan freundschaftlich-ironisch mit *mon cher Alter* angeredet hatte.[60] An die Gräfin Enzenberg schrieb sie: *Es ist mir ein Vergnügen, die beiden*

Eheleute zusammen zu sehen, wenn ich denn überhaupt noch etwas genießen kann; sie erinnern mich oft an meine früheren Freuden.[61] Nach dem Zeugnis Alberts soll sie noch auf dem Sterbebett gesagt haben, nichts sei je ein so reiner Quell der Freude für sie gewesen wie diese Heirat, die sie gestiftet hatte.[62] Kurzum: Die Umstände von Maries Ehe waren in vieler Hinsicht eine nostalgische Re-Inszenierung der Ehe ihrer Mutter. Den anderen Kindern blieb die Vorzugsbehandlung selbstverständlich nicht verborgen:

Für die Maria und für den Prinzen Albert hegt sie größte Zärtlichkeit und Vertrauen, diese machen mit der Kaiserin, was sie wollen, sie erhalten ununterbrochen Gnadenerweise und dieselbe kann ohne sie nicht sein. [63] Ein ausländischer Beobachter sagte es noch deutlicher: *[they] drain her prodigiously – sie schröpfen sie ungeheuerlich.* [64]

Doch nicht alles fügte sich nach ihren Wünschen. Nach der überaus schweren Geburt einer Tochter, die am ersten Tag starb, bekam Marie Christine nie wieder ein Kind, während Carolina, Ferdinands

Gattin Beatrix und vor allem Leopolds Frau Ludovica der Kaiserin Jahr für Jahr neue Enkel bescherten. Und so liebevoll die Ehe von Marie und Albert in ihren gegenseitigen Briefen zelebriert und so innig Albert die Erinnerung daran in seinen Memoiren pflegte, [65] so erbittert wurde die Lieblingstochter von fast allen anderen Geschwistern gehasst. Leopold notierte in sein geheimes Tagebuch von 1778/79 in unzähligen Wiederholungen dasselbe Motiv: Marie habe es verstanden, vollkommene Macht

über die Mutter zu gewinnen; die Kaiserin sei ganz von ihr abhängig und erfülle ihr jeden Wunsch, um sie nicht zu verstimmen. Dass wisse Marie zu nutzen: *Sie hält sich in der Öffentlichkeit darauf sehr viel zugute, behandelt alle von oben herab, droht allen, bei der Kaiserin etwas zu sagen oder zu tun, mischt sich in alle Geschäfte, macht sich wichtig und vergibt ihre Protektion, verspricht und vermittelt Anstellungen, Pensionen und Gnadengeschenke*. Dennoch sei sie *allgemein verhasst und gefürchtet*, sowohl in der Familie als auch im Lande und insbesondere bei den

Ungarn; *alle reden schlecht von ihr*. Sie habe es aufs Geld abgesehen, besitze ohnehin die üppigste Versorgung, lasse sich unentwegt von der Kaiserin Geschenke machen, lebe auf deren Kosten, gebe selbst nichts aus und sammele immer noch mehr Ersparnisse. Schließlich und vor allem: Sie säe überall Hass, Zwietracht und Eifersucht und stachele die Kaiserin immerfort gegen ihren Sohn, den Kaiser, auf.[66] Das waren klassische Topoi der Kritik am Favoriten, Standardelemente traditioneller Hofkritik. Denn

Marie erfüllte ein strukturelles Muster. Sie war die Nächste am Ohr der alten Monarchin, diejenige, die all ihr Vertrauen zu monopolisieren und all ihre Gunst zu kanalisieren vermocht hatte und diese Position nach Willkür im eigenen Interesse nutzte. Damit war sie nahezu zwangsläufig diejenige, die Hass, Schmeichelei und Unterwürfigkeit aller anderen auf sich zog. Zu dieser privilegierten Position hatte ihr vermutlich nicht nur der Umstand verholfen, dass die alte Kaiserin in ihr das eigene verlorene

Lebensglück gespiegelt sah, sondern auch ihr persönliches Geschick, sich in die Mutter hineinzuversetzen und ihren Erwartungen perfekt zu entsprechen. Bei alldem erwies sie sich als erfolgreiche Schülerin der verstorbenen Isabella, die ihr in ihrem ‹Rat an Marie› ja präzise beschrieben hatte, was sie tun müsse, um genau diese Favoritenposition einzunehmen. [67] Dass Leopold mit seiner Diagnose bei aller hasserfüllten Verzerrung gleichwohl nicht ganz falsch lag, zeigen umgekehrt Maria

Theresias Briefe an Marie, in denen sie die Lieblingstochter als Kommunikationskanal zu den Geschwistern benutzte, allerdings ohne zu merken, dass Marie Christine dabei durchaus ihre eigene Agenda verfolgte.[68]

Maria Theresia hatte Marie Christine nicht nur neben Albert zu ihrer Repräsentantin in Ungarn gemacht, sondern auch als zukünftige Gouverneurin der Niederlande vorgesehen – in diesem Fall sogar nur sie allein, während Albert dort als Prinzgemahl fungieren sollte. Als

Karl von Lothringen im August 1780 starb, trat Marie Christine an seine Stelle.[69] Auch damit erfüllte sie ein altes Muster. Die Habsburger übten ihre Herrschaft über entfernte Territorien aus, indem sie sich zum einen bevollmächtigter Minister, *plenipotentiarii*, für das Alltagsgeschäft und zum anderen nächster Familienmitglieder als Repräsentanten ihrer eigenen Person und der Dynastie als Ganzer bedienten. Das Allerhöchste Erzhaus war ja die einzige Klammer, die das heterogene

Länderbündel zusammenhielt – keine gemeinsamen Behörden, keine einheitlichen Gesetze, kein gemeinsamer höchster Gerichtshof, keine gemeinsame Krone, nicht einmal ein gemeinsamer Name. Viele ihrer Länder hatte Maria Theresia nie betreten, Siebenbürgen zum Beispiel, das Banat, Istrien, Mailand oder Galizien. Auch in die ‹Spanischen› Niederlande, die zusammen mit der Lombardei vom riesigen spanischen Erbe der Habsburger allein übrig geblieben waren, setzte Maria Theresia zeitlebens niemals

einen Fuß, und die Volkssprache sprach sie nicht. Sie hatte das Land nicht einmal betreten, als sie 1744 feierlich als Gräfin von Flandern inauguriert worden war und *per procuratorem* die alten Rechte und Freiheiten der Stände beschworen hatte.[70] Es gab zwar einige niederländische Adelige im kaiserlichen Dienst, die Familien Ligne oder Arenberg etwa, darunter auch einzelne Vertraute wie die Marquise d'Herzelles.[71] Im Übrigen waren die Niederlande auf Maria Theresias mentaler Landkarte aber ein ziemlich blinder

Fleck; es sind kaum Äußerungen von ihr dazu überliefert.[72] Die Regierung überließ sie dem niederländischen Departement in Wien, das 1757 den alten ‹Höchsten Rat› abgelöst hatte und Kaunitz' Staatskanzlei unterstellt war, und dem bevollmächtigten Minister in Brüssel. Seit 1753 war das Karl Philipp Graf Cobenzl, ein Protégé von Kaunitz; beide regierten in enger gegenseitiger Abstimmung an dem Statthalter Karl von Lothringen vorbei, der sich seinerseits gern auf das verschwenderische höfische

Repräsentieren konzentrierte. Im Zusammenhang mit dem großen Bündniswechsel 1756 waren die Habsburgischen Niederlande Spielmaterial für Kaunitz' Pläne; und auch wenn Maria Theresia am Ende nicht bereit war, das Land im Tausch gegen Bayern herzugeben, so zeigt doch allein die Tatsache, dass so etwas in Erwägung gezogen wurde, wie sehr das Territorium als bloßes Objekt eines leidenschaftslosen Kosten-Nutzen-Kalküls behandelt wurde, als Finanzquelle und Verfügungsmasse. Solange die Ressourcen dieses

wohlhabenden Landes reichlich flossen und solange ausreichend Truppen zur Verfügung gestellt wurden, war man in Wien gern bereit, die alten Rechte und Freiheiten zu respektieren. In diesem Sinne ermahnte die Kaiserin ihren Sohn noch kurz vor ihrem Tod, die Verfassung und Regierungsweise der Niederlande nicht anzutasten: *Das ist unser einzig glückliches Land, und es versorgt uns mit so vielen Ressourcen. Ihr wisst, wie sehr diese Leute an ihren alten, ja auch lächerlichen Vorurteilen hängen, doch*

sie sind gehorsam und anhänglich und tragen viel mehr zu den Steuern bei als unsere so ausgedehnten und unzufriedenen deutschen Länder! Was will man mehr?[73] Joseph hielt sich bekanntlich nicht an diesen Rat. Wenige Jahre nach dem Tod seiner Mutter kam es in Brabant zu einer Revolte der privilegierten Stände, die unter dem Einfluss der Revolution in Frankreich in einen Umsturz der alten Ordnung umschlug und der auch die Statthalterschaft Marie Christines zum Opfer fiel.[74]

Mustersöhne, Musterstaaten

Bevorzugter Gegenstand der dynastischen Konkurrenz zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon war die italienische Halbinsel, und das seit Jahrhunderten. Das reiche Herzogtum Mailand hatte Karl VI. im Frieden von Utrecht 1714 als Teil des Spanischen Erbes für das Haus Österreich behaupten können. Die Toskana war 1738 im Tausch gegen Lothringen hinzugekommen. Dagegen hatte Karl VI. das Königreich Neapel-Sizilien, das die ganze Südhälfte

des Stiefels unterhalb des Kirchenstaats umfasste, in Folge des Polnischen Erbfolgekrieges 1735 an die Bourbonen herausgeben müssen, allerdings unter der Bedingung, dass das Land nicht mit dem Königreich Spanien vereinigt werde. Und im Frieden von Aachen 1748 hatte Maria Theresia das kleine oberitalienische Herzogtum Parma ebenfalls an eine Nebenlinie des Hauses Bourbon abtreten müssen.[75] Die Verhältnisse waren immer höchst instabil gewesen; in militärischen Konflikten waren die italienischen

Territorien traditionell als dynastische Verfügungsmasse behandelt worden. Doch seit dem großen Wechsel des Bündnissystems 1756, das die spanischen und französischen Bourbonen mit den Habsburgern zusammengeführt hatte, weil sie so den gefährlicheren Feinden England und Preußen besser die Stirn zu bieten hofften, hatte sich das geändert. Es lag nun im Interesse der drei Häuser, die Verhältnisse durch ein dichtgewebtes heiratspolitisches Netz zu stabilisieren. So konnte

Maria Theresia zwei ihrer Töchter in Italien als Ehefrauen platzieren: Carolina wurde 1768 die Gattin König Ferdinands IV. von Neapel, Amalia 1769 die Gattin des Herzogs von Parma.[76] Die spektakuläre Krönung ihrer gesamten Heiratspolitik und der Schlussstein des Bündnissystems war schließlich 1770 die Heirat der jüngsten Tochter Maria Antonia mit dem zukünftigen König von Frankreich. Die Wiener Politik verfügte damit in Europa über ein Geflecht abgestufter politischer Einflussmöglichkeiten, die alle auf

Verwandtschaft beruhten. Damit dieser Einfluss auch tatsächlich geltend gemacht werden konnte, bedurfte es allerdings reibungsloser Kommunikationswege und einer klaren Unterordnung unter die Matriarchin in Wien. Das dynastische System konnte nach den Vorstellungen Maria Theresias nur funktionieren, wenn ihre Söhne und Töchter ebenso wie ihre Minister in der Ferne sich als zuverlässige Instrumente ihres Willens gebrauchen ließen. Das allerdings war, wenn überhaupt, nur in äußerst unvollständiger

Weise der Fall.

Maria Theresia hatte erhebliche Vorbehalte gegenüber den Italienern. Sie schickte ihre Söhne und Töchter in ein Land, dem sie wenig Sympathie entgegenbrachte. Auf der großen Huldigungsreise mit Franz Stephan nach Florenz 1738 hatte sie die Toskana mit eigenen Augen kennengelernt, danach aber nie mehr die Alpen überquert. Immerhin beherrschte sie die *welsche*, genauer gesagt: die toskanische Sprache; italienische Adelsfamilien waren mit dem Wiener Hof verbunden und

bekleideten dort mehr oder weniger hohe Ämter. Trotzdem war Maria Theresias Bild in erstaunlichem Maße von den gängigen Nationalstereotypen geprägt. Italiener galten jenseits der Alpen als unseriös und leichtlebig, entweder heuchlerisch oder gottlos. In der deutschen Aufklärungspublizistik konnte man damals lesen: *Die letzten zwo Jahrhunderte schickte uns Italien Atheisten, Machiavelle, welsche Sünden und Jesuiten; das Gute und Schlechte, was wir noch von dannen bekommen, sind Citronen,*

Pomeranzen, Macaroni, Reliquien, Genueser Lotto, Castraten und Päbstliche Nuntien.[77] Die Kaiserin war überzeugt, die Italiener seien notorisch unzuverlässig und schwatzhaft, neigten zu Falschheit und Schmeichelei, seien anfälliger als andere für Günstlingseinfluss, Eifersucht und Intrigen.[78] Die Söhne und Töchter, die sie nach Italien schickte, trafen dort allerdings jeweils sehr verschiedene Verhältnisse an, sahen sich verschiedenen Herausforderungen gegenüber und wurden damit auf sehr

verschiedene Weise fertig. Allen gemeinsam war nur das Bemühen der Mutter, sie aus der Ferne unter Kontrolle zu halten.

Die größte formale Unabhängigkeit besaß Leopold, der 1765 im Alter von achtzehn Jahren als Erbe seines Vaters die Herrschaft im Großherzogtum Toskana antrat.[79] Das Land hatte den Status einer selbstständigen Sekundogenitur des Hauses Habsburg-Lothringen; es sollte nicht mit den anderen Erbländern vereinigt werden. Leopold war daher ein Souverän;

er residierte mit seiner Gattin Ludovica (oder Louise) im Palazzo Vecchio in Florenz als Großherzog, nicht als bloßer Statthalter.[80] Allerdings schuldete er als jüngerer Sohn sowohl der Mutter als auch dem älteren Bruder Gehorsam. Das führte gleich zu Beginn seiner Regentschaft zu einem schweren Konflikt um das väterliche Testament, den Joseph für sich entschied, indem er das von den toskanischen Untertanen abgeschöpfte Barvermögen Franz Stephans der Wiener Staatskasse zuführte.[81] Die Kaiserin

beteuerte zwar, sie werde sich selbstverständlich nicht in die inneren Angelegenheiten der Toskana einmischen, dürfe aber erwarten, über alles informiert zu werden, um ihrem Sohn nützlich sein zu können. Mit anderen Worten: Leopold sollte zwar stets in Wien um Rat fragen und nichts allein entscheiden, das aber formal als freiwillige Konsultation ausgeben.[82] Zudem amtierte Graf Botta Adorno, der schon für Franz Stephan die Geschäfte geführt hatte, nach wie vor als leitender Minister. Zusätzlich gab Maria

Theresia ihrem Sohn dessen ehemaligen Ayo Franz Graf Thurn als Aufseher mit auf den Weg, den sie kurz zuvor noch mit einer ihr besonders nahestehenden Kammerfrau verheiratet hatte, um auch über die Großherzogin Ludovica stets unterrichtet zu sein. Thurn kam allerdings seiner lückenlosen Berichtspflicht nicht zügig genug nach, wofür er sofort aufs Schärfste zurechtgewiesen wurde. Als er wenig später plötzlich starb, vermutete man, die seelische Erschütterung über den schroffen kaiserlichen Tadel habe

ihn umgebracht – was symptomatisch ist für die Macht, die man Maria Theresia zuschrieb. [83] Nachfolger als Kontrolleur im Dienste der Mutter und Obersthofmeister wurde 1766 Franz Graf Rosenberg, der ihr ganzes Vertrauen besaß und den sie deshalb mehrfach in heiklen familiären Missionen einsetzte. Obwohl Rosenberg ihr in den folgenden Jahren akribisch Bericht erstattete und nicht müde wurde, Leopolds Klugheit, Umsicht und Urteilsfähigkeit zu loben, dauerte es Jahre, bis die mütterliche

Meinung über den Sohn sich besserte und ihr Misstrauen langsam nachließ.

Leopold vermochte sich auf die Dauer besser als alle anderen Kinder der Fernsteuerung aus Wien zu entziehen. Seit 1771 regierte er allein, ohne einen leitenden Minister aus Wien. Ausgerechnet er, der Verschlossene, an dessen Charakter Maria Theresia so große Zweifel gehabt hatte,[84] entwickelte sich zum erfolgreichsten unter all ihren Kindern, und zwar nicht nur im Urteil späterer Historiker, sondern

auch in der Sicht der Zeitgenossen und allmählich sogar in den Augen seiner strengen Mutter selbst. Für sie war vor allem vorbildlich, dass er und seine Gattin Ludovica ihr Jahr für Jahr ein neues Enkelkind bescherten. Das Paar hatte insgesamt sechzehn Kinder; zwölf davon kamen zu Lebzeiten ihrer Großmutter zur Welt, vierzehn überlebten das Kindesalter und – ‹besonders erfreulich› – nur vier waren Mädchen. Das entlastete Maria Theresia nach und nach zunehmend von der Sorge um den Fortbestand des Hauses. Leopolds

erster Sohn Franz (geb. 1768) wurde 1792 Kaiser des Römisch-deutschen Reiches; er war derjenige, der sich seit 1804 Kaiser von Österreich nannte und 1806 unter dem Druck Napoleons die Reichskrone niederlegte, womit das Alte Reich aufhörte zu existieren. Im Wettbewerb um die größte Fruchtbarkeit wurde Ludovica den anderen (Schwieger-)Töchtern stets als leuchtendes Beispiel vorgehalten: *Die Großherzogin lässt nichts zu wünschen übrig hinsichtlich Fruchtbarkeit und glücklicher Schwangerschaft.*[85] Sie machte

alles richtig, schonte sich, schlief lange und verzichtete auf gefährliche Leibesübungen aller Art, während die anderen Töchter sich in diesen Punkten ständig Vorhaltungen machen lassen mussten.

Leopold war aber nicht nur wegen seiner besonderen Zeugungsfähigkeit ein Ausnahmefall. Er entpuppte sich nicht nur als Mustergatte, sondern auch als Musterherrscher.[86] Ernsthaft und ordentlich, systematisch und konsequent, streng zu sich selbst und anderen,

gehörte er zu denjenigen in seiner Generation, die ein neues Verständnis von den Regentenpflichten besaßen und ihr Amt ungewöhnlich ernst nahmen. Leopold war von dem Naturrechtler Karl Anton von Martini unterrichtet worden und hatte sich dessen vertragstheoretisches Staatskonzept zu eigen gemacht. Nicht an der Dynastie, sondern an der *societas civilis*, der Staatsbürgergesellschaft, war sein Regierungshandeln orientiert; und nicht an der Tradition, sondern an

der Zukunft richtete er sich aus. Die Toskana, die 1765 gerade von einer schweren Hungersnot heimgesucht worden war, wurde zum blühenden Musterland moderner physiokratischer Wirtschaftspolitik. Hier, in diesem vergleichsweise überschaubaren Territorium, realisierte Leopold, was der von allen Seiten eingeschränkte Kaiser und Mitregent Joseph im Reich und den Erbländern nicht realisieren konnte. Schon seinem Vater hatte das Land ein Vermögen eingebracht. Leopold setzte nun

seinerseits ein umfassendes, physiokratisch inspiriertes Reformprogramm ins Werk und stützte sich dabei vor allem auf einheimische Aufklärer wie etwa die Brüder Pompeo und Filippo Neri.[87] Als Marie Christine und Albert 1775 ihre ausgedehnte Reise durch ganz Italien machten, konnten sie den blühenden Zustand des Landes nicht genug loben – vor allem im Kontrast zu den Territorien, die vom Papst oder von den Bourbonen regiert wurden. Dort registrierten sie überall verfallene Straßen, unbebaute

Felder und verelendete Bauern, korrupte Behörden und undisziplinierte Truppen, schmarotzende Kleriker und indolente Adelige.[88] Leopold hingegen hatte den Getreidehandel liberalisiert, die Steuerpacht abgeschafft, die bäuerlichen Besitzrechte verbessert und das Kirchenvermögen beschnitten. Dabei hatte er es sogar geschafft, die lokalen Herrschaftsträger für die Reformen zu gewinnen, indem er sie systematisch konsultierte, ihre Beschwerden ernst nahm und den Reformverlauf ständig

korrigierte, also einen um Akzeptanz bemühten Regierungsstil pflegte. Das beschränkte sich keineswegs auf die Wirtschaftspolitik. Das Großherzogtum Toskana war das erste Land überhaupt, in dem die Todesstrafe abgeschafft wurde, und es wäre beinahe auch die erste konstitutionelle Monarchie geworden, das heißt eine Monarchie, deren Regent sich selbst an eine geschriebene Verfassung neuen Stils bindet. Das zukunftsweisende Verfassungsprojekt Leopolds für die

Toskana trat allerdings nie in Kraft; die Folgen der Französischen Revolution ließen es obsolet werden.[89]

Ein Laboratorium aufgeklärter Reformen war auch die habsburgische Lombardei, das Herzogtum Mailand. Doch anders als die Toskana wurde das Territorium faktisch von Wien aus regiert, und zwar durch einen leitenden Minister vor Ort in enger Abstimmung mit dem entsprechenden Departement in der Zentrale. Einem Mitglied der Dynastie fiel die Aufgabe zu, die

Herrschaft des Erzhauses symbolisch zu repräsentieren.[90] Das war seit 1771 der damals siebzehnjährige Erzherzog Ferdinand mit seiner Gattin Marie Beatrice d'Este, der reichen Erbtochter des Herzogs von Modena. Die Regierungsgeschäfte lagen von 1759 bis 1790 in der Hand des bevollmächtigten Ministers Karl Joseph Graf Firmian, der aufs Engste mit Kaunitz und dem italienischen Departement der Staatskanzlei in Wien zusammenarbeitete.[91] Die landfremden habsburgischen

Spitzenbeamten trafen in Mailand auf eine lebhafte einheimische Aufklärerszene. Wesentlich früher als in Wien, Prag oder Pressburg diskutierte man hier die neuesten französischen Bücher, korrespondierte mit den tonangebenden *Philosophes* in Paris und trug mit dem legendären Journal *Il Caffè* politische Fragen in die Öffentlichkeit. Renommierte Aufklärer wie Pietro Verri, Cesare Beccaria oder Pompeo Neri wurden von der Regierung in Reformfragen zu Rate gezogen und in Dienst genommen. Das ging zwar

keineswegs ohne Konflikte ab, war aber aufs Ganze gesehen äußerst erfolgreich. In Mailand probierte man beispielsweise die neue Staatskirchenpolitik zuerst aus, bevor man sie in den Erbländern übernahm.[92] Durch eine Folge konsequenter Maßnahmen wie den Rückkauf der über die Jahrhunderte verlorengegangenen Regalien, die Reform der Verwaltungsbehörden, die Kartierung des Landes und die Egalisierung der Besteuerung, später die Abschaffung der privaten Steuerpacht, die partielle

Enteignung von Kirchengut oder die ansatzweise Liberalisierung des Handels wurden die Staatseinkünfte über die Jahrzehnte drastisch gesteigert, von rund 6,6 Millionen Lire 1761 auf fast 15 Millionen Lire 1794 – und das nicht einfach durch höhere Belastung der Untertanen, sondern vor allem durch den Abbau von Privilegien und die Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit. [93]

Von alldem blieb allerdings Ferdinand, der Generalgouverneur, völlig unbelastet; daran hatte er

keinen Anteil. Nach und nach wurde er zum Lieblingssohn seiner Mutter, und zwar gerade deshalb, weil er sich nicht in die Regierung einmischte, weil er nicht mit *Modetiteln* wie *Held, Gelehrter, Philosoph* glänzen wollte, sondern sich willig in die Rolle des Repräsentanten fügte und ganz darauf beschränkte, *ein guter Christ, guter Ehemann, Familienvater und Freund seiner Freunde* zu sein. [94] Im September 1771 schickte Maria Theresia ihn, den gerade Siebzehnjährigen, als ihren Stellvertreter mit großem Gefolge

nach Mailand; am 14. Oktober traf er dort zum ersten Mal seine Braut, die vier Jahre ältere Beatrix (oder Marie Beatrice). Einen Tag darauf fand mit allem erdenklichen Prunk die Hochzeit statt, die nicht zuletzt deshalb bis heute ein bekanntes Datum ist, weil kein Geringerer als der damals fünfzehnjährige Mozart die Hochzeitsoper ‹Ascanio in Alba› dafür komponierte. Die Braut, eine ausgezeichnete Partie, sei ihm von Gott bestimmt, belehrte die Mutter den Sohn, sie sei zwar nicht hübsch, aber von angenehmem Wesen und voller Verdienste, *pleine*

de mérite et agréable, tugendhaft, liebenswert und vernünftig.[95] Bereits 1761 war der Heiratsvertrag zwischen den Häusern Habsburg und Modena geschlossen worden, ohne dass man sich schon festgelegt hätte, welcher Erzherzog die Erbtochter heiraten würde. Im April 1766 war Beatrix dann mit Ferdinand in Abwesenheit verlobt worden, und seitdem liebte man sie am Wiener Hof leidenschaftlich, *passionnément,* wie Maria Theresia sich ausdrückte, ohne dass irgendjemand aus der Familie ihr

bereits persönlich begegnet wäre. [96] Seit der Verlobung unterhielt die Kaiserin mit der Braut ihres Sohnes regelmäßigen Briefkontakt und unterrichtete sie über die Entwicklung des Bräutigams. Ihre Verdienste, das stellte sich bald nach der Hochzeit heraus, bestanden vor allem darin, dass sie Kinder zur Welt brachte und einen disziplinierenden Einfluss auf den jungen Ehemann ausübte.[97] An die Gräfin Herzelles schrieb die Kaiserin anderthalb Jahre nach der Heirat zufrieden: *Ferdinand und sie sind sehr verliebt in einander. Sie ist*

ihm gegenüber etwas von oben herab [elle prend le haut ton]. Solange es so bleibt, alles mit Maß und im Guten, habe ich nichts dagegen. Im Übrigen schickt er sich besser, als ich je geglaubt hätte.[98] Vorbildlich war, wie intensiv das Paar sie an ihrem Eheleben Anteil nehmen ließ. Vom Moment des ersten Zusammentreffens an mussten sie der Mutter genau berichten, wie die gegenseitigen Gefühle sich entwickelten.[99] Sie selbst schrieb gewöhnlich jeden Donnerstag, manchmal auch öfter, und verlangte umgekehrt ebenfalls

wöchentlich mindestens einen Brief. Wenn er ausblieb, reagierte sie vorwurfsvoll: *Ich habe vor Sehnsucht nach Briefen von Euch gebrannt!*[100] Eine Ehe ihrer Kinder war für sie *nur dann perfekt, wenn sie mich daran teilhaben lassen.*[101] Ganz besonderes Vergnügen bereitete der Mutter, wenn der Erzherzog sich bis hin in die kleinsten Details des häuslichen Alltagslebens seinen *unvergleichlichen Vater* zum Vorbild nahm.[102] Maria Theresia Briefe waren ein ständiges emotionales Wechselbad: Einerseits schwärmte

sie von Ferdinands gutem Herzen, seinem Mitgefühl, seinen hausväterlichen Qualitäten, dann wieder geißelte sie ihn scharf für seine Verschwendung, seine Unordnung in den Geschäften, sein Phlegma, seine lauen und unregelmäßigen Frömmigkeitsübungen. Doch zweifellos gehörte er zu ihren Lieblingen, wofür ihn die anderen Geschwister hassten. Leopold hielt ihn für einen *sehr schwache[n] Mann von wenig Verstand und geringem Talent, der aber von sich eine sehr hohe Meinung hat, […]*

zerstreut, unentschlossen und wirr, verschlagen, stolz und geldgierig, von seiner Frau beherrscht und unbeliebt beim Volk.[103]

Die beständige mütterliche Neugier und Sorge, ihre nie versiegenden, geradezu ritualisierten Ermahnungen sind im Falle von Ferdinand und Beatrix besonders gut nachzuvollziehen, weil diese beiden im Unterschied zu fast allen anderen Kindern die Briefe der Mutter nicht vernichtet haben, wie sie es stets von ihnen verlangte und umgekehrt mit den Briefen der Kinder selbst auch

machte – immerhin ein kleines Zeichen stiller Aufsässigkeit; so fügsam, wie es schien, war das Mailänder Paar dann doch nicht. Doch Maria Theresia begnügte sich auch in diesem Falle nicht mit den Briefen der Kinder, sondern forderte von Beichtvater, Leibarzt, Kammerherren, -frauen und anderen Informanten ebenfalls regelmäßige Berichte ein. Beinahe das ganze Gefolge stammte aus Wien und war von der Mutter ausgesucht worden; trotzdem funktionierte der Informationsfluss nie zu ihrer Zufriedenheit.

Ferdinands Beichtvater etwa schrieb zwar regelmäßig, aber nicht ausführlich genug. Vor allem Khevenhüller junior, Ferdinands Obersthofmeister, ließ sehr zu wünschen übrig, so dass sie sich gezwungen sah, den Grafen Rosenberg im Frühjahr 1772 zum Kontrollbesuch nach Mailand zu schicken. Rosenberg konnte sie beruhigen. Er habe sorgfältige eigene Beobachtungen angestellt und sich auch mit Firmian, Khevenhüller und Hardegg ausgetauscht. Keiner von ihnen könne klagen. Der Erzherzog sei

ehrlich, gutartig, gelehrig und zugänglich, seiner Gattin sehr zugeneigt und in jeder Hinsicht weise in seinem Verhalten. Er lese fleißig die Papiere, aber leider keinerlei Bücher. *Die Verbindung zwischen den Eheleuten könnte nicht intimer sein.* Beatrix besitze Scharfsinn und Geist, sei viel reifer als ihr Mann und habe daher große Macht über ihn. Sie neige zu Eifersuchtsanfällen, obwohl er ihr dazu keinen Grund gebe. Es treffe auch nicht zu, was manche behaupteten, dass der Erzherzog im Land nicht geliebt werde; er sei nur

ein bisschen schüchtern. Die Gattin schirme ihn bei Hof zu sehr von den Leuten ab; etwas mehr Popularität könne nicht schaden.

Diese Berichte ebenso wie die mütterliche Korrespondenz machen deutlich, was von dem Statthalterpaar erwartet wurde und wie eng ihr persönlicher Handlungsspielraum bemessen war. Sie hatten gottesfürchtig zu sein, sich fortzupflanzen und vor allem die kaiserliche Mutter auf Schritt und Tritt zu repräsentieren, *représenter par tout.* Regierungsgeschäfte und

Untertanen kamen in der Korrespondenz nicht vor. Ferdinands mangelhafte religiöse Disziplin war ein Dauerthema, [104] ein anderes waren die sehnsüchtig erwarteten Entbindungen der Schwiegertochter und die Gesundheit der Familienmitglieder, ein drittes der Austausch von Porträts und deren Ähnlichkeit. [105] Was die Enkelkinder anging, so spendete Maria Theresia anfangs noch Aufmunterung, wenn es wieder nur ein Mädchen war – *Hauptsache, es ist gesund!* Als die

Zahl der Enkeltöchter aber überhandnahm, machte sie aus ihrer Enttäuschung kein Hehl mehr; auf die *fünfte kleine Therese* hätte sie lieber verzichtet.[106] Andererseits spendete sie Lob für die *charmanten Kinder* und schürte den Wettbewerb um die hübschesten Enkel.[107] Sie war es auch, die die Namen der Kinder bestimmte,[108] das Personal für das *Kinderzimmer* auswählte[109] und die Erziehungsinstruktionen festlegte.[110] Wenn sie den Eindruck gewann, das Paar verheimliche ihr etwas, schlug ihr

Ton in schneidende Kälte um. Beatrix und Ferdinand sorgten beispielsweise für Verstimmung, weil sie ihr anfangs eine neue Schwangerschaft verschwiegen hatten. Sie erfuhr durch ihre Informanten davon und schrieb kühl: *Ich hoffe, in Zukunft werdet Ihr mich besser von Euren zärtlichen Gefühlen zu mir und Eurem Gehorsam gegen meine Befehle und Wünsche überzeugen können, um mein Vertrauen zurückzugewinnen.* [111]

Hofstaat und Adel bildeten das dritte große Thema der

Korrespondenz. Einerseits musste darauf geachtet werden, dass die Ressourcen des Landes nicht überbeansprucht wurden, andererseits durfte aber auch keineswegs am falschen Ende gespart werden, denn das Paar musste sich in einer dem Glanz des Hauses angemessenen Weise darstellen. Es galt den einheimischen Adel an den Hof zu binden, indem man regelmäßige Appartements abhielt, wohldosierte Gunsterweise spendete, treue Dienste angemessen belohnte, aber auch

streng exklusive Zutrittsregeln einhielt. Der junge Hof bedürfe in dieser Hinsicht eines *Systems für die Zukunft*, stellte Maria Theresia gleich zu Anfang klar, und damit habe sie den Minister Firmian betraut. Es handele sich um eine methodische Angelegenheit, *von der ich nicht möchte, dass Ihr Euch einmischt, denn das ist scheußlich [odieux] und gehört nicht in Eure Sphäre*. Wenn die Leute mit Anliegen zu ihm kämen, solle Ferdinand ihnen versichern, dass er selbst nichts damit zu tun habe und der Kaiserin nicht einmal

Empfehlungen vortragen könne, weil, so stellte sie klar, *ich alle Entscheidungen ganz allein für mich reserviert habe, und zwar nach den Prinzipien des hiesigen Hofes und unserer Familie*. [112] Zutritt zu erlauben oder zu verweigern sei die unangenehmste und verhassteste Pflicht eines Herrschers überhaupt, davor wolle sie ihn bewahren. Sein Placet durfte Ferdinand nur zu den Dingen geben, die die bevollmächtigten Minister ihm vorlegten – viel war das nicht. Seine Mutter bestimmte, wer Hofzutritt hatte, wer zu Hochzeit,

Karneval und Galatagen eingeladen wurde, wer welche Ämter, Gagen, Pensionen und Geschenke erhielt, mit wie vielen Pferden, Kutschen und Lakaien das Paar ausfahren musste, welche Uniform die Leibgarde bekam, ja selbst welche Hofkleider Beatrix und welche Frisur Ferdinand tragen sollte (nicht nur eine, sondern mehrere Reihen Locken).[113] Nicht einmal einen Stallmeister durfte Ferdinand eigenmächtig einstellen.[114] Mischte er sich ausnahmsweise in irgendetwas ein – zum Beispiel

kommentierte er die Liste der Inhaftierten, die anlässlich seines Regierungsantritts begnadigt werden sollten –, dann wurde er sofort zurechtgewiesen.[115] Nach seinen Wünschen fragte seine Mutter ihn eigentlich nur, wenn es um Farbe und Design der neuen Prunkkutsche ging, die sie als Geschenk in Brüssel für ihn anfertigen ließ. Im Übrigen hieß es stets: *C'est de moi, que cela doit venir! Ich bin es, von der das ausgehen muss!*[116]

Widerspenstige Töchter

Wenn Maria Theresia schon einem männlichen Statthalter wie dem Erzherzog Ferdinand keinerlei politischen Einfluss einräumte, dann könnte man vermuten, dass das für die Töchter, die an fremde Höfe verheiratet wurden, erst recht galt. Doch so war es nicht. Den drei Töchtern in Neapel, Parma und Versailles waren in ihrem wohlkalkulierten dynastischen Einflusssystem andere Rollen zugedacht: Sie sollten als Instrumente der Kaiserin im Sinne der dynastischen Bündnisse wirken.

Das schloss unter Umständen durchaus ein, dass sie eine aktive politische Rolle spielten und ihren minderbegabten oder desinteressierten Gatten das Geschäft des Regierens, wenn auch informell, aus der Hand nahmen. Die Instruktionen, die Maria Theresia ihren Töchtern mit auf den Weg gab, vermitteln allerdings auf den ersten Blick einen anderen Eindruck. Darin schärfte sie ihnen nämlich stets ein, keinerlei Fürsprachen anzunehmen, keine Protégés und Günstlinge zu haben, nicht auf Schmeichler zu hören,

sich nicht in Intrigen verwickeln zu lassen, dem Gatten unterzuordnen und nicht in die Staatsgeschäfte einzumischen. Denn das war unerlässlich, wenn sie sich eine unanfechtbare Stellung als untadelige Fürstengattinnen erwerben wollten. Halbwüchsige Mädchen ohne jede Erfahrung und ohne persönliche Beziehungen waren in der Schlangengrube eines fremden Hofes zunächst einmal gut beraten, sich aus allem herauszuhalten. Nur wenn es ihnen gelang, sich nicht als Instrument einzelner Hofparteien gebrauchen

zu lassen, und nur wenn sie in harmonischer Willenseinheit mit ihren Gatten auftraten, konnten sie auf die Dauer eine Stellung gewinnen, die es ihnen erlaubte, politisch zu agieren – im Sinne der Mutter, versteht sich. Da die Töchter ihren formalen Status am fremden Hof allein ihrer Heirat verdankten, war nach außen unbedingte Loyalität zum Gatten erforderlich, denn nur über ihn und nur ganz im Stillen konnten sie politischen Einfluss ausüben, ohne Anstoß zu erregen. Deshalb lautete der kluge Rat der Mutter: *Die Welt*

muss glauben, dass Ihr nur nach dem Geschmack des Königs denkt und handelt. [117] War die Stellung einer über alles Privatinteresse und Parteiengezänk erhabenen Ehefrau des Monarchen erst einmal gefestigt – und zwar in den Augen des Ehemanns wie der Umwelt –, dann eröffneten sich allerdings erhebliche politische Einflussmöglichkeiten, die Maria Theresia ihren Töchtern keineswegs versperren wollte, ganz im Gegenteil. Wenn sie ein zuverlässiges Instrument des mütterlichen Willens sein sollten,

durften sie kein Instrument Dritter sein.

Die Historiker des 19. Jahrhunderts haben einen solchen weiblichen Einfluss auf die Fürsten als Inbegriff illegitimer «Weiberherrschaft» betrachtet, als Symptom für die Dekadenz des Ancien Régime schlechthin. Im Falle der beiden Töchter Maria Theresias in Italien, Carolina von Neapel und Amalia von Parma, kam hinzu, dass sie für die Historiker des italienischen Nationalstaats als Symbolfiguren der ausländischen Fremdherrschaft

und nationalen Zersplitterung erschienen. Ähnlich verhält es sich mit der Geschichte Antonias – Marie Antoinettes –, die stets als Vorgeschichte der Französischen Revolution erzählt worden ist, als grelles Sittengemälde, das *pars pro toto* die ganze Verworfenheit und Hinfälligkeit der alten Gesellschaftsordnung ausstellte – einer Gesellschaftsordnung, die es eben kennzeichnete, dass sie *Weiberherrschaft* zuließ, womit die tugendsamen Revolutionäre ein für alle Mal aufräumen wollten. Das Drama Antonias ist schon oft und

effektvoll erzählt worden: die rigide Trennung vom Heimathof, die Schwierigkeiten mit dem indolenten Gatten, Müßiggang, Naivität und Verschwendung, Hofintrigen und pornographische Schmähschriften, die Halsbandaffäre, schließlich das Ende unter der Guillotine. Die Geschichte der beiden anderen Schwestern verlief zwar weniger dramatisch; sie endeten nicht auf dem Schafott. Aber alle drei hatten einiges miteinander gemein. Das lag nicht zuletzt daran, dass ihre Lebensgeschichten dem

allgemeinen Strukturmuster der dynastischen Ordnung Europas entsprachen.

Sie alle waren austauschbare Figuren des politischen Strategiespiels und wurden nach ihren Wünschen nicht gefragt. [118] Sie alle wurden entweder als Kinder verheiratet – Carolina mit 15, Antonia mit 14 Jahren – oder heirateten ein Kind, wie die 23-jährige Amalia den 17-jährigen Infanten von Parma. Sie alle waren mehr oder weniger nahe Verwandte ihrer Gatten. Sie alle wurden am Heimathof *per*

procuratorem getraut, ohne ihren Bräutigam zu kennen, und dann in einem prunkvollen Brautzug mit zahllosen sechsspännigen Kutschen an die Grenze des Landes geleitet, in dem sie fortan leben sollten. Beim Grenzübergang durchliefen sie alle ein feierliches Übergaberitual, in dem sie sich von der Herkunftsfamilie physisch wie symbolisch trennten, um eine neue soziale Existenz anzunehmen. Im Falle Antonias, die buchstäblich keinen Faden von ihrer habsburgischen Herkunft am Leib behalten durfte, war diese

Verwandlung besonders extrem. [119] Sie alle hatten die Aufgabe, gesunde Söhne zur Welt zu bringen, weshalb die Aufmerksamkeit ganz Europas auf ihren Körper, ihre Gesundheit und Empfängnisbereitschaft konzentriert war. Sie alle hatten das Unglück, zuerst mehrere Jahre lang keine Söhne vorweisen zu können und sich demütigenden Inspektionen, Ermahnungen und öffentlichem Gespött ausgesetzt zu sehen. Sie alle entledigten sich ihrer Aufgabe mit eher zweifelhaftem Erfolg: Carolina

bekam zwar achtzehn Kinder, doch das erste, eine Tochter, erst 1772 und den ersten Sohn 1775 nach sieben Jahren Ehe; nur vier Kinder überlebten ihre Mutter.[120] Amalia bekam, nachdem die Ehe monatelang nicht vollzogen worden war, sieben Kinder, zuerst 1770 ein Mädchen. Die arme Antonia brachte ihr erstes Kind, ebenfalls eine Tochter, erst 1778 nach langen Jahren quälender sexueller Tatenlosigkeit ihres Gatten zur Welt, und von ihren fünf weiteren Schwangerschaften waren zwei Fehlgeburten. Allen

drei Töchtern war auch gemeinsam, dass sie unter der Aufsicht der österreichischen Gesandten und anderer Aufpasser ihrer Mutter standen; alle unterlagen ähnlichen engmaschigen Berichts- und Kontrollsystemen. Alle drei hatten außerdem das Pech, dass ihre Gatten auf unterschiedliche Weise lächerliche Parodien dessen waren, was einen musterhaften Fürsten in den Augen der Welt kennzeichnete: ein hyperaktiver, nahezu analphabetischer Kindskopf in Neapel, ein religiöser Fanatiker mit

Hang zum gemeinen Volk in Parma, ein gehemmter und entscheidungsschwacher Phlegmatiker in Frankreich. Überfordert von ihren Rollen waren alle drei Gatten, alle ihren willensstarken Ehefrauen offensichtlich nicht gewachsen und von ihnen nicht ernst genommen, ja mit Herablassung behandelt: Carolina nannte den König von Neapel einen *guten Narren*;[121] Antonia bezeichnete den König von Frankreich mitleidig *den armen Mann*, *le pauvre homme;*[122] Amalia betrachtete den fünf Jahre

jüngeren Infanten als unfähig, schwach und träge.[123] Damit zogen sich die Töchter gleichermaßen den scharfen Tadel ihrer Mutter zu, die der Ansicht war, dass eine Frau die rechte Ordnung der Dinge nach außen aufrechterhalten und ihren Gatten, wie schwach auch immer, unbedingt in der Illusion seiner Überlegenheit wiegen müsse. Gemeinsam war den drei Töchtern auch, dass sie sofort in die Parteiungen an den neuen Höfen verstrickt wurden, weil die Gegner der unbeliebten Ersten Minister

sich um sie scharten und sie zu ihren Hoffnungsträgerinnen machten. Und schließlich entzogen sich alle drei – wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise – den Plänen der Mutter und ließen sich von ihr nicht als willige Werkzeuge benutzen. Damit enden allerdings die Gemeinsamkeiten. Carolina, Amalia und Antonia interpretierten ihre Rollen, je nach ihrem und dem individuellen Temperament ihrer Ehemänner und je nach den Umständen an ihrem Hof, ganz unterschiedlich. Entsprechend unterschiedlich entwickelte sich

auch das Verhältnis zur Mutter in Wien. Dass ihre Heiraten demselben dynastischen Muster folgten, das nun einmal von adeligen Töchtern hohe persönliche Opferbereitschaft verlangte, schloss nicht aus, dass jede einzelne ihre ganz individuelle Leidensgeschichte erlebte.

Carolina von Neapel

Carolina (oder Marie Charlotte), geboren 1752, die zweitjüngste Tochter, betrachtete Maria Theresia selbst als diejenige, die ihr am ähnlichsten war.[124] Die Mutter war sich durchaus der besonderen Zumutung bewusst, die es für die Fünfzehnjährige bedeutete, den halbwüchsigen Bourbonenkönig Ferdinand IV. von Neapel zu heiraten: *Ich zittere um sie*, vertraute sie der Gräfin

Enzenberg an.[125] In ihren besonders umfangreichen Instruktionen bereitete sie die Tochter schonend auf das vor, was sie erwartete: *Jeder Anfang [einer Ehe] ist schwer, und Eure Lage ist es noch mehr als die jeder anderen.* [126] Ferdinand, der Bräutigam, hatte 1759 im Alter von acht Jahren als König von Neapel und Sizilien formal die Nachfolge seines Vaters angetreten, der seinerseits nach Madrid gezogen war, um dort als Karl III. den spanischen Thron zu besteigen. Tatsächlich spielte Ferdinand, ähnlich wie sein

Schwager gleichen Namens in Mailand, eine rein symbolisch-repräsentative Rolle als dynastischer Platzhalter, während der bevollmächtigte Minister seines Vaters, der damals schon greise Bernardo Tanucci (1698–1783), die Regierungsgeschäfte führte. Das blieb auch so, als Ferdinand volljährig geworden war. Allerdings spielte er die Rolle des Königs auf eine Art und Weise, die zu dem strengen spanischen Zeremoniell und dem monumentalen neuen Königspalast in Caserta in einem bizarren

Gegensatz stand. Das Benehmen des Bräutigams war selbst für damalige Maßstäbe erstaunlich. Sogar der junge Mozart, alles andere als ein an Konventionen klebender Höfling, zeigte sich irritiert: *Was der König für ein Subjectum ist, schicket sich besser zu erzehlen als zu beschreiben.*[127]

Leopold und Beatrix, die die Braut nach Neapel begleitet hatten, schilderten betroffen den dramatischen Abschied der Schwester von ihrem Gefolge und berichteten Schlimmes von der Begegnung mit dem bizarren

Bräutigam. Graf Rosenberg, der vorausgeschickt worden war, hatte sie auf die zu erwartenden Exzentrizitäten vorbereitet und dringend geraten, *der Königin Mut einzuflößen, damit sie sich ihren fraulichen Pflichten unterziehe, ohne Ekel zu zeigen.*[128] *Es wird schwierig und hart für die Königin sein*, schrieb Leopold am Vorabend der Hochzeit.[129] Dass das nicht übertrieben war, weiß man aus den Briefen Carolinas an ihre ehemalige Erzieherin Lerchenfeld, der sie ihre Not und ihr Heimweh anvertraute. Anlässlich der Heirat

ihrer Lieblingsschwester Marie Antoinette, nach deren Gesellschaft sie sich offenbar von ganzem Herzen zurücksehnte, schrieb sie später an die ehemalige gemeinsame Aya und enge Vertraute: *Wenn ich mir vorstelle, daß ihr Schicksal vielleicht meinem gleichen wird, möchte ich ihr ganze Bände darüber schreiben, und ich wünschte ihr sehr, dass sie am Anfang jemanden wie mich hätte, denn ohne das, ich sage es offen, ist* es *zum Verzweifeln, man erduldet ein wahres Martyrium, das umso größer ist, als man sich nach außen*

zufrieden zeigen soll. Ich weiß, wie das ist, und ich bedauere diejenigen sehr, denen dieser Anfang noch bevorsteht. Denn ich gebe offen zu, dass ich lieber sterben würde, als noch einmal durchzumachen, was ich am Anfang erlebt habe. Mittlerweile hatte sie sich aber offenbar mit der Lage arrangiert: *Jetzt ist es gut, deshalb kann ich das sagen, und es ist keine Übertreibung: Wenn mein Glaube mir nicht gesagt hätte, denk an Gott, hätte ich mich umgebracht […].*[130]

Joseph, der seine Schwester ein Jahr nach der Heirat in Neapel

besuchte, beschrieb seiner Mutter mit erbarmungsloser Ausführlichkeit bis in die unappetitlichsten Details, was er dort erlebt hatte.[131] Den Kinderkönig schilderte er zunächst einmal als ungewöhnlich hässlich: das Gesicht abstoßend, der Körper unproportioniert, der Gang linkisch, die Stimme schrill, die Kleidung skurril, das Benehmen roh und grotesk. Vernünftige Konversation sei mit ihm nicht zu machen; jede Lektüre sei ihm verhasst. Freude habe er allein an allerhand rüden Kindereien und

geschmacklosen Scherzen. Er umgebe sich mit einem Gefolge aus nichtsnutzigen Speichelleckern; mit hoher Stimme krakeelend treibe er den Hofstaat im Galopp durch die weiten Räume des Schlosses, teile Fußtritte und Faustschläge aus, zwicke, erschrecke und kitzele die Damen und wälze sich mit ihnen auf dem Boden herum. In den prunkvollen Marmorsälen wurden Pfänderspiele abgehalten, Sackhüpfen gespielt und Gardebataillone exerziert. In einigen Zimmern hielt der König allerlei Vögel, Hasen, Ratten,

Mäuse und anderes Getier; auf den erlesenen Fauteuils räkelten sich seine Jagdhunde herum. Woran er Spaß hatte, so berichtete Joseph, waren Scherze wie etwa die, einem Kavalier Marmelade an den Hut zu schmieren oder einer Dame eine lebendige Maus ins Gesicht zu werfen. Dabei sei Ferdinand bis zur Lächerlichkeit ängstlich und fürchte sich vor den eigenen Untertanen. Die meiste Zeit verbringe er mit einer absurden Form von Jagd, wobei er sich das Wild in einem ummauerten Geviert zutreiben lasse, wie ein Bauer mit

einer Keule herumlaufe oder ohne Rücksicht auf das Gefolge um sich schieße. Joseph verschonte seine Mutter in seinem Bericht mit keinem Detail. Sie musste beispielsweise auch lesen, wie ihr königlicher Schwiegersohn sich vor den Augen seines Gefolges mit heruntergelassenen Hosen auf den Nachtstuhl setzte und was er anschließend mit den Hervorbringungen anstellte. Sein ganzes Verhalten war von distanzloser körperlicher Zudringlichkeit. Er hänge sich seinem kaiserlichen Schwager an

den Hals, ja mache ihn sogar zum Zeugen seiner sexuellen Annäherungen, die Carolina mit Widerwillen über sich ergehen lasse. So ging das über viele Seiten, ein groteskes Detail reihte sich ans andere. Alles, was einen Aristokraten vom gemeinen Volk unterschied – Höflichkeit, Selbstdisziplin, Geschmack, Konversationskunst –, trat Ferdinand buchstäblich mit Füßen. Zwar war das nicht ganz und gar ungewöhnlich; der Tirolerjunge Peter Prosch erlebte ja Ähnliches an den geistlichen Höfen im Reich

am eigenen Leib.[132] Der Unterschied war nur, dass Ferdinand sich mit seinen Späßen nicht auf einzelne Opfer aus dem einfachen Volk beschränkte, sondern mit hohen Adeligen, auswärtigen Ministern und selbst mit seinem kaiserlichen Schwager nicht anders verfuhr. Doch die kindischen Verhaltensauffälligkeiten waren nicht das Schlimmste; auch das völlige Fehlen von Religion und Moral diagnostizierte Joseph: Ferdinand kenne die Zehn Gebote nicht und glaube stattdessen an

Gespenster und Wiedergänger; er fürchte die Hölle nicht und finde nichts dabei, Mätressen zu haben, zu lügen, zu stehlen, ja Menschen umzubringen. All das schob Joseph auf den Mangel jedweder Erziehung. Die charakterlichen Anlagen des Schwagers hielt er trotz allem nicht für ganz schlecht, außerdem liebe er seine Gattin ganz offensichtlich sehr. Kurzum: Er sei ein *undefinierbares Wesen, Être indéfinissable*. Seiner Schwester dagegen stellte Joseph ein sehr gutes Zeugnis aus: Sie lebe tugendhaft, schlicht und

bescheiden, sei wahrheitsliebend, gutherzig und klug, höre nicht auf falsche Ratgeber, liebe ihre Mutter und suche ihr in jeder Hinsicht Ehre zu machen. Die Schwächen des Gatten durchschaue sie, könne ihn nicht lieben, ertrage ihn aber eher mit Mitleid als mit Abscheu. Doch was aus dem Paar in Zukunft werden solle, darüber wage er keine Prognose.[133] Der Mutter sollte offensichtlich in aller Drastik klargemacht werden, was sie ihrer Tochter mit diesem Gatten angetan hatte.

Weniger schonungslos im Ton,

aber in der Sache nicht wesentlich erfreulicher lauteten die Beobachtungen vom neapolitanischen Hof, die andere Besucher – Leopold, Rosenberg, Kaunitz junior, später Albert von Sachsen – nach Wien schickten. [134] Einig waren sich die Beobachter darüber, wer die Schuld an den Zuständen trug: der Minister Tanucci, der ein Interesse daran habe, Ferdinand in Unmündigkeit zu halten, um seine allmächtige Stellung im Königreich nicht zu gefährden. Er habe es verstanden, alle vernünftigen Leute

aus dem Umfeld des Königs zu verbannen und ihn mit nichtswürdigen Kreaturen zu umgeben, so dass er allein das einzige Verbindungsglied zwischen dem Sohn und seinem Vater im fernen Spanien sei. Ferdinand fürchte sich vor Tanucci, der für ihn den väterlichen Zorn verkörpere; Karl III. sei auf ihn angewiesen, weil es niemanden gebe, der ihn ersetzen könne. Vor Vater und Sohn verschleiere der Minister erfolgreich das wachsende Elend im Land. Auf diese Weise bediene er sich geschickt beider

Monarchen zur Steigerung seiner eigenen unumschränkten Autorität. Bei Hof habe er zahllose Feinde, im Volk sei er verhasst.[135]

Dass Tanucci so viele Gegner hatte, lag auch daran, dass er unter Karl III. im Königreich Neapel-Sizilien die Rolle des radikalen Reformers gespielt hatte, der programmatisch gegen die Privilegien von Adel und Klerus vorging, um die Zentralgewalt zu stärken und die Staatseinkünfte zu erhöhen – nicht anders als Haugwitz unter Maria Theresia. Neapel war eine Generation zuvor

zu *dem* Zentrum aufgeklärter Staatswirtschaft in Europa geworden. An den Beginn der bourbonischen Herrschaft unter dem jungen König Karl 1735 hatten sich dort große Reformerwartungen geknüpft; eine junge Generation von Gelehrten um Antonio Genovesi war angetreten, die wirtschaftlichen und politischen Strukturen im Sinne neuester wissenschaftlicher Erkenntnisse von Grund auf umzugestalten. Die Politische Ökonomie war hier 1754, früher als irgendwo sonst, als

Universitätsdisziplin etabliert worden und hatte einen Diskurs in Gang gesetzt, der die gebildete Öffentlichkeit in neuer Weise politisierte.[136] Was hier zu glücken schien, war ein Bündnis zwischen gelehrtem Expertentum und praktischer Politik zum Ziele allgemeiner Glückseligkeit. Karls Minister Tanucci war der in Aufklärerkreisen gefeierte Initiator programmatischer Verwaltungs-, Wirtschafts- und Justizreformen; mit seinem Namen verband sich auch der straff antiklerikale, antijesuitische und antipäpstliche

Kurs des Landes. Doch damit hatte er sich unter den Einheimischen viele Feinde gemacht. Hinzu kam, dass die verheerende Hungersnot der Jahre 1764–1766 die merkantilistische Wirtschaftspolitik diskreditiert und die Öffentlichkeit polarisiert hatte. Als Carolina nach Neapel kam, war die Reformeuphorie so verbraucht wie der alte Tanucci selbst. Der Minister sah sich nun von zwei Seiten angegriffen: durch die Intrigen der gegnerischen Hofpartei, des Klerus und der einheimischen Familien ebenso wie

durch die Fundamentalkritik der physiokratischen Ökonomen und radikalen Aufklärer.

Maria Theresias Haltung gegenüber dem leitenden Minister war ambivalent: Einerseits erkannte sie in ihm eine Art neapolitanischen Haugwitz, den es gegen das Lärmen der adelig-klerikalen Reaktion zu unterstützen galt. Andererseits war Tanucci aber auch ihr Rivale, wenn es darum ging, wer zukünftig Einfluss auf den jungen König nehmen würde. Die Instruktionen an Carolina spiegeln diese Ambivalenz.

Einerseits riet sie ihr, sich nicht von vornherein gegen Tanucci einnehmen zu lassen, denn: *Es ist das Los aller eifrigen Minister, ihren Nebenbuhlern und Neidern zur Zielscheibe zu dienen.* Aber: *Ich will damit nicht sagen, dass Ihr Euch gänzlich der Führung Tanuccis überlassen sollt.* Allerdings sei es nicht leicht, seinen Einfluss zu erschüttern: *Man muss also recht vorsichtig vorgehen, bevor man sich entschließt, sich gegen einen Mann wie Tanucci zu stellen, der […] alles Vertrauen der beiden Könige besitzt.* [137] Der Weg müsse stets über

den Ehemann führen und vor allem unsichtbar bleiben: *Selbst wenn der König Euch an seiner Regierung teilnehmen lassen, Euch in die Geschäfte einweihen, mit Euch darüber sprechen und Euch gar zu Rate ziehen will, dürft Ihr es niemals nach außen hin zeigen; lasst ihm vor der Welt die ganze Ehre und seid zufrieden mit seinem Herzen und seinem Vertrauen.* [138] Um die Erzherzogin auf ihre Aufgabe vorzubereiten, instruierte Kaunitz sie vor ihrer Abreise in aller Ausführlichkeit über die politische Lage Neapels, wobei er sich über

ihr Interesse, ihre schnelle Aufassungsgabe und ihre Urteilskraft angenehm überrascht zeigte. Dabei riet er ihr auch, *nach dem Beyspiel der vorigen Königin […] dem geheimen Staatsrathe und den übrigen wichtigen Berathschlagungen jederzeit persönlich bey[zu]wohnen.* [139] Joseph riet, die Schwester solle sich zuerst mit allem vertraut machen und dann erst *in die Dinge einschalten*; und Leopold war überzeugt, dass sie *in kurzer Zeit dort herrschen wird.* [140] Mit anderen Worten: Dass man in Wien

erwartete, über Carolina in Neapel Einfluss nehmen zu können, steht außer Zweifel. Es galt allerdings mit Fingerspitzengefühl zu Werk zu gehen, um es sich dabei weder mit dem lokalen Adel noch mit dem spanischen Hof zu verderben. Deshalb sollte Carolina sich in allem an die einheimischen Sitten anpassen, ja *zur Neapolitanerin werden* und sich vor allem um ein gutes Einvernehmen mit ihrem Schwiegervater bemühen.

Maria Theresia lag ihrerseits viel daran, ein gutes Verhältnis zu Karl III. zu unterhalten und jeden

Verdacht zu zerstreuen, sie wolle durch ihre Tochter politischen Einfluss nehmen. Als ihr allerlei Gerüchte über das indezente Benehmen des halbwüchsigen Paares in Neapel (und über das in Parma) – nächtliches Kutschenfahren, unstandesgemäßes Gefolge, Lärmen auf offener Straße – zugetragen wurden, distanzierte sie sich demonstrativ von ihren Töchtern, ließ Karl III. durch den spanischen Gesandten Mahoni ihre Besorgnis übermitteln und drängte ihn, mit seiner väterlichen

Autorität, gestützt auf seinen fähigen Diener Tanucci, für Ordnung zu sorgen. Dabei vergaß sie nicht zu betonen, wie nachdrücklich sie ihren Töchtern stets jede Art der politischen Einflussnahme untersagt habe. [141] Diese Initiative erwies sich als fatal, denn Karl III. konfrontierte das Paar mit den Vorwürfen der Kaiserin und schickte ihnen den Bericht des Gesandten zu. Damit durchkreuzte er die übliche Strategie Maria Theresias, die stets größten Wert darauf legte, dass ihre

verschiedenen Briefpartner wechselseitig nichts voneinander erfuhren. Carolina reagierte aufgewühlt und empört. Der Brief, den sie Maria Theresia auf der Stelle schrieb, zeugt von erstaunlichem Selbstbewusstsein. Sie warf ihrer Mutter in scharfen Worten vor, ihr und ihrem Ehemann in den Rücken gefallen zu sein, und schilderte ihr drastisch die psychische und physische Erschütterung, die die Nachricht bei ihnen ausgelöst habe. Bei den Vorwürfen handele es sich um Lügen und Verleumdungen; sie

habe sich in allem stets an die mütterlichen Vorschriften gehalten. *Warum hat Eure Majestät mir das nicht selbst gesagt und abgewartet, ob ich nicht unverzüglich gehorcht hätte, dann hätte Sie es immer noch dem König von Spanien mitteilen können?* Die Mutter habe sie bei Karl III. derart um jeden Kredit gebracht, dass er ihnen nun nicht einmal erlaube, sich zu rechtfertigen. Und auch ihre Stellung gegenüber Tanucci sei unterminiert. *Mein lieber Ehemann und ich wollen nicht, dass jemand sich in unsere Ehe einmischt, die Gott sei Dank sehr gut*

ist. Wir sind jetzt eineinhalb Jahre verheiratet und hatten noch nie einen Streit, der länger als eine halbe Stunde gedauert hätte, niemals! […] ohne Szenen wie diese wäre unser Glück vollkommen.[142] Einen solchen Ton wagte keines der Kinder gegenüber Maria Theresia anzuschlagen, nicht einmal Joseph. Doch dass Carolina recht hatte, war kaum zu bestreiten. Maria Theresia war tief bestürzt und wandte sich an Leopold, der über seine Gattin, die Tochter Karls III., intervenieren sollte. Sie habe das alles so nicht gesagt, der Gesandte

habe ihre Warnungen grob verfälscht, aber sie könne das Schreiben nicht einfach dementieren. Jetzt sei ihre ganze Glaubwürdigkeit dahin, nicht zuletzt bei Joseph: *Er wird das sehr missbilligen und es befremdlich finden, dass ich meine Tochter geopfert habe. Doch wenn ich das getan habe, dann war es um der Staatsräson willen […].* Sie habe doch nur den König für sich einnehmen und ihre Tochter davor bewahren wollen, in einen Abgrund zu stürzen![143] Da ihre geheime Strategie aber nun

bloßgestellt und damit gescheitert war, sah sich Maria Theresia gezwungen einzulenken und der Tochter eine versöhnliche Antwort zu schreiben.[144] Denn sie konnte ja nicht umhin zuzugestehen, dass Carolina, die sich offenbar mit ihrem Schicksal arrangiert und den Gatten zu ertragen gelernt hatte, klugerweise genau das tat, was sie selbst ihr eingeschärft hatte: Sie hielt streng loyal zu ihrem Ehemann, weil davon ihre eigene Stellung abhing. Die Beschwerden der Kaiserin, die Tochter und Schwiegersohn gegenüber Dritten

wie Kinder behandelte, beschädigten sie dagegen vor den Augen ihres eigenen Hofes und machten es unmöglich, sich von dem allmächtigen Tanucci zu emanzipieren. Das aber war es, was Maria Theresia selbst von dem Königspaar im Stillen erwartete. Gegenüber ihrem Vertrauten Mercy gab sie zu, nichts dagegen zu haben, dass sich Carolina an den Staatsgeschäften beteilige. In der Folgezeit zog sie ihrerseits überall eifrig Fäden und unterstützte die Gegner Tanuccis, um dessen *Despotismus* ein Ende zu machen.

[145]

Das war es, worauf auch Carolina hinarbeitete und was ihr 1776 tatsächlich gelang.[146] Nachdem sie sich den Gatten fügsam gemacht und ihren eigenen Status durch die Geburt eines Sohnes massiv verbessert hatte, setzte sie gegen den Willen Karls III. durch, dass Ferdinand den alten Minister entließ und an seiner Stelle den ehemaligen sizilianischen Gesandten in Wien zum Staatssekretär machte. Und 1778 begann sie als Mutter des Thronfolgers regelmäßig an den

Sitzungen des Staatsrats teilzunehmen, so wie Kaunitz es ihr von Anfang an nahegelegt hatte. [147] Kurzum: Sie bewährte sich als echte Tochter ihrer Mutter, nicht nur äußerlich, sondern erst recht im Temperament: Sanguinisch, lebhaft, klug und anpassungsfähig, aber im Zweifelsfall konfliktbereit und willensstark, erwies sie sich als geschickte Manipulatorin ihres Gatten – allerdings im Sinne ihrer eigenen Ziele, nicht der Ziele ihrer Mutter. Eine Kammerfrau aus Wien als Aufpasserin zur Seite gestellt zu

bekommen hatte sie immer erfolgreich abgewehrt, und der Kontrolle des kaiserlichen Gesandten Wilczek wusste sie sich ebenfalls zu entziehen. Um sich als Instrument gebrauchen zu lassen, dazu war sie ihrer Mutter zu ähnlich.

Maria Theresia konnte ihrer Tochter ihren Respekt nicht versagen. An die Marquise Herzelles schrieb sie 1772: *Die Königin benimmt sich sehr gut […] und man versichert mir, dass der König seine rüden und zotigen Sitten bereits sehr geändert hat.*[148] *Ich*

liebe diese Tochter sehr, und sie verdient es auch, vertraute sie der Gräfin Enzenberg an und meinte damit: im Gegensatz zu Amalia in Parma und Antonia in Versailles.[149] Den anderen Kindern hielt sie Carolina fortan als Muster an Offenheit und Gehorsam vor Augen,[150] und selbst der bizarre König Ferdinand, über den sie genau im Bilde war, avancierte im Laufe der Zeit vorübergehend zum zweiten Lieblingsschwiegersohn, *gendre bien aimé*.[151] Gegenüber Marie Christine, die 1775 nach Neapel reiste und dort nach dem

Rechten sehen sollte, wurde sie hingegen deutlicher: *Ihr wisst, wie sehr mir Eure Schwester am Herzen liegt; die Gerechtigkeit verlangt zu sagen, dass sie nach Euch diejenige ist, die mir immer die meiste wirkliche Zuneigung bewiesen, die um meinen Rat gebeten und auf mich gehört hat. Aber jung und lebhaft wie sie ist, neben sich einen hitzigen und unerzogenen Gatten, umgeben von allem möglichen Schlimmen, was kann man da hoffen? Es ist ein Wunder, dass die Dinge noch laufen, wie sie laufen, und* – so fügte sie in weiser Selbsterkenntnis hinzu – *von*

Ratschlägen aus der Ferne ist mehr zu befürchten als Gutes zu erwarten. Auch Carolina sei ihr gegenüber nicht immer offen und vertrauensvoll.[152] Dass sie mit der selbstständigen und durchsetzungsstarken Tochter in Neapel nicht ganz so zufrieden war, wie sie es den anderen gegenüber darstellte, bestätigt auch das Urteil Leopolds, der 1778 in sein Tagebuch notierte, mit *den neapolitanischen Angelegenheiten* beschäftige die Kaiserin sich kaum noch, *da sie etwas verärgert ist über die Königin, der es nicht gefällt,*

wenn die anderen sich in ihre Angelegenheiten einmischen.[153] Gegen Ende ihres Lebens gewann aber offenbar das Mitleid mit Carolina die Oberhand: *Die arme Königin verdient […] Mitgefühl,* schrieb sie im April 1780.[154]

Amalia von Parma

Probleme ganz anderer Qualität bereitete Amalia, sechs Jahre älter als Carolina, die nach allerlei anderen, vorteilhafteren Heiratsplänen schließlich gegen

ihren Willen mit dem Infanten Ferdinand von Parma aus dem Hause Bourbon (1751–1802) vermählt wurde, einem Enkel des französischen und Neffen des spanischen Königs, Bruder der vielgeliebten, früh verstorbenen Isabella.[155] Seine Mutter Elisabeth Louise war 1759, sein Vater Philipp 1765 gestorben, und er hatte im Alter von vierzehn Jahren die Nachfolge als Herzog von Parma antreten müssen.[156] Als er 1769 die Erzherzogin Amalia heiratete, war er zwar formal volljährig, de facto aber

vollkommen von den beiden Bourbonenhöfen abhängig, die für ihn die Brautwerbung betrieben hatten und von denen er alimentiert wurde. Die Regierung des Duodezfürstentums lag faktisch in den Händen des französischen Ministers Guillaume Du Tillot, der nach wie vor für den radikal aufklärerischen und antiklerikalen Kurs des verstorbenen Herzogs stand. Der kleine Infant von Parma war eine Zeitlang in Philosophenkreisen als Wunderkind gehandelt worden. Er galt als das erstaunliche Produkt

einer philosophischen Erziehung neuen französischen Stils, die das Kind lehrte, selbst zu denken (aber keineswegs ohne strenge Strafen auskam). Sein Vater hatte den Offizier und Mathematiker Auguste de Keralio und den hochberühmten Philosophen Etienne Bonnot de Condillac als Erzieher für ihn engagiert, einen Gelehrten ersten Ranges, der zum Kreis um Voltaire und die Enzyklopädisten zählte, also das repräsentierte, was Maria Theresia, ohne es zu kennen, immer verabscheut hatte. Es hieß, der Infant sei seinem Alter weit

voraus, beherrsche sechs Sprachen, verfüge über erstaunliche Kenntnisse in sämtlichen Künsten und Wissenschaften von der Geschichte bis zur Experimentalphysik; er halte bereits kluge Reden im Staatsrat, sei geistreich und scharfsinnig, tugendhaft und besonnen. Kurzum, er versprach der perfekte Herrscher zu werden.[157] Maria Theresia war ebenfalls von seinem Ruf beeindruckt, denn sie schärfte ihrer Tochter ein, am Hof in Parma am besten überhaupt nicht den Mund aufzumachen, weil sie dem *so*

geistvollen, unterrichteten Prinzen unmöglich eine adäquate Gesprächspartnerin sein könne. [158] Amalia, der die Mutter offensichtlich besonders wenig zutraute – *ich kann nicht oft genug wiederholen, dass Ihr nicht gebildet genug und auch sonst nicht geeignet seid zu regieren* – sollte sich vielmehr aus allem heraushalten und nicht versuchen, den mehr als fünf Jahre jüngeren Gatten zu beherrschen.[159]

Doch der Infant Ferdinand erfüllte die hohen Erwartungen nicht, die man mit dem

aufgeklärten Erziehungsexperiment verbunden hatte, ganz im Gegenteil. Vor den Zumutungen des totalen Disziplinierungsprogramms zog er sich auf eine ritualistische, barocke Frömmigkeit alten Stils zurück, die ihm von seinen dominikanischen Beichtvätern vermittelt, von seinen Erziehern aber als abergläubische *Dienstmagdfrömmigkeit* streng untersagt worden war. Damit hatten sie das Kind zur Heuchelei erzogen. Der kleine Infant bastelte sich heimlich Rosenkränze aus Maiskörnern, malte sich seine

Heiligenbilder selber und legte insgeheim ein Gelübde ab, als Dominikaner leben zu wollen. Nachdem er Herzog geworden war und sich von seinen Erziehern befreit hatte, kultivierte er diesen frommen Lebensstil offen und ignorierte fortan alle Steuerungsbemühungen seiner bourbonischen Verwandtschaft. Er kümmerte sich nicht um die Etikette und schockierte die parmesische Hofgesellschaft, indem er sich mit Dominikanern, Kapuzinern und Leuten aus dem gemeinen Volk umgab, ständig

betete, fastete, wallfahrtete, eigenhändig die Glocken läutete, aber auch nächtens zechte und sich prügelte.[160] Das war nicht nur ein peinliches Benehmen, das die fürstliche Autorität untergrub. Es war auch eine Frage der Zeit, bis der scharf antiklerikale Kurs des Ministers Du Tillot von ihm rückgängig gemacht werden würde.

Die Ehe mit Amalia war von Anfang an eine Katastrophe. Während Maria Theresia noch der Illusion anhing, dass die *Gnade des Ehesakraments* ihre bisher so

antriebsarme Tochter völlig verwandelt habe, wurde die Ehe tatsächlich wegen eines körperlichen Defekts des Gatten monatelang nicht vollzogen.[161] Zudem tat Amalia in jeder Hinsicht das Gegenteil dessen, was ihre Mutter ihr eingeschärft hatte. So jedenfalls berichtete es der spanische Minister Grimaldi von Parma nach Madrid: Sie imitiere ihre Mutter, indem sie den Gatten dominiere und ihren eigenen Namen unter die herzoglichen Dekrete setze; sie sei zu freigiebig, nehme von jedermann

Empfehlungen an und lasse sich von der italienischen Hofpartei gegen Du Tillot aufhetzen.[162] Franz Philipp von Knebel, den Maria Theresia als Aufpasser ihrer Tochter nach Parma geschickt hatte, neigte hingegen dazu, sie zu verteidigen, und wies darauf hin, dass der Infant selbst das harte Regiment des Ersten Ministers abschütteln wolle. Auch Kaunitz fand, man solle die jungen Erzherzoginnen in Parma und Neapel nicht wegen geringster Verfehlungen wie *kleine Teufelinnen – petites diablesses* –

behandeln; schließlich seien ihre Ehemänner die Souveräne und hätten zu verantworten, was an ihren Höfen geschehe.[163] Doch Maria Theresia, die angesichts der parallelen Vorwürfe gegen Carolina und Amalia das gute Einvernehmen mit den bourbonischen Königen in Gefahr sah, zeigte sich alarmiert. Wie schon erwähnt, bat sie Karl III., gegen die ungezogenen Kinder in Parma und Neapel einzuschreiten, was diesen peinlicherweise zur Kenntnis gebracht wurde und ihr Verhältnis zur Mutter nicht

verbesserte.[164] Zugleich schickte sie den Grafen Rosenberg nach Parma, um herauszufinden, wie es um den Vollzug der Ehe, das Benehmen des Paares und die Eigenmächtigkeiten Amalias wirklich stand.[165] Als Ultima Ratio zog sie sogar eine Annullierung der Ehe, *divorce,* in Betracht, für den Fall, dass der Infant nicht in der Lage sein sollte, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen, wozu Rosenberg den Leibarzt um eine klare Diagnose bitten sollte. Was die anderen Vorwürfe anging, so fand sie, dass

es eher das Verhalten des Infanten zu ändern gelte als das ihrer Tochter, vor allem seinen Hang zum gemeinen Volk und den Priestern. Doch das gehe nicht mit Gewalt, sondern nur mit Sanftmut und Respekt, warnte sie. Wenn alles nichts helfe, so meinte sie nun, müsse ihre Tochter früher oder später eben doch die Regentschaft für den Gatten übernehmen: *Ich selbst glaube, dass auf die Dauer meine Tochter regieren muss [gouverner], aber das geht nur im Einvernehmen mit den Königen [von Frankreich und Spanien], wenn*

sie das von ihr verlangen.[166]

In Parma gaben sich in den folgenden drei Jahren Sondergesandte der drei großen Höfe die Klinke in die Hand.[167] Die Kaiserin schwebte dauernd in größter Unruhe und befürchtete, dass Briefe abgefangen werden und Einzelheiten des Streits an die Öffentlichkeit gelangen könnten, was sich selbstverständlich nicht verhindern ließ. Bald diente Parma *ganz Europa […] zur Fabel und zum Gelächter.*[168] Die Berichte der Gesandten klangen unterschiedlich: Je nachdem, welchem Hof sie

angehörten und welcher Faktion sie selbst zuneigten, kritisierten sie entweder Amalias Herrschsucht oder Ferdinands Bigotterie, nahmen entweder das Paar gegen den Ersten Minister in Schutz oder umgekehrt. Was als skandalös empfunden wurde war, dass Amalia und Ferdinand die Rangordnung bei Hof aufgehoben hatten und zwischen Hoch und Niedrig, Jung und Alt keinen Unterschied machten, dass sie reichlich und wahllos materielle Gunsterweise – natürlich aus Sicht Maria Theresias immer an die

Falschen – verteilten und die Verschuldung des Hofes rasant anstieg. Über das Verhältnis der Eheleute zueinander gab es widersprüchliche Nachrichten; Streit und Versöhnung schienen sich abzuwechseln. Immerhin wurde Amalia schwanger und bekam Ende des Jahres 1770 ihr erstes Kind, eine Tochter.

Einig waren sich Infant und Infantin in ihrem erbitterten Kampf gegen die Bevormundung durch die *nichtswürdige Kanaille* Du Tillot[169] und die Obersthofmeisterin Malaspina, was

der antifranzösischen, romfreundlichen Hofpartei wie gerufen kam. Um die Widerspenstigkeit des Paares zu brechen, zwangen die beiden Bourbonenkönige es zunächst zu der vertraglichen Zusicherung, dem Leitenden Minister vier Jahre lang die alleinige Regentschaft zu überlassen.[170] Daran hielten sich die beiden aber nicht; die Konflikte hörten nicht auf. Im August 1771 ersuchte der Infant seinen Großvater und seinen Onkel in aller Form darum, den Minister abzuberufen; Amalia bat ihre

Mutter um Unterstützung. Die drei Höfe sahen ein, dass die Stellung des derart verhassten Du Tillot nicht mehr zu halten war. Karl III. entließ ihn im Oktober 1771 mit einer demonstrativ hohen Pension und ersetzte ihn durch den spanischen Grafen José Agostino de Llano. Das änderte allerdings an der Lage wenig; gegen die Bevormundung durch den neuen Minister lehnte sich das Paar nach kurzer Zeit ebenfalls auf. Die selbstbewusste Amalia ließ ihn schriftlich wissen: *Ich bin genug Physiognomikerin, um Euch seit der*

ersten Audienz durchschaut zu haben. Ich will Euch also gern versichern, dass ich mich in keinerlei Staatsangelegenheiten einmischen will, aber dass ich bei mir und in meinem Haus befehle. Der Infant und ich sind uns so einig, dass wir ein und denselben Willen haben. Ich habe hier genug Macht, um mir Gehorsam zu verschaffen, man fürchtet und man liebt mich. […]. Ich bin Deutsche, ich weiß, was man mir schuldet, vergesst das niemals. Ich habe die Gabe, mich gefürchtet und geliebt zu machen, also gehorcht!
[171] Ein solch unverhülltes

Dominanzgebaren war unerhört. Amalia ermächtigte sich nicht nur selbst, im Namen ihres Ehemanns zu sprechen, sondern nahm auch die Autorität des allerhöchsten Erzhauses für sich in Anspruch. Mit dem Pochen auf ihre Macht vergriff sie sich zudem eklatant im Ton. Denn für Herrscher im Allgemeinen und für Maria Theresia im Besonderen galt die Regel: je mächtiger, desto gnädiger; je härter in der Sache, desto sanfter in der Form. Offensichtlich überschätzte Amalia ihren Handlungsspielraum bei weitem.

Im März 1772 schickte Maria Theresia auf Drängen der Bourbonenhöfe den Grafen Rosenberg noch einmal nach Parma, in einem *gewisslich letzten Versuch*, die Tochter von ihrem Eigensinn und ihrer Selbstüberschätzung abzubringen. Die Instruktion für Rosenberg enthielt eine Litanei schärfster Zurechtweisungen. *Ihr unglückseliger Hang zur Herrschsucht, der üble Rath und die Schmeichelei kleiner und schlechter, sie umgebender Leute, in welcher sie die Liebe des Volkes und einen*

gewissen Ruhm anzutreffen glaubte, endlich ihre stützige und eigensinnige Denkungsart und schwache Überlegungskraft […], Spitzfindigkeit und Heftigkeit in gewaltsamer Behauptung ihrer einmal angenommenen Sätze, all das habe Amalia verleitet, die mütterlichen Ratschläge misszuverstehen und sich zu unumschränkter Herrschaft ermächtigt zu fühlen – vollkommen zu Unrecht.[172] Die Tochter sei durch ihre Heirat ein Mitglied des Hauses Bourbon geworden und habe sich den beiden Königen in allem zu fügen. Sie könne nicht

erwarten, dass die Mutter ihretwegen das Bündnis gefährde, und mit keinerlei finanzieller Unterstützung aus Wien oder Zuflucht auf habsburgischem Boden rechnen. Dass sie eigenmächtig Parma verlasse, komme nicht in Frage; allenfalls eine *lebenslängliche Retraite* in einem parmesischen Kloster sei denkbar, wobei sie dann von ihrer kleinen Tochter getrennt würde. Von Maria Theresias anfänglicher Erwägung, man könne Amalia anstelle des unzurechnungsfähigen Gatten die Regentschaft anvertrauen, war nun

nichts mehr übrig, ganz im Gegenteil. Die Kaiserin quälte jetzt offenbar der Gedanke, sie könnte mit ihren Ratschlägen selbst zu Amalias *Regiersucht* Anlass gegeben haben. Denn ihr war selbstverständlich das öffentliche Gerede bekannt, sie suche sich über ihre Töchter an anderen Höfen Einfluss zu verschaffen, was sie für eine üble Verleumdung hielt.[173] Deshalb machte sie Amalia klar, dass sie absolut nichts zu sagen habe: Sie besitze den Titel Herzogin nur, weil ihr Gatte regierender Herzog sei. Selbst wenn er ihr die

Geschäfte überlassen und sie sich einbilden sollte, *über seinen Geist Gewalt* zu besitzen, gebe es immer genug andere, die *mit mehr Geschicklichkeit und Kenntnis des menschlichen Herzens in ihn dringen werden.* Die Regierung eines Staates erfordere *Gesetze und gemessene Prinzipien,* gründliche Einsicht, Fleiß, Studium aller Papiere und Kenntnis aller Vorgänge – mit einem bisschen *Mutterwitz* sei es nicht getan. Amalia sei zur Regierung *durch ihren Stand nicht berufen* und habe daher auch *von Gott die besonderen*

Gaben dazu nicht erhalten. Mit anderen Worten: Amalia dürfe sich in keiner Weise anmaßen, eine ähnliche Rolle zu spielen wie ihre Mutter. Sie habe sich nicht nur der Staatsgeschäfte vollständig zu enthalten und ihren Mann zu respektieren, sondern auch in ihrem *Privatlebenswandel* bis in die *geringsten Angelegenheiten* blindlings dem königlichen Minister zu gehorchen, anderenfalls werde man sie ihrem Schicksal überlassen.[174]

Doch Amalia, in Verkennung ihrer Möglichkeiten, weigerte sich,

die Befehle der Mutter zu akzeptieren. Rosenberg teilte der Kaiserin mit, dass seine Mission gescheitert sei. Daraufhin brach Maria Theresia die Verbindung zu ihrer Tochter ab und verbot auch ihren anderen Kindern jeden Kontakt. Niemand durfte ihr schreiben, geschweige denn sie treffen. Auf Reisen mussten die anderen das parmesische Territorium meiden und einen Umweg über venezianisches Gebiet nehmen. Von Ferdinand verlangte sie sogar, den Kontakt zu verweigern, wenn Amalia die

Unverschämtheit besitzen sollte, ihn überraschend in Mailand aufzusuchen.[175] Doch offenbar empfand sie das Bedürfnis, sich für ihre Härte zu rechtfertigen. *Die Dinge sind an einem Punkt angekommen, wo Eure Schwester mich zwingt, sie zu verraten,* schrieb sie dem Erzherzog Ferdinand. *Ihr könnt Euch vorstellen, wie ich leide, sie in ihren Untergang laufen zu sehen, ohne es verhindern zu können.*[176] Und zu Mercy, eigenhändig: *Ich habe für nötig gefunden, so zu handeln, denn ich kenne den Starrsinn meiner Tochter.*

Aber trotz der großen Sorgen, die sie mir bereitet, ist sie immer noch mein Kind. Ich möchte nicht, dass man sie zum Äußersten treibt, aber ich will auch nicht, dass man sie mir zurückschickt. [177] Wenn sie die stille Hoffnung gehabt hatte, Amalia werde nun einlenken, so erwies sich dies als falsch. Die Tochter stand ihrer Mutter an Dickköpfigkeit in nichts nach und meldete sich nicht mehr, was Maria Theresia außerordentlich zu schaffen machte. [178]

Denn es entsprach dem ungeschriebenen dynastischen

Verhaltenskodex, dass erwachsene Kinder dem Familienoberhaupt freiwillig und ohne Widerspruch, aus Neigung und Überzeugung folgten. Äußeren Zwang anzuwenden verstieß gegen die innerdynastischen Regeln, denn Zwang war etwas für Herrschaftsunterworfene, für Untertanen. Äußerem Zwang zu gehorchen vertrug sich nicht mit dem aristokratischen Habitus von Freiheit, Stolz und Ehre. Die Disziplinierung der Familienmitglieder, ohne die dynastische Herrschaft nach innen

keineswegs auskam, durfte deshalb als solche nicht in Erscheinung treten. Ermahnungen hatten möglichst sanft, *doucement*, zu geschehen; Unterwerfung unter die Räson der Dynastie hatte freudig und freiwillig zu erfolgen, denn: Wer andere beherrschen wollte, musste sich zuallererst selbst beherrschen. Innerfamiliäre Selbstdisziplin gehörte zur legitimatorischen Grundausstattung der Herrscherfamilien. Nur im Notfall wurde ein offen drohender Ton angeschlagen.[179] Das aber unterlag der allerstrengsten

Vertraulichkeit und durfte keinesfalls nach außen dringen. Das Schlimme an Amalias unerhörter Widerspenstigkeit lag darin, dass sie kaum zu vertuschen war und das Allerhöchste Erzhaus zum Gespött Europas werden ließ.

Zwischen den Höfen in Wien, Versailles und Madrid riss in diesen Jahren die Korrespondenz über die Frage nicht ab, wie die ungezogenen Kinder zur Räson zu bringen seien. Am französischen Hof erwog man zu Maria Theresias Entsetzen, das Paar zu trennen, den Infanten auf Reisen zu

schicken und Amalia nach Wien zu verbannen. Sogar die Entsendung spanischer Truppen wurde vorübergehend nicht ausgeschlossen. Trotz der gegenüber Amalia zur Schau getragenen Unnachgiebigkeit suchte Maria Theresia bei den anderen Höfen auf mildere Sanktionen hinzuwirken, die eigene Tochter zu entlasten und die Schuld auf den Infanten zu schieben. Man könne das Paar nicht zu Gehorsam und Tugend zwingen, meinte sie, sondern solle lieber finanzielle Druckmittel

einsetzen, so dass die schiere wirtschaftliche Not sie in den Schoß der Familie zurücktreibe. [180] So geschah es auch. Als der Infant den Konflikt weiter anheizte, indem er den Minister Llano eigenmächtig entließ, wurden Ende des Jahres 1772 die Pensionszahlungen eingestellt, alles bourbonische und habsburgische Personal aus Parma abgezogen und auch der wöchentliche Kurierdienst zwischen den Höfen abgeschafft. Maria Theresia billigte das ausdrücklich. Man müsse die

beiden behandeln wie Ausgestoßene – *interdits*; selbst wenn die anderen Höfe sich wieder mit ihnen vertragen sollten, werde sie selbst die Korrespondenz mit ihrer Tochter nie wieder aufnehmen, schrieb sie.[181] *Sie sitzen auf dem Trockenen; jetzt werden sie sich vielleicht ein Jahr lang über ihre Freiheit und Unabhängigkeit von allen Fremden freuen. Der Bruch mit beiden Familien ist ein hoher Preis für diese Freiheit.*[182] Joseph teilte in diesem Punkt ausnahmsweise die Meinung seiner Mutter, ja sein

Verdikt war sogar noch schärfer: *imbéciles et enrichies de la plus noire malice – schwachsinnig und erfüllt von schwärzester Bosheit* nannte er das Herzogspaar.[183]

Auch als der Infant förmlich mitteilte, dass die Infantin am 5. Juli 1773 von einem Sohn entbunden worden sei, änderte man in Wien die unnachgiebige Haltung nicht. Zur Feier des Ereignisses wurde keine Gala veranstaltet, kein Appartement gegeben; die Kaiserin schickte nur eine kühle und knappe Gratulation.[184] Gegenüber

Kaunitz kommentierte sie die Geburt des Enkels: *Gewöhnlich haben die das meiste Glück, die es am wenigsten verdienen.*[185] Doch die Existenz eines Thronfolgers stärkte die Position des Herzogspaares. Der König von Spanien, dem die Patenschaft angetragen wurde, verlieh dem Neugeborenen zur Taufe das Goldene Vlies.[186] Die beiden Könige signalisierten dem Infanten Versöhnungsbereitschaft, unter der Bedingung, dass er den Minister Llano zurückberufe, und baten Maria Theresia, dieses Angebot

ihrerseits der Infantin zu unterbreiten. Doch obwohl Maria Theresia die Aussöhnung ebenfalls seit langem wünschte – so jedenfalls in Briefen an Dritte –, weigerte sie sich, ihrer Tochter zu schreiben: Nach allem, was geschehen sei, mache sie keinen Schritt mehr auf sie zu.[187] Die Bourbonenkönige hatten solche Skrupel nicht und leiteten die Versöhnung auch ohne Maria Theresia in die Wege. Nach einigem Sträuben leistete das Herzogspaar tatsächlich die geforderte Unterwerfungsgeste und

berief den verhassten Minister Llano an den Hof zurück. Im Herbst 1773 stellte Maria Theresia erleichtert fest, dass die *Versöhnung mit Parma gänzlich vollzogen ist […], ich hoffe, dass sie Bestand hat. Spanien und Frankreich haben großzügig gehandelt […].*[188]

Amalia zog sich fortan auf ein Landgut in Sala zurück und ging ihrer eigenen Wege. Seit 1774 lebte das Paar, abgesehen von vereinzelten Besuchen, getrennt, was es allerdings nicht daran hinderte, noch vier weitere Kinder zu bekommen. Der Infant betrieb

in der Folgezeit seine eigene Politik und machte, nachdem Llano das Land verständlicherweise von sich aus wieder verlassen hatte, die staatskirchlichen Reformen Du Tillots Schritt für Schritt rückgängig. Beim Volk, so hieß es, war der fromme Herzog durchaus nicht unbeliebt, während man in Aufklärerkreisen schwer mit dem offensichtlichen Scheitern der philosophischen Erziehung haderte.[189] Maria Theresia fand bis zu ihrem Tod keine eindeutige Haltung zu der eigensinnigsten ihrer Töchter und konnte sich

zwischen Gnade und Ungnade, Mitleid und Unerbittlichkeit nicht entscheiden. Von Zeit zu Zeit beklagte sie *die Unglückliche, la malheureuse*, und beschwerte sich zugleich über ihre fortgesetzten *Intrigen und Heimlichkeiten;* auch das Schuldenmachen hörte nicht auf.[190] Immerhin billigte sie, dass die anderen Kinder sich mit ihr trafen, und war stets begierig auf Neuigkeiten aus Parma. Im Zusammenhang mit dem schon erwähnten Görz-Reiseplan fasste sie sogar ein Treffen mit Amalia ins Auge, das nicht zustande kam. An

Marie Christine schrieb sie 1775: *Die Lage Eurer Schwester, die sie sich in Wahrheit ganz allein zuzuschreiben hat, ist nicht angenehm, aber auch nicht völlig unerträglich. Sie tut mir sehr leid.* [191] Mittlerweile erschien ihr auch der Infant in milderem Licht, zumal exzessives Rosenkranzbeten und eifrige Heiligenverehrung in ihren Augen kaum als schlimme Verfehlungen erscheinen konnten. *Ich zweifle oft an dem, was so über ihn geredet wird […]. Andere haben Mätressen, Jagd, Spiel, Pferde, etc. etc., und da er überhaupt keine*

eigenen Mittel hat, muss er doch irgendetwas haben. Wer ist schon völlig ohne Schwächen? Man muss zufrieden sein, solange er keine Laster hat. Eure Schwester hat ihn manchmal verdächtigt, mit den Mönchen ein bisschen zu viel zu trinken, das könnte sein, das wäre ein Laster. Ihr werdet mir alles sagen, was Ihr über diesen armen Fürsten herausfindet […].[192] Der Bericht, den Albert später von dem Besuch in Parma lieferte, klang trostlos: Amalia habe sich sehr verändert, ihre Schönheit sei dahin, sie benehme sich distanziert zu ihren

Kindern und führe ihr eigenes Leben fern von ihrem Mann, der seinerseits gehemmt und gefühllos wirke. Ihre älteste Tochter sei ein besonders schönes Kind, aber so traurig, dass es einen wehmütig stimme.[193]

Den Schritt zur persönlichen Aussöhnung tat Maria Theresia nie, auch nicht, als es Ende des Jahres 1780 noch einmal Gelegenheit dazu gab. *Ihr müsst wissen,* vertraute sie dem Erzherzog Ferdinand an, *dass Eure Schwester mich immer gequält hat, hierher zu kommen, und sie nicht langsam auf*

kleinem Feuer zu rösten, sondern zu sagen, ob es Hoffnung für sie gebe oder nicht. Das Paar hatte sie um Geld gebeten, um die älteste Enkelin mit einer Pfründe auszustatten, was Maria Theresia unwirsch verweigerte. Seitdem war Amalia krank, und der Infant flehte darum, ihr die Reise nach Wien zu erlauben, anders wisse er ihr nicht mehr zu helfen. Doch Maria Theresia entschied sich, die Krankheit für simuliert zu halten, und lehnte ab: *Sie hierher kommen zu lassen, dazu könnte ich mich nie verstehen […], der Kaiser hat gesagt,*

er bliebe nicht einen Tag, wenn sie käme.[194] Gleichwohl quälte sie sich anschließend mit der Sorge um den Gesundheitszustand der Tochter. Sie habe jetzt schon seit sechzig Tagen Fieber, sei abgemagert und niedergeschlagen, wenn auch nicht ganz so schwach, wie man geglaubt hatte, schrieb sie im Oktober besorgt an Ferdinand, und im November an Beatrix: Man höre, es gehe ihr immer noch schlecht, aber sie tue ja nicht, was man ihr sagt.[195] Amalia wurde tatsächlich wieder gesund, doch die Mutter starb noch im selben Monat,

ohne dass es je zu einem Wiedersehen gekommen wäre.

Amalias Verbrechen in den Augen der Familie war, dass sie ihre Rolle als Mitglied und Repräsentantin der Dynastie verkannte. Sie hielt sich fälschlich für frei, sich von niemandem etwas sagen lassen zu müssen und zumindest als Privatperson leben zu können, wie es ihren eigenen Vorstellungen entsprach – möglicherweise eine unbeabsichtigte Nebenwirkung der Aufklärungsphilosophie, der Ferdinand ausgesetzt gewesen war

und von der sich Amalia hatte anstecken lassen. Ihr Verbrechen bestand in ihrem unverhüllten Freiheitsdrang und ihrem hartnäckigen, offen zur Schau getragenen Ungehorsam gegenüber der elterlichen Autorität. Das war in den Augen der Mutter unverzeihlich. Die Verdikte der späteren Historiker fielen noch wesentlich schärfer aus als die der Zeitgenossen. Aus der Rückschau fragt man sich, was eigentlich die Exzesse waren, die es rechtfertigten, die Infantin als «Messalina des 18. Jahrhunderts»

zu bezeichnen, als diejenige, die sich «am schwersten an ihrer Mutter vergangen» habe.[196] Verschwendung, wahllose Gunstverteilung, Jagdausflüge nur mit dem Reitknecht, räumliche Trennung vom Ehemann, das waren ja alles keine außergewöhnlichen Vergehen, die man nicht vielen anderen Fürstinnen dieser Zeit auch hätte vorwerfen können. Und dass sie sich nicht an höfische Konventionen hielt, im einfachen Volk beliebt war, jedermann Zugang gewährte und mit Almosen

nicht sparte – das waren ja genau die Verhaltensweisen, für die Maria Theresia von aller Welt stets bewundert wurde. Doch auch wenn Amalia allerlei ähnliche Eigenschaften hatte wie ihre Mutter, so besaß sie eben nicht den Status, der es ihr erlaubt hätte, sie zur Geltung zu bringen. Für die Historiker des 19. Jahrhunderts war der größte Stein des Anstoßes Amalias weibliche Dominanz, die Umkehrung der Geschlechterrollen im Hause Parma. Einer mächtigen Herrscherin wie Maria Theresia billigte man das wohl oder übel zu;

sie genoss den Status der großen Ausnahmegestalt. Doch was man an ihr bewunderte, wurde einer unbedeutenden Duodezfürstin wie Amalia als schweres Laster angerechnet.

Marie Antoinette

Ein massives Kontrollproblem hatte die Matriarchin auch mit der jüngsten Tochter Antonia, die im Jahr 1770 nach langwierigen Verhandlungen den französischen Thronfolger Ludwig (XVI.)

heiratete.[197] In diesem Fall war die Steuerung aus dem fernen Wien wegen der Macht Frankreichs und der Relevanz des Bündnisses gegen Preußen besonders wichtig, aber auch besonders schwierig. Als künftige Königin von Frankreich würde Maria Antonia nach Joseph den höchsten Rang unter allen Kindern Maria Theresias einnehmen. Zugleich war sie aber auch noch am jüngsten, als sie heiratete, und an dem neuen Hof am einsamsten. Denn als sie das Römisch-deutsche Reich verließ und sich durch das Übergaberitual

auf einer kleinen Rheininsel bei Straßburg von der Erzherzogin Maria Antonia in Marie Antoinette Madame la Dauphine verwandelte, musste sie alles zurücklassen, was ihre alte Identität ausmachte, und durfte außer dem Sondergesandten Starhemberg niemanden von ihrem Gefolge nach Versailles mitnehmen.[198]

Wie allen Töchtern, so gab Maria Theresia auch der Jüngsten eine ausführliche Instruktion mit, die sie jeden Monat einmal lesen und auf diese Weise vollständig verinnerlichen sollte. Darin ging es

nicht nur um die regelmäßigen religiösen Übungen, die Unterwerfung unter den Ehemann und die Warnung vor jeder Günstlingswirtschaft, sondern auch um die aktive Pflege des Bündnisses, dessen lebendes Unterpfand die Tochter war. Marie Antoinette sollte mit dem königlichen Großvater Ludwig XV. so oft und so herzlich wie möglich über die Verbindung zwischen den Höfen sprechen, die nun eine besonders enge familiäre Verbindung geworden war: *Ihr könnt nie zu viel sagen über die*

Gefühle, die ich für ihn habe. [199] Doch die regelmäßige Imprägnierung der Tochter mit den mütterlichen Instruktionen reichte selbstverständlich nicht aus; die Fernsteuerung musste eine kontinuierliche, flexible und lückenlose sein. Denn Maria Theresia machte sich über die Reife und den Charakter der Fünfzehnjährigen ebenso wenige Illusionen wie über die der anderen Kinder. Diesmal aber musste ganz besonders vorsichtig und strategisch zu Werke gegangen werden, *par surabondance de*

précaution pour le secret, mit einem Übermaß an Sorge um Geheimhaltung.[200] Wie ausgeklügelt das Überwachungssystem der Mutter war, lässt sich aus der vollständig überlieferten Korrespondenz zwischen ihr, ihrer Tochter und dem Wiener Gesandten in Versailles, Florimond Claude Comte de Mercy-Argenteau, sehr genau rekonstruieren.[201]

Mercy (1727–1794), Mitglied einer seit Generationen in habsburgischem Dienst stehenden Brabanter Familie, diente dem

Erzhaus schon lange als Gesandter; er hatte bereits mit Choiseul das habsburgisch-französische Heiratsprojekt ausgehandelt. Nun war er als kaiserlicher Botschafter in Versailles die einzige formelle Verbindungsperson zwischen Mutter und Tochter. Seine Möglichkeiten waren allerdings begrenzt, denn bei Hof musste er sich auf die offiziellen Kontakte mit der Dauphine beschränken und konnte selten ganz unbeobachtet mit ihr sprechen. Leichter war das auf dem Land, in Fontainebleau, Marly oder Trianon, vorausgesetzt,

Marie Antoinette lud ihn zu diesen Landpartien ein. Deshalb verließ sich Mercy auf eine zweite Vertrauensperson, den Vorleser Abbé de Vermond, der täglich um sie war, ihre Korrespondenz führte und ihn Tag für Tag minutiös über alles auf dem Laufenden hielt, was in ihren Gemächern passierte.[202] Zusätzlich bediente sich Mercy allerlei weiterer bezahlter Informanten und behauptete, *daß es keine Stunde gibt, über die ich nicht Rechenschaft ablegen könnte über das, was die Ertzherzogin gesagt, getan und gehört* hat.[203]

Regelmäßig einmal im Monat wechselten nun auf kaiserlichen Befehl Briefe zwischen Wien und Versailles hin und her: zum einen zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter, zum anderen zwischen Maria Theresia und Mercy. Der geringere Teil dieser Briefe wurde durch die reguläre wöchentliche Post transportiert und war dafür gedacht, allgemein sichtbar zu sein; man rechnete geradezu damit, dass er abgefangen und abgeschrieben wurde, und nutzte das, um indirekte Mitteilungen an die heimlichen Mit-Leser zu

lancieren. Der weitaus größere Teil lief über einen geheimen Kurierverkehr direkt von Mercy an den Kabinettssekretär Pichler, ohne irgendwelche anderen Hände zu passieren, auch nicht die der Staatskanzlei. Diese Briefe trugen den Vermerk *tibi soli, allein an Dich,* und wurden vom Sekretär ungeöffnet an die Kaiserin persönlich weitergegeben.[204] Die Kuriere erhielten die Briefe immer unmittelbar vor ihrer Abreise und hatten einen strikten Zeitplan einzuhalten, so dass jede Unregelmäßigkeit, die auf

Interzeption hingewiesen hätte, sofort aufgefallen wäre. Grundsätzlich hielt die Kaiserin diesen Briefwechsel auch vor Joseph verborgen; als er einmal Einblick wünschte, sortierte sie einige Briefe aus.[205] Während Marie Antoinette die Briefe offenbar tatsächlich gemäß dem mütterlichem Befehl nach dem Lesen verbrannte, ließ Maria Theresia sie ihrerseits – anders als behauptet – von Pichler kopieren und in der kaiserlichen Privatbibliothek aufbewahren.[206]

Der springende Punkt bestand darin, dass die gesamte Kommunikation zwischen Wien und Versailles zweigleisig geführt wurde, was aber nur für die eine Seite sichtbar war. Marie Antoinette befand sich im Glauben, es handele sich um eine streng vertrauliche Korrespondenz zwischen ihr und der Mutter. Tatsächlich war Mercy aber über die Briefe, die hin- und hergewechselt wurden, vollkommen im Bilde, während Marie Antoinette umgekehrt von dem Briefwechsel zwischen ihrer

Mutter und Mercy nichts wusste. Der Gesandte unterrichtete die Kaiserin nicht nur auf das Genaueste über alles, was Tag für Tag vor sich ging, er manipulierte auch die Kommunikation der ahnungslosen Tochter auf das Sorgfältigste. Nicht selten beriet er Maria Theresia bis in die einzelnen Formulierungen hinein, was sie der Tochter schreiben solle, und unterrichtete sie darüber, wie diese auf ihre Briefe reagierte, wie sie sie kommentierte und wie sie die Anweisungen befolgte – oder vielmehr nicht befolgte.[207]

Umgekehrt instruierte Mercy Marie Antoinette auch, wie sie mit ihrer Mutter kommunizieren sollte, lobte, tadelte oder korrigierte ihre Schreiben.[208] Erstaunlicherweise kam die naive Marie Antoinette nie dahinter, woher die Mutter ihr detailliertes Wissen tatsächlich hatte, und schrieb das dem öffentlichen Gerede zu. Offensichtlich zweifelte sie nicht daran, wenn Maria Theresia ihr ausdrücklich versicherte: *Glaubt nicht, dass mir Mercy darüber geschrieben hat!*[209] Zu dem mütterlichen Kontrollsystem

gehörte auch, dass die Tochter keineswegs mit jedem in der Familie Briefe wechseln durfte, sondern nur mit dem Kaiser – allerdings auch nur in besonderen Fällen, die der Kaiser selbst bestimmte –, mit dem Schwager Albert und der Schwester Carolina, die sie sich überhaupt in jeder Hinsicht zum Vorbild nehmen sollte.[210] Von den Verwandten und Dienern erwartete Maria Theresia, dass sie ihr hinterbrachten, was Marie Antoinette ihnen mitteilte. So erfuhr sie von Rosenberg, dass die

Dauphine sich ihm anvertraut hatte, und reagierte darauf mit scharfer Zurechtweisung.[211]

Eine solche höchst asymmetrische Kommunikation war für Maria Theresia keineswegs ungewöhnlich, wenn sie das auch gegenüber den anderen Kindern nicht mit derartig systematischer Perfektion handhabte. Um jedes Kind spann die Mutter ein Netz teils offener, teils geheimer Überwachung. Selbst Joseph war davon nicht ausgenommen. Wenn er auf Reisen ging, setzte sie auch auf ihn Informanten an, ohne dass

er davon erfahren durfte. So verlangte sie etwa vom Grafen Rosenberg, er solle über den Besuch des Kaisers in Italien *Rechenschaft ablegen, so gut ihr könnt, ich verlasse mich darauf. Vom geringsten Zwischenfall – was Gott verhüten möge – werdet Ihr mir berichten, ohne irgendetwas zu verschweigen. Ihr werdet nichts von diesem Brief durchblicken lassen […].* Und: *Ich verrate nichts von alldem meinen Kindern. Ich muss Euch sagen, dass der Kaiser Eure Briefe an mich nicht gelesen hat, aber er weiß, dass ich Euch*

gelegentlich schreibe. Ihr werdet keinerlei Gebrauch von diesem Brief machen. [212] Es war ihr ein besonders schmerzhafter Dorn im Auge, dass Joseph die Briefe, die er schrieb und erhielt, ihr seinerseits niemals zeigte. Von seiner intensiven Korrespondenz mit Leopold wusste sie nichts, und sie war empört, wenn sie erfuhr, dass er andere Geschwister ins Vertrauen zog, etwa Ferdinand: *Ich hätte nicht geglaubt, dass der Kaiser Euch schreibt, wie er gesagt hat. Ich hielt das für einen Scherz, um mich zu ärgern, aber ich gebe zu, ich bin*

beeindruckt zu sehen, wie weit er die Dinge treibt. Ich danke Gott, dass seine Sachen Euch nicht beeindrucken […]. [213] Nach dem Prinzip *divide et impera* suchte sie möglichst zu verhindern, dass die Geschwister sich untereinander allzu vertraulich austauschten. Stattdessen spielte sie sie gegeneinander aus und schmiedete geheime Koalitionen, eröffnete dem einen vertrauliche Informationen über den anderen und gab jedem das Gefühl, ein Geheimnis mit ihr zu teilen. So versicherte sie Ferdinand: *Ihr sollt*

wissen, dass niemals jemand Eure Briefe sieht, auch die indifferenten nicht; also zitiert sie niemals gegenüber dem Kaiser, denn er zeigt mir seine auch nie. Ich werde es auch nicht tun, und wenn doch, würde ich es Euch vorher sagen; also könnt Ihr Euch ganz frei [hardiment] ausdrücken. [214] Dem Anspruch nach wurde das Briefgeheimnis innerhalb der Familie hochgehalten. Einen Brief, den Marie Antoinette während des Bayerischen Erbfolgekrieges an den Kaiser geschrieben hatte, öffnete Maria Theresia und entschuldigte

sich dann, das sei aus Versehen passiert und sie habe ihn sofort ungelesen wieder verschlossen. [215]

Maria Theresia saß also wie eine Spinne im familiären Kommunikationsnetz – oder bemühte sich zumindest, diejenige zu sein, bei der alle Fäden zusammenliefen. Was sie nicht wusste, war, dass es jemanden gab, der auch ihre Korrespondenz wiederum überschaute und manipulierte, Kaunitz nämlich. Wenn sie glaubte, die streng vertraulichen Teile ihres

Briefwechsels mit Mercy und anderen auswärtigen Gesandten liefen unbemerkt an dem Staatskanzler vorbei, so irrte sie sich. Er selbst war es gewesen, der Mercy schon 1768, also vor der Hochzeit Marie Antoinettes, angewiesen hatte, über den Kabinettssekretär Neny eine geheime Korrespondenz mit der Kaiserin in Gang zu setzen *und solcher die Gestalt zu geben, als ob er [Neny] allein den Depositarium der Geheimnissen abgeben sollte*. Ausdrücklich wies er Mercy an, *die Vorsicht zu gebrauchen, Dero*

Schreiben mir nicht beyzuschließen, sondern selbige und deren geheime Bestellung denen Couriers aufzugeben, auch mir keine Abschriften zu schicken, damit ich allenfalls mit Wahrheit versicheren könne, dass ich deren keine erhalten hätte. Stattdessen bat er Mercy, ihm *auf einem besonders zu besiglenden Blat nur mit wenig Worten und extractive die Contenta Dero Correspondenz anzuvertrauen.* Kaunitz werde diese Zusammenfassungen wieder zu Mercys eigenen Händen zurückschicken, und er solle

umgekehrt mit Kaunitz' geheimen Antworten genauso verfahren, *damit von Unserer obschon an sich ganz unschuldigen Privat-Correspondenz keine Spuhr in den Gesandtschafts-Acten zurückbleibe*. [216] So geschah es auch; Mercy berichtete Kaunitz in der Folgezeit regelmäßig über seine Korrespondenz mit der Kaiserin, die, wie er schrieb, an langen, farbigen Schilderungen ihre Freude habe, während er sich gegenüber dem Staatskanzler auf die zwei, drei wirklich wichtigen Punkte beschränken könne.[217] In

Kaunitz fand die Kaiserin in Sachen geheimer Kommunikationssteuerung also ihren Meister; mit ihm konnte sie es an Raffinesse letztlich nicht aufnehmen. Der Staatskanzler aber hatte ein anderes Verständnis von Politik als sie: In seinen Augen hatten emotionale Mutter-Tochter-Beziehungen dort nichts zu suchen. Für ihn war die auswärtige Politik die professionelle Angelegenheit seines Ministeriums, nicht die Familienangelegenheit der Matriarchin. Trotzdem konnte auch er auf die jungen Erzherzoginnen

als – äußerst unzuverlässige – Werkzeuge der auswärtigen Politik wohl oder übel nicht verzichten. [218]

Die Art und Weise, wie Maria Theresia ihre briefliche Kommunikation organisierte, stand in auffälligem Gegensatz zu dem Gebot rückhaltloser Wahrhaftigkeit und Offenheit, das sie ihren Kindern auferlegte. Der innere Widerspruch fiel ihr nicht auf. *Ich bin selbst aufrichtig,* schrieb sie etwa an Marie Antoinette, *und fordere [exige] auch genaueste Aufrichtigkeit mir gegenüber, und da ich in keiner*

Weise fordernd bin [exigeante], sondern sehr entgegenkommend, kann ich das fordern [exiger]. [219]
Die Familienbriefe hatten einen äußerst ambivalenten Charakter; sie waren stets beides zugleich: einerseits Medium des intimen Zwiegesprächs und andererseits strategisches Disziplinierungsinstrument. Im 18. Jahrhundert hatten sich Privatbriefe unter dem Einfluss empfindsamer Briefromane – davon war schon die Rede – zu *dem* Medium des authentischen Austauschs von Gefühlen und des

Ausdrucks individueller Innerlichkeit entwickelt.[220] Auch Maria Theresia verlangte von ihren Kindern, in ihren Briefen *das Herz selbst sprechen* zu lassen.[221] Das verstand sich nicht von allein und war auch keineswegs leicht; es setzte die Beherrschung eines Vokabulars der Emotionen und eines Registers unterschiedlicher Grade von Formalität und Informalität voraus. Diese höchst differenzierte Kultur des Briefschreibens ergab sich nicht ‹natürlich› und spontan, sondern musste erlernt werden. Die

erzherzoglichen Kinder wurden von klein auf darin geübt; Maria Theresia las ihre Briefe als Dokumente ihrer Lernfortschritte und gab sie nach Stil und Rechtschreibung korrigiert zurück. [222] Die komplexe Kunst der korrekten Anrede durfte auch im familiären Verkehr nicht außer Acht gelassen werden. Nur wenn die Kaiserin es ausdrücklich erlaubte, durften die Kinder auf die vorgeschriebenen Komplimente und Kurialien verzichten und sie schlicht *Madame* und *Votre Majesté*, kurz *V. M.*, nennen;[223]

umgekehrt redete sie ihre Kinder mit *Madame ma chère fille*, *Monsieur mon cher fils* an.[224] Doch auch der weitgehende Verzicht auf strenge zeremonielle Formen war seinerseits eine bewusst gepflegte Form. Maria Theresia selbst verstand es meisterhaft, in ihren Briefen verschiedene Register von Nähe und Distanz zu ziehen. Gegenüber den Kindern schrieb sie in einer sehr warmherzigen Sprache der Empfindsamkeit und vermittelte Gefühle zärtlicher Liebe, Anteilnahme und Besorgnis – die

Rede war von *attachement, amitié, tendresse, passion, consolation* –, was verschiedene Stufen der Indignation bis hin zum scharfen Tadel keineswegs ausschloss. Gerade diese Sprache der emotionalen Nähe machte es für den Briefpartner zur moralischen Pflicht, seinerseits vollkommen offen und ehrlich zu sein und nichts zu verschweigen. Strategisches Dissimulieren galt als schändlich und *malhonnêt, unehrenhaft*. Der Gegenbegriff zu ‹wahrhaftig› war ‹politisch›: *Euer Wort, Euer Verhalten muss immer*

dasselbe sein: wahrhaftig, ohne jede Politik [sans aucune politique], dieses Wort kennt man nicht bei uns. [225] ‹Politisches› Handeln hieß diesem Verständnis zufolge berechnendes, interessegeleitetes, heuchlerisches, intrigantes Handeln. Die Sphäre der Familienbeziehungen sollte davon frei sein; hier durfte *nur das Herz sprechen*. Genau das aber war es, was die Briefe zu Medien mütterlicher Kontrolle und Steuerung machte; das war die Kehrseite der empfindsamen familiären Briefkultur. Es liegt eine

gewisse Ironie darin, dass Maria Theresia ausgerechnet ihren Kindern am wenigsten vertraute und ihnen gegenüber fortgesetzt gegen ihre eigene Aufrichtigkeitsforderung verstieß, während sie umgekehrt gerade von denjenigen, denen sie ihr rückhaltloses Vertrauen schenkte, wie Mercy und Kaunitz, am perfektesten (wenn auch zweifellos nicht in feindseliger Absicht) hintergangen wurde.

Die Frage, welchen Einfluss Maria Theresia über ihre Tochter auf die Politik in Versailles

ausübte, hat nicht nur Generationen von Historikern beschäftigt, sie war schon für die Zeitgenossen ein Politikum ersten Ranges. Denn die Allianz mit Habsburg hatte von Anfang an in Versailles zahlreiche Feinde gehabt, die überzeugt waren, sie schade der französischen Monarchie, wofür nach dem katastrophalen Ergebnis des Siebenjährigen Krieges ja auch einiges sprach.[226] Von Beginn an hatte diese Allianz auch in dem üblen Ruf gestanden, eine Frucht illegitimer Mätressenwirtschaft zu

sein. Die Gegner Habsburgs, die mehrheitlich der Versailler Hofclique der ‹Frommen›, dem *parti des dévots,* nahestanden, sahen in Marie Antoinette eine gefährliche Fremde und nannten sie abfällig *l'Autrichienne*, *die Österreicherin.* Ende des Jahres 1770 konnte diese ‹Partei› den Triumph verbuchen, dass der eigentliche Begründer der Allianz, der habsburgfreundliche Außenminister Choiseul, beim König in Ungnade fiel und vom Hof verbannt wurde. Seither befürchteten seine Gegner, dass Choiseul rehabilitiert würde, sobald

Marie Antoinette erst einmal Königin wäre. Auch die rücksichtslose Politik ihres Bruders Joseph gegenüber Polen schadete dem Ruf des Hauses Habsburg in Frankreich erheblich. Viele sahen in dem Kaiser einen gefährlichen Machiavellisten; manche fürchteten sogar, er könne alte Ansprüche auf Lothringen geltend machen. Ein Ball anlässlich der Versailler Hochzeitsfeierlichkeiten wurde gar boykottiert, weil Ludwig XV. den Angehörigen des Hauses Lothringen einen unerhörten Vorrang zugestanden

hatte.[227] Die Dauphine hatte also bei Hof von Anfang an zahlreiche Feinde, während sie, wie allgemein registriert wurde, vom ‹Volk›, das heißt der Pariser Bevölkerung, enthusiastisch verehrt wurde.[228] Dafür gab es verschiedene Gründe: Sie war jung, schön, unschuldig und tugendhaft, ein leuchtendes Gegenbild zu den Mätressen des als Libertin verschrienen alternden Königs, der sich seinerseits ebenfalls von ihrer Schönheit beeindruckt zeigte. Zudem profitierte sie von der Popularität Choiseuls, der für die

Opposition des Parlaments gegen den königlichen *Despotismus* stand. Ob sie dank ihrer Anmut und Schönheit ein geeignetes Werkzeug der Wiener Politik sein würde, wie Maria Theresia hoffte, Kaunitz bezweifelte und ihre Gegner befürchteten, musste sich erst noch herausstellen.

Dass sie ihr zwar großen Liebreiz, aber wenig Geist, Disziplin und Willensstärke zuschrieb, hatte die Mutter ihre Tochter von Anfang an deutlich wissen lassen.[229] Umgekehrt war Marie Antoinettes Verhältnis

zur Mutter von ehrfürchtiger Distanz und Unterwürfigkeit geprägt. Sie sprach von ihr *immer mit tiefem Respekt,* schrieb ihre Zofe Campan später, *aber sie wünschte stets, dass zwischen ihr und ihren eigenen Kindern niemals eine so große Distanz entstehen solle, wie sie in der kaiserlichen Familie herrschte*.[230] Mercy berichtete Maria Theresia, die Dauphine habe ihm anvertraut: *Ich liebe die Kaiserin, aber ich fürchte mich vor ihr selbst aus der Ferne, und auch wenn ich ihr schreibe, fühle ich mich ihr gegenüber nie ungezwungen.*

[231] Das ist den kurzen Briefen, die sie monatlich in mangelhafter Orthographie und ungelenker Kinderschrift verfasste, deutlich anzumerken. Sie verraten Satz für Satz das Bemühen, der Mutter alles recht zu machen und sich bei ihr in ein günstiges Licht zu setzen. Selbst nach scharfen Zurechtweisungen bedankte sich Marie Antoinette überschwänglich für die mütterliche *Zärtlichkeit, mich meine Fehler spüren zu lassen.* [232] Mehr als einmal schilderte Mercy seiner Auftraggeberin, wie erschüttert und deprimiert die Tochter auf ihren

scharfen Tadel reagierte. Das hieß allerdings nicht, dass sie den Ermahnungen tatsächlich gefolgt wäre, wie Maria Theresia aus den parallelen Briefen Mercys ebenfalls regelmäßig erfuhr.

Das größte Problem, das die Stellung Marie Antoinettes am Hof substanziell beeinträchtigte, war der Umstand, dass ihre Ehe in den ersten sieben Jahren nicht vollzogen wurde. Der nur ein halbes Jahr ältere Ehemann war schwerblütig, ängstlich und gehemmt und wusste sich im Ehebett nicht zu helfen; wie später

diagnostiziert wurde, machte ihm eine Vorhautverengung den Geschlechtsverkehr offenbar zur Qual. Was sich hinter den Vorhängen des Ehebetts abspielte, war kein privates Problem – es war eine öffentlich diskutierte Staatsaffäre, eine politische Katastrophe und eine unendliche Schmach für alle Beteiligten. Denn es ging nicht allein um die ausbleibende Schwangerschaft und den mangelnden Thronfolger, es ging ums Ganze: Solange kein Geschlechtsverkehr stattgefunden hatte, handelte es sich nicht um

eine gültige Eheschließung. Eine Heirat bestand ja nach kirchlichem Eherecht nicht nur aus dem gegenseitigen Jawort und schon gar nicht aus der öffentlichen Einsegnung und den damit verbundenen Feierlichkeiten; sie wurde vielmehr erst vollständig durch die *consummatio carnalis,* den *fleischlichen Vollzug.* Solange es dazu nicht kam, war Marie Antoinette streng genommen weder Ehefrau noch Dauphine, und die Verbindung konnte jederzeit wieder rückgängig gemacht werden. Für die Brautleute

bedeutete es eine fortgesetzte schwere Demütigung, dass sie jahrelang nicht fertigbrachten, was von ihnen erwartet wurde. Denn das konnte nicht verborgen bleiben. Zum einen stand das Paar ständig unter der indirekten Beobachtung des Kammerpersonals, und zum anderen musste Ludwig seinem königlichen Großvater ebenso wie Antoinette ihrer Mutter regelmäßig vom Stand der Dinge berichten. In unzähligen Briefen war der Ehevollzug das beherrschende Thema – zwischen Maria Theresia

und ihrer Tochter, Maria Theresia und Mercy, Mercy und Kaunitz, Maria Theresia und Joseph, Joseph und Leopold. Diese Briefe waren zwar vertraulich, aber die Angelegenheit als solche war keineswegs geheim, ebenso wenig wie irgendein anderer politischer Sachverhalt.[233]

Fast jeden Monat berichtete Marie Antoinette vom Eintreffen ihrer Regelblutung oder dem *Besuch der Generalin Krottendorf*, wie der familieninterne Code lautete, und wenn sie länger nichts zu diesem Thema schrieb, wurde

die Mutter ungeduldig.[234] Als ihre Regel in den ersten Monaten nach der Hochzeit ausblieb, musste Marie Antoinette ihr allerdings mitteilen, dass es dafür leider keinen ersichtlichen Grund gebe. Die Mutter beschwichtigte sie zunächst und riet zu Geduld: Beide seien noch sehr jung, der Dauphin schüchtern und unerfahren; übertriebener Eifer schade in diesen Dingen nur.[235] Doch allmählich machten sich bei der Mutter Verstimmung und bei der Tochter Verzweiflung breit. Sie musste sich mit ihrer Schwester

Carolina vergleichen lassen, die schon in der ersten Nacht *die Frau ihres Gatten geworden* war.[236] Selbst eine Totgeburt erschien ihr mittlerweile weniger schlimm als gar keine Schwangerschaft.[237] Der Gatte behandele sie zwar zärtlich und schlafe regelmäßig bei ihr, rechtfertigte sie sich, doch er leide an schrecklichen Hemmungen. Die Schuld liege nicht bei ihr allein, sie gebe sich alle Mühe.[238] Als die Lage nach drei Jahren immer noch unverändert war, schaltete der königliche Großvater den Leibarzt ein, der ein

ernstes Aufklärungsgespräch mit beiden Eheleuten führte. Wenig später verbreitete sich in der Öffentlichkeit das Gerücht, der Dauphin sei nun *wirklich ihr Gatte* geworden; doch ihrer Mutter vertraute die unglückliche Tochter an, es sei *nichts davon wahr*, obwohl sie *schon ein wenig weiter als gewöhnlich gekommen* seien. Zwei Monate später, im Sommer 1773, hielt sie allerdings selbst *die Ehe für vollzogen […], wenn auch noch nicht in dem Maße, um schwanger zu sein.* [239]

Immerhin reichte das bloße

Gerücht vom Ehevollzug, damit das Paar am 8. Juni 1773 endlich seinen feierlich-förmlichen Einzug in der Stadt Paris halten und von der begeisterten Bevölkerung bejubeln lassen konnte, was man bis dahin mit Bedacht hinausgezögert hatte. Auch Maria Theresia ging nun – fälschlich, wie sich zeigen sollte – davon aus, dass ihre Tochter *eine Frau geworden* war. Das machte die Lage für Marie Antoinette indes nicht leichter. Denn als sie auch weiterhin nicht schwanger wurde, sah sie sich erhöhtem mütterlichem

Druck ausgesetzt – vor allem, nachdem sie durch den Tod Ludwigs XV. am 10. Mai 1774 Königin geworden war. Denn nun schrieb die Mutter ihr den unseligen Zustand als eigenes moralisches Versagen zu. Die Tochter vergnüge sich in zweifelhafter Gesellschaft ohne den König die ganzen Nächte hindurch, mit Ausflügen nach Paris, Opern, Maskenbällen, Glücksspielen, Pferderennen, und schlafe nicht mit dem Gatten in einem Bett, worüber Mercy die Kaiserin regelmäßig auf dem Laufenden

hielt. Sie müsse *die Nächte besser anwenden als bis jetzt*, befahl sie mit wachsender Strenge.[240] Allmählich begannen die ersten Spottlieder über den impotenten König und die lasterhafte Königin in den Pariser Straßen und Salons die Runde zu machen – was durchaus ernst zu nehmen war, denn sexuelle Unfähigkeit war seit jeher eine Chiffre für politische Ohnmacht.[241] Marie Antoinette rechtfertigte sich, der König selbst habe nichts gegen ihre harmlosen Vergnügungen einzuwenden und interessiere sich leider für nichts

als die Jagd und das Schmiedehandwerk. Zudem zögere er die kleine Operation, zu der die Ärzte – allerdings halbherzig – geraten hatten, immer wieder hinaus. Sie schlafe keineswegs *lit à part*, getrennt vom König, beteuerte sie ihrer Mutter ein ums andere Mal, dafür gebe es in Versailles reichlich Zeugen.[242] Die Sache war Thema in den Salons und Gesandtschaftsberichten. Als ihre Schwägerin, die Gräfin von Artois, einen Sohn zur Welt brachte und sich die Gefahr abzeichnete, dass die Thronfolge an die Nebenlinie

fallen könnte, machte das Marie Antoinettes Stellung am Hof noch schwieriger und stürzte sie in tiefe Melancholie.[243]

Schließlich machte sich ihr Bruder Joseph im Frühjahr 1777 auf den Weg nach Versailles, um nach dem Rechten zu sehen, wie er es schon seit Jahren geplant hatte. Seine Schwester sah dem Besuch, den er mit einer seiner üblichen aufsehenerregenden Forschungsreisen durch das ganze Land verband, mit gemischten Gefühlen entgegen. Doch sein Gespräch mit dem König löste

endlich den Knoten, so dass Marie Antoinette ihrer Mutter am 30. August 1777, nach sieben Jahren Ehe, erleichtert verkünden konnte: *Schon seit acht Tagen ist meine Ehe vollkommen vollzogen; der Beweis ist wiederholt worden, und gestern noch vollständiger als das erste Mal.*[244] Maria Theresia reagierte keineswegs so enthusiastisch wie erwartet. Sie ließ sich nun vom Leibarzt jeden Monat direkt über das Eintreffen der Menstruation berichten.[245] Als die Empfängnis weiterhin ausblieb, sparte sie umso weniger

mit heftigen Zurechtweisungen: Die Tochter widme dieser wichtigen Angelegenheit nicht ihre volle Aufmerksamkeit, sondern gebe sich weiterhin allerlei eitlen Vergnügungen hin. Dass Marie Antoinette das als böse Verleumdung von Hofcliquen und Pamphletisten abtat, half ihr nichts, denn Mercy sorgte ja dafür, dass die Kaiserin stets genau über ihre ausschweifenden Zerstreuungen im Bilde war. Doch obwohl sie meist erst schlafen ging, wenn ihr Gatte aufstand, erfüllte er offenbar trotzdem hin und wieder

seine eheliche Pflicht. Jedenfalls wurde Marie Antoinette im folgenden Jahr endlich schwanger, und Maria Theresia zeigte sich erleichtert: *Ich kann Gott nicht genug danken, dass er mir noch diese Gnade gewährt hat, Sie meine teure Tochter, für die Zukunft noch solider etabliert zu sehen.*[246] Die Allianz, die zur selben Zeit durch den Bayerischen Erbfolgekrieg gerade einer schweren Belastungsprobe ausgesetzt war – es gab genug Preußenfreunde am französischen Hof –, schien jetzt *durch das Blut glücklich gestärkt.*[247] Das Kind,

das am 19. Dezember 1778 geboren wurde, war allerdings eine Tochter, so dass Maria Theresia schon bald darauf wieder ungeduldig zu drängen begann.[248] Dass am 22. Oktober 1781 ein Thronerbe zur Welt kam, für den es indes bald keinen Thron mehr zu erben gab, erlebte sie nicht mehr.

Kinderlosigkeit schwächte die Rolle, die Maria Theresia ihrer Tochter am Hof von Versailles zugedacht hatte, außerordentlich. Es war die gleiche Rolle, die schon Carolina und Amalia – jede auf ihre Weise – unzureichend

beziehungsweise gar nicht erfüllten, nämlich als verlängerter Arm der Matriarchin am fremden Hof zu wirken. Die Anweisungen, die Marie Antoinette aus Wien erhielt, waren von Anfang an widersprüchlich. Einerseits wurde ihr eingeschärft, keine Empfehlungen anzunehmen und sich aus Intrigen herauszuhalten. [249] Andererseits verlangte die Mutter aber auch, dass die Dauphine deutsche Landsleute bevorzugt behandele und zu Lasten missliebiger Figuren wie etwa des Gesandten Rohan ihren Einfluss

geltend mache – nicht anders, als Maria Theresia es als Erbtochter ehemals am väterlichen Hof auch getan hatte.[250] Voraussetzung dafür aber war, dass sich Marie Antoinette zunächst einmal selbst die Gunst des alten Königs sicherte. *Ich verlange von Euch,* schrieb die Mutter, *dass Ihr ihn durch alle Eure Handlungen von Eurer Ehrfurcht und Zärtlichkeit überzeugt, indem Ihr jede Gelegenheit benutzt, ihm zu gefallen […]. Ihr habt nur eine einzige Aufgabe, nämlich dem König zu gefallen und seinen Willen zu tun.*[251] Was dem im Weg stand, war

ihr Verhältnis zur Gräfin Dubarry, der offiziellen Mätresse des königlichen Großvaters. Die sittenstreng erzogene Marie Antoinette fand es mit den Regeln von Rang und Ehre unvereinbar, an die Dubarry das Wort zu richten, *diese dümmste und impertinenteste Kreatur*,[252] die zudem zweifelhafter Herkunft war. Sie sträubte sich erbittert gegen diese Zumutung und wurde darin von den frommen Tanten ihres Gatten bestärkt. Maria Theresia verlangte mit wachsender Verärgerung, diese Skrupel der

politischen Opportunität und dem mütterlichen Willen unterzuordnen. Doch es wurde schnell deutlich, dass die Dauphine dem Sog der höfischen Parteicliquen nicht gewachsen war und sich aus der Ferne nicht so leicht lenken ließ.

Als der alte König im Mai 1774 an den Blattern starb, wurden die Anstrengungen aus Wien verdoppelt und die Frequenz des Briefwechsels erhöht. Jetzt seien die guten Zeiten für die Tochter vorbei, prophezeite Maria Theresia.[253] Kaunitz gab Mercy

genaue Anweisungen, wie die Königin auf ihren Ehemann Einfluss nehmen sollte, vor allem bei der Auswahl der neuen Minister – nämlich so, dass es auf keinen Fall als Einflussnahme erschien, weder für Dritte noch für den König selbst, damit sie ihren Kredit bei ihm und der ganzen Nation nicht verliere.[254] Dieser Dissimulationsversuch misslang. Als Ludwig XVI. seiner Gattin zuliebe Choiseul aus dem Exil zurückberief und den ihr besonders verhassten Minister Aiguillon gegen den habsburgfreundlichen

Vergennes austauschte, kommentierte das der alte Khevenhüller, wie immer gut über die öffentliche Meinung im Bilde: *An diesen letzten Vorfall soll die junge Königin den grösten Antheil haben und überhabt bei den [sic] König sehr vill vermögen, also zwar, daß dieser Umstand bei denen übrigen Höfen bereits die besorgliche Muthmassung erwecke, der unserige dörffte nach der Hand zu villen Einfluß bei Frankreich gewinnen.* [255] Das zumindest war der Plan. Maria Theresia widerrief ausdrücklich ihre ursprünglichen

Instruktionen und schrieb der Tochter: *Wenn ich Euch so oft geraten habe, Euch nicht in Empfehlungen zu mischen, dann wegen der Gefahr, die ich wegen Eures weichen Herzens sah. […] Doch jetzt, wo die Wahl getroffen ist und der König einen neuen Rat hat, mache ich mir keine Sorgen mehr, und Ihr würdet ganz falsch und meinen Absichten zuwiderhandeln, wenn Ihr Euch dessen vollständig enthalten würdet.*[256] Doch als Marie Antoinette dann tatsächlich eigenmächtig zu agieren begann, den Herzog von Choiseul ohne

Erlaubnis des Königs zur Audienz empfing und sich in einem Brief an Rosenberg auch noch damit brüstete, wie leicht sie ihren Gatten, den *armen Mann*, manipulieren könne – da war das ganz und gar nicht das, was Maria Theresia sich gewünscht hatte, ganz im Gegenteil.[257] Gegenüber Mercy zeigte sie sich entsetzt: *Welcher Stil! Welche Art zu denken! Das bestätigt meine Besorgnisse nur zu sehr. Sie läuft mit großen Schritten ihrem Untergang entgegen […],*[258] und zu Marie Antoinette selbst: *Ich sehe da nur Intrige, niedrigen Haß,*

Verfolgungssucht und Spöttelei; eine Intrige, die zu einer Pompadour, einer Dubarry passt […].[259] Joseph, der ohnehin nichts davon hielt, seine Schwester als Instrument der auswärtigen Politik einzusetzen, wurde noch grundsätzlicher: *Habt Ihr Euch nur einmal gefragt, mit welchem Recht Ihr Euch in die Angelegenheiten der Regierung und der französischen Monarchie einmischt? […] Welche Kenntnisse habt Ihr, um Euch einbilden zu dürfen, daß Euer Urteil oder Eure Meinung für irgendetwas gut sein kann?*[260] Marie

Antoinette reagierte auf die scharfen Vorhaltungen ihres Bruders reserviert, während sie sich mit der Mutter wieder auszusöhnen suchte. Später, während des Bayerischen Erbfolgekrieges, als der preußische König seinen französischen *chèr cousin* aus dem Bündnis mit Habsburg herauslocken wollte, suchte sie ihren Teil dazu beizutragen, dass die Allianz nicht zerbrach, konnte aber auch nicht verhindern, dass ihr Gatte hinter ihrem Rücken mit Friedrich II. verhandelte.[261]

Im Lauf der Zeit wurde Marie

Antoinettes Verhalten immer anfechtbarer, die öffentliche Kritik immer polemischer.[262] Man warf ihr vor, sie benutze ihre Stellung, um ihren engsten Vertrauten bei Hof Vorteile zu verschaffen und missliebige Minister wie die lästigen Reformer Turgot und Malesherbes loszuwerden.[263] Drei Angriffsflächen waren es vor allem, die sie der Hofgesellschaft und dem europäischen Publikum bot: erstens beispiellose Verschwendungssucht trotz extrem prekärer Staatsfinanzen, zweitens illegitime Günstlingswirtschaft und

drittens politische Einflussnahme zugunsten einer auswärtigen Macht und zum Schaden Frankreichs. Was ihre unbekümmerte Geldverschwendung und andere Extravaganzen anging – bizarre Frisuren, üppige Garderoben, nächtliche Ausflüge nach Paris, einsame Ausritte mit männlichen Favoriten, Glücksspiele mit exorbitanten Verlusten und so fort –, so wurde die Mutter nicht müde dagegen zu predigen, allerdings ohne Erfolg. Was die Günstlingswirtschaft und den Einfluss auf die Politik betraf, so

lag aus Wiener Sicht das Problem nicht darin, dass die Tochter bestimmte Leute bevorzugte und mit Pensionen und Ämtern versorgte – das war ja ein Strukturprinzip der höfischen Gesellschaft. Das Problem bestand vielmehr darin, dass sie die falschen Leute begünstigte, dass sie eigenmächtig handelte, sich nicht um die Weisungen aus Wien kümmerte und von ihren Einflussmöglichkeiten unklugen Gebrauch machte. Besonders kritikanfällig war ihr Verhalten insofern, als sie sich immer mehr

von der großen Versailler Bühne in ihr kleines Lustschloss Trianon zurückzog, dadurch den Kreis der potentiellen Gunstempfänger stark einschränkte und die Erwartungen aller anderen enttäuschte. Die hohe Kunst der Gunstverteilung, wie Maria Theresia sie beherrschte, bestand ja darin, einen möglichst großen Kreis von Höflingen immer wieder mit kleinen symbolischen Gesten der Aufmerksamkeit bei Laune zu halten und so in der Erwartung zu bestärken, demnächst einmal in den Genuss größerer Gunstbeweise zu

kommen. Sah sich die große Mehrheit bei Hof dagegen dauerhaft um jede Chance gebracht, so machten sich notwendigerweise allgemeine Unzufriedenheit, Neid und Missgunst breit.

Maria Theresia kannte diese Mechanismen und sah eine Katastrophe kommen, wenn auch sicher nicht die, die sich dann tatsächlich ereignete. Hatte sie der Tochter bei ihrem Herrschaftsantritt noch eine leuchtende Zukunft prophezeit, [264] so wurden ihre Erwartungen

nach und nach immer düsterer, die Ermahnungen immer resignierter. Nach dem Tod der Mutter steigerte sich die öffentliche Kritik an der Königin zu bizarren Verschwörungsphantasien: vom Verdacht, sie habe französische Staatsgelder nach Wien schaffen lassen und Mordaufträge erteilt, bis hin zu rüden pornographischen Inzestvorwürfen. Je rapider der Niedergang der Monarchie, desto bizarrer die Diffamierungen der Pamphletisten gegen die vom Publikum kurz zuvor noch vergötterte Königin. Maria

Theresia blieb es erspart mitzuerleben, dass selbst ihre düstersten Prophezeiungen übertroffen werden sollten.

Maximilian

Verärgert war Maria Theresia am Ende, folgt man dem Urteil ihres Sohnes Leopold, über alle drei Töchter.[265] Alle drei entzogen sich der mütterlichen Kontrolle, alle drei enttäuschten ihre hohen Ansprüche und verfehlten die ihnen zugedachte Aufgabe, wenn

auch jede auf ihre eigene Weise, die eine mehr, die andere weniger. Als es darum ging, schließlich auch den jüngsten Sohn Maximilian auf seine Aufgabe im Dienste der Dynastie vorzubereiten, schrieb sie desillusioniert: *Die Erziehung meiner Kinder war immer mein großer und liebster Gegenstand. Wenn nicht alles so verlaufen ist, wie es meinen Instruktionen, Befehlen und der Sorge, die ich habe walten lassen, entsprach, so ist es nicht meine Schuld, sondern die Folge der tausend Umstände, die dafür sorgen, dass wir in dieser Welt nichts*

Vollkommenes zustandebringen […]. [266] In ihren Kontrollbemühungen ließ sie sich von dieser Einsicht aber bis an ihr Lebensende nicht beirren.

Auch Maximilian Franz, 1756 geboren, nach dem Urteil vieler Historiker der späte «Liebling der Mutter»,[267] wurde auf dem Schachbrett der Matriarchin mehrfach hin- und hergeschoben. Zuerst hatte sie für ihn das Gouvernement in den Niederlanden vorgesehen, dann, seit Marie Christine und Prinz Albert diese Aufgabe übernehmen sollten, für

die Statthalterschaft in Ungarn, weshalb sie ihm bereits als Zehnjährigem das Großkreuz des Stephansordens verliehen hatte. Zudem sollte er die Nachfolge seines Onkels Karl von Lothringen als Hochmeister des Deutschen Ordens antreten, das heißt die traditionelle Rolle des obersten *christlichen Ritters* übernehmen, ein Amt, das allerdings dank ausbleibender Kreuzzüge ins Heilige Land seit einigen Jahrhunderten nur noch hochadeligen Versorgungs- und Distinktionszwecken diente. Aus

diesem Grund war Maximilian schon als Vierzehnjähriger – mit päpstlicher Sondergenehmigung – feierlich in den Deutschen Orden aufgenommen worden. Die Mutter hatte für ihn also eine militärische Karriere vorgesehen, für die er auf Kavalierstouren durch das Reich, die Niederlande, Frankreich und Italien den nötigen standesgemäßen Schliff erwerben sollte.[268] Daran mangelte es ihm offenbar; Beobachter schilderten ihn als *ein bisschen brüsk, in Gesellschaft wenig zugänglich und wenig kommunikativ*.[269] Nach

Khevenhüller war das Motiv, das seine für einen Kaisersohn unübliche *Verschickung in fremmde Länder* veranlasst habe, seine *nicht zum besten gerathene Erziehung, wenigstens von seiten des Maintien [des Benehmens] und äusserlichen Gebärden*. Der in schwierigen Missionen erprobte Rosenberg, der ihm als Begleiter zur Seite gestellt wurde, *musste gleichsamm mit Haaren zu dieser beschwärlichen Commission gezogen* werden.[270] Rosenberg hatte wie immer lückenlos über Kuriere direkt an den Kabinettssekretär Pichler

Bericht zu erstatten und durfte den achtzehnjährigen Maximilian nicht aus den Augen lassen: *Mein Sohn wird nichts allein bestimmen […]; er wird keinen Schritt ohne Euer Wissen tun*, schrieb ihm die Kaiserin.[271] Die mütterliche Sorge war groß, dass der Sohn an den ausländischen Höfen mit dem gefährlichen Gedankengut infiziert werden könnte, dass mittlerweile überall unaufhaltsam vordrang. Deshalb schärfte sie ihm ein, bei Gesprächen gegen die Religion und die guten Sitten wegzuhören und die Gesellschaft zu verlassen.[272]

Von Leopold und Ferdinand, an deren Höfen Maximilian Station machte, ließ sie sich sein Verhalten genau schildern. Was sie erfuhr, gab nicht zu großen Hoffnungen Anlass. Leopold beschrieb den Bruder in einer ausführlichen Charakterstudie zwar als klug und urteilsfähig, uneitel und abgehärtet, aber auch als teilnahmslos und gleichgültig, ohne jeden Antrieb, sich geistig und körperlich hervorzutun. Er befasse sich lieber mit Domestiken und kleinen Leuten, mache sich über andere lustig, habe wenig

Mitgefühl, misstraue jedem, verschließe sich und zeige keine Gemütsregungen, weder echte noch vorgetäuschte.[273]
Ironischerweise waren das genau die Vorwürfe, die Leopold, als er in demselben Alter gewesen war, von seinen Erziehern ebenfalls gemacht worden waren; trotzdem war sein Bericht kaum von Verständnis und Nachsicht geprägt. Die Mutter teilte sein harsches Urteil. Gegenüber Ferdinand klagte sie ein ums andere Mal, wie sehr Maximilian ihr missfalle. Sie fand, er sei von *eisiger Kälte*, hart und

gefühllos, *unfähig, eine Frau glücklich zu machen* – ganz im Gegensatz zu Ferdinand selbst, dem zärtlichen Sohn und liebevollen Gatten, dessen Briefe sie immer zu Tränen rührten.[274]

Aus seiner Teilnahmslosigkeit wurde Maximilian allerdings herausgerissen, als er seinen Bruder Joseph im Bayerischen Erbfolgekrieg auf den Feldzug nach Böhmen begleiten musste, um befehlen zu lernen. Im Feld zog er sich eine schwere Infektion zu und musste nach Wien zurückkehren, wo er aber keineswegs gesund

wurde. Vielmehr laborierte er monatelang an einer offenen Geschwulst am rechten Bein und womöglich mehr noch an der ärztlichen Behandlung dieser Wunde, die immer wieder geöffnet wurde und nicht zuheilte. Seine Gleichgültigkeit erwies sich nun als Tugend, und die Meinung seiner Mutter über ihn verwandelte sich in ihr Gegenteil; fortan wurde sie nicht müde, seine Geduld und Leidensfähigkeit zu loben.[275]

Das Kriegshandwerk kam für Maximilian nun nicht mehr in Frage; es galt also eine andere

Rolle für ihn zu finden. Da kam es gelegen, dass der Kurfürst-Erzbischof von Köln und Fürstbischof von Münster, Max Friedrich von Königsegg, so alt war, dass mit seinem Hinscheiden jederzeit gerechnet werden musste. [276] Sein leitender Minister Belderbusch hatte der Kaiserin schon mehrfach signalisiert, dass ein Mitglied der Kaiserfamilie mit seiner Hilfe gute Aussichten bei der Wahl des Nachfolgers hätte. Der ambitionierte Kurkölner Minister diente sich dem Haus Habsburg als Parteigänger an, weil er sich

davon – zu Recht – die Standeserhöhung seiner Familie versprach. Die beiden bedeutenden geistlichen Fürstentümer Kurköln und Münster, die zuvor lange Zeit in der Hand des Hauses Wittelsbach vereint gewesen waren, bildeten starke Gegengewichte gegen den dominanten preußischen Einfluss im Nordwesten des Reiches. Maria Theresia schreckte zunächst wegen des hohen finanziellen Aufwands vor einer solchen Wahl zurück – ohne reichliche *Handsalben* für die Wahlherren war nichts

auszurichten. Maximilian selbst reagierte bei der Aussicht auf den geistlichen Stand unfroh, und Joseph war ebenfalls dagegen. [277] Doch am Ende folgte die Kaiserin dem Rat von Kaunitz und Reichsvizekanzler Colloredo, dem preußischen Einfluss im Reich einen Schlag zu versetzen, und tat alles, um den Kurfürsten und die Domherren für die Kandidatur ihres Sohnes zu gewinnen. Der politische Coup glückte. Auch die nötigen päpstlichen Dispense waren schnell erteilt. Am 9. Juli erhielt Maximilian die niederen

Weihen, nahm die Tonsur und legte wenig später geistliche Tracht an. An den Anblick konnte Maria Theresia sich nach eigener Aussage nur schwer gewöhnen, während er selbst offenbar zu seiner Gleichmütigkeit zurückfand und sich in sein Los fügte.[278] Im August 1780 wurde er gegen den massiven Widerstand Preußens von beiden Domkapiteln zum Koadjutor mit dem Recht der Nachfolge gewählt. Es hatte eines regelrechten «kleinen kanonischen Kriegs» bedurft, um das durchzusetzen, denn die Nachfolge

in den beiden geistlichen Fürstentümern galt als Politikum von europäischer Tragweite.[279] Maria Theresia hatte mit Hilfe ihrer Tochter die diplomatische Rückendeckung des französischen Königs erhalten, während Friedrich II. sich sogar in Sankt Petersburg vergebens um Unterstützung bemüht hatte. Die Geschenke für die Mitglieder der beiden Domkapitel und andere mit der Wahl verbundene Aufwendungen kosteten das Erzhaus, so rechnete Kaunitz aus, insgesamt 948.315 Gulden und

48 Kreuzer, wobei die jährlichen Subsidienzahlungen von 50.000 Gulden, die der alte Kurfürst Max Friedrich bis zu seinem Tod erhielt, noch nicht inbegriffen waren.[280]

Nun sollte Maximilian sich auch im Sinne der Mutter leiten lassen. Als er ins Kurfürstentum Köln reiste, um sich in der Bonner Residenz als neuer Koadjutor einführen zu lassen, gab sie ihm die üblichen Verhaltensregeln mit auf den Weg: großzügig sein, aber nicht zu sehr, liebenswürdig, aber nicht zu familiär, überhaupt am besten nur repräsentieren und alles

andere dem von ihr mitgegebenen Begleiter Hardegg überlassen. Es war Maria Theresia daran gelegen, vorbeugend auf ihren Sohn einzuwirken, solange er noch Koadjutor war, denn sobald er Kurfürst sein würde, das wusste sie, würde er als Herrscher über ein politisch bedeutendes Reichsterritorium an formaler Selbstständigkeit allen anderen Söhnen überlegen sein. Doch schon auf seiner Antrittsreise zeigte sich, dass der scheinbar so fügsame und antriebsarme Maximilian durchaus zu Eigenmächtigkeiten in der Lage

war. Er hatte, ohne die Mutter um Erlaubnis zu fragen, dem Reichserzkanzler und Kurfürsten von Mainz ein teures Geschenk gemacht, was sie zu ihrem Ärger selbst erst aus der Zeitung erfahren hatte. Es galt also den Anfängen zu wehren. *Dass ihr das Brillantgeschenk vor mir verheimlicht habt, hat mir großen Schmerz bereitet*, schrieb sie ihm. *Ich wünschte, dass Ihr mich nicht nur als Mutter, sondern auch als Eure Freundin und beste Ratgeberin betrachtet, aber das lässt sich nicht erzwingen, das muss das Herz*

entscheiden. Diese Geheimhaltung zeigt einen Mangel an Vertrauen, sei es aus Berechnung oder aus falscher Scham, und das ist es, was man ausrotten muss […]. [281] Dies war Maria Theresias letzter Versuch, aus der Ferne über ihre erwachsenen Kinder ihre mütterliche Herrschaft geltend zu machen. Als Maximilian am 21. April 1784 Kurfürst-Erzbischof von Köln wurde, war seine Mutter bereits dreieinhalb Jahre tot. Dass er – was für einen Fürstbischof keineswegs üblich war – die höheren Weihen empfing und

regelmäßig selbst die Messe zelebrierte, dass er – was sich ebenfalls nicht von selbst verstand – die Regierung des Erzstifts engagiert in die eigene Hand nahm und eine Reihe aufgeklärter Reformen in Gang setzte, mit anderen Worten: dass er seine geistlichen und weltlichen Aufgaben ungewöhnlich ernst nahm und seinen Ruf Lügen strafte, konnte sie nicht mehr erleben.

Daheimgebliebene

Die Ungleichbehandlung hochadeliger Kinder entsprach dynastischem Kalkül und war ganz und gar nichts Ungewöhnliches – was nicht ausschloss, dass bei den Benachteiligten Neid und Eifersucht aufkamen. Von den Einzelnen wurde erwartet, dass sie sich dem Wohl der Familie klaglos unterordneten. Dazu gehörte, dass einzelne Töchter unverheiratet blieben, meist weil ihre standesgemäße Verheiratung zu teuer war. In allen Ständen war es zudem üblich, dass eine – oft die älteste oder die jüngste – Tochter

zu Hause blieb und die Versorgung der alten Eltern übernahm. Der Status lebenslang unverheirateter Frauen war gering und wurde von vielen Betroffenen als demütigend empfunden. Die ledige Schwester Franz Stephans, Prinzessin Charlotte von Lothringen, litt beispielsweise sehr darunter und kam sich *ridicule* vor, *wann sie bei ihrer großen Statur und vierzig-jährigen Alters so villen schönen und jungen Ertzherzoginnen […] comme une vieille fille avec l'air d'un duègne [wie eine alte Jungfer und Anstandsdame] nachtrottiren müste,*

und sie machte ihrem Bruder, dem Kaiser, schwere Vorwürfe, dass er ihre Heirat vereitelt habe.[282] Unter Maria Theresias Töchtern waren zwei, die dieses Schicksal teilten und auf ganz unterschiedliche Weise damit umgingen: Marianne, geboren 1738, und Elisabeth, geboren 1743 (Farbtafel 24).

Elisabeth hatte immer als die schönste unter den Töchtern gegolten, aber auch als kapriziös, kokett und gefallsüchtig.[283] Da sie nie den Heimathof verließ, führte sie keinen Briefwechsel mit

der Mutter, und man weiß sehr wenig über sie. Es hatte verschiedene Heiratskandidaten gegeben – zuerst Stanislaus Poniatowski, den König von Polen, dann den Herzog von Chablais (denselben, den auch Marie Christine nach dem Wunsch ihres Vaters hätte heiraten sollen), was aus verschiedenen Gründen gescheitert war.[284] Die Blatternepidemie im Erzhaus 1767 überlebte sie von Narben entstellt, was ihre Heiratschancen massiv verringerte. *Die Elisabeth ist immer noch dieselbe, Ihr kennt sie besser als*

ich, sie ist fürchterlich hässlich und alt geworden, schrieb Maria Theresia schonungslos an die Marquise d'Herzelles.[285] Als Figur auf dem dynastischen Schachbrett rückte Elisabeth 1768 trotzdem noch einmal ins Zentrum der mütterlichen Aufmerksamkeit, und zwar als potentielle Braut für den dreiunddreißig Jahre älteren König Ludwig XV., dessen Töchter ihren Vater partout zu einer erneuten Heirat bewegen wollten, um seine Mätressenwirtschaft zu beenden. Ludwig war allerdings wenig interessiert und hielt seine

Töchter hin: Er sei bereit, die Erzherzogin zu heiraten, wenn er sich mit eigenen Augen davon überzeugen könne, dass ihr Äußeres ihm gefalle.[286] Ein persönliches Zusammentreffen war aber so gut wie unmöglich, wie raffiniert man es auch immer zu tarnen versuchte – zu demütigend wäre eine solche *Beschau* gewesen.[287] Maria Theresia hätte zwar eine derart hochrangige Partie für Elisabeth und die Verstärkung der Allianz gern gesehen und war dafür zur Not auch bereit, die notorische sexuelle Libertinage des

Königs taktvoll zu übersehen. Eine solche demütigende Taxierung aber konnte sie nicht hinnehmen, das erlaubte die Ehre des Erzhauses nicht. Sie ließ in Versailles ausrichten, dass sie durchaus selbst für den standesgemäßen Unterhalt ihrer Töchter sorgen könne und es nicht nötig habe, *zu dessen Ersparung eine Prinzessin auf Glück und Gefahr gleichsam zum Opfer her[zu]geben.* [288] Damit waren die Heiratspläne ein für alle Mal erledigt.[289]

Tatsächlich sah Maria Theresia allerdings für Elisabeth – als

einziges von allen Kindern – keine standesgemäße Versorgung vor, weder eine Heirat noch eine Pfründe, noch einen besonderen Kapitalfonds.[290] Elisabeth trug dieses Los keineswegs gottergeben, sondern empörte sich zeitlebens über die Ungerechtigkeit des Schicksals. Als sie von der kostspieligen Wahl Maximilians zum Koadjutor hörte, *fing sie an zu schluchzen, dass alle etabliert seien und nur sie allein im Stich gelassen und dazu verurteilt, mit dem Kaiser allein zu bleiben, was sie niemals hinnehmen werde. Wir hatten alle*

Mühe, sie zum Schweigen zu bringen, berichtete Maria Theresia in einem Brief an Marie Christine und fügte verständnislos hinzu: *Es ist traurig, so wenig Vernunft [raisonnement] zu sehen.*[291] Auch in Gesellschaft hielt Elisabeth sich mit bitterem Sarkasmus und Kritik an ihrer Mutter nicht zurück. Als sie sich 1777 von einem schweren Abszess an den Backenzähnen erholte und der englische Botschafter kam, um ihr seine Anteilnahme auszudrücken, soll sie zu ihm gesagt haben, es gebe keinen Grund für Mitleid: ‹*Glaubt mir*›,

sagte sie, ‹für eine unverheiratete Erzherzogin von vierzig Jahren ist ein Loch in der Wange ein Vergnügen›, denn, fügte sie hinzu, ‹ein Ereignis, das die Gleichförmigkeit und Langeweile meines Lebens durchbricht, sollte man nicht als Unglück betrachten.› Sie sagte ihm auch, es sei ein Schandfleck der Regierung Maria Theresias, dass sie ihre erwachsenen Töchter einschränke wie kleine Kinder und ihnen das Vergnügen verweigere, sich in Gesellschaft zu begeben.[292] Maria Theresia scheint sich hin und wieder innegeworden zu sein, was

sie ihren unverheirateten Töchtern zumutete. Immerhin notierte sie einmal selbstkritisch, man müsse den beiden *ein paar Vergnügungen lassen, denn sie haben das ganze Jahr über nichts als Langeweile in meiner Retirade und müssen ständig meine schlechte Stimmung ertragen.* [293]

Ihr Hadern mit dem Schicksal machte Elisabeth bei den Geschwistern unbeliebt; sie galt als unleidlich, missgünstig, klatschsüchtig und intrigant. Die Familienmitglieder begegneten ihr mit Geringschätzung oder

bestenfalls Mitleid. Sie werde *von aller Welt gemieden und gefürchtet wegen ihrer schrecklichen Zunge, ihren extravaganten und unklugen Reden,* notierte ihr Bruder Leopold. Er erwähnte aber auch, dass sie viel Zeit damit verbringe, ein Waisenmädchen aufzuziehen, das man vor ihrer Tür gefunden hatte. [294] Der französische Gesandte beschrieb sie hingegen 1770 ganz anders: großzügig, lebhaft und geistreich, manchmal *caustique, spöttisch,* aber von heiterem und angenehmem Charakter.[295] Nach dem Tod der Mutter sorgte

Joseph dafür, dass sie Äbtissin des adeligen Damenstifts in Innsbruck wurde, das Maria Theresia 1765 zum ewigen Gebetsgedenken für Franz Stephan gegründet hatte.

Auch die älteste Tochter Marianne blieb zeitlebens unverheiratet am Wiener Hof. Sie ging aber anders damit um: nicht verzweifelt sarkastisch, sondern fromm und selbstquälerisch, richtete sie ihre Unzufriedenheit nicht nach außen, sondern gegen sich selbst.[296] Als sie neun Jahre alt war, hatte es einmal eine kurze Sondierung gegeben, ob sie für den

Herzog von Savoyen als Braut in Frage käme.[297] Danach war von Heiratsplänen nicht mehr die Rede; die Mutter hatte die älteste Tochter vielmehr dazu ausersehen, ihr bis ans Lebensende Gesellschaft zu leisten. Durch eine schwere Krankheit – laut Khevenhüller ein *Catharrh*, der so stark war, dass man ihr schon öffentlich die Sterbesakramente gereicht hatte[298] – litt sie seit ihrem 18. Lebensjahr an einer Verkrümmung des Rückgrats, kränkelte seither fast ständig und hielt sich vom öffentlichen Hofleben meistens

fern, außer wenn sie die Mutter bei zeremoniellen Funktionen wie Taufen von Patenkindern oder Gründonnerstags-Fußwaschungen zu vertreten hatte. Nach dem Tod ihres Vaters, mit 28 Jahren, wurde sie mit der Pfründe einer Äbtissin des adeligen Damenstifts in Prag ausgestattet, die ihr 80.000 Gulden im Jahr einbrachte, ohne dass sie je dort residierte.[299] Beobachter beschrieben sie als großherzig, feinsinnig und klug; man lobte ihre geistreiche Konversation und ihre vielen verschiedenen Talente.[300] Ihre gelehrten Interessen gingen

weit über einen bloßen adeligen Zeitvertreib hinaus. Sie teilte die Begeisterung ihres Vaters für naturhistorische Sammlungen, hörte mathematische und physikalische Vorlesungen, korrespondierte mit anderen Gelehrten, sammelte Mineralien, Pflanzen und Insekten, die sie sich für viel Geld aus aller Welt schicken ließ. Für ihre Mutter legte sie einen Katalog ihrer sämtlichen Gedenkmedaillen an, den sie mit Kupferstichen von eigener Hand illustrierte. Die Kaiserliche Kupferstecher-Akademie in Wien

und die Großherzogliche Akademie der Künste in Florenz nahmen sie als Ehrenmitglied auf. Nach dem Tod der Mutter zog sie nicht ins Damenstift nach Prag, sondern in den viel bescheideneren Konvent der Elisabethinen in Klagenfurt, wo sie sich mit einem Kreis von Gelehrten und Freimaurern umgab. [301] In diesem Konvent befinden sich auch zwei Zeugnisse aus den 1770er Jahren, die ihre gnadenlose Selbsterforschung dokumentieren. [302] Beide Schriften waren nicht für die Augen anderer bestimmt; sie hielt darin Zwiegespräch mit sich

selbst, um sich im Glauben zu stärken: *ich hab dises auf geschrieben um öffters vor denen augen zu haben die ausserordentlichen gnaden gottes und meine grossmächtige fehler und schwachheiten.* [303]

Die eine Schrift war ein Selbstbekenntnis nach Art der Augustinischen ‹Confessiones›. Darin schilderte Marianne sich selbst als *mit einem feuer und heftigkeit derer paßionen gebohren, so eine nur männliche und zimlich zerstreute erzihung imer mehr vermehret hat.* [304] Als junges

Mädchen habe sie sich in alle möglichen, mitunter auch verbotenen Freuden gestürzt und Tag und Nacht mit Jagen und Tanzen, Spielen und Romanlesen verbracht. Ihre beinahe tödliche Krankheit im Alter von achtzehn Jahren verstand sie als erste göttliche Mahnung, die sie noch in den Wind geschlagen habe. Die zweite Prüfung, die sie endlich zur Umkehr bewogen habe, sah sie in dem plötzlichen Tod ihres sehr geliebten Vaters, womit *endlich gott durch dem schrockhafftesten und empfindlichsten streich mich mit*

gewalt zu sich ruffte. Dieser dramatische Einschnitt setzte ihrer Unbeschwertheit ein Ende und stürzte sie in tiefe, seitdem nie mehr verstummende Selbstvorwürfe. Denn wenn der Tod des Vaters die Strafe Gottes für ihre Sünden war, dann hatte ja sie auch die Schuld daran zu tragen. Sie zog sich völlig zurück, verbot sich jedes Vergnügen und legte sich Buße im Übermaß auf. Ihre Umkehr, so beschreibt sie es aus der Rückschau, betrieb sie nun mit demselben *übertriebenen eyfer*, mit demselben *feürige[n] und*

unbändige[n] temperament, mit dem sie sich zuvor ihren Zerstreuungen hingegeben habe. Mit Gottes Hilfe sei sie aber nach und nach zur Selbsterkenntnis gelangt und habe das einzige Mittel gefunden, ihren *unbändigen Geist* zu bezwingen, nämlich eines, das *schnur grad meinem geist zu wider ist*: die freiwillige Selbstbindung an ein völlig gleichförmiges Leben: *Ich erkente das ich mich wie ein kind selbst behandeln müste*. [305]

Mariannes Gott war ein erbarmungslos strenger und grausamer Gott. Die schwerste

Prüfung, die er ihr auferlegte, bestand in einer jahrzehntelang im Geheimen gehegten, leidenschaftlichen und unerfüllten Liebe zu einem nicht genannten *Freund*. Gott habe ihr, so schreibt sie, *ein sehr zärtliches und nicht veränderliches hertz* geschenkt. Ihr Stand und *eine gewisse hohe arth im umgang bewarten mich lange vor der gefahr sich lieben zu hören, ich war zeit meines leben nicht eitel und glaubte mich nicht imstand gefahlen zu können.* […] *Ich wollte nihemals eine Comedie wie ich ihrer vill gesehen hatte spillen, so bald ich*

einmahl liebte so dachte ich auf niemand anderen, und liebte beständig fort durch 21 jahr, das letzte so wie das erste.[306] Diese Passion blieb offenbar zeitlebens platonisch. Warum sie weder diesen geliebten Freund noch irgendjemand anderen heiratete, thematisierte sie in ihren Selbstzeugnissen nie. Offensichtlich war es ihr derart selbstverständlich, sich den mütterlichen Wünschen zu fügen, dass sie sich gar keinen Gedanken an eine möglicherweise vertane Ehechance gestattete. Die

Verzichtleistung bestand für sie nicht darin, den Geliebten nicht zu heiraten – das lag ja außerhalb ihrer Macht –, sondern darin, aus eigenem, freiem Entschluss jeden Kontakt zu ihm abzubrechen: *ich kann mir es nicht selbsten laugenen das diser streit [mit mir selbst] der gröste war, das er es noch ist, ich müste mit meinen freyen willen mich abreissen von einer leidenschafft die ich nihemalen noch bestritten hatte*. Ihr strenger Gott verlangte ihr diesen Verzicht ab, aber sie erwartete von ihm dafür auch die nötige *übernatürliche krafft, das ich*

wider meinen freünd [und] wider mein eigenes hertz das urtheil gesprochen habe[.] ich hab alles verlassen, und weiß das es vill volkomener wäre wann ich ihm auch aus meinen hertzen auslöschen thätte[.] dises aber weiß ich nicht anzustellen […]. [307]

Wie Mariannes einsames und freudloses Alltagsleben am Hof aussah, zeigt das zweite Selbstzeugnis, ein Diarium, in dem sie in der Fastenzeit des Jahres 1773 Tag für Tag über die kleinen Erfolge und Misserfolge ihres täglichen inneren Kampfes Buch

geführt hat. Ihr Alltag war gekennzeichnet von körperlicher Krankheit und seelischer Zerknirschung, *traurigkeit und unterdrückung*.[308] Ihre größte, seltene Freude war, wenn es ihr gelang, morgens früh *mit eyfer und aufmerksamkeit* der Messe zu folgen und dann der *Frau Mutter* zum Handkuss aufzuwarten. Doch gewöhnlich quälte sie sich über ihre Unfähigkeit zu *versammelter, unzerstreuter* Andacht, und ihre größte tägliche Sorge bestand darin, der allgegenwärtigen Versuchung zu erliegen und über

den *Nächsten* abfällig zu reden. Die unvermeidlichen Auftritte in der *großen Welt*, wozu sie sich *stands halber auf-butzen* musste, waren ihr zuwider; überall lauerte die Gefahr sich zu versündigen. Mit all dem zog sie sich zu allem Übel auch noch die Geringschätzung ihrer Geschwister zu.

In deren Augen erschien ihr Verhalten als Überheblichkeit und Bigotterie. Bei Hof wurde sie, so notierte ihr Bruder Leopold, *verachtet und beschimpft*.[309] Ihre Zurückgezogenheit wirkte auf viele geheimnistuerisch und intrigant,

ihre Frömmigkeit heuchlerisch und selbstgefällig, ihr Hang zur Wohltätigkeit anmaßend und ruinös.[310] Ihre Schwägerin Isabella von Parma hielt sie für den Inbegriff einer *falschen Freundin* und widmete ihr eine boshafte kleine Charakterskizze.[311] Alle diese Feindseligkeiten blieben der empfindsamen Marianne selbstverständlich nicht verborgen. So notierte sie anlässlich einer großen Gala, sie müsse *außlachungen und verrachtungen in meinen ohren anhören so mich sehr innerlich entzörnt und meinen*

verrachtung und bitterkeit stätz vermehrt.[312] Freundschaft verband sie allein mit ihren Kammerfrauen und ihrer Schwester Amalia in Parma, der Verstoßenen. Doch mehr noch als über die Kränkungen anderer grämte sie sich über ihre eigenen Schwächen. Selbst ihre barmherzigen Werke wurden durch ihre Selbstzweifel vergiftet: Legte sie Fürsprachen ein, kaufte Gefangene frei, übernahm Patenschaften oder gab Almosen, so fürchtete sie, es sei kein Verdienst dabei, weil sie es aus persönlicher Zuneigung oder

bloßer Gewohnheit getan habe. Selbst geistliche Gespräche bescherten ihr Gewissensnöte, denn sie fürchtete darin *mehr eitle ehr als nutzen* zu suchen und fand es *straffmäßig*, wenn sie bestrebt war, dem Priester ein gutes Bild von sich zu vermitteln. Alles Gute, das sie tat, verwandelte sich durch ihre selbstquälerische Gewissenserforschung in Selbstliebe und Eitelkeit. Kurzum: Ihr hochempfindliches Sündenbewusstsein war eine Falle, aus der sie nicht herausfand. Fast jeden Tag schloss sie ihre

Aufzeichnungen mit dem Trost ab, *das dieser tag widerum die anzahl meiner tägen vermindert und mich näher zu dem tag meiner erlößung führet.*[313]

Das Einzige, worin sie sich nichts vorzuwerfen hatte, war ihr *kindlicher respect und lieb* gegenüber der *Frau Mutter*.[314] Sie litt mit ihr, wenn sie krank war, und leistete ihr am Ende Beistand im Sterben. Doch so herzlich wie über ihren Vater sprach sie über Maria Theresia nie. Umgekehrt sind Zeichen mütterlicher Liebe gegenüber

Marianne rar. Da die Kaiserin sie stets in ihrer Nähe hatte, gab es keinen Grund, eine Korrespondenz mit ihr zu führen. In den Briefen an Kinder und Vertraute erwähnte die Mutter stets knapp und pflichtgemäß ihren schlechten Gesundheitszustand – *die Marianne […] ist keine drei Tage hintereinander gesund*[315] – oder berichtete allenfalls einmal über ihre Streitigkeiten mit der Kammerfrau.[316] Glaubt man den Aufzeichnungen Leopolds, dann sah Maria Theresia ihre älteste Tochter selten, behandelte sie

schlecht und ließ sie ihre Geringschätzung auch in der Öffentlichkeit spüren: *Die Maria Anna hat keinen Einfluß, sie lebt ganz für sich […] und sieht sich völlig verachtet und beschimpft, bei allen Gelegenheiten, sowohl von der Kaiserin wie vom Kaiser, die ihr niemals ins Gesicht sehen und ihr die ärgsten Kränkungen zufügen.*[317] Doch gerade Marianne war es, die das Sterben ihrer Mutter über Tage hinweg begleitet und später in einer warmherzigen und anrührenden Schilderung festgehalten hat.[318]

Marianne war nur eine von denen, die ihr Innenleben sorgfältig verborgen hielten. Aus der historischen Distanz und im Vergleich der verschiedenen Quellen wird sichtbar, dass vieles in dieser Familie nicht so war, wie es schien. Manch eines der Kinder täuschte sich sehr darüber, wer Verbündeter war und wer Gegner, wem zu Recht vertraut werden konnte und wem nicht. Joseph beschrieb die Atmosphäre illusionslos: *[…] keine Spur von Gemeinschaft, kein vernünftiger, angenehmer oder gemeinsamer*

Punkt […]. Der Klatsch, die Hänseleien von Dame zu Dame, von Erzherzogin zu Erzherzogin beschränken jeden auf sich selbst, und das ‹Was soll man dazu sagen?› behindert jede Gemeinschaft und entzweit Unschuldige.[319]
Während eine Sprache der Aufrichtigkeit und zärtlichen Zuneigung gepflegt wurde, regierten tatsächlich allenthalben Misstrauen und Verstellung. Derjenige, bei dem Außen- und Innenperspektive vielleicht am weitesten auseinanderklafften, war Leopold, der von den anderen am

meisten geschätzte Bruder. Ausgerechnet er, an dem Joseph am innigsten hing, dem er als Einzigem vertraute und regelmäßig rückhaltlos sein Herz ausschüttete, [320] war zugleich derjenige, der insgeheim den schwärzesten Groll gegen alle anderen hegte. Man weiß das, weil er bei seinem Aufenthalt in Wien 1778/79 ein verschlüsseltes Tagebuch führte, in dem er den ‹Zustand der Familie› und der ganzen Monarchie gnadenlos analysierte.[321] Leopold, der als Kind von seiner Mutter für seine mangelnde

Aufrichtigkeit besonders scharf kritisiert worden war, hatte offenbar besonders gründlich gelernt, sich zu verstellen.[322] So verschlossen er nach außen war, so rückhaltlos offen war er – ähnlich wie Marianne – im schriftlichen Zwiegespräch auf dem Papier. Er folgte dabei einem geradezu obsessiven, pedantischen Aufschreibezwang, den schon die Zeitgenossen als graphomanischen Tick wahrnahmen.[323] Zerfressen offenbar von Bitterkeit darüber, dass er sich dem despotischen und ungeliebten kaiserlichen Bruder

unterordnen musste, schrieb er sich seinen Groll in ungehemmtem Schreibfluss ohne Punkt und Komma und in endlosen Wiederholungen vom Leib. Im Schutz eines persönlichen Geheimcodes sezierte er das Spannungsgeflecht und die Lebenslügen der Familie mit ungewöhnlich scharfem Blick und entwarf das Panorama einer Schlangengrube.

Von seiner Mutter zeichnete er das Bild einer überforderten, freudlosen und misstrauischen, an Geist und Köper geschwächten

alten Frau, die sich an ihre eigenen Befehle nicht mehr erinnert, nur noch wenigen subalternen Beamten vertraut, in den Regierungsgeschäften entweder Konfusion verbreitet oder einfach alles laufen lässt und *ihren Mut und ihre Tapferkeit verloren* hat, tief enttäuscht darüber, keines ihrer Ziele erreicht zu haben und von der Außenwelt dafür verantwortlich gemacht zu werden. Das Verhältnis zwischen Maria Theresia und Joseph analysierte Leopold treffend in seiner Ambivalenz: Einerseits enttäuscht, dass *er nicht*

als ein so großer Mann erscheint, wie sie ihn haben möchte, sei die Kaiserin trotzdem eifersüchtig *auf das große Ansehen, das er beim Publikum genießt.* [324] *Wenn sie zusammen sind, gibt es ununterbrochen Streit.* [325] Zum Schaden der Staatsgeschäfte seien die Gegensätze zwischen ihnen allgemein bekannt, weil jeder von beiden offen bei Dritten über den anderen herziehe. Der kaiserliche Bruder kam noch schlechter weg als die Mutter: *ein harter, gewalttätiger Mann, voll Ehrgeiz, der alles sagt und tut, um gelobt zu*

werden und damit man von ihm in der Welt spricht. Er weiß nicht, was er will […], verachtet allen Arbeitseifer und die Geschäfte […]. Er duldet keinen Widerspruch und ist voll willkürlicher, gewalttätiger Grundsätze und des stärksten, gewalttätigsten, härtesten Despotismus. Er liebt niemanden […].[326] *Besonders macht es ihm Freude, die Kaiserin fühlen zu lassen, daß sie ihn braucht und daß sie ohne ihn nicht weiß, wie sie in den Geschäften weiterkommen soll.*[327] Joseph mache seine Mutter vor aller Welt lächerlich

und verfolge ihre Vertrauten, hasse und fürchte Christine und Albert, verachte Marianne und Elisabeth. Aber: *Für uns* – Leopold selbst – *zeigt er aufrichtig große Aufmerksamkeit, Zutrauen und Freundschaft,* [328] was dieser ihm aber offensichtlich nicht mit Gleichem vergalt. Ironischerweise war der vielgeliebte Leopold derjenige, der am besten zu dissimulieren und seine unermessliche Bitterkeit am besten zu kaschieren verstand. Joseph dagegen, der schwierige, zwiegespaltene, bei den

Geschwistern verhasste Despot, liebte seinen Bruder umgekehrt offenbar aufrichtig und hegte die größten Illusionen über dessen Gegenliebe – so wie er sich ja auch über die Liebe seiner ersten Frau hatte täuschen lassen. Kurzum: Nichts war in dieser Familie so, wie es schien. Leopolds düsteres Panorama vom ‹Zustand der Familie› zeigt, in welche Falle man sich mit dem emotionalen Druck zu absoluter Aufrichtigkeit manövrieren konnte. Der Zwang zu vollkommener Offenheit, den Maria Theresia auf ihre Kinder seit

jeher ausübte, gebar Heuchelei, Intrige und Verstellung.

Schlechtes Wetter für eine weite Reise

In den letzten Jahren wuchsen Maria Theresias Verbitterung und Vereinsamung. Im August 1778 verfügte sie testamentarisch, ihre Beisetzung solle ohne ihre Kinder stattfinden – aus Rücksicht auf deren Gefühle, wie sie schrieb. *Wann eine Mutter und Frau nach ihrem Todt noch was zu hoffen und*

zu sagen hat, so bitte Mir dieses letztes Zeichen des gehorsams von meiner familj aus.[329] Als sie sich im September 1779 bei einem Sturz das Bein verletzt hatte und eine Weile liegen musste, schrieb sie an Ferdinand: *Mein erster Gedanke war, dass der liebe Gott mich unter keinen Umständen zu sich holen will, und das machte mich traurig.*[330] Die Gründe für ihre Bitterkeit waren die alten, und neue kamen hinzu: das Bewusstsein allgemeinen Kontrollverlusts, dazu der Gram über den Krieg und das belastete Gewissen wegen des Leids der

Untertanen;[331] die unerfüllte Hoffnung auf die Geburt eines Thronfolgers in Frankreich; das zerrüttete Verhältnis zu Amalia; die latenten Spannungen mit Joseph und seine dauernde, von ihr als provokativ empfundene Abwesenheit, zuletzt seine Reise durch Russland;[332] schließlich im Juli 1780 die Trauer über den Tod des Schwagers Karl und die Empörung darüber, dass Joseph dessen ganzen Nachlass einfach verkaufte.[333]

Im nassen und kalten November 1780 grassierte in Wien eine

Infektion. Elisabeth hatte schweren Husten; Marianne konnte tagelang kein Essen bei sich behalten; Kaunitz verließ seine Wohnung nicht.[334] Alle seien krank, schrieb Maria Theresia am 20. November nach Mailand, sie sorge sich um die beiden Töchter. Auch sie selbst – mittlerweile 63 Jahre alt – litt, wie immer im Winter, an Husten und Atemnot, aber beschwichtigte ihre Kinder: *Glaubt nicht, dass ich krank wäre!* [335] Doch bereits einen Monat zuvor, am 15. Oktober, hatte sie erneut ein Testament gemacht, und

am 3. November hatte sie an Mercy geschrieben: *Ich glaube nicht, dass es noch lange geht; meine Sorgen jeder Art sind zu groß und nehmen noch täglich zu, und ich bin ohne jede Unterstützung und Hilfe […].* [336]

Am Allerseelentag hatte sie noch in der feuchtkalten Kapuzinergruft und der Hofkapelle bei den Augustinern gebetet, am 8. November bei Regenwetter in Schönbrunn der Fasanenjagd zugesehen.[337] Am 20. November ging es ihr schlechter, sie zog sich zurück und nahm nicht an der

täglichen Messe teil, setzte aber an den folgenden Tagen ihre gewöhnlichen Arbeiten am Schreibtisch fort. Sie hatte leichtes Fieber, einen schwachen Puls und heftige Atembeschwerden, die sich abends zu Erstickungsanfällen steigerten. Nachts legte sie sich deswegen kaum noch zu Bett. Trotz ihrer Beschwichtigungen, es sei nur der übliche Husten, kamen Christine und Albert am 24. November von Pressburg nach Wien und fanden sie sehr verändert vor. Störck, der Leibarzt, riet ihr zum Empfang der

Sterbesakramente. *[…] allein das starke temperament von Ihro Majst. und courage machten das […] sie wiederum auf stand und mit uns redete wie [zu]vor.* [338] Joseph nahm an, die Mutter habe sich die Gefahr von anderen nur einreden lassen; ja er unterstellte dem Leibarzt, ihre Krankheit absichtlich zu dramatisieren, um sich als Retter aufspielen zu können. [339] Dennoch ließ Maria Theresia am 25. November in aller Stille den Probst Ignaz Müller kommen, um unbemerkt von den Kindern die Beichte abzulegen. Die Nächte

wurden unruhiger, die Erstickungsanfälle häufiger, doch sie aß immer noch mit Appetit und redete ausführlich mit ihren Kindern, *schlummerte aber öfters dann ware das röcheln auf der brust fürchterlicht und der Athem sehr kurtz; sie redete auch im schlaff.* [340] Am 26. November, einem Sonntag – sie hatte noch an einem Souper mit 200 Gedecken teilgenommen[341] – bestand sie darauf, sich vom päpstlichen Nuntius das Viaticum geben zu lassen, die sakramentale Wegzehrung für den Übergang ins

Jenseits. Darüber kam es noch ein letztes Mal zum Konflikt zwischen Mutter und Sohn. Joseph, der ihre Erstickungsanfälle nicht miterlebt hatte, erkannte den Ernst der Lage nicht und redete ihr zumindest die Letzte Ölung noch aus, während sie auf dem Empfang der Eucharistie beharrte. Doch nachdem er die Nacht zum 27. November in ihrem Vorzimmer verbracht hatte, *fing [er] von dieser Zeit an alle Hoffnung zu verlieren*. In dieser Nacht schrieb Maria Theresia ihren allerletzten Brief an Leopold, um ihn und seine Familie zu segnen.[342] Am

Morgen des 27. November wurde das Sterben der Herrscherin öffentlich gemacht. Der Obersthofmeister teilte mit, dass angesichts der schweren Krankheit der Kaiserin *bedenckliche Folgen zu erwarten stunden.* [343] Die Hofgesellschaft versammelte sich mit Kapuzinern, Augustinern und Minoriten in der Hofkapelle zum Gebet, und in allen Ländern der Monarchie ließ man in den Kirchen, die die Kaiserin selbst dafür bestimmt hatte, das Allerheiligste aussetzen, damit die Untertanen gemeinsam für ihre

Seele beteten. Alle Theateraufführungen und Lustbarkeiten wurden verboten. Es begann ein Schauspiel frommen und gottgefälligen Sterbens, wie es den Regeln der Kunst, der *ars moriendi,* entsprach.

Abb. 52: *Theresiens lezter Tag.* Hieronymus Löschenkohl, lavierte Federzeichnung als Vorstudie zu Kupferstichen, 1780/81. (*So lag sie ruhevoll die Seelle/Erwartend Gottes Winken, Ihren Lohn/Ertheilte Seegen, Trost*

Befehle/Vor sich den Großen Sohn.)

Der Tod ließ noch drei Tage auf sich warten.[344] Maria Theresia verbrachte diese Zeit zumeist aufrecht in ihrem Sessel sitzend, in ihrer Haube und dem braunen Männerschlafrock, den sie gerne trug. Am 28. November spendete man ihr auf Störcks Rat hin im Beisein der Kinder die Letzte Ölung. *Sie bettete laut mit grosser Andacht alle Gebetter mit;* schrieb Marianne. *Als die Ceremonie vollendet war standen wir alle auf und ließen sie mit ihrem Beichtvatter; nach einer viertelstund ließ sie uns*

alle hinein; dem Kayser, dem Maximilian, die Marie, ihren Mann, die Elisabeth und mich[,] wir stellten uns im Crayß um ihren Sessel, [sie] machte uns eine Anrede von mehr als einer viertel stund ohne die stimm nur zu verändern[,] sie empfahl uns dem Kayser[,] sie dankte uns um unsere Lieb vor sie, sie sagte die rüherendstn Sachen, sah uns alle in thränen zerfliessen und blieb gelassen und der kayser wollte ihr antworten konnte aber nicht[,] machte einen brüller und kniete vor ihr nieder[.] sie gab ihm ihren seegen[,] er küste ihr die hand[,] sie

küste ihm […] endlich sah sie uns an und sagte: gehet hinaus, mir kostet es zu vil euch so zu sehen.[345] Danach regelte sie ihre Angelegenheiten, verfügte die Details der Beisetzung, schrieb viel, führte lange Gespräche mit Joseph und den anderen Kindern, dankte ihren Kammerfrauen und Bediensteten, *bat ihnen öffentlich ab* und *recommendierte sie dem kaysern.*[346] Immer wieder betonte Marianne in ihrem Bericht, dass die Kaiserin standhaft und geistesgegenwärtig geblieben sei bis zuletzt, ohne das mindeste

Zeichen von Angst, Ungeduld oder Gewissensskrupeln. Wenn sie sich ein Ende des Leidens herbeigewünscht habe, dann nicht um ihrer selbst willen, sondern um den Kindern und Vertrauten den quälenden Anblick zu ersparen. Am Morgen des 29. November trank sie um fünf Uhr in Gesellschaft Josephs zwei Schalen Milchkaffee. Dann ließ sie alle Kinder noch einmal einzeln zu sich kommen und sprach mit ihnen. Das offizielle Zeremonialprotokoll beschrieb einen Akt der Herrschaftsübergabe: *Das ware nun der Zeitpunkt, worin*

Ihre Majestät die Kaiserin Mutter ihrem Sohn die Briefe übergab, und mit durchdringenden vernünftigen Worten wiederholte sie die Empfehlung Ihren Kindern, das Wohl für die Unterthanen, und die Hilfe für die Armen […] sie wandte sich zu Joseph dem Erben des Thrones, und setzte ihn zum Vater über Sie. [347] *Schließlich schickte sie die Töchter weg, da sie nicht wolte das wir sie sterben sehen*, und blieb mit Joseph, Maximilian, Albert und Störck allein.[348] Eine letzte Medizin lehnte sie ab, ebenso wie den Rat, ein wenig zu schlafen: *wie*

wolt ihr das ich schlafen soll[,] in dem ich jeden augenblick erwarte vor meinen richter gerufft zu werden[.] ich förchte mich zu schlaffen, dann ich will nicht überfahlen werden und will gantz dem tod komen sehen. [349] Den Leibarzt bat sie, *halte er mir dass Licht ein wenig und drucke er mir die augen zu dann dis wäre zu vill vom kayser gefordert.* Am Abend des 29. November kurz vor neun Uhr *stund sie mit gewalt von ihrem sessel auf und machte einige schritt bis zu ihrer Chaise longue wo sie zusammen sank, mann legte sie so gut als möglich hinauff[,] sie helffte*

sich noch selbst, der kayser sagte Ihro Majst: ligen sehr übel; ja sagte sie aber gut genug um zu sterben[.] sie machte noch drey vier athem-zug und verschied. [350]

So berichtete es Marianne. Andere schilderten die Details etwas anders und legten der Sterbenden andere letzte Worte in den Mund. Die Fürstin Liechtenstein, die ebenfalls einen langen Brief über das Sterben der Kaiserin verfasst hat, berichtete, sie habe beim Blick durch das Fenster in den Novemberregen zu Joseph gesagt: *Voilà un bien*

mauvais temps pour le grand voyage – Seht, welch schlechtes Wetter für die weite Reise![351] Der Tod sei nicht mehr als der Übergang von einem Zimmer ins andere, soll sie auch gesagt haben, und zu ihren Bediensteten: *Der Heilige Andreas*, dessen Fest man am 30. November feierte, *wird mich sicher suchen kommen*. Andere kolportierten die allerletzten Worte *Mein Gott, empfange meine Seele,* so wie es der Kunst des christlichen Sterbens entsprach.[352] Alle Berichte stimmten darin überein, dass Maria Theresia einen schönen

Tod gestorben war und sich *als eine wahre Christliche heldin* erwiesen hatte:[353] *Es gibt kein Beispiel eines heldenhafteren Todes, einer solcher Stärke, solchen Mutes, solcher Geistesgegenwart. Nur die christliche Religion ist fähig, solche Wirkungen hervorzubringen.*[354] Alle Berichte hoben übereinstimmend die große Harmonie zwischen Mutter und Sohn in den letzten Stunden hervor. Der Kaiser habe sie tagelang nicht verlassen, die Nächte durchwacht und der Sterbenden gegenüber *alle zeitlichen und geistlichen Pflichten*

mit einer Perfektion erfüllt, die für jeden Sohn zum Vorbild dienen kann.[355] An der wechselseitigen Aussöhnung sollte kein Zweifel bestehen. Denn die Todesstunde war die Stunde der Wahrheit und der Moment der letzten Prüfung. Während ein schwerer Todeskampf verriet, dass die bösen und die guten Geister um die Seele des Sterbenden kämpften, erkannte man an einem ruhigen, gefassten und bewussten Tod die Glaubensstärke des Sterbenden und die Gnade Gottes; er war ein Indiz für die sichere Aussicht auf das

ewige Seelenheil. Maria Theresia war sich der hohen Kunst des Sterbens bewusst; sie hatte sich sorgfältig auf dieses Ereignis vorbereitet und war erleichtert, dass es ihr gelang: *sie hatte sich bey ihren lebzeiten so offt vorgenohmen so zu sterben und sagte mir es recht offt,* schrieb Marianne, *jetzo sagte sie: ich hab alleweil gearbeitet so zu sterben aber ich habe mich geforchten es möchte mir nicht gerathen[,] jetzo sehe ich das mann mit der gnad gottes alles kann.*[356]

Jenseits des Sterbezimmers herrschte weniger große

Harmonie. Die Reaktionen der Untertanen waren gemischter, als man erwartet hatte. Prinz Albert beschrieb später in seinen Memoiren zwar die große Erschütterung all derjenigen am Hof und in der Stadt, die die Kaiserin persönlich gekannt hatten. Doch das gemeine Volk, *le populace*, sei wegen der erst kürzlich eingeführten allgemeinen Tranksteuer so aufgebracht gewesen, dass viele dem Trauerzug *mit skandalöser Gleichgültigkeit* begegnet seien.[357] In der veröffentlichten Meinung dagegen

dominierte die Verherrlichung der Verstorbenen: *Alles hallte wider von ihrem Lob, und es hat wohl nie eine große Herrscherin gegeben, die aus gutem Grund allerorten inniger betrauert wurde*.[358] Man erzählte sich Anekdoten darüber, wie die Todesnachricht aufgenommen worden sei. Marie Antoinette soll im Beisein des ganzen Versailler Hofes bei der öffentlichen Tafel in Tränen ausgebrochen sein.[359] Kaunitz war, vermutlich aus notorischer Furcht vor Ansteckung, vorsichtshalber der kaiserlichen Antekammer ferngeblieben und

hatte seinen Stellvertreter Cobenzl vorgeschickt, vergoss dann aber in Gesellschaft *zwei dicke Tränen,* als Cobenzl ihm die Todesnachricht überbrachte.[360] Es wurde viel und ungeniert öffentlich geweint, auch unter Männern. Der Fürst de Ligne etwa erzählte von einem hartgesottenen ungarischen Grenadier, der über den Tod *seines Königs – Rex –* Tränen vergossen habe.[361] Auch Friedrich II. schickte, wie alle europäischen Fürsten, ein förmliches Trauerkompliment und schrieb an seinen Freund d'Alembert die

später immer wieder zitierten Sätze, die Kaiserin habe *ihrem Thron und dem weiblichen Geschlecht Ehre gemacht* und er sei trotz aller Kriege nie ihr Feind gewesen.[362] Die Jansenisten, so hieß es, triumphierten, dass die Kaiserin in der Todesstunde weder den verhassten Erzbischof Migazzi noch einen der Exjesuiten hatte dabeihaben wollen.[363] Jeder konnte in der Verstorbenen finden, was er suchte: die fromme christliche Herrscherin und Schutzherrin gegen die gottlose Modephilosophie ebenso wie die

Verbreiterin von Vernunft und Gerechtigkeit, auf jeden Fall aber die zärtlich liebende Mutter ihrer Kinder und ihrer Untertanen. In unzähligen, oft ermüdend konventionellen Variationen, in Poesie und Prosa, Trauergerüsten und Kupferstichen wurde der Ruhm der geradezu *göttergleichen* Kaiserin beschworen.[364] Auch Geistesgrößen aus dem protestantischen Deutschland wie Wieland, Klopstock und Matthias Claudius veröffentlichten Oden und Elogen.[365] In der Bildpublizistik schlug eine intime Darstellung der

Sterbeszene die traditionellen Herrscherallegorien an Popularität weit aus dem Feld: Der Wiener Silhouettenschneider Hieronymus Löschenkohl legte mit seinem vieltausendfach verkauften Kupferstich von ‹Theresiens letztem Tag› (Abb. 52) den Grundstock zu seinem verlegerischen Erfolg.[366]

Nicht nur in Wien, sondern auch in Versailles, Florenz, Mailand, Neapel und Brüssel wurde Große Hoftrauer angesagt. Der kaiserliche Leichnam wurde, wie im Erzhaus üblich, einbalsamiert, Herz und Eingeweide wurden entnommen

und in silbernen Gefäßen verwahrt. Bei der Öffnung des Leibes stellten die Ärzte fest, dass beide Lungenflügel *so hart wie Steine waren,* so dass der hinzugekommene Katarrh zum Tode habe führen müssen: *seine Majst. konnte die catharose materi nicht auswerfen, welche sich dann auf die noch wenige bewegliche Theile der Lungen setzte und der Brand machte die letzte 24 stundn ein end.*[367] In der Hofkapelle der Augustiner – und nicht, wie sonst üblich, in einem Zimmer des Schlosses – wurde ihr Leichnam mit

schwarz verschleiertem Gesicht auf einem eher schlichten Paradebett drei Tage lang exponiert.[368] Man hielt es mit den Details der Aufbahrung, der Beisetzung in der Gruft und den Seelenmessen so, wie die Kaiserin selbst es gewünscht hatte – entsprechend der ohnehin schon bescheideneren theresianischen Hoftrauerordnung, ohne prunkvoll barockes *castrum doloris* und ohne die übliche Leichenrede, die sie sich ausdrücklich verbeten hatte.

Doch ihr *ernstlicher Willen, daß niemand von der Familj Weder bey*

Meiner öffentlichen Exposition, noch begräbnus, noch Exequien erscheinen solle, wurde von Joseph ignoriert. [369] Auch sonst hielt sich der Kaiser als Familienoberhaupt und Alleinherrscher nicht an den letzten Willen seiner Mutter. Als Zeichen ihrer legendären herrscherlichen Großzügigkeit und christlichen Barmherzigkeit hatte sie in ihrem Testament nicht nur hohe lebenslängliche Pensionen und Legate an die Kammerfrauen und Bediensteten bis hinunter zu den beiden letzten Kammerheizerjungen verteilt,

sondern auch verfügt, dass in 31 Städten ihrer Länder, wo Seelenmessen für sie gelesen würden, je fünfhundert Gulden als Almosen an die Armen ausgeteilt werden sollten, dass jedes einzelne Mitglied ihres Militärs, weil es *Während meiner Unruhigen regierung besonders Verdienstlich Sich gemacht, und so Vieles für Mich ausgestanden hat,* vom Obersten bis zum Gemeinen, inklusive sämtlicher Garden, Pensionisten und Invaliden, eine volle dreizehnte Monatsgage erhalten solle, und schließlich, dass

sämtliche von ihrem Geheimen Kammerzahlamt *und sonstigen geheimen particular-Cassen* gezahlten Almosen und Pensionen fortgesetzt werden sollten.[370] Dem Kammerzahlmeister Mayer trug sie in ihrem letzten handschriftlichen Billet auf, 100.000 Gulden aus ihrer Geheimen Kasse in den Normalschulfonds einzuzahlen und Felbiger und Blümegen die Verteilung anzuvertrauen, weil sie voraussah, dass Joseph gegen ihren testamentarisch geäußerten Wunsch verstoßen und die

Fortzahlung der Pensionen aus ihren diversen Privatschatullen einstellen würde.[371] Genau das tat er auch. Das Legat für die Armee, für das Maria Theresias *geringer Cassarest* trotz der Einstellung der Pensionszahlungen bei weitem nicht hinreichte, zahlte er dagegen aus seinem eigenen, ‹privaten› Vermögen – nicht aus der Staatskasse, auf diese präzise Unterscheidung legte er im Gegensatz zu seiner Mutter Wert.[372] Die Kaiserin habe eine unvorstellbare Konfusion hinterlassen, schrieb er an Leopold,

die kostspieligen finanziellen Verfügungen habe sie ohne ihn, den Alleinerben, gar nicht treffen dürfen. Er war entschlossen, die Dinge vernünftig zu regeln, ohne auf das zu erwartende Protestgeschrei zu hören.[373]

Mit einem Mal erschienen alle früheren Reformen nur noch als fade Kompromisse. Joseph setzte nun innerhalb kürzester Zeit Maßnahmen ins Werk, denen er als Mitregent selbst kurz zuvor noch Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Ein einsames Regiment konsequenter Rationalität,

Nüchternheit und Nützlichkeit brach an. Der Kaiser ließ im Schönbrunner Schloss die Türen vernageln, verbot Kniefall und Handkuss, kürzte den Geschwistern radikal die Apanagen, schaffte die unzähligen Wohltaten für Einzelpersonen ab und führte stattdessen eine Alters- und Hinterbliebenenversorgung für Beamte ein. Er reorganisierte das Gesundheits- und Armenwesen, gewährte Religionstoleranz, erweiterte die Pressefreiheit und schaffte die Leibeigenschaft ab, löste Klöster auf und verwandelte

Ordenskirchen in Leihhäuser und Militärmagazine; kurzum, er setzte eine Revolution von oben in Gang. Wenn der 29. November 1780 für die einen das Ende einer Epoche war, so war er für andere ein Anfang. Der Beginn von Josephs Alleinregierung erschien vielen als *allgemeiner Sieg der Vernunft und Menschheit,* als Beginn einer neuen Ära. Der Publizist Johann Pezzl rief das Todesjahr Maria Theresias *zum Jahr des Heils, zum Gränzpunkt des erleuchteten philosophischen Jahrhunderts* aus.[374]

XV
EPILOG

~

Herrschertugenden

Alle zeitgenössischen Beobachter – ob sie Maria Theresia je persönlich begegnet waren oder nicht, vom

armen ‹Hoftiroler› Peter Prosch über den aristokratischen Bonvivant Charles-Joseph de Ligne und die empfindsame englische Reisende Lady Coke bis hin zu den Gesandten aus Preußen, Schweden, England, Frankreich oder Venedig – stimmten in bemerkenswerter Weise überein, wenn es um ihre wesentlichen Charakterzüge ging: *Ihre Standhaftigkeit im Unglück, das Genie und die Tatkraft, mit der sie es gemeistert hat, die Weisheit ihrer Regierung, die kluge Wahl ihrer Minister, ihre Mäßigung, ihre Liebe*

zu den Untertanen, all das ist auf der ganzen Welt bekannt. […] Die Liebe zu ihren Kindern, die besondere Sorgfalt, mit der sie sich selbst um ihre Erziehung gekümmert hat, ihre Frömmigkeit, ihre Freigiebigkeit gegenüber allen, die sich ihr näherten, ihre zuverlässige Freundschaft gegenüber denen, die sie dessen würdig befunden hatte, und die Art des Umgangs mit ihnen – alles das dient zum Lob ihres Herzens und ihres Geistes.[1] Frömmigkeit, Standhaftigkeit und Tatkraft, Klugheit und Mäßigung, Untertanenliebe und

Großzügigkeit – das waren traditionelle Herrschertugenden, die allerdings keineswegs jedem Monarchen in gleichem Maße zugeschrieben wurden. Sie entsprachen im Wesentlichen dem Tugendkatalog des ‹Princeps in compendio›, dem kurzgefassten Fürstenspiegel, der im Hause Habsburg seit dem frühen 17. Jahrhundert als Leitfaden für die Prinzenerziehung diente und nach dem auch Joseph II. noch unterrichtet wurde. Zu der «authentischen» Gestalt Maria Theresias, «wie sie eigentlich

gewesen ist», führen diese Beurteilungen nicht zurück, aber sie verraten, wie die Kaiserin in ihrer Zeit wahrgenommen und an welchen Maßstäben sie gemessen wurde. Die Urteile über sie spiegeln zeitspezifische Normen und Werte, an denen sie sich selbst offenbar mit großem Erfolg orientierte. Ihr Dilemma war, dass diese Maßstäbe sich im Laufe ihres Lebens grundlegend veränderten.

Frömmigkeit und Gottvertrauen standen am Anfang aller Herrschertugenden und waren die Basis von allem anderen. Maria

Theresia war in der Überzeugung von der heilsgeschichtlichen Sendung des Hauses Habsburg erzogen worden, und daran hielt sie zeit ihres Lebens fest. Daraus ergab sich für sie sowohl das Recht als auch die Pflicht zur Herrschaft, und zwar im Sinne eines *do ut des*: Das Erzhaus hatte die Herrschaft nicht umsonst erhalten, sondern war im Gegenzug verpflichtet, die Ehre Gottes zu befördern und die wahre christliche Religion gegen ihre Feinde zu verteidigen. Die Herrschaft war der Dynastie als einer generationenüberdauernden

Gemeinschaft aufgetragen, der jeder einzelne Herrscher sich als Glied einer Kette unterzuordnen hatte. Frömmigkeit gegenüber Gott und Gehorsam gegenüber den Traditionen der Voreltern fielen in der *Pietas Austriaca* in eins. Die Kontinuität der Dynastie besaß sakrale Würde. Ein reichhaltiges Repertoire an feierlichen Ritualen erfüllte sie stets aufs Neue mit Leben und umgab sie mit einer Aura des Unveränderlichen und Unverfügbaren. Die Überzeugung, dass ihr mit der Regierung, die ihr durch die Pragmatische Sanktion

aufgebürdet worden war, eine bestimmte Rolle in der göttlichen Weltordnung zugefallen sei, begründete Maria Theresias Selbstvertrauen, mit der ungeheuren Aufgabe von Gott auch die dazu nötigen Fähigkeiten verliehen bekommen zu haben. Ihr Glaube an das heilige Erbrecht des Erzhauses und ihre eigene Rolle darin verlieh ihr ein unerhörtes Maß an Pflichtgefühl, Verantwortungsbereitschaft und Durchhaltekraft, kurz: die *Stand- und Herzhafftigkeit,* die der Fürstenspiegel vom guten Regenten

forderte.[2] Dass man bei ihrer Thronbesteigung dieses heilige Erbrecht von allen Seiten angriff, bestärkte sie nur in der Überzeugung, dass ihr selbst ein göttliches Mandat zu dessen Verteidigung zugefallen sei. So erklärt sich ihre von Zeitgenossen und Historikern gleichermaßen staunend registrierte Zuversicht und Entschlossenheit gegenüber der hochkomplexen, unübersichtlichen und unkontrollierbaren Lage, mit der sie es zu Anfang ihrer Regierung zu tun hatte. Das sichere Wissen um

ihre eigene historische Rolle, die umstandslose Identifikation der eigenen Position mit Recht, Religion und Tradition, kurz mit allem, was heilig war, versetzte sie in die Lage, trotz der evidenten Überforderung entschieden zu handeln, anstatt in Passivität zu verfallen oder wechselnden Ministern das Feld zu überlassen. Ihr Vertrauen in die göttliche Providenz und ihr Vertrauen zu sich selbst waren zwei Seiten derselben Medaille. Die göttliche Souveränität war tatsächlich ihre eigene.[3] Die Historiker haben ihr

das, je nach Perspektive, entweder als Standhaftigkeit oder Starrsinn ausgelegt. Beobachter bei Hof kommentierten nicht ohne kritischen Unterton, sie sei bei aller Liebenswürdigkeit durchdrungen von *einem natürlichen Sinn für die Herrschaft – goût naturel pour la domination –, die sie nie mit jemandem geteilt hat,* [4] *beherrscht von dem Gefühle ihrer hohen Stellung und ungemein eifersüchtig auf ihre Machtvollkommenheit.* [5] Die Überzeugung von ihrer gottgegebenen Pflicht verlieh ihr nicht nur die Entschlossenheit,

jahrelang kompromisslos Krieg um ihr Erbe zu führen, die althergebrachte aristokratische Standesloyalität beiseitezuschieben und die dringlichsten Reformmaßnahmen in Gang zu setzen, sondern auch die Unbeirrbarkeit, an der Rückgewinnung Schlesiens um jeden Preis und bis zur Erschöpfung aller Kräfte festzuhalten, gegen jeden Rat die brutale Ausweisung der Juden aus Böhmen durchzusetzen oder gnadenlos die Ausrottung des Geheimprotestantismus

voranzutreiben. Die Kehrseite ihres Pflichtbewusstseins gegenüber der Last der Regierung, die Gott und der Vater ihr aufgebürdet hatten, war die schroffe Mitleidlosigkeit gegenüber denjenigen, die die Folgen zu tragen und in großer Zahl auch daran zu sterben hatten. Der göttliche Auftrag rechtfertigte diese Opfer und bestärkte sie darin, sich über Skrupel hinwegzusetzen. Die Überzeugung, eine unmittelbare Mandatsträgerin Gottes zu sein, erlaubte ihr schließlich auch, gegen dessen Diener auf Erden vorzugehen und

die geistlichen Privilegien der Staatsräson zu opfern. Der Glaube an die Heiligkeit der Tradition als Fundament ihrer Souveränität war ein legitimatorischer *passe partout*: Er ermöglichte es ihr paradoxerweise auch, sich über geheiligte Traditionen hinwegzusetzen, wenn es ihr nötig erschien.

Die Tatsache, dass Maria Theresia eine Frau war, bedeutete für ihre Regentschaft Fluch und Segen zugleich. Einerseits lieferte ihre Weiblichkeit ihren Gegnern beim Tod ihres Vaters einen

willkommenen Vorwand, ihre Legitimität als Regentin in Frage zu stellen, und die Propaganda schlachtete diesen Umstand im Erbfolgekrieg weidlich aus. Zudem konnte sie als Frau nicht selbst die Feldherrenrolle spielen, und die vielen Schwangerschaften beeinträchtigten trotz aller körperlichen Robustheit dann doch ihre Bewegungsfreiheit. Andererseits entwickelte sich dieser Umstand im Laufe ihrer Regierung immer mehr zu einem Vorteil, denn er ließ ihre überraschende Wehrhaftigkeit noch erstaunlicher

erscheinen. Ihre öffentliche Wahrnehmung als tapfere Heldin, schöne Frau und liebende Mutter spielte eine zentrale Rolle für die Entstehung ihres Mythos und begründete schon zu Lebzeiten ihren märchenhaften Ruf. Doch sie selbst stellte ihre Weiblichkeit keineswegs ins Zentrum ihrer Selbstinszenierung – ganz im Gegenteil. Vielmehr trennte sie ihr physisches Geschlecht von ihrer Regentenrolle. Eine solche Rollendifferenzierung war für die Zeitgenossen nichts Ungewöhnliches. Sie legte größten

Wert darauf, zwei *männliche* Kronen zu tragen, und trat im Zeremoniell als *Rex* hoch zu Ross und mit Schwert, nicht als *Regina* auf. Die hergebrachte Geschlechterhierarchie in der Ehe tastete sie nicht an; allen ihren Töchtern schärfte sie vielmehr ein, sich – zumindest dem Anschein nach – ihren Gatten unterzuordnen. Nur für sie selbst als Erbin männlicher Kronen galt das eben nicht; in ihrem Fall war die Geschlechterhierarchie partiell außer Kraft gesetzt. Ihre ererbte Herrscherstellung stach ihre

Geschlechtszugehörigkeit gleichsam aus. Bezeichnend dafür ist, dass sie selbst nie von der naheliegenden Möglichkeit Gebrauch machte, sich im christlichen Bildtypus als Mutter mit Kind porträtieren zu lassen und von der Assoziation mit der Himmelskönigin zu profitieren – diese Darstellung blieb der Nachwelt überlassen. Wenn sie sich als *allgemeine und erste Mutter ihrer Länder* bezeichnete, so in demselben Sinne, wie männliche Fürsten sich als *Landesväter* darstellten. Nicht ihre Weiblichkeit

wurde damit betont, wie man es im 19. und 20. Jahrhundert gern missverstanden hat, sondern ihr paternalistisches Verständnis von Herrschaft als elterlicher Fürsorge, die von den Untertanen kindlichen Gehorsam fordert.

Ihr Gatte mit seinem eher phlegmatischen und friedlichen Temperament stand ihr bei alldem nicht im Weg, sondern stärkte ihre Position, indem er sich ihr in aller Regel unterordnete, offene Auseinandersetzungen vermied und sich eigene Betätigungsfelder abseits des Hofes suchte. Seine

inferiore Rolle am Habsburgerhof hatte er von Jugend an eingeübt. Das erleichterte es ihm, sich der institutionellen und persönlichen Dominanz seiner Gattin zu fügen und halb notgedrungen, halb freiwillig auf die Rolle des von Natur überlegenen Mannes zu verzichten – ein Verzicht, den die Zeitgenossen mit Geringschätzung und die Historiker mit Vergessen bestraften. Seine Gattin vergalt ihm diese Unterordnung mit inniger Zuneigung weit über den Tod hinaus. Doch ihr Verhältnis zu ihm war ambivalent: Sie

desavouierte ihn mitunter vor Dritten, nahm es dann aber gleichwohl übel, wenn diese ihn nicht respektierten.[6] Ihr Temperament war geradezu komplementär zu dem seinen; nach den Kategorien der Zeit galt sie als sanguinisch, *blutreich,* so dass ihrer überbordenden Lebhaftigkeit regelmäßig mit Aderlässen begegnet werden musste. Die Menschen in ihrer Umgebung fürchteten ihre *vivacité,* ihre Ungeduld, ihren Jähzorn, ihre herrischen und aufbrausenden Szenen, für die sie sich allerdings

anschließend schämte und – manchmal sogar schriftlich – um Verzeihung bat: *mir ist leid das mich so producirt.*[7] Im Eingestehen von Fehlern aus Unbeherrschtheit, auch gegenüber Subalternen, war sie souverän. Viele betrachteten ihre Impulsivität als Wankelmut und klagten, dass ihre *gar zu große Lebhafftigkeit auch die glückseeligste Einfälle und heilsammste Rathschläge wiederum irr machen und detourniren kann.*[8] Ihre Überzeugung, grundsätzlich das göttliche Recht auf ihrer Seite zu haben, schloss ja keineswegs

aus, dass sie sich über die Mittel zum gerechten Zweck nicht immer im Klaren war und der Teufel buchstäblich im Detail steckte, so dass sie sich häufig selbst korrigierte. Solange an ihrer alleinigen Souveränität kein Zweifel möglich war, blieb das Problem latent; offen brach es erst aus, als ihr Sohn Joseph die Mitregentschaft innehatte.

Ein grundlegendes Strukturproblem jeder Monarchie war die Wahl der richtigen Berater, denn es galt, dass *ein Fürst allein dergleichen Last nicht tragen kann*.

[9] Fürstenspiegel waren daher auch Rätespiegel. Ein guter Ratgeber war interesselos, verschwiegen, unbestechlich, offen und aufrichtig, beharrte aber auch nicht störrisch auf seiner Meinung, wenn der Fürst ihr nicht folgte. Jeder Monarch stand allerdings vor dem grundsätzlichen Dilemma, dass sich Ratgeber *ohne Ambition und Interesse* schwer von den eigensüchtigen Schmeichlern unterscheiden ließen, die ihn stets umlagerten und vor denen er sich *als vor der Pest hüten* sollte.[10] Da der Monarch die Quelle aller

möglichen symbolischen und materiellen Güter darstellte, war niemand in seiner Umgebung völlig interesselos, während gleichzeitig alle, die um seine Gunst konkurrierten, selbstverständlich eine Rhetorik der vollendeten Interesselosigkeit, Aufrichtigkeit und Unbestechlichkeit pflegten. Mit anderen Worten: Der Hof mit seiner Logik der persönlichen Gunst war unweigerlich von struktureller Heuchelei geprägt. [11] ‹Kleine Leute› standen bei den alteingesessenen Aristokraten ganz

besonders im Verdacht, sich durch Schmeichelei emporarbeiten zu wollen. Diese Sicht teilte auch Maria Theresia, die nicht müde wurde, ihre Kinder vor Eitelkeit und Selbstliebe zu warnen, damit sie nicht zum Opfer der allgegenwärtigen Schmeichler würden. Sie selbst war dafür bekannt, dass sie *fade Lobsprüche* und barocke Komplimente nicht schätzte.[12] Stattdessen forderte sie ihre engsten Ratgeber dazu auf, ihr ihre Fehler offen mitzuteilen, und war ihrerseits zu Selbstkritik gelegentlich durchaus willens und

in der Lage.[13] Doch aus dem strukturellen Dilemma des höfischen Gunstsystems führte das nicht hinaus. Wenn es bei Hof keine gänzlich interesselosen Ratgeber gab, weil alle um die zentrale Gunst konkurrierten, dann kam es für die Herrscherin darauf an, solche Ratgeber zu finden, deren Interesse sich mit dem ihren deckte und deren Loyalität deshalb ungeteilt ihr allein galt. So war es bei Bartenstein, Haugwitz, van Swieten, Ignaz Koch, Greiner oder Pichler, die von auswärts an den Wiener Hof kamen und dort nicht

immer schon für ihre eigene Klientel zu sorgen hatten, aber in gewisser Weise auch für Kaunitz. [14] Selbstverständlich zogen sich diese Vertrauten die Eifersucht der anderen zu – die Tagebücher Khevenhüllers sind voller Belege dafür. Niemand, der das besondere Vertrauen der Herrscherin besaß, entging der üblen Nachrede und den Intrigen der Konkurrenten, die darauf zielten, dieses Vertrauen zu untergraben. Maria Theresia suchte dieses Problem für sich so zu lösen, dass sie sich auf die Berater, die einmal ihr Vertrauen gewonnen

hatten, ein für alle Mal einschwor und sich selbst verbot, an dieser Entscheidung jemals Zweifel zuzulassen. Dieses Rezept legte sie auch ihren Kindern ans Herz.[15] Misstrauen gegenüber den Freunden und Verwandten war eine schwere soziale Sünde, gleichsam das innerweltliche Pendant zum Glaubenszweifel. Wie gegenüber den Dogmen der Religion galt es auch gegenüber dem Ratschluss der engsten Vertrauten keinerlei Misstrauen zuzulassen, ja möglichst gar keine konkurrierenden Stimmen zu

hören. Das kam auch Maria Theresias grundsätzlicher Abneigung gegen langwierige, vielstimmige Debatten entgegen. Ihr Vertrauen hatte den Charakter einer ein für alle Mal gefällten Entscheidung, hinter die sie sich kein Zurück gestattete, ebenso wie in Glaubensfragen keinerlei Zweifel erlaubt waren. Diese selbst auferlegte Beschränkung erleichterte ihr den Umgang mit der hochkomplexen Lage in den ersten Jahrzehnten ihrer Regierung erheblich. Durch die Mitregentschaft Josephs änderte

sich das; dem eigenen Sohn gegenüber versagte dieses Rezept.

Zum Ruf Maria Theresias als weiser Herrscherin, wie sie im Buche stand, gehörte auch, dass sie glaubhaft einen Habitus souveräner Unparteilichkeit verkörperte. Es kennzeichnete den idealen Herrscher, dass er über alle kleinlichen Zwistigkeiten seiner Umgebung erhaben war. Ihren Kindern schärfte sie immer wieder ein, allen Menschen jenseits der Familie mit gleicher Höflichkeit und gleicher Distanz zu begegnen und keinerlei Vertraulichkeiten,

Klatsch und Intrigen an sich heranzulassen, um sich dadurch nicht selbst zu erniedrigen. Dazu gehörte auch, dass sie es nicht liebte, andere lächerlich zu machen,[16] und bei ihren Kindern jede Art von Spott, Ironie oder Sarkasmus ebenso verabscheute wie das *Familiarisieren* mit Untergebenen. Als Souveränin, so schrieb sie einmal an Marie Antoinette, stehe man so hoch über allen Kabalen, dass man davon schlechterdings nicht beleidigt werden könne: *Wie soll so ein kleiner Broglie* [immerhin ein Mann

aus dem französischen Hochadel] *Euch verletzen können? Ich verstehe das nicht. Noch nie hat irgendjemand mich oder einen Eurer zehn Brüder und Schwestern verletzt […]. Ihr habt von so etwas gar keine Kenntnis zu nehmen.*[17] Wenn auswärtige Besucher also von Maria Theresias Familiarität schwärmten, so war das ein Missverständnis. Die Person der Herrscherin war nicht nur durch tausenderlei zeremonielle Barrieren – materieller wie symbolischer Art – gegen Zudringlichkeit und Herabsetzung geschützt, sondern nicht zuletzt

durch ihre eigene distanzierte Haltung.

Der herrschaftliche Habitus absoluter Überlegenheit verlangte von Maria Theresia auch, kleine Vertrauensbrüche, Betrügereien und Gunsterschleichungen bei Hof, wenn sie sie bemerkte, großzügig zu übersehen und nicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sie legte Wert auf Takt: Es galt die Fehler ihrer Umgebung zu verzeihen, um das Gesicht der Betreffenden zu wahren und niemanden zu beschämen – denn durch den Gesichtsverlust eines

ihrer Angehörigen litt das Ansehen der ganzen herausgehobenen Gruppe Schaden.[18] Maria Theresia ging im Zweifelsfall lieber das Risiko ein, übervorteilt zu werden, als anderen von vornherein mit Misstrauen zu begegnen.[19] Über ihre bewusste Nachsicht kursierten verschiedene Anekdoten, etwa über den Grafen Nitzky, den Königlichen Kommissar im Banat, der sich von der Hofkammer wissentlich einen fünffach höheren Betrag hatte auszahlen lassen, als ihm zustand. Sie habe ihn damit davonkommen

lassen, hieß es, weil sie den Fehler ihrer Hofkammer nicht bemerkt und sich daher selbst die Schuld daran gegeben habe.[20] Auch der Fürst Ligne brüstete sich in seinen Memoiren gern damit, dass die Kaiserin ihm nie ihre Gunst entzogen habe, obwohl er ihr viele gute Gründe dafür geliefert habe – *Leichtfertigkeiten, die sie für einen Moment mütterlich erzürnten, die sie mir aber als große Souveränin bald verzieh.*[21] Der kalkulierte Verzicht auf öffentliche Sanktionen diente in der Adelsgesellschaft als subtiles Mittel, soziale Normen

geräuschlos aufrechtzuerhalten. Indem die Kaiserin signalisierte, dass sie den Verstoß durchaus bemerkt hatte, ihn aber nicht bestrafte, appellierte sie an die Ehre des Betreffenden als Mitglied der Aristokratie. Die einzige Ausnahme bestätigt nur die Regel: Ihre unnachsichtige Keuschheitskampagne auch gegen adelige Kavaliere blieb nicht nur wirkungslos, sondern beschädigte auch ihr eigenes Ansehen.[22] Die adelige Ehre verlangte, dass man sich den ungeschriebenen Regeln dieses Standes (wozu Keuschheit

eben nicht gehörte) *freiwillig* unterwarf – physischer Zwang war etwas für Untertanen. Dass es sich dabei meist nur um Freiwilligkeits*fiktionen* handelte, spielte keine Rolle, denn für die Wahrung der Ehre war entscheidend, was nach außen gezeigt wurde.[23] Bei schwereren Normverletzungen wurden die Missetäter einfach aus dem höfischen Gesichtsfeld geschafft – in ein abgelegenes Kloster oder ins Ausland, wie das falsche Fräulein Schönbaden, oder äußerstenfalls in ein Spital, wie der Chevalier de

Balde.[24] Auf demselben Grundsatz der freiwilligen Unterwerfung unter die Standesregeln beruhte auch die Prinzenerziehung im Hause Habsburg: Prügelstrafen schickten sich nicht für Herrscherkinder. Demonstrative Milde war für Maria Theresia ein Mittel, sich die Betreffenden zukünftig desto mehr zu verpflichten; Milde war eine großzügige Gabe, die nach den Regeln der Adelsgesellschaft Dankbarkeit und Loyalität als Gegenleistung forderte. Auf diese Logik setzte Maria Theresia auch

gegenüber den böhmischen Magnaten, die im Erbfolgekrieg ihrem Feind Karl Albrecht von Bayern gehuldigt hatten; indem sie ihnen verzieh, verpflichtete sie sie sich für die Zukunft nur desto nachhaltiger.[25] Milde stand allerdings stets in einem latenten Spannungsverhältnis zur Gerechtigkeit – *clementia* und *iustitia* waren ein gegensätzliches Gespann.[26] Gerechtigkeit forderte, jedermann ohne Ansehen der Person für seine Vergehen zu strafen. In Fällen des Normenkonflikts neigte Maria

Theresia gemeinhin zur Milde statt zur Gerechtigkeit und ließ Gnade vor Recht ergehen, vor allem dann, wenn es um adelige Standesgenossen mit Verdiensten um das Allerhöchste Erzhaus ging, wie im Falle des Franz von der Trenck, dem die Todesstrafe für seine Gräueltaten dank ihrer Gnade erspart blieb.[27]

Milde, *clementia,* war ebenso wie Freigiebigkeit, *liberalitas,* eine Form der Großzügigkeit, und Großzügigkeit, *magnanimitas*, war eine der kardinalen Herrschertugenden, die man an

Maria Theresia einhellig rühmte. Großzügigkeit war das Maß für die Gunst, die ein Herrscher spendete, ob materiell oder symbolisch, an Ämtern und Pensionen oder an Zugänglichkeit und Aufmerksamkeit. Dabei bewegte sich Maria Theresia wie jeder Fürst immer auf einem schmalen Grat, denn sie sah sich notwendig weit mehr Erwartungen ausgesetzt, als sie je erfüllen konnte.[28] Deshalb predigte sie ihren Kindern den Grundsatz der traditionellen Fürstenspiegel, dass zwischen Sparsamkeit und Freigiebigkeit

sorgsam die Waage zu halten sei. [29] Einerseits hatte sie als gute Herrscherin Verdienste angemessen zu belohnen; andererseits waren die Mittel, die ihr zur Verfügung standen, begrenzt. Das galt sowohl für die symbolische Ressource der persönlichen Aufmerksamkeit, die sie nur einem kleinen Kreis von Leuten schenken konnte, als auch und erst recht für die materiellen Ressourcen, die infolge der Kriege immer dramatischer zusammenschmolzen. Doch es gehörte ja gerade zum Wesen der Herrschergunst, dass sie *nicht*

gleichmäßig ausgeteilt wurde. Das eben unterschied den Gunsterweis, für den der Empfänger Dankbarkeit schuldet, von der Erfüllung eines Rechtsanspruchs, den man einfordern kann. Das System höfischer Gunst war eben kein System formalen Rechts; es folgte vielmehr einer anderen Logik, der des Gabentauschs.[30] Ein treuer Diener hatte zwar grundsätzlich einen moralischen Anspruch auf herrscherliche Erkenntlichkeit, der Herrscher war aber nicht festgelegt, wann und wie er sich erkenntlich zeigte. Die

wechselseitigen Erwartungen beruhten allein darauf, dass Herr und Diener die Regeln der adeligen Ehre teilten; einklagbar waren sie nicht. So präsentierte sich Maria Theresia als *amie de mes amis*, *Freundin meiner Freunde, erkenntlich für die guten Dienste, die man mir erweist,* [31] ließ aber oft lange auf die Zeichen ihrer Erkenntlichkeit warten. Wenn die erwartete Belohnung endlich eintraf, erschien sie als freiwilliger Gnadenerweis und verpflichtete den Empfänger seinerseits wieder zur Dankbarkeit. Auf diese Weise

waren beide Seiten durch eine nicht abreißende Kette von Gaben und Gegengaben, Diensten und Belohnungen miteinander verbunden, die sich nie – das war der springende Punkt – restlos gegeneinander aufrechnen ließen. Aus der Perspektive der Herrscherin reichte es aus, ausgewählten Einzelnen hin und wieder ihre besondere Gunst zu erweisen, um die Hoffnungen aller anderen wachzuhalten.[32] Das aber gelang nur, indem sie sich gegenüber jedermann – von Stand, versteht sich – gleichermaßen

zugänglich, aufgeschlossen und liebenswürdig gab. Dieser Strategie folgte Maria Theresia mit erstaunlichem Erfolg. Denn sie erwarb sich ihren legendären Ruf als großzügige Herrscherin durchaus kontrafaktisch, trotz der Tatsache, dass sie zu Beginn ihrer Regentschaft eine recht rigide Sparpolitik verfolgt hatte[33] und auch später keineswegs alle gleichermaßen bei Hof auf ihre Kosten kommen ließ. Sie spendete zwar reichlich materielle Gunstbeweise – allein in ihrem Todesjahr beliefen sich ihre

Gnadengaben auf rund 650.000 Gulden –, verteilte sie aber äußerst ungleich. Daun und Khevenhüller etwa bezogen extraordinär hohe Gnadengelder; Ulfeld, Bartenstein, Esterházy oder Chotek wurden für den Verlust ihrer Ämter auf das Großzügigste entschädigt.[34] Maria Theresia beherzigte die Lektion ihres Ratgebers Tarouca, der ihr zu Beginn ihrer Regierung den Ausweg aus dem strukturellen Dilemma des Hoflebens gezeigt hatte: Alle belagerten sie unaufhörlich mit Bitten und Ansprüchen, manche davon

berechtigt, viele unberechtigt, unmöglich alle erfüllbar. Das sei, so Tarouca, eine stete Quelle der Unzufriedenheit und Konkurrenz, ein Übel, das zwar nie gänzlich zu vermeiden, aber doch stark zu reduzieren sei. Er riet ihr zweierlei: zum einen, die Aufmerksamkeit der Hofgesellschaft durch allerlei Attraktionen abzulenken, und zum anderen, sich regelmäßig der höfischen Öffentlichkeit zu zeigen und großzügigen Zugang zu gewähren.[35] Der Erfolg dieses Rezepts war Maria Theresia sehr bewusst, und sie schärfte auch

ihren Kindern immer wieder ein, nicht hart und rüde zu sein und sich keine Launen zu gestatten, sondern sich liebreich, mitfühlend, nachsichtig und großherzig zu zeigen.[36]

Das hieß allerdings keineswegs Verzicht auf zeremonielle Formen. Das Bild vom ungezwungenen, bieder-bürgerlichen Familienhaushalt ist ein Mythos. Persönliche Eitelkeit lag Maria Theresia fern, was aber nicht etwa heißt, dass sie sich nicht der Notwendigkeit bewusst war, ihre Majestät auf Schritt und Tritt zu

inszenieren und stets zu zeigen, wer sie war – *il faut représenter par tout,* lehrte sie ihre Kinder, *man muss überall repräsentieren.*[37] Ihre charismatische Ausstrahlung beruhte aber nicht allein auf der Majestät des Allerhöchsten Erzhauses und der ererbten Autorität des Herrscheramtes, wie sie von der höfischen Verherrlichungsindustrie der Baumeister und Skulpteure, Porträtmaler und Kupferstecher, Musiker, Schauspieler und Dichter, Schneider und Putzmacher professionell in Szene gesetzt

wurde, sondern auch auf ihrem persönlichen Talent zur Liebenswürdigkeit. Maria Theresia war zeitlebens eine Virtuosin der Kommunikation, vis-à-vis ebenso wie im schriftlichen Austausch. Sie verstand sich darauf, individuelle Wertschätzung zum Ausdruck zu bringen; wer ihr einmal begegnet war, bezeugte das bereitwillig. Anteilnahme am Wohl und Wehe anderer betrachtete sie selbst als wertvollstes Talent.[38] Waren Menschen ihrer engeren Umgebung krank, so besuchte sie sie persönlich am Krankenbett; traf

jemanden ein Todesfall, so schrieb sie Kondolenzbriefe von anrührender Empathie.[39] Sie verfügte über eine Vielzahl rhetorischer Register, wusste ihren Ton auf Gelegenheit und Gegenüber abzustimmen und die soziale Temperatur fein zu regulieren. In ihren herrscherlichen Handbilletts und Randnotizen pflegte sie eine sachliche Sprache ohne barocke Schnörkel, in der Korrespondenz mit dem Gatten und den Kindern eine Sprache zärtlicher Empfindsamkeit, die jederzeit in scharfe Kritik

umschlagen konnte. Gegenüber engen Vertrauten war sie durchaus zu Ironie und Selbstdistanz in der Lage, doch was sie verabscheute, waren Sarkasmus, Frivolität und Spitzfindigkeit. Ob ihre legendäre Herzlichkeit echt oder aufgesetzt war, ist eine müßige Frage. Schon die Zeitgenossen waren sich darüber nicht einig. Der schwedische Gesandte Bark schrieb, die Kaiserin könne sich gar nicht verstellen: *Ihr Gesicht verrät, was in ihr vorgeht, und man kann leicht durchschauen, ob ein Gegenstand angenehme oder*

unangenehme Empfindungen bei ihr auslöst. [40] Ganz im Gegensatz dazu urteilte der preußische Gesandte etwa um die gleiche Zeit: *Sie kann sich so gut verstellen und zusammennehmen, daß es schwer ist, nach ihrem Gesicht und ihrer Haltung zu beurteilen, was in ihrem Innern vorgeht.* [41]

Keineswegs jeder kam in den Genuss ihrer Leutseligkeit und Anteilnahme; der Radius der persönlichen Kommunikation war eng begrenzt. Maria Theresias Zugänglichkeit «selbst für den Geringsten der Untertanen» ist ein

historiographisches Märchen. Tatsächlich wurden die höfischen Zutrittsregeln unter ihrer Regierung verschärft, gemeine Bittsteller auf formale Behördenwege verwiesen, besonders Zudringliche inhaftiert. [42] Das gemeine Volk hielt sie sich vom Leib; ihre Gunst erteilte sie allein auf persönliche Fürsprache hin.[43] Der Zugang zu ihr war ebenso ungleich verteilt wie alle anderen Gaben. ‹Meine Untertanen›, das war für Maria Theresia ein weitgehend anschauungsfreies Abstraktum.

Ihre Wohltätigkeit konzentrierte sich auf traditionelle symbolische Akte christlicher Nächstenliebe, die sie einzelnen armen Leuten *pars pro toto* zuteilwerden ließ, wie das Auswerfen von Münzen aus dem Kutschenfenster, die Fußwaschung am Gründonnerstag oder die Pensionszahlungen an konvertierte Waisenkinder. Die realen Untertanen dagegen kamen in erster Linie als Steuerzahler in den Blick und waren Gegenstand einer staatswirtschaftlichen und religiösen Disziplinierungspolitik von erstaunlicher

Erbarmungslosigkeit. Auch in dieser Hinsicht veränderte sich allerdings Maria Theresias Perspektive in den letzten Regierungsjahren auf signifikante Weise.

In all ihren Tugenden war Maria Theresia einer jahrhundertealten Tradition der Herrschaftsethik verpflichtet – einer Ethik persönlicher Nahbeziehungen, die für Hof oder Stadt, aber nicht für die Regierung moderner Staaten taugte. Die traditionellen Regeln der vormodernen Gesellschaft waren

keine unpersönlichen, formalen und abstrakten Normen, die für jeden gleichermaßen galten, sie waren vielmehr stillschweigende, ungeschriebene und mehrdeutige Regeln, unterschiedlich je nach Stand und Rang, eine Sache des rechten Maßes, der klugen Abwägung, des Fingerspitzengefühls. Ihre Beherrschung erforderte Gratwanderungen zwischen Milde und Strenge, Gnade und Gerechtigkeit, Sparsamkeit und Freigiebigkeit. An diesen Maßstäben vormoderner

Tugendethik gemessen, konnte Maria Theresia als vorbildliche Herrscherin erscheinen. Für die Anforderungen moderner Staatlichkeit war sie damit allerdings weniger gut gerüstet. Die alten Herrschertugenden taugten nicht mehr zur Lösung der neuen Probleme.

Kontrollphantasien

In den 1770er Jahren hielt sich eine englische Aristokratin auf ihrer Reise durch Europa zweimal

für längere Zeit in Wien auf, Lady Mary Coke. Durch die Vermittlung des englischen Gesandten wurde sie bei Hof zugelassen, zur privaten Audienz empfangen und der ganzen legendären Liebenswürdigkeit der Kaiserin teilhaftig. Sie schwärmte von ihren Tugenden und der Harmonie in der kaiserlichen Familie, genoss die wärmenden Strahlen der kaiserlichen Nähe und führte in ihren Briefen nach Hause über jede geringste Aufmerksamkeit Buch. Doch als ihr Eindruck, in Schönbrunn zum engsten

familiären Kreis zu gehören, sich als Illusion erwies, schlug ihre Liebe in Hass um.[44] Die Kaiserin habe einen unerklärlichen Groll gegen sie gefasst und suche ihr zu schaden, schrieb sie nach Hause; Joseph II. meide nun ängstlich ihre Gesellschaft, und auch der Dauphine in Versailles habe die Mutter den Kontakt mit ihr verboten. Damit nicht genug – allmählich wuchs in Lady Mary der Verdacht heran, dass die Kaiserin nach ihrer vollständigen sozialen, wenn nicht gar physischen Vernichtung trachte. Überall auf

ihrer Reise durch Italien und Frankreich sah sie kaiserliche Spione und Handlanger auf sich angesetzt, die heimlich alle ihre Briefe lasen und alle ihre Schritte überwachten. Was auch immer Lady Mary auf ihrem Weg an Übeln und Unglücksfällen zustieß – Diebstahl, mangelhafte Versorgung im Wirtshaus, Verspätung der Post oder ein Unfall mit der Kutsche –, alles führte sie auf das allmächtige Wirken der Kaiserin zurück.[45]

Es ist bezeichnend, dass Maria Theresia in den 1770er Jahren zum Objekt solcher

Verfolgungsphantasien wurde. Denn was Lady Mary imaginierte, war ja nichts anderes als die ins Pathologische gesteigerte Wahrnehmung eines Kontrollsystems, wie es Maria Theresia tatsächlich durchzusetzen suchte. Man erzählte sich, dass sie ein weitverzweigtes Spitzelnetzwerk unterhalte und selbst den einfachsten Untertanen ihr Ohr leihe – allerdings nun nicht, um deren Anliegen anzuhören, sondern um sich von ihnen die neuesten Gerüchte zuflüstern zu lassen: *She even allows*

them to whisper in her ear, schrieb ein englischer Beobachter.[46] Maria Theresias Ruf war der einer allwissenden und allmächtigen Spinne inmitten eines Kommunikationsnetzes, das halb Europa umspannte. Das allerdings entsprach weniger den Tatsachen als ihrem eigenen, stetig wachsenden Kontrollbedürfnis. Herrschaft aus der Ferne war Maria Theresias Lebensthema. Sie zeigte sich geradezu besessen von der Aufgabe, vom Zentrum ihres Hofes aus bis in die fernsten Winkel ihrer Länder alles wissen, alles steuern,

alles kontrollieren und alles der gleichen strengen Disziplin unterwerfen zu müssen, der sie sich selbst unterwarf: die Familie, den Hof, die Truppen, die Untertanen.

Maria Theresias Arbeitskraft war schier unerschöpflich. Sie ließ sich über alles persönlich auf dem Laufenden halten, alles selbst schriftlich vorlegen:[47] von den Urteilen der Obersten Justizstelle über die Vorträge der Hofkonferenz und des Staatsrats, die Berichte der Gesandten und die Depeschen der Feldherren bis hin zu den regelmäßigen Briefen der

verheirateten Kinder und ihrer Aufpasser – und das war nur die Spitze des Eisbergs. Unermüdlich las sie, schrieb, selektierte, registrierte oder vernichtete das Gelesene. Ihre Kontrolle erstreckte sich nicht zuletzt auf die eigene Geschichte. Sie sorgte – zum Glück nicht immer erfolgreich – dafür, dass nur das überliefert wurde, was sie überliefert haben wollte. Sie vernichtete den größten Teil der Papiere ihres Gatten, suchte die Briefe ihrer Schwiegertochter Isabella aus der Welt zu schaffen, nötigte ihre Kinder und Vertrauten,

ihre Briefe zu verbrennen, und hob ihrerseits gezielt ausgewählte Briefe zum Archivieren auf. Indem sie die Bestände der verschiedenen Erbländer in dem neugegründeten Haus-, Hof- und Staatsarchiv zusammenführte, stiftete sie rückwirkend eine einheitliche Überlieferung für die Gesamtmonarchie, die es vorher nicht gegeben hatte. Worum es ging, war, das Urteil der Nachwelt über die zukünftige Vergangenheit unter ihre Kontrolle zu bringen. [48]

Doch dies war nur ein Baustein

ihres großen, allumfassenden Kontrollprogramms. Andere Elemente bestanden darin, das Land zu vermessen und die Bevölkerung zu zählen, die Gesetze und Rechtsgewohnheiten zu sichten und zu systematisieren, die Untertanen zu wahrer Religion, Fleiß und Sittenstrenge zu zwingen,[49] die Grenzen *am äußersten Ende der Christenheit* zu schließen und niemanden unkontrolliert hineinzulassen,[50] alles Gedruckte systematisch zu zensieren, um Kritik an der Herrschaft, Aberglauben und

Freigeisterei zu unterbinden,[51] den auswärtigen Briefverkehr lückenlos zu überwachen,[52] nicht zuletzt die verbündeten europäischen Höfe durch die dort platzierten Familienmitglieder im Sinne des Kaunitz'schen politischen Systems unmerklich zu steuern – kurzum: ein hoch ambitioniertes Kontrollprogramm, das freilich die Möglichkeiten einer Monarchin, und sei sie noch so ‹absolut›, gewaltig überforderte. Doch Maria Theresias Berater, allen voran der ebenso geniale wie selbstverliebte Staatskanzler und

Staatsratspräsident, hingen dem verführerischen Bild der *Staatsmaschine* an, das suggerierte, man könne all das durch rationale Planung und Gestaltung ins Werk setzen und von der Zentrale aus vollständig überschauen und dirigieren. Sie saßen damit einem zeittypischen Optimismus auf. Die zahlreichen Reformen, die durch die beiden für Bevölkerung und Staatskasse desaströsen Kriege unabweisbar geworden waren, setzten zweifellos erhebliche Strukturveränderungen in Gang. Sie schwächten die intermediären

Gewalten in den Kernländern, ließen mehr Ressourcen direkt in die Staatskasse fließen und ermöglichten die Unterhaltung eines Heeres von nie dagewesenem Ausmaß. Die Kriege, die mit diesem Riesenheer dann wiederum geführt wurden, machten indes viele Errungenschaften der Reformen wieder zunichte, so dass das Ganze für die Untertanen eher auf ein Nullsummenspiel hinauslief. Allerdings löste das *Neue Systema* nach dem Erbfolgekrieg eine Reformdynamik aus, die sich fortan selbst perpetuierte. Es änderte sich

vieles, aber nicht immer so, wie es geplant war. Unbeabsichtigte Nebenfolgen erforderten immer neue Reformen der Reformen. Das führte zu Vervielfältigung der Behörden, dramatischem Anschwellen der Staatskosten und zur Komplexitätssteigerung des gesamten Apparats. Einfacher, übersichtlicher und handhabbarer, wie die Planer glaubten, wurde die Staatsmaschine dadurch nicht.[53] Maria Theresia als Gründerin des modernen Staates zu feiern, heißt die Rationalitätsphantasien der Reformer mit der Wirklichkeit zu

verwechseln. Die Vorstellung von der unbewegten Bewegerin im Zentrum, von der alle Planung ihren Ausgang nimmt und bei der alle Fäden zusammenlaufen, überschätzt die herrscherliche Handlungsmacht bei weitem. Den neuen politischen Herausforderungen war man mit diesem autokratischen Politikstil nicht gewachsen; dazu bedurfte es komplexerer, partizipativer Verfahren. Es reichte nicht, die Zentralbehörden immer wieder neu zuzuschneiden; die Reformen mussten auf der lokalen Ebene

ansetzen. Aber immerhin: Wie es in den hintersten Winkeln ihrer Länder tatsächlich aussah, das erfuhr Maria Theresia von ihren Kommissaren, die sie zur ‹Seelenkonskription› hinausgeschickt hatte, und es ließ sie offenbar nicht unberührt.[54]

Auch an auswärtigen Höfen suchte Maria Theresia sich Einflusskanäle zu eröffnen, indem sie ihre halb erwachsenen Kinder strategisch geschickt dort platzierte. Das erweiterte zwar ihren Handlungsradius, vervielfachte jedoch abermals den

Kontrollbedarf. Ihr Informationsbedürfnis war unstillbar. Die dichte Korrespondenz mit den Ministern, Kammerherren, Beichtvätern und Leibärzten, die sie über jedes ihrer Kinder aus der Ferne zu informieren hatten, erfüllte nie, was sie sich davon versprach. Ihre Strategie totaler Kontrolle wirkte sich fatal aus: je höher die Erwartungen, desto unvermeidlicher deren Scheitern. Das dynastische System offenbarte seine strukturelle Schwäche: Zu Repräsentanten der Mutter taugten

die Kinder nur dann, wenn sie sich völlig passiv verhielten, so wie Ferdinand, der brave Sohn. Waren sie selbst willensstark und durchsetzungsfähig, dann gingen sie ihre eigenen politischen Wege und entfernten sich von der Mutter, wie Leopold und Carolina. Oder sie entzogen sich den mütterlichen Kontrollbemühungen und fielen stattdessen den Parteikonflikten des eigenen Hofes zum Opfer, wie Marie Antoinette. Schon die kleinen Kinder hatten sich nicht im gewünschten Maße disziplinieren lassen und die strengen Maßstäbe

ihrer Mutter nie erfüllen können – am allerwenigsten die, auf die es am meisten ankam, Joseph und Leopold. Die mütterlichen Briefe und Instruktionen waren durchtränkt mit vorwurfsvoller Sorge. Den eigenen Kindern misstraute Maria Theresia weit mehr als ihren nächsten Beratern, während sie umgekehrt von ihnen gebieterisch volles Vertrauen und rückhaltlose Offenheit forderte. Dabei sprach sie selbst systematisch mit gespaltener Zunge, ließ sich von niemandem in die Karten schauen und spielte

einen gegen den anderen aus. Mit ihrer Obsession, anderen Aufrichtigkeit abzuverlangen, erreichte sie am Ende das genaue Gegenteil: Nichts war, wie es schien. Zwischen den erwachsenen Familienmitgliedern herrschten Missgunst und Eifersucht, Kabalen und Parteibildungen, Heuchelei und Verstellung.[55]

Aus der Zeit gefallen

In ihren letzten Lebensjahren kam Maria Theresia sich selbst vor wie

ein Relikt aus einem vergangenen Jahrhundert. Sie beobachtete mit Widerwillen, was sie *aufklärerische Modephilosophie* nannte und für eine unerhörte Anmaßung hielt, nämlich dass jeder Mensch sich seines eigenen Verstandes bedienen könne und solle. Manche ihrer Lobredner konnten sie deshalb als Schutzwehr gegen die neue Zeit feiern.[56] Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass sie ihrerseits eine Selbstdenkerin von scharfem Geist, hohem kritischem Urteilsvermögen und großer Willenskraft war. Für sie galt nicht, was Kant nicht

zuletzt dem schönen Geschlecht vorwarf; sie brauchte sich nicht aus selbstverschuldeter Unmündigkeit zu befreien. Mut, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, besaß sie zur Genüge.[57] Aber anderen billigte sie dieses Selbstvertrauen in die eigenen Geisteskräfte eben keineswegs zu. Denn *sie* war Souveränin kraft göttlichen Rechts, und *ihr* hatte Gott daher die nötigen Gemüts- und Verstandesgaben verliehen.

Philosophischen Konzepten begegnete sie grundsätzlich mit Misstrauen und dem Verdacht der

Sophisterei. Die politische Sprache des Vernunftrechts mit seinen abstrakten Axiomen, geometrischen Deduktionen und universalen Rechten war ihr fremd. Stattdessen sprach sie über ihre Herrschaft in der emotionalen Sprache persönlicher Nähe, in Begriffen von Liebe, Mitleid, Fürsorge und Gehorsam. Rechenschaftspflicht empfand sie allein gegenüber Gott und ihren Nachkommen; allenfalls zog sie die Öffentlichkeit der europäischen Fürstenhöfe ins Kalkül. Doch sich dem Richterstuhl einer

selbsternannten kritischen Medienöffentlichkeit zu stellen, lag ihr fern, das überließ sie ihrem Erzfeind Friedrich II. Sie vertraute Personen, nicht Prinzipien. Dadurch konnte an ihrem Hof die Aufklärung jedoch in Gestalt einiger Trojanischer Pferde Einzug halten: zuerst van Swieten, dann Kaunitz und seine Protégés, später Männer wie Martini und Heinke, Gebler und Raab. Aus der Rückschau erscheint ihre Haltung deshalb in vieler Hinsicht widersprüchlich: Einerseits verdammte sie den Geist des

Tolerantismus und ließ *Unkatholische* deportieren, andererseits ordnete sie die römische Kirche rigoros der staatlichen Herrschaft unter.[58] Einerseits begünstigte sie an ihrem Hof die alten Aristokratenfamilien und unterband die Gleichheitsideen ihres Sohnes, andererseits setzte sie sich zuletzt vehement (und mehr als ihr Sohn!) für die Befreiung der böhmischen Bauern von der *Tyrannei der Herren* ein.[59] Ihre Haltung fußte nie auf einem kohärenten theoretischen Programm – weder einem

aufklärerischen noch einem gegenaufklärerischen. Wenn sie der *philosophie à la mode* mit Widerwillen begegnete, dann war das eher ein diffuses Ressentiment gegenüber einem gewissen Denk- und Lebensstil als eine argumentativ begründete politische Überzeugung. Selbst die neueste Frisurenmode für Kinder konnte ihr als faule Frucht des Aufklärungsgeistes erscheinen: *Die Mädchen tragen jetzt die Haare vorn über der Stirn abgeschnitten wie die Jungen, das missfällt mir unendlich. […] Bald zieht man gar*

nichts mehr an und läuft herum wie die Neger. Man treibt heute alles bis zum Exzess […]; da sieht man, wohin dieses aufgeklärte Zeitalter führt. [60]

Es war der Tod Franz Stephans und die halbherzige Übertragung der Mitregentschaft an Joseph, was Maria Theresias Herrschaft aus der Balance brachte. Der Generationenkonflikt war zugleich ein Epochenkonflikt; Mutter und Sohn sprachen nicht dieselbe Sprache. Maria Theresia traute ihrem ältesten Sohn die selbstständige Regentschaft

letztlich nicht zu und konnte sich von der Verantwortung nicht trennen, obwohl sie immer wieder damit drohte. Was sie von Joseph unausgesprochen erwartete, war, dass er sich einerseits ihrem Willen unterwarf und seine abweichende Position zur Not hinter einer Konsensfassade verschwinden ließ, dabei aber andererseits nach außen die Last der Verantwortung mit ihr gemeinsam trug. Dazu war Joseph, anders als zuvor sein Vater, nicht bereit. Er beharrte darauf, seinen Widerspruch in der Sache unmissverständlich zu artikulieren

und sich allein dem Zwang des mütterlichen Befehls zu beugen. Die freiwillige Einhelligkeit, die Maria Theresia sich wünschte, verweigerte er ihr hartnäckig, auch wenn sie noch so emotionale Saiten anschlug. Für offenen Dissens zwischen Mutter und Sohn war in ihrem religiösen Weltbild kein Raum; Spaltung passte nicht zum göttlichen Mandat der Dynastie. Die fatale Folge war, dass die latente Spannung zwischen beiden jederzeit zum offenen Ausbruch kommen konnte. Die Behördenchefs wussten nicht,

wessen Befehlen sie folgen sollten, und die Verantwortung für politische Entscheidungen von großer Tragweite wurde quälend lange hin- und hergeschoben, wie im Falle des russisch-türkischen Krieges, der Teilung Polens, des Kriegs um die Bayerische Erbfolge, der Bauernpolitik. Die Spaltung an der Spitze führte zwangsläufig zu Parteibildung und Intrigen innerhalb der Hofgesellschaft. Ehrgeizige Ratgeber hatten ein Interesse daran, den Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn zu vertiefen und sich die Lage zunutze

zu machen.[61] Das Dilemma blieb der Kaiserin selbst keineswegs verborgen. Sie gestand ein, dass alle ihre guten Absichten sich zum Bösen verkehrten, fand aber nicht den naheliegenden Ausweg aus dem Dilemma. Sie fühlte sich zu schwach, die Regentschaft allein zu tragen, und zu stark, sie niederzulegen.

Auch das System der höfischen Gunst geriet aus dem Gleichgewicht. Was Maria Theresia an ihren Kindern stets aufs Schärfste kritisiert hatte, musste sie sich nun selbst vorhalten lassen.

Sie zog sich zunehmend in ihre Retirade zurück, so dass die Anwesenheit am Hof für den Adel immer unattraktiver wurde; sie misstraute fast jedem und schenkte nur noch wenigen Auserwählten ihr Ohr – «kleinen Leuten», wie Joseph verächtlich schrieb; sie hörte auf Klatsch und ließ sich in Intrigen verwickeln.[62] Dem veränderten Selbstbild entsprach zunehmend auch die Wahrnehmung von außen. Ihr Charisma und ihre Autorität litten darunter, dass sie sich nicht mehr an die eigenen Regeln hielt.

Zudem hatten sich die Maßstäbe verändert, an denen sie sich messen lassen musste. Den alten Herrschertugenden wurde schleichend die Grundlage entzogen. An die Stelle herrscherlicher Gunst traten zunehmend abstrakte rechtliche Prinzipien. Amtsträger bevorzugten ein sicheres, regelmäßiges Gehalt und warteten nicht mehr gern auf exzeptionelle Gnadengaben. Programme allgemeiner Wohlfahrtspolitik diskreditierten das selektive, symbolische Verteilen von Almosen. Gnade sah

sich dem Vorwurf der Willkür ausgesetzt, höfische Freigiebigkeit erschien als Umverteilung von unten nach oben: *Was Großzügigkeit der Könige genannt wird, besteht oft darin, dass sie dem müßigen Teil der Untertanen das Geld schenken, das sie dem fleißigen Teil abgepresst haben.*[63] Persönliche Gunst, Patronage und Protektion, die althergebrachten Strukturprinzipien des Hofes, wurden nun dem weiblichen Geschlechtscharakter angelastet. Joseph von Sonnenfels, ebenso renommierter Aufklärer wie großer

Bewunderer der Kaiserin, nahm sie nach ihrem Tod gegen den Vorwurf in Schutz, dass nicht alle Untertanen gleichermaßen in den Genuss ihrer Wohltaten gekommen seien: Maria Theresias Übermaß an Güte gegen Einzelne sei *der schätzbaren, aber oft zu zärtlichen Empfindsamkeit ihres Geschlechts* zuzuschreiben.[64] Das wies voraus auf die Geschlechterordnung des 19. Jahrhunderts: Höfische Günstlingswirtschaft wurde mit verweichlicht-dekadenter Weiberherrschaft identifiziert, die

strenge formal-bürokratische Organisation der Behörden, in denen Frauen keinen Platz hatten, entsprach dagegen dem männlichen Geschlechtscharakter. [65]

Gegen Ende ihres Lebens war nicht mehr viel von der Welt übrig, in die Maria Theresia im Jahr 1717 hineingeboren worden war. Die Reliquien waren weggeräumt, die Rituale wurden nicht mehr ernst genommen, ihre Erzieher, die Jesuiten, waren vernichtet, die Religion der Herrschaft hatte ihren Glanz verloren, die alte Großmacht

Habsburg war von einem drittrangigen Aufsteiger desavouiert, die ehemals selbstverständlichsten Überzeugungen galten ihrem eigenen Sohn nichts mehr. Alles, worauf einst ihre erstaunliche Zuversicht beim Antritt der Regierung gegründet gewesen war, hatte seine Wirkmacht verloren. Sie kam sich vor wie aus der Zeit gefallen. Die Welt, in der ihre Regeln die richtigen gewesen waren, gab es nicht mehr. Das merkte sie und litt darunter; es veranlasste sie aber nicht, diese

Regeln in Frage zu stellen. Ihre Tragik war, auf Normen zu bestehen, die kaum jemand mehr teilte, und sehenden Auges zum Scheitern verurteilt zu sein. Nachdem sie ihre Zuversicht und ihr souveränes Selbstbewusstsein verloren hatte, verwandelte sich ihre Standhaftigkeit in Starrsinn, ihre Entscheidungsfreude in Unentschlossenheit. Sie wurde – in den Begriffen der Zeit – von einer Sanguinikerin zu einer Melancholikerin. Zu Beginn ihrer Regierung hatte sie allen äußeren Anfechtungen zum Trotz sehr

genau gewusst, *dass aller Welt bekandt, was mir gebühret, und wer ich bin.*[66] Am Ende betrachtete sie sich selbst als *un naturel de l'autre siècle,* ein Wesen aus einem anderen Zeitalter, und richtete ihre erstaunliche Willenskraft und Disziplin nur noch darauf, einen schönen Tod zu sterben.[67]

ANHANG

~

ANMERKUNGEN

~

I
Prolog

1 Arneth, Maria Theresia I, v f.
2 Arneth, Maria Theresia I, 2.

3

Sammelbilder der Firma Herba Druck, Deutsche Geschichte. Band 2: Vom Ende des 30jährigen Krieges bis zur Gegenwart. Ich danke Bernhard Jussen für die Überlassung des Materials.

4

Vgl. Wandruszka, Maria Theresia, 82; knappe Überblicke bei Wandruszka, Historiographie; ders., Im Urteil der Nachwelt (wo allerdings die Zeit des Nationalsozialismus ausgespart bleibt); Hochedlinger, Political History.

5

So der Hofrat Heinrich Gottfried von Bretschneider, Linger, Denkwürdigkeiten, 225. Im Folgenden werden Zitate des 19. bis 21. Jahrhunderts stets in Anführungszeichen, Quellenzitate aus dem 18. Jahrhundert dagegen kursiv gesetzt.

6

So – als Beispiel für viele – Trapp, Maria Theresia und Tirol, 131.

7

Vgl. Telesko, Maria Theresia, 147 ff.

8

Adolph W. Künast, Kaiserin Maria Theresia, die Stammmutter des Hauses Habsburg-Lothringen in ihren Leben und Wirken. Gedenkbuch zur Enthüllung ihres Monumentes und zum 40-jährigen Regierungsjubiläum Seiner Majestät Kaiser Franz Josef I., Wien 1888, Vorrede.

9

Im Einzelnen sind das die vier Feldherren Daun, Khevenhüller, Laudon und Abensperg-Traun zu Pferd; in den Sockelreliefs die Feldherren Liechtenstein, Lacy, Hadik und Nádasdy; dann die

Ratgeber und Minister Kaunitz, Bartenstein, Starhemberg und Mercy-Argenteau; Haugwitz, Grassalkovich, Bruckenthal, Riegger, Sonnenfels und Martini; der Leibarzt van Swieten, der Numismatiker Joseph Hilarius Eckhel, der Historiograph György Pray sowie Gluck, Haydn und der kleine Mozart. ‹Männer um Maria Theresia› und ‹Die Paladine der Kaiserin›, so lauten auch die Titel populärer Bücher aus den 1950er Jahren von Friedrich Walter.

10

Vgl. Alexander Novotny, Arneth, Alfred Ritter von, in: NDB 1, 1953, 364 f. Die Mitarbeiter und Nachfolger von Arneth setzten seine Tradition ungebrochen fort: Historiker wie Adam Wolf, Adam Beer, Hans Schlitter, Theodor von Karajan, Eugen Guglia, Josef Kallbrunner, Heinrich Kretschmayr und Friedrich Walter.

11

So in der Vorrede zu Arneth, Greiner (1859), 5 f.

12

Friedrich Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Unzeitgemäße Betrachtungen, zweites Stück, in: ders., Werke, hrsg. von Karl Schlechta, Bd. I, 209–285, hier 219 ff.

13

Vgl. Wandruszka, Historiographie; Wandruszka, Im Urteil der Nachwelt; Stourzh, Vom Umfang der österreichischen Geschichte; Suppanz, Österreichische Geschichtsbilder; Suppanz, Maria Theresia; Gehler, Ungleiche Partner; Heindl, Mythos Nation; Plaschka, Was heißt Österreich; Telesko, Maria Theresia; Fillafer, Rivalisierende Aufklärungen; Fillafer, Aufklärung; Wallnig/Frimmel/Telesko, 18th Century Studies.

14

Z. B. Raponi, Il mito del buongoverno; Cerman, Tereziánská legenda [Ich danke Vít Kortus, dass er mir diesen Aufsatz zugänglich gemacht hat]; Drabek/Plaschka/Wandruszka, Ungarn und Österreich.

15

In Anlehnung an die Formulierung von Christian Meier, Von der Faszination des Biographischen, in: Interesse an der Geschichte, hrsg. v. Frank Niess, Frankfurt am Main/New York 1989, 100–111, hier 101.

16

Sonnenfels, Rede auf Marien Theresien (unpaginiert). Vgl. z.B. auch das Gedicht ‹Maria Theresia› von Anastasius Grün (1806–1876), wo es heißt: «Tief bewußt der eignen Ohnmacht wallt das schwache, schöne Weib,/Aber sieh, die Kraft der Männer beugt sich vor dem stolzen Leib!» (Spaziergänge eines Wiener Poeten, hrsg. von Ralf Bogner, Hildesheim u.a. 2011, 59). Das Gedicht stieg in den Bildungskanon auf und wurde 1910 im Deutschen Lesebuch für Österreichische Realschulen abgedruckt.

17

So der deutsche Untertitel der Biographie von Crankshaw.

18

So Hofmannsthal, Maria Theresia, 11 ff.; zum Vergleich mit der Zarin Katharina II. vgl. Meehan-Waters, Catherine the Great.

19

Anonym, Der Adel. Eine Wochenschrift, Prag o. J. (1775), 9. Stück, 27. Dezember 1775, 144. – Zum Folgenden Barta, Maria Theresia, 354; Suppanz, Maria Theresia; Kaduk, Maria Theresia; Telesko, Maria Theresia; Mauser, Maria Theresia; Heindl,

Mythos Nation; Heindl, Marie-Thérèse. Die geschlechtergeschichtliche Forschung zu weiblicher Herrschaft in der Frühen Neuzeit ist mittlerweile kaum noch überschaubar; vgl. nur grundlegend Wunder, Er ist die Sonn'; Wunder, Herrschaft; Hausen, Polarisierung; Honegger, Ordnung der Geschlechter; Schulte, Körper der Königin; Puppel, Gynaecocratie; Campbell-Orr, Queenship; Sluga/James, Women; Cosandey, La Reine de France; Keller, Gynäkokratie; Bastian u.a., Geschlecht der

Diplomatie;
Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers.

20
So schrieb der venezianische Gesandte Foscarini schon über die junge Erzherzogin, sie besitze *una certa virilità d'animo*, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 356.

21
Vgl. die Beispiele bei Michaud, Laudatio, 676 f.

22
Sammlung merkwürdiger Aufsätze, 8.

23 So z.B. Wolf, Marie Christine I, 53; Guglia, Maria Theresia II, 114 f., nennt sie eine «männliche Frau», u. v.a.

24 Ähnlich sprach man auch über Katharina II., Elizabeth I. oder Queen Victoria. Selbst auf einem Wahlplakat der F.D.P. von 2015 wurde die Kandidatin noch als «unser Mann für Hamburg» annonciert.

25 Friedrich II., zitiert nach Barta, Maria Theresia, 341.

26

Patriotisches Schreiben des Teutschen Friedens [...], Wien 1743, 9, zitiert bei Küster, Vier Monarchien, 100.

27

Zum Geschlechterdiskurs des Rationalismus vgl. Honegger, Die Ordnung der Geschlechter.

28

Anonymus, Betrachtung über die Etiquette mit Anwendung auf die Präcedenz der Gesandten und Monarchen durch Beyspiele aus der Geschichte erläutert, o. O. o. J.

29

Heinrich Finke, Die Frau im Mittelalter, München 1913, IX; vgl. Stollberg-Rilinger, Väter der Frauengeschichte.

30

Zur Figur der Ausnahmefrau grundlegend Isabelle Graw, Aneignung und Ausnahme. Zeitgenössische Künstlerinnen: Ihre ästhetischen Verfahren und ihr Status im Kunstsystem, Diss. phil. Frankfurt/Oder 2003; vgl. auch Pohlig, Vom Besonderen zum Allgemeinen; Puppel, Virilibus curis.

31
Andreas, Das theresianische Österreich, 9
32
Srbik, Gestalten und Ereignisse, 37 f.
33
Andreas, Das theresianische Österreich, 9.
34
Wandruszka, Maria Theresia, 64; Crankshaw, Mütterliche Majestät, 18; Haussherr, Verwaltungseinheit, 97, u. v.a.

35
Otto Krack, Geleitwort zur Neuausgabe von Arneth, BKF I, 1909, 11 f. – Zahlreiche weitere Belege bei Telesko, Maria Theresia; Suppanz, Maria Theresia; Barta, Maria Theresia; Kaduk, Maria Theresia und ihre Brüder; Heindl, Marie-Thérèse; Mauser, Mütterlichkeit.
36
Hofmannsthal, Maria Theresia, 12.
37
Sacher-Masoch, Maria Theresia als Sultanin.

38
Ausführlich dazu Kaduk, Maria Theresia und ihre Brüder; Telesko, Maria Theresia, 177 ff. – Kaduks These lautet, dass es weniger das biologische Geschlecht Maria Theresias war, das sie zum weiblichen Antipoden Friedrichs II. machte, sondern ihr Ort in der dichotomischen historischen Erzählung. Auch Männer konnten gelegentlich die «weibliche» Position besetzen.
39
Kretschmayr, Maria Theresia (Erstaufl. 1925, weitere Auflagen 1938, 1939, 1943), 142.

40
Kralik, Die deutsche Arbeit der Habsburger, 54.
41
Andreas, Das theresianische Österreich, 9 f.
42
Srbik, Gestalten und Ereignisse, 13, 35–42.
43
Srbik, Gestalten und Ereignisse, 37 ff.
44
Heer, Humanitas austriaca, 18 ff., 34 f., 77.

45

Hausenstein, Europäische Hauptstädte, 95 ff. Der Verfasser (1882–1957) war zeitweilig Literaturchef der Frankfurter Zeitung und publizierte eine große Zahl populärer kulturhistorischer Werke.

46

Ausnahmen sind die kleine biographische Skizze von Wandruszka, Maria Theresia, und die eher populärwissenschaftliche Biographie von Herre, Maria Theresia.

47

So Hochedlinger, Political History, 18.

48

Barbara Sichtermann, Herrscherin Folge 5: Maria Theresia, in: EMMA (2010) online, http://www.emma.de/hefte/ausga 2010/sommer-2010/herrscherinne maria-theresia/Zugriff 14.08.2013. Eine wichtige Ausnahme ist Barta, Maria Theresia. In der von Wallnig/Frimmel/Telesko herausgegebenen Bestandsaufnahr ‹18th Century Studies in Austria 19 2010› kommt Maria Theresia im Rahmen der Frauen- und

Geschlechtergeschichte nicht vor. Saurer, Frauengeschichte in Österr 43 f., hat darauf hingewiesen, dass nicht nur die ‹Allgemeinhistoriker› lange Zeit nicht für die Geschlechtergeschichte interessiert haben, sondern dass auch das Umgekehrte gilt.

So die Arbeiten zum Kaiserhof von Andreas Pečar, Mark Hengerer, Eric Hassler oder Paula Sutter Fichtner. Die Zeit Maria Theresias ist dagegen einbezogen bei Duindam, Vienna and Versailles; Kubiska-Scharl/Pölzl, Hofpersonal; Wührer/Scheutz, Zu Diensten; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof.

50

Vgl. etwa die Arbeiten von Grete Klingenstein, Christine Lebeau, Franz Szábo, Renate Zedinger, Ivo Cerman, William Godsey, Sandra Hertel, Michael Hochedlinger, Simon Karstens und anderen.

51

Vgl. die Arbeiten von David Do Paço, Márta Fata, Andreas Helmedach, Waltraud Heindl, Hans Christian Maner, Stefan Steiner, Anton Tantner und anderen, s.u. Kap. XIII.

52

Vgl. die Arbeiten von Ilsebill Barta, Michael Yonan, Werner Telesko und anderen.

53

Eine kurze Überblicksdarstellung bietet Wandruszka, Maria Theresia.

54

Crankshaw, Maria Theresia; Tapié, Maria Theresia; Vallotton, Maria Theresia; Bled, Marie-Thérèse.

55

So Etzlstorfer, Maria Theresia; seriöser, aber ohne eigene Quellenstudien und -nachweise ist die Biographie von Franz Herre, Maria Theresia. Außer Konkurrenz läuft das Kinderbuch von Brigitte Hamann, Ein Herz und viele Kronen. Das Leben der Kaiserin Maria Theresia, Wien 1985. – Die aktuellen Biographien von Thomas Lau und Elisabeth Badinter konnten für dieses Buch nicht mehr berücksichtigt werden.

56

Klassisch Arneth, Maria Theresia X, 737 ff.; oder Walter, Kaiserin Maria Theresia.

57

Vgl. zuletzt Simon Karstens, Die Summe aller Wahrheiten und Lügen. Ein Erfahrungsbericht zur geschichtswissenschaftlichen Biographie, in: BIOS 24 (2011), 78–97; Andreas Bähr, Die Waffen des Athanasius Kircher SJ (1602–1680). Prolegomena zu einer biographischen Enzyklopädie, in: Saeculum 65 (2015), 135–176.

58

So Meier, Die Faszination des Biographischen, 109.

59

Nach Edoardo Grendi, vgl. Carlo Ginzburg, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), 169–192, hier 191; Giovanni Levi, On Microhistory, in: Peter Burke, Hg., New Perspectives on Historical Writing, Cambridge 1991, 93–113; Pohlig, Vom Besonderen zum Allgemeinen.

60

So der Vorwurf von Bourdieu, Die biographische Illusion. Damit ist gemeint, dass jeder Biograph dazu neigt, den Sinn, den der Held selbst seiner Lebensgeschichte verliehen hat, zu reproduzieren.

61

Vgl. Stephan Jaeger, Multiperspektivisches Erzählen in der Geschichtsschreibung des ausgehenden 20. Jahrhunderts, in: Vera und Ansgar Nünning, Hg., Multiperspektivisches Erzählen, Trier 2000, 323–346.

62

In Anlehnung an die Formulierung von Meier, Von der Faszination des Biographischen, 101.

63

Maryanne Stevens, Still-life, Trompe l'oeil and Genre Painting, in: Jean-Étienne Liotard 1702–1789, hrsg. von der Royal Academy of Arts London, London/New York 2015, 162–181; Koos, Haut, Farbe und Medialität.

Roethlisberger/Loche, Liotard;
Royal Academy of Arts, Liotard;
Koos, Haut, Farbe und Medialität;
Koschatzky, Liotard in Wien.

II

1
Zeremoniell bei Geburt und Taufe der Erzherzogin Maria Theresia, HHStA OMeA ÄZA 27–12.

2
Kayserlicher Hof- und Ehrenkalender 1717.

3
Stöckelle, Über Geburten, 18, 21.

4 HHStA OMeA ÄZA 27–11.

5

Z. B. Marquard Herrgott, Genealogia diplomatica augustae Domus Habsburgicae […], 3 Bde. Wien 1737; vgl. Lhotsky, Apis Colonna.

6

Zum Folgenden: HHStA OMeA ÄZA 27–12; HHStA ZP 1717; Wienerisches Diarium 1717; vgl. Stöckelle, Über Geburten; dies., Taufzeremoniell.

7

Vgl. Montesquieu, Voyage, 535, dt. Montesquieu, Meine Reisen, 41; Keyßler, Reisen, 1213.

8

So Matthaeus Merian, zitiert bei Csendes/Opll, Wien II, 25; ähnlich Keyßler, Reisen, 1232; Loen, Kleine Schriften I, 5; vgl. Lorenz, Imperial Hofburg; Lorenz/Mader-Kratky, Wiener Hofburg.

9

Vgl. Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren; Hofmann, Spanisches Hofzeremoniell; Hengerer, Kaiserhof und Adel; Pečar, Ökonomie der Ehre; zu dem Vergleich Duindam, Vienna and Versailles.

10
Stöckelle, Taufzeremoniell, 317.
11
Stollberg-Rilinger, Rituale, 55 ff.
12
Zeremoniell bei Geburt und Taufe der Erzherzogin Maria Theresia, HHStA OMeA ÄZA 27–12.
13
Ebd. – Vgl. die Farbabbildung Nr. 1: Ostensorium mit einem Nagel vom Kreuz Christi, vgl. Fillitz, Katalog Schatzkammer, Nr. 101.

14
Zeremoniell bei Geburt und Taufe der Erzherzogin Maria Theresia, HHStA OMeA ÄZA 27–12.
15
Stöckelle, Taufzeremoniell, 283 f.; Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 862 ff.
16
Körper, Elisabeth Christine; Pölzl, Kaiserinnen; vgl. auch Peper, Konversionen, 113 ff.; Römer, Der Kaiser und die welfischen Staaten, 49 f.; Schunka, Irenicism.
17
Keyßler, Reisen, 1229; ähnlich Loen, Kleine Schriften I, 18 f.

18
Vgl. z.B. die Anekdote bei Seckendorff, Journal secret, 221 f.
19
Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 171.
20
Stöckelle, Taufzeremoniell, 293.

21

Berger, Wiennerisches Diarium; Reisner/Schiemer, Das Wien(n)erische Diarium; Lang, Zeitschriften; Duchkowitsch, Österreichs Tagespresse; Weber, Avisen; Fischer/Haefs/Mix, Almanach; grundsätzlich Bauer, Nachrichtenmedien. Vgl. unten Kap. VIII.

22

Zeremoniell bei Geburt und Taufe der Erzherzogin Maria Theresia, HHStA OMeA ÄZA 27–12.

23 Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 176. «Bild» meint hier eine plastische Figur.

24 Coreth, Pietas Austriaca, 65, deutet das Opfer als Jesus-Analogie; die Eltern opfern das Kind, wie Maria und Joseph ihr Kind im Tempel geopfert haben; das Opfer des Kindes bringt Heil über die Völker.

25 HStA ZP 10, 1717, fol. 39 ff.

26

Ebd.: *Votum et quem caelis impetratum, caelis restitutum, vivum sistere non possunt Leopoldum filium, fecunditatis primitias in auro aequlibri reddunt CaroLUs et eLIsabetha aeternUM DeVotI.*

27

Vgl. Krischer, Souveränität als sozialer Status.

28

Schnettger, Spanischer Erbfolgekrieg; Überblick bei Schilling, Höfe und Allianzen, 257 ff.

29 Zuletzt Lembke, Als die Royals aus Hannover kamen.

30 Schulze, Hausgesetzgebung.

31 Montagu, Complete Letters I, 305.

32 HHStA Hausarchiv FA, Sbd. 2; vgl. Redlich, Tagebücher.

33

Ein anonymes und undatiertes halbfiguriges Porträt zeigt sie als liebliches Kind mit Puppe, selbst mit puppenhaften Zügen und in kleinkindhaften Proportionen, doch in einem modisch weit dekolletierten und eng taillierten, spitzenbesetzten Kleid. Nur die unter dem Kinn gebundene Haube, die das Haar vollständig verdeckt, unterscheidet ihre Kleidung von der einer Erwachsenen; vgl. Koschatzky, Katalog, 26 f., Nr. 01,09; vgl. auch 29, Nr. 01,13.

34
Kretschmayr, Maria Theresia, 16.
35
Guglia, Maria Theresia I, 16; danach Herre, Maria Theresia, 21.
36
Crankshaw, Maria Theresia, 31: «Mischung aus Pomp und Gemütlichkeit».
37
Vgl. oben Anm. 9 die Literatur zum spanischen Hofzeremoniell.

38 KMT III, 170–173. In Franz Stephans Testament von 1751 wurde die Gräfin Fuchs als engste Vertraute des Ehepaares bedacht, KMT VI, 401. Vgl. auch Maria Theresias Korrespondenz mit der Kammerfrau Trautson geb. Hager, bei van Rhyn, Briefe.

39 KMT III, 173.

40 ZP 14, fol. 69v, April 1728.

41 ZP 14, fol. 290v–291r, 12. Mai 1729.

42 ZP 14, fol. 388r, 13. Mai 1730.

43
ZP 14, fol. 446v–447r, 12. Mai 1731.
44
Quellen bei Arneth, Maria Theresia I, 355.
45
Vgl. etwa Keyßler, Reisen, 1231; weitere Beispiele bei Mourey, Tanz- und Ballettkultur, 172 f.; Sommer-Mathis, Tänzer; Grasberger, Goldenes Zeitalter, 379 f.; Hadamowsky, Spectacle, 387 f.; Daniel, Hoftheater, 69 ff. Vgl. auch unten Kap. VII.

46 Zitiert nach Mraz/Mraz, Maria Theresia, 25 (dort ohne Quellenangabe).

47 Daniel, Hoftheater, 34 ff.

48 Keyßler, Reisen, 1229.

49 Vgl. Arneth, Maria Theresia I, 13 f.

50

Marinoni aus Udine, geb. 1676, lehrte Bauwissenschaft und Mathematik an der niederösterreichischen Landschaftsakademie und am Edelknabeninstitut, später an der Ingenieurakademie, schrieb astronomische Werke und richtete in Wien ein Observatorium ein. Er hatte zu Beginn des Jahrhunderts die neuen Wiener Schanzanlagen entworfen. Vgl. Bressan/Grassi, Maria Teresa, 135 ff.

51

Serenissimarum Archiducum Mariae Theresiae et Mariae Annae Institutiones Historiae, Chronologiae, et Geographiae, pars I–II, ÖNB Wiener Hofbibliothek, Handschriften Nr. 7731–7732.

52

Serenissimarum Archiducum Mariae Theresiae et Mariae Annae Institutiones Historiae, Chronologiae, et Geographiae, pars I, ÖNB Wiener Hofbibliothek, Handschriften Nr. 7731, fol. 14v.

53

Ebd., fol. 303–316: Umgekehrte und aus der Natürlichen Ordnung gestellte Historische Fragen Ad memoriam exercendam vexandamve institutae quaestiones. Das scheint eine schriftliche Prüfung gewesen zu sein, die Antworten sind auf den ersten Seiten in ungelenker Kinderschrift eingetragen (fol. 303–309), danach nicht mehr.

54

Politisches Testament von 1750/51, BAA, 64.

55
So James Sheehan, Der Ausgang des alten Reiches (Propyläen Geschichte Deutschlands, 6), Berlin 1994, 42.
56
So Crankshaw, Maria Theresia, 34.
57
Vgl. die Briefe des Erziehers Langer über die Ausbildung des Prinzen Franz am Wiener Hof 1724–1728, HHStA LHA 25.
58
Vgl. Cerman, Habsburgischer Adel.

59

Pichler, Denkwürdigkeiten, 14 ff.

60

Vgl. Becker, Sprachvollzug im Amt.

61

Eigenhändiges Schreiben, 24. Juli 1720, in: Die Briefe König Friedrich Wilhelm I. von Preußen an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau, 1704–1740, bearb. von Otto Krauske, Berlin 1905, 171.

62

Zedinger, Franz Stephan, 31 ff.; Zedinger, Hochzeit; Zedinger, Erziehung; Arneth, Maria Theresia I, 15 f.; Guglia, Maria Theresia, I, 32 ff.; Urteile der venezianischen Gesandten bei Arneth, Relationen (1725) 45, 62 f.; (1732) 75 f.; (1736) 80 ff., 129 ff.

63

Zum Folgenden grundlegend Zedinger, Hochzeit; Zedinger, Erziehung.

64 Verhandlungen des Gesandten Baron de Jacquemin mit dem Wiener Hof wegen des Heiratsprojekts: HHStA LHA 43–3, fol. 142–143.

65 Ebd. fol. 104–105: *[…] se conformer entierement au génie de leurs Majestés.*

66 ZP 12, 1723, fol. 201.

67 Brief Karls VI. an Herzog Leopold von Lothringen, 2. 9. 1723, HHStA LHA 111, Nr. 435, fol. 21 f., abgedruckt bei Arneth, Maria Theresia I, 354.

68
Im 2. Hauptgeschoss des Gebäudes Schweizerhof, vgl. Benedik, Appartements, 568.

69
Vgl. KMT II, 10, 50 u. ö.; Garms-Cornides, Gebrauchsanweisung, 106.

70
Briefe des Beichtvaters Pater Assel 1724–1726, HHStA LHA 25, fol. 36–73.

71
BKF I, 295 (Übers. B. St. R.), vgl. ebd. 71 u. ö.

72
Briefe des Beichtvaters Pater Assel 1724–1726, HHStA LHA 25, fol. 56–58.
73
Vgl. dazu Arneth, Maria Theresia I, 15 f.
74
Zitat bei Zedinger, Hochzeit, 81.
75
Franz wurde in Lothringen von einem kaiserlichen Kommissar in Lunéville relativ unspektakulär mit dem Herzogtum Lothringen belehnt, umso spektakulärer aber in Paris mit dem anderen Lehen, Bar-le-Duc. Der französische

Regent legte Wert auf diese Demonstration einer persönlichen Treuebindung. Obwohl man dem neuen Herzog zugesichert hatte, dass die Belehnungszeremonie bei geschlossenen Türen stattfinden werde, ließ man in Versailles die Tür offen, so dass alle Welt sah, wie der enge Protégé des Kaisers dreimal vor dem französischen König niederkniete. Vgl. Zedinger, Hochzeit, 72.

76

Zum Ganzen ausführlich Zedinger, Hochzeit, 94–115.

77
HHStA OMeA ÄZA 37 (1735–1744).
78
Protokolle der Hofkonferenzen vom 9. Dezember 1735, 17. Dezember 1735 und 6. Januar 1736, HHStA OMeA ÄZA 37–3, hier fol. 3r–6r.
79
Bericht über Verlobung und Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit Herzog Franz von Lothringen, HHStA OMeA ÄZA 37–10.

80

Beschreibung des den 31. Januar 1736 an dem Kaiserl. Hof beschehenen hohen Begehrens Ihrer Königl. Hoheit des Regierenden Herrn, Herr Hertzogen von Lothringen und Bar, Wiener Diarium 10, 1736. Zur Raumfolge vgl. Lorenz/Mader-Kratky, Wiener Hofburg, 320 ff.

81

Bericht über Verlobung und Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit Herzog Franz von Lothringen, HHStA OMe ÄZA 37–10, fol. 3r–v.

82
Am 1. Februar 1736. Bericht über Verlobung und Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit Herzog Franz von Lothringen, HHStA OMe ÄZA 37–10, fol. 5r–7r. Vgl. Zedinger, Hochzeit, 116 ff.

83
HHStA LHA 35, Nr. 51, fol. 38–49.

84
An Franz Stephan, 8., 9. und 10. Februar 1736, Arneth, Maria Theresia I, 356 f.; BAA, 23. Vgl. die Äußerungen der Gesandten Robinson und Foscarini, bei Arneth, Maria Theresia I, 356.

85

HHStA OMe ÄZA 37–10, fol. 7r–20v; Wiener Diarium, 12.2.1736. Vgl. allg. Zedinger, Franz Stephan, 104 ff.; dies., Hochzeit, 116 ff.

86

HHStA OMe ÄZA 37–10, fol. 16r.

87

Ebd. 7r ff. Vgl. auch die Beschreibung des Obersthofmeisters Siegmund Friedrich Khevenhüller, ÖNB Codex 14085, 475 ff.; Wiener Diarium, 12.2.1736.

88

Bericht über Verlobung und Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit Herzog Franz von Lothringen, HHStA OMe ÄZA 37–10, fol. 14r.

89

Die Darstellung ist nicht dokumentarisch zu verstehen; nach den Zeremonialprotokollen (HHStA OmeA ÄZA 37, fol. 74) und einem Illustrierten Einblattdruck (Koschatzky, Katalog, 42, Nr. 03,11) saß das Brautpaar rechts vom Kaiser; vgl. auch Telesko, Maria Theresia, 237.

90

Vgl. auch die Hochzeit Josephs II. mit Josepha von Bayern 1765, KMT VI, 77.

91

Sommer-Mathis, Tu felix Austria, 68 ff.

92

Hofkonferenz vom 6. Januar 1736, HHStA LHA 35–51, fol. 68–77. Vgl. zu den Rangproblemen auch HHStA OmeA ÄZA 37–10 und 37–22; Moser, Hof-Recht I, 534 ff. – Vgl. Zedinger, Franz I., 109, 116 f.; Garms-Cornides, Liturgie und Diplomatie, 141 ff.

93

Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 149 ff.

94

KMT I, 156, 184, 191 f., 200, 205, ebenso die Botschafter: KMT I, 234, 241, 256; Konflikte nach 1745, als Franz Kaiser geworden war: KMT II, 164; V, 34; VI, 79. Vgl. Garms-Cornides, Liturgie und Diplomatie, 141 ff.; auch unten Kap. IV.

Franz Stephan von Lothringen ließ sich am Wiener Hof noch immer *Altesse Royale* nennen, verlieh noch eine Zeitlang lothringische Adelsprädikate und nahm Standeserhöhungen vor – das heißt, er agierte noch als Haupt des «souveränen Hauses Lothringen», obwohl er schon im Mai 1736 seine Einwilligung zu der Abtretung seiner Länder hatte geben müssen. Offiziell verzichtete er erst im September 1736 bzw. Februar 1737 auf die Länder Lothringen und Bar.

96

Liste des Hofstaats: HHStA OMeA ÄZA 37, Nr. 4.

97

Pečar, Ökonomie der Ehre; Hengerer, Kaiserhof und Adel; Duindam, Vienna and Versailles; kurz: ders., The Courts; Ehalt, Ausdrucksformen; Hassler, La cour de Vienne; Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof; Mikoletzky, Haushalt; Žolger, Hofstaat.

98 Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 157 ff.; Keyßler, Neueste Reisen, 81. und 82. Brief; Montesquieu, Voyage en Autriche, 535 ff., dt. ders., Meine Reisen, 43 ff.; Loen, Kleine Schriften I.

99 Alle Hofbediensteten samt Namen und Amtszeiten von 1711–1765 nach den Hofkalendern aufgelistet bei Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren.

100 So Hengerer, Kaiserhof und Adel, 631.

101
Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, 367.
102
Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, 411 f.
103
Montesquieu, Meine Reisen, 39.
104
Loen, Kleine Schriften I, 5 ff.
105
Vgl. dazu ausführlich das Kap. ‹Reformen›.
106 Vgl. dazu unten Kap. V.
107
Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 159 f.

108
Loen, Kleine Schriften I, 5 ff.
109 Vgl. Keller, Hofdamen.
110
Grundsätzlich dazu Schlögl, Anwesende.

111

Pečar, Ökonomie der Ehre, 118 ff.

Ein diamantbesetztes Kaiserporträt für den Fürsten Adam Franz von Schwarzenberg wurde auf 15.000 fl geschätzt, während die regulären Gehälter der Spitzenhofämter immer noch bei 2000 fl pro Jahr lagen. Den Vorschlag der Hofkonferenz, die Gehälter deutlich zu erhöhen, lehnte Karl VI. ab mit der Begründung, er ziehe es vor, *pro tempore et persona, bey meinem belieben, ein oder andern eine beyhülff* zuzulegen.

112
ÖZV II, 2, Aktenstücke, 394 f., Nr. 74.
113
Aularum beneficia sunt lenta, praecipies injuriae, Moser, Hof-Recht II, 779.
114
Schmitt, Macht, spricht vom «Paradox der Macht»: Je mehr Macht einem Herrscher zugeschrieben wurde, je mehr man allseits von ihm erwartete, desto mehr war er auf Vermittlung durch andere angewiesen. «Je mehr die Macht sich […] in einer Spitze

konzentriert, um so mehr verschärft sich das Problem des […] Zugangs zur Spitze. Umso heftiger, verbissener und stummer wird dann auch der Kampf unter denjenigen, die den Vorraum besetzt halten […]. Jede Steigerung der direkten Macht verdichtet auch den Dunstkreis indirekter Einflüsse. […] Der Machthaber selbst wird umso mehr isoliert, je mehr sich die direkte Macht in seiner individuellen Person konzentriert.»

115
Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren; Bauer, Repertorium.
116
Ein eindrucksvolles Bild davon vermitteln die Instruktionen des Herzogs von Lothringen an den Begleiter seines Sohnes, Craon, *pour donner une idee* über die Personen am Wiener Hof, *comme on les doit regarder a notre egard* (1723), HHStA LHA 43, Nr. 2, fol. 191–196; sowie die Ratschläge Friedrich August von Harrachs an seinen jüngeren Bruder, ediert bei Garms-Cornides, Gebrauchsanweisung.

117

Zum Begriff in Anlehnung an Pierre Bourdieu vgl. Pečar, Ökonomie der Ehre.

118

Arneth, Maria Theresia I, 46 ff.; ausführlich Zedinger, Franz Stephan, 128 ff.; Garms-Cornides, Verspätete Hochzeitsreise; Bressan/Grassi, Maria Teresa, mit Kupferstichserie zur Huldigungsreise, 170 f.

119

Vgl. allg. Stollberg-Rilinger, Rituale, 107 ff.

120
Beneficar le persone di credito e ben affette fù sempre una delle grand'arti de' Monarchi, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 371.

121
Arneth, Maria Theresia I, 86.

122
Guglia, Maria Theresia, I, 38, 40.

123
Kretschmayr, Maria Theresia, 20.

124
Crankshaw, Maria Theresa, 42.

125
An Ulfeld, 31. März 1762, BKF IV, 199.

126 HHStA Familienkorrespondenz A 34 – A35 (Korrespondenz Maria Theresia 1737–1740).

127 HHStA Familienkorrespondenz A 35–1, fol. 72–75.

128 HHStA Familienkorrespondenz A 35–1, fol. 105–106.

129 HHStA Familienkorrespondenz A 34–2 Repertorium Korr. Maria Theresia. 1738, fol. 114–117.

130
Vgl. als Überblick zur Patronageforschung Emich u.a., Stand und Perspektiven.
131
Grundlegend die Arbeit von Wolfgang Reinhard, Paul V. Borghese (1605–1621). Mikropolitische Papstgeschichte, Stuttgart 2009; zum Papstwahlverfahren Günther Wassilowsky, Die Konklavereform Gregors XV. (1621/22). Wertekonflikte, symbolische Inszenierung und Verfahrenswandel im posttridentinischen Papsttum,

Stuttgart 2010. – Später berichtete beispielsweise Joseph II., wie er auf seiner Romreise 1769 das Konklave besuchte, bei dem Clemens XIV. gewählt wurde: MJC I, 243.

132 Pastor, Päpste, XVI, 3–17.

133 HHStA Familienkorrespondenz A 35–2, fol. 51, 68–92.

134 So der Begriff von Reinhard, Paul V. Borghese.

135 Zu Sinzendorf: Instruktionen des Herzogs von Lothringen, HHStA LHA 43, Nr. 2, fol. 191r; illusionslos Karl von Lothringen: Urbanski, Aufzeichnungen, 94; vgl. auch Arneth, Maria Theresia I, 62 ff.

136 HHStA Familienkorrespondenz A 34–2, fol. 30, A 34–2, fol. 2: Repertorium der Korrespondenz Maria Theresias 1736, angelegt von ihrem Sekretär Wolfscron.

137 Ebd.

138 Seckendorff, Journal, 225.

139

Urbanski, Aufzeichnungen, 94; ebenso Seckendorff, Journal, 208: *haᶜ et méprisé par le peuple;* ebd. 220 f.: *vilain coeur*, u.a. Von seiner Arbeitsscheu sprachen auch andere, etwa der preußische Gesandte: Hinrichs, Podewils, 55. Kritisch dazu Zedinger, Franz Stephan, 87 f.

140 Seckendorff, Journal, 201. Christoph Ludwig von Seckendorff (1709–1781) war zuerst als Legationssekretär am Berliner Hof, dann in Wien und dort seit 1735 Mitglied des Reichshofrats, s. Gerhard Rechter, Christoph Ludwig von Seckendorff-Aberdar, in: NDB 24 (2010), 120 f.

141 Braubach, Satire, 40.

142 Seckendorff, Journal, 208. Zur desolaten Stimmung in Wien in diesen Jahren vgl. auch ebd. 192, 202 u. ö.

143

Die zweitgeborene Tochter starb schon am 6. Juni 1740. Vgl. dazu unten Kap. IX.

144

Zitate Karls VI. bei Barta, Familienporträts, 68 f., 156; Hennings, Linke Hand, 197, 201 (ohne Quellennachweise); Redlich, Tagebücher; Seckendorff, Journal, 270: Der Herzog von Lothringen sei zu bedauern, kein vernünftiger Mann halte zu ihm; die Geburt einer Prinzessin zerstöre alle Hoffnungen.

145

Seckendorff, Journal secret, 201.

146
So die Vermutung von Braubach, Satire, 75 f.

147 Braubach, Satire, 22 ff.

III
Der Erbfolgekrieg

1
Zur Sterbeszene, die Franz Stephan eigenhändig geschildert hat, s. Arneth, Maria Theresia I, 53 f.

2
Die Bezeichnungen Ober- und Niederösterreich sind mehrdeutig. Einerseits nennt man das

Erzherzogtum ob der Enns Oberösterreich, das unter der Enns Niederösterreich; so wird es hier im Folgenden gehalten. Andererseits nannte man im 16. und 17. Jahrhundert aber auch die beiden Erzherzogtümer ob und unter der Enns zusammen Niederösterreich und fasste Tirol, Vorarlberg und die habsburgischen Besitzungen in Elsass, Schweiz und Schwaben unter dem Namen Oberösterreich zusammen. Dieser ältere Sprachgebrauch wird hier nicht verwendet.

3

Schilling, Höfe und Allianzen, 306.

4

In der Frühen Neuzeit, seit die Kurfürsten ihr Wahlrecht durchgesetzt und der Papst sein Krönungsrecht eingebüßt hatte, fielen die Wahlen zum römisch-deutschen König und zum Kaiser de facto zusammen. Wurde schon zu Lebzeiten des Kaisers dessen Nachfolger gewählt und gekrönt, so trug dieser den Titel ‹Römischer König›, bis der regierende Kaiser starb, und nahm erst dann den Kaisertitel an.

5

Zum Überblick Stollberg-Rilinger, Heiliges Römisches Reich.

6

Moser, Teutsches Staatsrecht II, 327 f.; Ludewig, Erläuterungen II/1, 639–646.

7

Zedler, Universal-Lexicon XV, 342–348, s. v. Kayserin; ebd. LIV, 106 f., s. v. Weiber-Regiment; vgl. Puppel, Gynaecocratie; allg. Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers; Keller, Frauen und dynastische Herrschaft; Wunder, Er ist die Sonn’; Wunder, Herrschaft und öffentliches Handeln.

8

Zedler, Universal-Lexicon LIV, 106 f., s. v. Weiber-Regiment.

9 Wo Regentinnen von den männlichen Verwandten nicht als Konkurrenz um den Thron gefürchtet werden mussten, weil sie durch das dynastische Erbrecht explizit und ausnahmslos von der Thronfolge ausgeschlossen waren, wie in Frankreich, da erleichterte ihnen das paradoxerweise die Regentschaft für ihre unmündigen Söhne; vgl. Cosandey, La Reine.

10 Vgl. Braun, Maria Theresia.

11

Zu den Rangproblemen der Lothringer mit auswärtigen Gesandten, vor allem dem Nuntius, der Franz Stephan die Ehre eines gekrönten Hauptes verweigert, vgl. KMT I, 156, 184, 187 f., 191 f., 200, 205, 234, 241, 256; vgl. auch oben Kap. II; Garms-Cornides, Liturgie und Diplomatie, 141 ff.

12

Zur Signifikanz dieser Raumordnung grundlegend Elias, Höfische Gesellschaft.

13 Graf, Zeremoniell; Benedik, Appartements; Benedik, Zeremoniell; Mader-Kratky, Modifizieren.

14 *La principale ed unica sua passione era di non vedersi eguale il marito*, so die Endrelation des venezianischen Gesandten Marco Contarini im Jahre 1746, Arneth, Relationen, 290–309, hier 304 f.

15 So Apostolo Zeno, 20. Oktober 1740, zitiert nach Arneth, Maria Theresia I, 370.

16
Heigel, Tagebuch Karls VII., 4; zu seiner Frau Maria Amalia von Österreich und deren Beziehung zu Maria Theresia vgl. Kägler, … solang diese Frau; Aufschluss darüber geben die Berichte der Wiener Gesandten vom Münchner Hof: Grypa/Schmid, Berichte.
17
Allg. dazu Hawlick-van de Water, Der schöne Tod; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 539–543.

18
Vgl. Arneth, Maria Theresia I, 89: «Insbesondere in den niederen Volksklassen schien die Meinung Boden zu gewinnen, mit dem Tode des Kaisers sei auch die Regierung aufgelöst und der Kurfürst von Bayern werde kommen, um die österreichischen Lande in Besitz zu nehmen» (ohne Quellenangabe).
19
Vgl. Rauscher/Scheutz, Verlierer, 43, 93 f. und passim.
20 Arneth, Maria Theresia I, 89.

21

Zur Landeshuldigung allg. Godsey, Herrschaft und politische Kultur, hier 151.

Der hier verwendete Erzherzogshut war zwar nicht derselbe, den schon Rudolf IV. getragen hatte, sondern stammte aus dem Jahr 1616. Doch indem man genau dieses Exemplar nun in Klosterneuburg aufbewahrte und von dort zur Erbhuldigung immer aufs Neue herbeiholte, ihm also eine individuelle Geschichte verschaffte und es unverwechselbar machte, betrieb man eine Sakralisierungsstrategie, ganz analog zu dem, was in allen großen europäischen Monarchien üblich war.

23 Kriegl, Erbhuldigung; Bressan, Maria Teresa, 37 ff.; vgl. Koschatzky, Katalog Maria Theresia, 61, Nr. 66,01; zur Huldigung im Land ebd. 70, Nr. 07,05; Arneth, Relationen, 221–289 (Capelo, 1744); vgl. Benedik, Zeremoniell; Godsey, Herrschaft und politische Kultur; Arneth, Maria Theresia I, 89 f.

24 So Apostolo Zeno, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 90.

25 Arneth, Maria Theresia I, 99.

26

Heigel, Tagebuch Karls VII., 2 f. – Vgl. zum gesamten Zusammenhang noch immer Heigel, Österreichischer Erbfolgekrieg; Arneth, Maria Theresia I, 171–193; ferner Gotthardt, Kaiserwahl Karls VII.; Press, Wittelsbachisches Kaisertum; Aretin, Das Alte Reich II, 413–470; Koch/Stahl, Wahl und Krönung; knappe Überblicke bei Schilling, Höfe und Allianzen, 287–297; Duchhardt, Balance of Power, 303–312.

27

So Arneth, Maria Theresia I, 171.

28

Vgl. Arneth, Maria Theresia I, 172 ff.; Beales, Love and the Empire; Reinöhl, Mitregentschaft.

29

Tarouca an Harrach, 17. 12. 1740, Karajan, Sylva-Tarouca, 16 f. – Nach Khevenhüller hatten die Minister kein Vertrauen zu Franz Stephan; auch wenn er das Präsidium in der Hofkonferenz übernahm, hielten sie sich ihm gegenüber mit Berichten zurück und warteten, bis Maria Theresia wieder da war; KMT II, 25 f.

30
Aretin, Altes Reich II, 418 f., 543 f.
31
Aretin, Altes Reich II, 419. Johann Jakob Moser schreibt darüber ausführlich in: Staats-Recht, Theil 32, 393 f. (dort zitiert: Beytrag zu neuestem Staatsrecht und Staats-Historie Teutschlands I, 331 ff.). 1741 erschienen mehrere reichspublizistische Deduktionen zu dieser Frage.

32

Sein Grundsatz ist, mit einer Glanzleistung zu beginnen; Seckendorff, Journal, 207.

33

Kunisch, Friedrich der Große, 159 ff.; Blanning, Frederick the Great, 80 ff.

34

Kunisch, Staatsverfassung und Mächtepolitik, 71.

35

Friedrich II. an Maria Theresia und Franz Stephan, 6. Dezember 1740 (eigenhändig), bei Arneth, Maria Theresia I, 374–378; Politische Correspondenz Friedrichs des Großen I, 123 f., Nr. 184.

36

Reskript Maria Theresia an den Gesandten Botta, 8. Dezember 1740, bei Arneth, Maria Theresia I, 377.

37

Erklärung vom 5. Januar 1741, bei Arneth, Maria Theresia I, 131 ff.

38

Zum Kriegsverlauf Arneth, Maria Theresia I, 136 ff.; Anderson, War of the Austrian Succession, 59 ff.; Kunisch, Friedrich der Große, 185 ff.; Blanning, Frederick the Great, 97 ff.

39

So der Abt von Niederaltaich in seinem Tagebuch; Schuegraf, Das französische Lager, 31.

40

Detaillierte diplomatiegeschichtliche Darstellung bei Arneth, Maria Theresia I, 171–252.

41
Vgl. Aretin, Altes Reich II, 420 ff.
42
An Kinsky, bei Arneth, Maria Theresia I, 394 f., dt. Übers. ebd. 235 f.
43
Etwa Arneth, Maria Theresia I, 236 und passim; Press, Wittelsbachisches Kaisertum, 213, spricht von «eiserner Entschlossenheit».
44 Aretin, Altes Reich II, 419.
45
Bei Arneth, Maria Theresia I, 245.

46
Bei Arneth, Maria Theresia I, 396, dt. Übers. ebd. 245.
47
Vertrag von Nymphenburg, 19. September 1741.
48
Geheimkonvention von Kleinschnellendorff, 9. Oktober 1741.
49
Arneth, Maria Theresia I, 334.
50
Ereignisgeschichte bei Arneth, Maria Theresia I, 247 ff., 318 ff.; Anderson, War of Austrian Succession.

51
Arneth, Maria Theresia I, 238.
52
Arneth, Maria Theresia I, 257 ff.
53
Zu Ungarn im 17. und 18. Jahrhundert vgl. Evans, Habsburgermonarchie; knapp Evans, Maria Theresa; zu Adel, Landtag und Herrschaftsorganisation: Barcsay, Herrschaftsantritt; Fazekas, Verwaltungsgeschichte; Brakensiek, Communication; zuletzt die Regionalstudie von Vári/Pál/Brakensiek, Herrschaft an der Grenze.

54
Barcsay, Herrschaftsantritt; Szíjartó, Diet; Szijártó, Der Ungarische Landtag.
55
Etwa Arneth, Maria Theresia I, 258.
56
Bahlcke, Hungaria elibarata, hier 306.
57
Kolinovics, Nova Ungariae Periodus; Schwandtner, Scriptores rerum hungaricarum II, Teil VII; Arneth, Maria Theresia I, 257 ff.; Barcsay, Herrschaftsantritt, 43 ff., 65 ff., 131 ff., 181 ff., 205 ff.

Die Form, in der eine Stadt ihren Oberherrn empfing, war höchst signifikant. Dass man die Stadtschlüssel feierlich überreichte, zeigte an, dass man dem Herrn die Regierung freiwillig anbot; dass er sie zurückgab, bedeutete, dass er die hergebrachte Autonomie respektierte. Auch in diesem Fall blieb kein Detail dem Zufall überlassen, von der ungarischen Tracht der Regentin über die Begrüßungsformeln bis zum zeremoniellen Platz ihres Ehemanns. Vgl. Barcsay, Herrschaftsantritt, 65 ff., 131 ff.

59 Schwandtner, Scriptores rerum hungaricarum II, 539.

60 Wortlaut der Erklärung bei Schwandtner, Scriptores rerum hungaricarum II, 592 f.

61

Offizielle Schilderungen der Krönung im Wiener Diarium, Extra-Blatt zu No. 51, 28. Juni 1741; Schwandtner, Scriptores rerum hungaricarum II, 571 ff.; Richter, Lebens- und Staats-Geschichte, 210 ff.; vgl. Meynert, Krönungsceremoniel; Barcsay, Herrschaftsantritt, 205 ff.; Holcik, Krönungsfeierlichkeiten in Pressburg/Bratislava, 38 ff.; Bilder bei Bressan/Grassi, Maria Teresa, 44 ff.; Polleroß, Austriacus Hungariae Rex.

62

Barcsay, Herrschaftsantritt, 210 f.

63
HHStA ZP 18, 1741; zur Konferenz 17. Juni 1741 vgl. Barcsay, Herrschaftsantritt, 206.

64
Richter, Lebens- und Staatsbeschreibung, 214.

65
Barcsay, Herrschaftsantritt, 43 f., 206. Bei Richter, Lebens- und Staatsbeschreibung, 214 heißt es allerdings: *Es lebe Maria Theresia unsere Königin*!

66
Holcik, Krönungsfeierlichkeiten, 44.

67
Richter, Lebens- und Staatsbeschreibung, 216.
68
Konferenz vom 17. Juni 1741; vgl. Barcsay, Herrschaftsantritt, 206; Polleroß, Austriacus Hungariae Rex.
69
KMT I, 192. Es ging darum, dass der päpstliche Nuntius sich geweigert hatte, sein Kardinalsbirett von einer Frau entgegenzunehmen, was ihm der Obersthofmarschall mit dieser Begründung ausredete.

70
Meynert, Krönungsceremoniel, 6 ff.

71
Arneth, Maria Theresia I, 265, 279, Zitat des Gesandten Capello ebd. 403; so auch bei der böhmischen Krönung, vgl. KMT I, 144, 146.

72
Richter, Lebens- und Staatsbeschreibung, 217 f.

73
Arneth, Maria Theresia I, 287 f.

74
Kolinovics, Nova Ungariae Periodus, 302: *soluta in lachrymas*.

75

Arneth, Maria Theresia I, 291 ff.

76

Kolinovics, Nova Ungariae Periodus, 488 ff.

77

Kolinovics, Nova Ungariae Periodus, 492, ebenso Capello, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 405.

78

Kolinovics, Nova Ungariae Periodus, 493 f.

79

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 17.

80 Wraxall, Memoirs II, 299 ff.; Coxe, Austria III, 268 ff.; Swinburne, Courts I, 349 f.

81 Ribeiro, Dress, 264.

82 Voltaire, Louis XV, 67 f. (Übers. B. St. R.). Die Geschichte abgewandelt etwa eine Generation später bei Dutens, Mémoires, 362 f., wo der Thronfolger auf ihrem Arm bereits zwei oder drei Jahre alt ist. Die Legende noch im Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellung Österreich zur Zeit Josephs II., 324, Nr. 14. – Zur

Legendenbildung allg. Mraz, Anekdoten; Telesko, Maria Theresia, 160 ff.; Heindl, Marie-Thérèse, 23 f.; Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit, 463 ff.; Barcsay, Herrschaftsantritt, 263 ff.

83 Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit, 99, 102, 463 ff.; Papp, Ikonografie, 102 ff.

84 Wraxall, Memoirs II, 302 f., zitiert einen angeblichen Augenzeugen; ebenso Swinburne, Courts I, 349 f.; Coke, Letters IV, 49.

85 Mraz, Anekdoten, 203.

86
Anonym, Völkertafel, in: Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit, 446.
87
Wandruszka, Historiographie, 24.
88
Arneth, Maria Theresia I, 405; Heindl, Marie-Thérèse, 23 f.
89
Arneth, Maria Theresia I, 298, 299 f.
90
Wandruszka, Historiographie, 24; Niederhauser, Maria Theresia in der ungarischen Geschichtsschreibung, 31 ff.

91

Z. B. in den Sammelalben Margarinewerke Fritz Homann AG., 1000 Jahre Deutscher Geschichte, Nr. 118; Margarinewerke Fritz Homann AG., Geschichte unserer Welt, Nr. 93; Gartmann Kakao Sammel-Album, Nr. 609/5; Verlag der A.-G. für Automatischen Verkauf Berlin, Album 7, Nr. 269/2 (Ich danke Bernhard Jussen, Frankfurt am Main, für die Hinweise).

92

Arneth, Maria Theresia I, 302 f., 309 ff.

93 Arneth, Maria Theresia I, 305 f.; allg. zur Entwicklung nach 1741 vgl. den Überblick von Evans, Maria Theresa and Hungary; Mraz, Maria Theresia als Königin von Ungarn.

94 Gutachten Bartensteins, bei KMT II, Anhang 544 ff.

95 Evans, Maria Theresa and Hungary.

96 KMT VI, 57.

97

BKF IV, 381. Zuvor hatte man die Reliquie in einer großen Zeremonie nach Wien gebracht; vgl. Kervyn de Lettenhove, Lettres, 30.

98

Auch die Zusage von 1741, das 1739 von den Osmanen zurückgewonnene Banat in das Königreich zu inkorporieren, wurde ansatzweise erst 1778 eingelöst, vgl. Mraz, Maria Theresia als Königin von Ungarn, 16; Evans, Maria Theresa and Hungary, 204 f.

Farbtafel 4. Krönungsserie aus sieben Ölgemälden von Franz Messmer und Wenzel Pohl, 1769/1770; vgl. Galavics, Barockkunst. – Der Hofmaler Franz Anton Maulbertsch malte ebenda 1768/69 im Auftrag von Franz Esterhazy das Deckenfresko über die Gründung des Stephansordens. Es stellt die Szene dar, in der Maria Theresia dem Grafen Batthyány die Insignien des Sankt-Stephans-Ordens überreicht.

100
Aretin, Altes Reich II, 430 ff.; Hartmann, Karl Albrecht; das Zitat bei Heigel, Tagebuch, 51.
101
So der in französischen Diensten stehende Herzog von Croÿ: Pleschinski, Croÿ, 41 f.
102
Zedinger, Franz Stephan, 202 ff.
103
Vgl. Anderson, Austrian War of Succession, 154 ff.

104

Die Details zum Verlauf des Krieges bei Arneth, Maria Theresia Bde. II–III; K.u.K. Kriegsarchiv, Österreichischer Erbfolgekrieg; Guglia, Maria Theresia I, 137–313; knapp Hochedlinger, Austria's Wars.

105

Vgl. Barta, Familienporträts, 68 ff.; Koschatzky, Katalog, 96 ff.

106

Anonymer Einblattdruck, um 1742, vgl. Koschatzky, Katalog, Nr. 13,05; Barta, Familienporträts, 69 f. – Vgl. Anthonis van Dyck, Susanna mit den beiden Alten, 1626, oder Artemisia Gentileschi, Susanna und die Ältesten, 1610, u. v.a.

107

Anonymer Einblattdruck, um 1742, vgl. Koschatzky, Katalog, Nr. 13,06; Mraz/Mraz, Maria Theresia, 58.

108

‹*Een Vrouw van eedel Bloet wird hier berooft van Lant en Goet*›. Anonymer Einblattdruck, um 1742, Rijksmuseum Amsterdam.

109

›*The consultation of the Physicians, on the Case of the Queen of Hungary*›. Anonymer Einblattdruck. Wien, Albertina, Hist. Bl. Maria Theresia 624, vgl. Koschatzky, Katalog, Nr. 13,02.

110

‹*Eröffnung des Balles, den die europäischen Mächte im großen Saale Deutschland abgehalten haben*›, anonyme Radierung, 1742, vgl. Mraz/Mraz, Maria Theresia, 65.

111

‹*Politisches Billardspiel*›, Kupferstich von Johann Martin Will, Augsburg; Budapest, Magyar Nemzeti Muzeum, Inv. Nr. 58.1153; vgl. Koschatzky, Katalog, Nr. 13,03.

112
Mraz/Mraz, Maria Theresia, 58; andere Beispiele bei Ditfurth, Historische Volkslieder des Österreichischen Heeres, 46 ff.

113
Frankfurter Krönungsmedaillen, 317, Nr. 291.

114
Arneth, Maria Theresia II, 244 ff.; dagegen Berning, Gebrauch, 179 ff.

115
An Kinsky aus Prag, Mai 1743, bei Arneth, Maria Theresia II, 514; BAA, 33.

116 Berning, Gebrauch, 170 ff.

117 Schmidt, Wandel durch Vernunft, 148.

118 Ramhoffsky, Drey Beschreibungen; KMT I, 144 ff.; Koschatzky, Katalog, 90 ff.; Bressan/Grassi, Maria Teresa, 50 ff.

119 KMT I, 145.

120 Arneth, Maria Theresia III, 429; zum weiblichen Titel Berning, Gebrauch, 182. Vgl. unten Kap. IV zur Kaiserkrönung.

121

Richter, Lebens- und Staatsgeschichte, [2]1747, 4. Theil, 1 f.; vgl. Telesko, Herrschaftssicherung, 42 f.

122

Arneth, Maria Theresia II, 515; Hassenpflug-Elzholz, Böhmen, 429 ff.; Berning, Gebrauch, 183 ff. Vgl. zu den *schrecklichen Zeremonien* in Prag später (1750) Maria Theresia an Gräfin Trautson, bei van Rhyn, Briefe, 268.

123

Berning, Gebrauch, 185. Zu Linz Arneth, Maria Theresia II, 515.

124
KMT I, 147; vgl. allg. Cerman, Opposition.
125
Guglia, Maria Theresia I, 190 ff.; Arneth, Maria Theresia II, 283 ff.
126
Vgl. Maria Theresia an Ulfeld, BKF IV, 184.
127
Vertrag von Worms 13. September 1743 (Abtretung von Piacenza und Teilen der Lombardei an Sardinien); vgl. Arneth, Maria Theresia II, 279 ff.
128
Guglia, Maria Theresia I, 196 f.

129 Mazura, Kriegspropaganda.

130 Bericht des venezianischen Gesandten Erizzo, 27. November 1746, bei Arneth, Maria Theresia III, 436 f.

131 So der englische Gesandte Robinson, 4. August 1745, zitiert bei Coxe, House of Austria III, 318; vgl. Arneth, Maria Theresia III, 87 ff., 425; Guglia, Maria Theresia I, 261.

132 Zur Kaiserwahl Zedinger, Franz Stephan, 179 ff.; Aretin, Altes Reich III, 25 f.

133
Vgl. Zedinger, Franz Stephan, 190. Zu den pro-österreichischen Schriften der Wahldebatte Vajnágy, Imperial Crown.

134
Arneth, Maria Theresia III, 104 ff.; Aretin, Altes Reich III, 19 ff.; vgl. unten.

135 KMT II, 192 f.

136
KMT II, 193; das Votum Khevenhüllers ebd. 467 ff.

137
Arneth, Maria Theresia III, 372; Guglia, Maria Theresia I, 302 ff.

138
Anderson, Austrian War of Succession, 193 ff.
139
Ulfeld an Kaunitz, 30. Juni 1748 und 17. Juli 1748, bei Arneth, Maria Theresia III, 486.
140
An Kaunitz, 5. Oktober 1748, zitiert bei Arneth, Maria Theresia III, 488.
141
Arneth, Maria Theresia III, 384.
142
Guglia, Maria Theresia I, 296.

143
So Hochedlinger, Rekrutierung, 329 f.
144
Schuegraf, Das österreichische Lager, 71.
145
An Kinsky, Dezember 1741, dt. Übers. BAA, 27 f.; Arneth, Maria Theresia I, 414 f.
146
Zitiert bei Arneth, Maria Theresia II, 549.
147
So Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 493.

148 Die Heldin beklagt die *misera servitù del nostro sesso*, zitiert nach Guglia, Maria Theresia I, 27 f.

149 So im ‹Politischen Testament›, ihrer Rechtfertigungsschrift von 1751, BAA, 81.

150 Hinrichs, Podewils, 48.

151

In einem immer wieder zitierten Brief an den Feldherrn Khevenhüller sandte sie ein Porträt ihrer selbst mit dem Thronfolger und appellierte als *von der ganzen Welt verlassene Königin mit ihrem männlichen Erben.* An Khevenhüller, BAA, 29. Dazu auch bereits die zeitgenössischen Historiographen: Richter, Lebens- und Staatsgeschichte I, 266; Anonym, Geschichte und Thaten I, 661; vgl. Barta, Familienporträts, 72 f.

152 Telesko, Maria Theresia, 11 ff., 23, 65 ff., 123 ff.

153 Vgl. unten Kap. VI.

154

Urbanski, Aufzeichnungen, 91: «Gewiß war der seit ihrem ersten Regierungstag an ihr zu bewundernde natürliche Realismus irgendwie mit ihrem Frauentum, fast möchte man sagen organisch gekoppelt, und Ströme der Neigung flossen eben vom Hauptpol, ihrem Gatten, unbewußt und ungemerkt auch zum charmanten Schwager über.» Vgl. z.B. Hinrichs, Podewils, 74 ff. – Vgl. unten Kap. VIII.

155

An Franz Stephan, 24. August 1742, BAA, 32.

156

An Ulfeld, 31. Juli 1743, BAA, 33.

157

An Feldmarschall Traun, Arneth, Maria Theresia II, 547.

158

Zitiert nach Guglia, Maria Theresia I, 154, vgl. ebd. 152.

159

An Franz Stephan, 24. August 1742, BAA, 32.

160

Ebd. BAA, 33; Arneth, Maria Theresia, II, 490 f. Vgl. auch ihre spätere Selbsteinschätzung: *Bis zum Dresdner Frieden habe herzhafft agiret, alles hazardiret und alle Kräfften angespannet […].* Politisches Testament von 1750/51, BAA, 80.

161

An Dietrichstein, 14. Februar 1746, BAA, 50. Vgl. auch die Briefe an Feldmarschall Neipperg, BKF IV, 139 ff.

162

An Dietrichstein, undatiert (1745?), BKF IV, 164.

163
An Doblhoff, 1. Dezember 1741, BAA, 26 f.

164
An Doblhoff, 12. Januar 1742, BAA, 30.

165
An Bartenstein, 5. Mai 1743, bei Guglia, Maria Theresia I, 192; vgl. auch Hinrichs, Podewils, 133 ff.

166
An Ulfeld, Anfang 1744, BAA, 38.

167
An Dietrichstein, Mitte 1745, BAA, 45.

168 An Dietrichstein, undatiert, BAA, 46.

169 An Dietrichstein, 18. August 1748, BAA, 58; vgl. auch an dens., 24. Januar 1746, BAA, 48, u. ö.

170 KMT II, 178 f.

171 Tarouca an Maria Theresia, Herbst 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, 27 (Übers. B. St. R.).

172 S. u. Kap. VII.

173
27. August 1744, KMT I, 241; bei der feierlichen Fahnenweihe des Regiments Kolowrat in Schönbrunn kam es hingegen zu Handgreiflichkeiten, weil ein Offizier sich beleidigt fühlte, 15. Mai 1748, KMT II, 224 f.
174 Luh, Kriegskunst, 177 ff.
175
So Luh, Kriegskunst, 200, 208 u. ö.

176 Z. B. KMT I, 249; II, 146, 217, 283, 349; an Erzherzog Ferdinand, BKF I, 299, 325 u. ö.; an Gräfin Trautson, van Rhyn, Briefe, 271 f.

177 So etwa beim Manöver der Regimenter Moltke und Harrach, 10. September 1749, KMT II, 349.

178 An Trautson, August 1754, van Rhyn, Briefe, 271.

179 KMT I, 144 f., 153, 164; II, 41 f., 46 f., 96, 98, 107 f. u. ö. – Vgl. Küster, Vier Monarchien, zum relativ moderat gefeierten Sieg bei Dettingen, an dem nur wenige österreichische Truppen teilgenommen hatten.

180 Zur Pressepolitik s.u. Kap. VIII.

181 KMT I, 235 u. ö.

182

KMT II, 63 ff. zur Niederlage von Fontenoy am 4. Juni 1745, vgl. Extrablatt des Wiener Diariums zu Nr. 52, 1745. Vgl. zur Niederlage bei Maastricht im Juli 1747, die zeigt, wie man unangenehme Wahrheiten *dem Publico kund gemacht*: KMT II, 166, 437.

183

An Ferdinand, 8. September 1774, BKF I, 299.

184 An Franz Graf Thurn, den Aya Leopolds, 1761, BKF IV, 17, 21. Alle Söhne erhielten schon als Kinder eigene Regimenter, vgl. unten Kap. IX.

185 Z. B. Hinrichs, Podewils, 48.

186 KMT I, 196: Durch Maria Theresias Vorbild sei das Reiten neuerdings bei den Wiener Damen in Mode gekommen; zu den Gefahren für die Schwangerschaft KMT II, 108 f. u. ö.; KMT I, 117 f.: Das Reiten einiger Damen *auf Männer-Art placiret* habe für *Remarquen* gesorgt.

187 Guibert, Journal I, 293.

188

Vgl. Seitschek, Karussell, mit genauer Rekonstruktion der Regeln; ferner Iby/Koller, Schönbrunn, 83; allg. Béhar, Spectaculum, 593 ff.; für Frankreich Wrede, Ohne Furcht und Tadel, 322 ff.

189

Beschreibung des […] Frauen-Carrousels, Wien 1743, zitiert nach Küster, Vier Monarchien, 111; vgl. Wienerisches Diarium vom 9. Januar 1743.

190

So die Beschreibung in den Zeremonialprotokollen, bei Seitschek, Karussell, 412 ff.

191

Gazette de France vom 9. Februar 1743, zitiert nach Küsters, Vier Monarchien, 113.

192

KMT I, 111, 113, 117 f.; Zitat Franz Stephans bei Arneth, Maria Theresia II, 506.

193

Arneth, Maria Theresia II, 193 f.

194
Zu van Meytens' Krönungszyklus vgl. Macek, Krönungszyklus; Telesko, Maria Theresia, 83 ff. – Bildliche Darstellungen des Caroussels von 1743 finden sich auch außerhalb der Erbländer, z.B. im Dresdner Kupferstichkabinett (Abb. bei Seitschek, Karussell, 367).

195
Fleming, Vollkommener Teutscher Soldat, 94.

196 Ebd.

197
Crankshaw, Maria Theresia, 113.

198
Luh, Kriegskunst, 27 ff., 34 ff.
199 Luh, Kriegskunst, 42 ff.
200
Vgl. allg. Luh, Kriegskunst, 13 ff.
201
Sikora/Füssel, Unbeschreibliche Gewalt.
202 KMT I, 127.
203
Schuegraf, Das französische Lager, 31.
204
KMT I, 239; Ähnliches galt später auch für die Schlachten bei Lobositz (1. Oktober 1756) und bei Zorndorf (25. August 1758).

205

Vgl. Spies/Winter, Dettingen; Küster, Vier Monarchien.

206

Spies/Winter, Dettingen, 78.

207

Zitiert nach Spies/Winter, Dettingen, 62.

208

Die Schlacht bei Dettingen, in: Genealogisch-historische Nachrichten von den allerneuesten Begebenheiten, 54. Teil, Leipzig 1744, 491 ff., hier 509 f.; Spies/Winter, Dettingen, 63. Vgl. die Beschreibung des Feldlazaretts, das nach der Schlacht bei Kesselsdorf am 15. Dezember 1745 in Meißen in der Schule Sankt Afra eingerichtet wurde, bei dem Schüler Gotthold Ephraim Lessing: Lessing an J. G. Lessing, 1. Februar 1746.

209
Hochedlinger, Rekrutierung, 339.
210
Hochedlinger, Rekrutierung; Duffy, Army.
211
Rothenberg, Militärgrenze, 98; vgl. allg. Kaser, Freier Bauer.
212
Kunisch, Kleiner Krieg; Rink, Partheygänger.
213
Arneth, Maria Theresia I, 260, das Zitat 401.

214

Arneth, Maria Theresia I, 267; zu den Kupferstichfolgen von Martin Engelbrecht vgl. Popelka, Engelbrecht; Bleckwenn, Der Kaiserin Hayducken.

215

Mraz/Mraz, Maria Theresia, 87.

216

Knapp Krajasich, Die österreichische Militärgrenze; grundlegend Schwicker, Geschichte; Rothenberg, Militärgrenze; Göllner, Militärgrenze; Kaser, Freier Bauer.

Engelbrecht, Milice étrangère, zitiert bei Popelka, Engelbrecht, 45. Vgl. auch Anonym, Merckwürdige Historische Nachrichten von den bey den jetzigen Kriegen von neuem bekannt gewordenen Völckern, Jena 1743.

218

Vgl. Kosean-Makrau, Memoiren, der allerdings eine unverhohlen apologetische Haltung zu seinem Helden einnimmt und den kriegsrechtlichen Vorwurf des *raptus*, der Vergewaltigung durch ihn und seine Offiziere, zu einem «privaten Schäferstündchen» mit einem «offensichtlich bereitwilligen Mädchen» verharmlost (ebd. 17). Zur Verbrennung KMT II, 218 f. mit der Begründung, dass *verschiedene injuriose Ding wider die Inquisitions Commisssion darinnen eingemischet.*

219

Von der Trenck, Blutbibel, 42.

220

Von der Trenck, Blutbibel, 42 ff.; vgl. Julian Pallua-Gall, Trenck, Franz Freiherr von der, ADB 38 (1894), 566–568; Arneth, Maria Theresia IV, 103 ff.; sowie Franz von der Trencks Autobiographie: Von der Trenck, Merckwürdiges Leben, wo er sich rechtfertigt, die Greueltaten seien üble Nachrede und außerdem machten es die anderen genauso. Die ungewöhnlich parteiische Biographie von Preradovich, Das seltsame wilde Leben, 1980, folgt ganz den Memoiren und verklärt Trenck zum tollkühnen Draufgänger.

221
Von der Trenck, Blutbibel, 43; ebenso Hinrichs, Podewils, 111.
222 Hinrichs, Podewils, 110 f.
223
Aus der bayerischen Perspektive Heigel, Tagebuch, 53, 78.
224 Hinrichs, Podewils, 110.
225
Schuegraf, Das französische Lager; Schuegraf, Das österreichische Lager.
226
Schuegraf, Das französische Lager, 37, 39, 42; Schuegraf, Das österreichische Lager, 37, 42, 46 u. ö.

227 Schuegraf, Das französische Lager, 18, 37 u. ö.

228 Schuegraf, Das französische Lager, 24, 31 f., 34 u. ö.

229 Schuegraf, Das österreichische Lager, 37.

230 Schuegraf, Das österreichische Lager, 47, 59 f.

231 Schuegraf, Das französische Lager, 24, 47.

232 Schuegraf, Das französische Lager, 44; Das österreichische Lager, 14 f.

233 Schuegraf, Das österreichische Lager, 18.

234 Hinrichs, Podewils, 110.

235 Hinrichs, Podewils, 110.

236 Hinrichs, Podewils, 111.

237
Franz von der Trenck, Merckwürdiges Leben, zitiert bei Sonntag, Trenck der Pandur, 41 f.; zur mangelnden Zuverlässigkeit der Quelle vgl. Kosean-Mokrau, Gefälschte Memoiren.

238
So Kosean-Mokrau, Gefälschte Memoiren, 17.

239
Preradovich, Leben, 263. Bezeichnend erscheint eine Legende, die man in Kroatien heute noch Touristen erzählt. Danach trafen sich Maria Theresia

und von der Trenck in Kutjevo, einer ehemaligen Zisterzienserabtei. Es heißt, sie hätten sich im Weinkeller eingeschlossen und eine Woche lang miteinander sexuell vergnügt, und zwar insgesamt siebzigmal, worauf noch heute siebzig Striche an der Wand und eine Vertiefung auf einem Stein hinweisen sollen, den die Kaiserin gewissermaßen zum Schmelzen gebracht habe. (Ich danke Maria Pakucz, Bukarest, für diesen Hinweis.)

240
So der Abschlussbericht des Untersuchungsverfahrens; vgl. Preradovich, Leben, 263.
241
Ulfeld an Maria Theresia, 19. Dezember 1746, bei Arneth, Maria Theresia IV, 106.
242
So Khevenhüller, KMT II, 258; dass es sich dabei um den Prinzen von Lothringen handelte, schreibt Trenck, Blutbibel, 44; vgl. auch Hinrichs, Podewils, 111, wonach von der Trenck eine Kammerfrau der Kaiserin bestochen habe, um sich zu retten.

243 Charakterisierung Königseggs als achtunggebietender Edelmann von *grenzenloser Uneigennützigkeit* bei Hinrichs, Podewils, 78 ff.

244 So KMT II, 258, 518.

245 Arneth, Maria Theresia IV, 104 ff.; Ulfeld an Maria Theresia, 3. März 1747.

246 An Doblhoff, 30. Juli 1748, BKF IV, 219 f.

247 Eigenhändige Resolution, bei Arneth, Maria Theresia IV, 104.

248

Schließlich soll von der Trenck ihr persönlich geschworen haben, als Erster den Rhein zu überqueren und die Franzosen zurückzuschlagen, Arneth, Maria Theresia II, 394 f., 548 f.

249

An Doblhoff, 30. Juli 1748, BKF IV, 220. Vgl. spätere Bemühungen Maria Theresias, Exzesse zu strafen, z.B. BAA, 82 u. ö.

250

Montagu, Complete Letters I, 338.

251
An Karl von Lothringen, 27. Januar 1742, bei Arneth, Maria Theresia II, 465.

252
Zitat bei Arneth, Maria Theresia II, 465.

253
Arneth, Maria Theresia II, 110 ff., 489.

254
Stollberg-Rilinger, Rituale, 172 f.

255
An Franz Stephan, bei Arneth, Maria Theresia II, 489, dt. Übers. BAA, 24.

256
Bericht des venezianischen Gesandten Capello, 28. Juli 1742, bei Arneth, Maria Theresia II, 111 f., 489 (er benutzt das Verb *saccheggiarono*).

257
Franz Stephan an Maria Theresia, 29. Juli 1742: HHStA Familienkorr. A 36–1, fol. 539.

258
Guglia, Maria Theresia I, 151.

259
Moser, Kleine Schriften I, 47 f.

260 Franz Stephan an Friedrich II., bei Arneth, Maria Theresia I, 397 (Übers. B. St. R.), vgl. auch das Urteil von Hinrichs, Podewils, 60, zum guten Verhältnis zwischen Franz Stephan und Friedrich II.

261 Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 493 f.

262 Luh, Kriegskunst, 214.

263 Schuegraf, Das französische Lager, 10.

264 Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 496 f.

265 KMT V, 16 ff.

266 Schuegraf, Das französische Lager, 18.

267 Schuegraf, Das französische Lager, 21.

268 Schuegraf, Das österreichische Lager, 60.

269 Schuegraf, Das österreichische Lager, 31.

270 Vgl. unten Kap. VIII zum Siebenjährigen Krieg.

IV

1

Goethe, Aus meinem Leben, Werke IX, 194 f., 201 f.

2

Goethe liefert dafür eine psychologische Erklärung, Werke IX, 195, vgl. unten S. 266.

3

Goethe, Aus meinem Leben, Werke IX, 183. Vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 229 ff.

4

Zu den Kaiserinnenkrönungen gibt es bisher keine Studien; vgl. knapp Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 190 ff., sowie verstreute Hinweise in Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers?

5

Arneth, Maria Theresia III, 104 ff., 429 f.; ferner Aretin, Altes Reich III, 28 ff.; Zedinger, Franz Stephan, 188 ff.

6

Franz Stephan an Maria Theresia, 5. August 1745; an Ulfeld, 18. August 1745, bei Arneth, Maria Theresia III, 430 (Übers. B. St. R.).

7

Zitat bei Arneth, Maria Theresia III, 106, 430. Wie Maria Theresia die Krönungsreise wahrnahm, zeigen die Briefe an ihr Kammerfräulein Hager: van Rhyn, Briefe, 175 ff.; das Krönungsritual selbst erwähnt sie dort mit keinem Wort.

8

Ulfeld an Franz Stephan, 22. August 1745, bei Arneth, Maria Theresia III, 429 (Übers. B. St. R.).

9

Vgl. auch Arneth, Maria Theresia III, 105 f.; Aretin, Altes Reich III, 28; Schmid, Franz I., 236; Yonan, Empress, 30; Rohrschneider, Immerwährender Reichstag, 39. Zedinger, Franz Stephan, 189 ff. meint, Maria Theresia habe sich vom Reich verraten gefühlt und deshalb die Krönung abgelehnt.

10
Zedler, Universal-Lexicon XV, s. v. Kayserin; vgl. Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers?; zu Maria Theresia ebd. Braun, Herrscherin aus eigenem Recht.

11
Zedinger, Franz Stephan, 192.

12 So KMT VI, 31, 41, 206 u. ö.

13
So KMT III, 41. So auch bei Amtseiden, KMT III, 229. – Allg. Benedik, Zeremoniell; Graf, Zeremoniell; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 268 ff.

14

KMT II, 316; KMT III, 41, 51, 168 (Venedig); oft verzichtete Maria Theresia aber auch auf die doppelte Audienz und empfing nur einmal, dann aber immer *qua Königin*, so KMT III, 24, 27 f., 29, 68, 186, 199.

15

Der Oberstkämmerer notierte etwa einmal, der französische Botschafter habe den Fauxpas begangen, sein Kreditiv bei Maria Theresia abzugeben statt beim Kaiser: KMT III, 24; vgl. auch Moser, Kleine Schriften I, 30: Maria Theresia habe ein Kompliment nicht angenommen, weil man den Kaiser übergangen hatte.

16

So gegenüber dem englischen Gesandten Robinson, 4. August 1745, zitiert bei Coxe, House of Austria III, 318; vgl. Arneth, Maria Theresia III, 87 ff., 425; ähnlich ihre Weisung an den Reichstagsgesandten Palm 1745, zitiert bei Rohrschneider, Reichstag, 42. – Maria Theresia versuchte umgehend, die wiedererrungene Kaiserwürde für ihren Erbfolgekrieg fruchtbar zu machen, indem sie – allerdings ohne Erfolg – Reichstruppen dafür aufzubieten suchte.

17

Vgl. Matsche, Maria Theresias Bild, 203; Telesko, Herrschaftssicherung, zu weiteren Darstellungen als Kaiserin Porträts mit Reichskrone. Als «Kaiserin von Österreich» findet man sie bis heute in den Personenregistern historischer Spezialwerke. Selbst Alfred von Arneth, der es besser wissen musste, nannte sie «Österreichs größte Kaiserinn»; Arneth, Greiner, 6.

18

Allg. zu Franz Stephan als Kaiser: sehr knapp Arneth, Maria Theresia IV, 145 ff.; grundlegend Aretin, Altes Reich III, 19 ff.; Schmid, Unbekannter Kaiser; Schmid, Franz I.; Schmidt, Wandel durch Vernunft, 153 ff.; Zedinger, Franz Stephan, 179 ff.; knapp Gnant, Franz Stephan; ausführlich zuletzt Rohrschneider, Immerwährender Reichstag.

19

Vgl. etwa KMT VI, 136 f.; Franz Stephans Testament ebd. 401.

20

S. o. Kap. II. Vgl. zum Nuntius KMT I, 156, 184, 191 f., 200, 205, ebenso die Botschafter: KMT I, 234, 241, 256; KMT II, 44 f., 49; Sorel, Recueil des Instructions, 257 f. (Instruktion für Mirepoix, 1737) für viele andere. Ein Beispiel: Aufzeichnung über das Nichterscheinen des Nuntius und des venezianischen Botschafters bei der Hoftafel (HHStA OMeA ÄZA 37–22). Vgl. Garms-Cornides, Liturgie und Diplomatie.

21 Hinrichs, Podewils, 54 ff., 153 f.; Ranke, Fürst, 676 ff.; Arnheim, Urtheil, 291 f. (*vollkommene Unterwerfung unter die Ansichten der Kaiserin*); KMT II, 10, 50, 94, 158; VI, 136 f. u. ö.; Ligne, Fragments I, 111; Zinzendorf, Jugendtagebücher, 200.

22 Hinrichs, Podewils, 55.

23 KMT VI, 15 u. ö.

24

Instruction De Feu de Majesté l’Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765, ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713; vgl. Wandruzska, Religiosität.

25

Vgl. KMT I, 131 f.; zu den vielen hochadeligen Mitgliedern der Wiener Logen vgl. Krivanec, Freimaurerei.

26
une amitié sincere et une confiance entière entre Mari et Femme; Instruction De Feu de Majesté l'Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765 ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 3r–7r.

27 Instruction, ebd. 18r-v.

28 Vgl. dazu unten Kap. VI.

29 Hinrichs, Podewils, 49.

30 KMT II, 111.

31
So anlässlich von Franz Stephans Tod 1765: KMT VI, 136.

32
So behauptete jedenfalls Podewils selbst: Hinrichs, Podewils, 153 f.
33 KMT II, 270, 314.
34 Hinrichs, Podewils, 62.
35 KMT II, 49 f., 381 f.
36
Zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 153. Von seiner eigenwilligen Schreibart bekommt man einen Eindruck durch sein handschriftliches Testament, abgedruckt bei KMT VI, 396 ff. Deutsch sprach er kaum und schrieb er fast gar nicht, ganz zu schweigen von Latein, vgl. KMT VI, 122.

37 Vgl. unten Kap. VI.

38 Instruction De Feu de Majesté l'Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765 ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 24v.

39 KMT II, 94. 15. Juni 1746 (Übers. B. St. R.). Es ging bei Verhandlungen mit dem spanischen Gesandten um die Frage, welche zeremoniellen Zugeständnisse man von dem König von Sardinien-Piemont, Franz Stephans Schwager, verlangen dürfe.

40
So etwa der englische Gesandte Williams, zitiert bei Arneth, Maria Theresia IV, 149 f. u.a.
41
Zedinger, Franz Stephan, 241 ff.; vgl. auch Benedik, Zeremoniell.
42
le purgatoire dans ce monde, so Instruction De Feu de Majesté l'Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765, ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 7r.
43
Zitat bei Arneth, Maria Theresia IV, 145.

44 Z. B. KMT VI, 113 u. ö.

45 Mikoletzky, Kaiser Franz I. Stephan; Mikoletzky, Die privaten geheimen Kassen; Zedinger, Franz Stephan, 224 ff.

46 Zur Geheimen Hofkonferenz und zur Staatskanzlei s. unten Kap. VI.

47 Hinrichs, Podewils, 55 ff., 63; ähnlich Ranke, Fürst, 683.

48

Schmid, Unbekannter Kaiser. Podewils, der ihm sonst nicht viel zutraute, hielt ihn andererseits für den eigentlichen Kopf hinter der Haugwitz'schen Finanzreform, Hinrichs, Podewils, 141.

49

Zu Kaunitz und Bartenstein vgl. unten Kap. V.

50

Hinrichs, Podewils, 55 f.: *Diese Fürstin [Maria Theresia] und ihre Minister lenken ihn und vor allem in den Reichsangelegenheiten, von denen er wenig Kenntnis hat*; vgl. ebd. 86 f., 92 ff., 103.

51

Vgl. HHStA Staatskanzlei, Vorträge Kartons 51 ff.

52

Nota über das auswärtige Systema vom 18. Martii 1749, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), das Zitat fol. 25r. Der Auftrag Maria Theresias stammte vom 7. März 1749. Das erste Gutachten der Serie stammt nach Schmid, Unbekannter Kaiser, 9, mit größter Wahrscheinlichkeit von Franz Stephan selbst.

53
Hinrichs, Podewils, 64; ebd. 154 zur Frage einer Revision der Abtretung Schlesiens 1747; vgl. Schmid, Unbekannter Kaiser, 10.
54
KMT IV, 141, 31. Dezember 1757.
55
So Schmid, Unbekannter Kaiser, 7 f.; vgl. Zedinger, Franz Stephan, 17.

56

Vgl. Schnettger, Teutscher Reichs-Staat. Zur österreichischen Historiographie des Alten Reiches Brauneder/Höbelt, Sacrum Imperium. – Arneth, Maria Theresia IV, 149 f., spricht nur von der Last der Kaiserwürde, behandelt aber Franz in seiner Rolle als Kaiser so gut wie gar nicht.

57

Zitiert bei Seckendorff, Journal secret, 126.

58 Ausnahmen: Schmid, Unbekannter Kaiser; Schmid, Franz I. – Zedinger und Zedinger/Schmale u.a. haben das Bild Franz' I. revidiert, die Reichspolitik aber fast gänzlich ausgespart. Das gilt auch für Schmidt, Wandel durch Vernunft, 153 ff. Am wichtigsten noch immer Aretin, Altes Reich III, 19–112; dazu jetzt Rohrschneider, Reichstag; ferner die Arbeiten von Haug-Moritz.

59 Vgl. Haug-Moritz, Krise.

60
Vgl. schon Guglia, Maria Theresia I, 224; ausführlich Mazura, Kriegspropaganda; ferner Küster, Vier Monarchien.
61
So Gerhard Dilcher, Vom ständischen Herrschaftsvertrag zum Verfassungsgesetz, in: Der Staat 27 (1988), 161–193.
62
Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 274 ff., 299 ff.
63
Z. B. Maria Theresia an Khevenhüller, 1758, bei Wolf, Hofleben, Anhang, 331.

64
Vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 169 f.; Klueting, Das Reich und Österreich; zur Toleranzfrage vgl. unten Kap. XII.

65
Vgl. zu den Grundzügen der Reichsverfassung Stollberg-Rilinger, Das Heilige Römische Reich; zum Verhältnis Reich versus Erbländer Brauneder/Höbelt, Sacrum Imperium.

66
So Guglia, Maria Theresia I, 226.

67 Anonyme Denkschrift Colloredos von 1746, HHStA Reichskanzlei Vorträge 6d; Noten der Konferenzminister vom März 1749 (Königsegg, Ulfeld, Harrach, Colloredo, Khevenhüller, Bartenstein und Kaunitz): HHStA Reichskanzlei Vorträge 62. – Allg. dazu Aretin, Altes Reich III, 33 f.; Schmidt, Wandel durch Vernunft, 153 ff.; Rohrschneider, Reichstag, 42 ff.

68 Votum Colloredos (1746), HHStA Reichskanzlei Vorträge 6d, fol. 111 f.

69

Vgl. allg. Stollberg-Rilinger, Das Heilige Römische Reich, 14 ff.

70

Zur Rangordnung der Potentaten in Europa vgl. Lünig, Theatrum ceremoniale.

71

Press, Patronat, 36; Rohrschneider, Reichstag.

72 So hatte sie es in zwei Protestschreiben behauptet und diese vom Kurfürsten von Mainz in Regensburg zur Diktatur geben, d.h. offiziell veröffentlichen lassen. Zum Reich während des Wittelsbacher Intermezzos vgl. Aretin, Altes Reich II, 413 ff.; Duchhardt, Philipp Karl von Eltz; Solf, Reichspolitik; Meisenburg, Der deutsche Reichstag.

73 KMT I, 147.

74

HHStA OMeA ÄZA 45–10 (Vortrag mit eigenhändiger Resolution Maria Theresias über die Errichtung einer neuen Kammerordnung); HHStA OMeA ÄZA 45–11 (Konferenzgutachten und kaiserliche Resolutionen zur Errichtung einer neuen Kammerordnung); vgl. Benedik, Zeremoniell; Graf, Zeremoniell.

75

Dem Oberstkämmerer Khevenhüller war das Zeremoniell trotzdem nicht kaiserlich genug: KMT II, 86 u. ö.

76

Zum Streit des Kaisers mit den Kurfürsten und Fürsten um das Investiturritual, ein Krisensymptom des Reichsverbandes, vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 295 ff.; Begert, Böhmische Kur, 547 ff.; Braun, Maria Theresia, 217.

77

Allg. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider.

78
Darin stimmen die Spezialisten der Reichsgeschichte überein: z.B. Aretin, Altes Reich III, 30, 81 u. ö.; Haug-Moritz, Krise.

79
So Schmidt, Wandel durch Vernunft, 153.

80
Zu Ostein vgl. Solf, Reichspolitik.

81 KMT II, 53 f.

82
Hinrichs, Podewils, 86 f.; Wertheimer, Schilderungen, 206, 216, 223.

83
KMT II, 53. Zu Colloredos Karriere vgl. Johann Christoph Allmayer-Beck, Colloredo-Waldsee, Rudolph Joseph Fürst von, in: NDB 3 (1957), 329.

84 Hinrichs, Podewils, 86 f.

85
1742 war die Staatskanzlei als Zentrum der auswärtigen Politik aus der österreichischen Hofkanzlei ausgegliedert worden; vgl. unten Kap. V.

86
Zu Kaunitz vgl. ausführlich unten Kap. V.

87

Rohrschneider, Reichstag, 64 ff.; Groß, Der Kampf. Durch Franz Stephans Passivität und geringe eigene Machtbasis verschoben sich die Gewichte von der Reichskanzlei zur Staatskanzlei, von Colloredo zunächst zu Ulfeld und Bartenstein und später zu Kaunitz.

88

Vgl. Haug-Moritz, Des Kaysers rechter Arm; Eisenhardt, Reichshofrat; Rasche, Urteil versus Vergleich.

89
Zur Krise des Reichskammergerichts in den 1740er Jahren Aretin, Altes Reich III, 63 ff.
90
Ortlieb/Polster, Prozessfrequenz.
91
So das Votum Colloredos von 1749: HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 88v.

92
Haug-Moritz, Krise; Aretin, Altes Reich III, 59 ff.; zum gescheiterten Schlichtungsversuch im Konfessionskonflikt Hohenlohe ebd. 71 ff.
93
Ortlieb/Polster, Prozessfrequenz; Rasche, Urteil versus Vergleich, mit umfassenden Literaturhinweisen.
94
Ranke, Fürst, 680 ff.; zur allgemeinen Kritik Haug-Moritz, Des Kaysers rechter Arm, 23.

95
Vgl. dazu allg. Dorfner, Mittler zwischen Haupt und Gliedern.
96
Ortlieb/Polster, Prozessfrequenz, 201 ff.; Haug-Moritz, Des Kaysers rechter Arm. Unter Joseph II. nahm das Prozessaufkommen wieder deutlich zu.
97
Vgl. allg. Friedrich, Drehscheibe; Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 246 ff.; Rohrschneider, Reichstag.
98
Rohrschneider, Reichstag, 44 ff.

99

Montesquieu, Œuvres II, 1284 (Übers. B. St. R.); ders., Meine Reisen, 161. – Vgl. auch Aretin, Heiliges Römisches Reich II, 107 ff.; Moser, Neues Teutsches Staatsrecht VI/1, 196; Keyssler, Reisen, 1438.

100

Trauttmannsdorff an Kaunitz, 20. Mai 1785, bei Aretin, Heiliges Römisches Reich II, 108 f.

101

Votum Colloredos, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 75–90, hier 89v.

102 Vgl. allg. Braun, Princeps et episcopus.

103 KMT IV, 79, 321 ff.

104 KMT IV, 150.

105 KMT III, 219.

106 KMT III, 128, 378 ff.

107 KMT VII, 18, 238 ff.

108 KMT II, 177, 445 f., 459; KMT III, 94, 356 ff.

109 KMT III, 182.

110 Vortrag Colloredo, HHStA Reichskanzlei, Vorträge 6d, fol. 111 ff., hier 116v.

111 So brachte Colloredo in einer umfangreichen Denkschrift für Joseph nach dessen Thronbesteigung die kaiserliche Strategie noch einmal auf den Punkt, KMT VI, 495.

112 Vgl. das Schreiben des Grafen Seinsheim, des Bruders des Kandidaten, an Colloredo, 24. Juli 1753, KMT III, 379 f.

113 KMT III, 378 f.

114

So im Falle der Fürstprobstei Ellwangen 1756 die Instruktion für Pergen: KMT IV, 150. Vgl. ähnlich im Falle Salzburgs, KMT III, 357 u. ö.

115

In den Bistümern Münster 1762 und Lüttich 1763 waren die kaiserlichen Wunschkandidaten nicht zum Zug gekommen.

116

An Antonia von Sachsen, 4. April 1763, Lippert, Briefwechsel, 162 ff.; 274 f. (Übers. B. St. R.).

117
An Antonia von Sachsen, 6. November 1771, Lippert, Briefwechsel, 274 ff.

118
Vgl. Braun, Princeps et episcopus, 66 f.; Einzelheiten bei Arneth, Maria Theresia X, 692 ff.; vgl. unten Kap. XIV.

119
Vgl. grundlegend Grillmeyer, Habsburgs Diener, 67–212; und zuletzt Rohrschneider, Reichstag, 72 ff., 245 ff.; veraltet ist dagegen die unterwürfig-parteiische Darstellung bei Freytag, Prinzipalkommissariat.

120

Zu den Methoden im Einzelnen Grillmeyer, Streng geheim; zu Thurn und Taxis ausführlich Grillmeyer, Habsburgs Diener, zum Geheimdienst vgl. unten Kap. VIII.

121

Moser, Teutsches Staatsrecht XXXXIV, 362, 364.

122

Freytag, Prinzipalkommissariat, 255 ff.; Grillmeyer, Habsburgs Diener, 49; Rohrschneider, Reichstag, 72 ff.

123
Zum Orden vom Goldenen Vlies vgl. unten Kap. VII.
124
So das Urteil des französischen Gesandten Du Buat, Sorel, Recueil des Instructions XVIII, 335; der britische Gesandte nannte ihn schwach und träge, so Rohrschneider, Reichstag, 79, vgl. auch das Urteil des kurböhmischen Gesandten Trauttmannsdorff bei Aretin, Heiliges Römisches Reich II, 109.
125
Kollmer, Familie Palm, 79 ff.

126 *Mache von deinen Thaten nicht nur kein Wesen, sondern achte sie selbst noch dabey geringe, und, wenn die Umstände es leiden, so schreib deine Thaten andern zu*, so Zedler, Universal-Lexicon XIII, Sp. 405–412, s. v. Hof, hier Sp. 410.

127 So Colloredo, bei KMT III, 465 f.; ähnlich Khevenhüller, KMT III, 203.

128
Kollmer, Familie Palm, 83 ff.; Grillmeyer, Habsburgs Diener, 111 ff.; Rohrschneider, Reichstag, 81 ff., 93 ff.

129
Franz Michael Florence von Lilien; vgl. ausführlich Grillmeyer, Habsburgs Diener, bes. 90 ff., 117 ff. Vgl. dazu unten Kap. VIII.

130
Rohrschneider, Reichstag, 95.

131
KMT III, 203; Colloredo, bei KMT III, 465 f.

132

Allerdings protestierten die Gesandten der alten Fürsten jedes Mal in aller Form, wenn in den Beratungen das Votum des Fürsten von Thurn und Taxis zum Aufruf kam; vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 255 f.

133

Ausführlich dazu Rohrschneider, Reichstag, 245–271, dessen Quellenbelege zeigen, dass Maria Theresia (und Kaunitz) stets die ersten Adressaten der entsprechenden Korrespondenzen waren; vgl. z.B. Schreiben des Fürsten von Thurn und Taxis an

Maria Theresia am 16. 3. 1753 (HHStA RK Kleinere Reichsstände 519, fol. 229–230), an Franz am 19. 3. 1753 (HHStA RK RP Berichte 89b), u.a. Dem Kaiser wurde dann allerdings am Ende förmlich für die Introduktion gedankt; Rohrschneider 268. Vgl. auch die Denkschriften zur Verbesserung des Reichspostwesens, die nie an den Kaiser, immer auf Maria Theresia zielten, HHStA Reichsakten in specie 21–24, vgl. unten Kap. VIII.

1

Ausführlich Pons, Kunst der Loyali
438; Koschatzky, Katalog, 340, Nr.
Österreichischen Bundespräsidialar
http://www.bundespraesident.at/a
rundgang/rosenzimmer (20. 09. 20

2

Pons, Kunst der Loyalität, 100 ff.

3

Das beschreibt z.B. Karl Graf Zinzendorf im Juni 1761, Zinzendorf, Jugendtagebücher, 206.

4

Abb. bei Bertele-Grenadenberg, Uhren, 440.

5

Bertele-Grenadenberg, Uhren, 441 ff.

6

Beispiele bei Bertele-Grenadenberg, Uhren, 441 ff.

7

KMT II, 65, 67; ein ähnliches Spektakel wurde 1754 von einem Berner Mechaniker geboten: KMT III, 181, 456. Maria Theresia interessierte sich für ein *Museum mathematicum* der Jesuiten, KMT III, 194; vgl. auch KMT II, 164; III, 5 u. ö.

8

Das mechanische Bett (*lit*) erwähnt Maria Theresia in einem Brief an ihren Sohn Ferdinand, BKF I, 286, vgl. BKF I, 157. Vgl. allg. Alice Reininger, Wolfgang von Kempelen. Eine Biographie, Wien 2007.

9
Vgl. allg. Stollberg-Rilinger, Staat als Maschine; zur Naturrechtslehre unten Kap. X.
10
Hobbes, Leviathan, Einleitung; ders., Vom Bürger, Einleitung.
11
In seiner Zeit als Professor in Wien war er auch als Finanz- und Bergrat in Ungarn tätig, musste aber 1754 seinen Abschied aus dem habsburgischen Dienst nehmen, wahrscheinlich, weil er sich im Silberbergbau verspekuliert hatte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er

anschließend teils im Dienst verschiedener Herren, teils als freier Autor von dickleibigen ökonomisch-politischen Werken. Sein wechselhaftes Leben beschloss er auf der brandenburgischen Festung Küstrin, wo Friedrich II. ihn wegen Veruntreuung staatlicher Gelder hatte gefangen setzen lassen. Vgl. Erhard Dittrich, Justi, Johann Heinrich Gottlob, in: NDB 10 (1974), 707–709; Ulrich Adam, The Political Economy of Johann Heinrich Gottlob Justi, Oxford 2006.

12

Sommer, Kameralisten; ferner Keith Tribe, Governing Economy. The Reformation of German Economic Discourse, 1750–1840, New York/Cambridge 1988; Guillaume Garner, État, économie, territoire en Allemagne. L’espace dans le caméralisme et l’économie politique, 1740–1820, Paris 2006.

13

Justi begann seine Professur in Wien mit einer Antrittsrede ‹Von dem Zusammenhange eines blühenden Zustandes der Wissenschaften mit denjenigen Mitteln, welche einen Staat mächtig und glücklich machen›, publiziert Leipzig 1754.

14

Dickson, Finance I, 24 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 41.

15

Justi, Gutachten von dem vernünftigen Zusammenhange und practischen Vortrage aller Oeconomischen und Cameralwissenschaften […] benebst einer Antrittsrede von dem Zusammenhange eines blühenden Zustandes der Wissenschaften mit denjenigen Mitteln, welche einen Staat mächtig und glücklich machen, hrsg. von D. E. v. K., Leipzig 1754, 77.

16 Johann Heinrich Gottlob Justi, Die Chimäre des Gleichgewichts von Europa, Altona 1758, 42 ff.; ebenso ders., Grundriß einer guten Regierung, 94, 231, 320 ff., 329, 333, 393; zahlreiche weitere Beispiele bei Stollberg-Rilinger, Staat als Maschine, 105 ff.

17 Justi, Grundriß, 319 ff., hier 333.

18 Justi, Grundriß, 329.

19 Justi, Grundriß, 324.

20 Aktueller Überblick bei Sikora, Adel.

21
Vgl. das Beispiel Ungarns oben Kap. III.
22
Vgl. zur veränderten symbolischen Selbstdarstellung der erbländischen Stände vom 16. zum 18. Jh. Polleroß, Pro Deo et Patria.
23 Vgl. oben Kap. IV.
24
Zu Böhmen vgl. Überblick bei Hanke, Die böhmischen Länder; kritisch gegenüber der älteren Historiographie vor allem Cerman, Opposition. Zu Ungarn s.o. Kap. III.

25

Vgl. Lorenz/Weigl, Das barocke Wien.

26

Zur Hofkammer Dickson, Finance I, 219 ff.; Walter, Zentralverwaltung (ÖZV II,1,1), 91 f.; Quellen: ÖZV II,2, 40–63.

27

«like an elderly mastodon», so die schöne Formulierung von Dickson, Finance II, 1; zur Reform der Hofkammer ebd. I, 219 ff. – Maria Theresia selbst nannte sie später einen *leblosen Körper*, Politisches Testament von 1750/51, BAA, 79.

28 ÖZV II,2, 45 ff.

29 ÖZV II,2, 46 ff.; zum allgemeinen Hass auf die Hofkammer vgl. auch das Politische Testament von 1750/51, BAA, 79.

30 ÖZV II,2, 50.

31 ÖZV II,2, 51 ff.

32 ÖZV II,2, 54 f.

33 ÖZV II,2, 56 ff.

34 Dickson, Finance I, 219.

35
Zur Militärreform Walter, Zentralverwaltung (ÖZV II,1,1), 18 ff. Zur Kritik daran KMT II, 142; KMT II, 192 f., 457; KMT II, 344 spricht von *nach dem preußischen Beispill introducirte Exercice*.

36
Grundlegend Ruzicka, Haugwitz.

37 ÖZV II,2, 130–152.

38
Vgl. etwa die Grundsätze in einer Denkschrift von 1747, ÖZV II,2, 181–188.

39 Ranke, Fürst, 691.

40 Politisches Testament von 1750/51, BAA, 83.

41 So ein Konferenzvotum von 1749, das mit großer Wahrscheinlichkeit vom Kaiser selbst stammte: HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 26r. (vgl. oben Kap. IV).

42 Repräsentativ dafür z.B. Kretschmayr, Maria Theresia, 96: Haugwitz wollte eine *über Parteien und Nationen stehende Bürokratie*.

43 Godsey, Herrschaft, 175.

44 KMT VI, 133 ff.

45 KMT VI, 135 f.; vgl. die abfälligen Äußerungen bei KMT IV, 142 u. ö. Dass Haugwitz wertvolle Geschenke von Maria Theresia erhalten habe und sogar 75.000 Gulden an Gehalt beziehe, kolportiert Ranke, Fürst, 691, der auch seine verschwenderische Haushaltsführung bezeugt. Zu Haugwitz' Einkünften Ruzicka, Haugwitz, 298 ff.

46 So Ranke, Fürst, 691; vgl. Hinrichs, Podewils, 121, 124, 131 f. u. ö.

47
Denkschrift (Ende 1747), ÖZV II,2, 181–186.
48
Vgl. Walter, Zentralverwaltung; Walter, Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte; knappe Zusammenfassung: Walter, Staatsreform; ferner Arneth, Maria Theresia IV; grundlegende neuere Studie: Dickson, Finance; ferner Ruzicka, Haugwitz, Kap. III–IV.
49
Ruzicka, Haugwitz, 134 ff., das Zitat 142.

50
ÖZV II,2, 158–169; Ruzicka, Haugwitz, 168 ff.; Dickson, Finance I, 265 ff.

51
Reskript vom August 1747, ÖZV II,2, 162.

52
So in den ‹Allerunterthänigsten Nota› vom Herbst 1747, ÖZV II,2, 175.

53
So KMT II, 207. Protokoll der Konferenz und schriftliche Voten der Minister: ÖZV II,2, 195–206; auch bei KMT II, 467–476.

54
Außerdem bekleidete er damals das Amt des Niederösterreichischen Landmarschalls stellvertretend für seinen Bruder; vgl. Hans Wagner, Harrach, Friedrich August Gervas Graf von, in: NDB 7 (1966), 700. Vgl. auch oben Kap. II.

55
Konferenzprotokoll vom 29. Januar 1748, ÖZV II,2, 202.

56
Konferenzprotokoll vom 29. Januar 1748, ÖZV II,2, 203 f.

57
Konferenzprotokoll vom 29. Januar 1748, ÖZV II,2, 205.
58
Konferenzprotokoll vom 29. Januar 1748, ÖZV II,2, 205 f. Ein Reflex darauf noch in den Konferenzvorträgen vom März 1748: Nota über das auswärtige Systema vom 18. Martii 1749, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 27r.

59 Konferenzprotokoll vom 29. Januar 1748, ÖZV II,2, 206; vgl. die spätere Darstellung im Politischen Testament von 1755/56, BAA, 119.

60 Hinrichs, Podewils, 131.

61 An Ulfeld, Mai 1748, bei Arneth, Maria Theresia IV, 22 f. Bei dem Handbillet handelte es sich um die Antwort auf ein nicht überliefertes Schreiben Harrachs.

62 KMT II, 243, 249.

63

KMT II, 249; Khevenhüller unterstellt ihm als Motiv, er wolle seine gut besoldeten Ämter nicht aufs Spiel setzen.

64

Zitat bei Arneth, Maria Theresia IV, 18.

65

Arneth, Maria Theresia IV, 19. Der Kanzler des königlichen Gerichtshofs in Brünn, Blümegen, wurde z.B. zum Landesoberstkämmerer ernannt; vgl. aber Politisches Testament von 1755/56, BAA, 120, dass Blümegen seine Unterstützung ganz ohne Aussicht auf Belohnung geleistet habe, denn ihm sei vorher nichts versprochen worden.

66

Zitat bei Arneth, Maria Theresia IV, 19.

67 Hinrichs, Podewils, 134.

68 Zitiert bei KMT II, 560.

69 KMT II, 350 f.

70 ÖZV II,2, 230–233.

71 Instruktion vom 14. Juli 1748 zur Einrichtung der Deputationen, ÖZV II,2, 211–220 Fußnote.

72 ÖZV II,2, 238–246, das Zitat 241; zur möglichen Rolle Harrachs ebd. 245. Weitere Denkschriften: ÖZV II,2, 254–264.

73 ÖZV II,2, 241.

74 So in einer Denkschrift von Anfang 1749, ÖZV II,2, 255.

75 ÖZV II,2, 255.

76 Von *Coup d'état* spricht Dickson, Finance, I, 224 ff.; die Handbillets in ÖZV II,2, Nr. 67, 269–294; BAA, 60 f. Vgl. zur Staatskanzlei unten S. 232 ff.

77 KMT III, 264; IV, 6; vgl. Lorenz/Weigl, Das barocke Wien, 76 ff.; Dickson, Finance I, 232.

78 Vgl. Handschreiben an Seilern, 2. Mai 1749, ÖZV II,2, 274 ff.; grundlegend Maasburg, Oberste Justizstelle.

79 KMT II, 318.

80 KMT II, 322.

81 Beck, Staatspraxis, 46 ff. – Zur Form des Handbillets auch Meisner, Aktenlehre, 35, der zu Preußen bemerkt, es sei im 18. Jahrhundert «das Merkwürdige» geschehen, dass «diese ‹privaten› Schriftstücke mit einem Schlag amtlichen Befehlscharakter gewannen» und zu Kabinettsordres mutierten.

82
Wiener Diarium, Sonderblatt vom 14. Mai 1749; den Text hatte Bartenstein verfasst; vgl. Maasburg, Justizstelle, 369 ff.; KMT II, 319 f.

83
Allg. Vismann, Akten, 205 ff.; Friedrich, Archive; Auer, Archive. – Im 19. und 20. Jahrhundert stellte man sich Akten – ‹Organisation› kommt von ‹Organismus› – tatsächlich als etwas Lebendiges vor. So heißt es z.B. bei Meisner, Aktenlehre, 81 ff., 90: Akten «wachsen» zuerst in die Registratur und dann in das

Archiv hinein. Das Archiv ist das «Haus, in welchem die Akten leben». Die Akten sollen nach Provenienz geordnet werden und nicht nach Sachzusammenhängen, und zwar aus «Achtung vor dem Leben» der Akten und ihrem organischen Zusammenhang.

84 Hochedlinger, Österreichische Archivgeschichte, 36 ff.

85 KMT III, 106.

86 Bartenstein, Allerunterthänigste Nota, 18. November 1753, zitiert nach Arneth, Maria Theresia IV, 132, 518.

87
So Hochedlinger, Österreichische Archivgeschichte, 40.

88 Dickson, Finance I, 225.

89 KMT II, 321.

90 KMT II, 321.

91 KMT II, 320.

92
So der venezianische Gesandte Diedo, zitiert bei Arneth, Maria Theresia IV, 508 f.; vgl. ebd. 25 f. Maria Theresias Beileidsschreiben an den Bruder; vgl. KMT II, 328 ff., 544.

93
Philipp Kinsky, der ehemalige Böhmische Hofkanzler, war schon am 12. Januar 1749 gestorben; Harrach starb am 4. Juni 1749. – Zu den möglichen Gründen für den geringen Widerstand vgl. auch Dickson, Finance I, 228 f.

94
«Autorität» hier im Sinne von Heinrich Popitz, Phänomene der Macht.

95
So Haugwitz in einer undatierten Denkschrift, ÖZV II,2, 207.

96 KMT II, 252 f.

97 Philipp Joseph von Rosenberg-Orsini (1691–1765), vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, XXVII. 18 f. Warum Rosenbergs Karriere unter Karl VI. einen Knick gemacht hatte, wird in Khevenhüllers Darstellung nicht klar.

98 Das Schreiben Rosenbergs bei KMT II, 516 f.

99 KMT II, 252 f.

100 KMT II, 340.

101 KMT II, 318.

102
Ausführlich dazu Dickson, Finance I, 229 ff.
103
KMT II, 303 f. zu Kaunitz' erstem Auftritt in der Hofkonferenz am 25. Februar 1749.
104
Hinrichs, Podewils, 39 ff. (18. Januar 1747).
105
So Hinrichs, Podewils, 131, der seinerseits das Haugwitz'sche System als Imitation des preußischen selbstverständlich guthieß.

106
Dickson, Finance II, 35, nach KMT II, 252 (Gewitter); II, 276 f., 556 (Heuschreckenplage, im Sommer 1749 auch in Wien: ebd. 348); KMT II, 331 f. (Erdbeben).

107
Schreiben Philipps von Rosenberg bei KMT II, 516.

108
Vgl. dazu ausführlich unten Kap. VI.

109
In den Politischen Testamenten, BAA, 81, 126.

110
Don Manoel Tellez de Menezes e Castro, Conte (seit 1735 Duca) de Silva Tarouca; vgl. Karajan, Sylva-Tarouca, Einleitung; Arneth, Maria Theresia II, 194. Dass Maria Theresia ihm 1755.100.000 Gulden schenkte, vermerkt Arneth, Maria Theresia IV, 68.

111
Zu Taroucas zentraler Rolle beim Ausbau von Schönbrunn vgl. Yonan, Empress, 78 ff.

112 KMT III, 105 u. ö.

113
So Ulfeld schon am 13. Juli 1750, bei Arneth, Maria Theresia IV,

532; ebenso später, vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 244 f. Er bewog Maria Theresia 1757, den Italienischen und Niederländischen Rat aufzulösen und deren Aufgaben in die Staatskanzlei zu inkorporieren, also ihm, Kaunitz, anzuvertrauen. Tarouca kränkte es tief, dass die Kaiserin offenbar nicht mehr mit seiner Amtsführung zufrieden war, daher behielt er zwar seine Titel, verzichtete aber freiwillig auf einen Teil der ihm angebotenen Pension, vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 532.

114

Undatiertes Schreiben, zwischen 1751 und 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, Anhang, 17.

115

Undatiertes Handschreiben, Herbst 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, Anhang, 28: *Je ne suis plus la meme chose, et pour moi plus aucun divertissements. Il ne faut plus y penser. Tachons a vivoter, et au moins de ne pas faire sentir aux autres* […].

116
Ausgabe von Kallbrunner wieder abgedruckt in BAA, 63–97, Nr. 72, und 108–130, Nr. 88, wonach hier zitiert wird. Vgl. zuvor schon Arneth, Zwei Denkschriften.

117 BAA, 96 f., 108.

118 BAA, 130.

119
Kallbrunner, Politisches Testament, 21.

120 BAA, 82 f., 86. In der ersten Schrift werden neben Haugwitz Bartenstein, Tarouca und der Privatsekretär Ignaz Koch als ihre einzigen Stützen hervorgehoben und den Nachfolgern ans Herz gelegt, in der zweiten Schrift sind es nur noch Haugwitz und Bartenstein.

121 BAA, 129.

122 So z.B. Arneth, Maria Theresia IV, 1 ff.; Walter, Staatsreform; Kretschmayr, Maria Theresia; Kallbrunner, Politisches Testament, Einleitung; kritisch hingegen Dickson, Finance II, 3 f.

123 BAA, 71 u. ö.

124 BAA, 65, ähnlich 80, 115 u. ö.

125 BAA, 65.

126 BAA, 111 ff.

127 BAA, 111, 126, 129 u. ö. Zum Vergleich zwischen Karls VI. und Maria Theresias Finanzen in den Politischen Testamenten vgl. das abwägende Urteil von Dickson, Finance II, 3 ff.

128 So die berühmte und immer wieder zitierte Formulierung, BAA, 66, ähnlich 81.

129 BAA, 89, ähnlich 69, 70, 74, 76 u. ö.

130 BAA, 93, ähnlich 124 u. ö.

131 BAA, 76 u. ö.

132 BAA, 96.

133 BAA, 95.

134 BAA, 95, ähnlich 122 f., 129.

135 BAA, 122.

136 BAA, 95, 96.

137 BAA, 129.

138 An Ulfeld, 2. Februar 1746, BKF IV, 171; vgl. an dens., 31. Oktober 1746, BKF IV, 175.

139 BAA, 65, 81 f., 125.

140

Vgl. Braubach, Bartensteins Herkunft; Arneth, Bartenstein; Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein; Klingenstein, Institutionelle Aspekte; Dickson, Bartenstein zu Haugwitz; zuletzt Peper/Wallnig; ausführlich zu Bartenstein und seiner Karriere KMT VI, 253 f.

141

Vgl. zu seiner Konversion und zum Protestantismus am Wiener Hof allg. unten Kap. XII.

142 Seckendorff, Journal, 151, 202, 221 f., 224, 270; Karajan, Sylva-Tarouca, Einleitung, 16 ff. Nach einem französischen Komödientitel nannte man ihn *maitre et valet*, Herr und Diener in einem, vgl. Braubach, Satire; KMT II, 52.

143 Hinrichs, Podewils, 92 ff.

144 KMT III, 10; viele ähnliche Aussagen ließen sich anführen.

145
Grundlegend Klingenstein, Institutionelle Aspekte; Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein.
146
Hinrichs, Podewils, 80 ff.; Wertheimer, Schilderungen, 226.
147
So KMT III, 10, 73; VI, 253 f.
148
HHStA, Staatskanzlei, Vorträge, Konferenzprotokolle und Referate der Jahre 1740 ff.
149 KMT II, 200 f.
150
Vgl. Bartensteins eigene

Denkschrift von 1762, bei Arneth, Bartenstein, 176. – Zur Wiener Hofkonferenz und Bartensteins Rolle darin vgl. knapp und päzise Klingenstein, Institutionelle Aspekte, 79 f.; Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein, 248; ferner Bartensteins eigene Schilderung bei Arneth, Bartenstein, 176 ff. – Diese Verfahrensweisen sind bisher selten Gegenstand genauerer Untersuchung gewesen; Historiker interessieren sich meist für die Ergebnisse, nicht für die Formen des Entscheidens. Am ehesten hat sich die Archivkunde für dieses

Thema interessiert; vgl. etwa (zu Preußen) Meisner, Urkunden- und Aktenlehre, 56 ff.; Vismann, Akten, 217; unter kommunikationshistorischem Gesichtspunkt Schlögl, Anwesende, 178; vgl. auch Dickson, Finance I, 297 ff.

151 Arneth, Bartenstein, 177.

152 Arneth, Bartenstein, 177.

153 Z. B. ÖZV II,2, Nr. 63, zur Hofkammerreform. Vgl. auch die Ratschläge in dem habsburgischen Fürstenspiegel Princeps in compendio, 14 ff.

154 So die Ausführungen in einem

So die Ausführungen in einem anonymen Konferenzvotum, das sehr wahrscheinlich von Franz Stephan stammte: Nota über das auswärtige Systema vom 18. Martii 1749, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 27r. Vermutlich stand der Kaiser noch unter dem Eindruck der dramatischen Hofkonferenz vom Januar desselben Jahres, in der der Streit über die Reformen offen ausgebrochen war. Vgl. auch in diesem Sinne Kaunitz an Koch, 19. Mai 1750, Schlitter, Correspondance Kaunitz et Koch, 9

155 Arneth, Bartenstein, 178.

Die Kategorien der Verwaltungslehre des frühen 20. Jahrhunderts, die monokratisches und kollegiales Entscheiden einander gegenüberstellten (Meisner, Urkunden- und Aktenlehre, 56 ff.), sind daher anachronistisch; beides ließ sich in den alten Ratsgremien noch gar nicht unterscheiden. – Vgl. auch den Geschäftsgang des neuen Directoriums in publicis et cameralibus, nach Ranke, Fürst, 693.

157

Vgl. Hahn, Geheim; Simmel, Geheimnis.

158

Nota über das auswärtige Systema vom 18. Martii 1749, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 28r.

159

So Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein, 248; Schlitter, Correspondance Kaunitz et Koch, 20. September 1750, 13 f.; vgl. 21. April 1750, ebd. 5; 12. Mai 1750, ebd. 7, und 19. Mai 1750, ebd. 9.

160 So in einer Denkschrift, bezogen auf das Direktorium, das aber ebenso funktionierte wie die Hofkonferenz. Anmerkungen des Directorial-Vice-Canzlers Freiherr von Bartenstein, über das im Jahre 1748 eingeführte neue Finanz-Sistem, 31. Januar 1756, Nachlass Zinzendorf Hs. 2 b, 29–129, hier 63, 66, 75, 84, s. Dickson, Baron Bartenstein, 14.

161 Arneth, Bartenstein, 178.

162 Schlitter, Correspondance Kaunitz et Koch, 9; vgl. oben Nota über das auswärtige Systema vom 18. Martii 1749, HHStA Staatskanzlei Vorträge 62 (Konferenzvota 1749), fol. 27r.

163 So Kaunitz an Koch, 21. 4. 1750, Schlitter, Correspondance, 5.

164 KMT II, 151 (April 1747), 163 (Juni 1747).

165 KMT II, 151.

166

Max Braubach, Koch, Ignaz Freiherr von, in: NDB 12 (1979), 265 f. Zum Einfluss des späteren Kabinettssekretärs Neny vgl. Arneth, Cobenzl, 107.

167

So KMT I, 146, weshalb der Adel *nicht wenig glossiret*, wenn Bartenstein von Maria Theresia zur öffentlichen Tafel gezogen wurde.

168 Hinrichs, Podewils, 97 ff. Für Bittgesuche, die Hofstellen und dergleichen betrafen, war aber formal die Kanzlei des Obersthofmeisters zuständig; vgl. dazu unten Kap. VII.

169 KMT II, 139, 422, vgl. ebd. 168 u. ö.

170 So Maria Theresia selbst, BAA, 81 f.; ebenso Hinrichs, Podewils, 97; selbst Khevenhüller schätzte ihn trotz seiner fehlenden *Extraction*.

171 Vgl. unten Kap. VIII.

172 Zu Kaunitz vgl. Klingenstein, Aufstieg; Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein; Szábo, Kaunitz; Szábo, Favorit; Szábo, Privilege and Professionalism; Klingenstein/Szábo, Staatskanzler; Schilling, Kaunitz; Lebeau, Aristocrates et grands commis; Beales, Joseph II, I, 141 ff.; ferner Novotny, Staatskanzler; Walter, Männer, 66 ff.; Lettner, Das Spannungsfeld.

173
Arneth, Maria Theresia IV, 318 ff.; Denkschrift von 1749: Pommerin/Schilling, Denkschrift; Schilling, Kaunitz; Szábo, Kaunitz; Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein; vgl. Kap. VIII.
174
KMT II, 303 f.; vgl. Wraxall, Memoirs III, 346 ff.
175
Zitiert bei Arneth, Maria Theresia IV, 542, vgl. ebd. 320 ff.
176
Einzelheiten bei Szábo, Kaunitz, 20 ff.

177

So der preußische Gesandte Christoph Heinrich von Ammon 1756, bei Hinrichs, Podewils, 142 ff.; noch in den 1770er Jahren: Swinburne, Courts, I, 336 f.: *cold and insensible*; Keith, Memoirs II, 197.

178

Ligne, Fragments I, 114 (*Verliebtheit in sich selbst)*.

179

KMT III, 70 f.; III, 241, u. ö. Friedrich II. nannte ihn frivol im Geschmack und tiefgründig in Geschäften (zitiert bei Alexander Novotny, Staatskanzler Fürst Kaunitz, 206). Vgl. das Urteil eines französischen Gesandtschaftsmitglieds, man dürfe Kaunitz nicht nach seinen Manieren beurteilen; Wertheimer, Schilderungen, 224.

180

So Ulfeld an Maria Theresia, zitiert bei Arneth, Maria Theresia IV, 321.

181 Vor allem deshalb, weil das Erzhaus durch die Kaiserwahl des Wittelsbachers damals nicht mehr über die Reichsvizekanzlei verfügte und stattdessen eine andere zentrale Hofstelle für die Außenbeziehungen brauchte.

182 Gracián, Handorakel.

183 Hinrichs, Podewils, 82; KMT III, 71, 109.

184 Überliefert als Brief Kaunitz' an Koch, Dezember 1751, bei Schlitter, Correspondance Kaunitz et Koch, 155–162.

185
Vgl. ausführlich Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein, 256 ff.
186
Gracián, Handorakel, Maxime 219, 97.
187
KMT III, 69 ff., 108 ff. Vgl. Klingenstein, Kaunitz kontra Bartenstein, 261.
188 KMT III, 69.
189
Schlitter, Correspondance Kaunitz et Koch, Anhang, 359 ff.
190
Abgedruckt bei KMT III, 371 ff.

191 KMT III, 112.

192 Arneth, Maria Theresia IV, 346.

193 KMT III, 70.

194 Vgl. etwa Arneth, Maria Theresia IV, 321.

195 KMT III, 69 ff.

196 KMT III, 109 f.

197 Vgl. grundlegend Lebeau, Aristocrates et grands commis.

198 KMT III, 242 f.

199

Kritik an Kaunitz bei KMT III, 114 f., 119, 123; IV, 138, 143 f.; V, 9, 14, 103. Vgl. Klingenstein, Institutionelle Aspekte, 87 ff.; Szábo, Kaunitz, 47 ff.; Szábo, Favorit, 352.

200

An Ulfeld, undatiert (Dezember 1757), BKF IV, 196; vgl. auch den folgenden Brief an Ulfeld, ebd. 196 f.

201

Vorschlag betr. Verbesserung und schleunigere Führung der inneren und äußeren Staatsgeschäfte, 10. Mai 1749 (Konzept), HHStA Landesarchiv ÖA Österreich – Staat Karton 1, Fasz. 2 (1697–1749) fol. 292–295, das Zitat fol. 295v.

202

HHStA Nachlass Zinzendorf Hs.2b fol. 10–29, fol. 29–129; vgl. Dickson, Bartenstein.

203

Ausführlich zu den Problemen der Reform in ähnlichem Sinne auch Ranke, Fürst, 697, 700 ff.; KMT V, 99, 103. Als in Wien ein verheerendes Feuer ausbrach und viele Häuser vernichtete, habe die Bevölkerung das auch dem neuen Verwaltungssystem zugeschrieben, so KMT V, 110.

204

Quellen in ÖZV II,3. Vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 1 ff.; Walter, Zentralverwaltung (ÖZV II,1,1), 254 ff.; Walter, Kaunitz' Eintritt; Szábo, Kaunitz, 83 ff.; Dickson, Finance I, 233 ff. Wenig dazu bei Hock/Bidermann, Staatsrath.

205

Denkschrift vom 14. Dezember 1760, ÖZV II,3, Nr. 77, 11, vgl. Denkschrift vom 9. Dezember 1760, ebd. 7 u. ö.

206

Randbemerkung zur Denkschrift Kaunitz vom 14. Dezember 1760, ÖZV II,3, 12.

207
Kaunitz, Haugwitz, Daun, Stupan, Blümegen und Borié sowie der Referendar Anton König.
208
Agenda des Staatsrats, ÖZV II,3, 25 f.
209
Kaunitz an Maria Theresia, 13. Januar 1762, ÖZV II,3, 31.
210
Agenda des Staatsrats, ÖZV II,3, 15 ff.

211

Davon wurde schon bald abgewichen, als Daun im Januar 1762 zum Hofkriegsratspräsidenten ernannt wurde und trotzdem im Staatsrat blieb, wogegen Kaunitz heftig, aber erfolglos protestierte. ÖZV II,3, 31 f.

212

… damit umso mehr aller rücksicht und respectui humano vorgebogen werden möge, ÖZV II,3, 21 f.

213 ÖZV II,3, 18.

214 ÖZV II,3, 33 ff.

215

Kritik etwa bei KMT VI, 96 f.; vgl. Walter, Kaunitz' Eintritt, 50 ff.

216

Vgl. Dickson, Finance I, 237 ff.

217

ÖZV II,3, 95 ff.; vgl. Walter, Kaunitz' Eintritt, 53 ff.

218

Walter, Zentralverwaltung (ÖZV II,1,1), 281 ff.; Dickson, Finance I, 238 ff.

219

Zu Ludwig von Zinzendorfs sozialem Hintergrund und Karriereweg grundlegend Lebeau, Aristocrates et grands commis, 107 ff.; zu seinem neuen Finanzverwaltungsmodell ebd. 163 ff.

220

Zu den Reformen von 1764/65 Walter, Zentralverwaltung (ÖZV II,1,1), 366 ff.; Dickson, Finance I, 244 ff.; KMT VI, 196 f., 446 ff.

221
So Walter, Verwaltungsreform, 60; Walter, BAA, Einleitung, 63 u. ö. Ebenso galt umgekehrt aus tschechischer Perspektive die Staatsreform von 1749 als «Bruch mit der Eigenstaatlichkeit» Böhmens.
222
Kallbrunner, Politisches Testament, Einleitung, 20.
223
Kallbrunner, Politisches Testament, Einleitung, 11 f.
224
Walter, Verwaltungsreform, 59; ders., Zentralverwaltung, 191 ff.

225

Kretschmayr, Maria Theresia, 104 f., bezeichnet es als «irrig», in den Reformen von 1760/61 eine «Abkehr oder auch nur eine Minderung» des durchgängigen «Verstaatlichungsgedankens» erkennen zu wollen.

226

So Leopold von Ranke, Die großen Mächte. Politisches Gespräch, hrsg. von Theodor Schieder, Göttingen 1963, 61.

227

Vgl. etwa Kühl, Organisationen.

228
Dickson, Finance I, 264 ff.; Obersteiner, Steiermark; Putschögl, Österreich ob der Enns; von Bredow, Kreisämter; für Tirol: Stauber, Zentralstaat, 225 ff. Vgl. dazu unten Kap. XIII.

229
Berechnungsversuche bei Dickson, Finance I, 305 ff.

230 Dickson, Finance I, 319.

231
Schmitt, Gespräch über die Macht.

1

Grundlegend Kantorowicz, Zwei Körper; ferner Schulte, Körper der Königin; Cosandey, Reine de France, u. v.a.

2

Thomas Hobbes, Vom Bürger I,17.

3 Barta, Maria Theresia, 347 ff.

4 Psalm 45,3 ff.

5 Hobbes, Leviathan I,10.

6

Instruktion des Fürsten Karl Eusebius von Liechtenstein (vor 1681). Abschrift aus dem 18. Jahrhundert, Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv, VA 5–2-2, 130. (Ich danke Michael Sikora für die Überlassung der Transkription.)

Vgl. z.B. Maria Theresia an Franz Graf Thurn, BKF IV, 22: Ein großer Fürst muss so gebildet werden, dass er die Herzen aller auch durch seine angenehme Physiognomie für sich einnimmt.

7

Arneth, Maria Theresia I, 87; IV, 136 f. Vgl. etwa die Äußerungen ihres Schwagers Karl von Lothringen, bei Urbanski, Aufzeichnungen, 96 f.: *sehr fein und schön*; Ranke, Fürst, 672; der venezianische Gesandte Foscarini bei Arneth, Maria Theresia I, 356, u. v.a.; zum Verlust ihrer ehemals legendären Schönheit im Alter s.u. Anm. 15.

8

Z. B. Wraxall, Memoirs, 304 ff.; Anonym, Über die Frage; Pichler, Denkwürdigkeiten I, 28; vgl. oben Kap. III.

9 Unter dem jüdischen Pseudonym Löwle Kemmel, Helden-Lied, 4.

10 Zitiert nach Arneth, Maria Theresia IV, 519.

11 Ranke, Fürst, 672.

12 An Tarouca (undatiert), Karajan, Sylva-Tarouca, 83; noch schonungsloser an die Gräfin Edling 1769, BAA 248 f., 250.

13 Lippert, Briefwechsel, 9; vgl. ebd. 86 (1760); 103 (1761).

14

An Gräfin Trautson, geb. Freifrau Hager, 1754, van Rhyn, Briefe, 271; vgl. an dies. 1750, ebd. 268: *Ich magere ab, ohne krank zu sein, das freut mich sehr.*

15

Coke, Letters III, 312; Moore, Society and Manners, 265 f.; Swinburne, Courts I, 355: sie habe immer noch ein schönes Gesicht, sei aber *enormously fat and unwieldy*.

Barta, Familienporträts; Yonan, Empress; Yonan, Portable Dynasties; Matsche, Maria Theresias Bild; Telesko, Mythos, 62 ff.; Telesko, Porträtmalerei; Telesko, Herrschaftssicherung.

17

Der Bankier Lorenz Fries, der von 1752 bis 1776 das *Thaler-Negotium* gepachtet hatte, exportierte über 20 Millionen Maria-Theresien-Taler in den östlichen Mittelmeerraum. Die Münze wurde nach 1780 weiter herausgegeben und verbreitete sich im ganzen vorderasiatischen Raum und in Afrika. Während des Zweiten Weltkriegs wurde sie daher auch von mehreren europäischen Kolonialmächten geprägt.

18

Grundlegend Marin, Porträt des Königs.

19

Loche/Roethlisberger, Liotard; Royal Academy London, Ausstellungskatalog Liotard; knapp Koschatzky, Liotard in Wien. Vgl. z.B. Maria Theresia an Marie Antoinette, November/Dezember 1770, Christoph, Briefwechsel, 30, 32. Zur empfindsamen Porträtkultur allg. Lacher, Von Mensch zu Mensch.

20

Yonan, Portable Dynasties; Steppan, Kaiserliche Gesandte.

21

Barta, Familienporträts, 6, 56, 154 (Antependium), 25 (Fayencen).

22

Anonym, Beantwortung der Frage, [unpag., 18], allerdings hier bezogen auf Schweden.

23

Anonymus, Königin in Ungarn; vgl. Barta, Familienporträts, 19 f.

24

KMT VIII, 65. – Vgl. etwa den Kupferstich oben Abb. 17 (Kap. IV).

25

Hinrichs, Podewils, 39. Vgl. etwa den venezianischen Gesandten Foscarini über Maria Theresia als Thronfolgerin, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 356: *Non manca di bellezza, ed essendo piuttosto gracile di corporatura e di poco vivo colore. – Sta il comportamento composto e la guardatura inclinante al grave, ma non però scompagnata di grazia.*

26 Zedler, Universal-Lexikon, XXXV, Sp. 822–830, s. v. Schönheit des Frauenzimmers, hier 823. Vgl. auch unten Kap. VII zur höfischen Kleidung.

27 KMT I, 118; II, 172 f.

28 Zedler, Universal-Lexikon, XXXV, Sp. 822–830, s. v. Schönheit des Frauenzimmers.

29 Z. B. KMT II, 357 u. ö.

30
Instruktion des Fürsten Karl Eusebius von Liechtenstein (vor 1681), Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv, VA 5–2-2, 131.
31
Vgl. Barta, Maria Theresia, 341 ff.
32
Anonym, Über die Frage (unpaginiert).
33
So auf einem Kupferstich, abgebildet bei Barta, Maria Theresia, 347 f.; zahlreiche weitere Belege bei Barta, Familienporträts, 62 ff.

34

Vgl. z.B. auch die Sinnsprüche anlässlich der Geburt des Thronfolgers 1741, bei Ghelen, Wiennerische Beleuchtungen; sowie anlässlich der dynastischen Hochzeiten. Aber ähnlich sah das auch ein Aufklärer wie Wilhelm Ludwig Wekhrlin, Wien, 60, für viele andere.

35

So Léon Bloy, zitiert nach Vinken, Marie-Antoinette, 89.

36

Einen anschaulichen Eindruck von den Sexualnormen des Wiener Hochadels vermitteln die Anweisungen des Fürsten Eusebius von Liechtenstein an seinen Sohn, um 1680, Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv, VA 5-2-2, hier 122.

37 Vgl. etwa die strengen Vorschriften der Kaiserin Elisabeth Christine für die Vorsteherin ihrer Kammerfräulein vom 11. Januar 1740, ediert bei Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 225–228.

38 Die fünfzehnjährige Maria Theresia spielte 1732 in dem Singspiel ‹Il cicisbeo consolato› mit; Hadamowsky, Spectacle, 387.

39 Vgl. z.B. KMT IV, 73, 92; V, 98 u. ö.; Reflexionen über das Heiraten KMT II, 272 ff.

40 Grundlegend Luhmann, Liebe als Passion, bes. 89, 95 f., 114, 150, 163 zum Verhältnis zwischen *amour passion* und Ehe.

41 So die These von Luhmann, Liebe als Passion.

42 Luhmann, Liebe als Passion, 60, mit zahlreichen Belegen.

43

Zur Korrespondenz mit Marie Antoinette vgl. Christoph, Briefwechsel, Einleitung; zur Korrespondenz mit Joseph vgl. Beales, Joseph II. I, 87, 151; zur Korrespondenz Isabellas von Parma vgl. Badinter, Isabelle, Introduction; vgl. unten Kap. IX und X.

44

Eduard Fuchs, Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 6 Bde., München 1909–1912; vgl. Ulrich Weitz, «Unser Zeitalter lechzt nach dem Bilde …». Eduard Fuchs

und die Bildsprache der deutschen Arbeiterbewegung vom Sozialistengesetz bis zur Novemberrevolution, Stuttgart 1990, 296 ff. – Das Genre gibt es noch heute, mittlerweile für Frauen erfreulicherweise nicht mehr verboten: Anna Ehrlich, Auf den Spuren der Josefine Mutzenbacher. Eine Sittengeschichte von den Römern bis ins 20. Jahrhundert, München 2005.

45

Z. B. Fuchs, Sittengeschichte III, 81.

46
Loen, Kleine Schriften I, 20 f.; vgl. ähnlich Keyßler, Reisen, 1213 ff.; später Wekhrlin, Wien, 69: *Ihr ganzes Leben ist Geniessen*; Pilati, Voyages I, 28 f., u. v.a.; vgl. dazu weiteres reiches Material bei Kauffmann, Es ist nur ein Wien.
47
Montagu, Complete letters I, 270.
48
Das zeigt etwa die folgende Anekdote: Der kaiserliche Feldherr Prinz Sachsen-Hildburghausen, in jeder Hinsicht ein Eroberer, hatte im Türkenkrieg eine Niederlage

hinnehmen müssen und wenig später geheiratet. Das fasste er selbst in den Kalauer: *Ob Banjaluka gleich mir hat versagt den Kranz/So hab ich selben doch erbeut' mit meinem …* Der Reichshofrat Seckendorff berichtete: *Diese Verse hat der Prinz dem Kayser lesen lassen, der darüber herzlich gelacht und solche der Kayserin, die eben dazu kommen, weisen wollen. Allein der Prinz hat sie dem Kayser aus den Händen gerissen und gesagt: Der Donner nein, E. M., das darf der Kayserin Majestät nicht sehen: Die würde mir's nicht vergeben.*

Seckendorff, Journal secret, 222 f.; vgl. auch 123 f., 147, 213 f. u. ö. Zu Karls VI. Mätressen, die er in seinem Tagebuch erwähnt, vgl. Redlich, Tagebuch, 148.

49 Garms-Cornides, Gebrauchsanweisung, 110.

50 Über Gräfin Josepha von Althann, KMT III, 187.

51
Husslein-Arco/Lechner, Meytens, 110 ff. Das Bild befand sich in der Privatsammlung des Grafen Carl Gustav von Tessin; angeblich hing es in einem kleinen Raum innerhalb des Schlafzimmers. 1732 wurde van Meytens zum kaiserlichen Kammermaler ernannt.
52
KMT VI, 110; vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 113.
53
So z.B. Rothe, Briefe, Einleitung, 10.

54

Vgl. die Brautbriefe oben Kap. II.

55

So Charles-Joseph de Ligne, ein später berühmter Lebemann, der als Junge schon Kammerherr bei Maria Theresia geworden war, über seinen eigenen Vater; Ligne, Fragments I, 72.

56

Ranke, Fürst, 677; Arnheim, Urtheil, 291 f.; der englische Gesandte Robinson bei Arneth, Maria Theresia I, 25; Guibert, Journal I, 297 ff.; Coxe, House of Austria III, 154, 162, u. v.a.

57

Karajan, Sylva-Tarouca, 17. Ähnlich Karl von Lothringen, Urbansky, Aufzeichnungen, 91 f.; Pichler, Denkwürdigkeiten I, 11 f.

58

Ottillinger, Paradebett; Benedik, Appartements; Yonan, Empress. Das «Reiche Schlafzimmer» in der Hofburg mit dem Paradebett Maria Theresias wurde im 19. Jh. nicht mehr als solches benutzt und von allen Umgestaltungen unberührt gelassen, also gleichsam als Gedächtnisort Maria Theresias musealisiert.

59
Iby, Schönbrunn; Yonan, Empress, 83 ff.; vgl. den Grundriss von Schönbrunn (Kap. VII, Abb. 27), Raum Nr. 8 (heute «Napoleonzimmer»).

60
So Seckendorff, Journal secret, 148: *faire comme des paysans, qui couchent régulierement et des nuits entieres avec leurs femmes*. Sonstige Sottisen über die Ehe ebd. 123 f., 147 u. ö.

61
Vgl. Telesko, Mythos, 107; ders., Maria-Theresien-Krypta; ders., Hier wird einmal gutt ruhen seyn.

62
An Marie Antoinette, 3. Oktober 1777, Christoph, Briefwechsel, 225 (ausgelassen in MACS III, 118).
63
An Marie Antoinette, 3. November 1780, Christoph, Briefwechsel, 342 (ausgelassen in MACS III, 482).
64
Hinrichs, Podewils, 49; vgl. dazu auch Yonan, Empress, 84 f.
65
Arneth, Maria Theresia IV, 147.

66

An Marie Christine, 1766 (undatiert), Wolf, Marie Christine I, 66–73; BAA, 208 ff.; eine andere dt. Übersetzung bei Rothe, Briefe, 122 ff. Ich folge hier teils der Übersetzung von Wolf, teils der von Rothe, der die Anredepronomina angemessener wiedergibt. Dem französischen *Vous* entspricht im Deutschen das *Ihr* besser als das von Wolf und auch von Friedrich Walter in seiner Briefausgabe (BAA) gewählte *Du*.

67 An Marie Christine 1766 (undatiert), Rothe, Briefe, 124 f.; Wolf, Marie Christine I, 68 f. Vgl. dazu unten Kap. XIV.

68 So an ihre Schwester Marianne, 21. Oktober 1744, BAA, 39 f.

69 An Marianne, 3. Oktober 1744, BAA, 39; Arneth, Maria Theresia II, 453.

70 Z. B. KMT II, 44 f.; vgl. KMT IV, 13 u. ö.

71 KMT III, 205 f.

72 An Marie Christine, April 1766, Rothe, Briefe, 122; Wolf, Marie Christine I, 66.

73 Vgl. unten Kap. X.

74 An Ferdinand, 1. 10. 1771, BKF I, 70 f. (Übers. B. St. R.).

75 So Wolf, Marie Christine I, 9; vgl. schon Hinrichs, Podewils, 50: *Sie möchte eine bürgerliche Ehe mit dem Kaiser führen.*

76

So bereits die Tochter ihrer Zofe Caroline Hieronymus, Pichler, Denkwürdigkeiten I, 11 f.; Guglia, Maria Theresia II, 213 («Hausfrau und Mutter»); Herre, Maria Theresia, 161 f. («Familienheim»); Wandruszka, Leopold II., I, 35 f. («ménage bourgeois»); Vocelka/Heller, Private Welt, 25; Lever, Marie Antoinette, 10; u. v.a.; eine Ausnahme ist Crankshaw, Maria Theresia, 128: «alles andere als bürgerlich, aristokratisch bis auf die Knochen».

77
Barta, Familienporträts, 133 ff.; Yonan, Nobility and Domestic Conviviality.
78
Das imitierte ihr Sohn Ferdinand in seiner Ehe, was Maria Theresia besonders rührte: BKF I, 161.
79
Goethe, Aus meinem Leben, Werke IX, 195.
80 Vgl. unten Kap. IX und XIV.

81 Beispiele für Eheschließungen und die damit verbundenen Karrierestrategien finden sich bei Khevenhüller in großer Zahl, vgl. nur etwa KMT II, 32, 71, 85, 90, 106, 124 f., 128, 138, 139, 144, 179, 186, 211, 214, 247, 253, 268, 271 ff., 277 f., 364.

82 KMT II, 73 ff.; vgl. auch KMT VIII, 112 f. – Vgl. Maria Theresias Briefe an sie aus den Jahren 1745–1755: van Rhyn, Briefe.

83 KMT II, 74.

84 KMT I, 119.

85

KMT II, 329. Vgl. etwa auch Bemerkungen über allgemein bekannte Affären des Hofadels, etwa KMT I, 125 f.; 211 f.; KMT II, 245 f. Joseph II. spottete über Khevenhüllers Schamhaftigkeit, KMT VIII, 119.

86

So Hinrichs, Podewils, 71 f., 74 f., 86 f., 106 ff.

87

So z.B. Graf Schulenburg mit Gräfin Esterhazy, KMT VIII, 36, 74 f.

88

Vgl. etwa KMT III, 101, 106, 113, 114, 115, 117, 168, 146 f., 174 f., 176, 193, 194, 195 f., 226 f., 236, 240, 245, 272.

89

KMT II, 144; KMT V, 103, 105 f.; allg. Hadamowsky, Theatergeschichte, 199–254.

90

Tarouca an Maria Theresia, Herbst 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, 27 f.; vgl. oben Kap. III.

91
KMT III, 45. Im Mai 1759 wurde auf Befehl Maria Theresias die Tänzerin Santini *wegen übler Conduite* ausgewiesen und von einem Sicherheitskommissar bis Venedig eskortiert, was für das Wiener Ballett ein großer Verlust war, KMT V, 102.

92
Casanova, Geschichte I, 152; vgl. III, 37.

93 KMT II, 145.

94 KMT II, 145.

95 KMT II, 200 ff., 467.

96
Hadamowsky, Theatergeschichte, 205 ff.
97 Vgl. dazu Kap. VII.
98 KMT II, 202.
99
Arneth, Maria Theresia IX, 399 ff.; zuletzt Steiner, Rückkehr, 301 ff.; Schnitzer, Maskeraden; Scheutz, Karneval. Kein Geringerer als Leopold von Sacher-Masoch schrieb darüber eine Novelle mit dem Titel ‹Die Keuschheitskommission›.
100 KMT II, 202.

101 Hinrichs, Podewils, 112 ff.; nur ausländische Minister sollten verschont bleiben.

102 Vgl. Reinhardt, De Sade.

103 So Herre, Maria Theresia, 146 ff.; Großegger, Theater, 71; Schnitzer, Maskeraden, 255; Barta 349 ff.

104 ÖZV II,2, 405 f.; ÖZV II,1,1, 247; Kallbrunner, Polizei, 142 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 399 f., 603 zitiert die Relazion des venezianischen Gesandten Corer vom Anfang des Jahres 1753, wonach eine «Sicherheits- und Keuschheitskommission» mit der niederösterreichischen Repräsentation und Kammer vereinigt worden sei.

105 [Lamberg], Memoir I, 157 ff.

106 Wekhrlin, Wien, 100 ff.

107 Hinrichs, Podewils, 115.

108
Z. B. Bark bei Arnheim, Urtheil, 290; Guibert, Journal, 297 ff.; Ligne, Fragments I, 119, 132, 144; Ranke, Fürst, 676 f.; Wraxall, Memoirs III, 482 f.; Trenck, Blutbibel, 77; Casanova, Geschichte III, 260–263, VIII, 248–252; die Geschichte seines Landesverweises ebd. X, 257–264.

109
So ein französischer Beobachter noch zwanzig Jahre später: Wertheimer, Schilderungen, 214.

110 Trenck, Blutbibel, 77.

111
Casanova, Geschichte III, 260 f.

112 Arnheim, Urtheil, 290.

113 Arneth, Maria Theresia IX, 399 ff. (das Zitat 400) berichtet von verschiedenen Fällen, wo Maria Theresia sich einmischte, wenn ein Adeliger die Ehefrau eines anderen mit dessen Einwilligung zu seiner Mätresse machen wollte oder wenn ein junges Paar aus dem Hofadel ins Ausland durchbrannte. Ein weiterer Fall bei Koschatzky, Katalog, 316 f. Nr. 62,08.

114 Hinrichs, Podewils, 50.

115 KMT V, 74; vgl. V, 92, 115.

116 Szábo, Kaunitz, 22.

117 Memoire de morale et de Gouvernement d'Etat pour l'usage de S. A. Royale Regnante (1723), HHStA LHA, 43–1, fol. 22–28.

118 Ebd. fol. 28.

119 Zu Karl von Lothringen vgl. Hinrichs, Podewils, 72: *Er ist nicht sehr galant, aber ausschweifend und überlässt sich sogar groben Ausschweifungen.*

120

‹Liste de Galanteries de Bruxelles›, ‹Chiffres pour le parler par gestes›, Brüssel, Archives Générales du Royaume, Secretarie van State en Oorlog/Sécretairerie d'État et de Guerre, Tome 100, No. 2605, fol. 102–107.

121

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 11.

122

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 28.

123

Grundlegend Zedinger, Franz Stephan, 268 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 190 f. glaubt, womöglich habe sich alles «in den Grenzen harmloser Galanterie» abgespielt. Arneth, Maria Theresia IV, 149, nennt die Gräfin Auersperg, ferner Johanna Gräfin Tarouca geb. Herzogin von Holstein-Beck und Gräfin Canal geborene Pálffy.

124

Ranke, Fürst, 676 f.; vgl. die Überlegungen bei Hinrichs, Podewils, 60.

125 Hinrichs, Podewils, 58.

126 Friedrich II. an Wilhelmine von Bayreuth, Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, X, 429, auch zitiert bei KMT III, 193, 463.

127

Arneth, Maria Theresia IV, 149. Gemeinhin wird sie kommentarlos als Franz Stephans Mätresse bezeichnet; etwa Guibert, Journal I, 297 f.; Wraxall, Memoirs II, 353, u. v.a. Dass das mehr als ein Gerücht sei, schreibt ausdrücklich etwa Coke, Letters III, 333, 360. – Zedinger, Franz Stephan, 270 f., nennt es «hartnäckigsten Tratsch». Der Kaiser hatte Auersperg erst 1746 zum Reichsfürsten gemacht. Zu ihrem Tod im Alter von 38 Jahren am 21. Oktober 1775 vgl. KMT VIII, 110.

128 KMT IV, 17.

129 KMT IV, 18, 23, 49, 78; V, 92, 115; VI, 30, 85, 115, 121, 124.

KMT IV, 16, 18. Vgl. zur Schlittenfahrt im Januar 1758: KMT V, 5: *Es hiesse, die Zetteln wären also gehoben worden.* Wenn sich Maria Theresia weigerte, ihren Mann auf die Jagd nach Laxenburg zu begleiten, so führte man das auf ihren Ärger über die Anwesenheit der Auersperg zurück. Wenn sie umgekehrt selbst die Jagdgesellschaft mitsamt der Auersperg zu sich nach Schloss Hof einlud, so gab auch das zu *besonderen Glossirungen* Gelegenheit. KMT V, 101, 106, 107, 110, 111.

131

An Marie Christine (undatiert, 1761?), BKF II, 356: *Votre rêve est faux*.

132

Vgl. KMT VI, 30, 115, 121 (August 1765); vgl. auch die Kritik seiner Schwiegertochter Isabella von Parma, der Kaiser lasse sich zu sehr von der Auersperg beeinflussen: Badinter, Isabelle, 239; Arneth, Maria Theresia VII, 49.

133

Ligne, Fragments I, 68; I, 110; I, 143 f. Anm. 7; vgl. II, 114.

134

Ligne, Fragments I, 203; vgl. dessen Erzählung ‹Cleon et Roxelane›, Contes immoraux, in: Ligne, Œuvres romanesques I, 102–107.

135

Ligne, Fragments I, 110 (Übers. B. St. R.). Vgl. ebd. I, 68: *Ich hatte eine Menge Generäle und sogar Minister in Wien in meinem Vorzimmer in der Zeit, als ich bei der Favoritin in der Gunst stand* (*dans le temps de ma faveur auprès de la favorite*).

136

Die Komödie ‹*Crispin rival de son*

maître› (1707) war der erste schriftstellerische Erfolg des jungen Alain-René LeSage, der später mit dem Roman ‹*Gil Blas*› berühmt wurde. – Die Aufführung des Stücks am Wiener Hof im Mai 1756 bezeugt KMT IV, 19; zuvor auch schon im April 1753: KMT III, 101. – In einer Denkschrift des Rektors des Theresianum, Pater Kerens, vom März 1767, die alle gängigen Komödien nach ihrer Zulässigkeit in drei Klassen einteilte, rangierte das Stück in der dritten und letzten, also anstößigsten Kategorie; der Pater fand es

choquant. Die Denkschrift von Kerens ist ediert bei KMT VI, 529–536, hier 534.

137 Zedinger, Franz Stephan, 269 f.

138 Sieben Briefe von Franz Stephan und einer von Beatrice de Ligneville sind bekannt; dazu grundlegend Zedinger, Franz Stephan, 272 ff.

139 *[…] malgré mon âge je suis encore en passion.* Briefzitate bei Zedinger, Franz Stephan, 274 f., 346 f. Maria Theresia ahnte offenbar nichts davon; nach Franz Stephans Tod wollte sie Beátrice de Ligneville gern empfangen: BKF IV, 472.

140 Ausführlich dazu auf der Grundlage der Korrespondenz Nenys mit seinem Bruder in Wien: Bernard, Patrice-François de Neny; knapp Zedinger, Franz Stephan, 269.

141

Vgl. Joseph II. an Maria Theresia, 16. Mai 1769 (MJC I, 268): Darin spricht er von dem Wirbel um die Abenteurerin, *aventurière*, Mademoiselle Juliana Maria von Schönbaden.

142

Bernard, Patrice-François de Neny.

143

Z. B. an Ferdinand, 3. Oktober 1771, BKF I, 73; an Amalia, Juni 1769, BKF III, 3 ff., Rothe, Briefe, 144 ff.; an Carolina, April 1768, BKF III, 32 ff., Rothe, Briefe, 220 ff.; an Marie Antoinette, 4. Mai 1770, MACS I, 6 ff., Rothe, Briefe, 367 u. ö.

144

An Ferdinand, 21. Juli 1774, BKF I, 288 f.

145

Vgl. dazu auch unten Kap. IX, XIII und XIV.

146

Maria Theresia an Marie Christine 1766 (undatiert), Wolf, Marie Christine I, 66 ff. (Übers. B. St. R.); andere dt. Übersetzungen in: BAA, 208 ff.; Rothe, Briefe, 122 ff. (angemessener, aber mit ungekennzeichneten Auslassungen). Vgl. Briefe an Maria Carolina, April 1768, BKF III, 32 ff., dt. BAA, 233 ff.; an Amalia, Juni 1769, BKF III, 3 ff., dt. BAA, 242 ff.; an Marie Antoinette, 4. November 1770, MACS I, 15 ff., dt. BAA, 263 ff.

147 An Mercy-Argenteau, 31. Juli 1779, MACS III, 333 ff., dt. Rothe, Briefe, 358.

148 Justi, Gutachten, 17 f.

149 Walter, Verwaltungsgeschichte, ÖZV II,1, 242 ff.; ÖZV II,2, Aktenstücke, Nr. 74, 391–406.

150 ÖZV II,2, Aktenstücke, Nr. 74, 405.

151 Directorialdekret 12. Februar 1752, ÖZV II,2, Aktenstücke, Nr. 74, 405.

152
Obersteiner, Steiermark, 175.
153
Untersucht ist das Wirken der Policey vor Ort für die Steiermark: Obersteiner, Steiermark, bes. 173 ff.
154
Obersteiner, Steiermark, 175.
155
Dieser Auersperg, geb. 1723, war mit Franz Stephans Geliebter bzw. deren Gatten nur weitläufig verwandt.

156 Vgl. Verordnung vom Juni 1754, Kropatschek, Sammlung II, 357–360.

157 Obersteiner, Steiermark, 177

158 Zitiert nach Obersteiner, Steiermark, 177.

159 Allg. Ammerer/Weiß, Strafe.

160 Grundlegend Steiner, Rückkehr, 299 ff.; ferner Steiner, Schnepfenjagd.

161 Steiner, Rückkehr, 308.

162 Wienerisches Diarium 1753, Nr. 86; vgl. Steiner, Rückkehr, 319.

163 Steiner, Rückkehr, 314; mit genauer Rekonstruktion der Zusammensetzung der einzelnen Schübe und der Entwicklung über die Zeit von 1744 bis 1768.

164 Steiner, Rückkehr, 317 ff.

165 Steiner, Rückkehr, 329 ff.

166 Steiner, Rückkehr, 348 f.

167 Steiner, Rückkehr, 330.

168 Quelle ediert bei Steiner, Rückkehr, 548 ff. Vgl. ebd. 361 ff.; Beales, Joseph II, I, 246 ff.

169 Zitiert nach Steiner, Rückkehr, 367.

170 Kropatschek, Sammlung III, 248 ff., 254 ff.; auch bei Klueting, Josephinismus, 44 ff.

171 Kropatschek, Sammlung III, 249 f.

172
Otto Ulbricht, Kindsmord und Aufklärung in Deutschland, München 1990; Michalik, Kindsmord.
173
Vgl. genealogische Tafel S. 1062 f.
174
Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 168 f.
175 KMT I, 117.
176
Frank, Medicinische Policey II, 62; Storch, Weiberkrankheiten; vgl. Duden, Unzeitig Gewächs.

177 An Ferdinand, 1. Juli 1773, BKF I, 214.

178 So Maria Theresia an Tarouca, September 1766, Karajan, Sylva-Tarouca, 62: *Ich werde meine Tochter zur Ader lassen, damit sie schwanger wird, denn sie ist es nicht* (Übers. B. St. R.).

179 Stolberg, Homo patiens, 123 f.

180 So KMT II, 357.

181 KMT II, 262, II, 357; III, 18, 147.

182 Z. B. KMT II, 328, 357 u. ö.

183
Arneth, Maria Theresia I, 54.
184
Ähnlich schon ein Hofdekret vom 11. Juni 1611, s. Deuticke/Fischer, Geburtshilfe, 113.
185
Steidele, Hebammenkunst, nach Deuticke/Fischer, Geburtshilfe, 101 f.; so auch noch Frank, System der Medicinalpolicey (1779), vgl. Martus, Aufklärung, 812 ff.
186
Arneth, Maria Theresia I, 400.

187

An van Swieten, 8. Januar 1745, BAA, 41.

188

KMT II, 262 ff. u. ö.; auch etwa langes Knien in der Passionsliturgie: KMT III, 21; vgl. Stöckelle, Geburten, 38 ff.; Arneth, Maria Theresia IV, 169.

189

An ihre Schwester Marianne, 21. Oktober 1744, bei Arneth, Maria Theresia II, 452 f., BAA, 39 f.

190

BKF I, 128, 139 über ihre eigene Totgeburt; an Ferdinand, BKF I, 95, 127, 135 ff., 160, 180 ff., 185, 197, 206, 212, 217 f., 219 f., 312 f., 316 ff.; an Marie Antoinette: Christoph, Briefwechsel, 31, 78 f., 109 an Beatrix, BKF III, passim.

191

Z. B. KMT II, 26; KMT III, 178 u. ö.

192

An Dietrichstein, 11. Februar 1745, BAA, 42; vgl. an dens., 24. Februar 1746, BKF IV, 171.

193
KMT III, 169; ebenso 1755:
KMT III, 232.
194 KMT II, 19 u. ö.
195
z.B. KMT III, 16, 20, 51 u. ö.
196
An Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 5 f.; dt. BAA, 58.
197
An Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 7 f.
198
An Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 10 f., 13.

199
An Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 23.
200
An Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 113.
201 KMT II, 22.
202
KMT III, 55. – Zu einer Wette zwischen Maria Theresia und dem Fürsten Dietrichstein über das Geschlecht ihres nächsten Kindes vgl. Pichler, Denkwürdigkeiten I, 16; und Koschatzky, Katalog, 224. Vgl. an Marie Beatrix, 12. September 1774, BKF III, 183 u. ö.

203

So der venezianische Gesandte Capello, zitiert bei Arneth, Maria Theresia I, 400, vgl. ebd. 255 f.

204

Instruktion des Fürsten Eusebius von Liechtenstein, Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv, VA 5–2-2, 139–147.

205

Vgl. Laqueur, Leib. Der gelehrte Arzt Galenos von Pergamon (2. Jh. n. Chr.) war neben Aristoteles und Hippokrates die Autorität der vormodernen europäischen Medizin schlechthin.

206
Karl VI. an Franz Stephan, zitiert bei Hennings, Und sitzet zur linken Hand, 197.
207
Nicht nur in Wien: Moser, Hofrecht, 636.
208
KMT II, 21, 153; III, 266 u. ö. Vgl. Stöckelle, Geburten, 46.
209 KMT IV, 55.
210
Vgl. Labouvie, Andere Umstände.

211 An Antonia von Sachsen schrieb sie allerdings 1748, sie wolle ihrem Mann diese Szene lieber ersparen: Lippert, Briefwechsel, 5 f.; dt. BAA, 58.

212 KMT II, 152 f.

213 KMT II, 21 f., 148 f., 151 ff. – Der minderjährige Joseph wurde 1755 bei der Geburt seiner jüngsten Schwester Maria Antonia von dem Geschehen ferngehalten, damit er *nicht Ungebührliches und für sein Alter Unanständiges sehen oder hören mögte*; KMT III, 266.

214

KMT II, 79: Die Obristhofmeisterinnen und die Frauen der Obristhofmeister hatten bei der Niederkunft zu erscheinen; so war es noch bei der Geburt Maria Amalias 1746 und Leopolds 1747, KMT II, 152 f. Vgl. zum Geburts- und Taufzeremoniell allg. den Beitrag von Irene Kubiska, in: Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 493–529.

215
Schon bei der Geburt des nicht lebensfähigen Kindes 1748 waren nur noch drei Hofdamen und die vierte zu spät hinzugezogen worden, so KMT II, 266.
216 KMT III, 56, 266.
217 KMT III, 266 f.
218 KMT III, 59.
219
Vgl. allg. Horn, Wiener Hebammen.

220

Brechka, Van Swieten, 111 ff.; ferner Broman, Transformation; Lesky/Wandruszka, Van Swieten; zu Maria Theresias Verhältnis zu van Swieten vgl. BKF I, 14 ff.; vgl. unten Kap. IX.

221

Vgl. allg. Stolberg, Homo patiens.

222

Vgl. dazu auch unten Kap. IX. Vgl. an Beatrix, BKF III, 161: Trotz ihrer sechzehn Kinder wisse sie über Medizin nichts und wolle auch nichts wissen, um dem Arzt besser zu gehorchen.

223

Wichtige zeitgenössische Hebammenbücher verfassten die Wiener Mediziner Crantz (1756), Steidele (1774) und Plenk (1768). Allg. zur Medikalisierung der Geburtshilfe seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert vgl. Seidel, Kultur des Gebärens.

224

Crantz, Einleitung in eine wahre und gegründete Hebammenkunst, Wien 1756.

225

Deuticke/Fischer, Geburtshilfe, 85.

226

Zitiert nach Deuticke/Fischer, Geburtshilfe, 83.

227

Vgl. Christel Meier-Staubach, Gemma spiritalis. Methode und Gebrauch der Edelsteinallegorese vom frühen Christentum bis ins 18. Jahrhundert, München 1977, 325 ff.

228

An Hofrat Posch, 17. Juli 1771, BKF IV, 329.

229

Stöckelle, Taufzeremoniell, 293.

230

An Ferdinand, 12. August 1773, BKF I, 220; 16. Dezember 1776, BKF II, 58 f.; vgl. KMT III, 266: *nunmehro meistens im Bett.*

231

An Ferdinand, 16. Juli 1777, BKF II, 92 u. ö.: nur deutsche Ärzte aus der Schule van Swietens.

232

An Ferdinand, März-April 1773, BKF I, 188 ff.

233

KMT I, 251, 266 f. – Vgl. Maria Theresias Briefe an ihre Schwester Marianne, BAA, 38 f., 40.

234

Vgl. an Antonia von Sachsen, 21. Juli 1767, Lippert, Briefwechsel, 256 f.

235

Vgl. an Ferdinand, 9. Juli 1772, BKF I, 135 f.

ce sacrifice que vous venez de faire […] de votre cher enfant, en même temps avec votre épouse, Dieu vous en saura compte, comme de celui d'Abraham, so an Ferdinand, 9. Juli 1772, BKF I, 135 f. Gott hatte von Abraham die eigenhändige Opferung seines Sohnes Isaak verlangt, ihn dann aber doch verschont. (Ich danke Ina Hartwig für Hilfe bei der Übersetzung.) Vgl. an Beatrix, BKF III, 243 ff.

237

Die früh verstorbenen Kinder sind alle nicht erwähnt z.B. bei Hamann, Die Habsburger, 442. Die am Tag der Geburt gestorbene Maria Carolina wird ganz weggelassen bei Koschatzky, Katalog, 15; ohne Namen wird sie erwähnt bei Crankshaw, Maria Theresia, 8 f., ebenso in einer akribischen genealogischen Tabelle aus dem Jahr 1837 bei Pangels, Kinder.

238

Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 171.

239

An Gräfin Trautson (1750), van Rhyn, Briefe, 268.

240

Pečar, Ökonomie der Ehre, 90.

241

Vgl. zu Maria Luggau: Lobenwein, Je gresser die lieb, 149.

242

KMT II, 262 ff.; vgl. Stöckelle, Geburten, 38 ff., 84 ff.

243 Eine Not- oder Frauentaufe durch die Hebamme erhielt auch Max Franz 1756, weil die Geburt etwas schwerer gewesen war als sonst. Khevenhüller berichtet, dass man den Taufakt am Folgetag während der offiziellen Zeremonie beinahe noch einmal wiederholt hätte, was kirchenrechtlich aber nicht zulässig war; KMT IV, 55 f.

244 So der venezianische Gesandte Diedo, vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 519 f.

245 KMT II, 266.

246
Die architektonische Umgestaltung des Schlosses durch Pacassi und die Ausmalung v.a. durch Franz Anton Maulbertsch zog sich von 1765 bis 1776 hin. In einem anderen Saal des Innsbrucker Schlosses ließ Maria Theresia ein Porträt Josephs mit seinen beiden verstorbenen Ehefrauen und seiner verstorbenen Tochter anbringen. Vgl. Barta, Familienporträts, 43 ff.; Telesko, Familia Augusta.
247 Vgl. Kap. II.
248
Stöckelle, Taufzeremoniell, 293.

249 Vgl. den Überblick bei Stöckelle, Taufzeremoniell, 319 ff.

250 Schon 1749/50 bemühte sich Kaunitz um französische Taufpaten für Maria Theresias nächstes Kind, falls es ein Junge würde, was dann nicht der Fall war, vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 319.

251 KMT III, 178 f.

252

Vgl. Arneth, Maria Theresia I, 254 ff.; Barta, Familienporträts, 37 f., 70 f., 157 f.; Küster, Vier Monarchien, 102 ff.; Telesko, Maria Theresia, 124; Telesko/Hertel/Linsboth, Zwischen Panegyrik.

253

So Ghelen, Wienerische Beleuchtungen, 96; zitiert nach Barta, Familienporträts, 38; vgl. Telesko/Hertel/Linsboth, Zwischen Panegyrik, mit weiteren Beispielen.

254

Telesko/Hertel/Linsboth, Zwischen Panegyrik.

255

So wurde es auch bei Maria Theresias Söhnen Karl 1745 und Maximilian Franz 1757 gehalten, ebenso wie es schon ihre eigenen Eltern bei ihrem früh verstorbenem Bruder Leopold getan hatten; vgl. Stöckelle, Geburten, 27.

256

Wienerisches Diarium, 27. August 1746, Nr. 69, vgl. Stöckelle, Taufzeremoniell, 298. Ein Scudo war aus Silber und wog damals ungefähr 23 Gramm.

257

Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 174, mit Berufung auf Europäische Fama, XXV. Theil. Vgl. Richard Blaas, Das Fest der geweihten Windeln, in: Wiener Monatshefte 36 (1962), 26 f.; Stöckelle, Taufzeremoniell, 297 f.

258

An Ulfeld, 31. März 1762, BKF IV, 199.

259

HHStA ZP 18, fol. 75r. Später wurde auch das Kind selbst der Wiener Bevölkerung am Fenster der Hofburg präsentiert, bevor er auf die Reise nach Ungarn geschickt wurde; vgl. Arneth, Maria Theresia I, 267.

260

Stöckelle, Über Geburten, 94; allg. Stöckelle, Taufzeremoniell, 307 ff.

261

Als *wider die jetzige Gewohnheit*, gerade in Frankreich, bezeichnete es Khevenhüller 1776, dass die Tochter des französischen Botschafters, Comtesse de Matignon, ihrem Kind selbst die Brust reiche; KMT VIII, 82; vgl. an Marie Antoinette, 25. 11. 1778, MACS III, 270.

262

Crantz, Hebammenkunst, 177 ff.

263

An van Swieten (undatiert, Mai 1754?), BKF IV, 235.

264

Zitiert nach Haslinger, Franz Stephan, 103 f.

265

Badinter, Mutterliebe; vgl. etwa Claudia Opitz, Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung, in: Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Querelles 7 (2002), 154–170.

266

Stich von Albrecht Schultheiß nach Alexander (von) Liezen-Mayer, publiziert als Holzschnitt in ‹Daheim› 1868, 237, und mehrfach photographisch vervielfältigt, vgl. Telesko, Mythos, 164 f.; Abb. in Koschatzky, Maria Theresia, 466; vgl. oben Prolog.

267

So Hyacinth Holland, Liezen-Maye Alexander von, in: ADB 51 (1906), 709–715 [Onlinefassung]; URL: http://www.deutsche-biographie.de/pnd117004375.htm anchor=adb.

268 Vgl. dazu unten Kap. VII.

269 Eine ähnliche Legende findet sich im Japan der Meiji-Zeit in einem Kabuki-Theaterstück von Mokuami Kawatake (1885). Ich danke Naoko Matsumoto, Tokio, für diesen Hinweis.

270 Politisches Testament von 1750/51, BAA, 66.

1

Arneth, Maria Theresia I, 253, gestützt auf den Bericht von Podewils; Hinrichs, Podewils, 39 ff.

2

Arneth, Maria Theresia II, 192 f., ohne nähere Angaben; X, 743 f.

3

Voltaire, Siècle de Louis XV, in: Œuvres XIX, 62 f. (Übers. B. St. R.).

4

Dutens, Mémoire, 343 f. (Übers. B. St. R.). Weitere Belege dafür, dass jedermann sie anbetete: Ligne, Fragments I, 119; Arnheim, Urtheil, 289; Wertheimer, Schilderungen, 213 f.; Coke, Letters III, 320, 464; IV, 67 u. ö.; vgl. auch Michaud, Laudatio, 686 f.; als Beispiel für spätere Historikerurteile z.B. Andreas, Das Theresianische Österreich, 8: Sie suchte «in der Liebe ihrer Untertanen einzigen Lohn und einziges Glück», u. v.a.

5

Vgl. Frevert, Gefühlspolitik, zu Friedrich II. als «Herr über die Herzen»; Martus, Aufklärung, 586 ff.

6

Vgl. Brendecke, Imperium und Empirie.

7

So etwa der habsburgische Fürstenspiegel Princeps in compendio, 23 (*freundlich sein*), 61 ff. (*jedermann Gehör geben*).

8

Hinrichs, Podewils, 40, s.o. Kap. III.

9

Luise Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, Oktober 1749, in: Gottsched, Mit der Feder, 147 ff.; vgl. Martus, Aufklärung, 594 ff.; zur Gottschedin: Susanne Kord, Little Detours. The Letters and Plays of Luise Gottsched (1713–1762), Rochester NY 2000.

10

Karl VI. hatte Seckendorf die Niederlage im letzten Türkenkrieg angelastet und ihn in Festungshaft nehmen lassen, woraus ihn Maria Theresia sofort nach ihrem Regierungsantritt befreit hatte.

11

Luise Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, Oktober 1749, in: Gottsched, Mit der Feder, 148.

12

Küchelbecker, Allerneueste Nachricht; Keyßler, Reisen, 1213 ff.; Guibert, Journal I, 290 ff.; Pilati, Reisen I, 21 ff., u.a. Vgl. Gudrun Swoboda (Hg.), Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums, I: Die kaiserliche Galerie im Belvedere (1776–1837). Wien/Köln/Weimar 2013.

13

Heute Alte Hofapotheke und Teile der Spanischen Reitschule.

14

Franz Christoph von Scheyb, Theresiade. Ein Ehren-Gedicht, Wien 1746; Martus, Aufklärung, 595; Telesko, Maria Theresia, 112 f.

15 Iby, Schönbrunn, 13 f.; Yonan, Empress, 86 ff.; Iby/Koller, Schönbrunn, 90 ff. mit zahlreichen Abbildungen vom jetzigen Zustand der Räume; Telesko, Die Erbin, zur Ausstattung der beiden Galerien. Schon seit 1746 fanden in Schönbrunn offizielle Gesandtenaudienzen statt, so KMT II, 91.

16 KMT II, 119 f.

17 Auf dem Grundriss Abb. 27 Nr. 1–4; vgl. Iby, Schönbrunn, 13 f.; Yonan, Empress, 83 ff. – Wo die Gottscheds genau empfangen wurden, ist nicht sicher zu rekonstruieren, dafür sind die Angaben in der Quelle nicht präzise genug.

18 KMT VI, 249.

19 Z. B. KMT I, 220, 237 u. ö.

20 Grundlegend Krischer, Gesandtschaftswesen; ferner Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 159 ff.; Yonan, Empress, 86 ff.; Benedik, Zeremoniell; Graf, Das kaiserliche Zeremoniell.

21 Vgl. Graf, Das kaiserliche Zeremoniell, 576; Benedik, Zeremoniell. – Moser, Hofrecht, 299: *Ordentlicher Weise wird nur ein Flügel aufgemacht; beide werden aber der Herrschaft und der Familie eröffnet.*

22 So Podewils, 45; Fürst, 672 f.

23

Vermutlich die Antecamera Nr. 4.

24

Luise Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, Oktober 1749, Gottsched, Mit der Feder, 148 f.

25

KMT IV, 4 f.; vgl. etwa Ranke, Fürst, 730.

26

KMT II, 34; II, 156; vgl. Moser, Hofrecht II, 681 f.

27

Vermutlich die zweite oder große Antecamera (Nr. 5). Was mit *der Kayserin Zimmer* gemeint war, ist nicht ganz klar; die Appartements der Kaiserin grenzten nicht direkt an die zweite Antecamera, sondern waren über mehrere Verbindungsräume zu erreichen; vgl. Iby, Schönbrunn, Abb. 5.

28

Luise Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, Oktober 1749, Gottsched, Mit der Feder, 149.

29

Linger, Denkwürdigkeiten, 225.

30

Im Januar 1787, zum Kontext vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 296.

31

Luise Gottsched an Friedrich Heinrich von Seckendorf, Oktober 1749, Gottsched, Mit der Feder, 149.

32
Später wurden die kleinen Erzherzöge und Erzherzoginnen sogar fest in das offizielle Gesandtschaftszeremoniell eingebaut und die Botschafter genötigt, allen kaiserlichen Kindern die Hand zu küssen; vgl. unten Kap. IX.
33
Moore, View II, 266 (Übers. B. S.R.).
34
Johann Christoph Gottsched, Zwey Gedichte, womit gegen das Ende des 1749sten Jahrs Beyderseits Römisch-Kaiserliche

auch zu Hungarn und Böheim Königliche Majestäten allerunterthänigst verehret worden, Cassel 1750, 42–49; vgl. Telesko, Maria Theresia, 113 f. – Auch Lessing wurde 1775 von Maria Theresia zur Audienz empfangen; im Unterschied zu den Gottscheds machte er aber kein Aufhebens davon. Gotthold Ephraim Lessing an Karl Lessing, 7. Mai 1775, in: Sämtliche Schriften, hrsg. von Karl Lachmann, 3. Aufl. besorgt durch Franz Muncker, Leipzig 1907, XVIII, 138; vgl. Äußerungen zu Lessings Wien-Besuch bei Richard

Daunicht (Hg.), Lessing im Gespräch, München 1971, 358 ff.

35 Das erwähnt Luise Gottsched später in einem Brief an Dorothee von Runkel vom 4. Februar 1758, im Krieg, als sie die Dinge mittlerweile anders sah; vgl. Gottsched, Mit der Feder, 289.

36 Ebd. 48: *Ich habe Dich gesehn, das ist mein ew'ger Ruhm!*

37 Ebd. 42 f.

38 Ebd. 14 ff.

39 Deutsch, Mozart Dokumente, 17 ff.; vgl. Gruber, Mozart, 14; Solomon, Mozart, 40 f.; Beales, Mozart and the Habsburgs.

40 S. o. Kap. III.

41 Z. B. Cigaretten-Bilderdienst Hamburg-Bahrenfeld (Reemtsma), Bilder deutscher Geschichte, Nr. 97; Eckstein-Halpaus Zigarettenfabrik, Ruhmesblätter deutscher Geschichte, Nr. 123; Homann Margarinewerke, Geschichte unserer Welt, Nr. 126 (Sammlung Bernhard Jussen, Frankfurt am Main).

42

Eine Oper, die Mozart im Mai 1768 für das Kaiserhaus komponierte, kam aufgrund von Intrigen seiner Gegner nicht zur Aufführung, dafür aber die Werke für die Einweihung der Waisenhauskirche am Rennweg, der Maria Theresia beiwohnte. Vgl. Baur, Mozart, 65 ff., 86 ff.

43

BKF I, 92; auch in: Deutsch, Mozart Dokumente, 124. Am 5. August 1773 hatte Mozart nochmals eine Audienz bei Maria Theresia, aber ohne Folgeaufträge; vgl. Solomon, Mozart, 75 ff.; Baur, Mozart, 235. Arneth, Maria Theresia IX, 291, erwähnt den Brief an Ferdinand nicht und behauptet stattdessen, *wahrscheinlicher Weise* habe die Kaiserin unter den Bewunderern Mozarts *den vordersten Platz* eingenommen.

44 Prosch, Leben; die Autobiographie wurde noch zu seinen Lebzeiten, 1789, zum ersten Mal veröffentlicht, geriet im 19. Jahrhundert weitgehend in Vergessenheit und wurde im 20. Jahrhundert mehrfach neu herausgegeben. Vgl. allg. Petrat, Die letzten Narren.

45 Prosch, Leben, 57.

46 Vgl. oben Kap. VI.

47
Das verraten die Subskribentenlisten, die zahlreiche Namen aus dem süd- und südwestdeutschen Adel enthalten.
48 Prosch, Leben, 35.
49 Prosch, Leben, 50 ff.
50
Maria Theresia sprach in Briefen an die Gräfin Enzenberg, die Frau des Gouverneurs von Tirol, von der *naiveté du Tirolien*; vgl. das Zitat bei Trapp, Maria Theresia und Tirol, 135; zur Sonderstellung Tirols unter den Erbländern allg. Stauber, Zentralstaat.

51 Prosch, Leben, 53 f.

52 Prosch, Leben, 54.

53 Prosch, Leben, 55 f.

54 Vgl. KMT VI, 124.

55 Prosch, Leben, 110 u. ö.

56

Prosch, Leben, 100–109; vgl. KMT VI, 124: Bei der Tafel in Innsbruck amüsierte sich Franz Stephan *mit einem tyrolerischen Kauffmann, den er von Wienn gekennet, und der sich nach Landesart plaisantiren lasset, wie er sich dann bekannter Massen mit dergleichen Leuthen gar gerne unterhalten hat.*

57 Prosch, Leben, 108 f.
58 Prosch, Leben, 152.
59 Prosch, Leben, 166 f.
60 Prosch, Leben, 103.

61

Vgl. Arnheim, Urtheil, 291, wonach Maria Theresia (aus der Sicht des schwedischen Gesandten Bark von 1756) jederzeit allen Audienz gewährt habe, die darum baten (*à tous ceux qui Lui en demandent)*. Hinrichs, Podewils, 45, schrieb 1747, es sei schwieriger geworden, eine Audienz zu erhalten; zu Anfang von Maria Theresias Regierung habe *jeder* die Freiheit dazu gehabt, jetzt aber müsse man sich an die diensthabende Hofdame wenden. So auch bereits Princeps in compendio, 61 ff.

62
So z.B. ausdrücklich Princeps in compendio, 61 ff.; vgl. auch die oben zitierte Passage von Voltaire, Siècle de Louis XV.

63 KMT III, 30.

64
So das Beispiel bei Arneth, Maria Theresia IV, 143. Vgl. auch etwa Maria Theresia an Marie Christine, April 1766, dt. Übers. bei Wolf, Marie Christine I, 63–65.

65 Kammerzutrittsordnung, 20. 11. 1745, HHStA ZA SR 11 (Instructionsbuch 2), p. 205–211, ediert bei Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 283–285, hier 282; vgl. Benedik, Zeremoniell; Graf, Zeremoniell.

66 So voller Empörung KMT II, 37.

67 Vgl. Neuhaus, Wassertrinken; Schennach, Supplikationen; allg. Nubola, Bittschriften; Haug-Moritz/Ullmann, Supplikationspraxis.

Loen, Kleine Schriften I, 21 f.: *Die Vorzimmer des Kaysers, insonderheit auf den Hof- und Festtägen sind gegen Mittag stets mit großen Herrn und Gesandten angefüllet. Die Hohen werden hier niedrig, und die Fürsten, Grafen und Herren sind hier mit den geringsten Edelleuten, Officiern, Schreibern und allerhand Menschen untermischt. An diesem einzigen Ort scheinen die Stände in der Welt einander gleich zu seyn; dann sobald erscheinet nicht der Kayser, so beuget sich alles mit gleicher Unterthänigkeit vor dessen Majestät.*

Ähnlich Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 382 ff.; Keyßler, Reisen, 1230; vgl. Pečar, Ökonomie der Ehre, 151 ff.; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 263 ff.

69 So Ranke, Fürst, 672 f.

70 Tarouca an Maria Theresia (undatiert, 1741–1742): *C'est aussi sanctifier les Fêtes, que d'ecoutter benignement les pauvres pretendants.* Karajan, Sylva-Tarouca, 6.

71
Guibert, Journal I, 283 f.: *un mot au Chambellan suffit presque toujours pour y être admis*.
72
Vgl. etwa Dutens, Mémoires, 343 f., der ihr freies Promenieren im Park lobt, der allerdings vom Obersthofmeister bewacht wurde.
73
Die Denunziation stellte sich allerdings als falsch heraus; KMT I, 150 f. (Mai 1743).
74
Lieben, Briefe, 396 f. Vgl. dazu unten Kap. XII.

75
Linger, Denkwürdigkeiten, 226 ff.
76 KMT I, 156.
77 KMT III, 132 f.
78 KMT III, 133.
79
KMT III, 133; die Formulierung ist nicht ganz eindeutig: Welche Instanzen und wessen *Capo* genau gemeint ist, wird nicht gesagt.
80 Ranke, Fürst, 673.

81

Vgl. etwa die vergeblichen Versuche des Abtes von Niederaltaich, der sich über den Beichtvater Kampmüller und den Kabinettsrat Königsegg gewandt hatte, um die ruinöse Sequestration über sein Kloster aufzuheben, aber stets vertröstet wurde; Schuegraf, Das österreichische Lager, 65, 68.

82

Vgl. Hinrichs, Podewils, 97 ff.; ein Beispiel bei Arneth, Cobenzl, 107; dazu oben Kap. VI.

83
Beispiele bei Wührer/Scheutz, Zu Diensten, 662, 634, 701; vgl. Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, 73.
84
An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 4; an Marie Christine, April 1766, BKF II, 361 ff.; an Amalia, Juni 1769, BKF III, 13 u. ö.
85
Linger, Denkwürdigkeiten, 229.
86
Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, 61 ff.; dies., Formalisierte Gnade; Wunder, Institutionalisierung.

87

Die Beispiele aus: HHStA OMeA Alte Akten (Ältere Reihe), 37 (1746).

88

«Außenstehende, die mit dem Hof nichts zu tun hatten, kamen offenbar selten auf diesem Weg um einen Gnadenerweis ein oder wurden abgewiesen, ohne Spuren in den Unterlagen hinterlassen zu haben», so Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, 70.

89

Vgl. Hengerer, Kaiserhof, 625 ff.

90

Von «naivem Monarchismus» spricht Luebke, Naive Monarchism; vgl. auch Rauscher, Krieg – Steuern – Religion – Recht, 271 f.; vgl. unten Kap. XI und XIII.

91

Kropatschek, Sammlung VII, 72, 498, 536 ff. Vgl. die Beispiele gescheiterter bäuerlicher Deputationen nach Wien in Kap. XI und XIII.

92 Kropatschek, Sammlung VII, 498. Einzeluntersuchungen für das 18. Jahrhundert sind sehr selten; vgl. Grüll, Bauer; Schennach, Supplikationen; Bredow, Kreisämter; Rauscher, Krieg – Steuern – Religion – Recht.

93 Steube, Wanderschaften, 197 f. So ähnlich hatte man auch schon an Karl VI. kritisiert, er lasse zum Handkuss an Galatagen *fast jedweden* vor; vgl. Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 399 f. – Der Kontrolorgang in der Hofburg war ein Gang im

Mezzaningeschoss jenseits der Zeremonialappartements. Zu Josephs Supplikationspraxis vgl. auch seine Denkschrift von 1765, MJC III, 335–361, hier 340, 350; vgl. Beales, Joseph II, I, 166, 173. Vgl. die Glorifizierung dieser Praxis im 19. Jahrhundert, z.B. auf einer Lithographie, Ausstellungskatalog Österreich zur Zeit Kaiser Josephs, Nr. 1728, 698.

94 Leopold, Stato della famiglia (1778), bei Wandruszka, Leopold II. I, 344.

95 S. o. Kap. II.

96

Ob die Stadtbevölkerung tatsächlich *nichts mehr wünschte und verlangte*, als große Illuminationen zu veranstalten (KMT II, 35 ff.), ist allerdings fraglich. Vgl. KMT III, 192: Das Prager Volk murrte beim Besuch der Kaiserin 1754 wegen der Kosten und der Feuergefahr über die Illumination, die es ausrichten musste. Vgl. auch die süffisante Kritik bei Moser, Hofrecht I, 293.

97

Montaigne, Essais, III, 8 (dt.: Michel de Montaigne, Die Kunst, sich im Gespräch zu verständigen, hrsg. und übers. von Helmut Knufmann, München 2008, 38).

98

So bei vielen Krönungsritualen, nicht nur im Römisch-deutschen Reich, vgl. dazu Stollberg-Rilinger, Rituale. Glückshafen, Cuccagna und Weinbrunnen für die Bauern: z.B. KMT IV, 28; Münzauswurf z.B. nach Maria Theresias Genesung von den Blattern: KMT VI, 252.

99

So auch in Mailand beim Einzug des Erzherzogs Ferdinand 1771, wobei ein Mädchen zu Tode kam; vgl. BKF I, 85. Als roh und grausam kritisiert wurde dieser Brauch erstaunlicherweise ausgerechnet vom Marquis de Sade, vgl. Reinhardt, De Sade, 145.

100

Vgl. etwa Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Großen Herren, 76 f.; allg. Duindam, Vienna and Versailles.

101
So in der Instruktion für den Oberstabelmeister vom 14. Dezember 1769, bei Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 116 ff.

102
HHStA ZP 18, fol. 75r; vgl. oben Kap. VI.

103
Seltschek, Karussell, 413. Vgl. auch die große Redoute nach Maria Theresias Genesung von den Blattern 1767: KMT VI, 268.

104
Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Großen Herren, 75.

105 KMT VI, 79 f. Ähnlich war es anlässlich der Hochzeit des Erzherzogs Leopold in Innsbruck im Juli 1765: KMT VI, 111 f. – Missbilligung über die Zulassung des *Mob* anlässlich offener Galatafeln auch bei Coke, Letters III, 327, 329, 347.

106 KMT VI, 80 f.

107

Vgl. Scheutz, Der vermenschte Heiland; vgl. auch Jörg Sonntag, Eine verkehrte Ordnung als Ordnungsfundament? Analytische Reflexionen zur mittelalterlichen Gründonnerstagsfußwaschung als Inversionsritual, in: Dominik Fugger, Hg., Verkehrte Welten? (HZ, Beiheft 60), München 2013, 102–126.

108

Coke, Letters III, 384 ff.; IV, 58. Joseph II. schaffte nach dem Tod seines Vaters die Fußwaschung zunächst ab, KMT VI, 231 f., was sich aber nicht halten ließ; vgl. KMT VII, 13 u. ö.

109

So jedenfalls schilderte es Karl von Zinzendorf am 8. April 1762, Aus den Jugendtagebüchern, 278 f., der auch wesentlich weniger beeindruckt war als später Lady Coke und fand, der Kaiser und die Erzherzöge hätten das Ritual *assez négligemment* vollzogen.

110

Z. B. KMT III, 13 (2000 Dukaten), 236 (3000 Dukaten).

111

So z.B. im Besoldungsverzeichnis des Obersthofmarschallamtes von 1763, bei Scheutz/Wührer, Zu Diensten, 947: Die vier Kanzlisten erhielten zwischen 600 und 200 Gulden.

112 Der *Triomphe rustique* fand im Rahmen von von Khevenhüllers Frau ausgerichteten Festlichkeiten statt: KMT IV, 28 f. und wurde von Khevenhüller daher wesentlich positiver gewürdigt als die von Kaunitz inszenierten Bauerntänze.

113 So KMT IV, 28 u. ö.

114 KMT III, 253 f.; KMT I, 161, 179; KMT VI, 119.

115
Meierei: KMT II, 346; III, 254; Fischerei KMT II, 105; VI, 57; Wiener Diarium, 1. Sept. 1751; Weinlese I, 182; II, 180; V, 69 u. ö.

116 KMT II, 172 f.

117
Vgl. allg. Schnitzer, Höfische Maskeraden.

118 KMT III, 87.

119 KMT I, 118.

120
Vgl. Gestrich, Höfisches Zeremoniell und sinnliches Volk.

121 S. o. Kap. II.

Zum Zeremoniell grundlegend, trotz allerlei notwendiger Modifikationen, immer noch Elias, Die höfische Gesellschaft; ferner Berns/Rahn, Zeremoniell; Hahn/Schütte, Zeichen und Raum; Stollberg-Rilinger, Höfische Öffentlichkeit; dies., Des Kaisers alte Kleider; zum Kaiserhof Pečar, Ökonomie der Ehre; Duindam, Vienna and Versailles; Hengerer, Kaiserhof; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof.

123 Hengerer, Zeremonialprotokolle; Hengerer, Abrechnungsbücher.

124 Am bedeutendsten waren Lünig, Theatrum ceremoniale, und Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft.

125 So KMT I, 209.

126 Vgl. zum Beispiel die daraus sich ergebenden Probleme im Verhältnis zwischen Reichsfürstenrang und Kämmereramt bei KMT II, 42 f., 44 f., 116, 154, 198, 360; vgl. Pečar, Gab es eine höfische Gesellschaft; Duindam, Kaiserhof or Reichshof.

127 Das war am Wiener Hof deshalb besonders heikel, weil der Status des Hauses Lothringen so uneindeutig und umstritten war. Vgl. dazu oben Kap. II.

128

Benedik, Appartements, nach HHStA OMeA ZP 23, 1751/52, fol. 446 ff.: *und hat er königl. frantzösischer Botschafter darauf so viele Aufmerksamkeit gehabt, daß er nicht ehender aus dem ersten Hof-Wagen aussteigen wollen, bis ihm nicht sein Cammer-Meister versichert, daß der Substituirte Hof-Marschall auf der anderten Staffel sich bereits befinde.* – Vgl. auch zum Streit um den Handkuss der Gesandten unten Kap. IX.

129

Z. B. Maria Theresia an Khevenhüller, 19. März 1754, Wolf, Hofleben, 328: Zutritt *par finesse et distinction* für seine Schwiegertochter; oder KMT IV, 128: Zutritt in die Kammer als besondere Finesse für den Prinzen von Zweibrücken, für viele andere.

130

Zur Familie knapp Adam Wolf, Khevenhüller, in: ADB 15 (1882), 705 f.; Kurt Peball, Khevenhüller, in: NDB 11 (1977), 569 (keine Personen-, sondern nur Familieneinträge); knapp und fehlerhaft auch Wurzbach, BLKÖ XI, 211 f.; vgl. ferner Wolf, Hofleben; Schlitter, Einleitung, in: KMT I, 1–98; Breunlich-Pawlik, Aufzeichnungen; vgl. auch zu den Khevenhüllers im Kontext der großen erbländischen Familien Lebeau, Aristocrates, 26 ff. Eine neuere biographische Studie zu Khevenhüller gibt es erstaunlicherweise nicht.

131

Dazu grundsätzlich Hengerer, Kaiserhof, 625 ff. Der Obersthofmarschall hatte gegenüber dem Oberstkämmerer einen ferner gelegenen Wirkungskreis. – Ein Beispiel für den Einfluss, der der Kammerfrau Guttenberg und dem Kabinettssekretär Neny zugeschrieben wurde, bei Arneth, Cobenzl, 107.

132

Zu den Tagebüchern seines Vaters Breunlich-Pawlik, Aufzeichnungen.

Bd. I: 1742–1744, Bd. II: 1745–1749; [Lücke 1750–1751]; Bd. III: 1752–1755; Bd. IV: 1756–1757; Bd. V: 1758–1759; [Lücke 1760–1763]; Bd. VI: 1764–1767; [Lücke 1768–1769]; Bd. VII: 1770–1773; Bd. VIII: 1774–1776 mit Nachträgen des Sohnes bis 1780. Die Edition von Hans Schlitter enthält in den Anmerkungen zusätzlich umfangreiches Quellenmaterial.

134

So das Testament von Bartholomäus Graf Khevenhüller von 1610, zitiert nach Breunlich-Pawlik, Aufzeichnungen, 235.

135

1765 Zweiter, 1770 Erster Obersthofmeister. Vgl. Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, Index. – Zum ungeliebten Wechsel ins Obersthofmeisteramt vgl. KMT VI, 140 f.

136

So deutet er z.B. auf Franz Stephans Tod voraus, KMT VI, 122, 158.

137
Die Edition von Schlitter enthält die Beilagen, soweit sie damals noch vorfindlich waren. Daher geht der Wert der Edition weit über das eigentliche Tagebuch hinaus. Eine moderne historisch-kritische Edition gibt es nicht. Nur eine kleine Textauswahl bietet Grossegger, Theater. Hugo von Hofmannsthal nutzte das Tagebuch für den ‹Rosenkavalier›.
138 KMT V, 87.
139
Z. B. KMT III, 125 und passim.

140 *Singularismus* KMT IV, 87, weitere Kritik z.B. KMT III, 114 f., 119, 123, 252 ff.; IV, 11, 46, 76, 123, 138, 143 f.; KMT V, 9, 14; KMT VIII, 12, 41 ff., 68, 106 u. ö.

141 KMT II, 103; vgl. KMT I, 187 f.; KMT II, 86, 140 f., 156, 163 f. u. ö.; KMT IV, 2; KMT V, 101 u. ö.

142 KMT II, 37.

143 KMT III, 268. Vgl. für die hergebrachte Sicht darauf: Walter, Männer um Maria Theresia, 159 ff.

144

Ediert bei Wolf, Aus dem Hofleben, 326–336.

145

An Hofrat Doblhoff, 22. Oktober 1743, BAA, 36.

146

So in einem der wenigen Briefe Maria Theresias an Khevenhüller (1754), bei Wolf, Aus dem Hofleben, 328.

147

Toute la famille a des merites envers notre Maison, so an Marie Beatrix, 24. März 1771, BKF III, 116 u. ö.

148

So bereits zu Anfang, als sie Kaunitz berief, so KMT III, 70 f. u. ö.; aber auch später immer wieder, etwa KMT VII, 49, 62, 76; VIII, 12 u. ö.

149

Karajan, Sylva-Tarouca, 3–9. Zu Tarouca vgl. oben Kap. V.

150

Auf Ignatius von Loyolas Exerzitien beruft sich Tarouca ausdrücklich, Karajan, Sylva-Tarouca, 8.

151

An Ferdinand, 5. März 1772, BKF I, 105 f. (Übers. B. St. R.), fast wörtlich wieder 162 f., ebenso 125, 128, 133 f., 156 f., 176, 185, 207, 218, 248, 254, 266, 270, 272.

152

An Ferdinand, 28. Oktober 1772, BKF I, 163 (Übers. B. St. R.).

153

An Ferdinand, 9. Juni 1774, BKF I, 281 (Übers. B. St. R.).

154

An Ferdinand, 2. Mai 1774, BKF I, 276 (Übers. B. St. R.); vgl. ebd. 248, 254, 266, 270, 272, 278, 281, 284, 315, 322, 346; BKF II, 13, 98 f., 109, 123, 184, 190 ff., 226 f., 230 f.

155

So z.B. an Ferdinand, 2. September 1772, BKF I, 148.

156

Maria Theresia an Gräfin Enzenberg, 6. Oktober 1770: BKF IV, 500; dt. BAA, 261.

157

So Bark (1756), bei Arnheim, Urtheil, 391, und Fürst (1755), bei Ranke, Fürst, 672–674; ähnlich Hinrichs, Podewils, 53 (1747); Pichler, Denkwürdigkeiten I, 10 f. Vgl. KMT III, 174, 226 u. ö., danach zog sie sich schon seit Beginn der 1750er Jahre meist schon vor dem Souper um 9 Uhr abends zurück. Vgl. auch den Tagesplan der Witwenzeit auf einem Zettel in ihrem Gebetbuch: Wolf, Marie Christine I, 81 f.

158

Vgl. z.B. an Ferdinand,
4. November 1779, BKF II, 222.

Vgl. unten Kap. XI.

159

Z. B. Karajan, Sylva-Tarouca, 18,
22 u. ö.

160

An Ferdinand, 12. März 1772,
BKF I, 110.

161 An Ferdinand, 9. April 1772, BKF I, 117 (Übers. B. St. R.); vgl. ihre Vorschriften für den Zutritt BKF I, 95 f., 161 f., 187, 231; für Leopold: Instruction de S. M. L'Imperatrice pour le Ceremoniel aux Cours de ses Enfans 1765. ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 47–52.

162 An Ferdinand, 14. Mai 1772, BKF I, 123 (Übers. B. St. R.).

163 KMT VI, 30.

164

Vgl. grundlegend Elias, Höfische Gesellschaft; Goffman, Wir alle spielen Theater; ferner Krajewski, Diener.

165

Dazu missbilligend KMT I, 258 f.

166

Z. B. Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. Juli 1770, MACS 18 ff., dt. Christoph, Briefwechsel, 24 f.; vgl. Pichler, Denkwürdigkeiten, 22; Graf, Zeremoniell, 575 f.

167

So z.B. in Frankreich die Memoiren der Kammerzofe der Pompadour: Du Hausset, Memoires.

168

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 7 ff.; zwischen 1837 und 1844 aufgezeichnet. Vgl. Stefan Jordan, Pichler, Caroline, geb. von Greiner, in: NDB 20 (2001), 411 f.; Blümml, Einleitung zu Pichler, Denkwürdigkeiten; Heindl, Caroline Pichler.

169
Vgl. grundlegend Wagner, Royal Graces; ders., Fürstengnade; ders., Kammerzahlamt.
170
So auch Pichler, Denkwürdigkeiten I, 10.
171 Vgl. Arneth, Greiner.
172
Crankshaw, Maria Theresia, 34; so auch schon Wraxall, Memoirs II, 307 f.
173
Pichler, Denkwürdigkeiten I, 12 f.

174

In den 1740ern waren eng anliegende Locken und eine schmale Silhouette für Damenfrisuren in Mode. Maria Theresia ließ sich anlässlich der Krönung in Prag 1743 die Haare kurz schneiden und in Locken legen; vgl. Ribeira, Dress, 155 ff.

175

KMT III, 22; vgl. auch KMT III, 101, 103, 177.

176

Marie n'a jamais eu le ton de se bien mettre, an Ferdinand, 1. Februar 1776, BKF II, 8. Vgl. an Maria Carolina, 9. August 1767: Rothe, Briefe, 217 f.; April 1768, ebd. 228, 231; vgl. an Ferdinand, 23. Juli 1772, BKF I, 139, zu Frisur und Bädern.

177

An Marie Antoinette, 1. November 1770, MACS, 83 ff., Rothe, Briefe, 368 ff.

178

Vgl. grundlegend Roche, Culture of Clothing; ferner Mansel, Dressed to Rule; Ribeira, Dress; für die Details: Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert.

179

Die Mode der immer ausladenderen Perücken mit Federn, Blumen, ja ganzen Skulpturen darin, wie sie der Pariser Modefriseur Legros 1765 propagierte, machte Maria Theresia nicht mit, sondern trug seit dem Tod Franz Stephans eine Witwenhaube und darunter das Haar kurz geschnitten.

180

Zum ständigen *trouble of dressing* Coke, Letters III, 312, 314, 328, 342 ff., 457, 461, 472; Letters IV, 1 u. ö.

181 So KMT VIII, 11.

182

Janseniste, s. m. (Mode.) c'est un petit panier à l'usage des femmes modestes, & c'est la raison pour laquelle on l'a appellé janséniste, so Diderot/d'Alembert, Encyclopédie VIII, 1766, 450. *Panier* bezeichnet das Korbgestell unter dem Rock.

183

Vgl. Keyßler, Reisen, 1229: *In Kleidungen führen sie [die Majestäten] keinen großen Staat, sind ein Feind aller affectirten französischen Moden.* Dazu Kugler, Die Entwicklung der Kleidung; zur Abschaffung des Mantelkleides vgl. unten Kap. X.

184

So der preußische Gesandte Christoph Heinrich von Ammon, bei Hinrichs, Podewils, 144.

185

Swinburne, Courts I, 352 f.; Ammon, bei Hinrichs, Podewils, 144.

186

So Ammon, bei Hinrichs, Podewils, 143 f. Rouge bei Männern galt in Wien außerhalb von Maskenbällen als exzentrisch, vgl. Ligne, Fragments I, 148. Rouge wurde nicht von allen Damen getragen, aber eine Dame ganz ohne Puder weckte Befremden; vgl. Coke, Letters III, 337 f., 375.

187

So an Amalia, Juni 1769: *Passt Euch den Sitten des Landes an, sogar wenn Ihr Euch schminken müsstet*, BKF III, 5, 10 f., dt. Rothe, Briefe, 145, 152.

188 Vgl. dazu unten Kap. X.

189 Pichler, Denkwürdigkeiten I, 18 ff. Coke, Letters III, 331, 361 f. u. ö. Bei der Verlobung von Maria Theresias Schwester Marianne mit Karl von Lothringen sollen in der Winterreitschule 10.000 Wachskerzen gebrannt haben; so Koschatzky, Katalog, 352, Nr. 71,08.

190 Grundlegend Vigarello, Wasser; für Deutschland Frey, Der reinliche Bürger.

191

An Ferdinand, BKF I, 139: Bei der Hitze in Italien riet sie ihm zu regelmäßigen Bädern, aber nur mit Erlaubnis des Leibarztes. Vgl. allg. Burschel, Reinheit.

192

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 18 ff. Zu Maria Theresias Begeisterung für frische Luft selbst bei eisigen Temperaturen auch Coke, Letters III, 331, 361 f. u. ö.

193

Jean Huber, Voltaires Morgentoilette, 1784; Statue Voltaires von Jean-François Houdon, 1778.

194

Allerdings erst seit 1751; da bei Hof die höfische und nicht die militärische Rangordnung galt, durften bis dahin die Offiziere bei Solennitäten nicht in Uniformen erscheinen.

195

Reglement für die Hofklage, Wien 1750, in: Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 561 ff.

196

KMT II, 180; KMT III, 57 f., 217.

197 Z. B. KMT I, 234, 247 f., 251, 263 u. ö.; KMT II, 130; KMT III, 180; KMT V, 25; KMT III, 57 f. wird nochmals zwischen Kammerzutrittsfrauen und Ordinari-Zutrittsfrauen unterschieden.

198 So im Dezember 1754, KMT III, 217; vgl. auch die Anweisungen an Ferdinand für den Hof in Mailand 1772: BKF II, 153, 171.

199 KMT V, 97.

200 So viel bezog sie jedenfalls vom Geheimen Kammerzahlamt jährlich für Garderobe, vgl. Wagner, Geheimes Kammerzahlamt.

201 Coke, Letters III, 316, 335.

202

So verkaufte der Fürst de Ligne eine brillantbesetzte Tabaksdose mit dem Porträt Ludwigs XV., die ihm der König persönlich geschenkt hatte, aus notorischer Geldknappheit an Maria Theresia, allerdings nicht ohne vorher das königliche Porträt herausgelöst zu haben; Ligne, Fragments I, 82. Vgl. dazu allg. Falcke, Geschenkpraxis.

203 Vgl. Laurence Fontaine, Protektion und Ökonomie, in: Tilman Haug/Nadir Weber/Christian Windler (Hg.), Protegierte und Protektoren. Asymmetrische politische Beziehungen zwischen Partnerschaft und Dominanz, Köln/Weimar/Wien 2016, 261–278.

204

Vgl. allg. Ottomeyer/Völkel, Öffentliche Tafel; Stollberg-Rilinger, Ordnungsleistung; Völkel, Tisch des Herrn; Löwenstein, Tafelzeremoniell; Haslinger, Franz Stephan; Cachée, Hofküche.

205

Instruktion für den Oberstäbelmeister, 14. Dezember 1769, in: Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 116 ff. Vgl. den Augenzeugenbericht vom 22. Februar 1761: Zinzendorf, Aus den Jugendtagebüchern, 195 f.

206 Haslinger, Franz Stephan, 110 ff.

207 Ursprünglich war freitags und sonntags offene Tafel und öffentlicher Kirchenbesuch, seit November 1754 nur noch sonntags, KMT III, 214; vgl. etwa KMT III, 17; KMT I, 187, 259 u. ö.

208

KMT I, 170 zur neuen *table de conspiration* in der Hofburg 1743. Zur Öffnung für den Adel in verschiedenen Abstufungen z.B. KMT I, 185, 237, 241, 251 u. ö. Über 100 Gedecke z.B. KMT IV, 36. Vgl. auch Zinzendorf, Aus den Jugendtagebüchern, 248; Krajewski, Diener, 123.

209

Eine solche Liste für Laxenburg bei Wolf, Hofleben, 331 f.; vgl. z.B. KMT VI, 38, 172.

210

KMT I, 146; nur die *Primores*: KMT III, 252 u. ö.

211
Einem Kavalier, der sich darüber anschließend öffentlich beschwert hatte, wurde der Hofzugang ganz verboten und erst eine Weile später *aus christlicher Erbarmnus* wieder erlaubt, so KMT I, 250.

212 KMT II, 102.

213 KMT III, 214.

214
An Ferdinand, 10. und 17. Februar 1774, BKF I, 258 ff.

215
Beschreibung einer Schlittenfahrt von 1771 aus der Außenperspektive: Coke, Letters III, 366 f.

216 Keyßler, Reisen, 1231 f.; vgl. dazu Pečar, Ökonomie der Ehre, 181; Scheutz, Fasching.

217 KMT III, 225.

218 KMT II, 203 f.; KMT III, 225; zur mangelnden Attraktivität der Bälle auch KMT II, 56, 145; KMT VII, 2 u. ö.

219 KMT I, 118; KMT II, 202, 467.

220 Küchelbecker, Allerneueste Nachricht, 251 f.

221 KMT I, 118.

222

Januar 1748: KMT II, 202 f.; Januar 1749: KMT II, 295; Januar 1752: KMT III, 1 ff., 8 f., 11 f. u. ö.

223

So die Ball-Ordnung im Wiener Diarium 1752, Nr. 2; vgl. Scheutz, Fasching, 148 f. Den Komponisten und Kapellmeister Dittersdorf kostete ein vermeintlicher Verstoß gegen das Maskeradenverbot, nachdem man ihn bei Maria Theresia denunziert hatte, seine Stelle beim Bischof von Großwardein; vgl. Dittersdorf, Lebensbeschreibung, 153 ff.

224 KMT III, 2.

225 KMT III, 2, 13, 158.

226 KMT IV, 81; vgl. allgemein Koschatzky, Katalog, 112; Zollinger, Glücksspiel; knapp Zollinger, Glücksspiel in Wien.

227 Wenn sie nicht Karten spielte, beschäftigte sich Maria Theresia gelegentlich auch, wie für Damen von Stand üblich, mit kleinen Handarbeiten, so Coke, Letters III, 353.

228
Vgl. die Belege bei Zollinger, Glücksspiel, 51 ff., ferner z.B. von der Trenck, Blutbibel, 217 ff.

229 KMT I, 260.

230
KMT II, 245; Hofbälle seien den Adelsbällen unterlegen: KMT V, 85.

231

KMT I, 190; vgl. seine Kritik am Spiel bei Hof KMT II, 38, 130; KMT III, 236; das Spiel sei vor allem Franz Stephan zuliebe gepflegt worden: KMT IV, 71. Trotz des Verbots war man offenbar nachsichtig mit adeligen Spielern. Als ein Freiherr von Spleny wegen Pharao-Schulden in die ihm anvertraute Mautkasse griff, über 180.000 Gulden veruntreute und sich später selbst dem Kaiser gegenüber eröffnete, wurde er zwar seines Amtes enthoben, sonst aber nicht bestraft; KMT VIII, 109.

232

Vgl. Wagner, Kammerzahlamt.

233 KMT I, 203.

234

KMT I, 237; vgl. KMT I, 210 f., 262, 306 u. ö.

235

Ligne, Fragments I, 185 f. (Übers. B. St. R.).

236 Abgedruckt bei KMT I, 306. Regelmäßige Spielrunden und die dabei beobachteten Zutrittsregeln, hohe Gewinne bzw. Verluste: KMT II, 130, 191; KMT II, 213, 282, 360, 369, 373; KMT III, 13, 30, 236; KMT IV, 4, 10, 16, 25, 31, 71, 81, 125 f., 128; KMT V, 127.

237 KMT V, 8 f.

238 KMT V, 60.

239
Zollinger, Glücksspiel, 72 f. Vgl. KMT III, 268; KMT V, 73 f., 85, 92; KMT VI, 30, 172. Am 13. August 1764 sah sich Maria Theresia selbst genötigt Pharao zu spielen, weil sich bei diesem Spiel wegen des runden Tisches leichter Rangkonflikte mit der englischen Botschafterin vermeiden ließen: KMT VI, 50 f.

240
KMT VI, 149, 209; Verbot: KMT VI, 172, 219; vgl. Beales, Joseph II, I, 66, dazu unten Kap. X.

241

Z. B. Coke, Letters III, 323, 325, 348, 354, 461; IV, 9 u. ö. spricht von Loo und Ombre.

242

An Marie Antoinette, 5. November 1777 und 5. Dezember 1777, MACS III, 127 f., 143 f.; Christoph, Briefwechsel, 210, 212 f.; vgl. Zollinger, Glücksspiel, 68 f.

243

Zinzendorf, Aus den Jugendtagebüchern, passim; vgl. Lebeau, Aristocrates, 141 ff.; vgl. allg. Cerman, Habsburgischer Adel.

244 Vgl. allg. Daniel, Hoftheater, 66 ff.; Blanning, Das Alte Europa, 61 ff.; Abbate/Parker, Oper, 127 ff.; Béhar/Mourey, Kulturwelt; Zechmeister, Theater; Hadamowsky, Wien; Szábo, Cultural Transformation; Fritz-Hilscher, Im Dienste. Knappe Überblicke in Koschatzky, Maria Theresia: Grasberger, Goldenes Zeitalter; Hadamowsky, Spectacle; Dietrich, Theater; Campianu, Terpsichore.

245 KMT I, 202.

246 Vgl. Kap. II und IX.

247

Einzelheiten bei Hadamowsky, Wien 199 ff.; Zechmeister, Wiener Theater.

248

KMT III, 32: adelige Aufführungen *par distinction* immer nur als Kammerfest; vgl. z.B. KMT II, 160 f., 208 f. u. ö.; KMT III, 8 f. bemerkt Khevenhüller allerdings, dass die adeligen Laien nicht mehr mit den professionellen Schauspielern mithalten könnten.

249 Instruction de S. M. L'Imperatrice pour le Ceremoniel aux Cours de ses Enfans (1765), ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 47–52, hier 49r–v.

250 KMT I, 146, 252; II, 351 f., 355 f.; KMT III, 8, 32 u. ö.; vgl. auch Kap. IX zu den Kinderkomödien.

251 KMT V, 83.

252 Christoph Willibald Gluck, Alceste, Vorrede, Wien 1767. Vgl. Haas, Gluck und Durazzo; Brown, Gluck; Abbate/Parker, Oper, 143 ff.

253

So Jean-Georges Noverre, Lettres sur la danse et sur les ballets, Lyon 1760, deutsch zitiert nach Campianu, Terpsichore, 410; vgl. auch Mourey, Tanz- und Ballettkultur.

254

Joseph von Sonnenfels, Briefe über die Wienerische Schaubühne, Wien 1768; vgl. sein Promemoria von 1770 bei Zechmeister, Wiener Theater, 57 ff.; allg. Karstens, Sonnenfels, 281 ff.

255

So die Forderung Sonnenfels', vgl. Zechmeister, Wiener Theater, 51 ff.; dort ausführlich zu den verschiedenen französischen und deutschen Reformrichtungen.

256

Ästhetische Urteile z.B. bei KMT II, 70, 160 f., 300, 315 f., 337, 352; zu Gluck *ohne sonderlichen Applauso* IV, 55; zum Streit um das deutsche Theater vgl. KMT VI, 227, 529 ff.; KMT VII, 157; KMT VIII, 15; zum neuen Ballett KMT VIII, 72 f., 81, 98 f.

257
Campianu, Terpsichore, 412. Nach KMT IV, 102 habe Maria Theresia ein neues Impromptu wegen der schlechten Komposition verboten.
258
An Marie Beatrix, 17. August 1771, BKF III, 119 (Übers. B. St. R.).
259
An Marie Beatrix, 12. November 1772, BKF III, 149 (Übers. B. St. R.).
260
Zechmeister, Wiener Theater, 49 ff.

261

Durazzo war ursprünglich als Gesandter der Republik Genua in Wien. Ab 1752 war er zusammen mit dem Fürsten Esterhazy, ab 1753 alleiniger Direktor des Theaterwesens bis 1764. Vgl. Schneider, Durazzo, zur Reinigung der französischen Komödien von Anstößigkeiten.

262

Edikt vom 17. Februar 1752, nach Otto Teuber, Die Theater Wiens, II/1, Wien 1896, 63.

263 An Kaunitz, Mai 1767, zitiert nach Hadamowsky, Wien, 223; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 272; Zechmeister, Wiener Theater, 79 f.

264 Z. B. an Antonia von Sachsen 1761, Lippert, Briefwechsel, 86, 103, 117 u. ö. Eine Ausnahme machte sie nur anlässlich der Geburt ihres Enkels Franz, des späteren Thronfolgers, am 16. März 1768; vgl. Hadamowsky, Spectacle.

265 Hadamowsky, Wien, 227 ff.

266

Dazu allg. knapp Müller, Orden; zu frühneuzeitlichen Ritterorden allg. Dikowitsch, Barock; zum Vlies-Orden in Österreich Weber, Der Orden; Pečar, Ökonomie der Ehre, 173 ff.; Wrede, Ohne Furcht, 248 ff.; Quellenauszüge bei Wielach, Ordensfeste; Stacher-Gfall, Das Andreasfest; beide in: Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 287 ff.

267 Wrede, Ohne Furcht, 252.

268

Toison = frz. für Vlies, (Widder-)Fell.

269

Dass man ein Neugeborenes in einen Ritterorden aufnahm, war auch für die damalige Zeit nicht die Regel; deshalb hatte der Kaiser ein Gutachten dazu eingeholt, das mögliche Skrupel zerstreute: Gutachten des Ordenssekretärs Johann Theodor von Imbsen, daß der Kaiser dem neugeborenen Sohn bei der Taufe den Toisonorden verleihen möge, 7. April 1716, HHStA OMeA ÄZA 27–6-1a.

270 Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 525 f. Man folgte in allem dem Beispiel der Taufe von Maria Theresias Bruder Leopold 1716: HHStA OMe ZA ZP 9, fol. 86–111; vgl. Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 173 f.; Stöckelle, Taufzeremoniell, 294 f.

271 KMT I, 201; vgl. KMT IV, 70 f.; VI, 30 f., 132 u. ö.

272 KMT IV, 53; V, 138 f.

273 Dikowitsch, Barock, 53 ff.; zu Eleonore von Gonzaga der Jüngeren vgl. Schnettger, Die Kaiserinnen aus dem Haus Gonzaga, in: Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers?, 117–140.

274 Z. B. Justi, Gutachten, 30 ff.

275

Vgl. Georg Ludwigstorff, Der österreichische ‹Militär-Ehren Orden›, in: Dikowitsch, Barock, 27–33; Hochedlinger, Mars Ennobled, 169 ff. Vgl. die bildliche Darstellung der ersten öffentlichen Verleihung des Maria-Theresia-Ordens durch Franz Stephan an den Feldmarschall Daun am 7. März 1758, Iby/Koller, Schönbrunn, 85; vgl. auch das Deckenfresko von Gregorio Guglielmi in der Kleinen Galerie in Schönbrunn (1761), ebd. 100.

276 Dikowitsch, Barock, 29.

277 Kaunitz hielt zu Khevenhüllers größtem Missfallen auch die Festrede bei den ersten Ordenspromotionen am 7. März des Folgejahres – eine etwas heikle Aufgabe, weil sich das Kriegsglück mittlerweile gedreht hatte und *alle eworbene Glori auf einmahl wieder verfinsteret worden* war, KMT V, 13 f.

278 KMT V, 13 f.

279 KMT V, 138 f.

280 KMT VI, 31; vgl. Statuta des löblichen Ritter-Ordens des ersten apostolischen Königs Stephani (30. Januar 1764), abgedruckt bei KMT VI, 307–316; ebd. 310, Punkt 12: *Wir als König von Ungarn*.

281 KMT VI, 31; vgl. dazu Christian Steeb, Kaiser Franz I. und seine ablehende Haltung gegenüber der Stiftung des königlich ungarischen St.-Stephans-Ordens, in: Dikowitsch, Barock, 35–40.

Khevenhüller selbst ging beim Stephansorden dreimal hintereinander leer aus, KMT VI, 32, 151, 252. Maria Theresia vertröstete ihn immer wieder, bis er 1770 endlich den Stephansorden erster Klasse erhielt, KMT VII, 16 f.

283

Statuta, KMT VI, 307–316. Zur späteren Entwicklung im 19. Jahrhundert vgl. Rudolf Kucera, Staat, Adel und Elitenwandel. Die Adelsverleihungen in Schlesien und Böhmen 1806–1871 im Vergleich, Göttingen 2012. Im Jahr 2011 wurde der Orden von Victor Orbán als staatlicher ungarischer Verdienstorden wiederbelebt.

284

Handschreiben Maria Theresias an Fürst Esterházy, 20. Februar 1764, in KMT VI, 322.

285
Statuta, Punkt 23, KMT VI, 312.
286
Statuta, KMT VI, 307; vgl. Kaunitz' Bemerkung dazu KMT VI, 319.
287
Statuta, Punkte 15 und 16, KMT VI, 311.
288
Statuta, Punkte 3, 6, 17 und 23, KMT VI, 308 ff.
289
Maria Theresias handschriftliche Randbemerkungen zum Votum von Kaunitz, KMT VI, 317, 318.

290

Eigenhändige Randbemerkung zu den Statuta, KMT VI, 312.

291

Vortrag Esterházy, 10. März 1764, KMT VI, 322 f. Der erste Großkreuz-Ritter war Graf Hatzfeld. Aufwendig inszeniert wurde auch die erste Verleihung des Großkreuzes an einen hohen geistlichen Würdenträger aus dem Reich, den Bischof von Passau, im Februar 1765, KMT VI, 86.

292 Vgl. Beilage zum Entwurf des Grafen Chotek vom 12. Mai 1760, in: KMT VI, 294 ff., hier 305; Entwurf der Statuten vom 30. Januar 1764: KMT VI, 307 ff., hier 313.

293 KMT VI, 140, 185.

294 KMT VI, 151; Vortrag Esterházys vom 26. März 1764, KMT VI, 324 ff., zur Auswahl der ersten Ordensritter.

295 KMT VIII, 53.

296 KMT VI, 81.

297 Denkschrift vom 17. November 1771, KMT VII, 373–398, hier 386. Trotzdem erwog Maria Theresia 1771, die Mitgliederzahl sogar noch zu erhöhen, wovon ihr Khevenhüller naheliegenderweise abriet, jedenfalls für die erste Ordensklasse, *weil durch die Multiplication derselben das dermahlen obwaltende Empressement, dieser Distinction theilhafftig zu werden, natürlicherweise erkalten würde*, KMT VII, 101.

298 KMT V, 9 f.

299 KMT IV, 58 f.

300 Vgl. Instruktion für den Oberstabelmeister (1774), in: Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 122.

1

Denkschrift Maria Theresias an Daun, 24. Juli 1759, bei Kunisch, Der Ausgang, 216–222, hier 220.

2

Zu den Militärreformen vgl. Allmayer-Beck, Armee; Duffy, Armee; Hochedlinger, Mars Ennobled; Hochedlinger, Rekrutierung.

3

Maria Theresia, Denkschrift an den Grafen Daun, 24. Juli 1759, bei Kunisch, Der Ausgang, 216–222, hier 220.

4

So später der Feldherr Franz Moritz Lacy in einer Denkschrift über die Kriegskunst zum Heerwesen unter Karl VI., zitiert bei Duffy, Armee, 145.

5

Handbillet an den Hofkriegsrat, Juni 1753, BAA, 105.

6

Dekret vom 25. Februar 1751; Hochedlinger, Mars Ennobled, 151 f.

7

Kammerzutrittsordnung von 1745: HHStA OMeA ÄZA 45–10; ediert bei Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 283; vgl. oben Kap. VII.

8

Zitat bei KMT III, 208 f. Zu Daun s. Heinrich Benedikt, Daun, Leopold Joseph Maria, Graf von, Fürst von Thiano, in: NDB 3 (1957), 528 f.; als Biographie nur die ältere Arbeit von F. L. von Thadden, Feldmarschall Daun. Maria Theresias größter Feldherr, Wien 1967.

9

Ausführlich zur sozialen Zusammensetzung Hochedlinger, Mars Ennobled.

10

Hochedlinger, Mars Ennobled, 162 ff.

11

Regulament und Ordnung des gesammten Kaiserlich-Königlichen Fuß-Volcks, 1749, Vorrede.

12 Schilling/Pommerin, Denkschrift; vgl. Schilling, Kaunitz und das Renversement; Szábo, Kaunitz, 258 ff.; Arneth, Maria Theresia IV, 266 ff.; Braubach, Versailles und Wien, 404 ff.

13 Pommerin/Schilling, Denkschrift, 193.

14 Pommerin/Schilling, Denkschrift, 205.

15 Pommerin/Schilling, Denkschrift, 225.

16

So später in einer Denkschrift Kaunitz' vom 7. September 1778, abgedruckt bei: Aretin, Heiliges Römisches Reich II, 2 ff. – Die wichtigsten Denkschriften und Vorträge Kaunitz' im Vorfeld des Krieges sind ediert bei Küntzel, Österreichische Acten; ferner Pommerin/Schilling, Denkschrift; Beer, Denkschriften; verstreut auch bei KMT III und IV, Anhänge.

17

Arneth, Maria Theresia IV, 267 f.; vgl. auch Auszug aus den Konferenzvoten, das auswärtige System betreffend, 19. April 1749, Beer, Bentinck, 129–142.

18

Zu dieser lange umstrittenen Frage vgl. Guglia, Maria Theresia II, 96 f.; Arneth, Maria Theresia IV, 282; Braubach, Versailles und Wien, 405 f.

19

Denkschrift Maria Theresias an Daun, 24. Juli 1759, bei Kunisch, Der Ausgang, 216–222, hier 219.

20

Ebd., 220. Vgl. etwa Kaunitz' Formulierung vom 6. August 1757, wonach der Fortbestand Preußens unvereinbar sei mit dem Glück des ganzen Menschengeschlechts, *incompatible avec le bonheur de l'humanité*, zitiert bei Arneth, Maria Theresia V, 219, 508.

21 So z.B. in einem Vortrag vom April 1755, abgedruckt bei KMT III, 502 ff., hier 504. Vgl. seine Formulierung vom 6. August 1757, wonach der Fortbestand Preußens unvereinbar sei mit dem Glück des ganzen Menschengeschlechts, *incompatible avec le bonheur de l'humanité*, zitiert bei Arneth, Maria Theresia V, 219, 508.

22 S. o. Kap. V.

23

Vgl. zu den Rücktrittsgesuchen 1766 und 1773: BAA, 220 ff., BAA, 251; vgl. Kap. X und XIII; vgl. Beales, Joseph II, I, 142 f.

24

Vgl. die knappen Überblicke bei Füssel, Der Siebenjährige Krieg; Duchhardt, Balance, 319 ff.; Schilling, Höfe, 450 ff.; ferner aus der unüberschaubaren Flut an Literatur aus österreichischer Perspektive Arneth, Maria Theresia IV, Kap. 10–16; Guglia, Maria Theresia II, 92 ff.; Szábo, Seven Years' War; Hochedlinger, Austria's Wars, 330 ff.; zur

französischen Perspektive Externbrink, Friedrich der Große; zur preußischen Perspektive Kunisch, Friedrich der Große, 329 ff.; Blanning, Frederick the Great, 224 ff.; zur globalen Perspektive Danley/Speelman, The Seven Years' War; Baugh, The Global Seven Years War.

25

Vertrag vom 15. November 1715, in dem Kaiser Karl VI. der Niederländischen Republik eine Reihe von Festungen auf dem Territorium der Habsburgischen Niederlande als Verteidigungsbarriere gegen Frankreich überlassen hatte.

26

Beer, Bentinck, 24 f. (22. Oktober 1749).

27

Bericht von Keith vom 19. Juli 1751; zitiert nach Klingenstein, Institutionelle Aspekte, 78; vgl. zu den Verhandlungen KMT III, 316–330.

28

Vertrag von Aranjuez, 14. April 1752; vgl. Guglia, Maria Theresia II, 108 f.; Arneth, Maria Theresia IV, 336 ff.

29

13. August 1752, vgl. KMT III, 55.

30 Maria Theresia hielt aber daran fest: Schlitter, Correspondence Kaunitz et Koch, 147; vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 330 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 107.

31 Konferenz vom 31. März 1755, Voten bei KMT III, 501–513, hier 508.

32 KMT III, 256.

33 Referat über die Sitzung der Hofkonferenz, 16. August 1755, Zitat bei Arneth, Maria Theresia IV, 549.

34

Vortrag Kaunitz' vor der Hofkonferenz vom 21. August 1755 (Protokoll vom 28. August 1755); ediert bei Küntzel, Acten, 145–160; vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 388 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 130 ff.; Schilling, Kaunitz, 189 ff.

35

KMT III, 552: *ein coup d'état où il s'agit d'un remède prompt, violent, mais nécessaire (ein Staatsstreich, bei dem es sich um ein promptes, gewaltsames, aber notwendiges Mittel handelt).*

36

Vortrag Kaunitz', 28. August 1755: Küntzel, Acten, das Zitat 158.

37

Arneth, Maria Theresia IV, 432 ff., 457 f.; Braubach, Versailles und Wien, 428 ff.; Schilling, Kaunitz, 189 ff.; zuletzt Dade, Pompadour, 154 ff.

38

Maria Theresia an Antonia von Sachsen, 10. Oktober 1763, Lippert, Briefwechsel, 185, dt. BAA, 183 ff., hier 185; vgl. auch KMT V, 84.

39

Dade, Pompadour, 176 ff. – Vgl. z.B. Archenholtz, Geschichte, 39, 803.

40

Lettre de la Marquise de Pompadour à la Reine de Hongrie (1759), in: Œuvres posthumes de Frédéric II, Roi de Prusse, Supplément III, Berlin 1789, 241–250; vgl. dazu Pečar, Masken des Königs, 97 ff.; Kunisch, Aufklärung und Kriegserfahrung, 805 f., zum Lob des Marquis d'Argens auf Friedrichs Satire.

41 Dade, Pompadour, 183 f.; vgl. etwa Guglia, Maria Theresia II, 161; Arneth, Maria Theresia IV, 153 f. Allgemein zur Rolle von Frauen in der damaligen Diplomatie vgl. Windler/von Thiessen, Geschlecht der Diplomatie.

42 So der Bericht des englischen Gesandten Keith, zitiert bei Coxe, History III, 363 ff.

43 KMT IV, 22.

44

Anzeige einer Neutralitäts-acte und Defensiv-tractats mit dem französischen königlichen Hof: Wienerisches Diarium Nr. 48, 16. Juni 1756.

45

Vgl. Konferenzvoten auf die Frage vom 23. Mai 1756, bei KMT IV, 158–76, hier Votum Khevenhüllers, 160; das Votum von Kaunitz bei Küntzel, Acten, 384–392; vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 450 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 136 ff.

46
Maria Theresia an Daun, ediert bei Kunisch, Der Ausgang, 219.
47 KMT IV, 42, 206.
48
Guglia, Maria Theresia II, 149 Anm. 1; vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 487 ff.
49
Allg. Schilling, Formung; Gräf, Funktionsweisen; Thiessen, Diplomatie vom Type ancien.

50

KMT III, 274 f.; Nachwirkungen waren noch bis weit in den Februar 1756 zu spüren, vgl. KMT IV, 9; Campan, Mémoires I, 36 f.

51

Kurze ereignisgeschichtliche Überblicke: Füssel, Siebenjähriger Krieg, 32 ff.; Schilling, Höfe und Allianzen, 450 ff.; Duchhardt, Balance, 363 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 148 ff.; Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence, 337 ff.; ausführlich Arneth, Maria Theresia, Bde. V–VI; zuletzt Szábo, Seven Years' War.

52 Aretin, Reich III, 87 ff.

53 Zum Krieg aus Reichsperspektive Aretin, Reich III, 88 ff.

54 Ausführlich zu dem Flugschriftenkrieg Schort, Politik und Propaganda, 41 ff., hier 43.

55 So z.B. der Jurist Friedrich Karl von Moser, zitiert nach Schort, Politik und Propaganda, 65, 90.

56 Vortrag des Reichsvizekanzlers Colloredo, 2. Oktober 1756, ediert bei KMT IV, 228–233.

57

Knapp Aretin, Reich III, 91 ff.; Rohrschneider, Immerwährender Reichstag, 52 ff.; aus französischer Perspektive Externbrink, Friedrich der Große, 120 ff. Gegen die Reichsexekution votierten Braunschweig-Wolfenbüttel, Hessen-Kassel, Sachsen-Gotha und Schaumburg-Lippe. Die österreichische Diplomatie hatte zunächst noch versucht, den König von England als Kurfürsten von Hannover zur Neutralität zu bewegen, war damit aber gescheitert.

58
KMT IV, Anhang, 367–376, Maria Theresias Anweisung an Starhemberg dazu ebd. 371 f.

59 Vgl. KMT IV, 83 ff., 94 ff.

60 KMT IV, 86 ff.

61
So General Tillier an Daun, zitiert bei Arneth, Maria Theresia VI, 432.

62 KMT V, 4.

63 KMT IV, 88, 93.

64
KMT IV, 79, 88, 118. Vgl. Hollerweger, Reform, 63 ff.

65
KMT IV, 50, 93; KMT V, 16, 21 f., 42, 48, 97.

66 KMT IV, 47.

67 KMT IV, 113 f.

68
KMT IV, 222 f., 227, 233 f., 239 f., 243 u. ö.; weitere Beispiele in Briefen an Feldmarschall Neipperg, BKF IV, 142 ff.

69
Z. B. an Ulfeld, 17. November 1757, BKF IV, 195.

70 KMT IV, 250.

71
An Neipperg, Oktober 1757, BKF IV, 149.

72 Arneth, Maria Theresia V, 191 f.

73 So vor allem im Herbst 1757 gegenüber dem Prinzen Karl, s.u.

74 An Neipperg, Anfang Juni 1757, BKF IV, 148.

75 Überblick über die Ereignisse bei Füssel, Siebenjähriger Krieg, 37 ff.; Hochedlinger, Austrian Wars, 338 ff.; Szábo, Seven Years' War, 61 ff.

76 KMT IV, 98 f.

77 KMT IV, 123.

78

Vgl. Wagner, Kammerzahlamt; ders., Fürstengnade.

79

Zu dem Orden vgl. oben Kap. VII; ewige Andacht: KMT IV, 108; zum *Geburtstag der Monarchie* Arneth, Maria Theresia V, 200; Maria Theresia an Joseph II., 17. Juni 1778, MJC II, 292.

80

Vgl. etwa Ligne, Journal de la Guerre, 486 f.; zur üblen Nachrede gegen Daun nach der Schlacht bei Liegnitz am 15. August 1760 vgl. Arneth, Maria Theresia VI, 142 ff.

81
KMT VI, 165 f.; Khevenhüller kritisierte Dauns *aus übertriebenen Circumspections-Geist herzuleitende Unentschlossenheit*, die ihn zu *Zauderung und Langsammkeit* verleitet habe.

82
Arneth, Maria Theresia V, 231 ff.

83
Arneth, Maria Theresia V, 234.

84
Kunisch, Friedrich der Große, 344 f.; grundlegend Kunisch, Mirakel, 77 ff.

85
Schnelligkeitsgeist, so KMT VI, 165 f.

86
Arneth, Maria Theresia V, 250 ff.

87
Zu den Rangkonflikten KMT IV, 115; vgl. auch Luh, Kriegskunst, 210 f., 215 f.

88
Vortrag Kaunitz', 31. Juli 1757, ediert bei KMT IV, 380 ff., hier 382.

89 Hildburghausen an den Kaiser, 2. November 1757, ediert bei KMT IV, Anhang, 400 f.; vgl. KMT V, 112, 132 f.

90 Der Mythos von Leuthen bekräftigt bei Kunisch, Friedrich der Große, 380 ff.

91 KMT IV, 137.

92 Vgl. KMT IV, 140 ff.

93 So o. Kap. III.

94 KMT II, 29, 62 ff., 68 f.; vgl. auch Hinrichs, Podewils, 74 ff.

95
Z. B. KMT I, 175; auch die Begünstigung Franz von der Trencks wurde der Protektion Franz Stephans und Karls zugeschrieben, s.o. Kap. III.
96 KMT II, 28 f.
97
KMT II, 62 ff., 68 f. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg im Juni 1745; vgl. BKF IV, 191; ähnlich nach der Schlacht bei Lüttich im Oktober 1746, KMT II, 120.

98 KMT II, 120 (18. Oktober 1746); vgl. Wiener Diarium, 26. Oktober 1746; Arneth, Maria Theresia II, 225 ff.

99 KMT IV, 100. Nachdem Daun in Kolin gesiegt und die Truppen des Prinzen aus Prag befreit hatte, habe sie das voreilig und irrtümlich als Verdienst ihres Schwagers gefeiert.

100 KMT V, 1 f.

101

KMT V, 3 f.; vgl. an Ulfeld, 10. August 1757 und 17. November 1757, BKF IV, 193, 195. Es war allerdings wegen des Gesichtsverlusts ein Problem, unfähige Feldherren zu ersetzen; vgl. das Beispiel Esterházy, KMT V, 34 f.

102

An Ulfeld, Dezember 1757, BKF IV, 198 (Übers. B. St. R.). Antonia von Sachsen hatte Verständnis dafür und sprach von einem Opfer, das Gott belohnen werde: an Maria Theresia, 23. Juni 1758, Lippert, Briefwechsel, 32.

103

Arneth, Maria Theresia V, 165 f.; Szábo, Seven Years' War, 106 ff., 127 f. u. ö. Vgl. aber z.B. Ligne, Journal de la guerre, 143, zur Schlacht bei Hochkirch.

Unabhängig von der sachlichen Berechtigung der Kritik fragt sich, ob dabei nicht auch nationalistische Untertöne gegen den «französischen» Lothringer im Spiel waren.

104
So nennt es etwa Eugen Guglia einen «echt weiblichen Gedankengang», dass sie sich gegenüber Friedrich II. aufgrund seines einmal begangenen Unrechts «auf ewig» im Recht gefühlt habe. Er führt dazu allerdings ein Zitat von Kaunitz an. Guglia, Maria Theresia II, 144.

105 KMT IV, 141.

106
[…] son âme damnée et une créature de sa main, KMT IV, 142.

107
Überblick über die Veränderungen der Militärverwaltung bei Hochedlinger, Austria's Wars, 303 ff.; Hochedlinger, Rekrutierung.

108 KMT IV, 93.

109
Reformgesetz vom 1. Januar 1762, s.o. Kap. VI; zur Kritik der Historiker an dem schwerfälligen System der habsburgischen Militärverwaltung vgl. Kunisch, Friedrich der Große, 346; zu den strukturellen Nachteilen der Kriegführung des Erzhauses Kunisch, Mirakel, 83 ff.

110

Zitiert nach Arneth, Maria Theresia V, 362.

111

ce monstre, so Maria Theresia an Antonia von Sachsen, 10. Mai 1758, Lippert, Briefwechsel, 28 f.

112

Ligne, Journal de la guerre, 145, 317, 483.

113

Pichler, Denkwürdigkeiten, 22.

114

KMT V, 71; Khevenhüllers Zitat entspricht nicht ganz dem Wortlaut des Briefes; vgl. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, XVII, 311 f.

115

An Antonia von Sachsen, 29. Oktober 1758, Lippert, Briefwechsel, 33: *La battaille […] n'at put me relever.*

116

An Antonia von Sachsen, 21. Dezember 1758, Lippert, Briefwechsel, 33 f. (Übers. B. St. R.).

117

Lippert, Briefwechsel, 37, 53 f., 78, 80 f., 99. Vgl. z.B. Arneth, Maria Theresia V, 111.

118

Arneth, Maria Theresia VI, 429.

119

Kabinettschreiben an Daun, 21. Juni 1759, Arneth, Maria Theresia V, 429; zur Debatte über die richtige Strategie allg. Kunisch, Mirakel.

120

Johannes Kunisch, Laudon, Ernst Gideon Freiherr von, in: NDB 13 (1982), 700 f. Vgl. Wertheimer, Schilderungen, 232: Laudon sei *excessivement modeste, réservé, taciturne*, aber die Kaiserin habe ihn nie sehr geliebt.

121

An Antonia von Sachsen, 12. November 1759, Lippert, Briefwechsel, 56; vgl. Arneth, Maria Theresia VI, 38 ff.

122

Vgl. Arneth, Maria Theresia VI, 69 ff. Zu den Beratungen in Wien darüber KMT V, 266 ff.

123
An Antonia von Sachsen,
9. Dezember 1759, Lippert,
Briefwechsel, 64 (Übers. B. St. R.).

124
An Antonia von Sachsen,
28. Januar 1760, Lippert,
Briefwechsel, 70 (Übers. B. St. R.).

125
Arneth, Maria Theresia VI, 95 ff.

126
Schlachten bei Liegnitz,
15. August 1760, und bei Torgau,
3. November 1759. Vgl. Arneth,
Maria Theresia VI, 147 ff., 156 f.,
161 f.

127
Arneth, Maria Theresia VI, 188 ff.
128
Vgl. Arneth, Maria Theresia VI, 254 ff.; grundlegend und detailliert Dickson, Finance II.
129 Dickson, Finance II, 36 ff.
130
Arneth, Maria Theresia VI, 259 ff.
131 Lebeau, Aristocrates, 159 ff.
132
An den Grafen d'Ayasasa, Oktober 1761, BKF IV, 430.
133
Z. B. Lippert, Briefwechsel, 86, 103, 124 u. ö.

134

An Ulfeld, 20. Mai 1762, BKF IV, 201 f. (Übers. B. St. R.).

135

An Ulfeld, 13. Nov. 1762, BKF IV, 206 (Übers. B. St. R.).

136

Arneth, Maria Theresia VI, 394 f.

137

An Starhemberg, 18. Februar 1763, zitiert bei Guglia, Maria Theresia II, 169.

138

Vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, Kapitel V.; vgl. oben Kap. IV.

139
Aretin, Reich III, 98 ff.; ausführlich Schort, Politik und Propaganda, 142 ff.

140 So KMT IV, 135 f.

141
Vgl. grundlegend Kalipke, Verfahren im Konflikt; Haug-Moritz, Corpus evangelicorum; Aretin, Reich III, 101 ff.; zur Deutung auch als Religionskrieg Burkhardt, Religious War; Fuchs, Virtueller Religionskrieg; Schmidt, Wandel durch Vernunft, 161 ff.; Schort, Politik und Propaganda, 99 ff.; Pörtner, Propaganda, 474 ff.

142 So Schort, Politik und Propaganda, 168; zu den weiteren Debatten um die Verfahrensfragen anlässlich des Planes zu einer Friedenskonferenz in Augsburg vgl. ebd. 186 ff.

143 KMT IV, 6, 15, 148.

144 Schort, Politik und Propaganda, 110 ff., das Zitat 114, dort zahlreiche weitere Belege für pro-preußische Stimmung im Reich und im Ausland. Zu protestantischen Hassflugschriften ebd. 243 ff.; zu weiteren Konfessionskonflikten im Reich zu dieser Zeit vgl. Kalipke, Verfahren im Konflikt.

145 Zitiert bei KMT IV, 354 f. Anm. 108.

146 KMT IV, 103, 379 f.

147

Denkschrift an Daun, ediert bei Kunisch, Der Ausgang, 217, 220.

148

Z. B. an Ulfeld, 5. Juli 1757, BKF IV, 193. Vgl. auch Schort, Politik und Propaganda, 163 ff. zu einer unwillkommenen Parteischrift des Abtes von Sankt Emmeram gegen die Protestanten. – Für die Protestanten in den Erbländern galt allerdings etwas anderes; gegen sie führte Maria Theresia einen Verfolgungsfeldzug; vgl. unten Kap. XII.

149 Burkhardt, Abschied vom Religionskrieg, 165 f.; ders., Religious War; Aretin, Reich III, 103 f.

150

Friedrich II. an d'Argens, 13. Mai 1758, in: Friedrich der Große, Mein lieber Marquis!, Zürich 1985, 129 f., 179 f.; ‹Bref De S. S. Le Pape A M. Le Maréchal Daun›, in: Preuß, Œuvres de Frédéric le Grand XIX, 71–83; Volz, Werke Friedrichs des Großen V, 219 ff. Vgl. dazu Schort, Politik und Propaganda, 268 ff.; Pečar, Die Masken, 97 ff. Das *apostolische Rabenaas* bezog sich auf Maria Theresias Titel ‹Apostolische Majestät›, das sie sich von Papst Clemens XIII. hatte verleihen lassen; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 8 f.

151

Maria Theresia an Esterházy, 23. Dezember 1757, Arneth, Maria Theresia V, 280 f.

152

Luise Gottsched an die Frau von R., 4. Februar 1758, Briefe, 289.

153

Zahlreiche Belege bei Schort, Politik und Propaganda; Blitz, Pariotismus; Adam/Dainat, Krieg ist mein Lied; Quellen bei Ditfurth, Volkslieder des Siebenjährigen Krieges; Brüggemann, Der Siebenjährige Krieg.

154

Goethe, Aus meinem Leben I.2, Werke IX, 46 ff.

155

Vgl. etwa Ruth Florack, … *nicht gewohnt zu fliehen vor des Franzmanns leerem Wind*. Zu nationalen Stereotypen in Dichtung und Flugschriften, in: Adam/Dainat, Krieg ist mein Lied, 65–87.

156

Vgl. den fiktiven Brief der Pompadour an Maria Theresia, in: Volz, Werke Friedrichs des Großen V, 203–206; vgl. Pečar, Die Masken, 97 ff.

157

Irenophili zufällige Gedanken über einige politische Paradoxa bey jetzigem Kriege, 1758, 6. - Vgl. auch ‹Das große Hahnengeschrey, Oder: Vorstellung der jetzigen Kriegszeiten›, bei Ditfurth, Volkslieder des siebenjährigen Krieges, 78 f. – Das ganze Land seufze *unter dem harten Joch einer österreichischen Frau*, schrieb auch der einflussreiche Publizist Friedrich Karl von Moser, zitiert bei Schort, Politik und Propaganda, 90.

158

Zitat bei Füssel, Der Siebenjährige Krieg, 92.

159

Archenholz, Geschichte des siebenjährigen Krieges, in: Kunisch, Aufklärung und Kriegserfahrung, 96 f.

160

Vgl. allg. Schort, Politik und Propaganda; Arndt/Körber, Mediensystem; Friedrich, Drehscheibe; Martus, Aufklärung, 632 ff.; Anklam, Wissen, 189 ff.; zu den Erbländern Duchkowitsch, Tagespresse; Seidler/Seidler, Zeitschriftenwesen; Seidler, Buchmarkt; Karmasin/Oggolder, Mediengeschichte; Welke, Österreichs Gloria; zum Erbfolgekrieg: Mazura, Kriegspropaganda; Küster, Vier Monarchien; vgl. oben Kap. III.

161
Der Begriff nach Burgdorf, Reichskonstitution.
162
Schort, Politik und Propaganda, 45 f.
163
An Neipperg, September 1756, BKF IV, 144. Zur Kriegsberichterstattung allg. Anklam, Wissen.
164
Zitate bei Schort, Politik und Propaganda, 121, hier bezogen auf Hamburg.
165
So Küster, Dettingen, 71; vgl.

Fournier, Gerhard van Swieten, 403 f., über das Ergebnis einer Umfrage in den Erbländern von 1749; optimistischer Frank, Buchhandel, aber für die zweite Jahrhunderthälfte; vgl. auch Lavandier, Le livre. Zum Wiener Pressewesen Berger, Wiennerisches Diarium; Duchkowitsch, Tagespresse; Lang, Zeitschriften; Tautscher-Gestmayer, Geschriebene Zeitungen; Welke, Österreichs Gloria; bes. Schort, Politik und Propaganda, mit ausführlichen weiteren Nachweisen; zuletzt Karmasin/Oggolder,

Mediengeschichte.

166

Wandruszka, Leopold II., I, 30. Namen gelehrter erbländischer Mönche wie Placidus Fixlmillner, Kosmas Schmalfuss oder Magnuald Ziegelbauer sind daher nicht in die deutsche Aufklärungsöffentlichkeit vorgedrungen.

167

Preise bei Schort, Politik und Propaganda, 37.

168 Dekret vom 7. Februar 1750, Supplementum Codicis Austriaci, 479, zitiert nach Küster, Dettingen, 77.

169 Handbillet vom 19. Oktober 1751, Wiener Diarium Nr. 84, 1751; vgl. Berger, Wiennerisches Diarium, 114 f. Das Handbillet warnte vor den geschriebenen Zeitungen und ihrem *falschen, ungegründeten und vorsätzlich erdichteten* Inhalt.

170 Berger, Wiennerisches Diarium, 116 ff.; Reisner/Schiemer, Das Wien(n)erische Diarium.

171
Schort, Politik und Propaganda, 62 f.
172
Welke, Österreichs Gloria; Schort, Politik und Propaganda, 203 ff.
173
Zitiert nach Welke, Österreichs Gloria, 180 f.
174
Vgl. das Resümee von Schort, Politik und Propaganda, 242 f., 285.

175

Am Beispiel des «Zeitungs-Kriegs» in Hamburg und Altona 1756–60 zwischen dem kaiserlichen und dem preußischen Residenten vgl. Welke, Österreichs Gloria.

176

Dazu zuletzt Pečar, Die Masken.

177 Dazu ausführlich Blitz, Vaterland, 198 ff., hier 216; vgl. auch Martus, Aufklärung, 648 ff.; Adam/Dainat, Krieg ist mein Lied; Stockhorst, Krieg und Frieden (mit Beiträgen nur zur preußischen Perspektive); zur zeitgenössischen Historiographie Schort, Politik und Propaganda, 373 ff.

178 Martus, Aufklärung, 649.

179 Archenholz, Geschichte, in: Kunisch, Aufklärung und Kriegserfahrung, 498.

180

Denis, Poetische Bilder; vgl. Johannes Birgfeld, Kriegspoesie für Zeitungsleser oder Der Siebenjährige Krieg aus österreichischer Sicht, in: Adam/Dainat, Krieg ist mein Lied, 214–239. Auf österreichischer Seite knüpfte erst Josef von Sonnenfels 1771 mit seiner Abhandlung ‹Von der Liebe des Vaterlandes› an den Patriotismus-Diskurs an, allerdings ohne den kriegerischen Ton von Abbt.

181

Bräker, Lebensgeschichte, 135, 118. Vgl. auch Bleckwenn, Soldatenbriefe; Holger Böning, Krieg und der ‹gemeine Mann› im 18. Jahrhundert, in: Stockhorst, Krieg und Frieden, 71 ff. – Selbst die Volkslieder aus dem Krieg bedienten sich einer weniger drastischen Gewaltrhetorik als etwa Gleims ‹Lieder eines preußischen Grenadiers› oder seine ‹Zorndorf-Ode›.

182

Vgl. das Verzeichnis von Drugulin, Bilderatlas, 389 ff.; Coupe, German Political Satires, Nummern I,225, I,226, I,228, I,229, I,230; Schort, Politik und Propaganda, 285 ff. – Die Hochburg der politischen Karikatur war England; damit konnten die biederen deutschen Blätter nicht konkurrieren.

183

Tanz: Johann David Nessenthaler, *Der Neu eröffnete Politische Masqirte Ball der kriegenden Pouissancen in Germania*, Augsburg 1758 (StPKB Handschriftenabt.

Sign. YB 7634 m; Coupe, Satires, I,226); vgl. auch Ditfurth, Volkslieder im siebenjährigen Krieg, 24. – Kartenspiel: Anonym, *Das Spiel des Kriegs zwischen den kriegenden Puissancen, um 1760*. Hist. Museum der Stadt Wien, Inv.Nr. 74.568 (Drugulin, Bilderatlas, Nr. 4559). – Pharao: J. P. Haid, *Pharao Spiel der im Krieg begriffenen Herren Officier*, Augsburg o. J. (StPKB: YB 6696 kl; Coupe, Satires, I,229). – Schach: Johann Martin Will, *Man kan mit gutem Grund den Krieg zum Spiel vergleichen …* (Ungar. Nemzeti Muzeum Budapest Inv.Nr. 2102;

Mraz/Mraz, Maria Theresia, 109; Drugulin, Bilderatlas, Nr. 4556). – Würfelspiel: *Politischer Discours der Kriegenden Nationen bey einem Glas Wein* (Drugulin, Bilderatlas, Nr. 4557). – Billard: Johann Martin Will, *A la Guerre oder Historisch Politisch Kriegerisches Billiard Spiel der streitenden Mächten in Teutschland*, Augsburg 1758 (Coupe, Satires, Nr. I,128). – Turnier: Johann David Nessenthaler, *Politisches Ritter Tournier*, Augsburg o. J. (StPKB YB 6713 m). – Cricket: Matthew Darly, *The Cricket Players of Europe*, London um 1757 (British

Museum Collection No. 1868,0808.4059).

184

Adam Michael Probst, *Theater Kriegender Potentaten*, Augsburg 1757, vgl. Schilling, Höfe und Allianzen, 462.

185

Am Beispiel Englands dazu jetzt Pohlig, Marlboroughs Geheimnis.

186

Arneth, Maria Theresia V, 40 ff.

187

Arneth, Maria Theresia IV, 489, 560; so auch Friedrich II. selbst in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges: Volz, Werke Friedrichs des Großen III.1, 22, 36 f.

188

Z. B. an Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 26 u. ö.; an Ferdinand, BKF II, 149 ff., 162 ff., 174, 188.

189

An Ferdinand, 1778, BKF II, 149 ff., 162 ff., 165, 174, 188, zum Skandal um ein Informationsleck im Umkreis von Ferdinands Beichtvater Dr. Wasgottwill von Rollemann. Zu ihm nur knapp Arneth, Maria Theresia X, 182 f.

190

[…] c'est un point réservé et permis seul au souverain; à un particulier c'est une malhonnête et infame action. An Ferdinand, 7. Oktober 1778, BKF II, 151. Sie selbst entschuldigte sich, wenn sie versehentlich einen Familienbrief geöffnet hatte, der nicht an sie adressiert war: so an Marie Beatrix, 1775, BKF III, 194.

191

Vortrag von Kaunitz, die Neueinrichtung des Postwesens betreffend, 31. Dezember 1749, HHStA Reichsakten in specie 21–2, fol. 54 f.

Zu Lilien (1696–1776), der später Generalintendant der Reichs- und Niederländischen Post wurde, vgl. Grillmeyer, Habsburgs Diener, 90 ff., 117 ff.; knapp Grillmeyer, Habsburgs langer Arm; Behringer, Merkur, 587 ff.; Rohrschneider, Reichstag, 261 ff.; vgl. oben Kap. IV zur Intrige gegen Palm. Zu Maria Theresias Anteilnahme an der Familie Lilien vgl. auch ihren Brief an Posch, 24. November 1779, BKF IV, 339. – Das Folgende nach HHStA Reichsakten in specie, 21–25. – Vgl. auch die Beispiele für

Interzeptionen preußischer Post bei KMT III, 354, 364.

193

Behringer, Merkur, 588. Das genaue Datum der Eheschließung ist unklar, es liegt jedenfalls nach 1746 (Tod seiner ersten Ehefrau). 1754 starb Theresia Lilien geb. Bartenstein.

194

Vgl. die Aufstellung bei Behringer, Merkur, 612, nach einer Quelle aus dem Jahr 1756.

195

Vgl. z.B. HHStA Reichsakten in specie 21–3, fol. 50r-53v: anonymes und undatiertes (ausweislich der Handschrift von Lilien verfasstes) ‹Projet: Autant que l'ordre des surveillants sert pour procurer des eclaircissements et pour conduire à la justesse des conseils et des mesures, qu'il y a a prendre autant ce meme ordre doit etre soigneur, adroit, vigilant, et a besoin de la protection›. – HHStA Reichsakten in specie 23–1, fol. 51r–60r: ‹Sancta Sanctorum ou secret de tous les secrets›, Wien, 29. Dezember 1756.

196 HHStA Reichsakten in specie 23–1, fol. 51r–60r: ‹Sancta Sanctorum ou secret de tous les secrets›, Wien, 29. Dezember 1756. Der Titel spielt auf die mittelalterliche, Aristoteles zugeschriebene Schrift ‹Secretum secretorum› an; der Adressat war Kaunitz.

197 Deshalb fanden diese Vorgänge auch im Fürstlichen Zentralarchiv Thurn und Taxis keinen Niederschlag; vgl. Behringer, Merkur, 678.

198 Sancta sanctorum, HHStA Reichsakten in specie 23–1, fol. 55r.

199 Sancta sanctorum, HHStA Reichsakten in specie 23–1, fol. 59v.

200 Grillmeyer, Habsburgs Diener, 120 ff.; HHStA Reichsakten in specie 24, 25, 26.

201

[…] des moyens pour soutenir l'autorité Imperiale, les Interets de la Réligion, aussi bien que ceux de la Maison d'Autriche, 8. 2. 1757, HHStA Reichsakten in specie 23–1, fol. 66 ff.

202

Bilanzen z.B. bei Schilling, Höfe und Allianzen, 472; Schmidt, Wandel durch Vernunft, 173 ff.; Duchhardt, Balance of Power, 368 ff.; Szábo, Seven Years' War, 424 ff.

203

Zitiert nach Schilling, Höfe und Allianzen, 472.

204

Nach Dickson, Finance II, 1 f. beliefen sich die Staatsschulden auf rund 280 Millionen Gulden.

205

An Ulfeld, Ende Februar 1763, BKF IV, 209.

206

Vgl. Drugulin, Bilderatlas, 405 f., Nr. 4792–4802; Koschatzky, Katalog Maria Theresia, 182 f., Nr. 28,2–28,4; zu den Feierlichkeiten in Berlin: Kunisch, Friedrich der Große, 444 f.

207
Friedrich II., Politisches Testament von 1768, Dietrich, Politische Testamente, 670 f., 628 f.; ähnlich Politisches Testament von 1752, ebd. 380 f., 450 f.

208 Vgl. oben Kap. I.

209
Kunisch, Friedrich der Große, 408, nach Theodor Schieder und dem englischen Gesandten Mitchell.

210
Guglia, Maria Theresia II, 144.

211
Vgl. zuletzt Johannes Burkhardt, Wie ein verlorener Krieg zum Sieg

umgeschrieben wurde. Friedrich der Große, der Siebenjährige Krieg und der Friede von Hubertusburg, in: ders.u.a. (Hg.), Sprache. Macht. Frieden. Augsburger Beiträge zur Historischen Friedens- und Konfliktforschung, Augsburg 2014, 265–308. Burkhardts Urteil, dass das Reich der eigentliche Sieger des Krieges gewesen sei, kann man allerdings nur teilen, wenn man die Auflösungserscheinungen des Reichsverbandes in den letzten Jahrzehnten seines Bestandes ignoriert.

212

Guglia, Maria Theresia II, 170: Schlesien «war eines nochmaligen Waffenganges, eine nochmalige Anspannung aller Energien, die in ihren Völkern lebten, wert». Ebd. 150: Der Krieg habe das Ansehen der Kaiserin «in der Welt befestigt».

213

Vgl. die Bilanz bei Arneth, Reich III, 107 ff.

214

So gegenüber dem niederländischen Gesandten Bentinck, Beer, Bentinck, 23.

215

Friedrich II. an Voltaire, 26. Oktober 1740, Preuß, Œuvres de Frédéric le Grand XXII, 48 f., Nr. 153.

IX
Das Kapital der Dynastie

1

KMT IV, 33; zu Leopolds Ausbildung für den von Maria Theresia besonders geschätzten Militärstand vgl. BKF IV, 17, 21.

2

So Joseph schon mit sieben Jahren, KMT II, 199, 291. Vgl. Allmayer-Beck, Armee, 76; Thümmler, Armee, 62, Tafel 70; Kugler, Kleidung. Abb. bei Husslein-Arco/Lechner, Katalog van Meytens, 70 f. (mit z. T. falschen Angaben), vgl. auch das Porträt von Joseph und Karl Joseph als Kinder beim Studieren von Festungsgrundrissen, ebd. 68 f. – Auch ihrem ersten männlichen Enkel Franz verlieh Maria Theresia 1774, also im Alter von sechs Jahren, ein Karabinerregiment (BKF IV, 59; MJC II, 43).

3 KMT IV, 32 zum 7. Juli 1756.

4 KMT III, 217.

5 KMT VI, 53; Joseph zuerst mit sieben Jahren, KMT II, 291, zuvor noch nicht, ebd. 199.

6 KMT VI, 45, 212.

7 Zu den Kindern vgl. Wachter, Erziehung; Pangels, Kinder; Kovács, Erzherzogin; Barta, Familienporträts.

8 So die These von Barta, Familienporträts, mit zahlreichen Bildzeugnissen; vgl. auch Koschatzky, Katalog, 206 ff.

9
‹Familia Augusta›, Abb. bei Barta, Familienporträts, 6, Abb. 37; vgl. Koschatzky, Katalog, 207; Telesko, Familia Augusta.

10
Z. B. KMT I, 208; KMT II, 29 f., 46, 119, 160 f., 180, 194 f., 209, 357 f., 375; KMT III, 8 f., 33; KMT IV, 8 f.; KMT V, 60 f., 77; KMT VI, 77 f. u. ö. Vgl. Dietrich, Theater; Hadamowsky, Spectacle; Hadamowsky, Wien, 204 ff.; Daniel, Hoftheater, 37.

11
An Hofrat Doblhoff, 5. April 1746, BKF IV, 218 f.; Beer, Bentinck, 10.

12 Bericht über die Erziehung Josephs, 1759, bei Conrad, Recht und Verfassung, 101.

13 KMT II, 142 (Januar 1747).

14 Z. B. KMT II, 194 f., 357 f., 375; III, 8 f., Khevenhüller äußerte sich kritisch vor allem dann, wenn seine eigenen Kinder nicht mitspielten.

15

KMT VI, 77 f.; vgl. Zechmeister, Wiener Theater, 266; Vavra, Verwandt, 35 Abb. 3 und 4; Koschatzky, Katalog, 357 f.; Sommer-Mathis, Tu felix Austria, Tafel III.

16

KMT II, 34, 530 ff. (altes Herkommen); dagegen KMT III, 44: Am 24. Juni 1752 wurde nach *jüngster Ordonnanz* Gala zum Namenstag der Erzherzogin Johanna angesagt, die damals zwei Jahre alt war.

17

Vgl. das Beispiel der Gottscheds, Kap. VII; vgl. auch Campan, Mémoires I, 36 ff.

18

KMT II, 223, 359; KMT III, 63 f.

19

Joseph war erstmals 1754 bei dem Ordensfest mit Ordenskollane dabei, KMT III, 260 ff., 267 u. ö.

20

S. o. Kap. VII. Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 291 f. Über das entsprechende Zeremoniell bei Toisonfesten wurde von der Hofkonferenz 1754/55 beraten, vgl. KMT III, 466, 475. Marianne wurde mit zehn Jahren in den Sternkreuzorden aufgenommen: KMT II, 322 f.

21

KMT I, 194; Husslein-Arco/Lechner, Katalog van Meytens, 66 f. Das Porträt des Thronfolgers in ungarischer Tracht wurde auch in einem Medaillon oberhalb eines der Staatsporträts der Mutter von 1744 angebracht; Abb. bei Barta, Familienporträts, 8, Abb. 53. Das gleiche Bild Josephs wurde auch in ein Gruppenporträt aller Kinder von 1749 integriert, Abb. bei Mraz/Mraz, Maria Theresia, 178.

22

Arneth, Maria Theresia IV, 184 f. – Joseph wohnte z.B. auch mit sieben Jahren dem jährlichen Amtswechsel in der niederösterreichischen Regierung bei, KMT II, 213.

23

KMT III, 203, 232 f., Vorträge der Hofkonferenz ebd. 467–475. Das Thema beschäftigte die Hofkonferenz schon im Dezember 1748, vgl. KMT II, 288, 530. Sie empfahl, dass der Thronfolger die Titel Infant von Spanien, Prinz von beiderlei Sizilien und Prinz von Jerusalem nicht mehr führen solle. Ihm solle in allem das gleiche Zeremoniell zukommen wie den bourbonischen Prinzen. Vom Einbezug aller anderen Kinder in das Audienzzeremoniell war 1748 noch nicht die Rede.

KMT II, 364 f. (Oktober 1749: kein Unterschied zwischen der Prinzessin von Lothringen und den Erzherzoginnen mehr); KMT III, 21 (Ostern 1752); KMT III, 89 (Februar 1753, Audienzen der Botschafter bei der Erzherzogin Johanna zu ihrem dritten Geburtstag); KMT III, 95 (März 1753, Antrittsbesuch des venezianischen Botschafters bei sämtlichen jungen Herrschaften); ebenso im folgenden Jahr, KMT III, 168 u. ö. – Nur die zweijährige Marie-Antoinette empfing noch nicht die Komplimente: KMT IV, 127.

25 KMT III, 125 f.

26 KMT IV, 89.

27 KMT IV, 4 f.; KMT VIII, 33; Ranke, Fürst, 730.

28 KMT V, 64 f.

29 Vgl. Princeps in compendio, 78 ff.; die Erziehungsmaximen von Franz Stephans Vater: ‹Memoire de morale et de Gouvernement d’Etat pour l’usage de S. A. Royale Regnante›, HHStA LHA 43, fol. 37–126; zur Habsburger Tradition vgl. auch Kovács, Erzherzogin.

30

Vgl. dessen Ausführungen zu Josephs Ausbildung, KMT III, 402–411. – Auch Erzherzog Franz, der Enkel Maria Theresias, erhielt einen Offizier zum Erzieher, MJC II, 105.

31

Vgl. oben Kap. VII; nach Ranke, Fürst, 674, sah sie die Kinder in der Hofburg drei- bis viermal in der Woche; vgl. Campan, Mémoires I, 36 ff.

32

So der achtzehnjährige Leopold an den Grafen Thurn, Mai 1765, bei Wandruszka, Leopold II. I, 99.

33

Anweisungen für die Gräfin Almesloë, die Aya der Kinder Ferdinands in Mailand (1773), BKF IV, 127 ff. (Übers. B. St. R.). Zur Erziehung der Tochter Josephs vgl. Briefwechsel zwischen Maria Theresia und d'Herzelles bei Kervyn de Lettenhouve, Lettres; Beales, Joseph II I, 155 f.

34

Kovács, Erzherzogin, 53 ff. – Instruktionen für die Kammerherren des Erzherzogs Joseph (Oktober 1747): KMT II, 448 ff. – Reglement des

Unterrichts für den Erzherzog Joseph: Arneth, Maria Theresia IV, 522 f. – Instruktion für den Ayo des Erzherzogs Joseph, Grafen Batthyány (1751): BKF IV, 5 ff., dt. BAA, 98 ff. – Instruktion für den zweiten Ayo des Erzherzogs Leopold, Graf von Thurn (1761): BKF IV, 17 ff., dt. BAA, 151 ff.; Anweisung an Thurn (Mai 1762), BKF I, 21 ff. – Instruktionen für die Aya der Erzherzoginnen Johanna und Josepha, Gräfin Lerchenfeld (November 1756): BKF IV, 101 ff., dt. BAA, 133 ff.; (Oktober/November 1763):

BKF IV, 116 ff., dt. BAA, 187 f. – Tagesplan für Joseph: van Rhyn, Briefe, 276 f.; Bericht über seine Erziehung: Conrad, Recht und Verfassung, 85 ff. – Vgl. allg. zu den Erziehungsinstruktionen Arneth, BKF I, Einleitung.

35 An Almesloë, BKF IV, 127.

36 An Beatrix, 13. Mai 1779, BKF III, 359 f.

37 An Almesloë, BKF IV, 128: *avec ordre, décence et tranquillité*.

38 Vgl. Kovács, Erzherzogin, 54 f. Gegen die Verzärtelung der Kinder durch zu weiche Kissen: an Ferdinand, 12. September 1776, BKF II, 47.

39 An Lerchenfeld, BKF IV, 103.

40 Instruktion für die Kammerherren Josephs, KMT II, 450.

41 Z. B. an Batthyány, BKF IV, 9; an Lerchenfeld, BKF IV, 117 u. ö.

42 S.u. Kap. XIV.

43 An die Kammerherren Josephs, KMT II, 450; an Lerchenfeld, BKF IV, 101; an Thurn, BKF IV, 19; an Almesloë, BKF IV, 127. Zu van Swietens Tagesplan vgl. Brechka, Van Swieten, 113 f.

44 An die Kammerherren Josephs, KMT II, 450; vgl. an Lerchenfeld, BKF IV, 102.

45 An Lerchenfeld, BKF IV, 101 f., 105, 119.

46 An Lerchenfeld, BKF IV, 105; vgl. an Rosenberg, BKF IV, 84 ff.

47 An Lerchenfeld, BKF IV, 101.

48 KMT III, 22.

49 KMT III, 255.

50 An Thurn, BKF IV, 20 f.; an Batthyány, BKF IV, 6; Bartenstein über Josephs Erziehung, Conrad, Recht und Verfassung, 30 f.; vgl. Hinrichs, Podewils, 50.

51 KMT V, 86 f.

52 KMT IV, 52; III, 75; ähnlich V, 74.

53 An Batthyány, BKF IV, 7 f.

54 *sa façon de penser, de s'annoncer et de se produire*, so an Thurn, BKF IV, 18.

55
Z. B. an Batthyány, BKF IV, 7; an Thurn, BKF IV, 20; an Lerchenfeld, BKF IV, 103; an die Kammerdiener Josephs, KMT II, 449 f.

56 An Batthyány, BKF IV, 9.

57
An Batthyány, BKF IV, 9; vgl. etwa BKF I, 55.

58
So wies Maria Theresia es beispielsweise zurück, als der fünfzehnjährige Leopold für einen Hofamtsträger um Schuldenaufschub bat; an Leopold, BKF I, 13 f.

59

Vgl. KMT II, 181 ff. Joseph solle man nach seinem sechsten Geburtstag *nach und nach von den Weibern wegnehmen*. Ausführlicher Bericht von 1759 bei Conrad, Recht und Verfassung, 85 ff.

60

Spanisch und Italienisch für Josepha: an Lerchenfeld, BKF IV, 120. Ein bisschen Tschechisch für Leopold, aber kein österreichischer Dialekt: an Thurn, BKF IV, 24. Auch die Enkel in Italien sollten als erstes Deutsch sprechen, so an Almesloë, BKF IV, 127.

61 Z. B. KMT II, 56; III, 4, 20, 30, 53, 79, 177, 200, 207, 230, 242, 257 u. ö. Beratung über die Unterrichtspläne für Joseph unter der Leitung von Bartenstein (Januar 1754): KMT III, 402 ff.

62 An Lerchenfeld, BKF IV, 103.

63 An Batthyány, BKF IV, 10 f.

64 KMT II, 182.

65 KMT II, 448 (Übers. B. St. R.).

66 KMT II, 450 (Übers. B. St. R.).

67 Conrad, Recht und Verfassung, 94 f.

68 Z. B. an Thurn, BKF IV, 36; an Rosenberg, BKF IV, 80 ff. u. ö.

69 An Lerchenfeld, BKF IV, 103, 117 f., 120.

70 An Lerchenfeld, BKF IV, 103.

71 An Lerchenfeld, BKF IV, 111, 113.

72 An Gräfin Trautson, 1750, van Rhyn, Briefe, 181.

73 An Amalia, Juni 1769, BKF III, 3 ff., dt. Rothe, Briefe, 143 ff.

74

An Carolina, April 1768, BKF III, 44 ff., dt. Rothe, Briefe, 220 ff.

75

An Marie Antoinette, 4. Mai 1770, MACS I, 6 ff.; 1. November 1770, MACS I, 15 ff., dt. BAA, 256 f.; 263 ff.; an ihren Aufpasser, den Wiener Gesandten in Paris, Mercy-Argenteau, 1. September 1770, MACS I, 46 ff., dt. gekürzt BAA, 257 f. u. ö.

76

An Ferdinand, 10. März 1769, BKF II, 61 f.; 13. April 1771, BKF I, 64 f. u. ö.

77 An Batthyány, BKF IV, 8 f.

78 Andere teilten diese Kritik am Thronfolger: seine *undeutliche, langsamme Sprach* (KMT II, 194); *leuthscheu*, soll sich *mehr zum Commerce du monde gewöhnen* (KMT II, 301 f.) u.ä. Vgl. Beales, Joseph II, I, 29 ff.

79

Maria Theresia an Franz Graf Thurn, 1761, BKF IV, 17 ff., dt. BAA 151 ff.; an dens., Mai 1762, BKF IV, 21 ff.; an Leopold, 1765, BKF I, 11 ff.; an Anton Graf Thurn, 1766, BKF IV, 33 ff.; Instruction de feu de Majesté l'Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765, ÖNB Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 1–36; Instructions De l'Imperatrice Reine, ebd. fol. 37–52. – Vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 45 ff., 81 ff., 110 ff.

80 Fidèle tableau de S. A. R. l’archiduc Léopold, 15. Mai 1762, BKF IV, 22 ff.

81 Leopold an Franz Graf Thurn, 20. Mai 1765, bei Wandruszka, Leopold II., I, 101 ff.

82 Ebd. I, 103 f.

83 Z. B. BKF I, 68, 70; BKF IV, 84 ff., u. ö.

84 So Wandruszka, Leopold II., I, 41, 48.

85 Scharfe Kritik Maria Theresias an Franz von Thurn: 12. Januar 1766, MJC I, 170 ff. Thurn starb unmittelbar darauf, so dass es hieß, der Brief habe ihn umgebracht.

86 Innerkofler, Eine große Tochter, 53 f.

87 Pleschinski, Croÿ, 332.

88

Ranke, Fürst, 674; Hinrichs, Podewils, 50. Dagegen nennt Swinburne, Courts I, 341, die Erziehung extrem hart; so auch Marie Antoinettes Kammerfrau: Campan, Mémoires I, 36 ff. – Vgl. zum Urteil der Schwiegertochter Isabella s.u.

89

An Mercy, 13. Januar 1779, MACS III, 283. Vgl. allg. Barta, Maria Theresia, 345.

90

Vgl. zu Marie Christine und Albert von Sachsen unten Kap. XIV.

91

Es kam allerdings vor, dass getaufte ehemalige Musliminnen fürstliche Mätressen wurden; vgl. dazu demnächst die Arbeit von Manja Quakatz.

92

An Kaunitz, Mai 1762, BKF IV, 249 ff., dt. BAA, 165 ff. – Zu den Heiratsverhandlungen bezüglich Modena im April 1752: KMT III, 289 ff.; Juni 1752: KMT III, 301 ff.; Vertrag mit dem Herzog von Modena, 11. Mai 1753, vgl. Arneth, Maria Theresia IV, 239 ff., 337 ff.; Kleinmann, Politik.

93
An Lerchenfeld, 13. Oktober 1763, BKF IV, 116, dt. BAA, 187.
94 Vgl. unten Kap. XIV.
95
Vgl. KMT III, 347 ff. (Januar 1753); Arneth, Maria Theresia IV, 336 ff., ebd. V, 451 ff.
96
25. März 1759, Arneth, Maria Theresia V, 456.
97
Joseph an seinen Kammerherrn Anton Graf Salm, 10. September 1760, Zweybrück, Briefe, 114 f.; vgl. Beales, Joseph II, I, 69 ff.

98

Kaunitz an Starhemberg, 30. März 1759, Arneth, Maria Theresia V, 538.

99

An Maria Antonia von Sachsen, 28. Januar 1760, Lippert, Briefwechsel, 69 f.: *plutôt aux qualitez qu'aux grandes alliances*.

100

Maria Theresia bedauerte, dass es für Liechtenstein finanziell so aufwendig werde: An Liechtenstein, Januar 1760, BKF IV, 306 ff.

101

Einzug, Trauung, offene Tafel, Souper und Serenade, vgl. Farbabb. 16 und oben Abb. 26.

102

Badinter, Isabelle, 100 f. (Februar 1761?), dt. Wolf, Marie Christine I, 24.

103

Joseph an Salm, 10. September 1760, Zweybrück, Briefe, 115: *pour l'amour, vous savez, que je ne fais pas l'agreable et l'amant, et que c'est meme contre ma nature*.

104

Joseph an Salm, 17. September 1760, Zweybrück, Briefe, 116 f.

105

Joseph an Salm, 20. und 28. September 1760, Zweybrück, Briefe, 117 f.

106

Badinter, Isabelle, hat die Briefe erstmals ungekürzt publiziert, ganz im Gegensatz zur Edition von Hrazky, Persönlichkeit; vgl. auch Tassulo, Isabella; Sanger, Isabelle; Arneth, Maria Theresia VII, 33 ff.; Beales, Joseph II, I, 69 ff.; Wolf, Marie Christine I, 13 ff.

107 An Antonia von Sachsen, 9. Juni 1760, Lippert, Briefwechsel, 83 f., dt. BAA, 150 f.; vgl. den Bericht Liechtensteins an Maria Theresia, 4. September 1760, Zweybrück, Briefe, 115 Anm.1.; das Urteil ihres Schwagers Alberts von Sachsen bei Arneth, Maria Theresia VII, 500; KMT VI, 103: *eine so allgemein und vorzügliche Approbation.*

108 Die Essays ediert bei Hrazky, Persönlichkeit, 191 ff.

109 Badinter, Isabelle, 123 f.

Badinter, Isabelle, 157, 123 ff.
‹Orphée et Eurydice› von Gluck und Calzabigi hatte gerade (1762) am Hof Furore gemacht; Laurette und Zerbin sind Figuren aus der komischen Oper ‹Le peintre amoureux de son modèle› von Louis Anseaume und Egidio Duni (1757). Zu den Rollen von ‹Lisette und Linon› (1762) vgl. Henri Bédarida, Parme et la France de 1748 à 1789, Paris 1928, 454 f.

111

Vgl. die Briefe Nr. 83, 85, 87, 111 und 119 der Edition von Badinter, die Hrazky in seiner Briefedition stillschweigend unterschlagen hat. Arneth hatte die Briefe ausgesondert und zu vernichten empfohlen, vgl. Tamussino, Isabella, 196 ff., 299 Anm.1.

112

Badinter, Isabelle, 146 f., 151 u. ö.; vgl. Tamussino, Isabella, 204 f.

113

Badinter, Isabelle, 145, vgl. 130 u. ö.

114 Badinter, Isabelle, 188.

115 Traité sur les Hommes, ediert bei Hrazky, Persönlichkeit, 194 f.

116 Zweybrück, Briefe, 114.

117 Arneth, Maria Theresia VII, 60.

118 Wolf, Marie Christine I, 23.

119

So Karl Gutkas, Joseph II., Maria Theresias ältester Sohn und Nachfolger, in: Koschatzky, Maria Theresia, 176–185, hier 178; ebenso Gutkas, Joseph II., 45 ff.; sehr zurückhaltend auch Pangels, Kinder, 168 f.; dagegen Tamussino, Isabella, 201 ff.; Badinter, Isabelle, 60 ff.

120

Vgl. Steidele, Als wenn Du mein Geliebter wärest, 52.

121

Der Klassiker des Genres, Rousseaus ‹Julie ou la Nouvelle Héloise›, erschien 1761 und war den beiden bekannt; Tamussino, Isabella, 210.

122

So in der Parodie auf ein höfisches Rekommendationsschreiben, Badinter, Isabelle, 96 f., vgl. 100 f. u. ö. Isabella selbst stellte ausführliche Reflexionen über das Wesen wahrer Freundschaft und über die Frage an, inwiefern Freundschaft zu einer Monarchin oder zur eigenen Mutter möglich sei: ebd. 242 ff., dt. Arneth, Maria Theresia VII, 52 f.

123

Quelques questions à définir au sujet de gagner le cœur de l’Archiduc, Badinter, Isabelle, 107 ff.

124

Vgl. das Urteil Alberts von Sachsen in seinen Memoiren, bei Arneth, Maria Theresia VII, 503.

125

Conseil à Marie, Badinter, Isabelle, 237 ff., dt. bei Arneth, Maria Theresia VII, 49 ff.

126

Badinter, Isabelle, 237 ff., dt. bei Arneth, Maria Theresia VII, 49 ff.

127

An die Gräfin Edling, 9. Juli 1761, BKF IV, 517.

128

An Marie Louise von Parma, die Schwester Isabellas, 14. September 1763, bei Arneth, Maria Theresia VI, 499; vgl. z.B. BKF IV, 310.

129

An Antonia von Sachsen, 4. Februar 1763, Lippert, Briefwechsel, 153 u. ö.; an Marie Christine, 1763?/1764?, BKF II, 357 f.; an dies., 4. Oktober 1771, BKF II, 371 f. u. ö.

130

Conseil à Marie, Badinter, Isabelle, 237–252; gekürzt dt. bei Arneth, Maria Theresia VII, 49 ff.

131

Badinter, Isabelle, 240 f.; Arneth, Maria Theresia VII, 50 f.

132

Badinter, Isabelle, 244 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 53 f. (dort gekürzt).

133

Badinter, Isabelle, 251 f., Arneth, Maria Theresia VII, 56 f. (gekürzt).

134

Zur Ehe Marie Christines und Alberts von Sachsen vgl. unten Kap. XIV.

135

Badinter, Isabelle, 98 (Karl); ebd. 166, 168, 172 ff. (Johanna).

136

Zinzendorf, Aus den Jugendtagebüchern, 378; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 61 ff., mit weiteren Quellen 502 ff.; Tamussino, Isabella, 215 ff., 258 ff.

137

Joseph an den Herzog von Parma, 29. November, 11. Dezember, 30. Dezember 1763, Bicchieri, Lettere, 111 ff.; Auszüge dt. bei Arneth, Maria Theresia VII, 62 f.; Maria Theresia über Josephs Verhalten an Isabellas Krankenbett: Zweybrück, Briefe, 121 ff.

138

An Antonia von Sachsen, 23. Dezember 1763, Lippert, Briefwechsel, 201 f.; an dies., 29. Dezember 1763, Lippert, Briefwechsel, 206, dt. BAA, 193 f.

139

An Kaunitz, 26. November 1763, bei Arneth, Maria Theresia VII, 62.

140

An Salm, Zweybrück, Briefe, 123; dt. bei Tamussino, Isabella, 270.

141

Arneth, Maria Theresia VII, 40, 500.

142

Handschriftliche Zettel Maria Theresias, Zweybrück, Briefe, 122 f.; vgl. Tamussino, Isabella, 269 f.

143
Vgl. Beales, Joseph II, I, 82 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 87 ff.
144
Pezold an den Grafen Flemming, 26. November 1764, Lippert, Briefwechsel, 209 Anm. 4.
145
Points donnés par S. M. L'Empereur François [...], 28. Januar 1764, HHStA Hausarchiv, Familienkorrespondenz A 26, 13 ff.; vgl. Beales, Joseph II, I, 82 f. Der Brief Josephs, auf den Franz Stephan antwortete, ist nicht überliefert.

146

An Antonia von Sachsen, 9. Februar 1764, Lippert, Briefwechsel, 211 ff.; dt. BAA, 194 f.

147

Je ne puis me presenter qu'en deux faces differentes, so Joseph an den Herzog von Parma, 23. August 1764, Bicchieri, Lettere, 117 f.; vgl. Joseph an Maria Theresia, März 1764, MJC I, 25, 32, 37, 84 f. u. ö.

148

Joseph an Maria Theresia, 12. und 14. April 1764, MJC I, 97 f., 101.

149

Vgl. Joseph an Maria Theresia, April 1774, MJC I, 97 f., 101, 106 ff., 111 ff., 123 ff.; eigenhändige Denkschrift Maria Theresias, MJC I, 111 ff.; dt. Arneth, Maria Theresia VII, 92 ff.

150

Elisabeth Christine, die spätere Königin von Preußen. KMT VI, 63 f.; vgl. Joseph an Maria Theresia, 8. April 1764, MJC I, 88 f.

151

KMT VI, 64; vgl. Vortrag Kaunitz', 20. September 1764, KMT VI, 333 ff.

Kunigunde (1740–1826) war die jüngste Tochter Augusts III. von Sachsen-Polen und der Habsburgerin Maria Josepha, einer Tochter Kaiser Josephs I. – Josepha von Bayern (1739–1767) war die Schwester des Kurfürsten Maximilian von Bayern und Maria Antonias von Sachsen und wie diese eine Tochter Kaiser Karls VII. Albrecht und der Habsburgerin Maria Amalia.

153

An Antonia von Sachsen, 16. Januar und 9. Februar 1764, Lippert, Briefwechsel, 209 ff., dt. BAA, 194 f.; an Pergen, 24. Februar 1764, BKF IV, 282 ff. – Josephs Abneigung gegen die bayerische wie die sächsische Heirat: Joseph an Maria Theresia, März/April 1764, 26 f., 30, 84 f., 94, 106 ff.

154

Pezold an den Grafen Flemming, 31. Dezember 1764, Lippert, Briefwechsel, 209 ff. Anm. 4.

155
Joseph an Maria Theresia, April 1764, MJC I, 94, 108 ff.
156
KMT VI, 63 ff.; Maria Theresia an Antonia von Sachsen, September/Oktober 1764, Lippert, Briefwechsel, 233 ff., 447 ff.
157 KMT VI, 65.
158
KMT VI, 67; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 99 ff.
159
KMT VII, 68, die förmlichen Schreiben (13. November 1764) ebd. 339 ff.

160 Materialien bei Lippert, Briefwechsel, 236 ff., aus der Sicht Kunigundes und des sächsischen Hofes ebd. 447 ff. Antonia von Sachsen, die ja mit beiden Kandidatinnen nah verwandt war – Josepha war ihre Schwester, Kunigunde ihre Schwägerin –, hatte sich Maria Theresia zuliebe zwischen alle Stühle gesetzt.

161 Abb. z.B. bei Koschatzky, Katalog, 239, Nr. 40,19.

162

Joseph an den Herzog von Parma, 13. November 1764, Bicchieri, Lettere, 120 f.

163

An Marie Christine, bei Arneth, Maria Theresia VII, 103, 510 f.

164

Vorträge Colloredos und Kaunitz’: KMT VI, 340 ff., das Zitat 341.
Der beauftragte Historiker war Franz Ferdinand von Schrötter, der sich 1764 mit einer Abhandlung an dem Preisausschreiben der Bayerischen Akademie der Wissenschaften beteiligte, in der er nachzuweisen suchte, dass Österreich niemals dem Herzogtum Bayern unterworfen gewesen sei. Er gewann, wie sich denken lässt, in Bayern zwar nicht den Preis, erhielt aber stattdessen 100 Dukaten von der Kaiserin. Vgl. ebd. 345 ff.

165 Vortrag Kaunitz', KMT VI, 344. Zum Bayerischen Erbfolgekrieg s.u. Kap. XIII.

166 Joseph an Leopold, 4. Oktober und 14. November 1765, HHStA FA Sbd. 7, zitiert bei Beales, Joseph II, I, 87.

167 Wolf, Marie Christine I, 37, ohne Quellennachweis.

168 KMT VI, 206.

169 An Gräfin Enzenberg, 6. März 1765, BKF IV, 457 (Übers. B. St. R.). Vgl. an Ferdinand, BKF I, 84, 92 u. ö.

170 KMT VI, 75.

171 KMT VI, 164, 177, 237 ff.

172 Joseph an Maria Theresia, 10. Juli 1766, MJC I, 187 f. (Übers. B. St. R.).

173 Leopold an Franz von Thurn, Wandruszka, Leopold II., I, 103.

174 Coke, Letters IV, 41 (Übers. B. St. R.).

Allg. Stolberg, Homo patiens; Dinges, Medizinische Policey; Barthel, Medizinische Policey; Ausstellungskatalog ‹Gotts verhengnis›; zu den Blattern Tamussino, Isabella, 258 ff.; Flamm/Vutuc, Pocken-Bekämpfung; Wimmer, Gesundheit; Rechberger, Vollständige Geschichte; zu van Swieten Lesky/Wandruszka, Van Swieten; Brechka, Van Swieten; Erna Lesky, Heilkunde und Gesundheitswesen, in: Koschatzky, Maria Theresia, 192 ff.

176
Hermann Boerhaave, Kurtze Lehr-Sätze von Erkennung und Heilung der Krankheiten […] Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen, Berlin 1763, 459–462.

177 Ebd.

178
KMT II, 77. Vgl. KMT II, 72; KMT IV, 32, 63 f., 85, 122; KMT V, 5, 33 u. ö.

179
Van Swieten, Erläuterungen, I/1, 306.

180
Vgl. Dinges, Medizinische Policey.

181

An Gräfin Lerchenfeld, April 1757, BKF IV, 106 f. (Übers. B. St. R.) (welche der Töchter gemeint war, ist unklar). Der Blasius-Segen mittels überkreuzter Kerzen gehörte (und gehört) zu den Sakramentalien der katholischen Kirche und diente der Abwehr oder Heilung von Halskrankheiten.

182

Nach Wagner, Kammerzahlamt, erhielten zwölf Waisenkinder eine lebenslange Pension, weil sie bei Maria Theresias Blatternkrankheit erfolgreich gebetet hatten.

183

An van Swieten, Februar 1757?, BKF IV, 237.

184

An Gräfin Lerchenfeld, April 1757, BKF IV, 107. Zur Hochschätzung des Leibarztes vgl. auch ihre Briefe an van Swieten, BKF IV, 233 ff. (*mon meilleur ami, confident et bienfaiteur*); BKF IV, 505 ff., dt. BAA, 105 u. ö. – So schon anlässlich des Todes ihrer eigenen Schwester Marianne: BKF I, 127 f., 130 ff. – Vgl. Brechka, Van Swieten, 143 ff.; Arneth, Maria Theresia II, 454 ff., VII, 319 ff.

185

An Leopold, August 1765, BKF I, 14 ff. (Gesundheitsregeln, dt. BAA, 200 ff.); ferner gab es eine Generalinstruktion, die nicht in BKF ediert ist; vgl. dazu Wandruszka, Leopold II., I, 110 ff.

186

Vgl. z.B. ihre Ermahnung an die Gräfin Trautson (ca. 1754), van Rhyn, Briefe, 273: *Ich bin darüber sehr aufgebracht, daß Du van Swieten nicht kommen läßt und den andern [Arzt] nicht wegschickst. […] Ich verstehe in solchen Dingen keinen Spaß.* Vgl. an Beatrix, 23. August 1773, BKF III, 161: *Was die Medizin angeht, wollte ich unwissend bleiben, um gehorsamer zu sein* (Übers. B. St. R.); ferner MACS III, 192 f.

187

An Leopold, BKF IV, 16 (Übers. B. St. R.).

188
An Leopold, BKF IV, 19 (Übers. B. St. R.).
189 Vgl. unten Kap. XI.
190
An Gräfin Lerchenfeld, November 1756, BKF IV, 103.
191 KMT II, 335 f.
192
KMT IV, 63 ff. – Bei der schweren Krankheit Mariannes 1757 handelte es sich nicht um Blattern.

193

Maria Theresia an Gräfin Edling, Januar 1761, BKF IV, 515 f., 519, dt. BAA 155; KMT V,136 f.; Pangels, Kinder, 281 ff.

194

Isabella beschreibt ihr Sterben: Badinter, Isabelle, 166 f., 172 ff.

195

An Marie Christine, Dezember 1762, BKF II, 357; an Gräfin Lerchenfeld, Dezember 1762, BKF IV, 115.

196

KMT IV, 77; vgl. Stangl, Tod, 79 ff.

197 Comtesse Bentinck an Fürstin von Aldenburg, 13. Januar 1761, Soprani, Une femme, 108 f. (Übers. B. St. R.).

198 KMT VI, 237 ff.

199 Albert von Sachsen, Mémoires de ma vie II, fol. 8, zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 525, und Lippert, Briefwechsel, 257; vgl. auch KMT VI, 237.

200 KMT VI, 242.

201 Arneth, Maria Theresia VII, 319 ff.; KMT VI, 239 ff.; Joseph an Kaunitz, 31. Mai, 1. und 3. Juni 1767, Beer, Briefwechsel, 445 ff.; Albert von Sachsen, Mémoires de ma vie II, fol. 8, Lippert, Briefwechsel, 257 f. Anm.2; Prinz Albert an Maria Antonia von Sachsen, 27. Mai 1767, Lippert, Briefwechsel, 481 ff. Auch Albert wurde angesteckt, überwand die Krankheit aber.

202 KMT VI, 240.

203 KMT VI, 242.

204 KMT VI, 244 f.; vgl. Telesko/Hertel/Linsboth, Zwischen Panegyrik.

205 KMT VI, 246 ff.

206 KMT VI, 252.

207 Handschreiben Kaunitz' bei Arneth, Maria Theresia VII, 547 f.

208 An Antonia von Sachsen, 21. Juli 1767, Lippert, Briefwechsel, 257 f.; vgl. zu den Bitt- und Freudenbekundungen Arneth, Maria Theresia VII, 327 ff., 546 ff.

209 Wagner, Kammerzahlamt.

210 KMT VI, 272 ff.; Maria Theresia an Marie Christine, 4. Oktober 1771, BKF II, 373, dt. BAA, 229; Arneth, Maria Theresia VII, 331 ff.; vgl. Hausmann, Maria Carolina, 15 ff.

211 KMT VI, 274; Campan, Mémoires I, 37 f.

212 KMT VI, 279, 552; zu Maria Carolina vgl. unten Kap. XIV.

213 KMT VI, 278.

214

Antonia von Sachsen an Maria Theresia, 7. Juli 1763, Lippert, Briefwechsel, 167 ff.; vgl. Antonia an Friedrich II. von Preußen, ebd. 168 Anm. 4.

215

An Antonia von Sachsen, 10. Juni 1763, Lippert, Briefwechsel, 167; Wenig später, am 17. Dezember 1763, starb Antonias nicht geimpfter Gatte, Kurfürst Friedrich Christian von Sachsen, zwei Monate nach seiner Thronbesteigung ebenfalls an den Blattern.

216

Königin Josepha an Antonia, 17. April 1765, Lippert, Briefwechsel, 457 ff. (Übers. B. St. R.). Im September 1766 wollte Maria Antonia sich auch selbst impfen lassen, wovon ihr aber die Ärzte abrieten. Sie erkrankte, wurde aber wieder gesund, vgl. Lippert, Briefwechsel, 263.

217

Maria Anna von Bayern an Maria Antonia von Sachsen, 27. Juni 1767, Lippert, Briefwechsel, 487 f. mit Anm.1.

218 Maria Anna von Bayern an Antonia von Sachsen, 28. Juni 1767, Lippert, Briefwechsel, 488 f.

219 Probst, Van Swieten als Arzt, 91.

220 Brechka, Van Swieten, 115 ff.

221 Pleschinski, Croÿ, 250.

222 Rechberger, Geschichte der Einimpfung, 14 f.

223

Mit Schmähsucht meinte Rechberger vermutlich nicht nur das allgemeine Publikum, sondern insbesondere de Haen, den persönlichen Rivalen des Impfbefürworters Störck.

224

Vgl. Brechka, Van Swieten, 118.

225

KMT VII, 21; an Marquise d’Herzelles, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 17. Vgl. Flamm/Vutuc, Pocken-Bekämpfung.

226
[…] six ou neuf par les miens, BKF IV, 289 (Übers. B. St. R.).

227 Wagner, Kammerzahlamt.

228
An Antonia von Sachsen, Mai 1769, Lippert, Briefwechsel, 266; vgl. an Lacy, Mai 1769, BKF IV, 369; Joseph an Maria Theresia, 24. Mai 1769, MJC I, 278 ff.

229
Joseph an Maria Theresia, 24. Mai 1769, MJC I, 279.

230

Z. B. an Ferdinand, BKF I, 61, 123, 158, 273, 275, 285 f., 287, 290, 292; BKF II, 10, 109, 136, 147, 149; Marie Antoinette an Maria Theresia, Juni/Juli 1774, MACS II, 182 u. ö.; zu Neapel vgl. Hausmann, Herrscherin, 89, 96.

231

An Ferdinand, Juli 1774, BKF I, 285 f.; KMT VIII, 23, 32; Marie Antoinette und Mercy an Maria Theresia, Juni 1774, MACS II, 175, 182 f. u. ö.; vgl. auch Pleschinski, Croÿ, 249 f.

232 An Ferdinand, 21. und 28. Juli 1774, BKF I, 290.

233 An Ferdinand, 8. Oktober 1772, BKF I, 158; vgl. an d'Herzelles, 2. Oktober 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 40.

234 An Beatrix, 26. Mai 1777, BKF III, 279 (Übers. B. St. R.).

235 An Ferdinand, 8. Oktober 1772, BKF I, 158; 26. August 1778, BKF II, 136; an Beatrix, BKF III, 310, 320, 324 f. u. ö.

236 An Ferdinand, 4. Mai 1774, BKF I, 275 (Übers. B. St. R.); ähnlich an Marie Beatrix, 26. Mai 1777, BKF III, 279.

237 Rechberger, Geschichte der Einimpfung, 7.

1

An Gräfin Enzenberg,
9. November 1765, BKF IV, 464 f.,
dt. BAA, 207 f.

2

So jedenfalls Khevenhüller:
KMT VI, 103.

3

KMT VI, 110 ff.; Bernard/Zedinger, Schicksalstage; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 138 ff.; Zedinger, Franz Stephan, 279 ff.; Zedinger, Innsbruck 1765; Trapp, Maria Theresia und Tirol; Ausstellungskatalog Maria Theresia und Tirol; Beales, Joseph II, I, 134 ff.; Wandruszka, Leopold II., I, 106 ff.

4

KMT VI, 122, vgl. 115, 120, 124.

5 Beschreibungen der Todesumstände bei KMT VI, 125 ff. sowie im Reisediarium des Geheimen Kabinettssekretärs Neny: Bernard/Zedinger, Schicksalstage, 145 f.; ferner Albert von Sachsen an Antonia von Sachsen, 21. August 1765, Lippert, Briefwechsel, 464 ff.; Pichler, Denkwürdigkeiten I, 26 ff. In den Details weichen die Berichte alle leicht voneinander ab. – Vgl. auch Brauneis, Franz Stephan.

6 KMT VI, 124.

7

Neny, bei Bernard/Zedinger, Schicksalstage, 145.

8

So der Augenzeuge Neny, Bernard/Zedinger, Schicksalstage, 145 f.; und KMT VI, 126.

9 Prosch, Leben, 100 ff. Der Bericht wurde von den Historikern bisher nicht beachtet, ist aber wegen der Übereinstimmungen mit Neny und Khevenhüller durchaus glaubwürdig. Dass Prosch den Kaiser an diesem Tag bei der Tafel unterhalten hatte, bezeugt KMT VI, 124. Zu Prosch vgl. oben Kap. VII.

10 Prosch, Leben, 107.

11 *per aliquot minuta signa vitae deprehenderit, proin etiam absolverit.* Historia Collegii Societatis Jesu Omnipotenti ab A. 1747 ad A. 1773 (Innsbruck, Bibliothek Ferdinandeum, Dip. 596), III, 80, zitiert nach Brauneis, Franz Stephan, 272.

12 Arneth, Maria Theresia VII, 517.

13

An Gräfin Enzenberg, 20. Februar 1775, BKF IV, 510 f. (Übers. B. St. R.); vgl. weitere Briefe bei Lavandier, Le soleil. – Vgl. auch an Erzherzogin Josepha, August 1765, BKF III, 25 f.; an Ferdinand, August 1765, BKF I, 59; an Kaunitz, 28. August 1765, Beer, Briefwechsel, 432 f.

14

An Tarouca, 30. Januar 1766, Karajan, Sylva-Tarouca, 60 (Übers. B. St. R.). Vgl. auch z.B. KMT VI, 417.

15 Eigenhändige Notizen Maria Theresias, bei Wolf, Marie Christine, 79–82.

16 Wolf, Marie Christine, 79 f.

17 KMT VII, 24 u. ö.

18 Zum Witwenstand in der frühen Neuzeit allg. Schattkowsky, Witwenschaft; Ingendahl, Witwen; zu Maria Theresia: Yonan, Kaiserinwitwe; Yonan, Empress, 45 ff.

19 Pichler, Denkwürdigkeiten I, 27.

20

Vgl. die Praxis anderer Kaiserinnen wie Eleonore von der Pfalz oder Maria von Spanien, die als Witwen noch erheblich strenger lebten: Braun/Keller/Schnettger, Nur die Frau des Kaisers.

21

Matsche, Bild, 203. Dass sie sich die Kaiserinnenwürde als gottgegebene zuschrieb, ist allerdings bemerkenswert.

22

An Gräfin Enzenberg, Dezember 1765, BKF IV, 467; KMT VII, 206; vgl. Brauneis, Franz Stephan, 296 ff.; Barta, Familienporträts, 43 ff.; Yonan, Empress, 97 ff. Die Legende sagt, sie habe einen Rock Franz Stephans als Morgenmantel für sich selbst umarbeiten lassen und bis zu ihrem eigenen Tod getragen, so Koschatzky, Katalog, 341, ohne Quellenangabe; ebenso Brauneis, Franz Stephan, 298. Die Vermutung bezieht sich wohl auf Maria Theresias Brief an die Gräfin Enzenberg, 12. Februar 1766, BKF IV, 468 f.

23 KMT VI, 126 f.

24 Brauneis, Franz Stephan; Stangl, Tod; Hawlik-van de Water, Der schöne Tod; Hawlik-van de Water, Kapuzinergruft; Hertel, Kontinuität; Ausstellungskatalog Maria Theresia und Tirol; allg. Hersche, Mußе I, 573 ff.

25 Bynum, Resurrection of the Body, 200 ff., 318 ff.; Mitterauer, Bedeutsame Orte. Vgl. aus protestantischer Sicht z.B. Rohr, Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren, 279 ff.

26 KMT VI, 129 f.

27 KMT VI, 136; zum Sarkophag ausführlich Telesko, Mythos, 90–109; Telesko, Maria-Theresien-Krypta; Telesko, Hier wird einmal gutt ruhen seyn.

28 Pichler, Denkwürdigkeiten I, 27.

29 Ausführlich zu den Trauerfeiern in verschiedenen Städten Brauneis, Franz Stephan, 283 ff.; Telesko, Maria Theresia, 102 ff.

30 Vgl. Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 557–572.

31 Das Schminkverbot selbst für die Frauen auswärtiger Gesandter war ungewöhnlich und stieß auf massiven Widerstand, vgl. Joseph an Leopold, 4. Oktober 1765, MJC I, 140; Bericht des kursächsischen Gesandten Pezold bei Lippert, Briefwechsel, 294 f. Anm. 4.

32 KMT VI, 137, 139.

33

An Gräfin Enzenberg, 12. Februar 1766, BKF IV, 468 f., vgl. Ausstellungskatalog Maria Theresia und Tirol, 79 f., Nr. 142–144; Koschatzky, Katalog, 322, Nr. 64,04. – Dass weltliche Prunkkleider in Messgewänder verwandelt wurden, war nicht ungewöhnlich. Auch das Spanische Mantelkleid, das Franz Stephan bei der Hochzeit getragen hatte, wurde in einen Priesterornat umgearbeitet und befindet sich heute in der Wiener Schatzkammer, vgl. Fillitz, Katalog, 79, Nr. 118; Koschatzky, Katalog, 320.

34 KMT VII, 156 f.

35 An Gräfin Enzenberg, 12. Februar 1766, BKF IV, 468 ff., dt. bei Arneth, Maria Theresia VII, 163.

36 An Graf Enzenberg, 1. Mai 1766, in: Ausstellungskatalog Maria Theresia und Tirol, 84, Nr. 154.

37 An Gräfin Enzenberg, 9. August 1766, BKF IV, 480. Vgl. die Beiträge von Hanzl-Wachter, Telesko und Zedinger, in: Zedinger, Innsbruck 1765; Barta, Familienporträts, 43 ff.

38 KMT VI, 172, 179.

39 Joseph an Leopold, 31. Oktober 1765, MJC I, 150; KMT VI, 149 f., 156, 159, 207, 518 ff., zu den Konsequenzen zum Beispiel KMT VII, 233 ff.; vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 284 ff.

40

KMT VI, 156, 209 f., 215 (Januar 1767). Maria Theresia verteidigte das gegenüber Khevenhüller, die Galatage hätten dem Adel zu viele Ausgaben verursacht. Zur Gratulationscour mit exzessivem Handkuss am Neujahrstag MJC II, 104.

41

KMT VI, 205; ebd. 149 f., 155, 156, 170 f., 185, 186, 213 f., 227, 229; KMT VII, 40, 52 u. ö. Vgl. Kovács, Kirchliches Zeremoniell; vgl. unten Kap. XI.

42
KMT VI, 232; später aber wiederaufgenommen, KMT VII, 13.
43
KMT VI, 161 (in Bezug auf 1767); vgl. Garms-Cornides, Liturgie, 146.
44
Zu den Maßnahmen vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 200 ff.; Beales, Joseph II, I, 139 ff.; Überlegungen zu einer Finanzreform waren seit 1764 im Gange; Denkschriften dazu bei KMT VI, 353 ff.

45 KMT VI, 169; neue Trauerordnung 1767: Pangels/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 564 ff.

46 KMT VI, 172; vgl. Zechmeister, Wiener Theater.

47 Scheutz, Fasching, 147.

48 KMT VI, 175 f.; VII, 44.

49 KMT VI, 179.

50 KMT VI, 216.

51
Das führte zu einem Konflikt mit seinem Bruder Leopold, der das Vermögen für die Toskana reklamierte, vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 171 ff.

52
KMT VI, 179; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 206 ff.; Dickson, Finance I, 248 ff.

53 KMT VI, 101.

54
Joseph an Leopold, 12. September 1765, MJC I, 131 (*sie werden ein bisschen weinen*); KMT VI, 174 f., 432 ff.

55 KMT VI, 179, 160 f., 219 u. ö.

56 Zum ungarischen Landtag von 1764 Arneth, Maria Theresia VII, 105–137.

57 KMT VI, 159, 208, 210 u. ö.

58 Biographien: Beales, Joseph II; Bérenger, Joseph II; Gutkas, Kaiser Joseph II.

59 Barta, Familienporträts, 60 f. (vgl. Farbabb. 14); als Bildmotiv diente auch die Josephs-Erzählung des Alten Testaments, wonach die Garben der Brüder sich vor der Garbe Josephs verneigen.

60

KMT VI, 396 ff.; an Gräfin Enzenberg, 12. September 1765, BKF IV, 462.

61

Sekundogenitur heißt, dass das Territorium stets dem zweitgeborenen Sohn der Herrscherfamilie als Erbteil zufiel.

62

An Antonia von Sachsen, 4. April 1763, Lippert, Briefwechsel, 164, vgl. ebd. 172, 177 ff., 189 ff. – An Pergen, 26. Dezember 1763; 24. Februar 1763, BKF IV, 281 ff., dt. BAA, 192, 196. – An Liechtenstein, 26. Februar 1764, BKF IV, 309 f. – Vgl. Beales, Joseph II, I, 110 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 70 ff.

63

Statt des minderjährigen sächsischen Kurfürsten, als dessen Vormünderin seine Mutter Antonia seit dem Tod ihres Mannes im Dezember 1763 regierte, wurde Stanislaus II. Poniatowski im September 1764 mit russischer und französischer Unterstützung zum König von Polen gewählt. Vgl. Lippert, Briefwechsel, 185 ff., 214 f., 221.

64

Schon als Joseph neun Jahre alt war, hatte es Pläne für die Königswahl gegeben, deren Preis Maria Theresia damals aber nicht zu zahlen bereit gewesen war. Zu Josephs Königswahl und -krönung Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 227 ff.; Beales, Joseph II, I, 110 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 64 ff.; zum Kontext Aretin, Reich III, 113 ff.

65

Z. B. Joseph an den Herzog von Parma, 25. April 1764, Bicchieri, Lettere, 116. – Briefe Josephs an seine Mutter von der Krönungsreise: MJC I, 24–127.

66

Goethe, Aus meinem Leben, Werke IX, 180 ff.; vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 229 ff. mit weiteren Nachweisen; Nacherzählung bei Macek, Krönung; zeitgenössische Beschreibungen: KMT VI, 2 ff., 282 ff.; zum Reisetagebuch des Erzherzogs Leopold vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 61 ff.

67
An Pergen, Frühjahr 1763, zitiert nach Pangels, Kinder, 104.
68 Vgl. Macek, Krönungszyklus.
69
Vgl. Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 282 ff. Die Großmeisterwürden aller drei Orden – Goldenes Vlies, Maria-Theresien-Orden, Stephansorden – hatte Maria Theresia nach Rücksprache mit den Ordenskapiteln ihrem Sohn sofort nach Franz Stephans Tod übertragen; KMT VI, 140.

70
Votum Bartenstein (junior), 5. September 1765, KMT VI, Anhang, 385.
71
KMT VI, 139; vgl. an Khevenhüller, KMT VI, Anhang, 430.
72
An Tarouca, November 1765, Karajan, Sylva-Tarouca, 57: *dans tout l'essentiel je me trouve malheureuse, et la plus part du tems par ma faute. j'en suis si affectée, que je perd tout le peu de bon sens, qui me reste, et que par necessité il faudroit se cacher, si meme le gout*

n'etoit si decidée pour la retraite. Im Februar 1766, ebd. 69 f.: *Ich habe das ganze Militärwesen für die Zukunft an meinen Sohn übertragen. […] Dieser Zweig der Monarchie war der einzige, der mir am Herzen lag. Ich habe ihn aufgegeben; der ganze Rest wird mich nichts mehr kosten [ne me coutera rien]* (Übers. B. St. R.). Gerüchte über ihre Rücktrittsabsicht nach dem Tod des Kaisers: z.B. Swinburne, Courts I, 350.

73

An Thurn, März 1766, BKF IV, 37 f. (Übers. B. St. R.).

74

An Ferdinand, 3. Dezember 1778, BKF II, 163 f. (Übers. B. St. R.); vgl. an Joseph, Dezember 1773, MJC II, 27 ff.; zur Abdankungsabsicht 1773 vgl. weiter unten.

75

So das Votum des Hofrats Koller, KMT VI, 393.

76

KMT VI, 141, 381 ff.; vgl. Beales, Co-Regents; Reinöhl, Übertragung; Karajan, Maria Theresia und Joseph II.

77

Erklärung vom 17. September 1765, KMT VI, 394 f.

78

Nur der Reichshofrat Bartenstein (junior), der wie sein Vater um sein Votum gebeten worden war, reflektierte das Problem und meinte, im unwahrscheinlichen Fall einer Meinungsverschiedenheit zwischen Mutter und Sohn könne die Mehrheit der Minister im Staatsrat den Ausschlag geben. KMT VI, Anhang, 387.

79 Anonymer Bericht vom Wiener Hof (Anfang 1770), Wertheimer, Schilderungen, 214; ähnlich Anonym, Portrait de Joseph II, 7, oder der venezianische Gesandte Renier, 1. Februar 1766: Die Souveränin sei *eifersüchtig auf ihre Autorität* und alles, was sie ihrem Sohn in ihrem Schmerz zugestanden habe, habe sie bei den nächsten sich bietenden Gelegenheiten wieder zurückgenommen; zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 526.

80 Swinburne, Courts I, 39.

81

Ligne, Fragments, I, 133, 266: *priapisme continuel; des irritations, sans pouvoir les satisfaire*. Vgl. Mansel, Prince of Europe, 73 ff., 97.

82

An Batthyány, 1751, BKF IV, 5; vgl. oben Kap. IX.

83

An Batthyány, BKF IV, 8 f.; KMT II, 301 f., 194; Bericht von 1759, Conrad, Recht und Verfassung, 101. Vgl. oben Kap. IX.

84

Badinter, Isabelle, 251 f.: Josephs *ennui*, sein Hang zur Eifersucht etc.

85

Vgl. Conrad, Recht und Verfassung.

86

Vgl. oben Kap. V; vgl. Brauneder, Vom Nutzen; Stollberg-Rilinger, Vom Volk übertragene Rechte.

87

Resolution zum Vortrag Choteks, 1. April 1769, bei Arneth, Maria Theresia IX, 189: *vor das jus publicum universale et gentium seynd 2 stunden in der wochen zu wenig, besonders in accademien, wo der junge adel einen bessern begriff haben solte, der zu grössern geschäften destinirt ist […].*

88

Vgl. Karstens, Sonnenfels; vgl. Kap. XIII.

89
Vgl. grundlegend Lebeau, Aristocrates, 84 ff.; für Preußen Hellmuth, Naturrecht und bürokratischer Werthorizont; für Festetics: Evans, Maria Theresa and Hungary.
90
Vollständig ediert bei Conrad, Recht und Verfassung.
91
Conrad, Recht und Verfassung, 221.
92
Conrad, Recht und Verfassung, 276 ff.

93
So Bartenstein, 18. Mai 1759, Conrad, Recht und Verfassung, 80; ebenso Khevenhüller, der bei den Examina regelmäßig dabei war, z.B. KMT IV, 107; KMT V, 2 u. ö.
94
Bei Beck wird der Fall nur mit einem Satz erwähnt: Conrad, Recht und Verfassung, 231.
95
ÖZV II,3, Nr. 77, 20; vgl. Beales, Joseph II, I, 90 ff. Kritik an den Beratungen: MJC III, 336.
96
Editionen: Votum vom 3. April

1761 zum Militärwesen: MJC I, 1–12. – ‹Rêveries› von 1763: Beales, Joseph II's ‹Rêveries›; gekürzt dt. bei Klueting, Josephinismus, 78–83. – Denkschrift über den Zustand der Monarchie vom Dezember 1765: MJC III, 335–361; dt. bei Klueting, Josephinismus, 88–107 (dort datiert auf 2. Januar 1766). – Denkschrift ‹Si vis pacem para bellum›, 28. Dezember 1766: KMT VI, 458–467. – Denkschrift nach der Böhmenreise, 17. November 1771: KMT VII, 373–398; gekürzt bei Klueting, Josephinismus, 163–176. – ‹Nota› vom 27. April 1773: ÖZV II,3, 48–

73. – Denkschrift vom 17. Mai 1775 aus Triest: KMT VIII, 258–266. Zu einer weiteren, unveröffentlichten Denkschrift Josephs vom Frühjahr 1768 vgl. Beales, Joseph II, I, 177 ff. – Allg. zu den Denkschriften Beales, Joseph II, I, 164 ff.; Überblick bei Dickson, Finance I, 447 f.

97 Vgl. eine abgemilderte Paraphrase in Arneth, Maria Theresia VII, 65 ff. Auch bei späteren Zitationen wurden die anstößigsten Passagen weggelassen. Arneth reinigte auch die Briefedition zwischen Joseph und Leopold stillschweigend von den allzu radikal erscheinenden Formulierungen. Zum Umgang mit den Texten grundlegend Beales, Joseph II's ‹Rêveries›, 142 ff.

98 Beales, Rêveries, 155 f.

99
aux grands maux, il faut de l'éméthique, Beales, Rêveries, 159.

100
Denkschrift über den Zustand der Monarchie von 1765: MJC III, 335–361. Vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 188 ff.; Beales, Joseph II, I, 164 ff.

101
Zitiert nach Arneth, Maria Theresia VII, 199.

102
MJC III, 354 (Übers. B. St. R.).

103
MJC III, 342, 352 (Übers. B. St. R.).

104

Z. B. an Ferdinand, 11. Juni 1772, BKF I, 130; an Maximilian, April 1774, BKF II, 322 f.; an Marie Antoinette, 2. Juni 1775, MACS II, 341 f.; an Ferdinand, 14. August 1779, BKF II, 203.

105

Joseph an Leopold, 12. September 1765, MJC I, 128 ff.; vgl. Aretin, Reich III, 124 ff.; Stollberg-Rilinger, Des Kaisers alte Kleider, 281 ff.; vgl. die Denkschriften zur Reichsverfassung, die Joseph im November 1766 einholte: KMT VI, 479–518; Conrad, Recht und Verfassung.

106

An Pergen, 3. Oktober und 13. November 1765, BKF IV, 286 ff.; an Kaunitz (1767?), BKF IV, 256: Joseph wolle sich in Reichssachen nichts sagen lassen; das sei Pergens Schuld. Vgl. zur Person Bernard, Pergen.

107

An Kaunitz, 28. August 1765, Beer, Briefwechsel, 432 f., dt. BAA, 205; an Kaunitz (undatiert), BKF IV, 259.

108
Beales, Joseph II, I, 123 ff., 147 ff.; Bérenger, Joseph II, 161 f.; Szábo, Kaunitz, 61 ff.; zu San Remo ausführlich Schnettger, Principe sovrano, 363 ff.; zum Eingreifen Josephs ebd. 391 ff.

109
Beer, Briefwechsel, 489 ff., dt. BAA, 220 ff.; KMT VI, 446 ff.; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 296 ff.; Beales, Joseph II, I, 143 f.; Szábo, Kaunitz, 61 ff.

110
Joseph (ohne Adressaten), 11. September 1766, MJC I, 194 ff.

111 An Joseph II., 14. September 1766, MJC I, 199 ff. (Übers. B. St. R.), dt. BAA, 224 ff.

112 An Joseph II., 14. September 1766, MJC I, 199 ff. (Übers. B. St. R.), dt. BAA, 224 ff.

113 Z. B. Wertheimer, Schilderungen, 212 f.

114 KMT VI, 458 ff.; dazu ausführlich Beales, Joseph II, I, 183 ff.

115 KMT VI, 187.

116
Joseph an Maria Theresia, 8. Juli 1766, MJC I, 185.
117
KMT VI, 187 f.; Joseph an Maria Theresia, Juni/Juli 1766, MJC I, 180 ff.; vgl. Küntzel, Über den Plan; Beer, Die Zusammenkünfte; Arneth, Maria Theresia VIII, 93 ff.
118 Pleschinski, Croÿ, 338.
119 KMT VI, 189.
120
Joseph an Maria Theresia, 10. Juli 1766, MJC I, 186 f.
121
Joseph an Maria Theresia, 15. September 1766, MJC I, 205 f.

122
Joseph an Maria Theresia, 19. Januar 1769, MJC I, 233 f.; vgl. grundlegend Beales, Joseph II, I,198 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 236 ff., der Maria Theresias Verhalten «echte Frauenart» nennt.

123
Zum Staatsrat s.o. Kap. V; ÖZV II,3, Nr. 77; Hock/Bidermann, Staatsrath, 23 ff.; Beales, Joseph II, I, 198 ff.

124
Der Briefwechsel vom Januar 1769 bei MJC I, 233–242; dt. teilweise bei Rothe, Briefe, 59 ff.

125
An Joseph, 28. Januar 1769, MJC I, 237 f. (Übers. B. St. R.).
126
An Joseph, Januar 1769, MJC I, 240 f. (Übers. B. St. R.).
127
Joseph an Maria Theresia, 29. Januar 1769, MJC I, 242.
128
Im Anschluss an seine Reisen durch Ungarn und den Banat im Sommer 1768, vgl. oben Kap. VII.

129

Joseph an Maria Theresia, Frühjahr/Sommer 1769, MJC I, 243 ff.; vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 469 ff.

130

Z. B. an Lacy, August 1769, BKF IV, 370; Arneth, Maria Theresia VIII, 155 ff.; Beer, Zusammentreffen; vgl. dazu weiter unten.

131

Joseph an die Kammerfrau seiner Tochter, Marquise d'Herzelles, Januar 1770, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 17 ff. Die Marquise verließ den Hof wenig später; möglicherweise hatte Joseph ihr die Ehe angeboten; vgl. dazu Beales, Joseph II, I, 201 ff.

132

An Lacy, 27. Januar 1771, BKF IV, 379.

133

An Gräfin Enzenberg, 7. Februar 1771, BKF IV, 503 (Übers. B. St. R.); an d'Herzelles, 1. März 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 23.

134

Joseph an Leopold, 10. Januar 1771, MJC I, 322. – KMT VII, 55 f.: Die Liste erregte *villfältige, nicht ungegründete Disgusti;* auch Khevenhüller hielt Joseph für den Schuldigen.

135 An d'Herzelles, 1. März 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 25; vgl. 10. Januar 1771, ebd. 21 f.; und noch anderthalb Jahre später sprach sie von *dieser schrecklichen Promotion*, 2. Juli 1772, ebd. 32 f.

136 An d'Herzelles, 10. Januar 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 22. Adressaten ihrer Klagen über Joseph waren auch ihr Gesandter in Versailles, Mercy-Argenteau, Hofkriegsrat Lacy oder die Schwiegertochter Marie Beatrix in Mailand.

137
An d’Herzelles, 10. Januar 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 21 f. (Übers. B. St. R.), 1. März 1771, ebd. 23 ff.

138
Hersche, Spätjansenismus; vgl. dazu unten Kap. XI.

139
An d’Herzelles, 1. März 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 24.

140
Arneth, Maria Theresia VII, 467 f.

141
Z. B. an Rosenberg, Februar 1769, BKF IV, 66.

142

An Marie Beatrix, Ende 1770?, BKF III, 114 (Übers. B. St. R.).

143

An d'Herzelles, 2. Juli 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 33 (Übers. B. St. R.); 27. September 1772, ebd. 36 f.

144

Wandruszka, Leopold II., II, 344; so auch Ligne, Fragments I, 190; vgl. Mansel, Prince of Europe, 73 f.

145

An Leopold, 24. Februar, 26. März und 17. November 1772, MJC I, 365 f., 386 f.; vgl. ebd. I, 224 f., 228, 230, 374; MJC II, 55 f., 58, 74 f. u. ö.; dagegen an Maria Theresia MJC I, 256; vgl. zu Josephs Verhältnis zu Frauen in dieser Zeit Beales, Joseph II, I, 330 ff.

146

An d'Herzelles, 31. Juli 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 33 f.; Joseph selbst dazu MJC I, 373.

147

KMT VII, 62 f., 49, 76; KMT VIII, 89 f.

148

Das hat Beales, Joseph II, I, 208 ff. nachgewiesen. Die in MJC I, 321 ff. unterschlagenen Passagen finden sich in HHStA Hausarchiv FA, Sbd. 7. Auch in die große Auswahlsammlung der Briefe und Akten von Friedrich Walter wurde von den Auseinandersetzungen der Jahre 1770–1773 nur ein einziger Brief aufgenommen (MJC I, 350 ff. = BAA, 299 ff.)

149

D. h. *zum Ruhme des Gehorsams*, Joseph an Leopold, 21. März 1771, MJC I, 324 u. ö. Vgl. ähnlich sogar Khevenhüller: KMT VII, 60.

150

Joseph an Leopold, 19. September 1771, HHStA Hausarchiv FA, Sbd. 7, Alt 15/2, fol. 214; vgl. Beales, Joseph II, I, 208; Joseph an Maria Theresia, 25. September 1771, MJC I, 344 f.; 27. Oktober 1771, MJC I, 347 ff.

151

KMT VII, 373 ff. Zur Hungerkrise in Böhmen vgl. Kap. XIII.

152

Vgl. etwa die in mehreren Varianten bis ins späte 19. Jh. verbreiteten Flugblätter über den Kaiser, der 1769 in Böhmen eigenhändig den Pflug zog: Ausstellungkatalog Österreich zur Zeit Kaiser Josephs, 352 ff., zum 19. Jh. ebd. 696 ff. (Abb. 41).

153

An Joseph, November 1771 (Übers. B. St. R.), dt. Rothe, Briefe, 61 ff.; BAA, 299 ff.

Z. B. Politisches Testament, BAA, 83; Tarouca an Maria Theresia, 27. April 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, 21 f.; Maria Theresia an Kaunitz, 7. Juni 1766, bei Arneth, Maria Theresia VII, 300 ff., BAA, 220 ff.; Maria Theresia an Joseph, 9. Dezember 1773, MJC II, 27 ff.; vgl. auch die Selbstkritik gegenüber Gräfin Trautson, van Rhyn, Briefe, 268 u. ö.

155

Joseph an Leopold, 19. Dezember 1771, HHStA Hausarchiv FA, Sb. 7 Alt 15/2; ähnlich 16. Januar, 11. Mai, 25. Mai, 11. Juni 1772; vgl. Beales, Joseph II, I, 215.

156

Joseph an Maria Theresia, 27. November 1771, MJC I, 352 ff.; ähnlich schon im April, MJC I, 335 ff. Vgl. Beales, Joseph II, I, 207 ff.

157

Denkschrift aus Böhmen, KMT VII, Anhang, 377.

158

Denkschrift aus Böhmen, KMT VII, Anhang, 376.

159

Joseph an Leopold, 29. Okober 1772, MJC I, 383: Was im Staatsrat vor sich ging, sei so, wie wenn man einen Heiden berate, *ob es nützlicher sei, zu Jupiter, Juno oder Fitzliputzli* zu beten. Zum Staatsrat vgl. oben Kap. V.

160

So bereits in einer Denkschrift vom 13. Juni 1772, bei Schünemann, Wirtschaftspolitik, 41 ff.

161

Vgl. seine Briefe an Leopold vom Frühjahr 1773, MJC II, 5 ff.; Beales, Joseph II, I, 216 ff.

162 ÖZV II,3, Nr. 77, 48–73; vgl. MJC II, 6 f.; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 293 ff. (zu dieser besonderen Denkschrift finden sich allerdings bei Arneth, der sonst so ausführlich aus den Quellen zitiert, nur wenige Worte, ebd. 309); Beales, Joseph II, I, 218 ff.; knapp Hock, Staatsrath, 29 ff.; Szábo, Kaunitz, 99 ff. – Ähnliche Vorschläge auch schon in der Denkschrift vom 13. Juni 1772: Schünemann, Wirtschaftspolitik, 41 ff.

163 ÖZV II,3, Nr. 77, 50.

164 ÖZV II,3, Nr. 77, 51 f.

165 ÖZV II,3, Nr. 77, 52.

166 Vgl. grundlegend Hausen, Polarisierung.

167 Zum Formalisierungsbegriff vgl. Stollberg-Rilinger, Epoche der Formalisierung.

168 ÖZV II,3, Nr. 77, 60 ff.

169 Eigenhändige Resolution Maria Theresias, ÖZV II,3, Nr. 77, 73.

170

Zu den schwer durchschaubaren Vorgängen um die verschiedenen Reform-Denkschriften und wer sie wann kannte, vgl. ÖZV II,3, Nr. 77, 73 ff.; Beales, Joseph II, I, 218 ff.; Hock, Staasrath, 31 ff.; Bérenger, Joseph II, 162 ff.

171

Zur Teilung Polens vgl. weiter unten.

172

An Joseph, 20. Juni 1773, MJC II, 9 ff., dt. Rothe, Briefwechsel, 64 ff.; an Marie Christine, 4. Mai 1773, BKF II, 375; an Marie Beatrix, BKF III, 160; an Lacy, 25. April 1773, BKF IV, 394; an Ferdinand, 1. Juli 1773, BKF I, 214 u. ö.

173

Karajan, Maria Theresia und Joseph, 10 f.; vgl. dazu ausführlich Glassl, Einrichtungswerk.

174

Briefwechsel Josephs, Maria Theresias und Kaunitz', Dezember 1773: MJC II, 21 ff.

175

Joseph an Leopold, 9. Dezember 1773, MJC II, 21 f. (Übers. B. St. R.)

176

Joseph an Maria Theresia, 9. Dezember 1773, MJC II, 23 ff., dt. Karajan, Maria Theresia und Joseph, 13 ff.

177 An Joseph, 9. Dezember 1773, MJC II, 27 ff. (Übers. B. St. R.), dt. Rothe, Briefe, 67 ff., BAA, 339 f.

178 ÖZV II,3, Nr. 77, 76 ff.

179 ÖZV II,3, Nr. 77, 80 ff.

180 KMT VIII, 85, ähnlich 78, 89 f., 73, 83, 119.

181 KMT VIII, 89 f.

182 Arneth, Cobenzl, 130 f. (Übers. B. St. R.).

183

in scissura mentium Deus non est, im Zwiespalt der Geister ist Gott nicht anwesend, so Papst Gregor der Große.

184

ni curieuse, ni exigeante, so an Marie Beatrix, 6. April 1772, BKF III, 134 (Übers. B. St. R.).

185

Z. B. an Lacy, BKF IV, 370, 377, 383; an Marie Beatrix, Ende 1770?, BKF III, 114 u. ö.

186

An Marie Christine, 4. Oktober 1771, BKF II, 374 (Übers. B. St. R.).

187

Knappe Überblicke: Duchhardt, Balance of Power, 370 ff.; Müller, Teilungen Polens (mit Würdigung der langen und kontroversen Forschungsgeschichte); aus österreichischer Perspektive knapp Hochedlinger, Austria's Wars of Emergence, 350 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 298 ff.; Beales, Joseph II, I, 272 ff. (ebd. 279 f. zur Forschungsgeschichte); ausführlich Arneth, Maria Theresia VIII; Beer, Erste Theilung; Lukowski, Partition; Roider, Austria's Eastern Question, 111 ff.

188

Zu den beiden Treffen Arneth, Maria Theresia VIII, 154 ff., 192 ff.; Beer, Die Zusammenkünfte; Kunisch, Friedrich der Große, 493 ff.

189

Friedrich II. an d'Alembert, 28. August 1769, Preuß, Œuvres de Frédéric le Grand, XXIV, 510 f.

190

Joseph an Maria Theresia, August 1769, MJC I, 300–315; vgl. Maria Theresia an Lacy, August 1769, BKF IV, 370; Bericht Alberts von Sachsen bei Arneth, Maria Theresia VIII, 566 f.; Bericht des Grafen Mercy und weitere Quellen bei Beer, Die Zusammenkünfte, 489 ff.

191

Eine deutsche Variante des Blattes stammt von Johann Elias Nilson, Augsburg 1773. Vgl. Isabella Woldt, Unterwerfung, in: Uwe Fleckner/Martin Warnke/Hendrik Ziegler, Hg., Handbuch der politischen Ikonographie, II, München 2011, 497–505.

192

KMT VII, 330 ff.; Beer, Erste Theilung III.

193
So z.B. Joseph an Leopold, 31. Januar 1771, MJC I, 331; KMT VII, 141 u. ö.; vgl. die Karikatur ‹Le gâteau des rois›, ‹Der Kuchen der Könige› (Abb. 42).

194
Joseph an Leopold, Dezember 1770 – Februar 1771, MJC I, 316 ff.

195
An Antonia von Sachsen, Oktober 1768, Lippert, Briefwechsel, 185 f.

196
Resolution Maria Theresias, MJC I, 325 f. Anm. 1.

197
Joseph an Maria Theresia, 19. Januar 1771, MJC I, 325 ff.

198
Joseph an Leopold, 24. Januar 1771, MJC I, 328 ff.; vgl. 31. Januar 1771, MJC I, 331; März 1771, MJC I, 333 f.

199
Joseph an Leopold, 25. September 1771, MJC I, 344 f.

200
Joseph an Leopold, Mai 1771, MJC I, 341 f.

201

Denkschrift Maria Theresias, 22. Januar 1772, Beer, Erste Theilung III, 340 f., dt. BAA, 305 f.

202

MJC I, 362 f. (Übers. B. St. R.), dort als Brief an Joseph bezeichnet, nach Beales, Joseph II, I, 297, handelt es sich um einen Brief an Kaunitz vom 22. Januar 1772. Vgl. auch dt. BAA, 306 f.

203

Opinion de S. M. l’Impératrice-Reine sur le parti à prendre en conséquence de la note du baron van Swieten, 5. Februar 1772, MACS I, xxviii ff.; Arneth, Maria Theresia VIII, 375 ff., 601 f.; Auszug dt. BAA, 307.

204

An Kaunitz, 17. Februar 1772, BAA, 309.

205

Arneth, Maria Theresia VIII, 389 ff.; Beer, Erste Theilung II, 191 ff.

206

An Kaunitz, 3. August 1772, BAA, 321; vgl. an Lacy, 23. August 1772, BAA, 321 f.

207

An Mercy, den Gesandten in Paris, 1. Juni 1772, MACS I, 307 f., BAA, 317 f.; 2. Juli 1772, MACS I, 320 f., BAA, 319 ff.

208

Hochedlinger, Austria's Wars, 354. Lemberg wurde die Verwaltungszentrale. Die neue Provinz wurde zuerst der Staatskanzlei unterstellt, 1774 einer eigenen galizischen Hofkanzlei und 1776 der österreischisch-böhmischen Hofkanzlei. Zur historischen Unterfütterung des Anspruchs: Franz Adam Kollár, Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreichs Hungarn auf […] Reußen und Podolien, Wien 1772.

209

So KMT VII, 140; vgl. Hochedlinger, Austria's Wars, 355.

210

Preuß, Œuvres de Frédéric le Grand VI, 52; dieses und das Zitat von Otto Hintze bei Bömelburg u.a., Die Teilung Polen-Litauens, 16.

211

Zu den Parallelen zwischen Polen und dem Reichsverband vgl. Bömelburg u.a., Die Teilung Polen-Litauens.

212 An d'Herzelles, 2. Juli 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 32 f. (Übers. B. St. R.).

213 An Ferdinand, 17. September 1772, BKF I, 151 (Übers. B. St. R.), BAA, 322. Galizien verschlinge nur Geld und Truppen: an Ferdinand, 29. September 1774, BKF I, 302; an Ferdinand von Braunschweig, 1776, BKF IV, 532 u. ö.

214 KMT VII, 140.

215
KMT VII, 141. Khevenhüller riet ihm daher, zur Rechtfertigung alte Rechte an der Grafschaft Zips ins Feld zu führen.

216
Zitiert bei Beales, Joseph II, I, 298.

217
Ligne, Fragments I, 251 (Übers. B. St. R.).

218 S.u. Kap. XI, XII und XIII.

XI
Die Religion der Herrschaft

1

Vgl. Andreas Schumacher (Hg.), Canaletto. Bernardo Bellotto malt Europa. Ausstellungskatalog München, Alte Pinakothek, München 2014, 246, Abb. 142; Knofler, Das Theresianische Wien, 41 ff. Auf dem Pendant (Farbtafel 25) sieht man die Freyung aus der entgegengesetzten Perspektive, also von Südosten; der Platz ist erfüllt von lebhaft wimmelndem Marktgeschehen. Beide Bilder zusammen machen das Ganze dieses städtischen Platzes wie des damaligen Lebens aus: weltliche und geistliche Sphäre, Alltag und Feiertag.

Feiertag.

2 Vgl. z.B. Keyßler, Reisen, 1214. Zur Verehrung des Allerheiligsten durch die Herrscherfamilie vgl. Katalog Prinz Eugen, 261, Nr. 10,7.

3 Judenordnung vom 23. September 1753, Pribram, Geschichte I, 161.

4

Grundlegend Coreth, Pietas; Kovács, Zeremoniell; Hersche, Muße und Verschwendung; Pammer, Glaubensabfall; Überblick bei Tropper, Von der katholischen Erneuerung; ferner Leeb/Pils/Winkelbauer, Staatsmacht und Seelenheil; Samerski, Hausheilige; Seitschek, Religiöse Praxis; Schmal, Pietas; zu Ungarn Bárth, Katholische Aufklärung und Volksfrömmigkeit. Zur sakralen Topographie Wiens und der Umgebung vgl. auch Guglia, Maria Theresia I, 14 ff.

5 Fuhrmann, Alt- und neues Österreich I, 345.

6 Vgl. dazu unten Kap. XII.

7 Vgl. oben Kap. VI bei Anm. 128 ff.

8 Vgl. Farbtafel1.

9 Vgl. Samerski, Hausheilige; Holubar/Huber, Die Krone des Landes.

10 Coreth, Pietas austriaca.

11 Schütte, Höfisches Zeremoniell; Völkel, Tisch des Herrn; Pammer, Glaubensabfall, 103 ff.

12
Tag für Tag ist das dokumentiert von Khevenhüller, KMT, sowie in den Hofkalendern und Zeremonialprotokollen. Vgl. Kovács, Kirchliches Zeremoniell; Schmal, Pietas.

13
An Marie Christine, April 1766, Wolf, Marie Christine I, 63; BAA 217.

14
So Karl von Zinzendorf zum 21. Mai 1761, Jugendtagebücher, 201 f.

15

Instruktion für den Oberststabelmeister, 1769, Wührer/Scheutz, Zu Diensten, 990.

16

So etwa die Kupferstichserie der Wiener Kirchen mit Prozessionsdarstellungen von Kleiner, Vera et accurata delineatio; oder das historisch-topographische Handbuch von Fuhrmann, Alt- und neues Österreich; vgl. Seitschek, Religiöse Praxis.

17

Hüttl, Marianische Wallfahrten, 154 ff.; Stadelmann, Mariazell; Eberhart, Mariazell; Ausstellungskatalog Prinz Eugen, Nr. 17.3 (Teufelsaustreibung). Der Name Mariazell spielt auf die Casa sancta, das Haus Mariens, an, das von Engeln nach Loreto versetzt worden sein soll und in zahlreichen Loreto-Kapellen jenseits der Alpen nachgebildet wurde.

18 Lodovico Antonio Muratori, Della regola divozione cristiani, Venedig 1747, dt.: Die wahre Andacht des Christen, Wien/Prag/Triest 1759. Zur Rezeption in Oberösterreich Pammer, Glaubensabfall.

19 Benannt nach dem niederländischen Theologen Cornelius Jansen, Bischof von Ypern (1585–1638); Lorenz, Jansenismus.

20

Die Bulle Unigenitus war von Karl VI. 1715 offiziell anerkannt worden. In den habsburgischen Niederlanden ließ allerdings Karl von Lothringen als Statthalter 1755 jedes theologische Disputieren darüber verbieten, was den päpstlichen Nuntius zum Protest bei Maria Theresia veranlasste; vgl. Winter, Josephinismus, 36 f.

21

Vgl. z.B. den Spott des protestantischen Publizisten Wekhrlin, Denkwürdigkeiten, 28 ff.

22 Grundlegend Hersche, Muße.

23 So Khevenhüller mit kritischem Unterton, KMT IV, 71.

24 Hirtenbrief des Erzbischofs von Wien, 1752, bei Hersche, Der aufgeklärte Reformkatholizismus, 12 ff.

25 Paul Joseph Riegger, bei Arneth, Maria Theresia IX, 57 ff., hier 69.

26 Das war ein kirchenpolitischer Stein des Anstoßes, vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 79 ff.

27 Vgl. unten Kap. XII.

28 Walter, Religiöse Stellung; Maaß, Maria Theresia; Klingenstein, Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, 76 ff.; Hersche, War Maria Theresia eine Jansenistin; Schindling, Theresianismus; Hollerweger, Reform, 49 ff.

29 Arnheim, Urtheil, 290, spricht von *esprit de zèle et prétendue conviction; […] pour cause ou sous prétexte de religion.* Vgl. auch Ranke, Fürst, 674.

30
Franz Rudolf von Großing, Allgemeines Toleranz- und Religionssystem für alle Staaten und Völker der Welt, Leipzig 1784, 98, zitiert nach Maaß, Maria Theresia, 201.
31
Volz, Politische Correspondenz Friedrichs des Großen XXVI, 128 (Übers. B. St. R.).
32
Etwa Maaß, Maria Theresia, 205 ff.
33
Die Literatur zum Josephinismus als geistiger Strömung und als

kirchenpolitischer Praxis ist kaum überschaubar, zumal sie sich in vieler Hinsicht mit der Forschung zu Spätjansenismus, katholischer Aufklärung und aufgeklärtem Absolutismus in den habsburgischen Ländern überschneidet. Vgl. nur die Quellensammlungen von Maaß, Josephinismus; Maaß, Vorbereitung und Anfänge; Klueting, Josephinismus; sowie die Studien von Winter, Josephinismus; Maaß, Frühjosephinismus; Reinhardt, Kirchenreform; O'Brian, Jansenists and Josephinism;

Hersche, Spätjansenismus; Hersche, War Maria Theresia eine Jansenistin; Klingenstein, Staatsverwaltung; Beales, Joseph II; knappe Überblicke von Wangermann, Matte Morgenröte; Wangermann, Reform Catholicism; Aretin, Josephinismus; Beales, Josephinism; Lehner, What is Catholic Enlightenment; sowie die Sammelbände von Kovács, Katholische Aufklärung; Klueting, Katholische Aufklärung; Schmale/Zedinger/Mondot, Josephinismus; Bendel/Spannenberger,

Katholische Aufklärung; Robertson/Timms, Austrian Enlightenment; Cerman/Krueger/Reynolds, Enlightenment in Bohemia; Burson/Lehner, Enlightenment; Lehner/Printy, Companion; zuletzt Wolf, Katholische Aufklärung?; zur Historiographiegeschichte Fillafer/Wallnig, Josephinismus.

34 «Maria Theresia war die Mutter und Kaunitz der Vater des Josephinismus»: Maaß, Vorbereitung und Anfänge, 297; Hersche, Mußе und Verschwendung II, 982 f.; von «josephinischer» Frömmigkeit Maria Theresias spricht Hollerweger, Reform, 51.

35 Schindlung, Theresianismus.

36 Vgl. Beales, Josephinism; Fillafer, Einleitung zu Fillafer/Wallnig, Josephinismus.

37
Kirchenhistoriker wie der Jesuitenpater Ferdinand Maaß vertreten die eine, Nationalhistoriker wie Arneth oder später Friedrich Walter die andere Seite.
38
KMT II, 77; III, 74: 1753 wurde die Hofreise nach Klosterneuburg zur Verehrung des Hausheiligen Leopold eingestellt.
39
Deckenfresko von Paul Troger über der Kaiserstiege im Stift Göttweig (1739); vgl. Matsche, Kunst im Dienst der Staatsidee.

40

An Gräfin Enzenberg, 26. Dezember 1765; vgl. Trapp, Maria Theresia und Tirol; Katalog Koschatzky, 135. Trotzdem gab es auch von Maria Theresia solche «sakralen Identifikationsporträts», etwa als heilige Barbara oder als Theresa von Avila, vgl. Telesko, Maria Theresia, 66 ff.; Reitböck, Altarbild.

41

Nur eine einzige, kaum bekannte Ausnahme erwähnt Telesko, Maria Theresia, 68.

42

Anlässlich der Reise nach Pressburg 1744: KMT I, 237 f.

43

KMT V, 64. Der Anlass, notierte Khevenhüller, sei gewesen, dass der Augustinerprior beim Fest des Heiligen Rochus anstatt *eines schicklichen kurtzen Compliments fast eine ganze Predigt daher geschrien habe*.

44

So Eybl, Katholische Hofprediger, 438.

45
Klingenstein, Staatsverwaltung und kirchliche Autorität, 78, nennt Maria Theresias Religiosität eine bereits «rein persönliche, individuelle» Frömmigkeit, eine Privatsache, die auf die aufgeklärte Trennung von Religion und Politik vorausweise.
46
Hollerweger, Reform, 54; Schmal, Pietas, 148.
47
Principia generalia (ca. 1752), bei Tropper, Kirchenpolitik, 222 ff.

48

An Carolina, April 1768, BKF III, 32 ff., hier 33 (Übers. B. St. R.); ähnlich an Leopold, August 1765, BKF I, 22 ff.; an Maximilian, April 1774, BKF III, 322 ff., dt. BAA, 351 ff.; an Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 1 ff., dt. BAA, 252 ff.; an Amalia, Juni 1769, BKF III, 9 f.; an Beatrix, 1. Mai 1779, BKF III, 359 f.; an Ferdinand, 4. April 1776, BKF II, 16 u. ö.

49

An Carolina, April 1768, BKF III, 35 f.; an Maximilian, April 1774, BKF III, 336 f.

50

An Carolina, April 1768, BKF III, 43 f.

51

An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 2, dt. BAA, 253; ebenso an Carolina, April 1768, BKF III, 43 f.

52

Vgl. oben Kap. X, vgl. auch Maria Theresias Haltung zu dem apotropäischen Amulett der Gräfin Mahoni, oben Kap. VI.

53

Koschatzky, Katalog, 319 f., Nr. 63,06.

54 KMT III, 193.

55 KMT III, 196 f.

56 Coreth, Pietas Austriaca, 41 f.; Schmal, Pietas, 207. Zum Arm des Heiligen Stephanus vgl. oben Kap. III.

57 Hersche, Mußе II, 1008.

58 KMT V, 95 (1759); VII, 176 (1773).

59 An Carolina, April 1768, BKF III, 46.

60 An Maximilian, April 1774, BKF III, 330, dt. BAA, 352.

61 An Ferdinand, 23. September 1771, BKF I, 66 f.

62 An Ferdinand, 21. Mai 1778, BKF II, 118 f. (Übers. B. St. R.; der letzte Nebensatz deutsch im Original).

63 Maaß, Josephinismus I, 291.

64 Tropper, Kirchenpolitik, 28 f.; allg. Pammer, Glaubensabfall, 112 ff.

65
Dekret zur Feiertagsreduktion vom 6. Oktober 1771, Klueting, Josephinismus, 160 f.; vgl. zur Vergeblichkeit des Gesetzes Hersche, Muße II, 1016 ff.

66
An Maximilian, April 1774, BKF III, 318 ff., dt. BAA, 346.

67
Vgl. oben Kap. VII zum Tagesablauf, Kap. X zur Witwenzeit.

68

An Carolina (die auch ihrem Mann daraus vorlesen sollte), April 1768, BKF III, 45 f.; an Marie Antoinette, November 1770, MACS I, 8; an Mercy, MACS I, 84; dazu grundlegend Hersche, War Maria Theresia eine Jansenistin?

69

Vgl. die von Franz Stephan verfasste Schrift ‹Lermite dans le monde›, HHStA Familien-Urkunden 2011/2012; dazu Wandruszka, Religiosität Franz Stephans; Zedinger, Franz Stephan, 267, 346; vgl. oben Kap. IV.

70 Grundlegend Hersche, War Maria Theresia eine Jansenistin; Hersche, Spätjansenismus in Österreich, bes. 148 ff.; Winter, Josephinismus; ferner Kovács, Hofbeichtväter; Überblick bei Harm Klueting, The Catholic Enlightenment in Austria or the Habsburg Lands, in: Lehner/Printy, Companion, 127–164.

71 So Hersche, War Maria Theresia eine Jansenistin, 16.

72
KMT VII, 181 f. Zu Maria Theresias Haltung gegenüber der Societas Jesu vgl. weiter unten.
73
So der Hofrat Bretschneider: Linger, Denkwürdigkeiten, 231 f.
74
An Carolina, April 1768, BKF III, 34 (Übers. B. St. R.).
75
An Kampmüller, ca. 1766, BKF II, 373 Anm.2.
76
An Carolina, April 1768, BKF III, 34 f.

77

Sie überlasse sich ganz der göttlichen Gnade, vertraue sich ganz dem göttlichen Willen an, schrieb sie ihren Kindern und Vertrauten beispielsweise immer wieder, z.B. an Carolina, April 1768, BKF III, 55 u. ö.

78

Vgl. oben Kap. II; Garms-Cornides, Liturgie und Diplomatie; zur Königswahl 1764 Maaß, Josephinismus I, 196 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 13.

79
Vgl. schon Maria Theresias Bemerkungen dazu im Politischen Testament von 1751, Kallbrunner, Testament, 38; Maaß, Frühjosephinismus, 13 f.
80
So hatte sie schon 1748 verfügt, dass kirchliche Verordnungen nicht ohne ihre landesfürstliche Genehmhaltung publiziert werden dürften: Dekret vom 18. März 1748, bei Klueting, Josephinismus, 20.

81
Arneth, Maria Theresia IV, 56 ff.; IX, 57 ff.; Hersche, Muße und Verschwendung II, 999 f., 1016 f.

82
Vgl. Maaß, Frühjosephinismus, 88 ff.; Szábo, Kaunitz, 209 ff.; Benedikt, Josephinismus; Klueting, Josephinismus, 83 (Handschreiben Maria Theresias vom 10. August 1763).

83 Vgl. unten Kap. XII.

84

Reinhardt, Kirchenreform; Maaß, Frühjosephinismus, 36 ff.; KMT IV, 184 ff. – *Räudige Schafe*: Principia generalia (1752), zitiert nach Tropper, Staatskirchenpolitik, 224.

85

Maaß, Frühjosephinismus, 13 ff.; Szábo, Kaunitz, 209 ff.; Benedikt, Josephinismus.

86

Vgl. vor allem die Denkschrift über den Zustand der Monarchie von 1765, MJC III, 335 ff.

87

Vgl. Maaß, Frühjosephinismus, 62 ff.

88

Konfliktstoffe der 1760er Jahre waren Fragen der Diözesangrenzen und Bistumsbesetzungen, die Beziehungen zwischen der Kurie und dem Kanton Graubünden, das im habsburgischen Einflussbereich lag, die Verfügung über die böhmischen Salineneinkünfte durch die Kirche und die Besteuerung des erbländischen Klerus. Vgl. Maaß, Vorbereitung; Maaß, Frühjosephinismus, 88 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 1 ff.

89

Szábo, Kaunitz, 223 ff.; Maaß, Josephinismus I, 56 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 14 ff.

90

Justinus Febronius, De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis liber singularis, Frankfurt am Main 1763; dt.: Justini Febronii Buch von dem Zustand der Kirche und der rechtmäßigen Gewalt des Römischen Papstes […], Frankfurt am Main 1764.

91 Paul Joseph Riegger, Institutiones iurisprudentiae ecclesiasticae, Bde. I–IV, Wien 1765–1773, 2. Aufl. 1777–1780; ders., Corpus iuris publici et ecclesiastici Germaniae academicum oder Akademische Sammlung des deutschen Staats- und Kirchenrechts, Wien 1764.

92 Maaß, Josephinismus III.

93 Maaß, Josephinismus I, 256 ff.

94
Resolution zum Vortrag Kaunitz' vom 26. Februar 1768, Maaß, Josephinismus I, 266; vgl. Maaß, Vorbereitung, 314.
95
Szábo, Kaunitz, 223 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 17 ff.; Maaß, Josephinismus I, 267 ff.
96
Placet zum Vortrag Kaunitz' vom 28. Juli 1768, Maaß, Josephinismus I, 317 f.
97 Maaß, Josephinismus I, 325 f.

98

Vortrag Kaunitz', 20. März 1768, Maaß, Josephinismus I, 267 ff.; vgl. ebd. 282 ff. Vgl. auch Joseph an Leopold, März 1768, Arneth, Maria Theresia IX, 550 f. Dass Maria Theresia die Zurückweisung des päpstlichen Autoritäts- und Unfehlbarkeitsanspruchs *unendlich am Herzen* liege, schrieb sie später dem Hofrat Greiner, Arneth, Greiner, 41.

99
Kaunitz' Instruktionen für die Religionsbehörde (Giunta Economale) in Mailand, 2. Juni 1768, Maaß, Josephinismus I, 288 ff.; Klueting, Josephinismus, 118 f.; vgl. schon vorher Kaunitz an Maria Theresia, 20. März 1768, Maaß, Josephinismus I, 267 ff.

100
Kaunitz' historisch argumentierende Denkschrift von 1769 bei Maaß, Josephinismus I, 368 ff.

101
Die Denkschriften von Heinke bei Maaß, Josephinismus III.

102

So Maaß, Josephinismus I, 79; Kaunitz' Instruktionen für die Religionsbehörde (Giunta Economale) in Mailand, 2. Juni 1768, Maaß, Josephinismus I, 288 ff., Klueting, Josephinismus, 118 f.; Vortrag Kaunitz vom 15. Juni 1768, Maaß, Josephinismus I, 292 ff.

103

So die Voten der Konferenzminister zur Publikation von Heinkes *neuer Doktrin*, bei Maaß, Josephinismus I, 310 ff.

104
So das päpstliche Schreiben an Maria Theresia, 20. August 1768, Maaß, Josephinismus I, 319 ff.

105
Resolution auf die Anfrage des Nuntius vom 15. September 1768, Maaß, Josephinismus I, 325.

106
Ediert bei Maaß, Josephinismus II; Auszüge bei Klueting, Josephinismus, 176 ff.

107
Joseph an Maria Theresia, Mai 1769, MJC I, 273.

108

Kaunitz an Sperges, 6. Juni 1768, Maaß, Josephinismus I, 291 f. (*tranquillare l'animo di Sua Maestà*).

109

So besonders nachdrücklich Maaß, Josephinismus I, 83 u. ö.

110

So z.B. Maaß, Josephinismus I, 318.

111

Staatsratsprotokolle 1769 Nr. 803, 15. März 1769, zitiert nach Maaß, Frühjosephinismus, 118.

112

1769, zitiert nach Maaß, Frühjosephinismus, 118; vgl. Instruktion für den Gesandten beim Heiligen Stuhl, BAA, 512 f.

113

So suchte sie auch weiterhin den Konsens mit dem Papst, auch wenn das nach den neuen staatskirchlichen Prinzipien eigentlich gar nicht erforderlich war; vgl. Maaß, Josepinismus I, 100.

114

Von einer «gehörige[n] Portion Heuchelei» spricht Hersche, Spätjansenismus, 156.

115 Zum öffentlichen Diskurs vgl. Vogel, Untergang.

116 Vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 90 ff., 172 f.; Hersche, Spätjansenismus, 154 ff.; Szábo, Kaunitz, 241 ff.; Beales, Suppression; Quellen bei Maaß, Josephinismus II.

117 KMT VI, 69, 87 u. ö.

118

So hatte sie sich beispielsweise 1757 über eine kritische Predigt des Jesuitenpaters und Hofpredigers Tausch geärgert und ihn zurechtweisen lassen: an Ulfeld, 5. Juni 1757, BKF IV, 193; ebenso wie gegen Pater anderer Orden, die ihre Politik kritisierten: KMT VI, 209. Sie schätzte es auch nicht, dass Pater Kampmüller sich zum Sprachrohr des Papstes machte, um die Befolgung der Bulle Unigenitus in den Erbländern anzumahnen; vgl. Winter, Josephinismus, 36.

119

Arneth, Maria Theresia IX, 159 ff.; grundlegend Klingenstein, Staatsverwaltung; Klingenstein, Van Swieten; ferner Plachta, Zensur; Wagner, Zensur.

120

An Karl III. von Spanien, 4. April 1773, Arneth, Maria Theresia IX, 93 f., frz. ebd. 565 f. – Vgl. die Anweisungen an Marie Antoinette in Versailles, 21. April 1770, sich jeder Äußerung über die Jesuiten strikt zu enthalten: MACS I, 1 ff.

121
An Corneille de Neny, September 1773, Arneth, Maria Theresia IX, 568 (Übers. B. St. R.).

122
An Enzenberg, 16. Oktober 1773, Arneth, Maria Theresia IX, 77 f. (Übers. B. St. R.).

123 Swinburne, Courts I, 229.

124
KMT VII, 182; KMT VIII, 12, vgl. VIII, 13 f., 69, 80 f., 89 f.

125
So der Hofrat Bretschneider: Linger, Denkwürdigkeiten, 231 f.

126

So der Trienter Landeshauptmann und Jurist Carlo Antonio Pilati di Tassulo, Reisen I, 9 f.

127

Arneth, Maria Theresia IX, 99 ff.; Szábo, Kaunitz, 241 ff.; Dokumente bei Maaß, Josephinismus II, 171 ff., 183 ff.

128

Arneth, Maria Theresia IX, 108.

129

Arneth, Maria Theresia IX, 109 ff.

130
Resolution zum Protokoll der Auflösungskommission, 14. Januar 1774, bei Arneth, Maria Theresia IX, 118 f.

131 KMT VII, 110 f.

132
KMT III, 77, ähnlich III, 186, aber 270; vgl. oben Kap. VI.

133 KMT VII, 132.

134 So Wolf, Maria Theresia, 142; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 395 f.; Hersche, Mußе und Verschwendung II, 1013 ff.; Kovács, Spätmittelalterliche Traditionen; Kovács, Kirchliches Zeremoniell; Hollerweger, Reform; Pammer, Glaubensabfall; Dimt, Volksfrömmigkeit.

135 Hofreskript vom 1. März 1755, Kropatschek, Sammlung III, 172 f.

136

Quellen zum Vampirglauben bei Hamberger, Mortuus non mordet; vgl. Arlaud, Vampire; Bräunlein, Frightening Borderlands; Augustynowicz/Reber, Vampirglaube; Schroeder, Vampirismus; Kreuter, Vampirglaube; Bohn, Der Vampir, 18 f., nennt den Vampirismus «ein Grenzphänomen, das an den Rändern der Vielvölkerreiche oder in den Grauzonen der westlichen Hemisphäre verortet wurde».

137

Ioannis Zelepos, Vampirglaube und orthodoxe Kirche im osmanischen Südosteuropa. Ein Fallbeispiel für die Ambivalenzen vorsäkularer Rationalisierungsprozesse, in: Helmedach u.a., Das osmanische Europa, erklärt den Vampirismus als regionalen Volksglauben, den die griechisch-orthodoxen Theologen durch die postmortalen Exkommunikationsrituale unter ihre Kontrolle brachten.

138
Bericht des Feldschers Flückinger, 26. Januar 1732, bei Hamberger, Mortuus non mordet, 49 ff.
139
Benedikt XIV. bei Hamberger, Mortuus non mordet, 254.
140
So van Swietens Aufklärungsschrift: Vampyrismus, aus dem Französischen ins Deutsche übersetzet, und als ein Anhang der Abhandlung des Daseyns der Gespenster beigerücket, Augsburg 1768, bei Hamberger, Mortuus non mordet, 84.

141

Schroeder, Vampirismus, 51.

142

Erlass vom 1. März 1755, bei Kropatschek, Sammlung III, 172 f., Hamberger, Mortuus non mordet, 85 f.

143

Hamberger, Mortuus non mordet, 83; Arlaud, Vampire, 134.

144

So Hofrat Bretschneider, der in Siebenbürgen Dienst tat: Linger, Denkwürdigkeiten, 311 ff.

145

Erlass vom 1. März 1755, Kropatschek, Sammlung III, 172 f., Hamberger, Mortuus non mordet, 86.

146

Vorrede zu van Swieten, Vampyrismus, bei Hamberger, Mortuus non mordet, 84 f.

147

Der Kampf gegen den Vampirglauben stand im Zusammenhang mit dem Vorgehen der Regierung gegen die griechisch-orthodoxe Kirche in Serbien und Kroatien. 1754 wurden die Mönche aus dem

griechisch-orthodoxen Zentrum, dem Kloster Marcsa, vertrieben, wo die Privilegien der Wehrbauern aufbewahrt wurden. Das Kloster wurde stattdessen den Unierten übertragen, die ebenfalls dem orthodoxen Ritus folgten, aber sich der römischen Kirche angegliedert hatten. Das Vorgehen der Regierung trug zusammen mit der Neuorganisation der Miliärgrenze dazu bei, dass im Januar 1755 ein Aufstand des Warasdiner Grenzregiments ausbrach. Vgl. Kaser, Freier Bauer, 353 ff., 602 f.

148

Kalender: Hofreskript vom 16. Dezember 1755, Kropatschek, Sammlung III, 267; Traum-Büchel: Hofreskript vom 1. März 1755, ebd. III, 173.

149

Linger, Denkwürdigkeiten, 226 ff.

150

Allg. Hersche, Muße und Verschwendung II, 1013 ff.; zum konkreten Fall in Tirol Dörrer, Tiroler Umgangsspiele, 446 ff.; danach Hollerweger, Reform, 56 ff. – Pammer, Glaubensabfall, 255 ff., kommt anhand von Testamenten zu optimistischeren Ergebnissen, was die Rezeption des Reformkatholizismus durch die Untertanen in Oberösterreich angeht; er bezieht sich allerdings nicht auf die Abschaffung der Wallfahrten und Feiertage.

151
Dörrer, Tiroler Umgangsspiele, 474 f.; Hollerweger, Reform, 56 f.

152
Hofreskript vom 1. März 1755, Kropatschek, Sammlung III, 172 f.

153
Hofreskript vom 7. Juni 1758, Kropatschek, Sammlung III, 416 f.

154
Haitzmanns Aufzeichnungen sind noch heute vor allem deshalb bekannt, weil sich Sigmund Freud damit auseinandergesetzt hat. Vgl. Katalog Prinz Eugen, 348 ff.

155

Constitutio Criminalis Theresiana, Art. 58: Von der Zauberey, Hexerey, Wahrsagerey, und dergleichen, 167 ff.; vgl. Hofreskript vom 5. November 1766, Kropatschek, Sammlung V, 138–157. Zu einzelnen Zaubereiprozessen vgl. Pörtner, De crimine magiae.

156 Midelfort, Exorcism; knapp Joseph Hanauer, Gaßner, Johann Joseph, in: NDB 6 (1964), 84 f. Joseph II. wies den Fürstbischof schließlich 1777 an, Gaßner aus Regensburg auszuweisen, nachdem Papst Pius VI. in einem Breve vom 20. April 1776 seine Lehre verworfen und die Krankenbeschwörungen verboten hatte.

157 Vgl. Bárth, Katholische Aufklärung; weitere Beispiele bei Pörtner, De crimine magiae.

158 Koschatzky, Katalog, 476.

159 An Ferdinand, 30. Juli 1772, BKF I, 141 (Übers. B. St. R.). Vgl. auch zur Affäre um einen Franziskanerpater namens Terentianus: *er gehört eingesperrt und muss büßen; das ist ein Spitzbube [coquin]*, so an Ferdinand, 23. Februar 1775, BKF I, 319 (Übers. B. St. R.).

160 So im Hofdekret vom 1. März 1755, Kropatschek, Sammlung III, 172 f., Nr. 385.

161

BKF IV, 242; zu den Hebammen vgl. oben Kap. VI.

162

Einen Pater, der auf der Kanzel die großen Herren kritisiert und nicht bemerkt hatte, dass die inkognito anwesende Kaiserin das mitbekam, verwies sie der Stadt, so KMT VI, 208 f. – Ähnliche Fälle bei Koschatzky, Katalog, 316 (13. März 1754, HHStA alte Kabinettsakten, Karton 2, fol. 4121v–422r); Brief an Ulfeld, 5. Juni 1757, BKF IV, 193.

163

Hofdekret vom 5. Oktober 1776, Kropatschek, Sammlung II, 168 f., Nr. 37.

164

An Hofrat Greiner, 1777: Arneth, Greiner, 60.

165

An Maximilian, April 1774, BKF II, 321 ff. (Übers. B. St. R.), dt. BAA, 346 f. Eigenliebe, Eitelkeit oder *Weltdünckel* warfen sich allerdings die Aufklärer auch gegenseitig vor; vgl. Pečar/Tricoire, Falsche Freunde, 175 ff.; Martus, Aufklärung, 290.

166 An Ferdinand, 14. August 1779, BKF II, 203 (Übers. B. St. R.); vgl. an Ferdinand, 11. Juni 1772, BKF I, 130; an Marie Antoinette, 2. Juni 1775, MACS II, 341; an Marquise d'Herzelles, 1771, Kervyn de Lettenhove, Lettres, passim u. ö.

167 KMT VI, 538 ff.

168 KMT VI, 540.

169
An Leopold, August 1765, BKF I, 23: Er solle alles so machen wie zu Hause, allgemeine öffentliche Kommunion in der Karwoche, und keinerlei Entschuldigung gelten lassen.

170
Arneth, Maria Theresia IX, 138; vgl. Arneth, Cobenzl, 120 f.

171 Coke, Letters IV,12.

172
Linger, Denkwürdigkeiten, 213 f.

173

Friedrich Nicolai, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781, Stettin 1784, V, 15.

174

Fournier, Gerhard van Swieten; Klingenstein, Staatsverwaltung; knapp Klingenstein, Van Swieten; ferner Arneth, Maria Theresia II, 454 ff.; VII, 196 ff.; IX, 148 ff.; Brechka, Van Swieten; Plachta, Zensur; Haug, In Frankreich verboten; Walter, Die zensurierten Klassiker.

175
Karsten, Sonnenfels, 216 ff.; Fournier, Gerhard van Swieten, 428.
176
Fournier, Gerhard van Swieten, 424 f.
177
Haug, In Frankreich verboten.
178
Der Buchmarkt in den Erbländern expandierte seit den 1750er Jahren sprunghaft; vgl. Bachleitner/Eybl/Fischer, Geschichte; Frank, Buchhandel; Lavandier, Le Livre; Seidler, Buchmarkt.

179

Guibert, Journal I, 292, schreibt, einer der gelehrtesten Männer habe ihm das versichert, aber fügt hinzu: *chose à verifier (eine Sache, die zu überprüfen ist)*. – Dass die Zensur nicht funktioniere, war geradezu ein Topos, vgl. etwa Riesbeck, Briefe, 124 f. u. v.a. – Auch Karl von Zinzendorfs Tagebuch zeigt, wie vertraut man in Wien mit französischer Literatur war.

180

Fournier, Gerhard van Swieten, 412 ff.

181

Arneth, Maria Theresia IX, 148 ff.; Maaß, Josephinismus II, 232; Fournier, Gerhard van Swieten, 432 ff. Vgl. Maria Theresia an Seilern, 18. März 1774, BKF IV, 350: *Ich will hier nicht introduziren die englische Freiheit im Schreiben, unsere Nation hat nicht das Feuer, mehr terroir*. Ähnlich verfuhr sie auch im Falle der gereinigten Neuausgabe des Kirchenrechtslehrbuchs von Riegger, wo sie sich ebenfalls für die Streichung der Kritik am Unfehlbarkeitsglauben einsetzte,

obwohl ihr diese Kritik, wie sie an anderer Stelle schrieb, selbst ein Herzensanliegen war; vgl. die Äußerungen gegenüber Hofrat Greiner, bei Arneth, Greiner, 45 f. versus 41.

182

Klingenstein, Van Swieten, 103.

183

Zitiert bei Arneth, Maria Theresia IX, 168; Fournier, Gerhard van Swieten, 443 f.

1

Falkenberg, Wandbehang. Was das zentral eingestickte Datum Anno 1776 bedeutet, ist unklar; es könnte das Datum der Fertigstellung sein; vielleicht hielten es die Hersteller aber auch für das Datum des Friedensschlusses.

2

So ein populäres Gedicht bei Keyßler, Reisen, 1213; Montagu, Complete Letters, I, 291 ff., nennt Wien 1717 *inhabited by all nations*.

3 Überblick über die Religionsvielfalt bei Klingenstein, Modes; zu Siebenbürgen Fata, Religiöse Vielfalt.

4 Vgl. Klingenstein, Modes; Leeb u.a., Staatsmacht und Seelenheil; zu Protestanten in Wien: Scheutz, Legalität; Schnettger, Ist Wien eine Messe wert?; zu Muslimen, Griechen und Juden: Do Paço, L'Orient à Vienne.

5 Vgl. Konflikte darum: Keyßler, Reisen, 1214 ff.; KMT I, 166 f.; VI, 38 u. ö.

6 Eigenhändiges Billet Maria Theresias, in der sie sich über ungarische Adelige beschwert, die in die lutherische Kirche gehen *und nicht in die unsrige*: ÖNB Handschriftensgl. Autographen 9/49–27, zitiert nach Koschatzky, Katalog, 316, Nr. 62,06. – Vgl. aus protestantischer Sicht: Chemnitz, Vollständige Nachrichten.

7 So für die Reichshofräte: Schnettger, Ist Wien eine Messe wert?, 616; für Muslime: Do Paço, L'Orient à Vienne.

8 Beispiele bei KMT I, 166 f., III, 187, 230 f., 262 u. ö.

9 Peper, Konversionen, 85 ff.; Scheutz, Legalität; Schnettger, Ist Wien eine Messe wert?

10 Zinzendorf, Aus den Jugendtagebüchern, 563, an den Bruder Ludwig: *personne ne me persuadera jamais d'acheter ces riens au dépens de ma conscience*. Schon die Sprachwahl in den Tagebüchern bringt seine Zerrissenheit zum Ausdruck: Die Zwiegespräche mit Gott sind auf

Deutsch niedergeschrieben, die Notizen zum gesellschaftlichen Alltagsleben hingegen immer auf Französisch: ebd. z.B. 197, 204, 209, 227, 230, 235 f., 241, 249, 252, 257 f., 264 ff. u. ö. Die Konversion erfolgte am 14. März 1764 durch Maria Theresias Vertrauten, den Probst Ignaz Müller.

11

Pichler, Denkwürdigkeiten I, 10.

12
Vgl. z.B. ihre Sorge um eine katholische Waise, die ins protestantische Dresden gezogen war und um die sich Maria Theresia große Sorgen machte. Maria Theresia an Antonia von Sachsen, Januar 1760, Lippert, Briefwechsel, 65, 67, 72.

13
Peper, Konversionen, 68 ff.; Wagner, Fürstengnade.

14 KMT III, 93, 163.

15
Von der Trenck, Blutbibel, 74 ff.

16

Bartenstein an Montfaucon, 16. Dezember 1719, zitiert bei Braubach, Herkunft, 374.

17

Resolution vom 14. Juni 1777, Pribram, Geschichte der Juden I, 425 f.

18

Maria Theresia an Gräfin Trautson, 1750, van Rhyn, Briefe, 179. Ein anderes Beispiel aus Pressburg bei Arneth, Maria Theresia IV, 50 f. (ohne Quellenangabe).

19 An Ferdinand, 26. August 1773, BKF I, 226: *quarante-quatre mille juifs, j'avoue, cela fait horreur et dégout.*

20 Mevorach, Wertheimer.

21 Brugger u.a., Geschichte der Juden, 352.

22 Arneth, Maria Theresia, IV, 41.

23 Srbik, Gestalten, 40.

24

Walter, Maria Theresia, 39. Walter (1896–1968) war bis 1945 Archivar im Wiener Staatsarchiv, habilitierte sich 1945 an der Universität Wien und war dort seit 1959 außerordentlicher Professor.

25

Walter, Briefe und Aktenstücke; Koschatzky, Katalog; Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit; Mraz/Mraz, Maria Theresia.

26

Allg. Battenberg, Des Kaisers Kammerknechte; Breuer/Graetz, Deutsch-jüdische Geschichte I; Brugger u.a., Geschichte der Juden; Lohrmann, Zwischen Finanz und Toleranz; Drabek, Die Juden; Karniel, Toleranzpolitik, 103 ff.

27

Mit dem Argument sorgte beispielsweise auch van Swieten 1753 dafür, dass jüdischen Ärzten, Apothekern und Hebammen die Ausübung dieser Berufe in den Erbländern verboten blieb: *Cette nation, toujours alerte à duper tout le monde, trouveroit par là une occasion à faire des fraudes infinies et très difficile à deterrer;* Pribram, Geschichte I, 347 f.

28

Wiener Diarium, 18. November 1744; vgl. Lieben, Briefe, 363 ff.

29
So im Dezember 1744 im böhmischen Leipa; vgl. Bergl, Judenmord (dort der Fall, dass ein Mann an ein Tor genagelt wurde). 1745 wurden die Juden durch den österreichischen Landsturm, der eigentlich gegen die Franzosen aufgeboten worden war, aus Sulz in Vorarlberg vertrieben; vgl. Brugger u.a., Geschichte der Juden, 364 ff.
30
So die Beschreibung in einer zeitgenössischen jüdischen Chronik: Lieben, Igereth Machalath, 335 ff., hier 337.

31

Benjamin Wolf aus Prag, 2. Dezember 1744, Lieben, Briefe, 365; vgl. Lieben, Igereth Machalath, 335 ff.

32

Arneth, Maria Theresia IV, 41 ff.; ausführlich Bergl, Exil; Plaggenborg, Maria Theresia und die böhmischen Juden; Drabek, Juden.

33

Lieben, Igereth Machalath, 341 f.

34

Lieben, Briefe, 393, 416, 418 u. ö.

35
Lieben, Briefe, 388; vgl. auch Lieben, Igereth Machalath, 341 ff.
36
Vgl. Brugger u.a., Geschichte der Juden, 382 ff.; Breuer/Graetz, Deutsch-jüdische Geschichte I, 106 ff.; Lohrmann, Zwischen Finanz und Toleranz; Drabek, Die Juden; zu den jüdischen Bankiers in Wien Dickson, Finance I, 140 ff. – Sephardische Juden genossen im habsburgischen Herrschaftsgebiet gemeinhin bessere Rechte als die aschkenasischen, und die Privilegien in den italienischen

Territorien waren bessere als in den anderen Erbländern. Unter den Juden in Italien hatte wiederum die Gemeinde in der Hafenstadt Triest eine Sonderstellung inne.

37 Lieben, Briefe, 410 und passim.

38 So Lieben, Briefe, 411.

39 Lieben, Briefe, 371.

40 Lieben, Briefe, 371, 378, 396 u. ö.

41 Arneth, Maria Theresia IV, 43; vgl. aus jüdischer Perspektive Lieben, Igereth Machalath, 345 ff.

42
Arneth, Maria Theresia IV, 44 f.; dort auch der Kommentar des venezianischen Gesandten Erizzo vom 5. Juni 1745, sie sei bei aller Liebenswürdigkeit doch «durchdrungen von dem Gefühle ihrer hohen Stellung und ungemein eifersüchtig auf ihre Machtvollkommenheit».
43
Lieben, Briefe, 458; Lieben, Igereth Machalath, 345 ff.
44
Arneth, Maria Theresia IV, 46.
45 Mevorach, Wertheimer.

46 Lieben, Briefe, 428.

47

Relation aus Prag, Lieben, Briefe, 423.

48

Lieben, Igeleth Machalath, 297. Als Maria Theresia und Franz Stephan 1739 in Florenz als neue Landesherren empfangen wurden, errichtete die dortige Judengemeinde ihnen eine Cuccagna, ein Schaugerüst mit Lebensmitteln zur Preisgabe an das Volk. Vgl. Brugger u.a., Geschichte der Juden, 382 f.

49

Brugger u.a., Geschichte der Juden, 348, 616.

50

Vgl. Lieben, Briefe, 419: Die Fürsprecher der Prager Gemeinde argumentierten, Maria Theresias Vorfahren hätten die Juden über tausend Jahre geduldet; damit könne sie ausgerechnet jetzt mitten im Krieg nicht aufhören. Vgl. Battenberg, Des Kaisers Kammerknechte.

51

Vgl. z.B. Kropatschek, Sammlung V, 458 zum Judenschutz.

52
Kemmel [d.i. Richter], Helden-Lied, 4; vgl. Cerman, Contemporary Mock Jewish Chronicles.
53
Kemmel [d.i. Richter], Helden-Lied, 40 f.
54
Kemmel [d.i. Richter], Helden-Lied, 22.
55
Richter (1717–1774) hatte in Altdorf und Marburg die Rechte studiert und als Advokat praktiziert. Wegen Urkundenfälschung saß er 1754

in Nürnberg im Zuchthaus. (Vgl. Johann Georg Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller, XI, Leipzig 1811, 280 f.) Richters literarisches Vorbild war Robert Dodsleys Chronik der Schlacht bei Dettingen 1744, ein panegyrisches Gedicht auf Georg II. von England, das erstmals das alttestamentliche Buch der Könige imitierte und sich als Werk eines fiktiven jüdischen Autors ausgab. Richter übersetzte das höchst erfolgreiche Werk ins Deutsche und ließ ihm dann

mehrere eigene Werke der gleichen Art folgen; vgl. Cerman, Contemporary Mock Jewish Chronicles.

56

Brugger u.a., Geschichte der Juden, 382 ff.; Breuer/Graetz, Deutsch-jüdische Geschichte I, 100 ff.; Lohrmann, Zwischen Finanz und Toleranz; Drabek, Die Juden; Plaggenborg, Maria Theresia und die böhmischen Juden; Burger, Heimatrecht und Staatsbürgerschaft, 19 ff.

57

Brugger u.a., Geschichte der Juden, 376.

58

Plaggenborg, Maria Theresia und die böhmischen Juden, 6.

59

Judenordnung von 1753: Pribram, Geschichte I, 341–346; von 1765: ebd. I, 374–383. Im Zusammenhang mit Verwaltungsreformen im Banat wurde die Steuerbelastung der Judenschaft dort 1773 verdreifacht; vgl. Mraz, Königin von Ungarn, 209, Nr. 298.

60

Tantner, Ordnung der Häuser, 21.

61

Eigenhändige Note auf einen Vortrag der Hofkanzlei, September 1778, Pribram, Geschichte I, 428.

62

Zur politischen Instrumentalisierung des Corpus evangelicorum durch Preußen vgl. oben Kap. VIII; Reissenberger, Corpus evangelicorum; Pörtner, Propaganda; Haug-Moritz, Corpus evangelicorum; Kalipke, Verfahren im Konflikt.

63

Zu den Ausnahmeregelungen im Westfälischen Frieden (IPO AA. V, §§ 38–41) vgl. Klueting, Das Reich, 22 ff.

64

Principia generalia (1752), abgedruckt bei Tropper, Staatliche Kirchenpolitik, 222–226, hier 222 und 224. Die Bekämpfung der Geheimprotestanten ist mittlerweile sehr gut erforscht, nachdem Arneth, Maria Theresia IV, 51 f., knapp zwei Seiten dafür übrig hatte. Zuerst ausführlich Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der

religiösen Bewegung; für die Regierungszeit Maria Theresias vor allem Loesche, Aus der Endzeit. Loesche, Maria Theresias letzte Maßnahmen; Buchinger, Landler; zu Steiermark Knall, Aus der Heimat; zu Kärnten Tropper, Staatliche Kirchenpolitik; ferner Scheutz, Fünfte Kolonne; Steiner, Rückkehr unerwünscht, 266 ff.; Pörtner, Kunst des Lügens, umfassender Überblick über die verschiedenen Phasen und einzelnen Erbländer zuletzt bei Leeb/Scheutz/Weikl, Geheimprotestantismus, mit Angaben zur älteren Forschung.

65

Anonym, Vollständige Geschichte der neuesten Bedruckungen, Vorrede.

66

Liste aus der benachbarten evangelischen Grafschaft Ortenburg vom 23. März 1756, abgedruckt bei Knall, Aus der Heimat, 13 f.

67

Nach 2 Kor 6,14; Joseph Schaitberger, Neu vermehrter evangelischer Sendbrief, darinnen 24 nützliche Bücher enthalten; geschrieben an die Landsleute in Salzburg, und andere gute Freunde, darinnen dieselben zur christlichen Beständigkeit in der Evangelischen Glaubenslehre *Augustanae Confessionis* in ihrem Gewissen aufgemuntert werden, sammt einem Anhang, Nürnberg 1732.

68

So Scheutz, Fünfte Kolonne, 341.

69

Umfassende Quellensammlung: Tropper, Glut unter der Asche.

70

Vgl. KMT III, 17, Anhang 288 f.; Überblicke bei Steiner, Rückkehr unerwünscht, 266 ff.; Scheutz, Fünfte Kolonne, 342 ff.; Buchinger, Landler, 148 ff. (Oberösterreich), 272 ff. (Kärnten).

71

Vgl. Bericht der Doblhoff-Kommission bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, Anhang, 521–526; zum Patent von 1752 Tropper, Staatliche Kirchenpolitik, 74 ff.; Buchinger, Landler, 151 ff. – Ein Patent von 1778 fasste die von 1752 bis 1778 ergangenen Patente noch einmal zusammen: abgedruckt bei Knall, Aus der Heimat, 318–320.

72
Das Folgende aus den *Principia generalia*, abgedruckt bei Tropper, Staatliche Kirchenpolitik, 222–226.
73
Peper, Konversionen, 65; Knall, Aus der Heimat, 45.
74
Reinhardt, Zur Kirchenreform; vgl. oben Kap. XI. Zu den Problemen bei der Einrichtung des Religionsfundus vgl. KMT IV, Anhang, 185–200.
75
Patent bei Knall, Aus der Heimat, 319.

76
Scheutz, Fünfte Kolonne, 344 ff.
77
Vgl. Hofkanzler Blümegen an den Bischof von Seckau, 31. August 1773, bei Knall, Aus der Heimat, 307, vgl. ebd. 17 Anm. 23; sowie ihre ausführlichen Resolutionen und eigenhändigen Bemerkungen bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 538 f., 542 ff., 546.
78 Scheutz, Fünfte Kolonne, 371.
79
Scheutz, Fünfte Kolonne, 354 ff.

80

Die Zahl 2992 allein in den 1750er Jahren nennt Knall, Aus der Heimat, 9. Grundlegend Buchinger, Landler; zum Kontext der Deportationen anderer Minderheiten s. Steiner, Rückkehr unerwünscht.

81

Resolution bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 538 f.

82 Interzessionsschreiben vom 28. Februar 1753, vom 6. November und 20. Dezember 1754; vgl. Anonym, Anhang oder weitere Nachricht; Anonym, Vollständige Geschichte; vgl. Reissenberger, Corpus evangelicorum; Steiner, Rückkehr unerwünscht, 274 ff; Pörtner, Propaganda, 473 f.; Scheutz, Fünfte Kolonne, 353.

83 Reskript vom 17. September 1753, in: Anonym, Vollständige Geschichte I, 51 ff.; vgl. Steiner, Rückkehr unerwünscht, 277 f.

84

Vgl. oben Kap. VIII; z.B. Maria Theresia an Ulfeld, 5. Juli 1757, BKF IV, 193, BAA 140 f. – Kritik der protestantischen Gesandten an ihrer Religionspolitik bei Ranke, Fürst, 674; Arnheim, Bark, 290; Wraxall, Memoirs III, 482 f.; Arneth, Maria Theresia IV, 51 f. – Franz Stephan legte während des Krieges Wert darauf, dass die protestantischen Untertanen in den umkämpften schlesischen Gebieten nicht in ihrem privilegierten Religionsstand beeinträchtigt wurden; vgl. Arneth, Maria Theresia V, 230,

509 f. – Zu Preußen vgl. Pörtner, Propaganda.

85

Vgl. die Visitationen der Missionsstationen 1763/64, Tropper, Staatliche Kirchenpolitik, 98 ff.; vereinzelte Transmigrationen bei Buchinger, Landler, 221, 309.

86

Buchinger, Landler, 319 ff.; umfassend Knall, Aus der Heimat.

87

Die Instruktion des Bischofs von Seckau bei Knall, Aus der Heimat, 312–317.

88

Weitere Beispiele bei Knall, Aus der Heimat, 96 f.

89

Vortrag der Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 530.

90

Mathola de Zolnay an den Verwalter Rauch, 4. April 1772, bei Knall, Aus der Heimat, 32. (Mathola de Zolnay erscheint in verschiedenen Schreibweisen, auch Matolay, Mattala, de/von Zolna u.ä.)

91 Vortrag der Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 529 ff.; Knall, Aus der Heimat, 21 ff.

92 Knall, Aus der Heimat, 17 ff.

93 Vortrag der Böhmisch-österreichischen Hofkanzlei mit eigenhändigem Kommentar Maria Theresias, bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 526 ff.

94 Vgl. oben Kap. XI.

95

Votum der Hofkanzlei, bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 535.

96

Hofkanzler Blümegen an den Bischof von Seckau, 31. August 1773, bei Knall, Aus der Heimat, 307–310.

97

Resolution Maria Theresias [3. Juli 1773], bei Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 538 f.

98 Die neuen Stadler Missionsrichtlinien bei Knall, Aus der Heimat, 329–331.

99 Ausführlich dokumentiert bei Knall, Aus der Heimat, passim.

100 Matthäus 11,25, Lukas 10,21 (*Ich preise dich, Vater und HERR des Himmels und der Erde, dass du solches verborgen hast den Weisen und Klugen, und hast es offenbart den Unmündigen*). Knall, Aus der Heimat, 90.

101 Knall, Aus der Heimat, 42.

102

Knall, Aus der Heimat, 38, 47, 110, 112, 125, 210 f. (Urban Rieberer), ebd. 125 (Helene Riebererin), ebd. 171 f. (Maria Riebererin und Sebastian Rieberer), ebd. 211 (Anna Rieberer).

103

Knall, Aus der Heimat, 28 f., 32, 50, 53 Anm. 116.

104

Scheutz, Fünfte Kolonne, 362, 369 f.; Knall, Aus der Heimat, 28 f., 32, 50, 53, 133 f.

105
Verhörprotokoll Thomas Petzner bei Knall, Aus der Heimat, 142 f.

106
Allg. Barton, Im Zeichen der Toleranz; Karniel, Toleranzpolitik.

107
Beales, Joseph II, I, 359 ff.; Fata, Religiöse Vielfalt.

108
MJC II, 21 ff.; vgl. oben Kap. X.

109
Listen bei Buchinger, Landler, 324 ff.

110
Joseph an die Hofkanzlei, 7. November 1774, Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 544; vgl. Knall, Aus der Heimat, 258 f. Schon im November 1773 hatte Maria Theresia verfügt, dass niemand allein wegen Irrglaubens ins Militär gesteckt werden solle: An Blümegen, 26. und 27. November 1773, Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 542 ff.

111

Dekret vom 7. November 1774; Gegenvorstellung der Hofkanzlei, 18. November 1774, Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 544 ff.

112

Resolution auf die Gegenvorstellung der Hofkanzlei vom 18. November 1774, Zwiedineck-Südenhorst, Geschichte der religiösen Bewegung, 546.

113

So Buchinger, Landler, 151; die Liste von 1776 ebd. 333 f.; zu den anderen Transmigrationen Steiner, Rückkehr unerwünscht.

114

Vgl. den Briefwechsel vom Juni-September 1777, MJC II, 141 ff.; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 139 ff.; X, 61 ff.; Maaß, Josephinismus II, 46 ff.; Quellen ebd. 240–253, Nr. 66–73; Beales, Joseph II, I, 465 ff.; Karniel, Toleranzpolitik, 189 ff.

115

Zu Mähren Loesche, Letzte Maßnahmen; kurzer Überblick bei Stefan Steiner, Transmigration, in: Leeb/Scheutz/Weikl, Geheimprotestantismus, 331–360, hier 345 ff.; ferner Ondřej Macek, Geheimprotestanten in Böhmen und Mähren im 17. und 18. Jahrhundert, ebd. 237–269, hier 252 f.

116

An Ferdinand, 29. Mai 1777, BKF II, 86 f. *Le parti […] est délicat à prendre, et cela m'occupe beaucoup et m'attriste* (Übers. B. St. R.); 5. Juni 1777, ebd. 87 f.: Schuld seien die unglaublich nachlässigen Geistlichen, aber auch die Grundherren, die überhaupt nicht wüssten, was vor sich gehe.

117

Joseph an Maria Theresia, 19. Juni 1777, MJC II, 140 f. (Übers. B. St. R.).

118 Joseph an Maria Theresia, undatiert, Juni 1777, MJC II, 141 f. (Übers. B. St. R.).

119 An Joseph, 5. Juli 1777, MJC II, 146 f. (Übers. B. St. R.), dt. BAA 409 f.

120 Joseph an Maria Theresia, 20. Juli 1777, MJC II, 151 f.

121 An Joseph, undatiert, Juli 1777, MJC II, 157 f. (Übers. B. St. R.), dt. BAA 408 f.

122 Joseph an Maria Theresia, 23. September 1777, MJC II, 160 f. (Übers. B. St. R.); vgl. oben Kap. X.

123 An Joseph, 25. September 1777, MJC II, 162 (Übers. B. St. R.).

124 Joseph an Maria Theresia, 26. September 1777, MJC II, 163 f. (Übers. B. St. R.)

125 An Joseph, 27. September 1777, MJC II, 165.

126

Arneth, Maria Theresia X, 70; Beales, Joseph II, I, 470.

127

Maaß, Josephinismus II, 240 ff.; Beer, Denkschriften, 158 ff.

128

Loesche, Maßnahmen; Steiner, Transmigration, 348 f.; vgl. Joseph an Leopold, 5. Oktober 1777, MJC II, 166.

129

Arneth, Maria Theresia X, 74 f.; Beales, Joseph II, I, 472; Maaß, Josephinismus II, 251 f.

130

An Hofrat Posch, 28. September 1778, BKF IV, 336; vgl. auch an Hofrat Greiner, der von Zwang und Gewalt gegen die mährischen Protestanten abriet: *mit gewalt, bin verstanden, ist nichts zu thun, wohl aber mit ernst sachen verhindern*; Arneth, Greiner, 40.

131

Vgl. Barton, Im Zeichen der Toleranz; Karniel, Toleranzpolitik.

132

Pribram, Geschichte I, 440 ff.

133
So das Urteil von Knall, Aus der Heimat, 100 f., über den Erfolg der «Stadler Missionsmethode»; anders dagegen Buchinger, Landler, 151, der sich allerdings auf die Transmigrationen bezieht.

134
Lingen, Bretschneider, 211 ff. Vgl. dazu unten Kap. XIII.

135 Fata, Religiöse Vielfalt.

136
Steiner, Wien – Temesvar; Steiner, Rückkehr unerwünscht; Spannenberger/Varga, Raum im Wandel; vgl. auch oben Kap. VI zum Wasserschub.

137 Volkmer, Siebenbürgen; Maner, Grenzregionen; Roth, Siedlungen; Fata, Migration; zur Militärgrenze Schwicker, Militärgrenze; Rothenberg, Militärgrenze; Göllner, Militärgrenze; Kaser, Freier Bauer; Jesner, Habsburgische Grenzraumpolitik; knappe Überblicke: Krajasich, Militärgrenze; Heppner, Militärgrenze. Vgl. auch oben Kap. III.

138 Vgl. z.B. KMT III, 416.

139 So Montagu, Complete Letters, I, 319.

140 Vgl. Koller, Grenzwahrnehmung; Maner, Grenzregionen; Jesner, Habsburgische Grenzraumpolitik; Komlosy, Grenze; Heindl/Sauer, Grenze und Staat; zur Kolonisierungspolitik im Banat Roth, Siedlungen.

141 Lesky, Pestfront, 88.

142 Vgl. die grundlegende Forschung von Lesky, Pestfront; Lesky, Gesundheitspolitik; aus neuerer kulturwissenschaftlicher Perspektive etwa Bräunlein, Frightening Borderlands.

143

Steube, Von Amsterdam nach Temiswar, 112 ff.; Sanitäts-General-Normativ, 2. Januar 1770, Kropatschek, Sammlung VI, 3 ff.

144

Steube, Von Amsterdam nach Temiswar, 117.

145

Resolution Maria Theresias vom 12. Juni 1767, Hofkammerarchiv, Allerhöchste Entschliessungen, zitiert nach Otruba, Wirtschaftspolitik, 133 f.

146
Vgl. Heppner/Posch, Encounters; Jesner, Grenzraumpolitik; Heindl/Sauer, Grenze und Staat.
147
Bericht Josephs aus Triest, 17. Mai 1775, KMT VIII, 258–266, hier 258 f.; vgl. Dickson, Finance I, 448.
148
Zum Wortgebrauch Andreozzi/Panariti, Trieste, 225.
149
Allg. zu den habsburgisch-osmanischen Beziehungen und kulturellen Verflechtungen Do Paço, Ottoman Empire; Kühnel,

Westeuropa und das Osmanische Reich (Forschungsüberblicke); Do Paço, L'Orient à Vienne; Heiss/Klingenstein, Das Osmanische Reich; Tietze, Habsburgisch-osmanische Beziehungen; Sutter-Fichtner, Terror and Toleration; Schmidt-Haberkamp, Europa und die Türkei; Helmedach/Koller/Petrovsky, Das osmanische Europa; Heppner/Posch, Encounters; Heindl/Saurer, Grenze und Staat; zur Diplomatiegeschichte: Sicker, From the Treaty of Karlowitz; Roider, Austria's Eastern

Question; Strohmeyer/Spannenberger, Friedens- und Konfliktmanagement; Treml/Crailsheim, Audienzen und Allianzen; Fischer, Österreich im Nahen Osten.

150 Montagu, Complete Letters I, 338.

151 Greilich, Turkophilie.

152 Steube, Von Amsterdam nach Temiswar, 117 f.; vgl. Greilich, Turkophilie; Sutter-Fichtner, Terror and Toleration, 73 ff.; zuletzt Do Paço, L'Orient à Vienne.

153 Vgl. die Ausstellungskataloge Prinz Eugen; Was von den Türken blieb; Die Türken; Grothaus, Erbfeind; Grothaus, Zum Türkenbild; Tomenendal, Das türkische Gesicht.

154 Swinburne, Courts I, 355.

155 Quakatz, Conversio Turci.

156

Zu Maria Theresias Damencaroussel von 1743 s.o. Kap. III; vgl. Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Wiener Hof, 359; Koschatzky, Katalog, 219, 222; vgl. auch die Lehrtafel zu den *Exercitia corporis* für Erzherzog Ferdinand, s. Farbtafel21.

157

Abbildung der Steirischen Völkerta https://de.wikipedia.org/wiki/V% (27. 07. 2016).

158

Zechmeister, Wiener Theater, passim; Grothaus, Zum Türkenbild, 84 ff.

159

Überblick bei Bevilacqua/Pfeifer, Turquerie; Ribeiro, Dress; zum Handel knapp Andreozzi/Panariti, Trieste.

160

Maria Theresia und Maria Anna im türkischen Kostüm, Radierung von Liotard, 1744, vgl. Koos, Haut, 113 f., 352; Yonan, Empress, 149; Koschatzky, Maria Theresia, 316; Koschatzky, Katalog, 108 ff., 117, Nr. 15,05. Bekannter ist das Porträt im orientalischen Kostüm mit Maske von 1745; Koschatzky, Katalog, 109 f., Nr. 15,4; vgl. Koos, Haut, 113 f. – Türkische Kostümbücher: Was von den Türken übrig blieb, 61.

161

Familienporträt Johann Josef

Khevenhüller, um 1760, Abb. bei Koschatzky, Maria Theresia, 417. Vgl. auch das Porträt Josephs mit einem Mohren als Page, Kupferstich von Andreas Pfeffel nach Gabriel Matthaei (Privatbesitz, Abb. bei Etzlstorfer, Maria Theresia, 629) oder das Porträt des Grafen Adolph von Wagensperg (1724–1773), der als Grenzoberst in Kroatien diente, mit Mohr (ÖNB, Porträtsammlung, Abb. bei Obersteiner, Verwaltungsreformen, 262). Berühmt ist der Hofmohr Soliman, der beim Einzug Isabellas von

Parma dabei war und dessen Leiche Franz II. später für sein Naturalienkabinett ausstopfen ließ; vgl. Sauer, Angelo Soliman. – Kubiska-Scharl/Pölzl, Karrieren, verzeichnen einen Martin Johann Soliman (1715–1720), ebd. 398, und einen *Gabriel Solimano, Pastin Bereiter* (1712–1725), ebd. 703.

162 Taube, Beschreibung, 80.

163

Roider, Austria's Eastern Question, 91 ff.; Sicker, From the Treaty of Karlowitz; knapper Überblick bei Parvev, Glückliches Österreich; Parvev, Enemy Mine; Forschungsüberblick bei Kühnel, Westeuropa.

164

KMT II, 384 ff.; zur Haltung im Siebenjährigen Krieg KMT III, 457 ff., 477 ff.; vgl. Roider, Austria's Eastern Question, 95 ff.

165

An Antonia von Sachsen, Juli 1763, Lippert, Briefwechsel, 172.

166

Vgl. KMT VIII, 40; an Mercy-Argenteau, 31. Juli 1777, MACS III, 229 ff.: *Je suis bien élognée de me preter jamais au partage de l'empire turc. […] provinces malsaines sans culture, dépeuplées ou habitées par les Grecs perfides […].*

167

Vgl. oben Kap. X; zu dem Bündnis mit den Osmanen von 1771 Roider, Austria's Eastern Question, 112 ff.

168
Rathkolb, 250 Jahre; Starkenfels, Orientalische Akademie; knapp Petritsch, Erziehung; Sutter-Fichtner, Terror and Toleration, 117 ff., das Zitat ebd. 128.

169 KMT IV, 139.

170
Antritts- und Abschiedsaudienzen: Hagi Halil Effendi, 17. April bis 8. Juli 1741. – Mustafa Hatti Effendi, Mai bis Oktober 1748; vgl. KMT II, 225, 229 f., 259, 261 f., 268; Wienerisches Diarium 1748, Nr. 49 und 83; Maria Theresia an Antonia von Sachsen, August 1748, Lippert,

Briefwechsel, 4 f. – Hagi Halil Effendi, 12. April bis 30. August 1755, vgl. KMT III, 240 ff., 244, 257. – Ahmed Resmi Effendi, 13. März bis 12. Juli 1758; vgl. KMT V, 26, 41, 171 f.; vgl. Wienerisches Diarium vom 22. April 1758, Nr. 32; sein Gesandtschaftsbericht in Übers. publiziert von Hammer-Purgstall, Ahmet Resmi Efendi. – Suleiman Effendi, 16. April bis 26. Juli 1774; vgl. KMT VIII, 31 ff., 37 f. – Zu den Audienzen auch Graf, Zeremoniell; Do Paço, L'Orient à Vienne, 199 ff.

171

Vgl. den Bericht des Gesandten: Hammer-Purgstall, Ahmet Resmi Efendi, 18 ff. (mit anderen Datumsangaben als die Wiener Quellen); zum Genre der Gesandtenberichte Hitzel, Sefâretnâme.

172

KMT II, 229 f. Wesentlich exotischer erschien der 1758 aus Algier nach Wien entsandte Botschafter, der als Geschenk skandalöserweise einen christlichen Sklaven mitbrachte, so KMT V, 66, 198 ff.

173
KMT II, 225, 229 f., 259, 261 f., 268; aus türkischer Perspektive liegt der Bericht Mustafa Hattis von 1748 und Ahmed Resmis von 1758 vor; vgl. Hammer-Purgstall, Ahmet Resmi Efendi; Faroqhi, Was man in Wien erfahren konnte, 206 ff.

174 KMT II, 230.

175 KMT VIII, 33.

176
So Khevenhüller gegen Kaunitz, der den Rockkuss ebenso wie den Handkuss der Gesandten abschaffen wollte, KMT VIII, 33.

177
Faroqhi, Was man in Wien erfahren konnte, 206. Für diese Zeit liegen aus türkischer Perspektive nur Berichte der Gesandtschaften Mustafa Hattis von 1748 und Ahmed Resmis von 1758 vor; ebd. 196 f.
178
Faroqhi, Was man in Wien erfahren konnte, 205 ff.
179
Faroqhi, Was man in Wien erfahren konnte, 207 ff.
180
So Faroqhi, Was man in Wien erfahren konnte, 210.

181

Joseph an Leopold, 9. Juni 1774, MJC II, 36 f.; vgl. Wekhrlin, Wien, 44 f.

182

Maria Theresia an Ferdinand, 23. Juni 1774, BKF I, 283 f., 291 f.; an Ferdinand, 8. September 1774, BKF I, 299; Joseph an Leopold, 9. Juni 1774, MJC II, 36 f. (Übers. B. St. R.).

183

An Mercy-Argenteau, 1. September 1770, MACS I, 48, dt. BAA, 258 f. (*les bons musulmans*).

184

Man spricht von «inklusivem Eurozentrismus»; so Jürgen Osterhammel, Die Entzauberung Asiens. Europa und die asiatischen Reiche im 18. Jahrhundert, München ^{2}2010.

XIII
Die Untertanen

1

Als Beispiel für viele: Arneth, Maria Theresia und der Hofrath von Greiner, 5.

2
Otruba, Wirtschaftspolitik, 29; vgl.
zuletzt 2016: «Die Sorge um das W
Untertanen wurde zum leitenden C
Maria Theresias», Anita Winkler, W
überwacht wen? – Josephs II. Bear
In: Online-Portal Die Welt der Hab
http://www.habsburger.net/de/ka
ueberwacht-wen-josephs-ii-beamte
(01. 05. 2016).

3 BAA, 66.

4
Politisches Testament von
1755/56, BAA, 126.

5
An Ferdinand, 13. April 1771,
BKF I, 65 (Übers. B. St. R.).

6

An Joseph, 9. August 1778, MJC III, 32; vgl. an dens., 6. August (mes bons pays), 8. August (mes pauvres sujets saccagés), 20. und 22. August (nos pauvres pays saccagées) u. ö., MJC III, 20, 23, 57, 60.

7

An Joseph, 17. Juni 1778, MJC II, 293.

8

An Joseph, 20. August 1778, MJC III, 57, dt. Rothe, Briefe, 108; ebenso 10. August 1778, MJC III, 37.

9

Z. B. an Joseph, 13. August 1778, MJC III, 43: *fidèles sujets* für ungarische Adelige.

10

Auch Khevenhüller sprach in der Regel von *dem Volck*, wenn gemurrt wurde, etwa über ein Feuer wegen mangelnden Brandschutzes seitens der Obrigkeit, KMT III, 79.

11

Politisches Testament von 1755/56, BAA, 109.

12
irrité á l'excès, so an Marie Antoinette, 3. Oktober 1773, MACS II, 52.

13
Als sie z.B. ihrem Schwiegersohn Albert von dem Volksaufruhr in Madrid 1766 berichtete, hatte sie gar keinen Namen für die Aufständischen und sprach immer nur von *ils*, sie; Wolf, Aus dem Hofleben, 348 f.

14
Vgl. allg. Stollberg-Rilinger, Vormünder des Volkes.

15

So z.B. im Politischen Testament von 1755/56, BAA, 122, 129 u. ö.

16

Zur Begriffsgeschichte vgl. Heindl, Bildung und Recht; zum Begriff *Untertanen* im Codex Theresianus vgl. Friedrich, Gleichförmigkeit; vgl. auch oben Kapitel X («Wie die Aufklärung an den Hof kam»).

17 So die Schätzung bei Feigl, Ländliche Sozialstruktur, 52. Sie bezeichnete Maria Theresia im engeren Sinne als Untertanen, z.B. Politisches Testament von 1750/51, BAA, 95: *die Armen und besonders die Untertanen.*

18 So der Bericht des Hofkriegsrats vom 7. August 1771, bei Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 93. Vgl. dazu weiter unten.

19

Zur Lage der Untertanen und zur Grundherrschaft allg. immer noch die älteren Arbeiten von Grünberg, Leibeigenschaft; Mell, Anfänge; Feigl, Grundherrschaft; Grüll, Bauer; Link, Emancipation; ferner Rauscher/Scheutz, Stimme der ewigen Verlierer; allg. zur Wirtschafts- und Agrarpolitik die Sammelbände Plaschka/Klingenstein, Österreich I; Matis, Glückseligkeit; Cerman/Luft, Untertanen (zu Böhmen); Berindei u.a., Der Bauer, dort bes. der Überblick von Vilfan, Agrarsozialpolitik; knapp Sandgruber, Ökonomie.

20 Nota vom 17. November 1771, KMT VII, 377.

21 Zu den Reformen s.o. Kap. V.

22 So 1742, zitiert nach Otruba, Wirtschaftspolitik, 107.

23 Beales, Rêveries, s.o. Kap. X.

24 Die hochkomplexen Details bei Hackl, Dominikal- und Rustikalfassion; Hackl, Steuerrektifikation.

25 Vgl. Kropatschek, Sammlung I, 118 ff., sowie eine lange Reihe weiterer Einzeldekrete. Zur Strategie der «Triangulierung», d.h. zur Etablierung eines Dreiecksverhältnisses von Zentrale, lokalen Herren und Untertanen, vgl. die Arbeiten von Stefan Brakensiek, zuletzt Brakensiek/von Bredow, Herrschaft und Verwaltung; zur Nachfrage nach stärkerer Zentralgewalt von unten und zur Dynamik der Staatsbildung vgl. Blockmans/Holenstein/Mathieu, Empowering Interactions.

26

Zitiert nach Hock, Staatsrat, 68 f. (ohne Quellenangabe).

27

So das Resümee von Hackl, Steuerrektifikation, 583 f. Beispiele dafür, dass Maria Theresia gegen die Kreisämter und für die Grundherren Partei nahm, nennt Obersteiner, Verwaltungsreformen in der Steiermark.

28

Denkschrift von 1750/51, BAA, 77.

29

Zu Maria Theresias grundsätzlich responsivem Verständnis von Herrschaft vgl. oben Kap. VII.

30

1768 Banat und die slawonische Militärgrenze; 1769 Italien; 1769 Schlesien (Treffen mit Friedrich II. in Neiße); 1770 Ungarn; 1770 Mähren (Treffen mit Friedrich II. in Neustadt); 1771 Böhmen, Oberösterreich; 1773 Galizien und Siebenbürgen; 1775 Kroatien, Istrien, Oberitalien; 1777 Frankreich; 1780 Russland. Vgl. Beales, Joseph II, I, 242 ff., bes. 251 ff.

31

Joseph an Hofrat Koller, 10. Juli 1773, zitiert nach Hock, Staatsrath, 28; zu den Reisen vgl. auch Pauser/Scheutz/Winkelbauer, Quellenkunde, 108–119.

32

Z. B. an Lacy, 21. Juli 1775, BKF IV, 411; an Marie Antoinette, Christoph, Briefwechsel, 63 f.; an Ferdinand, BKF I, 142, 199, 220; BKF II, 38, 43, 50, 64, 70, 71 ff., 77 f.; an Beatrix, BKF III, 160, 266, 279.

33

Es ist nicht möglich, dass Ihr trotz Eures Scharfsinns und Eifers bei diesen Reisen von zwei oder drei Monaten alles beobachten und richtige Schlüsse ziehen könnt, so an Joseph, 20. Juni 1773, MJC II, 9 ff., dt. BAA, 333 f.

34

An Ferdinand, 10. Juni 1773, BKF I, 211 (Übers. B. St. R.).

35

Bericht von der Reise an die Militärgrenze und in das Littorale aus Triest, 17. Mai 1775, KMT VIII, 263.

36
So z.B. an Ferdinand, 14. Mai 1772, BKF I, 123; an Mercy, 13. Januar 1779, BAA, 498 u. ö.; vgl. oben Kap. VII.

37
Vgl. auch oben Kap. VII («Höfischer Stundenplan»).

38
OeStA Hofkammerarchiv, Allerhöchste Entschließungen, 15. Oktober 1770 und 11. Oktober 1764, zitiert bei Otruba, Wirtschaftspolitik, 19.

39
Schmitt, Macht; Vismann, Akten, 205 ff.; für das weite Feld der

Statistikforschung vgl. nur Behrisch, Berechnung; Brendecke/Friedrich/Friedrich, Beschreiben; Brendecke/Friedrich/Friedrich, Information, dort vor allem der Beitrag von Behrisch, Zu viele Informationen; zu den Erbländern ebd. Becker, Beschreiben; ferner Becker/Krosigk, Figures of Authority; Dickson, Finance I, 297 ff.; Lebeau, Finanzwissenschaft; zur symbolischen Funktion von Information grundsätzlich Feldman/March, Information.

40

Gottfried Wilhelm Leibniz, Staats-Tafeln, 1680.

41

Behrisch, Zu viele Informationen, 469.

42

Handschreiben an Rudolph Chotek, 26. Januar 1762, ÖZV II,3, 126 f.

43 Vgl. Dörflinger/Kretschmer/Wawrik, Österreichische Kartographie, 75–97; Überblicke bei Vann, Mapping; Pauser/Scheutz/Winkelbauer, Quellenkunde, 1060–1094.

44 Hochedlinger, Doppeladler; Hochedlinger, Rekrutierung.

45

Vgl. Josephs Denkschrift zum Militär von 1766 und Kaunitz' Entgegnung bei KMT VI, 458–475; Maria Theresias Stellungnahme vom Februar 1767 bei KMT VI, 475–477.

46 Hochedlinger, Doppeladler, 248 f.; insges. dazu die grundlegende Studie von Tantner, Ordnung der Häuser, sowie die Quellenedition von Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen; vgl. auch Gürtler, Volkszählungen; die Ergebnisse bei Dickson, Finance I, 438 ff.

47 Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, xxxii.

48
Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, xliv; viele weitere anschauliche Details bei Tantner, Ordnung der Häuser, zur Kritik der Grundherren 156 ff.
49
Ediert von Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen.
50
So etwa, als ein Beispiel für viele, zum Prachiner Kreis in Böhmen, Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 43.

51
Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 91 f. (zu Oberösterreich).
52
Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 93, 104, 145 u. ö.; vgl. auch Dickson I, 322 ff.
53
Tantner, Ordnung der Häuser, 156 ff.
54
Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, lxiii.
55
Vgl. unten zum Aufstand in Böhmen.

56

Kropatschek, Sammlung II, 31 f.

57

Zur Gewerbepolitik vgl. Pribram, Gewerbepolitik I; Matis, Glückseligkeit; Otruba, Wirtschaftspolitik; vgl. auch allg. Pfeisinger, Arbeitsdisziplinierung; zum Binnenmarkt Komlosy, Grenze; allg. knapp Sandgruber, Ökonomie.

58

So z.B. Hofdekret vom 17. März 1753, Kropatschek, Sammlung II, 31 f.

59

Vgl. den ausführlichen Überblick von Helmedach, Zwangsmigrationen.

60

Zahlen bei Otruba, Wirtschaftspolitik, 170; ausführlich Roth, Die planmäßig angelegten Siedlungen.

61

Vgl. Mayerhofer, Dorfzigeuner. Der Begriff *Zigeuner* wurde damals sowohl als Selbst- wie als Fremdbezeichnung verwendet. Man verstand darunter sowohl eine *Nation*, d.h. eine ethnische Gruppe, als auch – so meist in den Policeygesetzen mit abwertender Tendenz – das fahrende Volk, «Gauner», «Gesindel» ganz allgemein. Für diese Zeit von Sinti und Roma zu sprechen, wäre ein Anachronismus; vgl. dazu grundsätzlich Lucassen, Zigeuner.

62

Von *Ausrottung* ist sonst meist die Rede; vgl. Kropatschek, Sammlung III, 340; V, 407; VII, 212; VIII, 235.

63

Vgl. etwa Bressan/Grassi, Maria Teresa, 131–153, zu wirtschaftspolitischen Werken aller Art, die Maria Theresia gewidmet wurden.

64
HHStA Hofkriegsarchiv Hs. 290–294; eine Blütenlese daraus ist das Bändchen von Otruba, Wirtschaftspolitik; zur aufschlussreichen Kampagne gegen die Spatzen als Schädlinge vgl. Wacha, Spatzenvertilgung.

65
Kropatschek, Sammlung II, 31 f.

66
Dekret vom 7. November 1765, vgl. Pribram, Gewerbepolitik I, 156 ff.; Otruba, Wirtschaftspolitik, 190.

67

Handbillet vom 4. März 1766, bezogen auf das Wiener Stockhaus, bei Otruba, Wirtschaftspolitik, 38, vgl. ebd. 190 f.

68

Zirkularverordnung an alle Länderstellen außer Niederösterreich vom 28. März 1768; Dekret für Niederösterreich vom 7. Mai 1768, Pribram, Gewerbepolitik I, 158. So ordnete Maria Theresia etwa persönlich an: *dem Lacyschen Regimente seynd auch für das künftige zwanzig Centen gekämmte Wolle monatlich zum Verspinnen abzufolgen*, zitiert nach Otruba, Wirtschaftspolitik, 38 f.

69

Resolution auf einen Vortrag des Kommerzienrats, 26. Oktober 1768, zitiert nach Pribram, Gewerbepolitik I, 158.

70

Sonnenfels, Grundsätze II, 194.

71

Müller, Nadelburg; Knofler, Nadelburg; knapp Pfeisinger, Arbeitsdisziplinierung, 232 ff.

72 Das Bild über dem Hauptaltar zeigt den Gekreuzigten, die heilige Theresa von Avila sowie kniend Joseph II. und zwei Arbeiter; vgl. Reitböck, Altarbild. Ich danke Anne Roerkohl für den Hinweis.

73 Knofler, Nadelburg, 159 f.

74 1769 wurde die Nadelburg deshalb an den Grafen Batthyány verkauft, der sie auch nicht profitabler machen konnte.

75

Hofkammerarchiv, Allerhöchste Entschließungen, 22. Juli 1768, zitiert nach Otruba, Wirtschaftspolitik, 195 f.

76

Darstellung und Quellen bei Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen III; Hammerstein/Herrmann, Bildungsgeschichte II.

77

Khevenhüller nahm die Pflichten, die damit verbunden waren, sehr ernst, vgl. z.B. KMT III, 52, 60, 202, 210 f., 212 u. ö. Zur Adelserziehung vgl. Cerman, Habsburgischer Adel und das Theresianum; Cerman, Habsburgischer Adel und Aufklärung.

78

So die berühmt gewordene Formel in einem Hofdekret vom 13. Oktober 1770, Kropatschek VI, 293 f.

79

Vgl. die *Norma* für die Studien von 1752, bei Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen III, 461 ff.; Gründung der Studienhofkommission 1760; zu den Gymnasien Grimm, Schulreform; Riedel, Bildungsreform; zu van Swieten und den Jesuiten vgl. oben Kap. XI.

80 Schulordnung für die deutschen Normal- Haupt- und Trivialschulen, 6. Dezember 1774, Kropatschek, Sammlung VII, 116–137, auch bei Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen III, 491–501. Vgl. ebd. III, 89 ff.; Neugebauer, Niedere Schulen; ferner Krömer, Felbiger.

81 Allgemeine Schulordnung, Artikel 8, bei Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen, 495.

82
Methodenbuch für Lehrer der deutschen Schulen in den kaiserlich-königlichen Erblanden […], Wien 1775, bei Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen, 501 f.

83
Das Zitat an Ferdinand, 7. Juli 1774, BKF I, 286. – In Ungarn wurde die Schulordnung 1777 als *Ratio educationis* eingeführt.

84
Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 129.

85

Vgl. zuletzt Eder, Ausbreitung der deutschen Sprache, bes. 74 ff.; knapp Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen, 130 f. Bei den Slowenen in der Steiermark und Kärnten etwa stieß die Reform wegen des Zwangs zur deutschen Sprache auf Widerstand.

86

Anonym, Was sind Trivialschulen?, Wien 1776, 2. Aufl. 1782, zitiert nach Engelbrecht, Österreichisches Bildungswesen, 337.

87 Quellen bei KMT VII, 453 ff.

88 Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 337.

89 Die Vorträge Greiners mit den meist eigenhändig daruntergesetzten Antworten Maria Theresias ediert bei Arneth, Greiner; zur Biographie Franz Salesius von Greiners (1730–1798), der eher als Vater Caroline Pichlers bekannt ist, vgl. ebd. 6–10.

90
Z. B. Arneth, Greiner, 43 f., 50, 52, 58 f., 69, 71 ff. Maria Theresia nannte ihren Sohn in der Korrespondenz mit Greiner stets *K.*; vgl. auch unten (Kap. «Hungersnot und Reform in Böhmen»). Vgl. das Urteil Leopolds, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 337 f.

91
Z. B. Arneth, Greiner, 58 ff., das Zitat 55.

92 Arneth, Greiner, 17.

93
Arneth, Greiner, 43 f., 45 f., 49, 50, 51 u. ö.

94
Arneth, Greiner, 42, 51, 52 f., 57 f., das Zitat 53.
95 Arneth, Greiner, 56.
96 Arneth, Greiner, 53.
97
So pointiert ein Spezialist für die brandenburg-preußische Landesgeschichte wie Neugebauer, Niedere Schulen, 237; weniger optimistische Bewertung der Reform bei Sandgruber, Wirtschaftsgeschichte, 150 f.

98
Diese und weitere Zahlen bei Neugebauer, Niedere Schulen, 240.
99
Grimm, Bildungsreform; zu Ungarn und den Piaristen Riedel, Bildungsreform.
100
Joseph an Leopold, 14. November 1779, MJC III, 235 f.
101
Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 336.

102

So an Hofrat Greiner in Bezug auf die böhmischen Stände, Arneth, Greiner, 37.

103

Maasburg, Oberste Justizstelle; Kocher, Höchstgerichtsbarkeit.

104

Vgl. Kocher, Rechtsverständnis; Heindl, Bildung und Recht. Selbst auf die Prozesse der beiden höchsten Reichsgerichte, mit denen die Kaiserin streng genommen nichts zu tun hatte, nahm sie mitunter, wenn auch nur informell, Einfluss; ein Beispiel ist der Prozess der Familie Sickingen, KMT VIII, 52, 69, 218, 227 f. Vgl. auch die Hinweise bei Maria von Loewenich, Amt und Prestige. Die Kammerrichter in der ständischen Gesellschaft (1711–1806), Diss. Münster 2011.

105 Arneth, Greiner, 39 f.

106 Vgl. oben Kap. V.

107 Zu Jurisdiktionskonflikten vgl. z.B. KMT II, 83, 394.

108 Übersicht bei Dickson, Finance I, 316 ff., mit Zahlen zum Anstieg der Gesetzgebungstätigkeit.

109

Thomas Ignaz Freiherr von Pöck, Supplementum Codicis Austriaci oder Chronologische Sammlung [...], Wien 1777; nach Maria Theresias Tod erschien Kropatschek, Sammlung. Beide umfassten nicht Ungarn, die Niederlande und die italienischen Territorien.

110

Zitiert nach Harrassowsky, Codex Theresianus I, Beilage I, 14.

111

Grundlegend Harrassowsky, Geschichte der Codification; Strakosch, Rule of Law; Brauneder, Das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch; Friedrich, Gleichförmigkeit; Kocher, Höchstgerichtsbarkeit; Kocher, Rechtsverständnis; Heindl, Bildung und Recht; zuletzt Mertens, Gesetzgebungskunst; vgl. auch Arneth, Maria Theresia IX, 193 ff.; Guglia, Maria Theresia II, 59 ff.; Hock/Bidermann, Staatsrath, 41 ff.; Dickson, Finance I, 315 ff.

112

Zitiert nach Harrassowsky, Geschichte der Codification, 50. Die Grundsätze der Kommissionsarbeit wurden in den Codex aufgenommen: Harrassowsky, Codex Theresianus I, Beilage II, 16 ff. Vgl. Strakosch, Rule of Law, 50 ff.; Friedrich, Gleichförmigkeit, 113 ff. Die Kommission unterstand dem Vizepräsidenten der Obersten Justizstelle, Blümegen, und tagte in Brünn, weil Blümegen damals dort amtierte.

113

Zitiert bei Harrassowsky, Geschichte der Codification, 48 f.

114

Vgl. Harrassowsky, Geschichte der Codification, 122 ff.; Strakosch, Rule of Law, 78 ff.

115

In einer Denkschrift vom Oktober 1770; vgl. Strakosch, Rule of Law, 90 ff.; knapp Szábo, Kaunitz, 181 ff.

116

Zitiert nach Mertens, Gesetzgebungskunst, 291.

117

So das Votum des Referenten Kees, ebenso die Meinung des Präsidenten der Obersten Justizstelle Seilern; vgl. Harrassowsky, Geschichte der Codification, 141 f.

118

Vgl. Kwiatkowsky, Constitutio Criminalis Theresiana; Maasburg, Entstehungsgeschichte; Beales, Joseph II, I, 236 ff.; Ammerer, Aufgeklärtes Recht.

119
Rezension von [P. H. Seyberth], in: Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen, 59. Stück, Göttingen 1769, 537–541.

120
Hock/Bidermann, Staatsrath, 42 f.

121
Vgl. das Echo darauf bei KMT VIII, 115 f.

122
Vgl. die digitale Sammlung: http://www.digital.wienbibliothek (Zugriff 10. 10. 2016).

123

So Coke, Letters IV, 52; vgl. Kwiatkowsky, Constitutio Criminalis Theresiana, 44 ff.: Im Jahr 1778 beispielsweise seien in Böhmen, Mähren und Schlesien von 50 Todesurteilen zehn vollstreckt worden. Genauere statistische Befunde dazu liegen meines Wissens nicht vor.

124

Vgl. Johann Gottfried Haymann, Neueröffnetes Kriegs- und Friedens-Archiv, Bd. I, Leipzig 1744, 186 ff.

125

Im August 1780 nach dem Begnadigungsgesuch des Publizisten Johann Rautenstrauch; Rautenstrauch hingegen wurde vom Vizestatthalter Herberstein als Verfasser der Bittschrift ausfindig gemacht und per Hofdekret zu drei Tagen Haft verurteilt; vgl. BLKÖ XXV, 1873, 61 ff.

126

Der kaiserliche Kammerherr Franz Anton Graf Nostitz hatte den Grafen Werschowitz in Prag 1752 im Duell getötet; Nostitz sollte *den Kopf verlieren*, wurde aber nach langer Turmhaft auf Intervention seines Onkels, des Kurfürsten von Trier, schließlich doch begnadigt; KMT III, 20 f.; vgl. an Antonia von Sachsen, Lippert, Briefwechsel, 170 (*la-dessus point de grace*).

127

Vgl. Reinalter, Sonnenfels; Osterloh, Reformbewegung; Cattaneo, Beccaria und Sonnenfels; zuletzt Karstens, Sonnenfels; vgl. auch oben Kap. VII.

128

Z. B. KMT VIII, 126 f.; Ephemeriden der Menschheit, Basel/Mannheim/Leipzig 1776, 2. Stück, 96 f.

129
Vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 198 ff.; Beales, Joseph II, I, 236 ff.; Karstens, Sonnenfels, 332 ff.; Osterloh, Reformbewegung, 167 ff.
130
Joseph von Sonnenfels, Sätze aus der Polizey, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Wien 1765, 305 ff.
131
So Arneth, Maria Theresia IX, 204 f.
132
Arneth, Maria Theresia IX, 208.

133

Dekret vom 19. November 1773, bei Arneth, Maria Theresia IX, 579.

134

Joseph von Sonnenfels, Über die Abschaffung der Tortur, Zürich 1775; vgl. Karstens, Sonnenfels, 324 ff.

135

Arneth, Maria Theresia IX, 213.

136
Anonym, Abschaffung der peinlichen Frage in den österreichischen Erblanden, in: Ephemeriden der Menschheit, Basel/Mannheim/Leipzig 1776, 2. Stück, 96 f.

137
An Ferdinand, 4. Januar 1776, BKF II, 2 (Übers. B. St. R.).

138
Steiner, Rückkehr unerwünscht; vgl. oben Kap. VI und XII sowie weiter unten in diesem Kapitel.

139

Vgl. Vasold, Hunger- und Sterblichkeitskrise, zu den mittelfristig revolutionären Folgen für das Ancien Régime.

140

Zahlen bei Hanke, Zeitalter des Zentralismus, 478; Beales, Joseph II, I, 342. Vgl. zu den Auswüchsen der Hungersnot z.B. Guibert, Journal I, 249 ff., 309 ff.

141

Allg. zur Leibeigenschaft in Böhmen und den Reformen seit den 1760er Jahren: Arneth, Maria Theresia IX, 335 ff.; X, 41 ff.; Grünberg, Bauernbefreiung, 67 ff.;

Link, Emancipation; Beales, Joseph II, I, 338 ff.; Dickson, Finance I, 118 ff.; Liebel-Weckowicz/Szábo, Modernization Forces; Überblicke bei Hanke, Zeitalter des Zentralismus, 475 ff.; allg. Čechura, Bauernrevolten; Cerman/Luft, Untertanen, hier besonders die Fallstudie von Alena Pazderová, Gutsherrschaft und Untertanen in der Herrschaft Reichenau an der Kněžna, 177–201. Ein instruktives Fallbeispiel ist die Robotverweigerung der Bauern im oberösterreichischen Waldviertel 1769–1778, vgl. Grüll, Bauer, 423 ff.; Rauscher,

Bauernrevolte; Winkelbauer, Robot und Steuer, 110 ff.

142

Montesquieu, Esprit des lois XV, 1; Guibert, Journal I, 300 f.; Riesbeck, Briefe, 115, 413 ff.; vgl. auch die Beschreibung der Zustände aus der Sicht des böhmischen Dorfrichters František J. Vavák knapp bei Helmut Klocke, Zur Publizistik über die Lage der böhmischen Bauern im 18. Jahrhundert und im Vormärz, in: Berindei u.a., Der Bauer, 253–273. Vgl. auch die Beschreibung des englischen Gesandten Lord Stormont von 1765, bei Dickson, Finance I, 389 ff.

143
So z.B. im Sommer 1754 anlässlich der Grundsteinlegung für das Adelige Damenstift in Prag, KMT III, 194 ff.

144 So KMT III, 194.

145 Vgl. oben Kap. VII.

146
Details bei Grünberg, Bauernbefreiung II, 67 ff.

147
Grünberg, Bauernbefreiung II, 172 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 342 ff.

148 Grünberg, Bauernbefreiung II, 192 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 347; Beales, Joseph II, I, 346 ff.

149 KMT VII, 69.

150 Hochedlinger/Tantner, Der größte Teil der Untertanen, 42 ff. (zu Böhmen), 122 ff. (zu Mähren). Ähnlich lauteten auch andere Denkschriften, die um dieselbe Zeit in Wien eingereicht wurden; vgl. Beales, Joseph II, I, 348.

151 Zu Böhmen, ebd. 63, 67 u. ö.

152 Ebd. 54.

153 Aus Mähren, ebd. 148.

154 Ebd. 149.

155 Ebd. 82.

156 Ebd. 151.

157

So an Gräfin Enzenberg,
23. Oktober 1771, BKF IV, 504;
ähnlich an Ferdinand,
10. Oktober 1771, BKF I, 78;
17. Oktober 1771, BKF I, 80;
13. Februar 1772, BKF I, 102.

158

Quellen bei KMT VII, 369 ff.; vgl. Blaich, Wirtschaftspolitische Tätigkeit.

159 KMT VII, 114 f.

160

Zitiert nach Grünberg, Bauernbefreiung II, 195.

161

Denkschrift Josephs aus Böhmen vom 17. November 1771, KMT VII, 373–398; gekürzt bei Klueting, Josephinismus, 163–176; Joseph an Maria Theresia, 17. und 27. Oktober 1771, MJC I, 346 ff.; vgl. oben Kap. X.

162

Grünberg, Bauernbefreiung II, 196 ff.

163

Vgl. KMT VII, 109, und Franz Khevenhüller, der das Tagebuch seines Vaters weiterführte, selbst ebd. VIII, 124, zur Undankbarkeit dieser Mission.

164

Waltraud Heindl, Gehorsame Rebellen. Bürokratie und Beamte in Österreich, Wien/Köln/Graz 1991.

165

Resolution zum Vortrag Choteks, 4. August 1769, zitiert nach Arneth, Maria Theresia IX, 342; die Denkschrift Blancs bei Grünberg, Bauernbefreiung II, 102 ff.

166

Vgl. Erich Angermann, Blanc, Franz Anton von, in: NDB 2 (1955), 283 f.; Karl Grünberg, Franz Anton von Blanc, ein Sozialpolitiker der theresianisch-josefinischen Zeit, in: Schmollers Jahrbuch 35 (1911), 1155–1238.

167

Vgl. Hans Schläger, Tobias Philipp Freiherr von Gebler. Sein Leben und Wirken in Österreich, phil. Diss. Wien 1971; sehr knapp Gustav Gugitz, Gebler, Tobias Freiherr von, in: NDB 6 (1964), 122; ferner Hock/Bidermann, Staatsrath, passim. Gebler gehörte derselben Freimaurerloge an wie Mozart, dessen ‹Zauberflöte› auf Geblers Stück ‹Thamos, König von Ägypten› zurückgeht. Vgl. Richard Maria Werner (Hg.), Aus dem josephinischen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechsel, Berlin 1888.

168
Zitiert nach Hock/Bidermann, Staatsrath, 68.
169
Vgl. BLKÖ 24 (1872), 155–157.
170
Die hochkomplexen Details bei Grünberg, Bauernbefreiung II, 196 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 342 ff.
171
Lethargie und lähmende Tatenlosigkeit, so Joseph an Leopold, 25. September 1771, MJC I, 344; vgl. ähnlich schon am 24. Januar 1771, MJC I, 329; 21. Februar 1771, MJC I, 332 f.

172

So am 1. November 1772, KMT VII, 149 u. ö.

173

In diese Linie gehört auch, dass er den Prater, ehemals höfisches Jagdrevier, öffentlich zugänglich machte und dort die Inschrift *Allen Menschen gewidmeter Erlustigungsort von Ihrem Schätzer* anbringen ließ.

174 Vgl. Ausstellungkatalog Österreich zur Zeit Kaiser Josephs, 352 ff., zum 19. Jh. ebd. 696 ff.; Koschatzky, Katalog Maria Theresia, 237; Beales, Joseph II, I, 338 ff. Die Gebildeten kannten das kaiserliche Pflügen aus den Berichten der Jesuitenmissionare als uraltes Herrschaftsritual des Kaisers von China, der als Inbegriff politischer Weisheit und Stabilität galt.

175 So Riesbeck, Briefe, 417.

176

So Wolf, Marie Christine, 10, oder z.B. Hanke, Zeitalter des Zentralismus, 491: «Während Maria Theresia durch ein behutsames Vorgehen den inneren Machtgegebenheiten Rechnung trug und den Einfluss der Stände schrittweise zurückdrängte, glaubte Joseph II. rigoroser vorgehen zu können.»

177

Zitiert nach Arneth, Maria Theresia IX, 349.

178
Arneth, Greiner, 49 f., 33 ff.; vgl. z.B. an Albert von Teschen, Wolf, Hofleben, 360.

179 KMT VIII, 9, 199 f.

180
Resolution auf den Vortrag der böhmisch-österreichischen Hofkanzlei, 28. Februar 1774, KMT VIII, 200; vgl. Grünberg, Bauernbefreiung II, 226 ff.; Arneth, Maria Theresia IX, 353 ff.

181
Grünberg, Bauernbefreiung II, 221 f.

182

Beales, Joseph II, I, 346; in ähnlichem Sinne auch Wangermann, Matte Morgenröte; Liebel-Weckowicz/Szábo, Modernization Forces, u.a.

183

So der Kabinettssekretär Pichler, zitiert nach Arneth, Maria Theresia IX, 594. Zum Aufstand Grünberg, Bauernbefreiung II, 243 ff.

184

An Ferdinand, 29. März 1775, BKF I, 323 (Übers. B. St. R.).

185

Arneth, Maria Theresia IX, 593.

186
Ausführliche Berichte Contarinis bei Arneth, Maria Theresia IX, 594 ff.
187
Arneth, Maria Theresia IX, 359 f.
188 KMT VIII, 69, 67.
189
Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 344 f.
190 KMT VIII, 66 f., 68 f., 76.
191 KMT VIII, 66 f.
192
An Marie Antoinette, 2. Juni 1775, MACS II, 341 (Übers. B. St. R.).

193

An Mercy-Argenteau, 4. Mai 1775, MACS II, 329 f. (Übers. B. St. R.), dt. auch bei Arneth, Maria Theresia IX, 360 ff.; BAA, 384 f. Die Bauern hatten sich tatsächlich auf die Konskription von 1770/71 berufen; vgl. Grünberg, Bauernbefreiung II, 245.

194

An Mercy-Argenteau, 4. Mai 1775, MACS II, 329 f. (Übers. B. St. R.).

195 Arneth, Greiner, 34.

196 Z. B. an Gräfin Enzenberg, 20. Februar 1775, BKF IV, 511: Man könne bei dem Kaiser nie sicher sein, ob er seine Entschlüsse nicht im nächsten Moment wieder ändere, denn er wolle stets überraschen.

197 Joseph an Leopold, 20. Juli 1775, MJC II, 71 (Übers. B. St. R.). Zahlreiche weitere Belege, die Arneth zum Teil nicht in die Briefedition aufgenommen hat, bei Beales, Joseph II, I, 351 ff.

198 Juli 1775, KMT VIII, 89.

199

Joseph an Leopold, 9. August 1775, 81 f. (Übers. B. St. R.). Ähnlich urteilte der Hofrat Kressel, der nach Prag geschickt worden war, Hock/Bidermann, Staatsrath, 77. Zu den komplizierten Details der zwischenzeitlichen Beratungen Grünberg, Bauernbefreiung II, 249 ff.

200

Arneth, Maria Theresia IX, 365 ff.; Grünberg, Bauernbefreiung II, 257 ff.; am 7. September 1775 wurde die Geltung des Patents auch auf Mähren ausgedehnt; vgl. ebd. 267 ff.

201

Kropatschek, Sammlung VII, 265–348; zu Maria Theresias Zweifeln vgl. KMT VIII, 73, 93, 96, 243 f.; vgl. Grünberg, Bauernbefreiung II, 252.

202

Joseph an Leopold, 6. Oktober 1775, MJC II, 87 f.

203

Joseph an Leopold, 14. September 1775, MJC II, 84; Joseph an Maria Theresia, Dezember 1775, MJC II, 94 ff.; Joseph an Leopold, 8. Februar 1776, HHStA Hausarchiv FA Sbd. 7 (nicht in der Edition von Arneth), vgl. Beales, Joseph II, I, 354; dazu auch oben Kap. XII.

204

An Christine, 15. Februar 1776, BKF II, 400, *malice noir* (Übers. B. St. R.); 29. Februar und 18. März 1776, BKF II, 404, 407. Zum weiteren Verlauf der Durchführung des Patents vgl. Grünberg, Bauernbefreiung II, 271 ff.

205

Joseph an Leopold, 16. Januar 1777, HHStA FA Sbd. 7 (nicht in der Edition von Arneth); vgl. Beales, Joseph II, I, 355; der neue, radikale Vorschlag Blancs bei Grünberg, Bauernbefreiung II, 294 f.

206

Nur die Kaiserin und einige Subalterne dächten anders als er; so Joseph an Leopold, HHStA FA Sbd. 7 (nicht in der Edition von Arneth), vgl. Beales, Joseph II, I, 356.

207

Arneth, Greiner, 19 f., 33 ff., 49 f.; vgl. Arneth, Maria Theresia IX, 376 ff.

208

So an Greiner, Arneth, Greiner, 32. Vgl. auch die Schilderungen von Cobenzl (Arneth, Cobenzl, 26, 114 ff. u. ö.) oder von Khevenhüller, etwa KMT VII, 105 ff.: Wer in Josephs Augen *zu nachgiebig zu der Mamman* war, wie etwa Blümegen, musste möglichst kaltgestellt werden.

209

Arneth, Greiner, 23 ff., 73 f.

210 Joseph an Leopold, 6. und 13. Februar 1777, HHStA FA Sbd. 7 (nicht in der Edition von Arneth); Maria Theresia an Ferdinand, 13. Februar 1777, BKF II, 69 f.; vgl. Beales, Joseph II, I, 356.

211 An Ferdinand (Anfang 1777), BKF II, 66, dt. BAA, 398.

212 An Ferdinand, 13. Februar 1777, BKF II, 69 f. (Übers. B. St. R.).

213 An Gräfin Edling, Sommer 1778, BKF IV, 525.

214

Patent vom 1. November 1781, vgl. Beales, Joseph II, I, 356 ff.

215

Vgl. Arneth, Cobenzl, 20 ff. – 1775 führte Maria Theresia eine liberalere Zollordnung ein und schaffte die Binnenzölle in der Monarchie teilweise ab. Zu den anderen Konflikten s.o. Kap. X und XII.

216

KMT VIII, 78, 85; vgl. ebd. 89 f. 73, 83, 119; vgl. die Aufzeichnungen des Grafen Cobenzl: Arneth, Cobenzl, 130 f.

217

Vgl. das Urteil von Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 342 ff.

218

Vgl. Hanke, Zeitalter des Zentralismus, 489 ff.; Liebel-Werkowicz/Szábo, Modernization Forces; Vilfan, Agrarsozialpolitik, 30 ff.; Čechura, Zu spät und zu friedlich, 131 ff.

219

Dass Joseph sich am Klatsch in den Kaffeehäusern orientiere und Maria Theresia auf die Popularität ihres Sohnes eifersüchtig sei, notierte auch Leopold 1778, vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 326, 336, 342 ff.

220

Zum Konflikt um die bayerische Erbfolge vgl. ausführlich Arneth, Maria Theresia X, Kap. 9–16; knapp Hochedlinger, Austria's Wars, 364 ff.; Beales, Joseph II, I, 386 ff.; aus reichspolitischer Sicht Aretin, Das Alte Reich III, 183–212; aus der Sicht von Bayern: Press, Bayern am Scheideweg; Preußen: Kunisch, Friedrich der Große, 503 ff.; Blanning, Frederick II, 325 ff.; Frankreich: Buddruss, Deutschlandpolitik; Lever, Marie Antoinette, 178 ff.

221 Zu den älteren Tauschplänen Kaunitz' von 1764 anlässlich der Heirat Josephs mit Josepha s. oben Kap. IX; vgl. Press, Bayern am Scheideweg, 294; Hochedlinger, Austria's Wars, 364. Auch Kurfürst Max Emanuel von Bayern selbst hatte schon zu Beginn des Jahrhunderts einmal geplant, seine Stammländer gegen die Niederlande zu tauschen.

222 S. o. Kap. IX.

223

Erbansprüche erhoben die Schwester Max Josephs, Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen, sowie der Herzog Karl August von Pfalz-Zweibrücken, unterstützt von der Schwägerin Karl Theodors, Herzogin Maria Anna von Pfalz-Sulzbach.

224

Vertrag vom 3. Januar 1778. Karl Theodor fürchtete alte Ansprüche Friedrichs II. von Preußen auf Jülich-Berg und wollte sich dagegen der kaiserlichen Unterstützung versichern.

225
Joseph an Leopold, 12. und 15. Januar 1778, MJC II, 174 ff.

226
Handschreiben Friedrichs II. an Joseph II., 14. April 1778, Politische Correspondenz Friedrichs des Großen, Bd. 40, 394–396; vgl. Kunisch, Friedrich der Große, 506 f.

227
An Joseph, 2. Januar 1778, MJC II, 170 ff. (Übers. B. St. R.); in diesem Sinne auch Leopold und Marie Christine: Wandruszka, Leopold II., I, 327 f.; Wolf, Marie Christine I, 156 f.

228
Joseph an Leopold, 12. Januar 1778, MJC II, 175 (Übers. B. St. R.).
229
An Joseph, 14. März 1778, MJC II, 186 ff. (Übers. B. St. R.), dt. BAA, 420 ff.
230
Z. B. MJC II, 195 f., 203, 208 ff., 213 f., 221, 227 f., 233, 243, 248, 265, 287 u. ö.
231
Vgl. den Briefwechsel mit Marie Antoinette und Mercy, MACS III, 150 ff.; Lever, Marie Antoinette, 178 ff., s.u. Kap. XIV.

232

Z. B. an Albert von Teschen, Wolf, Hofleben, 362 ff.; an Ferdinand, BKF II, 113 ff.; an dessen Frau Beatrix, BKF III, 300 ff.; an ihren Neffen Prinz Ferdinand von Braunschweig, der auf der Gegenseite stand, BKF IV, 536 ff., u.a.

233

An Joseph, 21. Juni 1778, MJC II, 302, dt. BAA, 447.

234

Deutsche Note Josephs, 7. Juli 1778, MJC II, 325 f.

235

An Friedrich II. von Preußen, 12. Juli 1778, Œuvres de Frédéric le Grand VI, 198, dt. BAA, 453.

236

Details bei Arneth, Maria Theresia X, 449 ff., das Zitat ebd. 451 f.; vgl. BAA, 452 f. Sonst argumentierte sie durchaus selbst mit dem Vergleich von Steuererträgen, z.B. an Joseph, 19. Juni 1778, MJC II, 296 f. u. ö.

237

Joseph an Maria Theresia, 11. Juli 1778, MJC II, 333 f.; Maria Theresia an Joseph, 13. Juli 1778, MJC II, 336 ff., dt. BAA, 453 ff.

238

Joseph an Maria Theresia, 15. Juli 1778, MJC II, 341 ff., 16. Juli 1778, MJC II, 344 f.

239

Joseph an Leopold, 18. Juli 1778, MJC II, 351 ff.

240

An Joseph, 25. Juli 1778, MJC II, 366 ff., dt. BAA, 460 ff.

241

An Marie Antoinette, 6. August 1778, MACS III, 233 f. (Übers. B. St. R.); Verhandlungen: an Friedrich II. von Preußen, 22. Juli, 1. August und 6. August 1778, Preuß, Œuvres de Frédéric le Grand VI, 201, 205, 206. Vgl. Maria Theresia an Albert von Teschen, Wolf, Hofleben, 366 ff., 373; an Mercy, 31. Juli 1778, MACS III, 229 ff.; an Joseph, August-September 1778, bes. MJC III, 23 f., 31 f., 36 f., 57 f.

242

An Joseph, 25. Juli 1778, MJC II, 366 ff., dt. BAA, 460 ff.; 31. Juli 1778, MJC II, 378 ff., dt. BAA, 462 ff.

243

Joseph an Maria Theresia, 24. Juli 1778, MJC II, 366; vgl. August 1778, MJC III, 13 f., 26 f., 28 ff., 48 f., 73 ff., 77 f.

244

Vgl. zu den Inkonsistenzen im Einzelnen Beales, Joseph II, I, 408 ff.

245

Eigenhändig an Kaunitz, 23. Mai 1779, bei Arneth, Maria Theresia X, 633.

246

Vgl. im Einzelnen Beales, Joseph II, I, 419 ff.

247

So Press, Bayern am Scheideweg, 318; zum Ganzen vgl. oben Kap. X.

248

Wandruszka, Leopold II., I, 363 f., vgl. 330 f., 344. Leopold war wie seine Mutter gegen den Krieg, erfüllte aber nicht die hohen Erwartungen, die sie mit seinem Besuch verbunden hatte. Joseph hingegen war eifersüchtig und fühlte sich von Leopold beiseite gedrängt. Am Ende wollten weder Mutter noch Sohn es gewesen sein, die Leopold nach Wien geholt hatten.

249

Zitiert nach Wilhelm von Janko, Laudon’s Leben, Wien 1869, 397.

1

An Albert von Sachsen, 23. April 1778, Wolf, Aus dem Hofleben, 368 (Übers. B. St. R.).

2

An Ferdinand, 18. Mai 1772, BKF I, 124 (Übers. B. St. R.).

3

So nicht nur gegenüber ihm selbst, sondern auch anderen, etwa Marie Christine, 10. Juni 1776, BKF II, 446 (Übers. B. St. R.); an Ferdinand, 17. Oktober 1780, BKF II, 302 f.

4

Das Urteil, nicht ohne Genugtuung, bei KMT VII, 128 f.

5

An Antonia von Sachsen, Mai 1771, Lippert, Briefwechsel, 273, 276: Die alte Vertrautheit bestehe nicht mehr. – Der Briefwechsel mit Herzelles brach Mitte 1773 plötzlich ab; die wenigen Briefe, die danach noch gewechselt wurden, sind kühl und förmlich; Kervyn de Lettenhove, Lettres, 44 ff.

6

So im Mai 1772 nach dem Konflikt mit Joseph wegen der Teilung Polens, KMT VII, 129 f.

7

An Gräfin Edling, 7. August 1769, BKF IV, 521 f.; vgl. an Gräfin Enzenberg, BKF IV, 488, 510, 517 ff.; an Herzelles, Kervyn de Lettenhove, 40 ff.; an Ferdinand, BKF I, 99, 100, 110, 114, 118, 124, 126, 152, 158, 169, 171 f., 184, 192, 206, 295 f., 304, 309; BKF II, 210, 213 f.; an ihre Schwiegertochter Beatrix: BKF III, 133, 150, 153, 182, 211, 274, 275 f.; an Marie Christine, BKF II,

399, 445, 450 f., 463 u. ö. Vgl. die Urteile Außenstehender über ihre körperliche Verfassung: Wraxall, Memoirs II, 305 ff.; Coke, Letters III, 312; Swinburne, Courts I, 355; Guibert, Journal I, 283 f.

8 An Ferdinand, 7. Juli 1774, BKF I, 286.

9 Vgl. Lorenz/Mader-Kratky, Wiener Hofburg, 278; Wolf, Marie Christine I, 174.

10
Lorenz/Mader-Kratky, Wiener Hofburg, 277 ff.; Iby/Koller, Schönbrunn, 140 ff., vgl. auch weiter unten.
11
An Beatrix, 6. Oktober 1777, BKF III, 297 (Übers. B. St. R.).
12
An Marie Christine, 29. Juni 1776, BKF II, 451 (Übers. B. St. R.).
13
An Lacy, 27. Januar 1771, BKF IV, 379.
14
Lady Coke, Letters III, 317 (Übersetzung B. St. R.).

15
Zu ihrem Tagesablauf als Witwe: Wolf, Marie Christine I, 81 f.; an Ferdinand, 2. September 1772, BKF I, 148; an Gräfin Enzenberg, 6. Oktober 1770, BKF IV, 500; Leopold, Stato di famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 338; vgl. oben Kap. VII.

16
Vgl. Yonan, Widowhood; Yonan, Empress, 51.

17
Iby/Koller, Schönbrunn, 190 ff. Lord Swinburne fand die Gloriette *as ugly as possible,* Swinburne, Courts I, 341.

18
Heute ‹Goëss-Appartement›; Iby/Koller, Schönbrunn, 140 ff.
19
Z. B. an Ferdinand, 27. Januar 1774, BKF I, 255.
20
Vgl. oben Kap. X (‹Machtproben›).
21
Vgl. z.B. Instruction de S. M. L’Imperatrice pour le Ceremoniel aux Cours de ses Enfans 1765, ÖNB, Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, fol. 49v.

22

Marie Antoinette an Maria Theresia, 27. Februar 1776, MACS II, 425; der König von Spanien verbot seiner Schwiegertochter Carolina die Reise nach Görz; vgl. an Marie Christine, 28. März 1776, BKF II, 411.

23

So KMT VIII, 103. Ein zweites Mal besuchten sie Wien im Winter 1777/78.

24 Maria Theresia an Beatrix, BKF III, 194 f., 197 f., 200, 292 ff., 298 f. – Zu dem Besuch von 1775 vgl. ausführlich KMT VIII, 89 ff.; Joseph an Leopold, Juli-August 1775, MJC II, 66 ff., 76 ff.

25 An Beatrix, 1. Januar 1776, BKF III, 210, vgl. 217, 274 u. ö.

26 Marie Antoinette an Maria Theresia, 14. Januar 1776, MACS II, 414; Maria Theresia an Mercy, 12. Februar 1776, MACS II, 422 f.

27

Joseph an Leopold, November 1775 bis Mai 1776, MJC II, 89 f., 93 f., 103 ff.; Maria Theresia an Marie Christine, Ende Dezember 1775, BKF II, 376, 378.

28

An Beatrix, 8. April 1776, BKF III, 226 f.

29

Joseph an Leopold, 27. März 1776, MJC II, 106 f. (Übers. B. St. R.).

30

An Marie Christine, 28. März 1776, BKF II, 410 f. (Übers. B. St. R.).

31

An Marie Christine, 30. März 1776, BKF II, 411 ff.; die positive Äußerung, ohne die kritischen Passagen, wörtlich ebenso an Beatrix, 30. März 1776, BKF III, 226 (Übers. B. St. R.); vgl. an Ferdinand, 28. März – 9. Mai 1776, BKF II, 14 ff.

32

So an Ferdinand, 28. März 1776, BKF II, 14 f.

33

An Marie Christine, 1. April 1776, BKF II, 417.

34

An Marie Christine, 4., 8. und 11. April 1776, BKF II, 417 ff.

35

An Marie Christine, 15. April 1776, BKF II, 422 f.; an Ferdinand, 11. und 18. April 1776, BKF II, 18 f.

36

Joseph an Leopold, 16. April 1776, MJC II, 111.

37

An Marie Christine, 18. April 1776, BKF II, 423.

38 An Beatrix, 22. April 1776, BKF III, 228 f.; an Marie Christine, BKF II, 425 f.

39 Joseph an Maria Theresia, 24. April 1776, BKF I, 9 f.; vgl. KMT VIII, 133, 270 f.

40 Joseph an Leopold, 24. April 1776, MJC II, 112 f.

41

An Marie Christine, 24. April 1776, BKF II, 426, mit einer Kopie von Josephs Brief; an Ferdinand, 25. April, 2. und 9. Mai 1776, BKF II, 20 f.; an Beatrix, 29. April 1776, BKF III, 229 f.

42

An Marie Christine, 29. April 1776, BKF II, 428 f.; an Ferdinand, 2. und 9. Mai 1776, BKF II, 20 f.

43

An Marie Christine, 25. April 1776, BKF II, 427 f.

44

Wandruszka, Leopold II., I, 307, dagegen Joseph, ebd. 327; Maria Theresia an Ferdinand, 9. Mai 1776, BKF II, 21; an Marie Christine, 6. Mai 1776, BKF II, 433: wahrscheinlich werde Leopold ihr die Schuld zuschreiben.

45

An Marie Christine, 6. und 9. Mai 1776, BKF II, 433 f. u. ö.

46

Vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 307.

47

Z. B. Joseph an Leopold, 23. Mai 1776, MJC II, 115.

48

So an Marie Christine, 6. Mai 1776, BKF II, 433; KMT VII, 91; Joseph an Leopold, 7. Juli 1775, MJC II, 65 u. ö.

49

Mödling war ca. 20 Kilometer von Wien entfernt und wurde *wegen des schönen Prospects* vom Hof gern aufgesucht, KMT VII, 146; 1774 war ihr das aber schon zu beschwerlich, KMT VIII, 44.

50

Schon 1766 richtete sich Maria Theresia darauf ein, jederzeit in Pressburg logieren zu können; vgl. an Marie Christine, 29. April 1766, BKF II, 367. Aufenthalte in Schlosshof: KMT VIII, 29, 34, 95, 104, 161, 184, 193; in Pressburg: KMT VII, 10, 86, 151, 165, 190; KMT VIII, 15, 74, 117, 190, 194. Den letzten Besuch in Pressburg machte sie im September 1780.

51

Vgl. Wolf, Marie Christine; Benedik/Schröder, Albertina; darin bes. Hertel, Erzherzogin Marie Christine; ferner Arneth, Maria Theresia VII, 244 ff.; Pangels, Kinder, 162 ff.

52

Charles-Joseph de Ligne, ein Freund des Prinzen von Württemberg, berichtet, Maria Theresia habe ihn und alle anderen vom Wiener Hof verbannt, die sich in der Affäre Marie Christines und des Prinzen Ludwig von Württemberg engagiert hätten; Ligne, Fragments II, 262.

53

An Marie Christine, vor August 1765, BKF II, 358 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 253 f., dt. BAA, 198 f.

54

So KMT VI, 158; Joseph hingegen hatte nichts einzuwenden; vgl. Joseph an Leopold, 14. November 1765, MJC I, 152 ff.; Maria Theresia an Kaunitz, November 1765, BKF IV, 254.

55

Hertel, Erzherzogin Marie Christine, 40; Wolf, Marie Christine I, 39 ff.; Arneth, Maria Theresia VII, 257.

56

Zu der Sammlung vgl. Benedik/Schröder, Albertina.

57
Allerdings hatten nur Marie Christine und ihre Kinder ein Erbrecht daran, nicht Albert.

58 Wolf, Marie Christine I, 37.

59
Wolf, Marie Christine II, 215 ff., dt. BAA, 208 ff.

60
An Marie Christine, 29. April 1766, BKF II, 366.

61
An Gräfin Enzenberg, 1. Mai 1766, BKF IV, 474; vgl. an dies., 26. Dezember 1765, BKF IV, 467 u. ö.

62 Albert von Sachsen-Teschen, Mémoires de ma vie, zitiert nach Arneth, Maria Theresia X, 730.

63 Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 341.

64 Swinburne, Courts I, 341.

65 Albert von Sachsen-Teschen, Mémoires de ma vie, Ungarisches Nationalarchiv, P 298, N2. A. II 12/1–4.

66
Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 350 ff. Vgl. auch Zinzendorf, Tagebuch, 10.12.1763.

67 Vgl. oben Kap. IX.

68
Z. B. an Marie Christine, Dezember 1775, BKF II, 376 ff., sowie die Görz-Korrespondenz, s.o.

69

Zu den Habsburgischen Niederlanden vgl. zuletzt Hertel, Maria Elisabeth; Zedinger, Die Verwaltung; dort jeweils ausführlich zur Regionalforschung; knapp Arneth, Maria Theresia X, 198 ff.; Gérard, Impératrice des Belges.

70

Vgl. Bressan/Grassi, Maria Teresa, 60 ff.

71

Vgl. die knappe Skizze von Georges Englebert, Maria Theresia als Landesmutter der Niederlande, in: Koschatzky, Maria Theresia, 113–116.

72

So Arneth, der es wissen muss, Maria Theresia X, 228.

73

An Joseph, 22. Juli 1780, BKF I, 3 (Übers. B. St. R.).

74

Als Joseph die Alleinherrschaft antrat, kam es zu heftigen Konflikten mit der Statthalterin. Zu Marie Christines Rolle in der Brabanter Revolution vgl. Wolf, Marie Christine, 177 ff.; Hertel, Erzherzogin Marie Christine, 46 ff.

75

1735 trat Karl VI. Neapel-Sizilien an das spanische Haus Bourbon ab, allerdings unter der Bedingung, dass es als Sekundogenitur regiert werden müsse und nicht mit dem Königreich Spanien vereinigt werden dürfe. Das Herzogtum Parma verlor Maria Theresia im Frieden von Aachen 1748 an Philipp von Bourbon.

76

Vgl. zur Heiratspolitik oben Kap. IX.

77

[Friedrich Carl von Moser], Geschichte der Päbstlichen Nuntien in Deutschland, Bd. 1, Frankfurt/Leipzig 1788, Vorrede.

78

Z. B. an Carolina, BKF III, 41 f. u. ö. – Vgl. auch Stauber, Der Zentralstaat, 49 ff. zur österreichischen Wahrnehmung der Grenze zu Italien.

79

Instruction De Feu Sa Majesté l’Empereur François I pour son fils Leopold donnée 1765. ÖNB, Wiener Hofbibliothek, Codex Series N. 1713, bes. fol. 19 ff. über die Italiener.

80

Grundlegend Wandruszka, Leopold II.; Wandruszka, Österreich und Italien; Überblick bei Capra, Habsburg Italy.

81

Zedinger, Franz I. Stephan, 147 ff. Zum Konflikt um das Erbe MJC I, 155 ff.

82 An Anton Graf Thurn, 10. März 1766, BKF IV, 33 ff.; vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 156 ff.

83 Maria Theresia an Franz Graf Thurn, 12. Januar 1766, MJC I, 170 ff.; 23. Januar 1766, MJC I, 175 f.; Leopold an Joseph, 1. Februar 1766, MJC I, 174 f.

84 Vgl. oben Kap. IX.

85 So an Beatrix, BKF III, 381 (Übers. B. St. R.), vgl. III, 375; an Ferdinand, BKF I, 146, 204, 288 f. u. ö.

86

Wandruszka, Leopold II., I, 355.

87

Klassisch Venturi, Italy and the Enlightenment; Wandruszka, Leopold II., I, 171 ff.

88

Wolf, Marie Christine I, 91 ff., bes. 99 f. Vgl. kritisch zum Mythos des theresianischen Zeitalters in Italien: Raponi, Il mito.

89

Zu Leopolds Verfassungsprojekt für die Toskana vgl. Wandruszka, Leopold II., I, 368 ff.

90 Die Statthalterschaft war nach dem niederländischen Muster eingerichtet; vgl. z.B. an Ferdinand, 15. November 1779, BKF II, 223.

91 Venturi, Italy and the Enlightenment; Wandruszka, Österreich und Italien; De Maddalena u.a., Economia, Istituzioni; Forschungsüberblicke: Capra, Habsburg Italy; Dipper, Die Mailänder Aufklärung.

92 Vgl. oben Kap. XI.

93 Capra, Habsburg Italy, 228 f.

94

So z.B. an Ferdinand, BKF I, 146, 188 f., 204 u. ö.: Gute Herrscher sind *bons chrétiens, bons maris, bons pères, amis de leurs amis*.

95

An Ferdinand, 1771, BKF I, 67, 77, 83 u. ö.

96

An Beatrix, 1766, BKF III, 79. Die Briefe Maria Theresias an Beatrix sind von Arneth in BKF III ediert.

97

Ferdinand und Beatrix bekamen zu Maria Theresias Lebzeiten vier Kinder, 1773, 1775, 1776, 1779, später noch fünf. Zwei waren Jungen, einer davon starb schon mit einem Jahr.

98

An Herzelles, 30. November 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 41 f. (Übers. B. St. R.).

99

An Ferdinand, April bis September 1771, BKF I, 65, 67, 68 u. ö.

100
Je brûlais d'envie de recevoir des lettres, so an Ferdinand, 16. April 1772, BKF I, 118.

101
An Ferdinand, 26. Mai 1773, BKF I, 206.

102
Zum Beispiel durch das Tragen eines Schlafrocks. An Ferdinand, BKF I, 50, 126, 161, 165 u. ö.

103
Leopold, Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I, 353.

104

An Ferdinand, BKF I, 104 ff., 113, 125, 128, 133 f., 141, 157, 162 f., 171, 176, 185, 207, 218, 234, 248, 254, 266, 270, 272, 276, 278, 281, 284, 315, 322, 346; vgl. oben Kap. IX.

105

Z. B. an Beatrix, BKF III, 87, 88, 91, 92, 94, 95, 96, 97, 99, 104, 117 u. ö.

106

Mit der *fünften Therese* war die Tochter Marie Antoinettes gemeint. Vgl. zum Geschlecht der Enkel: an Ferdinand, BKF I, 241 f., 276, 278, 281, 287, 300, 313, 321, 325 f., 345; an Beatrix, BKF III, 338 f., 383 u. ö.

107

Z. B. an Ferdinand, 12. Oktober 1780, BKF II, 298 f.

108

Z. B. an Ferdinand, BKF I, 232.

109

An Ferdinand, BKF I, 208 f., 226 f., 231, 310. Das Erziehungspersonal schickte sie aus Wien, damit die Enkel Deutsch lernten.

110

An die Aya Gräfin Almesloë (1773), BKF IV, 127 ff.; an Ferdinand, 5. Oktober 1773, BKF I, 231.

111

An Ferdinand, 8. April 1779, BKF II, 187 (Übers. B. St. R.); vgl. an Beatrix, BKF III, 352, 355.

112

An Ferdinand, 8. Oktober 1771, BKF I, 75 f. (Übers. B. St. R.).

113

An Ferdinand, BKF I, 75 f., 79, 89, 93 ff., 107, 110, 112, 117 f., 122 f., 130, 145, 153, 162, 171, 187, 231 u. ö.

114

An Ferdinand, 13. Oktober 1771, BKF I, 79, zur Anstellung eines Mannes als Stallmeister: Sie sei einverstanden, aber vorher müssten dessen Religion und seine Sitten ganz genau geprüft werden: *sur ces deux points aucune grâce*.

115

Z. B. an Ferdinand, BKF I, 72 f., 76, 89, 169 u. ö.

116

An Ferdinand, 15. November 1779, BKF II, 223, vgl. 228 u. ö.

117

An Carolina, Anfang April 1768 (gekürzt), BKF III, 32 ff., hier 40, BAA, 233 ff.; vgl. an Amalia, Ende Juni 1769, BKF III, 1 ff., BAA, 242 ff.

118

Carolina etwa war nicht nur die dritte Tochter dieses Namens, sondern auch die dritte Wahl als Heiratskandidatin für den König von Neapel; vgl. Kap. IX.

119

Vgl. Fraser, Marie Antoinette; Vinken, Marie Antoinette.

120

In der Literatur findet sich gelegentlich die Angabe, Carolina habe siebzehn Kinder gehabt, weil man eines als Totgeburt nicht mitzählt.

121

Joseph II., Relation, ediert bei Corti, Ich, eine Tochter, 725.

122

Marie Antoinette an Rosenberg, 13. Juli 1775, MACS II, 362.

123

So Amalia gegenüber Rosenberg, Arneth, Maria Theresia VII, 394 f.; dagegen Maria Theresia an Rosenberg, März 1772, BKF IV, 73 f.

124

An Enzenberg, 23. März 1768, BKF IV, 488. Zu Carolina vgl. grundlegend Corti, Ich, eine Tochter; ferner Tamussino, Des Teufels Großmutter; Hausmann, Herrscherin im Paradies der Teufel; knapp Arneth, Maria Theresia VII, 344 ff.; Wandruszka, Leopold II., I, 204 ff.; zu Neapel zuletzt Imbruglia, Naples in the Eighteenth Century. – Der Heiratsvertrag mit dem König von Neapel, der noch für Josepha entworfen worden war, bei KMT V, 237–252.

125

An Enzenberg, 23. März 1768, BKF IV, 488 (Übers. B. St. R.). Neipperg hatte schon 1763 die Verhältnisse am Hof in Neapel erkundet und Maria Theresia darüber ins Bild gesetzt, vgl. Corti, Ich, eine Tochter, 19 ff. Auch über den Wiener Gesandten in Neapel, Kaunitz junior, und seine Gattin wusste man Bescheid, vgl. Wolf, Eleonore von Liechtenstein, 87.

126

An Carolina, Anfang April 1768, BKF III, 36.

127
Mozart, 30. 6. 1770, Briefe I, 366.
128
Rosenberg an Leopold, bei Corti, Ich, eine Tochter, 52.
129
Corti, Ich, eine Tochter, 52 ff.
130
Carolina an Gräfin Lerchenfeld, 19. Juni 1768, bei Arneth, Maria Theresia VII, 553 f., vgl. ebd. 366 ff. (Übers. B. St. R.); Corti, Ich, eine Tochter, 62 ff.
131
Joseph II., Relation de Naples, 21. April 1769, ediert bei Corti, Ich, eine Tochter, 721–746.

132

Prosch, Leben, vgl. oben Kap. VII.

133

Joseph II., Relation de Naples, 21. April 1769, bei Corti, Ich, eine Tochter, 725 ff., 746.

134

Alberts Schilderungen bei Wolf, Marie Christine I, 102 ff.; Leopold und Rosenberg bei Corti, Ich, eine Tochter, 52 ff. Später notierte Leopold voller Mitgefühl in sein geheimes Tagebuch, Carolina sei *eine gute Frau*, aber *ohne Weltkenntnis noch Erfahrung, noch Geduld, noch Vorsicht und niemanden, der sie berät, und sie*

ist sehr gekränkt über das ganz üble Benehmen des Königs, der ein Schürzenjäger bis zum Exzess ist und ganz schlecht erzogen und der sie zwingt, allein sich um alle Regierungsgeschäfte und die Erziehung der Kinder zu kümmern.
Leopold, Stato della famiglia, bei Wandruszka, Leopold II., I, 353.

135

Joseph an Leopold, MJC I, 216 ff.; Relation de Naples, bei Corti, Ich, eine Tochter, 735 ff.

136

Vgl. Venturi, Italy and the Enlightenment, 198 ff.; Imbruglia, Naples; ferner John Robertson, The Case for the Enlightenment. Scotland and Naples, 1680–1760, Cambridge 2005.

137

Instruktion Maria Theresias für Carolina, zitiert bei Corti, Ich, eine Tochter, 34 f., gekürzt: BKF III, 32 ff.

138

An Carolina, April 1768, BKF III, 37.

139

Corti, Ich, eine Tochter, 38 f.

140
Joseph an Leopold, 16. April 1768, MJC I, 216 (Übers. B. St. R.); Leopold an Maria Theresia, 7. Mai 1768, zitiert bei Corti, Ich, eine Tochter, 49.

141
Avis que donne l'impératrice, BKF III, 56 ff.; zum «Krieg der Briefe» zwischen Spanien, Neapel, Parma und Wien vgl. Hausmann, Herrscherin im Paradies der Teufel, 84 f.

142
Carolina an Maria Theresia, 6. Oktober 1769, BKF III, 56 ff. (Übers. B. St. R.).

143

An Leopold, 19. Oktober 1769, BKF I, 25 ff.; Leopold an Maria Theresia, 30. Oktober 1769, BKF I, 30.

144

An Carolina, 22. Oktober 1769, BKF III, 62 ff.; vgl. an Hofrat Posch, 20. Oktober 1769, BKF IV, 326 f.

145

Vgl. Korrespondenz zwischen Maria Theresia und Mercy, MACS I, 283 f., 288, 290 f., 296 ff., 308, 457 f.; II, 482.

146

Corti, Ich, eine Tochter, 102 ff.

147 Vgl. KMT VIII, 171.

148 An Herzelles, 30. November 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 42.

149 An Gräfin Enzenberg, 25. April 1772, BKF IV, 505.

150 Z. B. an Ferdinand, 31. Oktober 1771, BKF I, 84 u. ö.; 1. Dezember 1779, MACS III, 376 f.; an Mercy, 30. September 1779, MACS III, 357 u. ö.

151 An Marie Christine, 22. März 1780, BKF II, 467.

152

An Marie Christine, Dezember 1775, BKF II, 378 f.; an Ferdinand, 24. Februar 1780, BKF II, 253; dagegen an Marie Antoinette, 3. Oktober 1773, MACS II, 52: Carolina habe das wesentlich größere Opfer gebracht.

153

Wandruszka, Leopold II., I, 338.

154

An Beatrix, 20. April 1780, BKF III, 412.

155

Zu Amalie (oder Marie-Amélie) vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 370 ff.; Pangels, Die Kinder, 286 ff.; Badinter, Der Infant von Parma.

156

Vgl. zu dessen Konflikt mit dem Papst, der zu seiner Exkommunikation geführt hatte, oben Kap. XI.

157
Badinter, Der Infant von Parma, 23 ff., 51 ff.; vgl. den enthusiastischen Bericht des venezianischen Gesandten Renier bei Arneth, Maria Theresia VII, 555.

158
An Amalia, Ende Juni 1769, BKF III, 1 ff., dt. BAA, 242 ff.

159
An Amalia, Ende Juni 1769, BKF III, 13, dt. BAA, 247.

160
Badinter, Der Infant von Parma, 40 ff.

161
Badinter, Der Infant von Parma, 71 ff.; das Zitat bei Arneth, Maria Theresia VII, 556.

162
Arneth, Maria Theresia VII, 385 f.

163
Kaunitz an Mercy, 30. Oktober 1769, Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 360 f.

164 S. o. S. 785 f.

165
Points pour Parme, an Rosenberg, Oktober 1769, BKF IV, 67 ff., dt. BAA, 309 ff.

166

An Rosenberg, Oktober 1769, BKF IV, 68 f. (Übers. B. St. R.).

167

Vgl. Arneth, Maria Theresia VII, 396 ff.

168

So an Rosenberg, März 1772, BKF IV, 70. Vgl. an Pergen, November 1769, BKF IV, 290: *Verhindert, dass der deutsche Zeitungsschreiber in seiner Zeitung etwas berührt, was mit der Mission Chauvelins in Parma zu tun hat […] Ich bin in großem embarras, ich weiß nichts von Knebel und Rosenberg, Kaunitz sagt, er weiß auch nichts*. Vielleicht habe man ihre Briefe abgefangen. *Ich gestehe, ich bin voller Unruhe*.

169

Vile canaille nannte ihn der Infant, vgl. Mercy an Maria Theresia, 15. Oktober 1771, MACS I, 231 f.

170

An Mercy, 6. Juni 1771, MACS I, 169 f.

171

Zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 557 (Übers. B. St. R.).

172

An Rosenberg, März 1772, BKF IV, 70 ff., hier 71. Zu der Mission vgl. KMT VII, 126; Joseph an Leopold, Mai 1772, MJC I, 368. Die Bourbonenhöfe hatten schon lange gedrängt, die Kaiserin solle ihre Tochter durch einen Vertrauten disziplinieren lassen: Mercy an Maria Theresia, MACS I, 231 f., 245, 257, 281, 287, 297, 306.

173

So an Mercy, 31. Dezember 1772, MACS I, 392.

174

An Rosenberg, März 1772, BKF IV, 74 ff. (deutsch im Original).

175

An Ferdinand, 15. Oktober 1772, BKF I, 159.

176

An Ferdinand, Mai 1772, BKF I, 121 f. (Übers. B. St. R.), vgl. I, 123 f.; an Marie Christine, 2. Mai 1772, BKF II, 374.

177

An Mercy, 1. Juni 1772, MACS I, 308 (Übers. B. St. R.).

178

In Maria Theresias Korrespondenz war Parma das Dauerthema: z.B. an Ferdinand, BKF I, 25 ff., 69, 76 (Oktober 1771: Amalia sei *la fable de l'Europe* geworden), 95, 98, 100, 140 (Juli 1772: Aus Parma komme kein Wort), 170 (Dezember 1772: Sie weiß nicht einmal, ob Amalia schwanger ist). An Hofrat Posch, 16. August 1771, BKF IV, 329 f. (*Ich weiss nichts von Parma, als dass meine Tochter das Fieber haben soll*). An Herzelles, 30. November 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 42, u. v.a.

179
Zum Beispiel gegenüber Joseph, als er sich seiner Wiederverheiratung widersetzen wollte; vgl. oben Kap. IX.
180
An Leopold, 19. Dezember 1772, BKF I, 32 ff.; vgl. die Korrespondenz zwischen Maria Theresia und Mercy 1771–1772, MACS I, 169, 181, 273, 287, 300, 316, 319, 331, 332 f., 342 f., 351 f.
181
An Mercy, eigenhändig, 30. November 1772, MACS I, 379 f.

182
An Ferdinand, 3. Dezember 1772, BKF I, 167; an Mercy, 30. November 1772, MACS I, 379 f.

183
Joseph an Leopold, Dezember 1772, MJC I, 388 f.

184
An Ferdinand, 15. Juli 1773, BKF I, 217 f., vgl. I, 225.

185
An Kaunitz, 10. Juli 1773, bei Arneth, Maria Theresia VII, 558 f.

186
An Ferdinand, 12. August 1773, BKF I, 221 f.

187
An Mercy, 17. Juli 1773, MACS II, 10 ff.; 2. August 1773, MACS II, 16; vgl. dagegen vorher an Mercy, 1. Februar 1773, MACS I, 408; 4. Mai 1773, MACS I, 448.

188
An Gräfin Enzenberg, 16. Oktober 1773, BKF IV, 508; an Marie Antoinette, 29. August 1773, MACS II, 34; an Mercy, 14. September 1773, MACS II, 37; vgl. KMT VIII, 53, 116.

189
Badinter, Der Infant von Parma, 115 ff.

190

An Ferdinand, BKF I, 270 f.; 280, 285, 311 f., BKF II, 35, 105, 131, 142, 251; an Beatrix, 5. August 1776, BKF III, 241. Vgl. Leopold in seinem Tagebuch 1778: *Über Parma ist sie [die Kaiserin] äußerst verärgert und will davon nichts mehr hören*, Wandruszka, Leopold II., I, 338.

191

An Marie Christine, Dezember 1775, BKF II, 380 f.

192

An Marie Christine, Dezember 1775, BKF II, 380 f.; vgl. an Leopold, 19. Dezember 1772, BKF I, 33 f.: Die beiden seien eher lächerlich als lasterhaft.

193

Wolf, Marie Christine I, 123 ff. Leopold nannte Amalia später lapidar *sehr unglücklich wegen ihrer Schwäche und der ihres Mannes, ihrer eigenen Extravaganzen, Schulden und schlechten Benehmens,* Wandruszka, Leopold II., I, 352 f.

194

An Ferdinand, 19. Oktober 1780, BKF II, 304 ff.; vgl. Josephs scharfe Ablehnung der Rückkehr Amalias nach Wien: an Maria Theresia, 20. Oktober 1780, MJC III, 317 f. Vgl. auch Maria Theresia an Maximilian, 18. Oktober 1780, Reinöhl, Briefe, 43: *elle [Amalia] fait tout au monde pour venir ici;* 28. Oktober 1780, ebd. 47: *votre soeur n'est pas bien ni de corp ni d'esprit […].*

195

An Beatrix, 30. Oktober 1780, BKF III, 439; an Ferdinand, 3. November 1780, BKF II, 308.

Arneth, Maria Theresia VII, 416; Pangels, Die Kinder, 320. Eine Rolle spielten, ähnlich wie bei Marie Antoinette, auch die Gerüchte über sexuelle Exzesse, die über das Paar in Umlauf waren; vgl. Badinter, Der Infant von Parma, 114 ff.

197

Vgl. Lever, Marie Antoinette; Fraser, Marie-Antoinette; Félix, Louis XVI et Marie-Antoinette; Duprat, Marie-Antoinette; Kaiser, Who's Afraid. Anders als Maria Theresia hat Antonia großes Interesse bei der neueren Frauen- und Genderforschung gefunden, vgl. Maza, Private Lives; Hunt, Family Romance; Cosandey, Reine de France; Baeque, Body Politic; Goodman, Marie Antoinette; Wolff, Hapsburg Letters; Schulte, Madame ma Chère Fille; Vinken, Marie Antoinette; Gruder, The Question, u. v.a.

198

Landes, Marie Antoinette's Remise; zu Heirat und Ehekontrakt vgl. KMT VII, 4 ff., 14 ff., 200 ff., 225 ff., 235 ff. Vgl. das Porträt von Elisabeth Vigée-Lebrun, Farbtafel 29.

199

An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 1 ff.; 4. Mai 1770, MACS I, 6 ff., dt. BAA, 256 f.

200

An Mercy, 24. Mai 1770, MACS I, 8.

201

Arneth/Geffroy, Introduction, MACS I, I ff.; ferner Gossi, Mercy-Argenteau als Vermittler; knapp Helmut Neuhaus, Mercy-Argenteau, Florimund Claudius Graf von, in: NDB 17 (1994), 127 f. Nachdem Mercy von Leopold nach dessen Regierungsantritt 1790 aus Paris abberufen worden war, blieb er einer der wenigen, die sich um die Rettung der Königin bis zuletzt bemühten.

202

Mathieu Jacques Abbé de Vermond (1735–1806) war von Choiseul, dem Architekten des Heiratsbündnisses, 1769 nach Wien geschickt worden, um Marie Antoinette auf ihre Aufgabe vorzubereiten, und besaß offenbar das Vertrauen aller drei Beteiligten.

203

Zitiert bei Gossi, Mercy-Argenteau als Vermittler, 20.

204

Anweisungen Maria Theresias an Mercy, 24. Mai 1770, MACS I, 8 ff.; Ende Juli 1773, MACS II, 13 f.

205

An Mercy, 16. Juni 1774, MACS II, 176.

206

Auch Mercy bewahrte seinen Briefwechsel vollständig auf; aus seinem Nachlass gelangte er ebenfalls in die kaiserliche Privatbibliothek. Erstaunlicherweise blieb die gesamte Korrespondenz trotzdem geheim, bis sie von Kaiser Franz

Joseph 1864 ins Haus-, Hof- und Staatsarchiv überführt und – unauffällig um alle ‹anstößigen› Stellen gereinigt – von Arneth ediert wurde. Zur Editionsgeschichte Arneth/Geffroy, Introduction, MACS I; Christoph, Briefwechsel, Einleitung. Bei Girard, Correspondance, sind die meisten, bei Christoph, Briefwechsel, sind alle von Arneth und Geffroy ausgelassenen Stellen zum Ehevollzug enthalten. Stefan Zweig benutzte für seine freudianisch inspirierte, romanhafte Darstellung der

Lebensgeschichte Marie Antoinettes erstmals das vollständige Material (Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters, Leipzig 1932).

207

Strategische Absprachen über die Briefe an Marie Antoinette z.B. MACS I, 28, 220, 230, 243, 280, 341, 379 u. ö., wörtliche Übernahme der Formulierungen Mercys z.B. 1. September 1779, MACS III, 348 ff. u. ö.

208

Vgl. z.B. Mercy an Maria Theresia, 16. August 1775, MACS II, 372 u. ö.

209

An Marie Antoinette, 8. Mai 1771, MACS I, 160, dt. Christoph, Briefwechsel, 43.

210

An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 4 f.

211

Marie Antoinette an Rosenberg, 13. Juli 1775, MACS II, 362 ff., vollständig Christoph, Briefwechsel,154 ff.; Mercy an Maria Theresia, 16. August 1775, MACS II, 370 ff., Maria Theresia an Mercy, 31. August 1775, MACS II, 373; vgl. dazu weiter unten.

212

An Graf Rosenberg, Ende Februar 1769, BKF IV, 63 ff.

213

An Ferdinand, 14. September 1779, BKF II, 212; vgl. auch BKF I, 129; II, 306 u. ö.

214

An Ferdinand, 5. Dezember 1776, BKF II, 56.

215

An Joseph, 26. Juni 1778, MJC II, 305.

216

Kaunitz an Mercy, 11. November 1768, dt. Postscriptum, ediert bei Arneth, Maria Theresia VII, 563 f., vgl. Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 343 f.; Mercy an Kaunitz, ebd. II, 375.

217

Mercy an Kaunitz, 17. Dezember 1770, Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 381 f.

218 Z. B. Kaunitz an Mercy, 10. Februar 1772, Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 404; ebd. 360 f., 394 u. ö.; vgl. auch Kaunitz' Denkschrift zur Rolle Marie Antoinettes, nun als Königin, in der Außenpolitik, Juni 1774, ebd. II, 453 ff.

219 An Marie Antoinette, 13. Januar 1773, MACS I, 407. Dass die Formulierung in sich widersprüchlich war, fiel ihr offenbar selbst nicht auf.

220

Vgl. z.B. Robert Vellusig, Schriftlich
Gespräche. Briefkultur im
18. Jahrhundert, Wien/Köln/Weim
2000; Weber, Zwischen Arkanum
und Öffentlichkeit; Schulte, Madan
ma Chère Fille; Wolff, Hapsburg
Letters; vgl. auch oben Kap. IX zur
Korrespodenz Isabellas von Parma
mit Marie Christine.

221

So an Albert von Sachsen-
Teschen, Wolf, Aus dem Hofleben,
347.

222

An Ferdinand (um 1762), BKF I, 55 f.; 6. März 1767, BKF I, 60; an Beatrix, 4. Januar 1779, BKF III, 340; an den Enkel und Thronfolger Erzherzog Franz, 17. Oktober 1779, BKF I, 49 ff.; an Marie Antoinette, 10. Februar 1771, MACS I, 129 f.

223

So an Ferdinand, 6. März 1767, BKF I, 55 f., 59 f.; an Albert von Sachsen-Teschen, Wolf, Aus dem Hofleben, 347; an Maximilian, 4. Mai 1775, Reinöhl, Briefe, 26; an Marie Antoinette (mit Bezug auf Ludwig XVI.), 16. Juni 1774, MACS II, 180.

224

Monsieur, Herr, und *Madame, Frau*, waren adelige Anredeformen; das heißt, der adelige Status wurde auch familienintern stets mitkommuniziert.

225

An Ferdinand, 8. Oktober 1771, BKF I, 75 f. Das entspricht einem Verständnis des Begriffs ‹politisch›, das im 17. Jh. verbreitet war; vgl. etwa Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck, Hg., Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. IV, Stuttgart 1978, s. v. Politik III: Das Politikverständnis der Neuzeit, 807–874, bes. 826 ff.

Kaiser, Who’s Afraid. – Buddruss, Die französische Deutschlandpolitik, 134 ff., geht auf den Einfluss Marie Antoinettes kaum ein.

227

Kaiser, Ambiguous Identities. Die neuntägigen öffentlichen Feierlichkeiten, die über fünf Millionen Livres gekostet hatten, standen überhaupt unter einem schlechten Stern: In Paris kam es zu einer Massenpanik mit weit über hundert Toten und Verletzten; vgl. KMT VII 26, 242. Croÿ, Tagebuch, 241 f., erwähnt dazu nur, dass es in Paris nicht genügend Fenster für Zuschauer gegeben habe.

228
Z. B. Campan, Mémoires I, 73 f.; vgl. Croÿ, Tagebuch, 236 ff.; KMT VIII, 51, 61, 207 f.
229
An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 1 ff.
230 Campan, Mémoires I, 37.
231
Mercy an Maria Theresia, 16. Januar 1773, MACS I, 404.
232
So z.B. Marie Antoinette an Maria Theresia, 12. November 1775, MACS II, 393.

233

Das Thema ist immer wieder ausführlich behandelt worden; vgl. z.B. Lever, Marie Antoinette, 50 f., 74 ff., 164 ff.; Duprat, Marie Antoinette, 89 ff., für viele andere.

234

Z. B. Christoph, Briefwechsel, 23 f., 36, 62, 107, 239, 244, 250, 311 u. ö. Wie diese Bezeichnung zustande kam, ist unerfindlich. Es gab einen kurbayerischen General Krottendorf, seit 1742 Kommandant von Ingolstadt, der sich im Erbfolgekrieg auf der Gegenseite hervorgetan hatte

(vgl. Wurzbach, Neues allgemeines Adelslexikon V, 303); seine Gemahlin war hier offenbar Namenspatronin. Das Ausbleiben der Menstruation war vermutlich auch gemeint, wenn Maria Theresia ihrer Schwiegertochter Beatrix, die ein Jahr nach der Hochzeit noch nicht schwanger war, zu Ostern den rätselhaften Glückwunsch sandte: *un heureux Alleluja, aber kein rothes Osterei;* an Ferdinand, 16. April 1772, BKF I, 119.

235

An Marie Antoinette, 10. Februar 1771, Christoph, Briefwechsel, 35; 8. Mai 1771, ebd. 40; 9. Juli 1771, ebd. 49; 17. August 1771, ebd. 52 f.; vgl. die Korrespondenz mit Mercy, MACS I, 44, 81, 137, 167 f., 238, 247 f., 328, 388 u. ö.

236

An Marie Antoinette, 31. Oktober 1771, Christoph, Briefwechsel, 62; dies. an Maria Theresia, 18. Dezember 1771, ebd. 65 f. Vgl. auch Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau, 366, 384 f.; weitere Quellen zitiert bei Lever, Marie Antoinette, 50 f., 57.

237

Marie Antoinette an Maria Theresia, 13. Oktober 1771, Christoph, Briefwechsel, 60.

238

Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. November 1771, Christoph, Briefwechsel, 64; 18. Dezember 1771, ebd. 66 f.; 17. Juli 1772, ebd. 73; 13. Januar 1773, ebd. 81; 18. April 1773, ebd. 91 f.

239

Marie Antoinette an Maria Theresia, 15. März 1773, Christoph, Briefwechsel, 90; 17. Mai 1773, ebd. 95 f.; 17. Juli 1773, ebd. 100.

240

An Marie Antoinette, 30. November 1774, Christoph, Briefwechsel, 140; vgl. ebd. 146 ff. u. ö.

241

Marie Antoinette berichtete ihrer Mutter selbst davon: 15. Dezember 1775, Christoph, Briefwechsel, 172. Vgl. Lever, Marie Antoinette, 146 f.; Gruder, The Question, mit weiteren Nachweisen.

242

Marie Antoinette an Maria Theresia, 22. Juni 1775, Christoph, Briefwechsel, 149; vgl. ebd. 165, 170, 172, 176, 186, 209 u. ö. Sie ließ eigens einen versteckten Gang zwischen den Appartements anlegen, damit nicht jedermann beobachten konnte, wann der König zu ihr kam und wann nicht.

243

Marie Antoinette an Maria Theresia, 17. Dezember 1774, Christoph, Briefwechsel, 141; 13. Juli 1776, ebd. 186; vgl. Mercy an Maria Theresia, 18. Dezember 1774, MACS II, 274 u. ö.

244

Marie Antoinette an Maria Theresia, 30. August 1777, Christoph, Briefwechsel, 221; Mercy an Maria Theresia, 12. September 1777, MACS III, 113; Ludwig XVI. bedankte sich persönlich bei Joseph, 22. Dezember 1777, Christoph, Briefwechsel, 234; vgl. Joseph an

Leopold, 4. Oktober 1777, HHStA Hausarchiv FA, Sbd. 7, zitiert bei Beales, Joseph II, I, 374 f.; Lever, Marie Antoinette, 169. Zur Frankreich-Reise vgl. Mercy an Maria Theresia, MACS III, 49–83; Joseph an Leopold, MJC II, 34 f., 123 ff., 130 ff., 133 ff.; Josephs Instruktionen für die Schwester, 29. Mai 1777, bei Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II., 4–18.

245

An Marie Antoinette, 3. Oktober 1777, Christoph, Briefwechsel, 226 (ausgelassen in MACS III, 118).

246 Als Reaktion auf die offizielle handschriftliche Mitteilung des Königs über die Schwangerschaft, an Marie Antoinette, 17. Mai 1778, MACS III, 201, dt. Christoph, Briefwechsel, 259.

247 An Marie Antoinette, 23. August 1778, MACS III, 245, dt. Christoph, Briefwechsel, 276.

248 An Marie Antoinette, 1. Mai 1779, Christoph, Briefwechsel, 292, vgl. ebd. 293, 306, 308, 309; MACS III, 502, 510, 512, 518 u. ö.

249

An Marie Antoinette, 21. April 1770, MACS I, 4; an Mercy, 1. August 1770, MACS I, 28 u. ö.

250

Z. B. Mercy an Maria Theresia, 25. Februar 1771, MACS I, 134 (Zuversicht, dass sie den Dauphin lenken werde); Maria Theresia an Marie Antoinette, 10. Februar 1771, MACS I, 128 f. (Fürsprache für den ehemaligen französischen Gesandten in Wien, Durfort); 8. Mai 1771, MACS I, 159 f. (mehr Engagement für die Deutschen bei Hof); an Mercy, 2. Juli 1772, MACS I, 320 f. (Sorge für gute

Stimmung angesichts der heiklen Polen-Politik); Korrespondenz zwischen Mercy und Maria Theresia, August – Oktober 1773, MACS II, 31 f., 35 f., 46 u. ö. (zu wenig Einflussnahme, vor allem gegen den Gesandten Rohan); später im Bayerischen Erbfolgekrieg wurde die Einflussnahme besonders virulent, vgl. z.B. MACS III, 181 ff. u. ö. Es ließen sich viele weitere Beispiele anführen. Mercys relativ große Zuversicht, dass Marie Antoinette sich im Sinne Wiens lenken lasse, war nicht ganz selbstlos, denn er musste ja großes Interesse daran

haben, die Lenkbarkeit seines Schützlings in günstigem Licht erscheinen zu lassen und damit sein eigenes Gewicht in Wien zu erhöhen.

251

An Marie Antoinette, 30. September 1771, MACS I, 217 ff. (Übers. B. St. R.), dt. Christoph, Briefwechsel, 54 ff.

252

Marie Antoinette an Maria Theresia, 9. Juli 1770, MACS I, 17 u. ö.

253

An Mercy, 18. Mai 1774, MACS II, 149; an Ferdinand, BKF I, 276 f.

254

Denkschrift Kaunitz, ediert in: Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 453 ff. Mercy hatte um eine solche Instruktion ausdrücklich gebeten: an Maria Theresia, 8. Mai 1774, MACS II, 137 f.

255

KMT VIII, 28; vgl. Kaiser, Who's Afraid, 254 ff., schätzt Marie Antoinettes faktischen Einfluss auf den König trotzdem gering ein.

256

An Marie Antoinette, 16. Juni 1774, MACS II, 179 ff. (Übers. B. St. R.), dt. Christoph, Briefwechsel, 123 f.

257

Marie Antoinette an Rosenberg, 13. Juli 1775, MACS II, 362 ff., dt. Christoph, Briefwechsel, 154 ff.

258

An Mercy, eigenhändig, 31. Juli 1775, MACS II, 360 (Übers. B. St. R.), dt. Christoph, Briefwechsel, 155 f.

259

An Marie Antoinette, 30. Juli 1775, Christoph, Briefwechsel, 160 (nicht in MACS); vgl. Mercy an Maria Theresia, 16. August 1775, MACS II, 370 ff.; Maria Theresia an Mercy, 31. August 1775, MACS II, 373.

260

Joseph an Marie Antoinette, 30. Juli 1775, Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II., 1 ff., hier 2 (Übers. B. St. R.), dt. Christoph, Briefwechsel, 157 ff., hier 158.

261

Vgl. Kaiser, Who’s Afraid; Buddruss, Französische Deutschlandpolitik, 211 ff.; Lever, Marie Antoinette, 178 ff.

262

Zusammenfassend Gruder, The Question.

263

Mercy an Maria Theresia, 16. Mai 1776, MACS II, 446 ff.; an Marie Antoinette, Mai 1776, MACS II, 449 ff.

264

An Marie Antoinette, 16. Juli 1774, MACS II, 204 ff.

265
Leopold, Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I, 338.

266
An Maximilian, April 1774, BKF II, 317 (Übers. B. St. R.).

267
Arneth, Maria Theresia VII, 477 ff., X, 692 ff.; ausführlich Braubach, Max Franz, 24.

268
Zum Erziehungsplan Joseph an Maria Theresia, 22. Juli 1775, MJC II, 72 ff.; Instruktionen an Maximilian, 1774, BKF II, 317 ff., dt. BAA, 342 ff.

269
Wertheimer, Schilderungen, 215 (Übers. B. St. R.).
270 KMT VIII, 16 f.
271
An Rosenberg, April 1774, BKF IV, 80 ff. (Übers. B. St. R.), mit Anweisungen für den Beichtvater und den Leibarzt; zum Inkognito KMT VIII, 202 f.
272
An Maximilian, 1774, BKF II, 317 ff., bes. 322, 337, dt. BAA 342 ff.; 7. Oktober 1775, Reinöhl, Briefe, 33 u. ö.

273

Bericht Leopolds über Maximilian, 1775, ediert bei Varrentrapp, Bericht, 1 ff.

274

An Ferdinand, BKF I, 282 f. (Übers. B. St. R.), ähnlich ebd. 271, 274, 278, 280, 284, 294, 297 u. ö.

275

An Ferdinand, August 1779, BKF II, 201, 206 f., 209, 268 u. ö.; an Beatrix, BKF III, April 1779, BKF III, 354 u. ö.

276

Ausführlich Braubach, Max Franz, 39 ff.

277 Joseph an Leopold, 14. November 1779, MJC III, 236; 14. Dezember 1779, MJC III, 239 u. ö.

278 An Beatrix, 26. Juni 1780, BKF III, 425; 28. August 1780, BKF III, 434.

279 So Braubach, Max Franz, 55 ff., das Zitat 63; zur Strategie Maria Theresias gegenüber den geistlichen Fürstentümern im Reich s.o. Kap. IV.

280 Braubach, Max Franz, 64.

281
An Maximilian, 22. September 1780, Reinöhl, Briefe, 34 ff.

282 KMT III, 190 f.

283
Vgl. Pangels, Die Kinder, 238; über Elisabeth als Kind äußerte Maria Theresia sich gelegentlich lobend: an Gräfin Trautson, van Rhyn, Briefe, 181.

284
Arneth, Maria Theresia VII, 269 ff.; Pangels, Die Kinder, 223 ff.

285
An Herzelles, 30. November 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 43.

286

Mercy an Kaunitz, 29. Dezember 1768, Arneth/Flammermont, Correspondance secrète de Mercy-Argenteau II, 347 ff.

287

Vgl. Kaunitz an Mercy, 24. Februar 1769, zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 540. – Vgl. auch oben Kap. IX zur zweiten Brautwahl Josephs II.

288

Mercy an Kaunitz, 4. Februar 1769, zitiert bei Arneth, Maria Theresia VII, 540 (Orig. deutsch).

289

1780 kam das gegenstandslose Gerücht auf, Elisabeth werde den Herzog Karl Eugen von Württemberg heiraten. Maria Theresia nahm an, Friedrich II. habe das aus Bosheit lanciert; vgl. BKF II, 300.

290

Vgl. die Kritik von Leopold, Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I, 341, 349. In ihrem Testament von 1764 war eine Stiftspfründe in Aussicht genommen worden, im Testament von 1767 wurde Elisabeth dann als Braut für den Herzog von Chablais vorgesehen, vgl. Arneth, Maria Theresia X, 732 f.

291

An Marie Christine, 29. Mai 1780, BKF II, 461 f. (Übers. B. St. R.).

292

Swinburne, Courts I, 342 f. (Übers. B. St. R.).

293

An Marie Christine, 1. Februar 1776, BKF II, 396 (Übers. B. St. R.), vgl. BKF II, 392.

294

Leopold, Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I, 349. Joseph nannte sie in einem Brief an Leopold geradezu verrückt, Beales, Joseph II, II, 54.

295

Wertheimer, Schilderungen, 215 f.

296
Zu Marianne vgl. Innerkofler, Eine große Tochter; Pangels, Die Kinder, 23 ff.; nur knappe Erwähnungen bei Arneth, Maria Theresia, IV, 153 f., VII, 245 f.; ferner Kernbauer/Zahradnik, Porträtkultur, zu Mariannes Nachlass in Klagenfurt.
297
KMT II, 197 (Dezember 1747).
298 KMT IV, 77 f.
299
Vgl. zur feierlichen Inauguration KMT VI, 164 f.

300

Swinburne, Courts I, 344; Wertheimer, Schilderungen, 215; KMT VI, 204.

301

Dass Marianne sich in den tristen Klagenfurter Konvent zurückziehen wollte, verstand niemand, vgl. Maria Theresia an Ferdinand, 3. Oktober 1771, BKF I, 73; Joseph an Leopold, 3. Juli 1775, MJC II, 61. – Zum Konvent vgl. Innerkofler, Eine große Tochter, 12 ff.; Pangels, Die Kinder, 31 ff.; Arneth, Maria Theresia IV, 153 f. In Klagenfurt pflegt man die Erinnerung an sie bis heute; selbst eine Wachsfigur Mariannes im Sterbemantel ihrer Mutter ist zu besichtigen; vgl. Koschatzky, Katalog, 341.

302 Selbstbekenntnis, abgedruckt bei Innerkofler, Eine große Tochter, 53–58; Tagebuch, ebd. 61–72.

303 Selbstbekenntnis, Innerkofler, Eine große Tochter, 58.

304 Selbstbekenntnis, Innerkofler, Eine große Tochter, 53 f.

305 Selbstbekenntnis, Innerkofler, Eine große Tochter, 54 f., 57.

306 Selbstbekenntnis, Innerkofler, Eine große Tochter, 57.

307
Selbstbekenntnis, Innerkofler, Eine große Tochter, 57 f.
308
Tagebuch, Innerkofler, Eine große Tochter, 61 ff., hier 64.
309
Wandruszka, Leopold II., I, 341, 348. Joseph nannte sie in einem Brief an Leopold eine Harpyie, Beales, Joseph II, II, 54.
310
Wandruszka, Leopold II., I, 348.
311
Les charmes de la fausse amitié, ediert bei Hrazky, Isabella von Parma, 195 f.

312
Tagebuch, Innerkofler, Eine große Tochter, 66.
313
Tagebuch, Innerkofler, Eine große Tochter, 74 u. ö.
314
Tagebuch, Innerkofler, Eine große Tochter, 69.
315
So z.B. an Herzelles, 30. November 1772, Kervyn de Lettenhove, Lettres, 43 (Übers. B. St. R.).

316

An Ferdinand, 28. Januar 1773, BKF I, 178, eine der ganz wenigen ausführlicheren Äußerungen über Marianne.

317

Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I, 341, 348.

318

Bericht der Erzherzogin Marianne über den Tod ihrer Mutter, ediert bei Innerkofler, Eine große Tochter, 76–85; Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 205–215; vgl. auch Arneth, Maria Theresia X, 719 ff.; Pangels, Die Kinder, 54 ff., s. dazu weiter unten.

319 So auch Joseph an die Aya Marquise Herzelles in einer Instruktion für die Erziehung seiner Tochter Therese, 1766, zitiert bei Pangels, Die Kinder, 45 f.

320 Das zeigt sich in Josephs Briefen an Leopold allenthalben, z.B. MJC II, 44 f., 60, 117 ff. u. ö.

321 In deutscher Übersetzung abgedruckt bei Wandruszka, Leopold II., I, 334–354.

322 Vgl. oben Kap. IX.

323
Wandruszka, Leopold II., I, 354 ff.
324
Leopold, Stato della famiglia,
Wandruszka, Leopold II., I, 334 ff.
325 Ebd. I, 335, 339 f.
326 Ebd. I, 342 f.
327 Ebd. I, 343, ähnlich 345.
328 Ebd. I, 347.
329
Zusatz zum Testament, 1. August 1778, Schlitter, Testament, 154 f.; BAA, 466. Arneth, Maria Theresia X, 731 ff., erwähnt bei seiner Darstellung der Testamente und der Beisetzung diese Verfügung nicht.

330

An Ferdinand, 30. September 1779, BKF II, 213. Zu ihrer fortschreitenden Verbitterung und Vereinsamung vgl. z.B. auch ebd. 210, 212; an Maximilian, 1. Oktober 1780, Reinöhl, Briefe, 38; an Beatrix, 2. November 1778, BKF III, 331 f. u. ö.

331

An Ferdinand, 14. April 1779, BKF II, 187 ff.

332

Z. B. an Joseph, 9. August 1778, MJC III, 32 (… *ne me haïssez pas*). Zur Russlandreise z.B. an Ferdinand, BKF II, 257, 262, 267; an Marie Antoinette, 3. November 1780, MACS III, 482 u. ö. Eine zum Entsetzen der Kaiserin ebenfalls geplante Reise nach England fand dann doch nicht statt.

333

An Maximilian, 14. Oktober 1780, Reinöhl, Briefe, 42; an Ferdinand, 17. Oktober 1780, BKF II, 301 f.; an Mercy, 3. November 1780, MACS III, 484 f.

334

An Marie Antoinette, 3. November 1780, MACS III, 482; an Ferdinand, 15. November 1780, BKF II, 310 ff.; vgl. schon 5. Oktober 1780, BKF II, 297 f., und 8. August 1780, BKF II, 288: Sie litt unter der Hitze und ließ einen Aderlass machen, aber beschwichtigte den Sohn, es gehe ihr nicht schlecht, das sei nur *pour contenter mon imagination*.

335

An Beatrix, 20. November, BKF III, 443, vgl. 441 f.; ebenso an Marie Christine, 20. November 1780, Wolf, Marie Christine I, 166 f.

336

An Mercy, 3. November 1780, MACS III, 484 f. (Übers. B. St. R.). Das war ihr letzter Brief nach Versailles.

337

Bericht der Erzherzogin Marianne über den Tod ihrer Mutter, ediert bei Innerkofler, Eine große Tochter, 76–85, sowie bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 205–

215 (danach im Folgenden zitiert); vgl. die letzten Briefe an Marie Christine, bei Wolf, Marie Christine I, 165 ff.; Albert von Sachsen-Teschen, Mémoires de ma vie, zitiert bei Arneth, Maria Theresia X, 837 f.; HHStA OMeA, Zeremonialprotokolle 35, fol. 366 ff. – Weitere Berichte über das Sterben der Kaiserin aus zweiter Hand: Lettre de la Princesse Leopoldine Liechtenstein sur les derniers jours de l'Imperatrice Marie-Thérèse, ediert bei Wolf, Marie Christine II, 221–228; anonymer Bericht an den Grafen Balassa, ediert bei

Killay, Geheimbericht, 343 f.; ferner in Cobenzls Memoiren, Arneth, Cobenzl, 131; Pichler, Denkwürdigkeiten I, 60 ff.; Sonnenfels' erste Vorlesung nach dem Tode Marien Theresiens, in: Sammlung merkwürdiger Aufsätze I, 24–46; Coxe, History III, 480 f., u.a. Vgl. Arneth, Maria Theresia X, 719 ff.; Hawlik-van de Water, Der schöne Tod; ferner Pangels, Kinder, 54 ff.; Hertel, Kontinuität.

338

Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 208.

339 Albert von Sachsen-Teschen, Mémoires de ma vie, zitiert bei Arneth, Maria Theresia X, 837; vgl. Joseph an Leopold, 23.-27. November 1780, MJC III, 322 ff.; Joseph an Kaunitz, 28. November 1780, Beer, Briefwechsel Joseph, Leopold und Kaunitz, 20.

340 Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 209.

341 Hertel, Kontinuität, 256.

342 An Leopold, 27. November 1780, BAA, 520; vgl. Joseph an Leopold, 27. November 1780, MJC III, 324.

343 HHStA OMeA, Zeremonialprotokolle 35, fol. 366v.

344 Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 210.

345 Ebd. 211.

346 Ebd. 212.

347 HHStA OMeA, Zeremonialprotokolle 35, fol. 371r.

348 An Maximilian hatte sie schon 1774 geschrieben: *Ich habe Euch ausgewählt, mir die Augen zu schließen*, BKF II, 317 (Übers. B. St. R.).

349 Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 213.

350 Ebd. 214.

351 Liechtenstein, Lettre, bei Wolf, Marie Christine II, 226 (Übers. B. St. R.); ähnlich Kállay, Geheimbericht, 343; Sonnenfels, Erste Vorlesung, in: Sammlung merkwürdiger Aufsätze I, 35.

352

Liechtenstein, Lettre, bei Wolf, Marie Christine II, 222, 224 (Übers. B. St. R.). Andere letzte Worte in der Sammlung merkwürdiger Aufsätze.

353

Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 215.

Liechtenstein, Lettre, bei Wolf, Marie Christine II, 224 (Übers. B. St. R.). Ein aufgeklärter Geist wie Cobenzl hob hervor, dass sie fromm gestorben, aber nicht in einen *excès de dévotion* verfallen sei, Arneth, Cobenzl, 131. Für Wraxall, Historical and Posthumous Memoirs I, 274 f., erhob ihr Sterben sie selbst über Friedrich II. und römische Kaiser wie Augustus, Hadrian und Vespasian.

355

Ebd. II, 222 f. (Übers. B. St. R.); vgl. z.B. Albert, Mémoires de ma vie, zitiert bei Arneth, Maria Theresia X, 838.

356

Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 211 f.; ähnlich berichtet es Cobenzl: Arneth, Cobenzl, 131: *Voilà quinze années que je me préparais à mourir; je n'ais jamais imaginé qu'on mourrait si facilement.*

357
Albert von Sachsen-Teschen, Mémoires de ma vie, zitiert bei Arneth, Maria Theresia X, 838.
358
So z.B. Croÿ, Geheimes Tagebuch, 382 f.
359
Ligne, Fragments II, 25, 164.
360 Arneth, Cobenzl, 131.
361
Ligne, Fragments I, 244; vgl. Mansel, Ligne, 92.

362

Friedrich II. an d'Alembert, 6. Januar 1781, Œuvres de Frédéric le Grand XXV, 191 f.: *J'ai cependant donné des regrets à la mort de l'Impératrice-Reine; elle a fait honneur au trône et à son sexe; je lui ai fait la guerre, et je n'ai jamais été son ennemi.*

363

Hersche, Spätjansenismus, 158.

Deutschsprachige Trauerreden und -gedichte in: Sammlung merkwürdiger Aufsätze und Nachrichten über den Tod der großen Kaiserinn Maria Theresia, Linz 1781 u.a.; zu den französischen Elogen und ihren zum Teil gegensätzlichen Deutungen vgl. Michaud, Laudatio (dort 685 sogar: *image de Dieu)*; Loupès, Telle mère, tel fils.

365

Christoph Martin Wieland, Teutscher Merkur, 1781; Elogen von Klopstock, Claudius und anderen, in: Deutsches Museum, Leipzig 1781, Zweites Stück, 97 f., 178 ff.; Georg Christoph Lichtenberg, Frankreichs Trauer über Maria Theresia, in: Göttinger Taschen-Calender 1782, 88–97.

366

Sommer, Hieronymus Löschenkohl, 17, 21 ff. – Ein allegorischer Stich auf Maria Theresias Tod z.B. bei Michaud, Laudatio, 689.

367

Bericht Mariannes, bei Vehse, Maria Theresia und ihr Hof, 205.

368

Zusammen mit ihren Herrschaftsinsignien: dem Erzherzogshut, den Kronen von Ungarn und Böhmen und erstaunlicherweise auch der kaiserlichen Hauskrone, die ja streng genommen nur Joseph zukam. Die Reichskrone kam dabei nicht in Frage; sie wurde in Nürnberg gehütet und nur zu Krönungen eingesetzt. Zum Trauerzeremoniell Wolf, Marie Christine I, 172 ff.; Hertel,

Kontinuität; Pangerl/Scheutz/Winkelbauer, Der Wiener Hof, 529 f.; Liselotte Popelka, Freuden- und Trauerzurüstungen in Wien und den Erblanden, in: Koschatzky, Maria Theresia, 355–362.

369 Schlitter, Testament, 154; Liechtenstein, Lettre, bei Wolf, Marie Christine II, 225; zu den verschiedenen Varianten des Testaments von 1754 bis 1780 vgl. Arneth, Maria Theresia X, 727; Beales, Joseph II, II, 53 ff.

370 Schlitter, Testament, 152 ff.

371

Zusatznotiz für den Kammerzahlamtsmeister Mayer, die in Schlitters Edition des Testaments fehlt, bei Arneth, Maria Theresia X, 727.

372

Wagner, Royal Graces, 22 ff.; ders., Das Geheime Kammerzahlamt, 174 f.

373

Joseph an Leopold, 3. Januar 1781, Arneth, Briefwechsel Joseph/Leopold I., 1; 31. Januar, 8. und 12. Februar 1781, ebd. I, 5 ff.; zu den ersten Maßnahmen allgemein Beales, Joseph II, II, 68 ff.

374

Johann Pezzl, Faustin oder das philosophische Jahrhundert, [Zürich] 1783, 331 f.

XV
Epilog

1

So Dutens, Memoires, 343 ff. (Übers. B. St. R.); vgl. die Charakterisierungen Maria Theresias z.B. bei: Arneth, Relationen I, 280 f., 304 f.; Hinrichs, Podewils; Ranke, Fürst; Arnheim, Urtheil; Sorel, Recueil des instructions, 347; Wraxall, Memoirs II, 297 ff., 342 ff.; Coxe, History III, 482 f.; Swinburne, Courts I, 341 f.; Wertheimer, Schilderungen, 213 f.; Moore, A View II, 265 f.; Guibert, Journal I, 283 f. (trotz vergleichsweise kritischer Sicht); Coke, Letters III und IV, passim; von den zeitgenössischen Lobrednern und Biographen ganz

Lobreden und Biographien ganz zu schweigen: Sonnenfels, Rede; Anonym, Untersuchung der Frage; Richter, Lebens- und Staats-Geschichte; Fromageot, Histoire; Jumel, Éloge, u. v.a.

2

Anonym, Princeps in compendio, lateinische Erstausgabe 1632, eine deutsche Übersetzung erschien 1713 (danach hier zitiert). Eine kommentierte zweisprachige Neuausgabe besorgte Notker Hammerstein, Hg., Staatslehre der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main 1991, 483–540, 1170 f. Die früheren Zuschreibungen an Kaiser Ferdinand II. oder Ferdinand III. als Autor werden heute nicht mehr geteilt. Zur Gottesfurcht und Beständigkeit vgl. den I., II. und IX. Punct.

3

Vgl. oben Kap. V (‹Ich bin nicht mehr dieselbe›).

4

Wertheimer, Schilderungen, 214.

5

So ein französischer Beobachter 1770 bei Wertheimer, Schilderungen, 214, und fast gleichlautend der venezianische Gesandte Erizzo 1745 zur Ausweisung der böhmischen Juden, zitiert bei Arneth, Maria Theresia III, 45.

6

Vgl. Kap. IV (‹Franz I. Stephan›).

7

So z.B. gegenüber dem Hofrat Greiner, Arneth, Greiner, 31; vgl. an die Gräfin Trautson: *ich bin jähzornig*, van Rhyn, Briefe, 268; zu ihrem Bedauern über ihre Szenen gegenüber Franz Stephan und Joseph s. Kap. IV (‹Franz I. Stephan›) und X (‹Machtproben›, ‹Das Regentschafts-Dilemma›).

8

So KMT II, 330; vgl. etwa KMT II, 51, 65, 100, 170 f., 178 f., 182, 184, 200 f., 213, 249; KMT IV, 90, 92, 98, 100, 123, 141 ff.; so auch das Urteil Isabellas, Badinter, Lettres; Wolf, Marie Christine II, 21 f.; impulsive Szenen beschreiben Hinrichs, Podewils, 63, 83; KMT I, 198 ff.; KMT II, 178; KMT III, 53 u.a.

9

Princeps in compendio, III. Punct: Von denen Räthen.

10 Princeps in compendio, XIV. Punct: Von denen Schmeichlern.

11 Vgl. Kap. II; grundlegend Winterling, Hof.

12 Vgl. etwa Beer, Bentinck, 5. Dem entsprach auch ihr Verzicht auf einen Baldachin in der Kirche, auf eine Leichenpredigt u.a.

13

Politisches Testament von 1750/51, BAA, 83; an Kaunitz, Juni 1766, Rothe, Briefe, 210; an Joseph, November 1771, MJC I, 350 f.; Arneth, Greiner, 316; Karajan, Sylva-Tarouca, 11 u. ö. Tarouca, der erfahrene alte Höfling, war sich des Dilemmas bewusst: *Wenn es nötig ist, Kabalen zu spinnen, um nicht als Mann von Kabalen zu gelten, dann gebe ich zu, dass ich als ein solcher erscheinen muss.*

14

Vgl. Kapitel V (‹Ein neues System›, ‹Favoritenwechsel›), Kap. XIII (‹Neue Schulen›).

15

Am deutlichsten wird das an ihrem Verhältnis zu van Swieten, aber auch zu Haugwitz; vgl. oben Kap. V (‹Ein neues System›) und Kap. IX (‹Gott und van Swieten›). Vgl. auch die Ratschläge Taroucas: Karajan, Sylva-Tarouca, 14 f.

16

So der schwedische Gesandte Bark 1756, Arnheim, Urtheil, 291.

17

Z. B. an Marie Antoinette, 30. September 1771, MACS II, 218 f. (Übers. B. St. R.); vgl. auch KMT III, 412. Alle Kinder bekamen ähnliche Ermahnungen mit auf den Weg, vgl. Rothe, Briefe, 144, 156, 178, 151, 220, 225.

18

Vgl. dazu grundlegend Goffman, Wir alle spielen Theater.

19
Z. B. an Ferdinand, BKF I, 72, 288 f.; an Albert von Teschen, bei Wolf, Hofleben, 351: Sie wolle lieber schwach erscheinen als ungerecht.
20
Linger, Denkwürdigkeiten, 216 ff., 230 ff.
21
Ligne, Fragments I, 76, 115, 144 f. u. ö.
22
Vgl. Kap. VI (‹Keuschheitsfeldzug›).

23
Auf solche Freiwilligkeitsfiktionen legten auch die Stände großen Wert, wenn es um Steuerforderungen oder Reformen ging, vgl. oben Kap. II (‹Die Hochzeit›) und Kap. V (‹Ein neues System›).
24
Vgl. Kap. VI (‹Gerüchte›) und Kap. VII (‹Untertanen am Hof›).
25
Vgl. Kap. III (‹Die Königin ist nackt›).
26
Princeps in compendio, IV. Punct.

27

Vgl. Kap. III (‹Pandurentheresl›).

28

Vgl. die Beschreibung des Dilemmas durch Tarouca, zwischen 1751 und 1754, Karajan, Sylva-Tarouca, 13 ff.

29

Princeps in compendio, V. Punct; vgl. z.B. an Ferdinand, BKF I, 117 f., 236 u. ö.

30

Vgl. Kap. II (‹Die Logik der Gunst›).

31

Z. B. an van Swieten, BKF IV, 243; an Joseph, MJC I, 160 f.; an Ferdinand, BKF I,156.

32

Z. B. Kap. XIV (‹Marie Antoinette›); vgl. Stollberg-Rilinger, Zur moralischen Ökonomie des Schenkens.

33

Zu Beginn ihrer Regierung fror sie die Gehälter ein und ließ viele Vergünstigungen *absterben*, KMT I, 103, 274 f., 285 f.; vgl. Politisches Testament von 1750/51, BAA, 72 f.

34
Grundlegend Wagner, Fürstengnade; vgl. Kap. V (‹Favoritenwechsel›). Vgl. die Urteile bei KMT IV, 27, 56 f., 103; V, 15, 34 f., 78 f., 229 ff. u. ö.

35
Vgl. Kap. VII (‹Höfischer Stundenplan›, ‹Arbeit am Charisma›).

36
[…] pas *dure, rude, et avoir de l'humeur, mais […] gracieuse, compatissante, indulgente, charitable,* so z.B. an Carolina, April 1768, BKF III, 51.

37
An Ferdinand, BKF I,117; vgl. Kap. VII (‹Distinktionen und Finessen›).

38
An Ferdinand, 8. November 1779, BKF II, 223: *qu'on sente le bien et le mal des autres.*

39
Z. B. an van Swieten, BKF IV, 233; an Leopold, BKF I, 25; an Beatrix, BKF III, 243 ff. u. ö.

40
Arnheim, Urtheil, 291 (Übers. B. St. R.).

41 Hinrichs, Podewils, 44.

42
Vgl. Kap. VII (‹Untertanen am Hof›); Kap. XII (‹Unheilbar räudige Schafe›); Kap. XIII (‹Unsere getreuen Untertanen›, ‹Fleiß und Disziplin›).
43
Z. B. an Ferdinand, BKF II, 312 f.: Ohne Rekommendationsschreiben ist niemand vorzulassen.
44
Coke, Letters III, 468, 476, 479 u. ö.
45
Coke, Letters IV, 275 f., 284 f., 298 f., 301, 359.

46

Wraxall, Memoirs II, 325 f.; Coxe, History III, 482. – 1770 hatte sich Maria Theresia an Antoine-Gabriel de Sartine, den Pariser Lieutenant général, mit der Bitte um Auskunft über seine neue Polizeiorganisation gewandt. Sartine ließ den Polizeikommissar Le Maire eine Darstellung der Pariser Institution schreiben, der sie Maria Theresia widmete: [Jean-Baptiste-Charles Le Maire], La police de Paris en 1770. Mémoire inédit composé par ordre de G. de Sartine sur la demande de Marie-Thérèse, avec une

introduction et des notes par A. Gazier, Paris 1879.

47 Z. B. KMT III, 37; vgl. Kap. V (‹Reformen›), Kap. VII (‹Höfischer Stundenplan›).

48 Vgl. Kap. V (‹Ich bin nicht mehr dieselbe›).

49 Vgl. Kap. XII (‹Unheilbar räudige Schafe›)‹ Kap. XIII (‹Informationsflut›, ‹Fleiß und Disziplin›, ‹Iustitia et clementia›).

50 Vgl. Kap. XII (‹Unsere guten Türken›).

51
Vgl. Kap. XI (‹Die Religion der Herrschaft›).
52
Vgl. Kap. VIII (‹Medienkrieg – Informationskrieg›).
53 Vgl. Kap. V (‹Reformen›).
54
Vgl. Kap. XIII (‹Informationsflut›).
55
Vgl. Kap. XIV (‹Der Herbst der Matriarchin›).

56

So Jumel, Éloge; anders etwa Joseph von Sonnenfels, in: Sammlung merkwürdiger Aufsätze I, 42 f.; vgl. Michaud, Laudatio; Wandruszka, Im Urteil der Nachwelt.

57

Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: Berlinische Monatsschrift, Dezember 1784.

58

Vgl. Kap. XI (‹Die Religion der Herrschaft›), Kap. XII (‹Unheilbar räudige Schafe›).

59

Vgl. Kap. X (‹Wie die Aufklärung an den Hof kam›); Kap. XIII (‹Widersetzlichkeit in Böhmen›).

60

An Beatrix, 26. Mai 1777, BKF III, 280 (Übers. B. St. R.).

61

Vgl. Kap. X (‹Das Regentschafts-Dilemma›, ‹Die Aufteilung des polnischen Kuchens›); Kap. XIII (‹Neue Schulen›, ‹Widersetzlichkeit in Böhmen›, ‹Der letzte Krieg›).

62
Vgl. Leopold, Stato della famiglia, Wandruszka, Leopold II., I; Arneth, Cobenzl, 107 ff.; Wertheimer, Schilderungen, 213 f.: Ihre Klatschsucht verdunkele ihr helles Bild.

63
So Moore, A View II, 336; vgl. Moser, Hof-Recht II, 779; vgl. auch die Auseinandersetzung mit Joseph bei KMT VIII, 118; vgl. Stollberg-Rilinger, Zur moralischen Ökonomie des Hofes.

64
So Sonnenfels, in: Sammlung merkwürdiger Aufsätze I, 41 f.

65

So schon Joseph, ÖZV II,3, Nr. 77, 52, vgl. Kap. IX (‹Das Regentschafts-Dilemma›).

66

Der Zusammenhang war der, dass auswärtige Gesandte drohten, nicht ihrer Krönung beizuwohnen, worauf sie antwortete: *Was aber sie [die Botschafter] vor eine Ehre mit ihrer gegenwart, oder vor eine zeügnis nothwendig, kann ich schwär begreiffen, vielmehr Ihnen zur Ehre gedeye, daß man sie einlade, und dieser zeügen nicht vonnöthen, umb das aller Welt bekandt, was mir gebühret, und wer ich bin.* HHStA OMeA, Zeremonialprotokolle 18, 1741 (Hofkonferenz vom 8. April 1741).

67

An Ferdinand, 2. Dezember 1779, BKF II, 231.

DANK

~

Lange hatte ich große Zweifel, ob diese Biographie zum Jubiläum von Maria Theresias 300. Geburtstag am 13. Mai 2017 würde erscheinen können. Dass es am Ende gelungen ist, habe ich vielen Menschen zu verdanken, die mich mit Interesse, Hinweisen, Kritik, tatkräftiger Hilfe und Aufmunterung unterstützt haben. Grundlage von allem anderen war die fruchtbare kollegiale Atmosphäre am Historischen Seminar der WWU Münster, am Exzellenzcluster ‹Religion und Politik› und am Sonderforschungsbereich

‹Kulturen des Entscheidens›. Vor allem Gerd Althoff, André Krischer, Matthias Pohlig, Michael Sikora, Tilman Haug, Philip Hoffmann-Rehnitz, Ulrich Pfister, Iris Fleßenkämper und Detlef Pollack verdanke ich mehr, als die Kollegen selbst vermutlich wissen. Es ist unmöglich, alle aufzuzählen, die mir darüber hinaus hilfreiche Hinweise gegeben haben. Erwähnen möchte ich stellvertretend nur Manja Quakatz für Forschungshinweise zu den Osmanen und Vít Kortus, der mir einige tschechische Texte erschlossen hat. Die Arbeit im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien ist mir durch das hilfsbereite Team von Archivdirektor Thomas Just zum Vergnügen gemacht worden.

Ein Jahr durfte ich am Wissenschaftskolleg zu Berlin verbringen. Ohne die paradiesischen Arbeitsbedingungen dort, eine perfekte Mischung aus geistiger Stimulation und Konzentration, hätte ich das Buch nicht schreiben können. Mein Dank gilt Luca Giuliani, Thorsten Wilhelmy und Daniel Schönpflug, aber vor allem auch den überaus kompetenten Mitgliedern der

verschiedenen Dienste, besonders dem Bibliotheksteam – Sonja Grund, Anja Brockmann, Stephan Gellner und Thomas Reimer, die mir buchstäblich alle bibliographischen Wünsche erfüllt haben. Den Kolleginnen und Kollegen des Jahrgangs 2015/16 habe ich mehr zu verdanken, als man auf einer Druckseite sagen kann – vor allem Ina Hartwig, die mit mir die Probleme des biographischen Schreibens geteilt hat, aber auch Jane Burbank, Anna Maria Busse-Berger, El Hadj Ibrahima Diop, Michael Gordin, Anselm Haverkamp, Daniel Jütte, Gertrude Lübbe-Wolff, Naoko Matsumoto, Jonathan Sheehan, Felicita Tramontana, Ralph Ubl, Barbara Vinken und Constanta Vintila-Ghitulescu.

Auch die Berliner Freunde, Kolleginnen und Kollegen haben mir wertvolle Anregungen gegeben: Etienne François, Daniela Hacke, Johannes Helmrath, Leonhard Horowski, Klaus Krüger, Wilfried Nippel, Alexander Schunka, Xenia von Tippelskirch, Claudia Ulbrich und Aloys Winterling. Lyndal Roper verdanke ich den Hinweis auf das sonderbare Porträt Maria

Theresias von Liotard, das den Titel schmückt.

Dem Verlag C.H.Beck, namentlich Stefan von der Lahr und Andrea Morgan, danke ich für die große Professionalität bei Lektorat und Herstellung und für die Nachsicht, mit der sie meinen Wünschen entgegengekommen sind und die Zeitknappheit souverän bewältigt haben. Auch die nimmermüde Einsatzbereitschaft mehrerer Generationen von Studentischen Hilfskräften habe ich über Gebühr strapaziert. Für ihre Geduld und Sorgfalt danke ich Theresa Bellermann, Hannah Frie, Jan Philipp Engelmann, Laura-Marie Krampe, Ole Meiners, Sven Solterbeck, Miklas Böhmer (für EDV-Soforthilfe) und vor allem Hendrik Holzmüller, der am Schluss mit großer Seelenruhe die Hauptlast getragen hat. Schließlich gilt mein ganz besonderer Dank Anne Roerkohl, meiner kritischen ersten Leserin, und Brigitte König, deren praktische und seelische Unterstützung wie immer unbezahlbar war.

Münster, Weihnachten 2016

Barbara Stollberg-Rilinger

ABKÜRZUNGEN

~

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften, 56 Bde., München 1875–1912.
ÄZA	Ältere Zeremonialakten

BAA	Walter, Friedrich (Hg.), Maria Theresia. Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit, 12), Darmstadt 1968
BKF	Arneth, Alfred von (Hg.), Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, 4 Bde., Wien 1881
BLKÖ	Wurzbach-Tannenberg, Constant von (Hg.), Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 60 Bde., Wien 1856–1891
FA	Familienakten
fl	Gulden

fol.	Folioseite
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien
HKA	Hofkriegsarchiv Wien
IPO	Instrumentum Pacis Osnabrugense (Osnabrücker Friedensvertrag)
KHM	Kunsthistorisches Museum Wien
KMT	Schlitter, Hans/Khevenhüller-Metsch, Rudolf (Hg.), Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, Kaiserlichen Obersthofmeisters, 1742–1776, Bde. 1–7, Wien/Leipzig 1908–1925; Bd. 8, hrsg. von Maria Breunlich-Pawlik und Hans Wagner, Wien 1972
LHA	Lothringisches Hausarchiv

MACS Arneth, Alfred/Auguste Mathieu Geffroy (Hg.), Correspondance secrète entre Marie Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau avec les lettres de Marie Thérèse et Marie Antoinette, 3 Bde., Paris 1874

MJC Arneth, Alfred von (Hg.), Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold, 3 Bde., Wien 1867

MIÖG Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung

MÖStA Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs

NDB Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der

Bayerischen Akademie der Wissenschaften, [bisher] 26 Bde., Berlin 1953–2016.

OMaA Obersthofmarschallamt

OMeA Obersthofmeisteramt

ÖNA Österreichisches Nationalarchiv

ÖNB Österreichische Nationalbibliothek

ÖZV II Kretschmayr, Heinrich/Joseph Kallbrunner/Friedrich Walter/Melitta Winkler (Hg.), Die österreichische Zentralverwaltung 1491–1918, 2. Abteilung: Von der Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei bis zur Einrichtung der Ministerialverfassung (1749–1848), Wien

	1925–1938
r	recto (Vorderseite)
Sbd.	Sammelband
S. A. R.	Son Altesse Royale (Ihre Königliche Hoheit)
S. M.	Sa Majesté (Ihre Majestät)
StPKB	Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz
v	verso (Rückseite)
ZP	Zeremonialprotokolle

QUELLEN UND LITERATUR

~

Ungedruckte Quellen

Österreichisches Staatsarchiv, Abt. Haus-, Hof- und Staatsarchiv

Reichskanzlei, Ministerialkorrespondenz, Karton 11
Reichskanzlei, Vorträge des Reichsvizekanzlers, 6d, 6e
Reichskanzlei, Kleinere Reichsstände, Karton 519
Reichskanzlei, Reichsakten in specie, Kartons 21,

22, 23, 24, 25
Staatskanzlei, Vorträge, 52, 53, 54, 58, 59, 62, 75, 114
Hausarchiv, Familienakten, Sammelbände 2, 3, 4, 5, 6, 7, 10
Hausarchiv, Familienakten, Kartons 18, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 54, 55, 96
Hausarchiv, Familienkorrespondenz A, Kartons 25, 26, 35, 36, 37
Hausarchiv, Familienkorrespondenz B, Kartons 18, 25, 28
Hausarchiv, Lothringisches Hausarchiv, Kartons 25, 35, 43, 111, 118
Obersthofmarschallamt, Akten 3, 4, 5, 6
Obersthofmeisteramt, Obersthofmeisteramtsakten, Ältere Reihe, Kartons 34, 35, 36, 37
Obersthofmeisteramt, Zeremonielldepartement, Ältere Zeremonialakten, Kartons 27, 37, 45
Obersthofmeisteramt, Hofzeremonielldepartement, Zeremonialprotokolle 10, 11, 16, 17, 18, 19, 35

Länderabteilungen, Österreichische Akten, Österreich – Staat 1
Kabinettsarchiv, Kabinettskanzlei, Nachlass Zinzendorff, Handschriften 2, 127
Sonderbestände R, Nachlass Fritz Reinöhl

Österreichische Nationalbibliothek

Manuskripte, Codex Nr. 14084–14085
Wiener Hofbibliothek Nr. 7731–7732

Fürstlich Liechtensteinsches Domänenarchiv: VA 5-2-2

Gedruckte Quellen

Abschaffung der peinlichen Frage in den österreichischen Erblanden, in: Ephemeriden der Menschheit (1776), 97–98.
Acta publica, oder Sammlung aller Staatsschriften, welche seit denen im Jahr 1756 zu London und Versailles geschlossenen Allianz-Tractaten an das Licht gekommen sind

und noch kommen werden, 4 Bde., Wien/Prag 1756–1758.
Anhang oder weitere Nachricht von den Bedrängnissen der Evangelischen Glaubensgenossen in den Landen des Erzherzogthums Oesterreich dem Lande ob der Ens, Steiermark und Kärnthen zur Vertheidigung ihrer Unschuld gegen die Verunglimpfungen ihrer Verfolger, Leipzig 1754.
Arneth, Alfred von (Hg.), Die Relationen der Botschafter Venedigs über Österreich im achtzehnten Jahrhundert nach den Originalen (Fontes rerum Austriacarum, 22–23), Wien 1863.
Arneth, Alfred von (Hg.), Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel, Leipzig 1866.
Arneth, Alfred von, Johann Christoph Bartenstein und seine Zeit, in: Archiv für österreichische Geschichte 46 (1871), 1–214.
Arneth, Alfred von, Graf Philipp Cobenzl und seine Memoiren, in: Archiv für

österreichische Geschichte 67 (1885), 1–177.
Arneth, Alfred von (Hg.), Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold, 3 Bde., Wien 1867.
Arneth, Alfred von (Hg.), Maria Theresia und Marie Antoinette. Ihr Briefwechsel während der Jahre 1770–1780, Paris 1865.
Arneth, Alfred von (Hg.), Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel von 1781 bis 1790, Wien 1872.
Arneth, Alfred von (Hg.), Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde, 4 Bde., Wien 1881.
Arneth, Alfred von (Hg.), Zwei Denkschriften der Kaiserin Maria Theresia, in: Archiv für österreichische Geschichte 47 (1871), 267–354.
Arneth, Alfred von/Jules Flammermont (Hg.), Correspondance secrète du Comte de Mercy-Argenteau avec l'empereur Joseph II. et le prince de Kaunitz, Paris 1889/91.
Arneth, Alfred von (Hg.), Maria Theresia und der

Hofrath von Greiner, in: Sitzungsberichte der Phil.-hist. Classe der Österr. Akademie der Wissenschaften XXX (1859), 307–378.
Arneth, Alfred von/Auguste Mathieu Geffroy (Hg.), Correspondance secrète entre Marie Thérèse et le comte de Mercy-Argenteau avec les lettres de Marie Thérèse et Marie Antoinette, 3 Bde., Paris 1874.
Arnheim, Fritz (Hg.), Das Urtheil eines schwedischen Diplomaten über den Wiener Hof im Jahre 1756, in: MIÖG 10 (1889), 287–294.
Articulen des allgemeinen Land-Tag-Schlusses […] auf dem Königlichen Prager Schloss, Prag 1683–1794.
Badinter, Elisabeth (Hg.), Isabella de Bourbon-Parme, «Je meurs d'amour pour toi». Lettres à l'Archiduchesse Marie-Christine, 1760–1763, Paris 2008.
Bauer, Wilhelm/Otto Erich Deutsch/Joseph Heinz Eibl (Hg.), Mozart. Briefe und Aufzeichnungen. Erweiterte Ausgabe, hg. von Ulrich Konrad, Kassel 2005.

Beales, Derek, Joseph II's Rêveries, in: MÖStA 33 (1980), 142–160.
Beck, Christian August, Versuch einer Staatspraxis, oder Canzeley-Übung, aus der Politik, dem Staats- und Völkerrechte, Wien 1754.
Beer, Adolf (Hg.), Die erste Theilung Polens. Bd. III: Documente, Wien 1873.
Beer, Adolf (Hg.), Joseph II., Leopold II. und Kaunitz. Ihr Briefwechsel, Wien 1873.
Beer, Adolf (Hg.), Aufzeichnungen des Grafen Bentinck über Maria Theresia, Wien 1871.
Beer, Adolf (Hg.), Denkschriften des Fürsten Wenzel Kaunitz-Rietberg, in: Archiv für österreichische Geschichte 48 (1872), 3–162.
Bergl, Josef, Der Judenmord in Böhmisch-Leipa am 9. Dezember 1744, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Cechoslovakischen Republik 2 (1930), 241–284.
Bicchieri, Emilio (Hg.), Lettere famigliari dell'Imperator Giuseppe II a Don Filippo e Don Ferdiando Duchi di Parma (1760–1767)

con note e documenti, in: Atti e memorie delle RR. deputazioni di storia patria per le provincie modenesi e parmensi IV (1868), 105–124.
Borié, Ägyd Valentin von, Staats-Betrachtungen über gegenwärtigen preußischen Krieg in Teutschland […], Wien 1761, in: Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg, hg. von Johannes Kunisch, Frankfurt am Main 1996, 651–734.
Bräker, Ulrich, Lebensgeschichte und natürliche Ebentheuer des Armen Mannes im Tockenburg (1789), hg. von Werner Günther, Stuttgart 1965.
Braubach, Max, Eine Satire auf den Wiener Hof aus den letzten Jahren Kaiser Karls VI., in: MIÖG 53 (1939), 21–78.
Breunlich, Maria/Marieluise Mader (Hg.), Karl Graf von Zinzendorf. Aus den Jugendtagebüchern 1747, 1752 bis 1763, Wien/Köln/Weimar 1997.
Briefe Preußischer Soldaten aus den Feldzügen 1756 und 1757 und über die Schlachten bei

Lobositz und Prag, Berlin 1901.
Brüggemann, Fritz (Hg.), Der Siebenjährige Krieg im Spiegel der zeitgenössischen Literatur, Leipzig 1935.
Campan, Jeanne Louise Henriette, Mémoires sur la vie privée de Marie-Antoinette, reine de France et de Navarre, suivis de souvenirs et anecdotes historiques sur les règnes de Louis XIV et de Louis XV, Paris ^{2}1823.
Carrach, Johann Philipp, Reichs-Grund-Gesetz- und Observanz-mäßiger Bericht von der Reichs-Acht, Halle 1758.
Casanova, Giacomo (Hg.), Geschichte meines Lebens, Berlin 1985.
Chemnitz, Johann Hieronymus, Vollständige Nachrichten von dem Zustande der Evangelischen und insonderheit von ihrem Gottesdienste bey der Königlich Dänischen Gesandtschafts Capelle in der Kayserlichen Haupt und Residenzstadt Wien, 1761 o. O.
Christoph, Paul (Hg.), Maria Theresia. Geheimer Briefwechsel mit Marie Antoinette, Wien 1980.

Cogniazo, Jacob de, Geständnisse eines österreichischen Veterans in politisch-militärischer Hinsicht auf die interessantesten Verhältnisse zwischen Östreich und Preußen während der Regierung Friedrich d. II. Mit historischen Anmerkungen, Breslau 1788–1791.
Coke, Mary, Letters and Journals of Lady Mary Coke, hg. von James Archibald Home, 4 Bde., Edinburgh 1889.
Conrad, Hermann, Verfassung und politische Lage des Reiches in einer Denkschrift Josephs II. von 1767/68, in: Festschrift Nikolaus Grass, hg. von Louis Carlen u.a., Innsbruck 1974, 161–185.
Conrad, Hermann (Hg.), Recht und Verfassung in der Zeit Maria Theresias. Die Vorträge zum Unterricht des Erzherzogs Joseph in Natur- und Völkerrecht, sowie im Deutschen Staats- und Lehensrecht, Köln/Opladen 1964.
Constitutio Criminalis Theresiana oder der Römisch-Kayserl. zu Hungarn und Böheim […] Majestät Mariae Theresiae […]

peinliche Gerichtsordnung, Wien 1769.
Coxe, William, History of the House of Austria, from the foundation of the Monarchy by Rhudolph of Hapsburgh, to the death of Leopold the Second, 1218 to 1792, Bd. III, London 1847.
Crantz, Heinrich Johann Nepomuk, Einleitung in eine wahre und gegründete Hebammenkunst, Wien 1756.
[Daun, Leopold Joseph Maria Graf von], Regulament und Ordnung des gesammten Kaierlich-Königlichen Fuß-Volcks von 1749. Faksimiledruck der Originalausgabe Wien 1749 mit einer Einleitung von Georg Ortenburg, Osnabrück 1969.
Dengler, Fritz (Hg.), Bayerischer Wald und Donaugefilde in schwerer Kriegszeit. Ein Bericht über das Kriegsgeschehen des Jahres 1742 in Teilen Niederbayerns mit der Oberpfalz mit Tagebuchaufzeichnungen des Abtes Marian Pusch von Niederaltaich im Mittelpunkt, in: Der Bayerwald 53 (1961).
Denis, Michael, Poetische Bilder der meisten

kriegerischen Vorgänge in Europa, seit dem Jahr 1756, Wien 1760–1761.
Des Heiligen Römischen Reichs vollständiger Genealogisch- und Schematischer Calender, Frankfurt am Main 1743–1746.
Deutsch, Otto Erich (Hg.), Mozart. Die Dokumente seines Lebens, Kassel u.a. 1961.
Die Unbekannte. Eine wahre Geschichte, Wien 1785.
Ditfurth, Franz Wilhelm Freiherr von (Hg.), Die historischen Volkslieder des siebenjährigen Krieges, Berlin 1871.
Ditfurth, Franz Wilhelm Freiherr von (Hg.), Die Historischen Volkslieder des Oestreichischen Heeres von 1638–1849. Aus fliegenden Blättern, handschriftlichen Quellen und dem Volksmunde, Wien 1874.
Dittersdorf, Karl von, Lebensbeschreibung. Seinem Sohne in die Feder diktirt, Leipzig 1801.
Johann Gustav Droysen u.a. (Hg.), Die politische Correspondenz Friedrichs des Großen, 46 Bde. und ein Ergänzungsband, Berlin

1879–1939.
Dutens, Louis, Mémoires d'un voyageur qui se repose, contenant des anecdotes historiques, politiques et littéraires, relatives a plusieurs des principaux personnages du siècle, Paris 1806.
Engelbrecht, Martin, Théatre de la milice étrangère. Schaubühne verschiedener in Teutschland bishero unbekannt gewester Soldaten von ausländischen Nationen, Augsburg 1742–44.
Engl, Franz/Theodor Wührer (Hg.), Innviertel 1779. Reisejournal Kaiser Joseph II. Generalstabsbericht Oberst von Seeger, Schärding 1979.
Fleming, Hanns Friedrich von, Der vollkommene Teutsche Soldat, Leipzig 1726, ND Osnabrück 1967.
Fournier, August, Gerhard van Swieten als Censor (Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, 84), Wien 1876.
Fromageot, Pierre, Histoire du règne de Marie-

Thérèse, Paris 1781.
Fuhrmann, Mathias, Alt- und Neues Oesterreich, Oder Compendieuse Universal-Historie, Von dem alt- und neuen, geist- und weltlichen Zustand dieses Landes […], Wien 1734.
Fuhrmann, Mathias, Historische Beschreibung und kurz gefaßte Nachricht von der Römisch Kaiserl. und königlichen Residenz-Stadt Wien und ihren Vorstädten, Wien 1767.
Galanterien Wiens, auf einer Reise gesammelt und in Briefen geschildert von einem Berliner, [Wien] 1784.
Garms-Cornides, Elisabeth, ‹On n'a qu'a vouloir, et tout est possible› oder ‹i bin halt wer i bin›. Eine Gebrauchsanweisung für den Wiener Hof, geschrieben von Friedrich August Harrach für seinen Bruder Ferdinand Bonaventura. In: Adel im «langen» 18. Jahrhundert, hg. von Gabriele Haug-Moritz, Wien 2009, 89–111.
Genealogisch-historische Nachrichten von den allerneuesten Begebenheiten, Welche sich an den europäischen Höfen zutragen […],

Leipzig 1743–44.
Ghelen, Johann Peter von (Hg.), Wiennerische Beleuchtungen/Oder Beschreibung Aller deren Triumph und Ehren-Gerüsten/Sinn-Bildern/Und anderen […] Auszierungen […] zu Ehren der […] Geburt […] Josephi […], Wien 1741.
Girard, Georges (Hg.), Correspondance entre Marie-Thérèse et Marie-Antoinette, Paris 1933.
Goethe, Johann Wolfgang von, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Werke. Hamburger Ausgabe, Bd. IX, München [9]1981.
Goodman, Katherine (Hg.), ‹Adieu Divine Comtesse›. Luise Gottsched, Charlotte Sophie Gräfin Bentinck und Johann Christoph Gottsched in ihren Briefen, Würzburg 2009.
Gottsched, Luise, ‹mit der Feder in der Hand›. Briefe aus den Jahren 1730–1762, hg. von Inka Kording, Darmstadt 1999.
Gottsched, Johann Christoph/[und Gottsched, Luise Adelgunde Victorie] (Hg.), Zwey Gedichte, womit gegen das Ende des 1749sten

Jahrs Beyderseits Römisch-Kaiserliche auch zu Hungarn und Böheim Königliche Majestäten allerunterthänigst verehret worden, Cassel 1750.
Gracián, Balthasar, Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit. Deutsch von Arthur Schopenhauer, hg. von Arthur Hübscher, München 1985.
Griselini, Franz, Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des Temeswarer Banats in Briefen an Standespersonen und Gelehrte, Wien 1780.
Grotehenn, Johann Heinrich Ludwig, Briefe aus dem Siebenjährigen Krieg, Lebensbeschreibung und Tagebuch, hg. von Marian Füssel und Sven Petersen, Potsdam 2012.
Grouchy, Vicomte de/Paul Cottin (Hg.), Journal inédit du duc de Croÿ, publié d'après le manuscrit autographe, Paris 1906–1907.
Grün, Anastasius [d. i. Anton Alexander von Auersberg], Spaziergänge eines Wiener Poeten. Textkritisch hg. und kommentiert

von Ralf Bogner, Hildesheim/Zürich/New York 2011.
Grypa, Dietmar/Alois Schmid (Hg.), Die Berichte der diplomatischen Vertreter des Kaiserhofs aus München an die Staatskanzlei zu Wien während der Regierungszeit des Kurfürsten Max III. Joseph 1745–1749, München 2000.
Guibert, François-Apolline Comte de, Journal d'un voyage en Allemagne fait en 1773, Paris 1803.
Hamberger, Klaus (Hg.), Mortuus non mordet. Dokumente zum Vampirismus, 1689–1791, Wien 1992.
Hammer-Purgstall, Joseph, Des türkischen Gesandten Resmi Ahmet Efendi Gesandtschaftliche Berichte von seinen Gesandtschaften in Wien im Jahre 1757 und in Berlin im Jahre 1763. Aus dem türkischen Originale übers. mit erl. Anm., Berlin/Stettin 1809.
Handelmann, Heinrich, Vom Wiener Hof aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Joseph's II., aus ungedruckten Depeschen des

Grafen Johann Friedrich Bachoff von Echt, königlich dänischen Gesandten (von 1751 bis 1781), in: Archiv für österreichische Geschichte 38 (1867), 457–467.
Harrasowsky, Philipp Harras Ritter von (Hg.), Der Codex Theresianus und seine Umarbeitungen, Wien 1883.
Heigel, Karl Theodor (Hg.), Das Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs, München 1883.
Herrgott, Marquard, Genealogia Diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae […], 3 Bde., Wien 1737.
Hersche, Peter (Hg.), Der aufgeklärte Reformkatholizismus in Österreich, Bern/Frankfurt am Main 1976.
Hinrichs, Carl (Hg.), Friedrich der Große und Maria Theresia. Diplomatische Berichte von Otto Christoph Graf von Podewils, Königlich preußischer Gesandter am österreichischen Hofe in Wien, Berlin 1937.
Hochedlinger, Michael/Anton Tantner (Hg.), ‹… der größte Teil der Untertanen lebt elend und

mühselig›. Die Berichte des Hofkriegsrates zur sozialen und wirtschaftlichen Lage der Habsburgermonarchie 1770–1771, Wien 2005.
Homann, Johann Christoph, Tabula Geographica Europae Austriacae o. J. (ca. 1724–30).
Hrazky, Josef, Die Persönlichkeit der Infantin Isabella von Parma, in: MÖStA 12 (1959), 174–239.
Hübner, Eberhard Friedrich (Hg.), Franz von der Trenk, Pandurenobrist. Dargestellt von einem Unpartheiischen. Mit einer Geniegeschichte, o. J. 1790.
Innerkofler, Adolf Pater, Eine große Tochter Maria Theresias, Erzherzogin Marianna. Jubelgabe zur Feier des 200jährigen Bestehens vom Elisabethinen-Konvent, Innsbruck 1910.
Irenophili zufällige Gedanken über einige politische Paradoxa bey jetzigem Kriege, o. O. 1758.
John, Johann Dionis, Lexikon der k. k. Medizinalgesetze. Mit einer Vorrede von

E. G. Baldinger […], Prag 1790–1791.
Jumel, Jean-Charles, Éloge de Marie-Thérèse, impératrice-reine d'Hongrie et de Bohème […], Paris 1781.
Justi, Johann Heinrich Gottlob von, Der Grundriß einer guten Regierung in fünf Büchern, Frankfurt am Main/Leipzig 1759.
Justi, Johann Heinrich Gottlob von, Allerunterthänigstes Gutachten von dem vernünftigen Zusammenhange der und practischen Vortrage aller Oeconomischen und Cameralwissenschaften […] benebst einer Antrittsrede von dem Zusammenhange eines blühenden Zustandes der Wissenschaften mit denjenigen Mitteln, welche einen Staat mächtig und glücklich machen, hg. von D. E. v. K., Leipzig 1754.
Kállay, István (Hg.), Ein Geheimbericht über den Tod Maria Theresias, in: MÖStA 34 (1981), 342–344.
Kallbrunner, Josef (Hg.), Maria Theresia als Herrscherin. Aus den deutschen Denkschriften, Briefen und Resolutionen

(1740–1756), Leipzig 1917.
Kallbrunner, Josef (Hg.), Kaiserin Maria Theresias Politisches Testament, München 1952.
Karajan, Theodor Georg von (Hg.), Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca. Feierliche Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Anhang, Wien 1859.
Kayserlich- und Königlicher Wie auch Ertzherzoglicher dann dero Haupt- und Residenz-Stadt Wien Staats- und Standeskalender auf das Gnadenreiche Jahr Jesu Christi […], Wien 1738–1775.
Keith, Robert Murray, Memoirs and correspondence (official and familiar) of Sir Robert Murray Keith, K. B., envoy extraordinary ad minister plenipotentiary at the courts of Dresden, Copenhagen, and Vienna, from 1769–1792 […]. Edited by Mrs. Gillespie Smyth, London 1849.
Kemmel, Löwle [d. i. Richter, Christoph Gottlieb], Helden-Lied über die Königin in Ungarn und ihre Gnade gegen die Juden, o. O.

1745.
Kervyn de Lettenhove, Joseph Marie Bruno Constantin (Hg.), Lettres inédites de Marie-Thérèse et de Joseph II., Brüssel 1868.
Keyßler, Johann Georg, Neueste Reisen durch Deutschland, Böhmen, Ungarn, die Schweiz, Italien und Lothringen […], Hannover 1751.
Kleemann, Nikolaus Ernst, Reisen von Wien über Belgrad bis Kilianova […] in den Jahren 1768, 1769 und 1770, Wien 1771.
Kleiner, Salomon (Hg.), Vera et accurata delineatio omnium templorum et coenobiorum […] oder Wahrhaffte und genaue Abbildung aller Kirchen und Klöster […] der Residenz-Statt Wien, Augsburg 1724–1737.
Klingenstein, Grete/Eva Faber/Antonio Trampus (Hg.), Europäische Aufklärung zwischen Wien und Triest. Die Tagebücher des Gouverneurs Karl Graf von Zinzendorf 1776–1782, Wien 2009.
Klueting, Harm (Hg.), Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der

theresianisch-josephinischen Reformen, Darmstadt 1995.
Kolinovics, Gábor/Márton György Kolichich, Nova Ungariae Periodus, Buda 1790.
Kollár, Adam Franz, Vorläufige Ausführung der Rechte des Königreichs Hungarn auf […] Reußen und Podolien, Wien 1772.
Kretschmayr, Heinrich/Joseph Kallbrunner/Friedrich Walter/Melitta Winkler (Hg.), Die österreichische Zentralverwaltung 1491–1918, 2. Abteilung: Von der Vereinigung der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei bis zur Einrichtung der Ministerialverfassung (1749–1848), Wien 1925–1938.
Kriegl, Georg Christoph, Erbhuldigung, welche der Allerdurchleuchtigst Grossmächtigsten Frauen, Frauen Mariae Theresiae, zu Hungarn und Boheim Königin, als Ertzherzogin zu Österreich von denen gesamten Nieder-Österreichischen Ständen […] allerunterthänigst abgelegt den 22. November anno 1740 und auf Verordnung wohl

ermelten loblichen Herren Ständen mit allen Umständen aussführlich beschrieben worden, Wien 1740.
[Kropatschek, Joseph] (Hg.), Sammlung aller k. k. Verordnungen und Gesetze vom Jahre 1740 bis 1780 […], Wien 1787.
Küchelbecker, Johann Basilius, Allerneueste Nachricht vom Römisch-Kayserlichen Hofe nebst einer ausführlichen Beschreibung der Kayserlichen Residenz-Stadt Wien und der umliegenden Örter […], Hannover 1730.
Kunisch, Johannes (Hg.), Aufklärung und Kriegserfahrung. Der ‹Siebenjährige Weltkrieg› 1756–1763 in klassischen Texten der Zeitzeugen: Archenholz, Friedrich der Große, Borié, Abbt, Frankfurt am Main 1996.
Küntzel, Georg (Hg.), Österreichische Acten zur Vorgeschichte des siebenjährigen Krieges, in: Preußische und österreichische Akten zur Vorgeschichte des Siebenjährigen Krieges, hg. v. Gustav Berthold Volz/Georg Küntzel, Stuttgart 1899, 143–746.
[Lamberg, Maximilien Joseph], Mémorial d'un

mondain, London ^{2}1776.
Lehmann, Johann, Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen, Leipzig 1785.
Lehndorff, Ernst Ahasverus Heinrich von, Dreißig Jahre am Hofe Friedrichs des Großen. Aus den Tagebüchern Ernst Ahasver Heinrich von Lehndorffs, Kammerherrn der Königin Elisabeth Christine von Preußen, hg. von Karl Eduard Schmidt-Lötzen, Gotha 1907.
Lieben, Samuel Hugo (Hg.), Igereth Machalath, eine hebräische Chronik des 18. Jahrhunderts, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Cechoslovakischen Republik 2 (1930), 293–402.
Lieben, Samuel Hugo (Hg.), Briefe von 1744–1748 über die Austreibung der Juden aus Prag, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Cechoslovakischen Republik 4 (1932), 353–479.
Ligne, Charles-Joseph Prince de, Fragments de l'histoire de ma vie, hg. von Jeroom

Vercruysse, Paris 2000.
Ligne, Charles-Joseph Prince de, Mon Journal de la guerre de Sept Ans, hg. von Jeroom Vercruysse und Bruno Colson, Paris 2008.
Linger, Karl Friedrich (Hg.), Denkwürdigkeiten aus dem Leben des k. k. Hofrathes Heinrich Gottfried von Bretschneider, 1739 bis 1810, Wien 1892.
Lippert, Woldemar (Hg.), Kaiserin Maria Theresia und Kurfürstin Maria Antonia von Sachsen. Briefwechsel 1747–1772. Mit einem Anhang ergänzender Briefe, Leipzig 1908.
Loen, Johann Michael von, Gesammelte Kleine Schrifften, Bd. 1, Frankfurt/Leipzig 1750.
Ludewig, Johann Peter von, Vollständige Erläuterung der Güldenen Bulle, Frankfurt 1719.
Lünig, Johann Christian (Hg.), Theatrum ceremoniale historico-politicum, Oder Historisch-und Politischer Schau-Platz Aller Ceremonien […], Leipzig 1719.
Maaß, Ferdinand (Hg.), Der Josephinismus. Quellen zu seiner Geschichte in Österreich

1760–1850. Amtliche Dokumente aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, 5 Bde., Wien 1951–1961.
Maaß, Ferdinand, Vorbereitung und Anfänge des Josephinismus, in: MÖStA 1 (1948), 289–444.
Marie-Caroline, Reine de Naples et de Sicile, Correspondance inédite avec le marquis de Gallo, Paris 1911.
Merckwürdige Historische Nachrichten von den bey den jetzigen Kriegen von neuem bekannt gewordenen Völckern […], Jena 1743.
Mikoletzky, Hanns Leo (Hg.), Ein Sammelband mit Briefen Franz Stephans, in: MÖStA 23 (1970), 105–127.
Montagu, Lady Mary Wortley, The complete letters, hg. von Robert Halsband, Bd. I. 1708–1720, Oxford 1965.
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat, Baron de la Brède, Œuvres, hg. von Roger Caillois, 2 Bde., Paris 1949.
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat, Baron de la Brède, Meine Reisen in Deutschland

1728–1729. Ausgewählt, hg., kommentiert und eingel. von Jürgen Overhoff. Aus dem Frz. übers. von Hans W. Schumacher, Stuttgart 2014.
Moore, John, A View of Society and Manners in France, Switzerland, and Germany, Paris 1803.
[Moser, Friedrich Carl von], Was ist: gut Kayserlich, und: nicht gut Kayserlich?, [Leipzig] 1766.
Moser, Friedrich Carl von, Versuch einer Staats-Grammatik, Frankfurt am Main 1749.
Moser, Friedrich Carl von, Abhandlung von der Staats-Galanterie, in: ders., Kleine Schriften zur Erläuterung des Staats- und Völker-Rechts, Frankfurt am Main 1751, 1–181.
Moser, Friedrich Carl von, Teutsches Hof-Recht, Frankfurt am Main 1754.
Moser, Friedrich Carl von, Patriotisches Archiv für Deutschland, Frankfurt am Main/Leipzig 1786.
Moser, Johann Jakob von, Teutsches Staats-Recht, 50 Theile, Nürnberg 1737–1754.

Muratori, Lodovico Antonio, Die wahre Andacht des Christen. Untersuchet und von Ludewig Anton Muratori […] in italiän. Sprache beschrieben, nunmehr aber ins reine Deutsch übers., Wien 1762.
Neues Genealogisch-Schematisches Reichs- und Staats-Handbuch, Frankfurt am Main 1748–1765.
[Pezzl, Johann], Skizze von Wien, Wien/Leipzig 1785.
Pichler, Karoline, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Mit einer Einleitung und zahlreichen Anmerkungen nach dem Erstdruck und der Urschrift neu herausgegeben von Emil Karl Blümml, München 1914.
[Pilati di Tassulo, Carlo Antonio], Reisen in verschiedene Länder von Europa, in den Jahren 1774, 1775 und 1776; oder Briefe, die aus Deutschland, der Schweiz, Italien, Sicilien und Paris geschrieben worden, Leipzig 1778.
Plenk, Joseph Jakob, Anfangsgründe der Geburtshilfe, Wien 1768.

Pleschinsky, Hans (Hg.), ‹Nie war es herrlicher zu leben›. Das geheime Tagebuch des Herzogs von Croÿ 1718–1784, München ^{2}2011.
Pommerin, Rainer/Lothar Schilling (Hg.), Denkschrift des Grafen Kaunitz zur mächtepolitischen Konstellation nach dem Aachener Frieden von 1748, in: Expansion und Gleichgewicht. Studien zur europäischen Mächtepolitik des Ancien régime, hg. von Johannes Kunisch, Berlin 1986, 165–239.
Portrait de Joseph II attribué à un Ambassadeur à la Cour de Vienne, et tracé en 1773, Wien 1773.
Preuß, Johann David Erdmann (Hg.), Œuvres de Frédéric le Grand, 30 Bde., Berlin 1846–1856.
Pribram, Alfred Francis (Hg.), Urkunden und Akten zur Geschichte der Juden in Wien. 1. Abt. Allg. Teil, 1526–1847, Bd. 1, Wien/Leipzig 1918.
Princeps in compendio, Das ist: Etliche Kurtze zusammengefaste Puncte oder Regeln, Welche ein Regent bey seiner Regierung zu beobachten nöthig hat (1632), o. O. 1701.

Prosch, Peter, Leben und Ereignisse des Peter Prosch eines Tyrolers von Ried im Zillerthal oder das wunderbare Schicksal. Geschrieben in Zeiten der Aufklärung, Originalausg. 1789, München 1964.
Ramhoffsky, Johann Heinrich, Drey Beschreibungen, Erstens: Des Königlichen Einzugs, welchen […] Maria Theresia […] in Dero Königliche drey Prager Städte gehalten, Andertens: Der Erb-Huldigung […]; Drittens: […] Königlich-Böhmischen Crönung, Prag 1743.
Ranke, Leopold von (Hg.), Maria Theresia und ihr Hof im Jahr 1755. Aus den Papieren des Großkanzler von Fürst, in: Historisch-politische Zeitschrift 2 (1835), 667–740.
Rautenstrauch, Johann, Biographie Marien Theresiens, Wien 1779.
Rechberger, Anton Johann, Vollständige Geschichte der Einimpfung der Blattern in Wien nebst der besten Art selbe vorzunehmen, Wien 1788.
Reinöhl, Franz (Hg.), Briefe der Kaiserin Maria

Theresia an Erzherzog Maximilian Franz (Historische Blätter, Bd. 6), Wien 1934.
Relation de l'inauguration solemnelle de Sa Sacrée Majesté Marie Therese Reine de Hongrie et de Boheme; Archiduchesse d'Autriche &c. comme Comtesse de Flandres, célébrée à Gand, Ville Capitale de la Province, le XXVII. Avril 1744, Gent 1744.
Richter, Christoph Gottlieb, Lebens- und Staats-Geschichte der Allerdurchlauchtigsten Großmächtigsten Fürstin und Frauen, Frauen Maria Theresia […], Nürnberg 1743–1747.
Riesbeck, Johann Kaspar, Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder in Paris, hg. und bearb. von Wolfgang Gerlach nach der Originalausg. Zürich 1783, Stuttgart 1967.
Rohr, Julius Bernhard von, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschafft der Grossen Herren […], Berlin 1733, ND Weinheim 1990.
Rothe, Carl (Hg.), Die Mutter und die Kaiserin. Briefe der Maria Theresia an ihre Kinder und

Vertrauten, Wien 1968.
Sammlung merkwürdiger Aufsätze und Nachrichten über den Tod der großen Kaiserinn Maria Theresia, Linz 1781.
Scheyb, Franz Christoph von, Theresiade. Ein Ehren-Gedicht, Wien 1746.
Schlitter, Hans (Hg.), Correspondance secrète entre le Comte Anton Wenzel Kaunitz-Rietberg, Ambassadeur impérial à Paris, et le Baron Ignaz de Koch, Secrétaire de l'Impératrice Marie-Thérèse, 1750–1752, Paris 1899.
Schlitter, Hans/Khevenhüller-Metsch, Rudolf (Hg.), Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, Kaiserlichen Obersthofmeisters, 1742–1776, Bde.1–7, Wien/Leipzig 1908–1925; Bd. 8, hg. von Maria Breunlich-Pawlik und Hans Wagner, Wien 1972
Schlitter, Hans (Hg.), Das Testament Maria Theresias, in: Österreich. Zeitschrift für Geschichte 1 (1918), 143–155.

Schuegraf, Joseph Rudolph (Hg.), Das französische Lager bei Hengersberg 1742, aus dem Tagebuche des Herrn Abtes Marian Pusch von Niederaltaich gezogen und neu bearbeitet, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern V (1856).
Schuegraf, Joseph Rudolph (Hg.), Das österreichische Lager bei Hengersberg 1742, aus dem Tagebuche des Herrn Abtes Marian Pusch von Niederaltaich gezogen und neu bearbeitet, in: Verhandlungen des Historischen Vereins für Niederbayern VII (1861).
Schwandtner, Johann Georg (Hg.), Scriptores rerum hungaricarum veteres […], Wien 1746.
Schwerdtfeger, Josef (Hg.), Eine Denkschrift des Großherzogs (nachmaligen Kaisers) Franz Stephan von Lothringen-Toscana aus dem Jahre 1742, in: Archiv für österreichische Geschichte 85 (1898), 361–378.
Seckendorff, Baron Christophe Louis de, Journal

secret, in: Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königl. Preußischen Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth vom Jahr 1709 bis 1733, Tübingen 1811, 1–290.
Sonnenfels, Joseph von, Rede auf Marien Theresien, Kaiserinn, Königinn von Hungarn und Böheim. An ihrem Geburtstage in der feierlichen Versammlung der Deutschen Gesellschaft in Wien gehalten, Wien 1762.
Sonnenfels, Joseph von, Grundsätze der Polizey-, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Wien 1777.
Sonnenfels, Joseph von, Gesammelte Schriften, Wien 1783–1787.
Soprani, Anne/André Magnan (Hg.), Une femme des lumières. Écrits et lettres de la comtesse de Bentinck 1715–1800, Paris 1997.
Sorel, Albert (Hg.), Recueil des instructions données aux ambassadeurs et ministres de France depuis les traités de Westphalie jusqu'à la Révolution française: publié sous les auspices de la Commission des archives

diplomatiques au Ministère des affaires étrangères. Bd. 1: Autriche, Paris 1884.
Steube, Johann Caspar, Wanderschaften und Schicksale von Johann Caspar Steube, Schuhmacher- und italiänischer Sprachmeister in Gotha, Gotha 1791.
Storch, Johann, Unterricht vor Heb-Ammen […], Gotha 1747.
Swinburne, Henry, The Courts of Europe at the Close of the Last Century, hg. von Charles White, London 1841.
Taube, Friedrich Wilhelm von, Historische und geographische Beschreibung des Königreiches Slavonien und des Herzogthumes Syrmien, sowohl nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch nach ihrer itzigen Verfassung und neuen Einrichtung in kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Dingen, Leipzig 1777–1778.
Teutsche Kriegs-Canzley, Frankfurt am Main/Leipzig 1757–1763.
Thümmler, Lars-Holger (Hg.), Die Österreichische Armee im Siebenjährigen Krieg. Die

Bautzener Bilderhandschrift aus dem Jahre 1762, Berlin 1993.
Untersuchung der Frage: Warum die Königin in Ungarn so ausserordendlich geliebet werde?, o. O. 1745.
van Rhyn, René (Hg.), Unveröffentlichte Briefe der Kaiserin Maria Theresia, in: Österreichische Rundschau 33 (1912), 171–181; 268–277.
van Swieten, Gerhard, Abhandlung des Daseyns der Gespenster, nebst einem Anhang Vom Vampyrismus, Augsburg 1768.
van Swieten, Gerard, Erläuterungen der Boerhaavischen Lehrsäze von Erkenntniß und Heilung der Krankheiten, Wien ^{2}1778.
Varrentrapp, Conrad (Hg.), Bericht Leopolds von Toskana an Joseph II. über Maximilian, in: Beiträge zur Geschichte der Kurkölnischen Universität Bonn, Bonn 1868.
Vollständige Geschichte der neuesten Bedruckungen der Evangelischen in den Erblanden des Hauses Oesterreich mit den dazu gehörigen Urkunden und

Beweisschriften, o. O. 1763–64.
Vollständiges Diarium von der höchst-begückten Erwehlung des […] Herrn Franciscus […] zum Römischen König und Kayser […]. Beigegeben: Vollständiges Diarium von der höchst-erfreulichen Crönung des […] Herrn Franciscus Erwehlten Römischen Kaysers […], Frankfurt am Main 1746.
Voltaire [François-Marie Arouet], Précis du siècle de Louis XV. Œuvres complètes, Bd. 19, Paris 1820.
Voltelini, Hans von (Hg.), Eine Denkschrift des Grafen Johann Anton Pergen über die Bedeutung der römischen Kaiserkrone für das Haus Österreich, in: Gesamtdeutsche Vergangenheit. Festgabe für Heinrich Ritter von Srbik zum 60. Geburtstag, München 1938, 152–168.
von der Trenck, Franz, Merckwürdiges Leben und Thaten Des Weltberühmten Herrn Francisci Frey-Herrns von der Trenck, Ihro Römisch-Kayserl. und Königl. Majestät in Ungarn und Böhmen etc. etc. würklichen Obristen und

Inhaber eines Sclavonischen Banduren-Regiments […] Von Ihm selbst bis zu Ende des Jahrs 1747. fortgesetzt, Frankfurt/Leipzig 1748.
von der Trenck, Friedrich, Die ‹Blutbibel› des Friedrich Freiherrn von der Trenck (1727–1794), Köln/Weimar/Wien 2014.
Volz, Gustav Berthold (Hg.), Die Werke Friedrichs des Großen, 10 Bde., Berlin 1913–1914.
Walter, Friedrich (Hg.), Maria Theresia, Briefe und Aktenstücke in Auswahl (Freiherr-vom-Stein-Gedächtnis-Ausgabe. Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte der Neuzeit, 12), Darmstadt 1968.
[Wekhrlin, Wilhelm Ludwig], Denkwürdigkeiten von Wien. Aus dem Französischen übersetzt, Wien 1777.
Wertheimer, Eduard (Hg.), Zwei Schilderungen des Wiener Hofes im XVIII. Jahrhundert, in: Archiv für österreichische Geschichte 62 (1881), 199–237.
Wraxall, Nathaniel William, Historical Memoirs

of his Own Time, London 1815.
Wraxall, Nathaniel William, The Historical and the Posthumous Memoirs of Sir Nathaniel William Wraxall, 1772–1784, with notes and additional chapters from the author's unpublished ms., London 1884.
Wührer, Jakob/Martin Scheutz (Hg.), Zu Diensten Ihrer Majestät. Hofordnungen und Instruktionsbücher am frühneuzeitlichen Wiener Hof, Wien/München 2011.
Zedler, Johann Heinrich (Hg.), Großes Vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschafften und Künste […], 64 Bde., 4 Suppl.bde., Halle/Leipzig 1731–1754.
Zinzendorf, Karl Graf von, Aus den Jugendtagebüchern 1747, 1752 bis 1763. Nach Vorarbeiten von Hans Wagner hg. von Maria Breunlich und Marieluise Mader, Köln/Weimar/Wien 1997.
Zweybrück, Franz (Hg.), Briefe der Kaiserin Maria Theresia und Josefs II. und Berichte des Obersthofmeisters Grafen Anton Salm, 17. März 1760 bis 16. Jänner 1765, in: Archiv

für österreichische Geschichte 76 (1890), 111–125.

Literatur (nach 1800)

Abbate, Carolyn/Roger Parker, Eine Geschichte der Oper. Die letzten 400 Jahre, München 2013.

Adam, Wolfgang/Holger Dainat (Hg.), ‹Krieg ist mein Lied›. Der Siebenjährige Krieg in zeitgenössischen Medien, Göttingen 2007.

Adamson, John (Hg.), The Princely Courts of Europe. Ritual, Politics, and Culture under the Ancien Régime 1550–1750, London 1999.

Allmayer-Beck, Johann Christoph, Wandlungen im Heerwesen zur Zeit Maria Theresias, in: Maria Theresia. Beiträge zur Geschichte des Heerwesens ihrer Zeit, hg. von der Direktion des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Graz/Wien/Köln 1967, 7–24.

Allmayer-Beck, Johann Christoph, Die Armee Maria Theresias und Josephs II., in: Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, hg. v. Erich Zöllner, Wien

1983, 71–83.
Ammerer, Gerhard, Aufgeklärtes Recht, Rechtspraxis und Rechtsbrecher, in: Ambivalenzen der Aufklärung. Festschrift für Ernst Wangermann, hg. v. Gerhard Ammerer/Hanns Haas, München 1997, 101–138.
Ammerer, Gerhard/Alfred Stefan Weiss (Hg.), Strafe, Disziplin und Besserung. Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser 1750–1850, Frankfurt am Main 2006.
Ammerer, Gerhard u.a. (Hg.), Bündnispartner und Konkurrenten der Landesfürsten? Die Stände in der Habsburgermonarchie, Wien/München 2007.
Anderson, Matthew Smith, The War of the Austrian Succession, 1740–1748, Harlow/New York 1998.
Andreas, Willy, Das Theresianische Österreich und das achtzehnte Jahrhundert, München/Berlin 1930.
Andreozzi, Daniele/Loredana Panariti, Trieste and the Ottoman Empire in the Eighteenth

Century, in: Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert/Europe and Turkey in the 18th Century, hg. v. Barbara Schmidt-Haberkamp, Bonn 2011, 219–230.
Anklam, Ewa, Wissen nach Augenmaß. Militärische Beobachtung und Berichterstattung im Siebenjährigen Krieg, Berlin u.a. 2007.
Aretin, Karl Otmar Freiherr von, Der Josephinismus und das Problem des katholischen aufgeklärten Absolutismus, in: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., hg. v. Richard Georg Plaschka/Grete Klingenstein, Wien 1985, 509–524.
Aretin, Karl Otmar von, Das Problem der Kriegführung im Heiligen Römischen Reich, in: Politischer Wandel, organisierte Gewalt und nationale Sicherheit, hg. v. Ernst Willi Hansen u.a., München 1995, 1–10.
Aretin, Karl Otmar von, Heiliges Römisches Reich 1776–1806. Reichsverfassung und

Staatssouveränität, 2 Bde., Wiesbaden 1967.
Aretin, Karl Otmar von, Das Alte Reich 1648–1806, 3 Bde., Stuttgart 1997.
Arlaud, Daniel, Vampire, Aufklärung und Staat. Eine militärmedizinische Mission in Ungarn, 1755–1756, in: Gespenster und Politik, 16. bis 21. Jahrhundert, hg. v. Claire Gantet/F. d'Almeida, München 2007, 127–144.
Arndt, Johannes/Esther-Beate Körber (Hg.), Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750), Göttingen 2010.
Arneth, Alfred Ritter von, Geschichte Maria Theresia's, 10 Bde., Wien 1863–1879.
Asch, Ronald W. (Hg.), Hannover, Großbritannien und Europa. Erfahrungsraum Personalunion 1714–1837 Göttingen 2014.
Auer, Leopold, Zur Rolle der Archive bei der Vernichtung und (Re-)Konstruktion von Vergangenheit, in: Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive, hg. v. Csáky, Moritz u.a., Wien 2001, 57–66.
Augustynowicz, Christoph/Ursula Reber (Hg.),

Vampirglaube und Magia posthuma im Diskurs der Habsburgermonarchie, Münster 2011.
Bachleitner, Norbert/Franz M. Eybl/Ernst Fischer (Hg.), Geschichte des Buchhandels in Österreich, Wiesbaden 2000.
Bachtrögl, Robert, Die Nadelburg. Ein Denkmal vom Beginn des Industriezeitalters, Lichtenwörth 2009.
Badinter, Elisabeth, Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981.
Badinter, Elisabeth, Der Infant von Parma oder Die Ohnmacht der Erziehung (Originalausgabe: L'Infant de Parme, Paris 2008), München 2010.
Baecque, Antoine de, The Body Politic. Corporeal Metaphor in Revolutionary France, 1770–1800, Stanford 1997.
Bahlcke, Joachim, Hungaria eliberata? Zum Zusammenstoß von altständischer Libertät und monarchischer Autorität in Ungarn an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, in:

Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, hg. v. Petr Mat'a/Thomas Winkelbauer, Stuttgart 2006, 301–315.
Bahlcke, Joachim/Karen Lambrecht/Hans-Christian Maner (Hg.), Konfessionelle Pluralität als Herausforderung. Koexistenz und Konflikt in Spätmittelalter und früher Neuzeit, Leipzig 2006.
Baier, Karl, Mesmer versus Gaßner. Eine Kontroverse der 1770er Jahre und ihre Interpretationen, in: Von der Dämonologie zum Unbewussten. Die Transformation der Anthropologie um 1800, hg. v. Maren Sziede/Helmut Zander, Berlin 2015.
Balász, Eva/Ludwig Hammermayer u.a. (Hg.), Beförderer der Aufklärung in Mittel- und Osteuropa. Freimaurer, Gesellschaften, Clubs, Essen 1987.
Ball, Gabriele (Hg.), Diskurse der Aufklärung. Luise Adelgunde Victorie und Johann Christoph Gottsched, Wiesbaden 2006.

Barcsay, Ákos, Herrschaftsantritt im Ungarn des 18. Jahrhunderts. Studien zum Verhältnis zwischen Krongewalt und Ständetum im Zeitalter des Absolutismus, Sankt Katharinen 2002.

Barta, Heinz/Günther Pallaver (Hg.), Karl Anton von Martini. Ein österreichischer Jurist, Rechtslehrer, Justiz- und Bildungsreformer im Dienste des Naturrechts, Wien/Berlin 2007.

Barta, Ilsebill, Maria Theresia. Kritik einer Rezeption, in: Die ungeschriebene Geschichte. Historische Frauenforschung, hg. v. Wiener Historikerinnen, Wien 1984, 337–357.

Barta, Ilsebill, Familienporträts der Habsburger. Dynastische Repräsentation im Zeitalter der Aufklärung, Wien/Köln/Weimar 2001.

Bárth, Dániel, Katholische Aufklärung und Volksfrömmigkeit im Ungarn des 18. Jahrhunderts, in: Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa, hg. v. Rainer

Bendel/Norbert Spannenberger, Köln/Weimar/Wien 2015, 79–101.
Barthel, Christian, Medizinische Policey und medizinische Aufklärung. Aspekte des öffentlichen Gesundheitsdiskurses im 18. Jahrhundert, Frankfurt am Main 1989.
Barton, Peter F. (Hg.), Im Zeichen der Toleranz. Aufsätze zur Toleranzgesetzgebung des 18. Jahrhunderts in den Reichen Josephs II., ihren Voraussetzungen und ihren Folgen, Wien 1981.
Bastian, Corina/Eva Kathrin Dade/Hillard von Thiessen/Christian Windler (Hg.), Das Geschlecht der Diplomatie. Geschlechterrollen in den Außenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart, Köln/Weimar/Wien 2014.
Battenberg, Friedrich, Des Kaisers Kammerknechte. Gedanken zur rechtlich-sozialen Situation der Juden in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, in: Historische Zeitschrift 245 (1987), 545–599.
Bauer, Volker, Nachrichtenmedien und höfische

Gesellschaft. Zum Verhältnis von Mediensystem und höfischer Öffentlichkeit im Alten Reich, in: Das Mediensystem im Alten Reich der Frühen Neuzeit (1600–1750), hg. v. Johannes Arndt/Esther-Beate Körber, Göttingen 2010, 173–194.

Bauer, Volker (Hg.), Repertorium territorialer Amtskalender und Amtshandbücher im Alten Reich. Adreß-, Hof-, Staatskalender und Staatshandbücher des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1997–2005.

Baugh, Daniel A., The Global Seven Years War, 1754–1763. Britain and France in a great power contest, Harlow 2011.

Baumgart, Peter, Joseph II. und Maria Theresia 1765–1790, in: Die Kaiser der Neuzeit. 1519–1918. Heiliges römisches Reich, Österreich, Deutschland, hg. v. Anton Schindling/Walter Ziegler, München 1990, 249–276.

Baur, Eva Gesine, Mozart. Genius und Eros. Eine Biographie, München 2014.

Beales, Derek, Writing a Life of Joseph II. The Problem of his Education, in: Biographie und

Geschichtswissenschaft, hg. v. Grete Klingenstein u.a., Wien 1979, 183–207.
Beales, Derek, Joseph II., Bd. 1: In the Shadow of Maria Theresia 1741–1780, Cambridge 1987; Bd. 2: Against the World, 1780–1790, Cambridge 2009.
Beales, Derek, Love and the Empire. Maria Theresa and her Co-regents, in: Royal and Republican Sovereignty in Early Modern Europe, hg. v. Robert Oresko u.a., Cambridge/New York 1997, 479–499.
Beales, Derek, Josephinismus, in: Der Aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich, hg. v. Helmut Reinalter/Harm Klueting, Wien/Köln/Weimar 2002.
Beales, Derek (Hg.), Enlightenment and Reform in Eighteenth-Century Europe, London/New York 2005.
Beales, Derek, Maria Theresia, Joseph II and the suppression of the Jesuits, in: Enlightenment and Reform in Eighteenth-Century Europe, hg. v. Derek Beales, London/New York 2005, 207–226.

Beales, Derek, Mozart and the Habsburgs, in: Enlightenment and Reform in Eighteenth-Century Europe, hg. v. Derek Beales, London-New York 2005, 90–116.
Beales, Derek, How did Joseph II govern?, in: Anzeiger der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 144 (2009), 49–59.
Becker, Peter (Hg.), Sprachvollzug im Amt. Kommunikation und Verwaltung im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2011.
Becker, Peter, Beschreiben, Klassifizieren, Verarbeiten. Zur Bevölkerungsbeschreibung aus kulturwissenschaftlicher Sicht, in: Information in der Frühen Neuzeit. Status, Strategien, Bestände, hg. v. Arndt Brendecke, Markus Friedrich, Susanne Friedrich, Berlin 2008, 393–419.
Beer, Adolf, Die Zusammenkünfte Josephs II. und Friedrichs II. in Neiße und Neustadt, in: Archiv für Österreichische Geschichte 47 (1871), 383–527.
Beer, Adolf, Die erste Theilung Polens, 3 Bde.,

Wien 1873.
Béhar, Pierre/Mare-Thérèse Mourey/Herbert Schneider (Hg.), Maria Theresias Kulturwelt, Hildesheim/Zürich/New York 2011.
Béhar, Pierre/Helen Watanabe O'Kelly (Hg.), Spectaculum Europaeum. Theater and Spectacle in Europe (1580–1750), Wiesbaden 1999.
Behringer, Wolfgang, Im Zeichen des Merkur. Reichspost und Kommunikationsrevolution in der Frühen Neuzeit, Göttingen 2002.
Behrisch, Lars, Zu viele Informationen! Die Aggregierung des Wissens in der Frühen Neuzeit, in: Information in der Frühen Neuzeit. Status, Strategien, Bestände, hg. v. Arndt Brendecke/Markus Friedrich/Susanne Friedrich, Berlin 2008, 455–473.
Behrisch, Lars, Die Berechnung der Glückseligkeit. Statistik und Politik in Deutschland und Frankreich im späten Ancien Régime, Ostfildern 2016.
Beidtel, Ignaz/Alfons Huber, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung, 1740–

1848, Innsbruck 1896.
Bély, Lucien, La politique extérieure de la France au milieu du XVIIIe siècle, in: Der Siebenjährige Krieg (1756–1764). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung, hg. v. Sven Externbrink, Berlin 2011, 75–98.
Bendel, Rainer/Norbert Spannenberger (Hg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus. Rezeptionsformen in Ostmittel- und Südosteuropa, Köln/Weimar/Wien 2015.
Benedik, Christian, Die herrschaftlichen Appartements. Funktion und Lage während der Regierungen von Kaiser Leopold I. bis Kaiser Franz Joseph I., in: Wiener Hofburg. Österr. Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 51 (1997), 552–570.
Benedik, Christian, Zeremoniell und Repräsentation am Wiener Hof unter Franz Stephan von Lothringen, in: Franz Stephan von Lothringen und sein Kreis/L'empereur François Ier et le réseau lorrain/L'imperatore Francesco I e il circolo lorenese, hg. v. Renate

Zedinger/Wolfgang Schmale, Bochum 2009, 79–93.
Benedik, Christian/Klaus Albrecht Schröder (Hg.), Die Gründung der Albertina. Herzog Albert und seine Zeit. Ausstellungskatalog Albertina Wien, Ostfildern 2014.
Benedikt, Heinrich, Der Josephinismus vor Joseph II., in: Österreich und Europa. Festgabe für Hugo Hantsch, Graz u.a. 1965, 183–201.
Bérenger, Jean, Joseph II. Serviteur de l'État, Paris 2007.
Bérenger, Jean, La Hongrie des Habsburgs, Bd. 1: De 1526 à 1790, Rennes 2010.
Berger, Martha, Wiennerisches Diarium 1703–1780. Ein Beitrag zur Entwicklung des Verhältnisses zwischen Staat und Presse, Wien 1955.
Bergl, Josef, Das Exil der Prager Judenschaft von 1745 bis 1748, in: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Cechoslovakischen Republik 1 (1929), 263–331.
Berglar, Peter, Maria Theresia. Mit

Selbstzeugnissen und Bilddokumenten (Rowohlts Monographien, 286), Reinbek bei Hamburg 1988.
Bernard, Bruno, Patrice-François de Neny, Charles de Cobenzl et la prisonnière du Fort Monterey (1769–1770), in: Cahiers Bruxellois 29 (1988), 79–105.
Bernard, Bruno/Renate Zedinger, Schicksalstage in Innsbruck. Corneille de Neny, Sekretär Maria Theresias, berichtet von den Ereignissen im Sommer 1765, in: Festung und Innovation. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, hg. v. Harald Heppner/Wolfgang Schmale, Bochum 2005, 127–146.
Bernard, Paul P., From the Enlightenment to the Police State. The Public Life of Johann Anton Pergen, Chicago (Ill) 1991.
Bernath, Mathias, Habsburg und die Anfänge der rumänischen Nationsbildung, Leiden 1972.
Berning, Bettina, ‹Nach alltem löblichen Gebrauch›. Die böhmischen Königskrönungen

der Frühen Neuzeit (1526–1743), Köln/Weimar/Wien 2008.
Bertele-Grenadenberg, Hans, Uhren und Automaten, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 437–445.
Beutelspacher, Martin, Kultivierung bei lebendigem Leib. Alltägliche Körpererfahrung in der Aufklärung, Weingart 1986.
Bevilacqua, Alexander/Helen Pfeifer, Turquerie. Culture in Motion, 1650–1750, in: Past & Present 211 (2013), 75–118.
Bibl, Victor, Die Wiener Polizei, Leipzig/Wien/New York 1927.
Bidermann, Hermann Ignaz, Geschichte der österreichischen Gesammt-Staats-Idee, Bd. II, Innsbruck 1889.
Biedermann, Karl, Deutschland im 18. Jahrhundert, Leipzig 1854.
Biró, Vencel, Die katholische Restauration. Karl VI., Maria Theresia, Joseph II., in: Kirche – Staat – Nation. Eine Geschichte der katholischen Kirche Siebenbürgens vom

Mittelalter bis zum frühen 20. Jahrhundert, hg. v. Joachim Bahlcke/Krista Zach, München 2007, 157–175.
Blaich, Fritz, Die wirtschaftspolitische Tätigkeit der Kommission zur Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen und Mähren (1771–1772), in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 56 (1969), 310–336.
Blanning, Timothy, Joseph II and Enlightened Despotism, London 1970.
Blanning, Tim, Frederick the Great, King of Prussia, New York 2015.
Bleckwenn, Hans, Der Kaiserin Hayducken, Husaren und Grenzer. Bild und Wesen 1740–1769, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn, hg. v. der Burgenländischen Landesregierung, Eisenstadt 1984, 113–124.
Bled, Jean-Paul, Marie-Thérèse d'Autriche, Paris 2001.
Blitz, Hans-Martin, Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert, Hamburg 2000.
Blockmans, Wim/André Holenstein/Jon Mathieu

(Hg.), Empowering Interactions. Political Cultures and the Emergence of the State in Europe, 1300–1900, Farnham 2009.
Bogner, Ralf (Hg.), Documenta Austriaca. Literatur und Kultur in den Ländern der ehemaligen Donaumonarchie, Hildesheim/Zürich/New York 2011.
Bohn, Thomas, Der Vampir. Ein europäischer Mythos, Köln/Weimar/Wien 2016.
Bömelburg, Hans-Jürgen/Andreas Gestrich/Helga Schnabel-Schüle (Hg.), Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen, Osnabrück 2013.
Born, Robert, Bollwerk und merkantilistisches Laboratorium. Das Temeswarer Banat in den Planungen der Wiener Zentralstellen (1716–1778), in: Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens, hg. v. Hans-Christian Maner, Münster 2005, 37–49.

Bosl, Karl (Hg.), Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, Bd. 2, Stuttgart 1974.
Bourdieu, Pierre, Die biographische Illusion, in: ders., Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns, Frankfurt am Main 1998, 75–83.
Bradley, David C., Judith, Maria Theresa, and Metastasio. A cultural study based on two oratories, Tallahassee 1985.
Brakensiek, Stefan, Communication between Authorities and Subjects in Bohemia, Hungary and the Holy German Empire, 1650–1800: A Comparison, in: Empowering Interactions. Political Cultures and the Emergence of the State in Europe, 1300–1900, hg. v. Wim Blockmans/André Holenstein/Jon Mathieu, Farnham 2009, 149–162.
Brakensiek, Stefan/Corinna von Bredow/Birgit Näther (Hg.), Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit, Berlin 2014.
Brakensiek, Stefan/András Vári/Judit Pál, Herrschaft an der Grenze. Mikrogeschichte der Macht im östlichen Ungarn im

18. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien 2014.
Braubach, Max, Versailles und Wien von Ludwig XIV. bis Kaunitz. Die Vorstadien der diplomatischen Revolution im 18. Jahrhundert, Bonn 1952.
Braubach, Max, Maria Theresias jüngster Sohn Maximilian Franz. Letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster, Wien 1961.
Braun, Bettina, Princeps et episcopus. Studien zur Funktion und zum Selbstverständnis der nordwestdeutschen Fürstbischöfe nach dem Westfälischen Frieden, Göttingen 2013.
Braun, Bettina, Maria Theresia, Herrscherin aus eigenem Recht und Kaiserin, in: Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit, hg. v. Bettina Braun/Katrin Keller/Matthias Schnettger, Köln/Weimar/Wien 2016, 211–228.
Braun, Bettina/Frank Göttmann/Michael Ströhmer (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003.

Braun, Bettina/Katrin Keller/Matthias Schnettger (Hg.), Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit, Köln/Weimar/Wien 2016.

Brauneder, Wilhelm, Das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch für die gesamten Deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie von 1811, in: Gutenberg Jahrbuch 62 (1987), 205–254.

Brauneder, Wilhelm, Die Pragmatische Sanktion als Grundgesetz der Monarchia Austriaca von 1713 bis 1918, in: ders., Studien I: Entwicklung des Öffentlichen Rechts, Frankfurt am Main 1994, 85–115.

Brauneder, Wilhelm, Vom Nutzen des Naturrechts für die Habsburgermonarchie, in: Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert), hg. v. Diethelm Klippel, München 2006, 145–170.

Brauneder, Wilhelm/Lothar Höbelt (Hg.), Sacrum Imperium. Das Reich und Österreich 996–1806, Wien 1996.

Brauneis, Walther, Franz Stephan von Lothringen – am Ende des Weges, in: Innsbruck 1765. Prunkvolle Hochzeit, fröhliche Feste, tragischer Ausklang. (Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich, Bd. 29), hg. v. Renate Zedinger, Bochum 2015, 273–298.
Bräunlein, Peter J., The frightening borderlands of Enlightenment: The vampire problem, in: Studies in History and Philosophy of Biological and Biomedical Sciences 43 (2012), 710–719.
Brechka, F. T., Gerard Van Swieten and His World 1700–1772, The Hague 1970.
Bredow, Corinna von, Die niederösterreichischen Kreisämter als Scharnier zwischen Landesregierung und Untertanen – Kommunikationsprozesse und Herrschaftspraxis, in: Herrschaft und Verwaltung in der Frühen Neuzeit, hg. v. Stefan Brakensiek/Corinna von Bredow/Birgit Näther, Berlin 2014, 25–36.
Brendecke, Arndt, Imperium und Empirie.

Funktionen des Wissens in der spanischen Kolonialherrschaft, Köln/Weimar/Wien 2009.
Brendle, Franz/Anton Schindling (Hg.), Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa, Münster 2006.
Bressan, Marina/Marino de Grassi (Hg.), Maria Teresa. Maestà di una sovrana Europea, Ausstellungskatalog, Monfalcone 2000.
Breuer, Mordechai/Michael Graetz (Hg.), Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Bd. I: Tradition und Aufklärung 1600–1780, München 1996.
Breunlich-Pawlik, Maria, Die Aufzeichnungen des Sigmund Friedrich Graf Khevenhüller 1690–1738, in: MÖStA 26 (1973), 235–253.
Brix, Emil/Ernst Bruckmüller/Hannes Stekl (Hg.), Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten, Wien 2004.
Brix, Emil/Ernst Bruckmüller/Hannes Stekl (Hg.), Memoria Austriae II. Bauten, Orte Regionen, Wien 2005.
Brockhoff, Evelyn/Michael Mathäus (Hg.), Die Kaisermacher. Frankfurt am Main und die

Goldene Bulle 1356–1806. Ausstellungskatalog, Frankfurt am Main 2006.
Broman, Thomas H., The Transformation of German Academic Medicine, 1750–1820, Cambridge 1996.
Broucek, Peter, Der Geburtstag der Monarchie. Die Schlacht bei Kolin 1757, Wien 1982.
Browning, Reed, The Duke of Newcastle and the Imperial Election Plan 1749–1754, in: Journal of British Studies 7 (1967), 28–47.
Brückner, Wolfgang, Bildnis und Brauch. Studien zur Bildfunktion der Effigies, Berlin 1966.
Brückner, Wolfgang, Zum Wandel der religiösen Kultur im 18. Jahrhundert. Einkreisungsversuche des ‹Barockfrommen zwischen Mittelalter und Massenmissionierung, in: Sozialer und kultureller Wandel in der ländlichen Welt des 18. Jahrhunderts, hg. v. Ernst Hinrichs/Günther Wiegelmann, Wolfenbüttel 1982, 65–83.
Brugger, Eveline/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger

(Hg.), Geschichte der Juden in Österreich, Wien 2006.
Buchinger, Erich, Die ‹Landler› in Siebenbürgen. Vorgeschichte, Durchführung und Ergebnis einer Zwangsumsiedlung im 18. Jahrhundert, München 1980.
Buddruss, Eckhardt, Die französische Deutschlandpolitik 1756–1789, Mainz 1995.
Buisseret, David (Hg.), Monarchs, Ministers, and Maps. The Emergence of Cartography as a Tool of Government in Early Modern Europe, Chicago 1992.
Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung/Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg.), Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., Wien 1985.
Burckhardt, Carl, Maria Theresia, Lübeck 1932.
Burgenländische Landesregierung (Hg.), Maria Theresia als Königin von Ungarn. Ausstellungskatalog Schloss Halbthurn, Eisenstadt 1980.

Burger, Hannelore, Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, Wien/Köln/Graz 2014.
Burkhardt, Johannes, Abschied vom Religionskrieg. Der Siebenjährige Krieg und die päpstliche Diplomatie, Tübingen 1985.
Burkhardt, Johannes, Religious War or Imperial War? Views of the Seven Years' War from Germany and Rome, in: The Seven Years' War. Global Views, hg. v. Mark H. Danley/Patrick J. Speelman, Leiden/Boston 2012, 107–134.
Burschel, Peter, Die Erfindung der Reinheit. Eine andere Geschichte der frühen Neuzeit, Göttingen 2014.
Burson, Jeffrey D./Ulrich L. Lehner (Hg.), Enlightenment and Catholicism in Europe. A Transnational History, Notre Dame (Indiana) 2014.
Bužek, Vaclav/Peter Mat'a, Wandlungen des Adels in Böhmen und Mähren im Zeitalter des «Absolutismus», in: Der europäische Adel im

Ancien Régime, hg. v. Ronald Asch, Köln 2001, 287–322.
Bynum, Caroline, The Resurrection of the Body in Western Civilisation, 200–1336, New York 1994.
Cachée, Josef, Die Hofküche des Kaisers. Die k. u. k. Hofküche, die Hofzuckerbäckerei und der Hofkeller in der Wiener Hofburg, Wien 1985.
Campbell Orr, Clarissa (Hg.), Queenship in Europe 1660–1815. The Role of the Consort, Cambridge 2004.
Campianu, Eva, Terpsichore im Wien der Kaiserin, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 405–412.
Capra, Carlo, Habsburg Italy in the Age of Reform, in: Journal of Modern Italian Studies 10 (2005), 218–233.
Cattaneo, Mario A., Beccaria und Sonnenfels. Die Abschaffung der Folter im theresianischen Zeitalter, in: ders., Aufklärung und Strafrecht, Baden-Baden 1998, 49–62.

Čechura, Jaroslav, Zu spät und zu friedlich? Die Bauernrevolten in Böhmen und Mähren 1500–1800, in: Die Stimme der ewigen Verlierer? Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1740–1815), hg. v. Peter Rauscher/Martin Scheutz, München 2013, 119–133.
Cerman, Ivo, Maria Theresia in the Mirror of Contemporary Mock Jewish Chronicles, in: Judaica Bohemiae (2002), 5–47.
Cerman, Ivo, Habsburgischer Adel und das Theresianum in Wien 1746–1784. Wissensvermittlung, Sozialisation und Berufswege, in: Adelige Ausbildung. Die Herausforderung der Aufklärung und die Folgen, hg. v. Ivo Cerman/Lubos Velek, München 2006, 143–168.
Cerman, Ivo, Tereziánská legenda. Vývoj obrazu Marie Terezie v historických životopisech [Die theresianische Legende. Die Entwicklung des Bildes Maria Theresias in den historischen Biographien], in: Spoleènost v

zemích habsburské monarchie a její obraz v pramenech (1526–1740) [Die Gesellschaft in den Länder der Habsburgermonarchie und ihr Bild in den Quellen (1526–1740)], hg. v. Václav Bužek/Pavel Král, Budweis 2006, 149–165.

Cerman, Ivo, Opposition oder Kooperation? Der Staat und die Stände in Böhmen 1749–1789, in: Bündnispartner und Konkurrenten der Landesfürsten? Die Stände in der Habsburgermonarchie, hg. v. Gerhard Ammerer u.a., Wien/München 2007, 342–361.

Cerman, Ivo, Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert, Stuttgart 2010.

Cerman, Ivo/Rita Krueger/Susan Reynolds (Hg.), The Enlightenment in Bohemia. Religion, Morality and Multiculturalism, Oxford 2011.

Cerman, Ivo/Robert Luft (Hg.), Untertanen, Herrschaft und Staat in Böhmen und im «Alten Reich». Sozialgeschichtliche Studien zur Frühen Neuzeit, München 2005.

Christ, Günter, Praesentia Regis. Kaiserliche Diplomatie und Reichskirchenpolitik vornehmlich am Beispiel der Entwicklung des Zeremoniells für die kaiserlichen Wahlgesandten in Würzburg und Bamberg, Wiesbaden 1975.
Clark, Samuel, State and Status. The Rise of the State and Aristocratic Power in Western Europe, Cardiff 1995.
Coreth, Anna, Pietas Austriaca. Österreichische Frömmigkeit im Barock, Wien ^{2}1982.
Corti, Egon Caesar Conte, Ich, eine Tochter Maria Theresias. Ein Lebensbild der Königin Marie Karoline von Neapel, München 1950.
Cosandey, Fanny, La Reine de France. Symbole et pouvoir, XVe–XVIIIe siècle, Paris 2000.
Coupe, W. A., German Political Satires From the Reformation to the Second World War, Part I: 1500–1848 Plates, Commentary, New York 1993.
Crankshaw, Edward, Maria Theresia. Die mütterliche Majestät, München 1975.
Csendes, Peter/Ferdinand Opll (Hg.), Wien.

Geschichte einer Stadt, 3 Bde., Wien 2000–2003.
Dade, Eva Kathrin, Madame de Pompadour. Die Mätresse und die Diplomatie, Köln/Weimar/Wien 2010.
Daniel, Ute, Hoftheater. Zur Geschichte des Theaters und der Höfe im 18. und 19. Jahrhundert, Stuttgart 1995.
Daniel, Ute, Höfe und Aufklärung in Deutschland. Plädoyer für eine Begegnung der dritten Art, in: Hofkultur und aufklärerische Reformen in Thüringen. Die Bedeutung des Hofes im späten 18. Jahrhundert, hg. v. Markus Ventzke, Köln/Weimar/Wien 2002.
Danley, Mark H./Patrick J. Speelman (Hg.), The Seven Years' War. Global Views, Leiden/Boston 2012.
Denzler, Alexander, Über den Schriftalltag im 18. Jahrhundert. Die Visitationen des Reichskammergerichts von 1767 bis 1776, Köln/Weimar/Wien 2016.
Des Kaisers Rock. Uniform und Mode am österreichischen Kaiserhof 1800 bis 1918.

Ausstellungskatalog Halbturn, Eisenstadt 1989.
Deuticke, Franz, Geschichte der Geburtshilfe in Wien, bearb. und hg. von Dr. J. Fischer, Wien 1909.
Dickens, Arthur Geoffrey (Hg.), Europas Fürstenhöfe. Herrscher, Politiker und Mäzene 1400–1800, Graz 1978.
Dickson, Peter George Muir, Finance and Government under Maria Theresia 1740–1780, 2 Bde., Oxford 1987.
Dickson, Peter George Muir, Monarchy and Bureaucracy in Late Eighteenth-Century Austria, in: English Historical Review 10 (1995), 323–367.
Dickson, Peter George Muir, Baron Bartenstein on Count Haugwitz' «New System» of Government, in: History and Biography. Essays in Honour of Derek Beales, hg. v. Timothy C. W. Blanning,/David Cannadine, Cambridge 1996, 5–18.
Die Türken – und was von ihnen blieb, Ausstellungskatalog, Wien 1978.

Dietrich, Margret, Theater am Hofe – Zwischen Tradition und Wandel, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 393–403.
Dikowitsch, Hermann (Hg.), Barock – Blütezeit der europäischen Ritterorden. Ausstellungskatalog Schallaburg, Sankt Pölten 2000.
Dimt, Gunter (Hg.), Volksfrömmigkeit in Oberösterreich. Ausstellungskatalog, Linz 1985.
Dinges, Martin, Medicinische Policey zwischen Heilkundigen und «Patienten» (1750–1830), in: Policey und frühneuzeitliche Gesellschaft, hg. v. Karl Härter, Frankfurt am Main 2000, 263–295.
Direktion des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien (Hg.), Maria Theresia. Beiträge zur Geschichte des Heerwesens ihrer Zeit, Graz/Wien/Köln 1967.
Direktion des k.u.k.-Kriegsarchivs (Hg.), Österreichischer Erbfolgekrieg 1740–1748, Wien 1896–1905.

Do Paço, David, L'Orient à Vienne. Cosmopolitisme et intégration dans l'Europe des Lumières, Oxford 2015.
Do Paço, David, Les amertumes de la Pomme d'or. Ambassades orientales, cultures et raisons utilitaires à Vienne, 1740–1792, in: Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts, hg. v. Wolfgang Schmale (Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich, 24), Bochum 2010, 47–74.
Do Paço, David, ‹Durch die Türkey›. A Way to an Urban History of 18th Century Vienna, in: Forschungswerkstatt: Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, hg. v. Gunda Barth-Scalmani/Joachim Bürgschwentner/Matthias König/Christian Steppan, Bochum 2012, 241–252.
Do Paço, David, The Ottoman Empire in Early Modern Austrian History: Assessment and Perspectives, in: EU Working Paper 7 (2014), ULR: http://cadmus.eui.eu/bitstream/handle/1814,

(01. 05. 2016)
Dörflinger, Wolfgang, Vom Aufstieg der Militärkartographie bis zum Wiener Kongress (1684–1815), in: Österreichische Kartographie. Von den Anfängen im 15. Jahrhundert bis zum 21. Jahrhundert, hg. v. Wolfgang Dörflinger/Ingrid Kretschmer/Franz Wawrik, Wien 2004, 75–97.
Dorfner, Thomas, Mittler zwischen Haupt und Gliedern. Die Reichshofratsagenten und ihre Rolle im Verfahren (1658–1740), Münster 2015.
Dörrer, Anton, Tiroler Umgangsspiele, Innsbruck 1957.
Dörrer, Fridolin, Zeremoniell, alte Praxis und ‹neuer Geist›. Zum Verhalten der Herrscher und Regierungen in Wien und Florenz zu den Nuntien. Beispiele aus den Jahren um 1760, in: Römische Historische Mitteilungen 43 (2001), 587–630.
Drabek, Anna M., Die Juden in den böhmischen Ländern zur Zeit des landesfürstlichen

Absolutismus, in: Die Juden in den böhmischen Ländern, hg. v. Ferdinand Seibt, München/Wien 1983, 123–143.
Drabek, Anna M./Richard G. Plaschka/Adam Wandruszka (Hg.), Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder, Wien 1982.
Drugulin, Wilhelm Eduard, Historischer Bilderatlas. Verzeichnis einer Sammlung von Einzelblättern zur Cultur- und Staatengeschichte vom 15. bis in das 19. Jahrhundert, Leipzig 1863.
Duchhardt, Heinz, Philipp Karl von Eltz, Kurfürst von Mainz, Erzkanzler des Reiches (1732–1743). Studie zur kurmainzischen Reichs- und Innenpolitik, Mainz 1969.
Duchhardt, Heinz, Balance of Power und Pentarchie. Internationale Beziehungen 1700–1785 (Handbuch der Geschichte der Internationalen Beziehungen, Bd. 4), Paderborn u.a. 1997.
Duchkowitsch, Wolfgang (Hg.),

Mediengeschichte. Forschung und Praxis, Wien/Köln/Graz 1985.
Duchkowitsch, Wolfgang, Absolutismus und Zeitung. Die Strategie der absolutistischen Kommunikationspolitik und ihre Wirkung auf die Wiener Zeitungen 1621–1757, Wien 1978.
Duchkowitsch, Wolfgang, Österreichs Tagespresse im Banne der Obrigkeit. Kommunikationskontrolle vor 1848, in: Journalistik 5 (1983), 16–29.
Duden, Barbara, ‹Ein falsch Gewächs, ein unzeitig Wesen, gestocktes Blut›. Zur Geschichte der Wahrnehmung und Sichtweise der Leibesfrucht, in: Unter anderen Umständen. Zur Geschichte der Abtreibung, Berlin 1993, 27–35.
Duffy, Christopher, The Army of Maria Theresia, London/Vancouver 1977.
Duffy, Christopher, Sieben Jahre Krieg. 1756–1763. Die Armee Maria Theresias, Wien 2003.
Duindam, Jeroen, The Habsburg Cout in Vienna: Kaiserhof or Reichshof?, in: The Holy Roman

Empire: A European Perspective, hg. v. Peter H. Wilson u.a., Oxford 2012, 91–120.
Duindam, Jeroen, The Courts of the Austrian Habsburgs 1500–1750. The Archduchy of Austria and the Kingdoms of Bohemia and Hungary, in: The Princely Courts of Europe: Ritual, Politics, and Culture under the Ancien Régime 1550–1750, hg. v. John Adamson, London 1999, 165–187.
Duindam, Jeroen, Vienna and Versailles. The Courts of Europe's Dynastic Rivals, 1550–1780, Cambridge 2003.
Duprat, Annie, Marie Antoinette. Une reine brisée, Paris 2006.
Eberhart, Helmut, und Fell, Heidelinde (Hg.), Mariazell – Schatz und Schicksal. Katalog der Steirischen Landesausstellung, Graz 1996.
Eder, Ulrike, ‹Auf die mehrere Ausbreitung der teutschen Sprache soll fürgedacht werden›. Deutsch als Fremd- und Zweitsprache im Unterrichtssystem der Donaumonarchie, Innsbruck 2006.
Ehalt, Hubert Christian, Ausdrucksformen

absolutistischer Herrschaft. Der Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert, Wien/München 1980.
Eisenhardt, Ulrich, Der Reichshofrat als kombiniertes Rechtsprechungs- und Regierungsorgan, in: ‹Zur Erhaltung guter Ordnung›. Beiträge zur Geschichte von Recht und Justiz. Festschrift für Wolfgang Sellert zum 65. Geburtstag, hg. v. Jost Hausmann/Thomas Krause, Köln/Weimar/Wien 2000, 245–267.
Elias, Norbert, Die höfische Gesellschaft, Frankfurt am Main 1992.
Emich, Birgit, u.a., Stand und Perspektiven der Patronageforschung, in: Zeitschrift für historische Forschung 32 (2005), 233–265.
Engelbrecht, Helmut, Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs, 2 Bde., Wien 1983.
Etzlstorfer, Hannes, Maria Theresia. Kinder, Kirche & Korsett. Die privaten Seiten einer Herrscherin, Wien 2008.

Evans, Robert J. W., The Austrian Habsburgs. The Dynasty as a Political Institution, in: The Courts of Europe, Politics, Patronage and Royality, 1400–1800, hg. v. Arthur Geoffrey Dickens, London 1977, 121–145.
Evans, Robert J. W., Das Werden der Habsburgermonarchie 1550–1700, Wien 1986.
Evans, Robert J. W., Maria Theresa and Hungary, in: Enlightened Absolutism. Reform and Reformers in Later Eighteenth Century Europe, hg. v. Hamish M. Scott, London, Ann Arbor 1990, 189.
Externbrink, Sven (Hg.), Der Siebenjährige Krieg (1756–1764). Ein europäischer Weltkrieg im Zeitalter der Aufklärung, Berlin 2011.
Externbrink, Sven, Frankreich und die Reichsexekution gegen Friedrich II. Zur Wahrnehmung der Reichsverfassung durch die französische Diplomatie während des Siebenjährigen Krieges, in: Altes Reich, Frankreich und Europa. Politische, philosophische und historische Aspekte des

französischen Deutschlandbildes im 17. und 18. Jahrhundert, hg. v. Olaf Asbach/Klaus Malettke/Sven Externbrink, Berlin 2001, 221–253.
Externbrink, Sven, Friedrich der Große, Maria Theresia und das Alte Reich. Deutschlandbild und Diplomatie Frankreichs im Siebenjährigen Krieg, Berlin 2006.
Eybl, Franz M. (Hg.), Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters (Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich, Bd. 17), Wien 2002.
Eybl, Franz M., Die katholischen Hofprediger, in: Religion Macht Politik. Hofgeistlichkeit im Europa der Frühen Neuzeit, hg. v. Matthias Meinhardt u.a., Wiesbaden 2014, 429–446.
Falkenberg, Regine, Wandbehang zum Frieden von Hubertusburg 1763, in: Tuchintarsien in Europa von 1500 bis heute, hg. v. Dagmar Neuland-Kitzerow u.a., Berlin 2009, 176.
Faroqhi, Suraiya, Was man in Wien erfahren

konnte, in: Europa und die Moderne im langen 18. Jahrhundert, hg. v. Olaf Asbach, Hannover 2014.
Fata, Márta, Die religiöse Vielfalt aus Sicht des Wiener Hofes. Beobachtungs- und Bewertungskriterien des Mitregenten Joseph II. während seiner Reise nach Siebenbürgen 1773, in: Historisches Jahrbuch 133 (2013), 255–276.
Fata, Márta, Migration im kameralistischen Staat Josephs II. Theorie und Praxis der Ansiedlungspolitik in Ungarn, Siebenbürgen, Galizien und der Bukowina von 1768 bis 1790, Münster 2014.
Fazekas, István u.a. (Hg.), Frühneuzeitforschung in der Habsburgermonarchie. Adel und Wiener Hof – Konfessionalisierung – Siebenbürgen, Wien 2013.
Fazekas, István, Die Verwaltungsgeschichte des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer (1526–1848), in: Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der

Frühen Neuzeit, hg. v. Thomas Winkelbauer/Michael Hochedlinger, Wien 2010, 479–502.
Feigl, Helmuth, Die niederösterreichische Grundherrschaft. Vom ausgehenden Mittelalter bis zu den theresianisch-josephinischen Reformen, St. Pölten ^{2}1998.
Feldman, Martha S./James G. March, Information in Organizations as Signal and Symbol, in: Administrative Science Quarterly 26 (1981), 171–186.
Félix, Joël, Louis XVI et Marie-Antoinette. Un couple en politique, Paris 2006.
Fieseler, Christian, Der vermessene Staat. Kartographie und die Kartierung nordwestdeutscher Territorien im 18. Jahrhundert, Hannover 2013.
Fillafer, Franz Leander, Rivalisierende Aufklärungen. Die Kontinuität und Historisierung des josephinischen Reformabsolutismus in der Habsburgermonarchie, in: Die Aufklärung und ihre Weltwirkung, hg. v. Wolfgang

Hardtwig, Göttingen 2010, 123–168.
Fillafer, Franz Leander, Die Aufklärung in der Habsburgermonarchie und ihr Erbe, in: Zeitschrift für Historische Forschung 40 (2013), 35–97.
Fillafer, Franz Leander/Thomas Wallnig (Hg.), Josephinismus zwischen den Regimen: Eduard Winter, Fritz Valjavec und die zentraleuropäischen Historiographien im 20. Jahrhundert, Wien/Köln/Weimar 2016.
Fillitz, Hermann, Katalog der weltlichen und geistlichen Schatzkammer, neue Auflage, besorgt von E. Neumann, Wien 1977.
Fischer, Robert-Tarek, Österreich im Nahen Osten. Die Großmachtpolitik der Habsburgermonarchie im Arabischen Orient 1633–1918, Wien/Köln/Weimar 2006.
Fischer, Nora, Kunst nach Ordnung, Auswahl und System. Transformationen der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien im späten 18. Jahrhundert, in: Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums. Bd. 1: Die

kaiserliche Galerie im Belvedere (1776–1837), hg. v. Gudrun Swoboda, Wien/Köln/Weimar 2013, 22–89.
Fischer, Ernst/Wilhelm Haefs/York-Gothart Mix (Hg.), Von Almanach bis Zeitung. Ein Handbuch der Medien in Deutrschland, 1700–1800, München 1999.
Flamm, Heinz/Christian Vutuc, Geschichte der Pocken-Bekämpfung in Österreich, in: Wiener Klinische Wochenschrift 122 (2010), 265–275.
Fleckner, Uwe/Martin Warnke/Hendrik Ziegler (Hg.), Handbuch der politischen Ikonographie, 2 Bde., München 2011.
Förschner, Gisela, Frankfurter Krönungsmedaillen, Frankfurt am Main 1992.
Fournier, August, Gerhard van Swieten als Censor, in: Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 84 (1876), 387–466.
Frank, Peter R., Buchhandel in maria-theresianischer Zeit, in: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer

kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters. Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich Bd. 17, hg. v. Franz M. Eybl, Wien 2002, 141–152.
Franz Xaver Messerschmidt 1736–1783. Ausstellungskatalog Österreichische Galerie Belvedere, Ostfildern 2002.
Fraser, Antonia, Marie Antoinette. The Journey, New York 2011.
Frevert, Ute, Gefühlspolitik. Friedrich II. als Herr über die Herzen?, Göttingen 2012.
Frey, Manuel, Der reinliche Bürger. Entstehung und Verbreitung bürgerlicher Tugenden in Deutschland 1760–1860, Göttingen 1997.
Freytag, Rudolf, Das Prinzipalkommissariat des Fürsten Alexander Ferdinand von Thurn und Taxis, in: Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen 25 (1912), 247–274.
Friedrich, Margret, Gleichförmigkeit und Glückseligkeit. Zum mentalen Wandel im Rechtsdenken des theresianischen Zeitalters, in: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen

Sicht des theresianischen Zeitalters. Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich Bd. 17, hg. v. Franz M. Eybl, Wien 2002, 111–130.
Friedrich, Susanne, Drehscheibe Regensburg. Das Informations- und Kommunikationssystem des Immerwährenden Reichstags um 1700, Berlin 2011.
Friedrich, Markus, Die Geburt des Archivs. Eine Wissensgeschichte, München 2014.
Frimmel, Johannes/Michael Wögerbauer (Hg.), Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie, Wiesbaden 2009.
Fritz-Hilscher, Elisabeth (Hg.), Im Dienste einer Staatsidee. Künste und Künstler am Wiener Hof um 1740, Wien/Köln/Weimar 2013.
Fuchs, Antje, Der Siebenjährige Krieg als virtueller Religionskrieg an Beispielen aus Preußen, Österreich, Kurhannover und Großbritannien, in: Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa, hg. v. Franz Brendle/Anton Schindling, Münster 2006,

313–343.
Füssel, Marian, Der Siebenjährige Krieg. Ein Weltkrieg im 18. Jahrhundert, München 2010.
Füssel, Marian, Ungesehenes Leiden? Tod und Verwundung auf den Schlachtfeldern des 18. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie 23 (2015), 30–53.
Füssel, Marian/Michael Sikora (Hg.), Kulturgeschichte der Schlacht, Paderborn 2014.
Füssel, Marian/Thomas Weller (Hg.), Ordnung und Distinktion. Praktiken sozialer Repräsentation in der ständischen Gesellschaft, Münster 2005.
Galand, Michèle, Le journal secret de Charles de Lorraine, gouverneur général des Pays Bas autrichiens, in: Revue belge de philologie et d'histoire 62 (1984), 289–301.
Galavics, Géza, Barockkunst, höfische Repräsentation und Ungarn, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn, hg. v. der Burgenländischen Landesregierung,

Eisenstadt 1984, 57–70.
Garms-Cornides, Elisabeth, Liturgie und Diplomatie. Zum Zeremoniell des Nuntius am Wiener Kaiserhof im 17. und 18. Jahrhundert, in: Kaiserhof – Papsthof (16.–18. Jahrhundert), hg. v. Richard Bösel/Grete Klingenstein/Alexander Koller, Wien 2006, 125–146.
Garms-Cornides, Elisabeth, Verspätete Hochzeitsreise? Politik und Zeremoniell auf der Italienreise Franz Stephans und Maria Theresias (1738/39), in: Franz Stephan von Lothringen und sein Kreis, hg. v. Renate Zedinger/Wolfgang Schmale, Bochum 2009, 149–169.
Gehler, Michael, u.a. (Hg.), Ungleiche Partner. Österreich und Deutschland in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung. Historische Analysen und Vergleiche aus dem 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996.
Gérard, Jo, Marie-Thérèse, Impératrice des Belges, Brüssel 1987.
Gerhard, Ute (Hg.), Frauen in der Geschichte des

Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997.
Gestrich, Andreas, Höfisches Zeremoniell und sinnliches Volk. Die Rechtfertigung des Hofzeremoniells im 17. und frühen 18. Jahrhundert, in: Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn, Tübingen 1995, 57–73.
Ginzburg, Carlo, Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß, in: Historische Anthropologie 1 (1993), 169–192.
Glassl, Horst, Das österreichische Einrichtungswerk in Galizien 1772–1790, Wiesbaden 1975.
Gnant, Christoph, Franz Stephan von Lothringen als Kaiser, in: Franz Stephan von Lothringen und sein Kreis, hg. v. Renate Zedinger/Wolfgang Schmale, Bochum 2009, 115–129.
Godsey, William, Herrschaft und politische Kultur im Habsburgerreich. Die niederösterreichische Erbhuldigung (ca.

1648–1848), in: Aufbrüche in die Moderne. Frühparlamentarismus zwischen altständischer Ordnung und modernem Konstitutionalismus 1750–1850, Schlesien – Deutschland – Mitteleuropa, hg. v. Roland u.a. Gehrke, Köln/Weimar/Wien 2005, 141–177.

Godsey, William, Adelsautonomie, Konfession und Nation im österreichischen Absolutismus, ca. 1620–1848, in: Zeitschrift für Historische Forschung 33 (2006), 197–239.

Goffman, Erving, Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag, engl. Orig.ausg. 1959, dt. Übers. München 2003.

Goldenbaum, Ursula (Hg.), Der Appell an das Publikum. Die öffentliche Debatte in der deutschen Aufklärung 1687–1796, Berlin 2004.

Göllner, Carl, Die Siebenbürgische Militärgrenze. Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 1762–1851, München 1974.

Gooch, George P., Maria Theresia and Other Studies, London 1951.
Goodman, Dena (Hg.), Marie Antoinette. Writings on the Body of a Queen, New York/London 2003.
Gossi, Herbert, Der Graf F. C. Mercy-Argenteau als Vermittler zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette, Diss. phil. Wien 2000.
Gotthardt, Elmar, Die Kaiserwahl Karl VII. Ein Beitrag zur Reichsgeschichte während des Interregnums 1740–1742, Frankfurt am Main 1986.
‹Gotts verhengnis und seine straffe›. Zur Geschichte der Seuchen in der Frühen Neuzeit, Ausstellungskatalog, Wolfenbüttel 2005.
Graf, Henriette, Das kaiserliche Zeremoniell und das Repräsentationsappartement im Leopoldinischen Trakt der Wiener Hofburg um 1740, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 51 (1997), 571–587.
Gräf, Holger Th., Funktionsweisen und Träger

internationaler Politik in der Frühen Neuzeit, in: Strukturwandel internationaler Beziehungen. Zum Verhältnis von Staat und internationalem System seit dem Westfälischen Frieden, hg. v. Jens Siegelberg/Klaus Schlichte, Wiesbaden 2000, 105–123.

Grasberger, Franz, Ein Goldenes Zeitalter der Musik, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 379–386.

Greilich, Susanne, ‹Alles, was sich bei den Türken ereignet, ist immer bedeutend›. Turkophilie und Turkophobie in der populären Presse, in: Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert, hg. v. Barbara Schmidt-Haberkamp, Bonn 2011, 177–190.

Grillmeyer, Siegfried, Habsburgs langer Arm ins Reich. Briefspionage in der Frühen Neuzeit, in: Geschichte der Briefspionage, hg. v. Klaus Beyrer, Frankfurt am Main 1999, 55–66.

Grillmeyer, Siegfried, Habsburgs Diener in Post und Politik. Das ‹Haus› Thurn und Taxis

zwischen 1745 und 1867, Mainz 2005.
Grimm, Gerald, Die Schulreform Maria Theresias 1747–1775. Das österreichische Gymnasium zwischen Standesschule und allgemeinbildender Lehranstalt im Spannungsfeld von Ordensschulen, theresianischem Reformabsolutismus und Aufklärungspädagogik, Frankfurt am Main 1987.
Groß, Lothar, Der Kampf zwischen Reichskanzlei und österreichischer Hofkanzlei um die Führung der auswärtigen Geschäfte, in: Historische Vierteljahrschrift 22 (1924/25), 279–312.
Grossegger, Elisabeth, Theater, Feste und Feiern zur Zeit Maria Theresias, 1742–1776. Nach den Tagebucheintragungen des Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, Obersthofmeister der Kaiserin, Wien 1987.
Grothaus, Maximilian, Zum Türkenbild in der Adels- und Volkskultur der Habsburgermonarchie von 1650 bis 1800, in: Das Osmanische Reich und Europa 1683–

1789. Konflikt, Entspannung und Austausch, hg. v. Gernot Heiss/Grete Klingenstein, München 1983, 63–88.
Grothaus, Maximilian, Der ‹Erbfeindt christlichen Namens›. Studien zum Türkenfeindbild in der Kultur der Habsburgermonarchie zwischen 16. und 18. Jahrhundert, Graz 1986.
Gruber, Gernot, Wolfgang Amadeus Mozart, München ^{2}2006.
Gruder, Vivian, The Question of Marie-Antoinette, in: French History 16 (2002), 269–298.
Grüll, Georg, Bauer, Herr und Landesfürst. Sozialrevolutionäre Bestrebungen der oberösterreichischen Bauern von 1650 bis 1848, Linz 1963.
Grünberg, Karl, Die Bauernbefreiung und die Auflösung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in Böhmen, Mähren und Schlesien, 2 Bde., Leipzig 1893–1894.
Grünberg, Karl, Franz Anton von Blanc, ein Sozialpolitiker der theresianisch-josefinischen Zeit, in: Schmollers Jahrbuch 35

(1911), 1155–1238.
Guglia, Eugen, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Regierung, 2 Bde., München 1917.
Gürtler, Alfred, Die Volkszählungen Maria Theresias und Josefs II. 1753–1790, Innsbruck 1909.
Gutkas, Karl, Kaiser Joseph II., Wien 1989.
Haag, Sabine/Alfred Wieczorek (Hg.), Sammeln! Die Kunstkammer des Kaisers in Wien. Ausstellungskatalog, Wien 2012.
Haas, Robert, Gluck und Durazzo im Burgtheater. Die Opéra comique in Wien, Zürich/Wien/Leipzig 1925.
Hackl, Bernhard, Die Theresianische Dominikal- und Rustikalfassion in Niederösterreich 1748–1756. Ein fiskalischer Reformprozeß im Spannungsfeld zwischen Landständen und Zentralstaat, Frankfurt am Main 1997.
Hackl, Bernhard, Die Theresianische Steuerrektifikation in Ober- und Innerösterreich 1747–1763. Die Neuordnung des ständischen Finanzwesens auf dem Sektor der direkten Steuern als ein fiskalischer

Modernisierungsprozeß zwischen Reform und Stagnation, Frankfurt am Main 1999.
Hadamowsky, Franz, ‹Spectacle müssen sein›. Maria Theresia und das Theater, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 387–392.
Hadamowsky, Franz, Wien – Theatergeschichte. Von den Anfängen bis zum Ende des ersten Weltkriegs (Geschichte der Stadt Wien, Bd. 3), Wien/München 1988.
Hahn, Alois, Geheim, in: Das Geheimnis am Beginn der Moderne, hg. v. Gisela Engel u.a., Frankfurt am Main 2002, 21–42.
Hahn, Peter Michael/Ulrich Schütte (Hg.), Zeichen und Raum. Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen Schlössern der Frühen Neuzeit, München/Berlin 2006.
Haider-Pregler, Hilde, Entwicklungen im Wiener Theater zur Zeit Maria Theresias, in: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., hg. v. Richard

Georg Plaschka/Grete Klingenstein, Wien 1985, 701–716.
Hammer, Elke, Mariazeller Mirakelliteratur der frühen Neuzeit, in: Mariazell – Schatz und Schicksal. Katalog der Steirischen Landesausstellung, hg. v. Helmut Eberhart und Heidelinde Fell, Graz 1996, 193–208.
Hammerstein, Notker/Ulrich Herrmann (Hg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. II: 18. Jahrhundert, München 2005.
Hanke, Gerhard, Das Zeitalter des Zentralismus (1740–1848), in: Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder, Bd. 2, hg. v. Karl Bosl, Stuttgart 1974, 413–645.
Hanzl-Wachter, Lieselotte (Hg.), Schloss Hof. Prinz Eugens tusculum rurale und Sommerresidenz der kaiserlichen Familie. Geschichte und Ausstattung eines barocken Gesamtkunstwerks, St. Pölten 2005.
Harrasowsky, Philipp Harras Ritter von, Geschichte der Codifikation des österreichischen Civilrechtes, Wien 1868, ND Frankfurt am Main 1968.

Härter, Karl, Soziale Disziplinierung durch Strafe? Intentionen frühneuzeitlicher Policeyordnungen und staatliche Sanktionspraxis, in: Zeitschrift für Historische Forschung 26 (1999), 365–379.
Hartmann, Peter Claus, Karl Albrecht – Karl VII. Glücklicher Kurfürst, Unglücklicher Kaiser, Regensburg 1985.
Haslinger, Ingrid, Küche und Tafelkultur am kaiserlichen Hofe zu Wien. Zur Geschichte von Hofküche, Hofzuckerbäckerei und Hofsilber- und Tafelkammer, Bern 1993.
Haslinger, Ingrid, Ehemalige Hofsilber & Tafelkammer. Der kaiserliche Haushalt, Wien/München 1997.
Hassenpflug-Elzholz, Eila, Böhmen und die böhmischen Stände in der Zeit des beginnenden Zentralismus, München 1982.
Hassler, Eric, La cour de Vienne, 1680–1740. Service de l'empereur et stratégies spatiales de l'élite nobiliaire dans la monarchie des Habsbourg, Strasbourg 2013.
Haug, Christine, ‹In Frankreich verboten, sehr

rar›. Zu den Distributions- und Vermarktungsstrategien von Geheimliteratur in der Habsburgermonarchie zur Zeit der Aufklärung, in: Kommunikation und Information im 18. Jahrhundert. Das Beispiel der Habsburgermonarchie, hg. v. Johannes Frimmel/Michael Wörglbauer, Wiesbaden 2009, 227–244.

Haug-Moritz, Gabriele, Die Krise des Reichsverbands in kaiserlicher Perspektive (1750–1790), in: Krisenbewusstsein und Krisenbewältigung in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Hans-Christoph Rublack, hg. v. Monika Hagenmaier/Sabine Holtz, Frankfurt am Main u.a. 1992, 73–80.

Haug-Moritz, Gabriele, Kaisertum und Parität. Reichspolitik und Konfessionen nach dem Westfälischen Frieden, in: Zeitschrift für Historische Forschung 19 (1992), 445–482.

Haug-Moritz, Gabriele, Corpus evangelicorum und deutscher Dualismus, in: Alternativen zur Reichsverfassung in der Frühen Neuzeit, hg. v. Volker Press, München 1995, 189–208.

Haug-Moritz, Gabriele, ‹Des Kaysers rechter Arm›. Der Reichshofrat und die Reichspolitik des Kaisers, in: Das Reich und seine Territorialstaaten im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte des Mit- Neben- und Gegeneinander, hg. v. Harm Klueting/Wolfgang Schmale, Münster 2004, 23–42.
Haug-Moritz, Gabriele/Sabine Ullmann (Hg.), Frühneuzeitliche Supplikationspraxis und monarchische Herrschaft in europäischer Perspektive, Wien 2015.
Hausen, Karin, Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, hg. v. Werner Conze, Stuttgart 1976, 363–393.
Hausenstein, Wilhelm, Europäische Hauptstädte. Ein Reisetagebuch (1926–1932), 2. veränderte Ausgabe, München 1954.
Hausmann, Friederike, Herrscherin im Paradies der Teufel. Maria Carolina, Königin von

Neapel. Eine Biographie, München 2014.
Haussherr, Hans, Verwaltungseinheit und Ressorttrennung vom Ende des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, Berlin 1953.
Hawlik-van de Water, Magdalena, Die Kapuzinergruft, Wien 1987.
Hawlik-van de Water, Magdalena, Der schöne Tod. Zeremonialstrukturen des Wiener Hofes bei Tod und Begräbnis 1640–1740, Wien 1989.
Heartz, Daniel, Music in European Capitals. The Galant Style, 1720–1780, New York/London 2003.
Heer, Friedrich, Das Glück der Maria Theresia, Wien/München 1966.
Heer, Friedrich, Der Kampf um die österreichische Identität, Wien/Köln/Weimar ^{2}1996.
Heigel, Karl Theodor von, Der Österreichische Erbfolgekrieg und die Kaiserwahl Karls VII., Nördlingen 1877.
Heindl, Waltraud, Mythos Nation. Geschichte und Geschlecht in der österreichischen

Monarchie, in: Nationalgeschichte als Artefakt. Zum Paradigma ‹Nationalstaat› in den Historiographien Deutschlands, Italiens und Österreichs, hg. v. Hans Peter Hye u.a., Wien 2009, 201–208.
Heindl, Waltraud, Caroline Pichler oder der bürgerliche Fortschritt. Lebensideale und Lebensrealität von österreichischen Beamtenfrauen, in: Von Bürgern und ihren Frauen. Bürgertum in der Habsburgermonarchie, hg. v. Margret Friedrich/Peter Urbanitsch, Wien/Köln/Weimar 1996, 197–208.
Heindl, Waltraud, Bildung und Recht. Naturrecht und Ausbildung der staatsbürgerlichen Gesellschaft in der Habsburgermonarchie, in: Geschichte und Recht. Festschrift für Gerald Stourzh zum 70. Geburtstag, hg. v. Thomas Angerer u.a., Wien 1999, 183–206.
Heindl, Waltraud, Marie-Thérèse, la Magna Mater Austriae, in: Austriaca. Cahiers universitaires d'information sur l'Autriche 35 (2010), 11–27.

Heindl, Waltraud/Edith Saurer (Hg.), Grenze und Staat. Paßwesen, Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Fremdengesetzgebung in der österreichischen Monarchie 1750–1865, Wien/Köln/Weimar 2000.
Heiss, Gernot/Grete Klingenstein (Hg.), Das Osmanische Reich und Europa 1683–1789. Konflikt, Entspannung und Austausch, München 1983.
Helfert, Joseph Alexander, Die österreichische Volksschule, Bd. I: Die Gründung der österreichischen Volksschule durch Maria Theresia, Prag 1860.
Hellmuth, Eckhart, Naturrechtstheorie und bürokratischer Werthorizont. Studien zur preußischen Geistes- und Sozialgeschichte des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1985.
Helmedach, Andreas, Bevölkerungspolitik im Zeichen der Aufklärung. Zwangsumsiedlung und Zwangsassimilierung im Habsburgerreich des 18. Jahrhunderts – eine noch ungelöste Forschungsaufgabe, in: Comparativ 6 (1996), 41–62.

Helmedach, Andreas/Markus Koller/Konrad Petrovszky/Stefan Rohdewald (Hg.), Das Osmanische Europa. Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa, Leipzig 2014.
Hengerer, Mark, Hofzeremoniell, Organisation und Grundmuster sozialer Differenzierung am Wiener Hof im 17. Jahrhundert, in: Hofgesellschaft und Höflinge an europäischen Fürstenhöfen in der Frühen Neuzeit (15.–18. Jh), hg. v. Klaus Malettke u.a., Münster 2001, 337–368.
Hengerer, Mark, Die Abrechnungsbücher des Hofzahlmeisters und die Zahlamtsbücher im Wiener Hofkammerarchiv, in: Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, hg. v. Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer, Wien/Köln/Weimar 2004, 128–143.
Hengerer, Mark, Die Zeremonialprotokolle und weitere Quellen zum Zeremoniell des Kaiserhofs im Wiener Haus- Hof- und

Staatsarchiv, in: Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, hg. v. Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer, Wien/Köln/Weimar 2004, 76–93.

Hengerer, Mark, Kaiserhof und Adel in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Eine Kommunikationsgeschichte der Macht in der Vormoderne, Konstanz 2004.

Hengerer, Mark, The Funerals of the Habsburg Emperors in the Eighteenth Century, in: Monarchy and Religion. The Transformation of Royal Culture in Eighteenth-Century Europe, hg. v. Michael Schaich, Oxford/New York 2007, 367–394.

Hennings, Fred, Und sitzet zur linken Hand. Franz Stephan von Lothringen, Wien 1961.

Heppner, Harald, Die österreichische Militärgrenze im 18. Jahrhundert zwischen Krieg und Frieden, in: Krieg und Frieden im 18. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Studien, hg. v. Stefanie Stockhorst, Hannover

2015, 287–304.
Heppner, Harald/Eva Posch, Encounters in Europe's Southeast. The Habsburg Empire and the Orthodox World in the Eighteenth and Nineteenth Centuries, Bochum 2013.
Heppner, Harald/Peter Urbanitsch/Renate Zedinger (Hg.), Social Change in the Habsburg Monarchy, Bochum 2011.
Herre, Franz, Maria Theresia. Die große Habsburgerin, Köln 1994.
Hersche, Peter, War Maria Theresia eine Jansenistin?, in: Österreich in Geschichte und Literatur 15 (1971), 14–25.
Hersche, Peter, Der Spätjansenismus in Österreich, Wien 1977.
Hersche, Peter, Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter, 2 Bde., Freiburg 2006.
Hertel, Sandra, Kontinuität und Wandel. Der habsburgische Totenkult bei Maria Theresia, in: Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts, hg. v. Wolfgang Schmale, Bochum 2010, 251–

281.
Hertel, Sandra, Maria Elisabeth. Österreichische Erzherzogin und Statthalterin in Brüssel (1725–1741), Köln/Weimar/Wien 2014.
Hintze, Otto, Der österreichische und der preußische Beamtenstaat im 17. und 18. Jahrhundert. Eine vergleichende Betrachtung, in: Historische Zeitschrift 86 (1901), 401–444.
Hitzel, Frédéric, Sefâretnâme. Comptes rendus des ambassadeurs ottomans à l'Europe, in: Turcs ert turqueries, XVIe–XVIIIe siècles, hg. v. Association des historiens modernistes des universités françaises, Paris 2009, 97–110.
Hochedlinger, Michael, Der König und die Habsburgermonarchie. Oder: Wie preußisch war Österreich im 18. Jahrhundert?, URL: http://www.perspectivia.net/publikationen/f colloquien/friedrich-bestandsaufnahme/hochedlinger_habsburgermonarchie (01. 02. 2016).
Hochedlinger, Michael, Mars Ennobled. The Ascent of the Military and the Creation of a

Military Nobility in Mid-Eighteenth Austria, in: German History 17 (1999), 141–176.
Hochedlinger, Michael, Rekrutierung – Militarisierung – Modernisierung. Militär und ländliche Gesellschaft in der Habsburgermonarchie im Zeitalter des Aufgeklärten Absolutismus, in: Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hg. v. Stefan Kroll/Kersten Krüger, Hamburg 2000, 327–375.
Hochedlinger, Michael, Austria's Wars of Emergence 1683–1797, Harlow 2003.
Hochedlinger, Michael, Der gewaffnete Doppeladler. Ständische Landesdefension, Stehendes Heer und ‹Staatsverdichtung› in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie, in: Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, hg. v. Petr Mat'a/Thomas Winkelbauer, Stuttgart 2006, 217–250.
Hochedlinger, Michael, Stiefkinder der Forschung. Verfassungs-, Verwaltungs- und

Behördengeschichte der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie, in: Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Frühen Neuzeit, hg. v. Thomas Winkelbauer/Michael Hochedlinger, Wien 2010, 293–394.
Hochedlinger, Michael, Political History, in: 18th Century Studies in Austria 1945–2010, hg. v. Thomas Wallnig/Johannes Frimmel/Werner Telesko, Bochum 2011, 13–32.
Hochedlinger, Michael, Österreichische Archivgeschichte. Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Papierzeitalters, Köln/Weimar/Wien 2013.
Hock, Carl Freiherr von/Hermann Ignaz Bidermann, Der österreichische Staatsrath. Eine geschichtliche Studie, Wien 1879, ND 1972.
Hofmann, Christina, Das spanische Hofzeremoniell von 1500–1700, Frankfurt am Main u.a. 1985.
Hofmannsthal, Hugo von, Maria Theresia. Zur

zweihundertsten Wiederkehr ihres Geburtstages im Jahre 1917, wieder in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 11–16.
Holcik, Stefan (Hg.), Krönungsfeierlichkeiten in Pressburg/Bratislava 1563–1830, Bratislava 1992.
Hollerweger, Hans, Die Reform des Gottesdienstes zur Zeit des Josephinismus in Österreich, Regensburg 1976.
Holzmair, Eduard, Maria Theresia als Trägerin männlicher Titel, in: MIÖG 72 (1964), 122–134.
Honegger, Claudia, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850, Frankfurt am Main/New York 1991.
Horn, Sonia, Wiener Hebammen 1643–1753, in: Studien zur Wiener Geschichte 59 (2003), 35–102.
Hrazky, Josef, Die Persönlichkeit der Infantin Isabella von Parma, in: MÖStA 12 (1959), 174–239.

Hunt, Lynn, The Family Romance of the French Revolution, Berkeley/Cal. 1992.
Husslein-Arco, Agnes/Georg Lechner (Hg.), Martin van Meytens der Jüngere. Ausstellungskatalog, Wien 2014.
Hüttl, Ludwig, Marianische Wallfahrten im süddeutsch-österreichischen Raum. Analysen von der Reformations- bis zur Aufklärungsepoche, Köln/Wien 1985.
Hye, Hans Peter u.a. (Hg.), Nationalgeschichte als Artefakt. Zum Paradigma ‹Nationalstaat› in den Historiographien Deutschlands, Italiens und Österreichs, Wien 2009.
Iby, Elfriede, Schönbrunn als Residenzschloss Maria Theresias. Zur Raumdisposition der kasierlichen Appartements und der Repräsentationsräume. URL: http://www.perspectivia.net/publikationen/f colloquien/friedrich_friderizianisch/galerie/il _schoenbrunn (15. 04. 2016)
Iby, Elfriede/Alexander Koller, Schönbrunn, Wien ²2007.
Ilic, Tanasije Z., Der Sanitätskordon an der

österreichischen Militärgrenze und seine Funktionen zur Zeit Maria Theresias, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn, hg. v. der Burgenländischen Landesregierung, Eisenstadt 1984, 339–353.
Imbruglia, Girolamo (Hg.), Naples in the Eighteenth Century. The Birth and Death of a Nation State, Cambridge 2000.
Ingendahl, Gesa, Witwen in der Frühen Neuzeit. Eine kulturhistorische Studie, Frankfurt am Main 2006.
Ingrao, Charles W. (Hg.), State and Society in Early Modern Austria, West Lafayette 1994.
Ingrao, Charles W., The Habsburg Monarchy, 1618–1815, Cambridge 2000.
Ingrao, Charles W./Andrew L. Thomas, Piety and Power. The Empress-Consort of the High Baroque, in: Queenship in Europe 1660–1815. The Role of the Consort, hg. v. Clarissa Campbell Orr, Cambridge 2004, 107–131.
Jaeger, Stephan, Multiperspektivisches Erzählen in der Geschichtsschreibung des ausgehenden 20. Jahrhunderts: Wissenschaftliche

Inszenierungen von Geschichte zwischen Roman und Wirklichkeit, in: Multiperspektivisches Erzählen, hg. v. Vera Nünning/Ansgar Nünning, Trier 2000, 323–346.
Jahn, Wolfgang/Evamaria Brockhoff/Elisabeth Vavra (Hg.), Verbündet – Verfeindet – Verschwägert: Bayern und Österreich. Katalog der Bayerisch-Oberösterreichischen Landesausstellung, Bd. II, Stuttgart 2012.
Jansen, Sharon L., The Monstrous Regiment of Women. Female Rulers in Early Modern Europe, New York 2002.
Jesner, Sabine, Die siebenbürgisch-sächsische Nation und die Einrichtung der Siebenbürgischen Militärgrenze, in: Danubiana Carpathica 53 (2012), 237–254.
Jordan, Sonja, Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat im 18. Jahrhundert, München 1967.
Kaduk, Svenja, Maria Theresia und ihre Brüder. ‹Weiblichkeit› und ‹Männlichkeit› bei Ranke, Droysen und Treitschke. URL: http://biecoll.ub.uni-

bielefeld.de/volltexte/2009/2011/pdf/Kaduk (05. 07. 2015).
Kägler, Britta, ‹so lang diese Frau die Hände in denen Regierungsgeschäften haben …›. Maria Amalia von Österreich als machtbewusste Kaiserin(witwe) in München, in: Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit, hg. v. Bettina Braun/Katrin Keller/Matthias Schnettger, Köln/Weimar/Wien 2016, 193–209.
Kaiser, Thomas E., Who's Afraid of Marie-Antoinette? Diplomacy, Austrophobia, and the Queen, in: French History 14 (2000), 241–271.
Kaiser, Thomas E., Ambiguous Identities. Marie-Antoinette and the House of Lorraine from the Affair of the Minuet to Lambesc's Charge, in: Marie Antoinette. Writings on the Body of a Queen, hg. v. Dena Goodman, New York/London 2003, 171–198.
Kalipke, Andreas, Verfahren im Konflikt. Konfessionelle Streitigkeiten und Corpus Evangelicorum im 18. Jahrhundert, Münster

2015.
Kallbrunner, Josef, Zur Geschichte der Theresianischen Polizei, in: Monatsblatt des Altertums-Vereins zu Wien XII (1917), 142–145.
Kammerhofer, Leopold, Die Gründung des Haus-, Hof- und Staatsarchivs 1749, in: Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive, hg. v. Moritz Csáky u.a., Bd. II, Wien 2001, 81–99.
Kann, Robert A., A Study in Austrian Intellectual History from Late Baroque to Romanticism, New York 1960.
Kaps, Klemens, Ungleiche Entwicklung in Zentraleuropa. Galicien zwischen überregionaler Arbeitsteilung und imperialer Politik (1772–1914), Wien 2014.
Kaps, Klemens, Zwischen Emanzipation und Exklusion. Fortschrittsdenken und die Wahrnehmung kultureller Differenz in der europäischen Aufklärung, in: Europa als Weltregion. Zentrum, Modell oder Provinz?, hg. v. Thomas Ertl u.a., Wien 2014, 66–79.

Karajan, Theodor Georg von, Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca. Feierliche Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1859.
Karajan, Theodor Georg von, Maria Theresia und Joseph II. während der Mitregentschaft. Feierliche Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, Wien 1865.
Karmasin, Matthias/Christian Oggolder (Hg.), Österreichische Mediengeschichte. Bd. 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500–1918), Wiesbaden 2016.
Karniel, Josef, Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II., Gerlingen 1985.
Karstens, Simon, Lehrer – Schriftsteller – Staatsreformer. Die Karriere des Joseph von Sonnenfels (1733–1817), Wien/Köln/Weimar 2011.
Kaser, Karl, Freier Bauer und Soldat. Die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft an der kroatisch-slawonischen Militärgrenze (1535–1881), Wien/Köln/Weimar 1997.

Kauffmann, Kai, ‹Es ist nur ein Wien!› Stadtbeschreibungen von Wien 1700 bis 1873. Geschichte eines literarischen Genres der Wiener Publizistik, Wien/Köln/Weimar 1994.

Keller, Katrin (Hg.), Gynäkokratie. Zu politischen Handlungsmöglichkeiten von Frauen in der höfischen Gesellschaft der Frühen Neuzeit. Zeitenblicke 8 (2009). URL: http://www.zeitenblicke.de/2009/2/(01. 02.

Kernbauer, Eva/Aneta Zahradnik (Hg.), Höfische Porträtkultur. Die Bildnissammlung der österreichischen Erzherzogin Maria Anna, Berlin/Boston 2016.

Khavanova, Olga, ‹Die enge Einverständnuß beeder kaiserlichen Höfe›. Österreichische Botschafter in St. Petersburg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Politische Kommunikation zwischen Imperien. Der diplomatische Aktionsraum Südost- und Osteuropa, hg. v. Gunda Barth-Scalmani/Harriet Rudolph/Christian Steppan, Innsbruck 2013, 193–208.

Kleinmann, Hans-Otto, Die Politik des Wiener Hofes gegenüber der spanischen Monarchie unter Karl III. (1759–1788), Köln 1967.
Klingenstein, Grete, Staatsverwaltung und kirchliche Autorität im 18. Jh. Das Problem der Zensur in der theresianischen Reform, Wien 1970.
Klingenstein, Grete, Van Swieten und die Zensur, in: Gerard van Swieten und seine Zeit, hg. v. Erna Lesky/Adam Wandruszka, Wien/Graz/Köln 1973, 93–106.
Klingenstein, Grete, Kaunitz contra Bartenstein. Zur Geschichte der Staatskanzlei 1749–1753, in: Beiträge zur neueren Geschichte Österreichs, hg. v. Heinrich Fichtenau/Erich Zöllner, Wien 1974, 243–263.
Klingenstein, Grete, Der Aufstieg des Hauses Kaunitz. Studien zu Herkunft und Bildung des Staatskanzlers Wenzel Anton, Göttingen 1975.
Klingenstein, Grete, Institutionelle Aspekte der österreichischen Außenpolitik im 18. Jahrhundert, in: Diplomatie und

Außenpolitik Österreichs. Elf Beiträge zu ihrer Geschichte, hg. v. Erich Zöllner, Wien 1977, 74–93.
Klingenstein, Grete, Modes of Religious Tolerance and Intolerance in Eighteenth Century Habsburg Politics, in: Austrian History Yearbook 24 (1993), 1–16.
Klingenstein, Grete, Was bedeuten ‹Österreich› und ‹österreichisch› im 18. Jahrhundert? Eine begriffsgeschichtliche Studie, in: Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute, hg. v. Richard Georg Plaschka, Wien 1995, 149–220.
Klingenstein, Grete/Szábo, Franz A. J. (Hg.), Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg 1711–1794. Neue Perspektiven zu Politik und Kultur der europäischen Aufklärung, Graz u.a. 1996.
Klueting, Harm (Hg.), Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland, Hamburg 1993.
Klueting, Harm (Hg.), Das Reich und Österreich

1648–1740, Münster 1999.
Klueting, Harm/Wolfgang Schmale (Hg.), Das Reich und seine Territorialstaaten im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte des Mit-, Neben- und Gegeneinander, Münster 2004.
Knall, Dieter, Aus der Heimat gedrängt. Letzte Zwangsumsiedlungen steirischer Protestanten nach Siebenbürgen unter Maria Theresia, Graz 2002.
Knofler, Monika J., Das Theresianische Wien. Der Alltag in den Bildern Canalettos, Wien 1979.
Koch, Rainer/Patricia Stahl (Hg.), Wahl und Krönung in Frankfurt. Kaiser Karl VII. 1742–1745. Katalog der Ausstellung im Historischen Museum Frankfurt, Frankfurt am Main 1986.
Kocher, Gernot, Höchstgerichtsbarkeit und Privatrechtskodifikation. Die Oberste Justizstelle und das allgemeine Privatrecht in Österreich von 1749–1811, Graz 1979.
Kocher, Gernot, Rechtsverständnis und Rechtsreformen im aufgeklärten Absolutismus Österreichs, in: Österreich im

Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, hg. v. Erich Zöllner, Wien 1983, 54–70.
Koller, Markus, Grenzwahrnehmung und Grenzmacht. Einleitende Bemerkungen zu den osmanisch-habsburgischen Grenzräumen (16.–18. Jh), in: Ein Raum im Wandel. Die osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hg. v. Norbert Spannenberger/Szabolcs Varga, Stuttgart 2014, 9–24.
Kollmer, Gert, Die Familie Palm. Soziale Mobilität in ständischer Gesellschaft, Ostfildern 1983.
Komlosy, Andrea, Grenze und ungleiche regionale Entwicklung. Binnenmarkt und Migration in der Habsburgermonarchie, Wien 2003.
König, Matthias, ‹… wegen künftiger besserer und würthschaftlicher Besorgung der erkrankten und blessirten Soldaten […]›. Die Reform der österreichischen Feldsanität zwischen 1748 und 1785, in: Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts, hg. v. Wolfgang Schmale, Bochum 2010, 283–

294.
Koos, Marianne, Haut, Farbe und Medialität. Oberfläche im Werk von Jean-Étienne Liotard (1702–1789), Paderborn 2014.
Körper, Gerlinde, Studien zur Biographie Elisabeth Christines von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel, phil. Diss. (masch.) Wien 1975.
Koschatzky, Walter (Hg.), Maria Theresia und ihre Zeit. Eine Darstellung der Epoche von 1740–1780 aus Anlaß der 200. Wiederkehr des Todestages der Kaiserin, Salzburg/Wien 1979.
Koschatzky, Walter (Hg.), Ausstellungskatalog Maria Theresia und ihre Zeit. Zur Wiederkehr des 200. Todestages, Wien 1980.
Koschatzky, Walter, Jean-Étienne Liotard in Wien, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. dems., Salzburg/Wien 1979, 308–319.
Kosean-Mokrau, Alfred, Die gefälschten Memoiren des Pandurenobristen Franz von der Trenck, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel

Aviv 4 (1975), 13–51.
Kosean-Mokrau, Alfred, Der Streit um das Erbe des Pandurenobristen Franz von der Trenck, in: Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv 6 (1977).
Kovács, Elisabeth (Hg.), Katholische Aufklärung und Josephinismus, München 1979.
Kovács, Elisabeth, Kirchliches Zeremoniell am Wiener Hof des 18. Jahrhunders im Wandel von Mentalität und Gesellschaft, in: MÖStA 32 (1979), 109–142.
Kovács, Elisabeth, Einflüsse geistlicher Ratgeber und höfischer Beichtväter auf das fürstliche Selbstverständnis, auf Machtbegriffe und politische Entscheidungen österreichischer Habsburger während des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Cristianesimo nella storia 4 (1983), 79–102.
Kovács, Elisabeth, Die ideale Erzherzogin. Maria Theresias Forderungen an ihre Töchter, in: MIÖG 94 (1986), 49–80.
Kovács, Elisabeth, Spätmittelalterliche

Traditionen in der österreichischen Frömmigkeit des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Volksreligion im hohen und im späten Mittelalter, hg. v. Peter Dinzelbacher u.a., Paderborn 1990, 397–417.
Krajasich, Peter, Die österreichische Militärgrenze unter Maria Theresia, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn. Ausstellungskatalog Schloss Halbthurn, Eisenstadt 1980, 52–62.
Krajewski, Markus, Der Diener. Mediengeschichte einer Figur zwischen König und Klient, Frankfurt am Main 2010.
Kretschmayr, Heinrich, Maria Theresia, Gotha 1925.
Kreuter, Peter M., Der Vampirglaube in Südosteuropa. Studien zur Genese, Bedeutung und Funktion. Rumänien und der Balkanraum, Berlin 2001.
Krischer, André, Souveränität als sozialer Status. Zur Funktion des diplomatische Zeremoniells in der Frühen Neuzeit, in: Diplomatisches Zeremoniell in Europa und dem Mittleren

Osten in der Frühen Neuzeit, hg. v. Jan Paul Niederkorn/Ralf Kauz/Giorgio Rota, Wien 2009, 1–32.
Krischer, André, Das Gesandtschaftswesen und das vormoderne Völkerrecht, in: Rechtsformen Internationaler Politik. Theorie, Norm und Praxis vom 12. bis 18. Jahrhundert, hg. v. Michael Jucker/Martin Kintzinger/Rainer Christoph Schwinges, Berlin 2010, 197–240.
Krömer, Ulrich, Johann Ignaz von Felbiger. Leben und Werk, Freiburg/Breisgau 1966.
Krueger, Rita, Czech, German, and Noble. Status and National Identity in Habsburg Bohemia, New York u.a. 2009.
Kubiska, Irene, Zwischen Anspruch und Gnade. Die Altersversorgung Wiener Hofbediensteter und ihrer Witwen und Waisen im 18. Jahrhundert, in: Frühneuzeitforschung in der Habsburgermonarchie. Adel und Wiener Hof – Konfessionalisierung – Siebenbürgen, hg. v. István Fazekas u.a., Wien 2013, 33–49.
Kubiska-Scharl, Irene, Formalisierte Gnade. Das

Supplikationswesen am Wiener Hof im 18. Jahrhundert am Beispiel supplizierender Reichshofräte, in: Frühneuzeitliche Supplikationspraxis und monarchische Herrschaft in europäischer Perspektive, hg. v. Gabriele Haug-Moritz/Sabine Ullmann, Wien 2015, 297–308.

Kubiska-Scharl, Irene/Michael Pölzl, Die Karrieren des Wiener Hofpersonals 1711–1765, Wien 2013.

Kühl, Stefan, Organisationen. Eine sehr kurze Einführung, Wiesbaden 2011.

Kühn, Sebastian, Die Gräfin, die Gouvernante und der König. Perspektiven auf Dienstleute als Boten in einem aristokratischen Haushalt des 18. Jhs., in: Historische Anthropologie 20 (2012), 58–75.

Kühnel, Harry, Die Hofburg zu Wien, Graz/Köln 1964.

Kühnel, Florian, Westeuropa und das Osmanische Reich in der Frühen Neuzeit. Ansätze und Perspektiven aktueller Forschungen, in: Zeitschrift für Historische Forschung 42

(2015), 251–283.
Kulenkampff, Angela, Österreich und das Alte Reich. Die Reichspolitik des Staatskanzlers Kaunitz unter Maria Theresia und Joseph II., Köln/Weimar/Wien 2005.
Kunisch, Johannes, Friedrich der Große. Der König und seine Zeit, München 2004.
Kunisch, Johannes (Hg.), Der dynastische Fürstenstaat. Zur Bedeutung von Sukzessionsordnungen für die Entstehung des frühmodernen Staates, Berlin 1982.
Kunisch, Johannes, Der Kleine Krieg. Studien zum Heerwesen im Absolutismus, Wiesbaden 1973.
Kunisch, Johannes, Der Ausgang des Siebenjährigen Krieges. Ein Beitrag zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegführung im Zeitalter des Absolutismus, in: Zeitschrift für Historische Forschung 2 (1975), 173–222.
Kunisch, Johannes, Das Mirakel des Hauses Brandenburg. Studien zum Verhältnis von Kabinettspolitik und Kriegführung im

Zeitalter des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1978.
Küntzel, Georg, Über den Plan einer Begegnung Friedrichs des Großen und Josephs zu Torgau 1766, in: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte XV (1902), 507–519.
Kurz, Marlene, u.a. (Hg.), Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie, München 2005.
Küster, Sebastian, Vier Monarchien – vier Öffentlichkeiten. Kommunikation um die Schlacht bei Dettingen, Münster 2004.
Kwiatkowski, Ernest, Die Constitutio Criminalis Theresiana. Ein Beitrag zur theresianischen Reichs- und Rechtsgeschichte, Innsbruck 1903.
Labouvie, Eva, Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln/Weimar/Wien 1998.
Lachmayer, Herbert (Hg.), Mozart. Experiment Aufklärung im Wien des 18. Jahrhunderts. Katalogbuch und Essayband zur Ausstellung

des Da Ponte Instituts in der Albertina, Ostfildern 2006.
Landes, Joan, Marie Antoinettes Remise und das Geschlecht der Diplomatie im späten 18. Jahrhundert, in: Das Geschlecht der Diplomatie. Geschlechterrollen in den Außenbeziehungen vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hg. v. Corina Bastian/Eva Dade/Hillard von Thiessen/Christian Windler, Köln/Weimar/Wien 2013, 115–129.
Landon, Else, In der Gunst der Kaiserin. Karrieren unter Maria Theresia, Wien 1997.
Lang, Helmut Walter, Die österreichische Tagespublizistik im Barockzeitalter, in: Öffentliche Meinung in der Geschichte Österreichs, hg. v. Erich Zöllner, Wien 1979, 39–52.
Lang, Helmut Walter, Die Zeitschriften in Österreich zwischen 1740 und 1815, in: Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte (1979), 203–227.
Laqueur, Thomas, Auf den Leib geschrieben. Die

Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud, Frankfurt am Main 1992.
Lau, Thomas, Die Kaiserin. Maria Theresia, Wien/Köln/Weimar 2016.
Laube, Volker, Geheimnisverrat in Wien, in: Internationale Beziehungen in der Frühen Neuzeit. Ansätze und Perspektiven, hg. v. Heidrun Kugeler/Christian Sepp/Georg Wolf, Hamburg, 212–236.
Lavandier, Jean-Pierre, Le Livre au temps de Marie-Thérèse. Codes des lois de censure du livre pour les pays austro-bohemiens (1740–1780), Bern u.a. 1993.
Lebeau, Christine, Aristocrates et grands commis à la cour de Vienne, 1748–1791. Le modèle français, Paris 1996.
Lebeau, Christine, Verwandtschaft, Patronage und Freundschaft. Die Rolle des Buches im Kreis um Kaunitz, in: Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg 1711–1794. Neue Perspektiven zu Politik und Kultur der europäischen Aufklärung. Graz u.a. 1996, hg. v. Grete Klingenstein/Franz A. J. Szábo, Graz

1996, 291–304.
Lebeau, Christine, Finanzwissenschaft und diplomatische Missionen. Machtstrategien und Ausbildung der Staatswissenschaften in Frankreich und der österreichischen Monarchie, in: Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel, hg. v. Hillard von Thiessen/Christian Windler, Köln/Weimar/Wien 2010, 151–172.
Leeb, Rudolf/Susanne C. Pils/Thomas Winkelbauer (Hg.), Staatsmacht und Seelenheil. Gegenreformation und Geheimprotestantismus in der Habsburgermonarchie, Wien 2007.
Leeb, Rudolf/Martin Scheutz/Dietmar Weikl (Hg.), Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Erzbistum Salzburg (17./18. Jahrhundert), Wien/Köln/Weimar 2009.
Lehner, Ulrich, What is ‹Catholic Enlightenment›?, in: History Compass 8 (2010), 166–178.

Lehner, Ulrich/Michael Printy (Hg.), A Companion to Catholic Enlightenment in Europe, Leiden/Boston 2010.
Lemberg, Hans, Imperien und Grenzregionen im Europa des 18. und 19. Jahrhunderts. Einige einführende Beobachtungen, in: Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens, hg. v. Hans-Christian Maner, Münster 2005, 25–36.
Lembke, Katja (Hg.), Als die Royals aus Hannover kamen. Hannovers Herrscher auf Englands Thron 1714–1837, Dresden 2014.
Lesky, Erna, Die österreichische Pestfront an der k.k. Militärgrenze, in: Saeculum 8 (1957), 86–106.
Lesky, Erna, Österreichisches Gesundheitswesen im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, in: Archiv für Österreichische Geschichte 122 (1959), 1–228.
Lesky, Erna/Adam Wandruszka (Hg.), Gerard van Swieten und seine Zeit, Wien/Graz/Köln 1973.

Lettner, Gerda, Das Spannungsfeld zwischen Absolutismus und Aufklärung. Die Ära Kaunitz (1749–1794), Göttingen 2016.
Lhotsky, Alphons, Apis Colonna. Fabeln und Theorien über die Abkunft der Habsburger, in: ders., Aufsätze und Vorträge, Wien 1971, 7–102.
Liebel-Weckowicz, Helen/Franz Szábo, Modernization Forces in Maria Theresa's Peasant Policies, 1740–1780, in: Histoire sociale – Social History 15 (1982), 301–331.
Liebmann, Maximilian, Mariazell im Spiegel kirchlich-religiösen und politischen Lebens von Mitteleuropa, in: Ökumene Symposion: Die Last der Geschichte – Mariazell und Marialogie von der Reformation bis ins 20. Jahrhundert. URL: http://www.professor-liebmann.at/pdf/MariazellDruck.pdf (02. 03. 2014).
Link, Edith Murr, The Emancipation of the Austrian Peasant 1740–1798, New York 1949.

Link, Christoph, Die habsburgischen Erblande, die böhmischen Länder und Salzburg, in: Deutsche Verwaltungsgeschichte. Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Reiches, hg. v. Kurt G. A. Jeserich/Hans Pohl/Georg Christoph von Unruh, Stuttgart 1983, 468–551.

Lobenwein, Elisabeth, ‹Je gresser die lieb der eltern gegen ihren kündern ist, umb so gresser auch die betriebnus und schmerzen, wann solche in högster todts gefahr komben.› Kinder im Zentrum der Wunderberichte von Maria Luggau/Kärnten, in: Forschungswerkstatt: Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, hg. v. Gunda Barth-Scalmani u.a., Bochum 2012, 143–155.

Loesche, Georg, Maria Theresias letzte Maßnahmen gegen die ‹Ketzer›. Mit Benutzung archivalischer Quellen, in: Zeitschrift des deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens 20 (1916), 198–219.

Loesche, Georg, Aus der Endzeit des Geheimprotestantismus in Innerösterreich. Archivalische Ergänzungen, in: Zeitschrift des Historischen Vereins Steiermark 18 (1923), 124–134.
Lohrmann, Klaus, Zwischen Finanz und Toleranz. Das Haus Habsburg und die Juden, Graz/Wien/Köln 2000.
Lorenz, Matthias, Der Jansenismus in der Habsburgermonarchie. Ein Forschungsüberblick, Saarbrücken 2009.
Lorenz, Hellmut/Huberta Weigl (Hg.), Das barocke Wien. Die Kupferstiche von Joseph Emanuel Fischer von Erlach und Johann Adam Delsenbach (1719), Wien 2007.
Lorenz, Hellmut, The Imperial Hofburg. The Theory and Practice of Architectural Representation in Baroque Vienna, in: State and Society in Early Modern Austria, hg. v. Charles W. Ingrao, West Lafayette 1994, 93–109.
Lorenz, Hellmut/Anna Mader-Kratky (Hg.), Die Wiener Hofburg 1705–1835. Die kaiserliche

Residenz vom Barock bis zum Klassizismus, Wien 2016.
Loupès, Philippe, Telle mère, tel fils? Le bilan du règne de Marie-Thérèse au miroir des oraisons funèbres et des éloges en France, in: Josephinismus – eine Bilanz/Échecs et réussites du Joséphisme, hg. v. Wolfgang Schmale/Renate Zedinger/Jacques Mondot, Bochum 2008, 117–126.
Löwenstein, Uta, Voraussetzungen und Grundlagen von Tafelzeremoniell und Zeremonientafel, in: Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn, Tübingen 1995, 266–278.
Lucassen, Leo, Zigeuner im frühneuzeitlichen Deutschland. Neue Forschungsergebnisse, -probleme und -vorschläge, in: Policey und frühneuzeitliche Gesellschaft, hg. v. Karl Härter, Frankfurt am Main 2000, 235–261.
Luebke, David M., ‹Naive Monarchism› and Marian Veneration in Early Modern Germany, in: Past & Present 154 (1997), 71–106.

Luh, Jürgen, Kriegskunst in Europa 1650–1800, Weimar/Wien 2004.
Lukowski, Jerzy, The Partitions of Poland, 1772, 1793, 1795, London/New York 1999.
Maasburg, Friedrich von, Zur Entstehungsgeschichte der Theresianischen Halsgerichtsordnung, Wien 1880.
Maasburg, Friedrich von, Geschichte der obersten Justizstelle in Wien, Prag ^{2}1891.
Maaß, Ferdinand, Maria Theresia und der Josephinismus, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 79 (1957), 201–213.
Maaß, Ferdinand, Der Frühjosephinismus, Wien 1969.
Macek, Bernhard A., Die Krönung Josephs II. zum Römischen König in Frankfurt am Main, Frankfurt am Main 2010.
Macek, Bernhard A., Der Krönungszyklus aus der Meytens-Werkstatt, in: Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich 27 (2012).
Mader-Kratky, Anna, Modifizieren oder ‹nach alter Gewohnheit›? Die Auswirkungen des Regierungsantritts von Maria Theresia auf

Zeremoniell und Raumfolge in der Wiener Hofburg, in: Im Dienste einer Staatsidee. Künste und Künstler am Wiener Hof um 1740, hg. v. Elisabeth Fritz-Hilscher, Wien/Köln/Weimar 2013, 85–106.
Maner, Hans-Christian (Hg.), Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. Ihre Bedeutung und Funktion aus der Perspektive Wiens, Münster 2005.
Mansel, Philip, Prince of Europe. The Life of Charles Joseph de Ligne, 1735–1814, London 2003.
Mansel, Philip, Dressed to Rule. Royal and Court Costume from Louis XIV to Elizabeth II., New Haven/London 2005.
Maria Theresia und Tirol. Ausstellungskatalog, Innsbruck 1958.
Marin, Louis, Das Porträt des Königs, Aus dem Französischen von Heinz Jatho (frz. Originalausgabe Paris 1981), Berlin 2005.
Martus, Steffen, Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert, ein Epochenbild, Berlin

2015.
Mat'a, Peter, Landstände und Landtage in den böhmischen und österreichischen Ländern (1620–1740), in: Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, hg. v. Petr Mat'a/Thomas Winkelbauer, Stuttgart 2006, 345–400.
Mat'a, Petr/Thomas Winkelbauer (Hg.), Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, Stuttgart 2006.
Matis, Herbert (Hg.), Von der Glückseligkeit des Staates. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft in Österreich im Zeitalter des Aufgeklärten Absolutismus, Berlin 1981.
Matsche, Franz, Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des ‹Kaiserstils›, Berlin/New York 1981.
Matsche, Franz, Maria Theresias Bild als Herrscherin in der Kunst ihrer Zeit, in: Maria Theresias Kulturwelt, hg. v. Pierre

Béhar/Marie-Thérèse Mourey/Herbert Schneider, Hildesheim/Zürich/New York 2011, 195–245.
Mauser, Wolfram, Maria Theresia. Mütterlichkeit: Mythos und politisches Mandat (Hofmannsthal, Sonnenfels, Wurz), in: Mutter und Mütterlichkeit, hg. v. Irmgard Roebling/Wolfram Mauser, Würzburg 1996, 77–97.
Mauser, Wolfram, Maria Theresia: ‹Mutter der Völker›, in: Konzepte aufklärerischer Lebensführung. Literarische Kultur im frühmodernen Deutschland, hg. v. Wolfram Mauser, Würzburg 2000, 137–147.
Mayerhofer, Claudia, Dorfzigeuner. Kultur und Geschichte der Burgenland-Roma von der Ersten Republik bis zur Gegenwart, Wien 1987.
Maza, Sara, Private Lives and Public Affairs. The causes célèbres of Prerevolutionary France, Berkeley/Los Angeles/London 1993.
Mazura, Silvia, Die preußische und österreichische Kriegspropaganda im Ersten

und Zweiten Schlesischen Krieg, Berlin 1996.
Meier, Christian, Die Faszination des Biographischen, in: Interesse an der Geschichte, hg. v. Frank Niess, Frankfurt a. M./New York 1989, 100–111.
Meisenburg, Friedrich, Der Deutsche Reichstag während des Österreichischen Erbfolgekrieges (1740–1748), Dillingen 1931.
Meisner, Heinrich Otto, Urkunden- und Aktenlehre der Neuzeit, Leipzig 1950.
Meisner, Heinrich Otto, Das Regierungs- und Behördensystem Maria Theresias und der preußische Staat, in: Die Entstehung des modernen souveränen Staates, hg. v. Hanns Hubert Hofmann, Berlin 1967, 209–227.
Mell, Anton, Die Anfänge der Bauernbefreiung in Steiermark unter Maria Theresia und Joseph II. Nach den Akten dargestellt, Graz 1901.
Mertens, Bernd, Gesetzgebungskunst im Zeitalter der Kodifikationen. Theorie und Praxis der Gesetzgebungstechnik aus historisch-vergleichender Sicht, Tübingen 2004.

Mevorach, Barouh, The Imperial Court-Jew Wolf Wertheimer as Diplomatic Mediator during the War of the Austrian Succession, in: Hierosolymitana 23 (1972), 184–213.
Meynert, Hermann, Das königliche Krönungsceremoniel in Ungarn, Wien 1867.
Michalik, Kerstin, Kindsmord. Sozial- und Rechtsgeschichte der Kindstötung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert am Beispiel Preußen, Pfaffenweiler 1997.
Michaud, Claude, Laudatio et Carmen port mortem. Nachrufe auf Maria Theresia in Frankreich und Belgien, in: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur in Europa zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., hg. v. Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung/Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien 1985, 673–700.
Midelfort, H. C. Erik, Exorcism and Enlightenment. Johann Joseph Gassner and the Demons of Eighteenth Century Germany, New Haven/London 2005.

Mikoletzky, Hanns Leo, Hofreisen unter Kaiser Karl VI., in: MIÖG 60 (1952), 265–285.
Mikoletzky, Hanns Leo, Der Haushalt des kaiserlichen Hofes zu Wien (vornehmlich im 18. Jahrhundert), in: Carinthia I, 146 (1956), 658–683.
Mikoletzky, Hanns Leo, Kaiser Franz I. Stefan und der Ursprung des habsburgisch-lothringischen Familienvermögens, München 1961.
Mikoletzky, Hanns Leo, Die privaten ‹geheimen Kassen› Kaiser Franz' I. und Maria Theresias, in: MIÖG 71 (1963), 380–394.
Mitterauer, Michael, Bedeutsame Orte. Zur Genese räumlicher Bezugspunkte österreichischer Identität, in: Memoria Austriae II. Bauten, Orte, Regionen, hg. v. Emil Brix/Ernst Bruckmüller/Hannes Stekl, Wien 2005, 19–39.
Moraw, Peter, Das Reich und Österreich im Spätmittelalter, in: Sacrum Imperium. Das Reich und Österreich 996–1806, hg. v. Wilhelm Brauneder/Lothar Höbelt, Wien

1996, 92–130.
Mourey, Marie-Thérèse, Tanz- und Ballettkultur unter Maria Theresia, in: Maria Theresias Kulturwelt, hg. v. Pierre Béhar/Mare-Thérèse Mourey/Herbert Schneider, Hildesheim/Zürich/New York 2011, 171–193.
Mraz, Gerda, Anekdoten über Maria Theresia und Joseph II., in: Österreich in Geschichte und Literatur 33 (1989), 1–12.
Mraz, Gerda/Gottfried Mraz, Maria Theresia. Ihr Leben und ihre Zeit in Bildern und Dokumenten, München 1979.
Müller, Herta, Die k. k. Nadelburger Fabrik zu Lichtenwörth. Ihre Geschichte von 1751 bis 1815, phil. Diss., Wien 1941.
Müller, Michael G., Die Teilungen Polens, 1772, 1793, 1795, München 1984.
Müller, Matthias F., Der Orden vom Goldenen Vlies und das Haus Habsburg im Heiligen Römischen Reich – Ein (kultur-)geschichtlicher Rückblick, in: Mitteilungen der Gesellschaft für vergleichende

Kunstforschung in Wien 61 (2009), 1–21.
Müller-Guttenbrunn, Adam (Hg.), Ruhmeshalle deutscher Arbeit in der österreichisch-ungarischen Monarchie, Stuttgart/Berlin 1916.
Neugebauer, Wolfgang, Niedere Schulen und Realschulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Bd. II: 18. Jahrhundert, hg. v. Notker Hammerstein/Ulrich Herrmann, München 2005, 213–261.
Neuhaus, Helmuth, ‹Supplizieren und Wassertrinken sind jedem gestattet›. Über den Zugang des Einzelnen zum frühneuzeitlichen Ständestaat, in: Staat – Souveränität – Verfassung. Festschrift für Helmut Quaritsch zum 70. Geburtstag, hg. v. Dietrich Murswiek/Ulrich Storost, Berlin 2000, 475–492.
Niederhauser, Emil, Maria Theresia in der ungarischen Geschichtsschreibung, in: Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder, hg. v.

Anna M. Drabek/Richard G. Plaschka/Adam Wandruszka, Wien 1982, 29–41.
Novotny, Alexander, Staatskanzler Kaunitz als geistige Persönlichkeit, Wien 1947.
Nowosadtko, Jutta, Der ‹Vampyrus Serviensis› und sein Habitat. Impressionen von der österreichischen Militärgrenze, in: Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit 8 (2004), 151–167.
Nubola, Cecilia (Hg.), Bittschriften und Gravamina. Politik, Verwaltung und Justiz in Europa (14.–18. Jahrhundert), Berlin 2005.
Obersteiner, Gernot Peter, Theresianische Verwaltungsreformen im Herzogtum Steiermark. Die Repräsentation und Kammer (1749–1763) als neue Landesbehörde des aufgeklärten Absolutismus, Graz 1993.
O'Brian, Charles H., Jansenists and Josephinism. ‹Nouvelles Ecclesiatiques› and Reform of the Church in Late Eighteenth-Century Austria, in: MÖStA 32 (1979), 143–164.
Ogris, Werner, Staats- und Rechtsreformen, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter

Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 56–66.
Opitz, Claudia, Von Frauen im Krieg zum Krieg gegen Frauen. Krieg, Gewalt und Geschlechterbeziehungen aus historischer Sicht, in: L'Homme 3 (1992), 31–44.
Opitz, Claudia, Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung, in: Querelles 7 (2002), 154–170.
Ortlieb, Eva/Gert Polster, Die Prozessfrequenz am Reichshofrat (1519–1806), in: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 26 (2004), 180–215.
Osterloh, Karl-Heinz, Joseph von Sonnenfels und die österreichische Reformbewegung im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, Lübeck/Hamburg 1970.
Österreich zur Zeit Josephs II. Mitregent Kaiserin Maria Theresias, Kaiser und Landesfürst. Ausstellungskatalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Wien 1980.
Otruba, Gustav, Die Wirtschaftspolitik Maria Theresias, Wien 1963.

Ottillinger, Eva B., Das Paradebett Maria Theresias im ‹Reichen Schlafzimmer› in der Wiener Hofburg, in: Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege 51 (1997), 648–655.
Ottomeyer, Hans/Michaela Völkel (Hg.), Die öffentliche Tafel. Tafelzeremoniell in Europa 1300–1900. Ausstellungskatalog, Wolfratshausen 2002.
Pammer, Michael, Glaubensabfall und Wahre Andacht. Barockreligiosität, Reformkatholizismus und Laizismus in Oberösterreich 1700–1820, Wien/München 1994.
Pangels, Charlotte, Die Kinder Maria Theresias, München 1980.
Pangerl, Irmgard/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), Der Wiener Hof im Spiegel der Zeremonialprotokolle (1652–1800). Eine Annäherung, Innsbruck/Bozen/Wien 2007.
Papp, Julia, Reflexionen zur Ikonografie von Maria Theresia im Spiegel der Wiener

Biografiesammlungen um 1810, in: Wiener Geschichtsblätter 65 (2010), 91–104.
Parvev, Ivan, ‹Du, glückliches Österreich, verhandle›. Militär versus Diplomatie in der habsburgischen Südosteuropa-Politik 1739–1878, in: Das Osmanische Reich und die Habsburgermornarchie, hg. v. Marlene Kurz u.a., München 2005, 539–550.
Parvev, Ivan, ‹Enemy Mine›. Das osmanische Feindbild und seine Wandlung in der Habsburgermonarchie der späten Frühneuzeit, in: Friedens- und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie, hg. v. Arno Strohmeyer/Norbert Spannenberger, Stuttgart 2014, 371–383.
Pastor, Ludwig Freiherr von, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Geschichte der Päpste im Zeitalter des fürstlichen Absolutismus von der Wahl Benedikts XIV. bis zum Tode Pius' VI. (1740–1799), Freiburg/Br. 1931.

Pauser, Josef/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer (Hg.), Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, Wien/Köln/Weimar 2004.

Pečar, Andreas, Die Ökonomie der Ehre. Der höfische Adel am Kaiserhof Karls VI. (1711–1740), Darmstadt 2003.

Pečar, Andreas, Gab es eine höfische Gesellschaft des Reiches? Rang- und Statuskonkurrenz innerhalb des Reichsadels in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Das Reich und seine Territorialstaaten im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte des Mit-, Neben- und Gegeneinander, hg. v. Harm Klueting/Wolfgang Schmale, Münster 2004, 183–205.

Pečar, Andreas, Die Masken des Königs. Friedrich II. von Preußen als Schriftsteller, Frankfurt am Main/New York 2016.

Pečar, Andreas/Damien Tricoire, Falsche Freunde. War die Aufklärung wirklich die Geburtsstunde der Moderne?, Frankfurt am

Main/New York 2015.
Peper, Ines, Konversionen im Umkreis des Wiener Hofes, Wien 2010.
Peper, Iris/Thomas Wallnig, Ex nihilo nihil fit. Johann Benedikt Gentilotti und Johann Christoph Bartenstein am Beginn ihrer Karrieren, in: Adel im ‹langen› 18. Jahrhundert, hg. v. Gabriele Haug-Moritz, Wien 2009, 167–186.
Petrat, Gerhardt, Die letzten Narren und Zwerge bei Hofe. Reflexionen zu Herrschaft und Moral in der frühen Neuzeit, Bochum 1998.
Petritsch, Ernst Dieter, Erziehung in guten Sitten, Andacht und Gehorsam. Die 1754 gegründete Orientalische Akademie in Wien, in: Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie, hg. v. Marlene Kurz u.a., München 2005, 491–502.
Petritsch, Ernst Dieter, Interkulturelle Diplomatie zwischen Habsburgern und Osmanen. Fragen und Probleme, in: Audienzen und Allianzen. Interkulturelle Diplomatie in Asien und Europa vom 8. bis zum 18. Jahrhundert, hg.

v. Birgit Tremml-Werner/Eberhard Crailsheim, Wien 2015, 184–200.
Pfeisinger, Gerhard, Arbeitsdisziplinierung und frühe Industrialisierung 1750–1820, Wien/Köln/Weimar 2006.
Plachta, Bodo, Damnatur – Toleratur – Admittitur. Studien und Dokumente zur literarischen Zensur im 18. Jahrhundert, Tübingen 1994.
Plachta, Bodo, Zensur: Eine Institution der Aufklärung?, in: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters, in: Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich Bd. 17, hg. v. Franz M. Eybl, Wien 2002, 153–166.
Plaggenborg, Stefan, Maria Theresia und die böhmischen Juden, in: Bohemia 39 (1998), 1–16.
Plaschka, Richard Georg (Hg.), Was heißt Österreich? Inhalt und Umfang des Österreichbegriffs vom 10. Jahrhundert bis heute, Wien 1995.

Plaschka, Richard Georg/Grete Klingenstein (Hg.), Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., Wien 1985.
Pohlig, Matthias, Vom Besonderen zum Allgemeinen? Die Fallstudie als geschichtstheoretisches Problem, in: Historische Zeitschrift 297 (2013), 297–319.
Polleroß, Friedrich, Austriacus Hungariae Rex. Zur Darstellung der Habsburger als ungarische Könige in der frühneuzeitlichen Graphik, in: Orsolya Bubryák (Hg.), ‹Ez világ, mint egy kert…›. Tanulmányok Galavics Géza tiszteletére, Budapest 2010, 63–78.
Polleroß, Friedrich, ‹Pro Deo, Caesare et Patria›. Zur Repräsentation der Stände in Österreich vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, in: Bündnispartner und Konkurrenten der Landesfürsten? Die Stände in der Habsburgermonarchie, hg. v. Gerhard Ammerer u.a., Wien/München 2007, 479–532.
Pölzl, Michael, Kaiserin-Witwen in Konkurrenz

zur regierenden Kaiserin am Wiener Hof 1637–1750, in: Wiener Geschichtsblätter 67 (2012), 165–189.
Pölzl, Michael, Die Kaiserinnen Amalia Wilhelmina (1673–1742) und Elisabeth Christine (1691–1750). Handlungsspielräume im Spannungsfeld dynastischer und persönlicher Interessen, in: Nur die Frau des Kaisers? Kaiserinnen in der Frühen Neuzeit, hg. v. Bettina Braun/Katrin Keller/Matthias Schnettger, Köln/Weimar/Wien 2016, 175–192.
Pons, Rouven, Die Kunst der Loyalität. Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt (1691–1768) und der Wiener Kaiserhof, Marburg 2009.
Popelka, Liselotte, Martin Engelbrecht und die Hilfsvölker Maria Theresias, in: Maria Theresia als Königin von Ungarn, hg. v. der Burgenländischen Landesregierung, Eisenstadt 1980, 45–51.
Popitz, Heinrich, Phänomene der Macht, Tübingen ^{2}1999.

Pörtner, Regina, ‹De crimine magiae›. Das Verbrechen der Zauberei im theresiansischen Strafrecht nach Akten des Diözesanarchivs Graz, in: Zeitschrift des Historischen Vereins Steiermark 94 (2004), 149–159.
Pörtner, Regina, Propaganda, Conspiracy, Persecution. Prussian Influences on Habsburg Religious Policies from Leopold I. to Joseph II., in: Orte des Wissens. Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts 18/19, hg. v. Martin Scheutz u.a., Wien 2004, 457–476.
Pörtner, Regina, Die Kunst des Lügens. Ketzerverfolgung und geheimprotestantische Überlebensstrategien im theresianischen Österreich, in: Kommunikation in der Frühen Neuzeit, hg. v. Johannes Burkhardt/Christine Werkstetter, München 2005, 385–408.
Preradovich, Nikolaus von, Das seltsam wilde Leben des Pandurenoberst Franz von der Trenck, Graz 1980.
Press, Volker, The Habsburg Court as Center of the Imperial Government, in: Journal of

Modern History 58 (1986), 23–45.
Press, Volker, Patronat und Klientel im Heiligen Römischen Reich, in: Klientelsysteme im Europa der Frühen Neuzeit, hg. v. Antoni Maczak, München 1988, 19–46.
Press, Volker, Bayern am Scheideweg. Die Reichspolitik Kaiser Josephs II. und der Bayerische Erbfolgekrieg 1777–1779, in: ders., Das Alte Reich. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Johannes Kunisch, Berlin 1997, 289–325.
Press, Volker, Das wittelsbachische Kaisertum Karls VII. Voraussetzungen von Entstehung und Scheitern, in: ders., Das Alte Reich. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Johannes Kunisch, Berlin 1997, 223–259.
Press, Volker, Friedrich der Große als Reichspolitiker, in: ders., Das Alte Reich. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Johannes Kunisch, Berlin 1997, 260–288.
Pribram, Karl, Geschichte der österreichischen Gewerbepolitik, Leipzig 1907.
Prinz Eugen und das barocke Österreich. Katalog

zur niederösterreichischen Landesausstellung 1986, Schlosshof 1986.
Probst, Christian, Gerard van Swieten als Arzt und Forscher, in: Gerard van Swieten und seine Zeit, hg. v. Erna Lesky/Adam Wandruszka, Wien/Graz/Köln 1973, 80–92.
Puppel, Pauline, Gynaecocratie. Herrschaft hochadeliger Frauen in der Frühen Neuzeit, in: Geschlechterstreit am Beginn der europäischen Moderne. Die Querelle des Femmes, hg. v. Gisela Engel, Königstein im Taunus 2004.
Puppel, Pauline, ‹Virilibus curis, faeminarum vitia exuerant›. Zur Konstruktion der Ausnahme, in: Lesarten der Geschichte. Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse. Festschrift für Heide Wunder, hg. v. Jens Flemming u.a., Kassel 2004, 356–376.
Quakatz, Manja, ‹Conversio Turci›. Konvertierte und zwangsgetaufte Osmanen, religiöse und kulturelle Grenzgänger im Alten Reich (1683–1710), in: Ein Raum im Wandel. Die

osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, hg. v. Norbert Spannenberger/Szabolcs Varga, Stuttgart 2014, 215–234.
Ranke, Leopold von, Zur Geschichte von Österreich und Preußen zwischen den Friedensschlüssen von Aachen und Hubertusburg (Sämtliche Werke, Bd. 30), Leipzig 1875.
Raponi, Nicola, Il mito del buongoverno teresiano nella Lombardia preunitaria, in: Economia, istituzioni, cultura nell'età di Maria Teresa, hg. v. Aldo de Maddalena u.a., Bologna 1982, 269–306.
Rasche, Ulrich, Urteil versus Vergleich? Entscheidungspraxis und Konfliktregulierung des Reichshofrats im 17. Jahrhundert im Spiegel neuerer Aktenerschließung, in: Mit Freundschaft oder mit Recht? Inner- und außergerichtliche Alternativen zur kontroversen Streitentscheidung im 15.–19. Jahrhundert, hg. v. Albrecht Cordes, Köln/Weimar/Wien 2015, 199–231.

Rathkolb, Oliver (Hg.), 250 Jahre: Von der Orientalischen zur Diplomatischen Akademie in Wien, Innsbruck 2004.
Rauscher, Franz, Die Bauernrevolte im Gföhlerwald anno 1765, in: Das Waldviertel 5 (1956), 41–64.
Rauscher, Peter, Krieg – Steuern – Religion – Recht. Staatsgewalt und bäuerlicher Protest in Österreich ob und unter der Enns (16.–18. Jahrhundert), in: Die Stimme der ewigen Verlierer? Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1740–1815), hg. v. Peter Rauscher/Martin Scheutz, München 2013, 237–272.
Rauscher, Peter/Martin Scheutz (Hg.), Die Stimme der ewigen Verlierer? Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1740–1815), München 2013.
Redlich, Oswald, Die Tagebücher Kaiser Karls VI., in: Gesamtdeutsche Vergangenheit. Festgabe für Heinrich Ritter von Srbik, München

1938, 141–151.
Reinalter, Helmut (Hg.), Joseph von Sonnenfels, Wien 1988.
Reinalter, Helmut (Hg.), Aufklärung und Geheimgesellschaften. Zur politischen Funktion und Sozialstruktur der Freimaurerlogen im 18. Jahrhundert, München 1989.
Reinalter, Helmut (Hg.), Josephinismus als Aufgeklärter Absolutismus, Wien 2008.
Reinalter, Helmut, Aufklärung, Absolutismus, Reaktion. Die Geschichte Tirols in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, Wien 1974.
Reinalter, Helmut/Harm Klueting (Hg.), Der Aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich, Wien/Köln/Weimar 2002.
Reinhardt, Rudolf, Zur Kirchenreform unter Maria Theresia, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 77 (1966), 105–119.
Reinhardt, Volker, De Sade oder die Vermessung des Bösen. Eine Biographie, München 2014.
Reiniger, Alice, Wolfgang von Kempelen. Eine

Biographie, Wien 2007.
Reinöhl, Fritz, Die Übertragung der Mitregentschaft durch Maria Theresia an Großherzog Franz Stephan und Kaiser Joseph II., in: MIÖG XI. Ergänzungsband (1929), 650–661.
Reisner, Andrea/Alfred Schiemer, Das Wien(n)erische Diarium und die Entstehung der periodischen Presse, in: Österreichische Mediengeschichte. Bd. 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500–1918), hg. v. Matthias Karmasin/Christian Oggolder, Wiesbaden 2016, 87–112.
Reissenberger, Friedrich, Das Corpus evangelicorum und die österreichischen Protestanten (1685–1764), in: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 17 (1896), 207–222.
Reitböck, J., Das Altarbild in der k. k. Nadelburg, in: Berichte und Mittheilungen des Altertums-Vereins zu Wien 27 (1891), 21–25.

Ribeiro, Aileen, Dress in Eighteenth Century Europe, 1715–89, New Haven/London 1984.
Riedel, Julia Anna, Bildungsreform und geistliches Ordenswesen im Ungarn der Aufklärung, Stuttgart 2012.
Rink, Martin, Die noch ungezähmte Bellona. Der Kleine Krieg und die Landbevölkerung in der Frühen Neuzeit, in: Militär und ländliche Gesellschaft in der frühen Neuzeit, hg. v. Stefan Kroll/Kersten Krüger, Hamburg 2000, 165–189.
Robertson, John, The Case for the Enlightenment. Scotland and Naples 1680–1760, Cambridge 2005.
Robertson, Ritchie/Edward Timms (Hg.), The Austrian Enlightenment and its Aftermath, Edinburgh 1991.
Roche, Daniel, The Culture of Clothing. Dress and Fashion in the Ancien Régime, Cambridge 1994.
Roethlisberger, Marcel/Renée Loche, Liotard. Catalogue, sources and correspondance, Doornspijk 2008.

Rohrschneider, Michael, Österreich und der Immerwährende Reichstag. Studien zur Klientelpolitik und Parteibildung (1745–1763), Göttingen 2014.
Roider, Karl A. jr., Austria's Eastern Question 1700–1790, Princeton 1982.
Römer, Christof, Der Kaiser und die welfischen Staaten 1679–1755. Abriß der Konstellationen und der Bedingungsfelder, in: Das Reich und seine Territorialstaaten im 17. und 18. Jahrhundert. Aspekte des Mit-, Neben- und Gegeneinander, hg. v. Harm Klueting/Wolfgang Schmale, Münster 2004, 43–67.
Roth, Erik, Die planmäßig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbezirk 1765–1821, München 1988.
Rothenberg, Gunther E., Die österreichische Militärgrenze 1522–1881, Wien 1970.
Royal Academy of Arts London (Hg.), Jean-Étienne Liotard 1702–1789. Ausstellungskatalog, London/New York 2015.
Sacher-Masoch, Leopold von, Maria Theresia als

Sultanin, in: ders., Silhouetten. Novellen und Skizzen, Leipzig 1879, 47–62.
Samerski, Stefan, Hausheilige statt Staatspatrone. Der misslungene Absolutismus in Österreichs Heiligenhimmel, in: Die Habsburgermonarchie 1620–1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas, hg. v. Petr Mat'a/Thomas Winkelbauer, Stuttgart 2006, 251–278.
Sandgruber, Roman, Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Wien 1995.
Sanger, Erneste, Isabelle de Bourbon-Parme. La Princesse et la Mort, Brüssel 2002.
Sauer, Walter, Angelo Soliman. Mythos und Wirklichkeit, in: Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich, 17.–20. Jahrhundert, hg. v. Walter Sauer, Innsbruck 2007, 59–96.
Saurer, Edith, Frauengeschichte in Österreich. Eine fast kritische Bestandsaufnahme, in: L'Homme 4 (1993), 37–63.
Schattkowsky, Martina (Hg.), Witwenschaft in

der Frühen Neuzeit. Fürstliche und adlige Witwen zwischen Fremd- und Selbstbestimmung, Leipzig 2003.
Schennach, Martin Paul, Supplikationen, in: Quellenkunde der Habsburgermonarchie (16.–18. Jahrhundert). Ein exemplarisches Handbuch, hg. v. Josef Pauser/Martin Scheutz/Thomas Winkelbauer, Wien/Köln/Weimar 2004, 572–584.
Schennach, Martin Paul, ‹ist das gaismarsch exempel noch in gedechtnus›. Unruhen in den oberösterreichischen Ländern, in: Die Stimme der ewigen Verlierer? Aufstände, Revolten und Revolutionen in den österreichischen Ländern (ca. 1740–1815), hg. v. Peter Rauscher/Martin Scheutz, München 2013, 39–66.
Scheutz, Martin, ‹Der vermenschte Heiland›. Armenspeisung und Gründonnerstags-Fußwaschung am Wiener Kaiserhof, in: Ein zweigeteilter Ort? Hof und Stadt in der Frühen Neuzeit, hg. v. Susanne C. Pils/Jan P. Niederkorn, Innsbruck 2005, 189–253.

Scheutz, Martin, Die fünfte Kolonne. Geheimprotestanten im 18. Jahrhundert in der Habsburgermonarchie und deren Inhaftierung in Konversionshäusern (1752–1775), in: MIÖG 114 (2006), 329–380.
Scheutz, Martin, Fasching am frühneuzeitlichen Wiener Hof. Zur Domestizierung der ‹verkehrten Welt› in einem höfischen Umfeld, in: Wien und seine Wienerinnen. Ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte. Festschrift für Karl Vocelka, hg. v. Martin Scheutz u.a., Wien 2008, 125–155.
Scheutz, Martin, Legalität und unterdrückte Religionsausübung. Niederleger, Reichshofräte, Gesandte und Legationsprediger, in: Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Erzbistum Salzburg (17./18. Jahrhundert), hg. v. Rudolf Leeb/Martin Scheutz/Dietmar Weikl, Wien/Köln/Weimar 2009, 209–236.
Schilling, Heinz, Höfe und Allianzen. Deutschland

1648–1763 (Das Reich und die Deutschen, 5), Berlin o. J.
Schilling, Heinz, Formung und Gestalt des internationalen Systems in der werdenden Neuzeit. Phasen und bewegende Kräfte, in: Kontinuität und Wandel in der Staatenordnung der Neuzeit. Beiträge zur Geschichte des internationalen Systems, hg. v. Peter Krüger, Marburg 1991, 19–46.
Schilling, Lothar, Kaunitz und das Renversement des alliances. Studien zur außenpolitischen Konzeption Wenzel Antons von Kaunitz, Berlin 1994.
Schilling, Lothar, Ohne Leidenschaft und Vorurteil? Prämissen außenpolitischer Urteilsbildung bei Kaunitz, in: Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg 1711–1794. Neue Perspektiven zu Politik und Kultur der europäischen Aufklärung, hg. v. Grete Klingenstein/Franz A. J. Szábo, Graz u.a. 1996, 142–167.
Schindling, Anton, Theresianismus, Josephinismus, katholische Aufklärung, in:

Würzburger Diözesangeschichtsblätter 50 (1988), 215–224.
Schlögl, Rudolf, Anwesende und Abwesende. Grundriss für eine Gesellschaftsgeschichte der Frühen Neuzeit, Konstanz 2014.
Schmal, Kerstin, Die Pietas Maria Theresias im Spannungsfeld von Barock und Aufklärung. Religiöse Praxis und Sendungsbewusstsein gegenüber Familie, Untertanen und Dynastie, Frankfurt am Main u.a. 2001.
Schmale, Wolfgang/Renate Zedinger/Jacques Mondot (Hg.), Josephinismus – eine Bilanz/Échecs et réussites du Joséphisme (Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich, 22), Bochum 2008.
Schmale, Wolfgang (Hg.), Multiple kulturelle Referenzen in der Habsburgermonarchie des 18. Jahrhunderts/Références culturelles multiples dans la monarchie des Habsbourgau dix-huitième siècle/Multiple Cultural References in 18th-Century Habsburg Monarchy (Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich, 24), Bochum 2010.

Schmid, Alois, Franz I. und Maria Theresia, in: Die Kaiser der Neuzeit, 1519–1918. Heiliges römisches Reich, Österreich, Deutschland, hg. v. Anton Schindling/Walter Ziegler, München 1990, 232–248.
Schmid, Alois, Franz I. Stephan von Habsburg-Lothringen (1745–1765). Der unbekannte Kaiser, in: Eichstätter Hochschulreden 77 (1991), 1–28.
Schmidt, Leopold (Hg.), Historische Volkslieder aus Österreich vom 15. bis zum 19. Jahrhundert, Wien 1971.
Schmidt, Georg, Wandel durch Vernunft. Deutsche Geschichte im 18. Jahrhundert, München 2009.
Schmidt-Haberkamp, Barbara (Hg.), Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert/Europe and Turkey in the 18th Century, Bonn 2011.
Schmitt, Carl, Gespräch über die Macht und den Zugang zum Machthaber (Originalausg. 1954), Stuttgart 2008.
Schmitt-Vorster, Angelika, Pro Deo et Populo. Die Porträts Josephs II. (1765–1790).

Untersuchungen zu Bestand, Ikonografie und Verbreitung des Kaiserbildnisses im Zeitalter der Aufklärung, Diss. phil., München 2006.
Schneider, Herbert, Durazzo und Favart im Dialog. Die Erneuerung des Theaters in Wien im Spannungsfeld verschiedener Kulturen, in: Maria Theresias Kulturwelt, hg. v. Pierre Béhar/Marie-Thérèse Mourey/Herbert Schneider, Hildesheim/Zürich/New York 2011, 123–148.
Schnettger, Matthias, ‹Principe sovrano› oder ‹Civitas imperialis›? Die Republik Genua und das Alte Reich in der frühen Neuzeit (1556–1797), Mainz 2006.
Schnettger, Matthias, Ist Wien eine Messe wert? Protestantische Funktionseliten am Kaiserhof im 17. und 18. Jahrhundert, in: Grenzen und Grenzüberschreitungen. Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung, hg. v. Christine Roll/Frank Pohle/Matthias Myrczek, Köln/Weimar/Wien 2010, 599–633.
Schnettger, Matthias, Der Spanische Erbfolgekrieg 1701–1713/14, München 2014.

Schnitzer, Claudia, Höfische Maskeraden. Funktion und Ausstattung von Verkleidungsdivertissements an deutschen Höfen der Frühen Neuzeit, Tübingen 1999.
Schort, Manfred, Politik und Propaganda. Der Siebenjährige Krieg in den zeitgenössischen Flugschriften, Frankfurt am Main 2006.
Schroeder, Aribert, Vampirismus. Seine Entwicklung vom Thema zum Motiv, Frankfurt am Main 1973.
Schulte, Regina, ‹Madame, ma Chère Fille› – ‹Dearest Child›. Briefe imperialer Mütter an königliche Töchter, in: Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500, hg. v. ders., Frankfurt am Main/New York 2002, 162–195.
Schulte, Regina (Hg.), Der Körper der Königin. Geschlecht und Herrschaft in der höfischen Welt seit 1500, Frankfurt am Main/New York 2002.
Schulze, Winfried, Hausgesetzgebung und Verstaatlichung im Hause Österreich vom

Tode Maximilians I. bis zur Pragmatischen Sanktion, in: Der dynastische Fürstenstaat. Zur Bedeutung von Sukzessionsordnungen für die Entstehung des frühmodernen Staates, hg. v. Johannes Kunisch, Berlin 1982, 253–271.

Schumacher, Andreas (Hg.), Canaletto. Bernardo Bellotto malt Europa. Ausstellungskatalog Alte Pinakothek München, München 2014.

Schünemann, K., Die Wirtschaftspolitik Josephs II. in der Zeit seiner Mitregentschaft, in: Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung 47 (1933), 13–56.

Schunka, Alexander, Irenicism and the Challenges of Conversion in the Early Eighteenth Century, in: Conversion and the Politics of Religion in Early Modern Germany, hg. v. David M. Luebke/Jared Poley/Daniel C. Ryan/David Warren Sabean, New York/Oxford 2012, 102–118.

Schütte, Ulrich, Höfisches Zeremoniell und sakraler Kult, in: Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher

Neuzeit, hg. v. Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn, Tübingen 1995, 410–431.
Schwicker, Johann Heinrich, Geschichte der österreichischen Militärgrenze, Wien/Teschen 1883.
Scott, Hamish M., Reform in the Habsburg Monarchy, 1740–1790, in: Enlightened Absolutism. Reform and Reformers in Later Eighteenth Century Europe, hg. v. Hamish M. Scott, London, Ann Arbor 1990, 145–187.
Seidel, Hans-Christoph, Eine neue ‹Kultur des Gebärens›. Die Medikalisierung von Geburt im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland, Stuttgart 1998.
Seidler, Wolfram, Buchmarkt und Zeitschriften in Wien 1760–1786. Studie zur Herausbildung einer literarischen Öffentlichkeit im Österreich des 18. Jahrhunderts, Szeged 1994.
Seidler, Andrea, Zur Entwicklung des Wiener Zeitschriftenwesens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Österreichische

Mediengeschichte. Bd. 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500–1918), hg. v. Matthias Karmasin/Christian Oggolder, Wiesbaden 2016, 139–165.
Seidler, Andrea/Wolfram Seidler, Das Zeitschriftenwesen im Donauraum zwischen 1740 und 1809. Kommentierte Bibliographie der deutsch- und ungarischsprachigen Zeitschriften in Wien, Pressburg und Pest-Buda, Wien 1988.
Seitschek, Stefan, Religiöse Praxis am Wiener Hof. Das Beispiel der medialen Berichterstattung, in: Frühneuzeitforschung in der Habsburgermonarchie. Adel und Wiener Hof – Konfessionalisierung – Siebenbürgen, hg. v. István Fazekas u.a., Wien 2013, 71–99.
Selb, Walter/Herbert Hofmeister (Hg.), Forschungsband Franz von Zeiller (1751–1828). Beiträge zur Gesetzgebungs- und Wissenschaftsgeschichte, Wien/Köln/Graz 1980.

Sicker, Martin, From the Treaty of Karlowitz to the Disintegration of the Ottoman Empire, London 2001.
Sikora, Michael, Der Adel in der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2009.
Silva-Tarouca, Egbert, Der Mentor der Kaiserin. Der weltliche Seelenführer Maria Theresias, Wien 1960.
Simmel, Georg, Das Geheimnis und die geheime Gesellschaft, in: ders., Soziologie, Berlin ^{4}1958, 256–304.
Solf, Elisabeth, Die Reichspolitik des Mainzer Kurfürsten Johann Friedrich Karl von Ostein von seinem Regierungsantritt (1743) bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1936.
Solomon, Maynard, Mozart. Ein Leben (engl. Orig.ausg. 1994), Kassel 2005.
Sommer, Monika (Hg.), Hieronymus Löschenkohl. Sensationen aus dem alten Wien, Wien 2009.
Sommer-Mathis, Andrea, ‹Tu felix Austria nube›. Hochzeitsfeste der Habsburger im

18. Jahrhundert, Wien 1994.
Sommer-Mathis, Andrea, Theatrum und Ceremoniale. Rang- und Sitzordnungen bei theatralischen Veranstaltungen am Wiener Kaiserhof im 17. und 18. Jahrhundert, in: Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, hg. v. Jörg Jochen Berns/Thomas Rahn, Tübingen 1995, 511–533.
Spannenberger, Norbert/Szabolcs Varga (Hg.), Ein Raum im Wandel. Die osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Stuttgart 2014.
Spies, Hans-Bernd/Helmut Winter (Hg.), Die Schlacht bei Dettingen 1743. Beiträge zum 250. Jahrestag, Aschaffenburg 1993.
Srbik, Heinrich Ritter von, Gestalten und Ereignisse aus Österreichs Vergangenheit, Leipzig 1942.
Stadelmann, Christian, Mariazell, in: Memoria Austriae II. Bauten, Orte, Regionen, hg. v. Emil Brix/Ernst Bruckmüller/Hannes Stekl, Wien 2005, 304–335.

Stangl, Waltraud, Tod und Trauer bei den österreichischen Habsburgern 1740–1780, dargestellt im Spiegel des Hofzeremoniells, Diss. phil., Wien 2001.
Stanzel, Josef, Die Schulaufsicht im Reformwerk des Johann Ignaz von Felbiger (1724–1788). Schule, Kirche, und Staat in Recht und Praxis des aufgeklärten Absolutismus, Paderborn 1976.
Starkenfels, Victor Weiß von, Die Kaiserlich-königliche Orientalische Akademie zu Wien. Ihre Gründung, Fortbildung und gegenwärtige Einrichtung, Wien 1839.
Stauber, Reinhard, Vaterland – Provinz – Nation. Gesamtstaat, Länder und nationale Gruppen in der österreichischen Monarchie 1750–1800, in: Nationalismus vor dem Nationalismus? Aufklärung 10 (1998), 55–72.
Stauber, Reinhard, Der Zentralstaat an seinen Grenzen. Administrative Integration, Herrschaftswechsel und politische Kultur im südlichen Alpenraum, 1750–1850, Göttingen 2001.

Steidele, Angela, ‹Als wenn Du mein Geliebter wärest›. Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750–1850, Stuttgart 2003.
Steiner, Stephan, Wien – Temesvar und retour. Der Wasserschub unter Maria Theresia, in: Wien und seine Wienerinnen. Ein historischer Streifzug durch Wien über die Jahrhunderte, Festschrift für Karl Vocelka, hg. v. Martin Scheutz u.a., Wien 2008, 203–219.
Steiner, Stephan, Schnepfenjagd im Wien des 18. Jahrhunderts, in: Hieronymus Löschenkohl. Sensationen aus dem alten Wien, hg. v. Monika Sommer, Wien 2009, 128–137.
Steiner, Stephan, Transmigration. Ansichten einer Zwangsgemeinschaft, in: Geheimprotestantismus und evangelische Kirchen in der Habsburgermonarchie und im Erzbistum Salzburg (17./18. Jahrhundert), hg. v. Rudolf Leeb/Martin Scheutz/Dietmar Weikl, Wien/Köln/Weimar 2009, 331–360.

Steiner, Stephan, Rückkehr unerwünscht. Deportationen in der Habsburgermonarchie der Frühen Neuzeit und ihr europäischer Kontext, Wien/Köln/Weimar 2014.
Stekl, Hannes, Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser 1671–1920, München 1978.
Steppan, Christian, Kaiserliche Gesandte und ihre Annäherungspolitik durch die Kraft der Gesten. Der symbolische Startschuss zum österreichisch-russischen Bündnis von 1726, in: Forschungswerkstatt: Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, hg. v. Gunda Barth-Scalmani/Joachim Bürgschwentner/Matthias König/Christian Steppan, Bochum 2012, 27–41.
Stevens, Maryanne, Still-life, Trompe l'oeil and Genre Painting, in: Jean-Étienne Liotard 1702–1789. Ausstellungskatalog, hg. v. der Royal Academy of Arts London, London/New York 2015, 162–181.
Stöckelle, Angela, Über Geburten und Taufen der Habsburger am Kaiserhof in Wien von Leopold I. bis Maria Theresia, phil. Diss.,

Wien 1971.
Stöckelle, Angela, Taufzeremoniell und politische Patenschaften am Kaiserhof, in: MIÖG 90 (1982), 271–337.
Stolberg, Michael, Homo patiens. Krankheits- und Körpererfahrung in der Frühen Neuzeit, Köln 1971.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Der Staat als Maschine. Zur Metaphorik des absoluten Fürstenstaats, Berlin 1986.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Vormünder des Volkes? Theorien landständischer Repräsentation in der Spätphase des Alten Reiches, Berlin 1999.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Väter der Frauengeschichte? Das Geschlecht als historiographische Kategorie im 18. und 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 262 (1996), 39–71.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Ordnungsleistung und Konfliktträchtigkeit der höfischen Tafel, in: Zeichen und Raum. Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen

Schlössern der Frühen Neuzeit, hg. v. Peter-Michael Hahn/Ulrich Schütte, München/Berlin 2006.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Vom Volk übertragene Rechte? Zur naturrechtlichen Umdeutung ständischer Verfassungsstrukturen im 18. Jahrhundert, in: Naturrecht und Staat. Politische Funktionen des europäischen Naturrechts (17.–19. Jahrhundert), hg. v. Diethelm Klippel, München 2006, 103–117.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Vom Ende des Mittelalters bis 1806, München [5]2013.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Zur moralischen Ökonomie des Schenkens bei Hof, in: Luxus und Integration. Materielle Hofkultur Westeuropas vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, hg. v. Werner Paravicini, München 2010, 187–202.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches, München

[2]2013.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Rituale, Frankfurt am Main 2013.
Stollberg-Rilinger, Barbara, Die Frühe Neuzeit – eine Epoche der Formalisierung?, in: Die Frühe Neuzeit. Revisionen einer Epoche, hg. v. Andreas Höfele/Jan-Dirk Müller/Wulf Österreicher, Berlin/Boston 2013, 3–27.
Stourzh, Gerald, Vom Umfang der österreichischen Geschichte, in: ders., Vom Umfang der Geschichte. Ausgewählte Studien 1990–2010, Wien/Köln/Graz 2011, 11–37.
Strakosch, Henry, Absolutism and the Rule of Law. The Struggle for the Codification of Civil Law in Austria 1753–1811, Sydney 1967.
Suppanz, Werner, Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik, Köln/Weimar/Wien 1998.
Suppanz, Werner, Maria Theresia, in: Memoria Austriae I. Menschen, Mythen, Zeiten, hg. v. Emil Brix u.a., Wien 2004, 26–47.

Sutter Fichtner, Paula, Habsburg Household or Habsburg Government? A Sixteenth-Century Administrative Dilemma, in: Austrian History Yearbook 26 (1995), 45–60.
Sutter Fichtner, Paula, Terror and Toleration. The Habsburg Empire Confronts Islam, 1526–1850, London 2008.
Swoboda, Gudrun (Hg.), Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien und die Anfänge des öffentlichen Kunstmuseums. Bd. 1: Die kaiserliche Galerie im Belvedere (1776–1837), Wien/Köln/Weimar 2013.
Szábo, Franz A. J., Kaunitz and Enlightened Absolutism 1753–1780, Cambridge 1994.
Szábo, Franz A. J., The Cultural Transformation of the Habsburg Monarchy in the Age of Metastasio, 1730–1780, in: Studies in Music 16 (1997), 27–50.
Szábo, Franz A. J., Favorit, Premierminister oder ‹drittes Staatsoberhaupt›? Der Fall des Staatskanzlers Wenzel Anton Kaunitz-Rietberg, in: Der zweite Mann im Staat. Oberste Amtsträger und Favoriten im

Umkreis der Reichsfürsten in der Frühen Neuzeit, hg. v. Michael Kaiser/Andreas Pečar, Berlin 2003, 345–362.
Szábo, Franz A. J., The Seven Years War in Europe 1756–1763, Harlow u.a. 2008.
Szábo, Franz A. J., Between Privilege and Professionalism. The Career of Wenzel Anton Kaunitz, in: Social Change in the Habsburg Monarchy, hg. v. Harald Heppner/Peter Urbanitsch/Renate Zedinger, Bochum 2011, 137–152.
Szijártó, István, The Diet. The Estates and the Parliament of Hungary, 1708–1792, in: Bündnispartner und Konkurrenten der Landesfürsten? Die Stände in der Habsburgermonarchie, hg. v. Gerhard Ammerer u.a., Wien/München 2007, 151–171.
Szijártó, István, Der ungarische Landtag und seine Entscheidungsprozeduren im 18. Jahrhundert. Von der Institutionsgeschichte zur Kulturgeschichte. Methodologische Überlegungen, in: Geteilt –

Vereinigt. Beiträge zur Geschichte des Königreichs Ungarn in der Frühneuzeit (16.–18. Jahrhundert), hg. v. Krisztián Csaplár-Degovics/István Fazekas, Berlin 2011, 356–168.
Tamussino, Ursula, Isabella von Parma. Gemahlin Josephs II., Wien 1989.
Tamussino, Ursula, Des Teufels Großmutter. Eine Biographie der Königin Maria Carolina von Neapel-Sizilien, Wien 1991.
Tantner, Anton, Ordnung der Häuser, Beschreibung der Seelen. Hausnummerierung und Seelenkonskription in der Habsburgermonarchie, Innsbruck/Wien/Bozen 2007.
Tanzer, Gerhard, ‹Spectacle müssen seyn›. Die Freizeit der Wiener im 18. Jahrhundert, Wien 1992.
Tapié, Victor Lucien, Maria Theresia. Die Kaiserin und ihr Reich, Graz/Wien/Köln 1980.
Tautscher-Gerstmeyer, Doris, Die geschriebenen Zeitungen des 18. Jahrhunderts in Wien,

Wien 1982.
Telesko, Werner, ‹Hier wird einmal gutt ruhen seyn›. Balthasar Ferdinand Molls Prunksarkophag für Franz Stephan und Maria Theresia in der Wiener Kapuzinergruft (1754), in: Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte 59 (2010), 103–126.
Telesko, Werner, Maria Theresia. Ein europäischer Mythos, Wien/Köln/Weimar 2012.
Telesko, Werner, Die Maria-Theresia-Krypta (1754) in der Wiener Kapuzinergruft. Dynastische Repräsentation als multimediale Inszenierung, in: Geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlicher Anzeiger 149 (2014), 25–60.
Telesko, Werner, Maria Theresias ‹Familia Augusta›. Zur Programmatik des ‹Riesensaals› in der Innsbrucker Hofburg, in: Innsbruck 1765. Prunkvolle Hochzeit, fröhliche Feste, tragischer Ausklang, hg. v. Renate Zedinger, Bochum 2015, 349–362.
Telesko, Werner, ‹Die Erbinn so vieler Länder und

Reiche›. Zu Ausstattung und Programmatik der beiden Galerien in Schloss Schönbrunn unter Maria Theresia, in: MIÖG 124 (2016), 82–103.
Telesko, Werner/Sandra Hertel/Stefanie Linsboth, Zwischen Panegyrik und Tatsachenbericht. Zu Struktur und Zielsetzung von ‹Medienereignissen› zur Zeit Maria Theresias, in: Zeitschrift für Historische Forschung 44 (2017) (im Druck).
Terlinden, Charles de, Der Orden vom Goldenen Vlies, Wien 1970.
Thadden, Franz Lorenz von, Feldmarschall Daun. Maria Theresias größter Feldherr, Wien 1967.
Thiessen, Hillard von, Diplomatie vom *type ancien*. Überlegungen zu einem Idealtypus des frühneuzeitlichen Gesandtschaftswesens, in: Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel, hg. v. Hillard von Thiessen/Christian Windler, Köln/Weimar/Wien 2010, 471–503.
Thiessen, Hillard von/Christian Windler (Hg.),

Akteure der Außenbeziehungen. Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel, Köln/Weimar/Wien 2010.
Tomenendal, Kerstin, Das türkische Gesicht Wiens. Auf den Spuren der Türken in Wien, Wien 2000.
Trapp, Oswald, Maria Theresia und Tirol, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 131–137.
Tropper, Peter G., Staatliche Kirchenpolitik, Geheimprotestantismus und katholische Mission in Kärnten (1752–1780), Klagenfurt 1989.
Tropper, Peter G., Von der katholischen Erneuerung bis zur Säkularisierung, 1648–1815, in: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart, hg. v. Rudolf Leeb u.a. (Österreichische Geschichte, Bd. 3), Wien 2003, 181–360.
Urbanski, Hans, Unveröffentlichte Aufzeichnungen Karls von Lothringen, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter

Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 91–96.
Vajnági, Márta, The Habsburgs and the Imperial Crown in the Eighteenth Century, in: Forschungswerkstatt: Die Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert, hg. v. Gunda Barth-Scalmani/Joachim Bürgschwentner/Matthias König/Christian Steppan, Bochum 2012, 91–102.
Vallotton, Henry, Maria Theresia. Die Frau, die ein Weltreich regiert (frz. Orig.ausg. Paris 1963), München 1978.
Vann, James Allen, Mapping under the Austrian Habsburgs, in: Monarchs, Ministers, and Maps. The Emergence of Cartography as a Tool of Government in Early Modern Europe, hg. v. David Buisseret, Chicago 1992, 153–167.
Vasold, Manfred, Die Hunger- und Sterblichkeitskrise von 1770/73 und der Niedergang des Ancien Régime, in: Saeculum 59 (2008), 107–142.
Vehse, Eduard, Maria Theresia und ihr Hof, München 1924.

Venturi, Franco, Italy and the Enlightenment, London 1972.
Vigarello, Paul, Wasser und Seife, Puder und Parfum. Geschichte der Körperhygiene seit dem Mittelalter, Frankfurt am Main 1988.
Vilfan, Sergij, Die Agrarsozialpolitik von Maria Theresia bis Kudlich, in: Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozio-ökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts, hg. v. Dan Berindei u.a., Köln/Wien 1973, 1–52.
Vinken, Barbara, Marie Antoinette oder Das Ende der Zwei-Körper-Lehre, in: Das Politische. Figurenlehren des sozialen Körpers nach der Romantik, hg. v. Uwe Hebekus/Ethel Matala de Mazza/Albrecht Koschorke, München 2003, 86–105.
Vocelka, Karl, Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat (Österreichische Geschichte, 1699–1815), Wien 2001.
Vocelka, Karl/Lynne Heller, Die private Welt der Habsburger. Leben und Alltag einer Familie,

Graz 1998.
Vocelka, Karl/Anita Traninger (Hg.), Wien. Geschichte einer Stadt. Band 2: Die frühneuzeitliche Residenz. (16.–18. Jahrhundert), Wien/Köln/Weimar 2003.
Vogel, Christine, Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758–1773). Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenaufklärung, Mainz 2006.
Vogel, Christine, Die Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1758–1773) 2010. URL: http://www.ieg-ego.eu/vogelc-2010-de (24. 06. 2016).
Völkel, Michaela, Der Tisch des Herrn. Das gemeinsame Zeichensystem von Liturgie und Tafelzeremoniell in der Frühen Neuzeit, in: Zeichen und Raum. Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen Schlössern der Frühen Neuzeit, hg. v. Peter-Michael Hahn/Ulrich Schütte, München/Berlin 2006, 83–102.
Volkmer, Gerald, Siebenbürgen zwischen

Habsburgermonarchie und Osmanischem Reich, München 2015.
Wacha, Georg, Spatzenvertilgung unter Maria Theresia. ULR: http://www.zobodat.at/pdf/NKJB_6_0021–0053.pdf (20. 09. 2016).
Wachter, Friederike, Die Erziehung der Kinder Maria Theresias, phil. Diss., Wien 1969.
Wagner, Hans, Royal Graces and Legal Claims. The Pension Payments of Maria Theresa and Their Withdrawal by Joseph II., in: Intellectual and Social Developments in the Habsburg Empire from Maria Theresa to World War I., hg. v. Stanley B. Winters u.a., New York/London 1975, 5–29.
Wagner, Hans, Die Zensur in der Habsburger Monarchie (1750–1810), in: Buch- und Verlagswesen im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zur Geschichte der Kommunikation in Mittel- und Osteuropa, hg. v. Herbert Göpfert, u.a., Berlin 1977, 28–75.
Wagner, Hans, Das geheime Kammerzahlamt und die Pensionszahlungen Maria Theresias, in:

Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 170–175.
Wagner, Hans, Fürstengnade und Rechtsspruch. Die Pensionszahlungen Maria Theresias und ihre Aufhebung durch Joseph II., in: ders., Salzburg und Österreich. Aufsätze und Vorträge, Salzburg 1982, 297–360.
Walter, Friedrich, Die zensurierten Klassiker. Neue Dokumente theresianisch-josephinischer Zensur, in: Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft 29 (1930), 142–147.
Walter, Friedrich, Kaunitz' Eintritt in die innere Politik, in: MIÖG 46 (1932), 37–79.
Walter, Friedrich, Die Geschichte der österreichischen Zentralverwaltung in der Zeit Maria Theresias (1740–1780) (Die österreichische Zentralverwaltung, II. Abt., 1. Bd., 1. Halbband), Wien 1938.
Walter, Friedrich, Männer um Maria Theresia, Wien 1951.
Walter, Friedrich, Die religiöse Stellung Maria Theresias, in: Theologisch-praktische Quartalschrift 105 (1957), 34–47.

Walter, Friedrich, Die theresianische Staatsreform von 1749, München 1958.
Walter, Friedrich, Die Paladine der Kaiserin. Ein Maria-Theresien-Buch, Wien 1959.
Walter, Friedrich, Kaiserin Maria Theresia, in: Gestalter der Geschicke Österreichs, hg. v. Hugo Hantsch, Innsbruck/Wien/München 1962, 235–252.
Walter, Friedrich, Österreichische Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte von 1550–1955, Wien/Köln/Graz 1972.
Wandruszka, Adam, Die Religiosität Franz Stephans, in: MIÖG 12 (1959), 162–173.
Wandruszka, Adam, Leopold II., 2 Bde., Wien/München 1963.
Wandruszka, Adam, Österreich und Italien im 18. Jahrhundert, Wien 1963.
Wandruszka, Adam, Im Urteil der Nachwelt, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 457–461.
Wandruszka, Adam, Maria Theresia. Die große Kaiserin, Göttingen/Zürich/Frankfurt am Main 1980.

Wandruszka, Adam, Die Historiographie der theresianisch-josephinischen Reformzeit, in: Ungarn und Österreich unter Maria Theresia und Joseph II. Neue Aspekte im Verhältnis der beiden Länder, hg. v. Anna M. Drabek/Richard G. Plaschka/Adam Wandruszka, Wien 1982, 13–27.
Wangermann, Ernst, Maria Theresia. A Reforming Monarchy, in: The Courts of Europe, Politics, Patronage and Royality, 1400–1800, hg. v. Arthur Geoffrey Dickens, London 1977, 283–304.
Wangermann, Ernst, Matte Morgenröte. Verzug und Widerruf im späten Reformwerk Maria Theresias, in: Maria Theresia und ihre Zeit, hg. v. Walter Koschatzky, Salzburg/Wien 1979, 67–71.
Wangermann, Ernst, Reform Catholicism and Political Radicalism in Austrian Enlightenment, in: The Enlightenment in National Context, hg. v. Roy Porter/Mikulas Teich, Cambridge 1981, 127–140.
Wangermann, Ernst, Zur Frage der Kontinuität

zwischen den theresianischen und josephinischen Reformen, in: Österreich im Europa der Aufklärung. Kontinuität und Zäsur zur Zeit Maria Theresias und Josephs II., hg. v. Richard Georg Plaschka/Grete Klingenstein, Wien 1985, 943–954.
Wangermann, Ernst, Mit den Waffen der Publizität. Zum Funktionswandel der politischen Literatur unter Joseph II., Wien/München 2004.
Was von den Türken blieb. Ausstellungskatalog, Perchtoldsdorf 1983.
Weber, Annemarie, Der österreichische Orden vom Goldenen Vlies. Geschichte und Probleme, Diss. phil., Bonn 1971.
Weber, Johannes, Avisen, Relationen, Gazetten. Der Beginn des europäischen Zeitungswesens, Oldenburg 1997.
Weber, Nadir, Zwischen Arkanum und Öffentlichkeit. Der Brief als Medium politischer Kommunikation im 18. Jahrhundert, in: Politische

Kommunikation von der klassischen Rhetorik zur Mediendemokratie, hg. v. Felix Heidenreich/Daniel Schönpflug, Berlin 2012, 63–74.
Weinzierl-Fischer, Erika, Die Bekämpfung der Hungersnot in Böhmen, 1770–1772, in: MÖStA 7 (1954), 478–514.
Welke, Martin, ‹… zu Österreichs Gloria und Publicität mitzuwürcken›. Zur Pressepolitik des Kaiserhofes im Reich im 18. Jahrhundert, in: Mediengeschichte. Forschung und Praxis, hg. v. Wolfgang Duchkowitsch, Wien/Köln/Graz 1985, 173–192.
Wiesinger, Peter, Die Reform der deutschen Schriftsprache unter Maria Theresia. Ziele – Durchführung – Wirkung, in: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des theresianischen Zeitalters, Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich Bd. 17, hg. v. Franz M. Eybl, Wien 2002, 131–140.
Wimmer, Johannes, Gesundheit, Krankheit und Tod im Zeitalter der Aufklärung. Fallstudien

aus den habsburgischen Erbländern, Wien/Köln 1991.
Winkelbauer, Thomas, Robot und Steuer. Die Untertanen der Waldviertler Grundherrschaften Gföhl und Altpölla zwischen feudaler Herrschaft und absolutistischen Staat vom 16. Jahrhundert bis zum Vormärz, Wien 1986.
Winkelbauer, Thomas, Der Adel in Ober- und Niederösterreich in der Frühen Neuzeit. Versuch eines Literaturüberblicks, in: Opera Historica 2 (1992), 13–33.
Winkelbauer, Thomas/Michael Hochedlinger (Hg.), Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Frühen Neuzeit, Wien 2010.
Winter, Gustav, Die Gründung des kaiserlichen und königlichen Haus-, Hof- und Staatsarchivs 1749–1762, in: Archiv für Österreichische Geschichte 92 (1903), 1–82.
Winter, Eduard, Der Josephinismus. Die Geschichte des österreichischen

Reformkatholizismus 1740–1848, Berlin ²1962.
Winterling, Aloys, Die frühneuzeitlichen Höfe in Deutschland, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 21 (1996), 181–189.
Winterling, Aloys, ‹Hof›. Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte, in: Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen, hg. v. Reinhard Butz/Jan Hirschbiegel/Dietmar Willoweit, Köln/Weimar/Wien 2004, 77–90.
Wolf, Adam, Marie Christine, Erzherzogin von Österreich, 2 Bde., Wien 1863.
Wolf, Adam, Fürstin Eleonore Liechtenstein 1745–1812. Nach Briefen und Memoiren ihrer Zeit, Wien 1875.
Wolf, Adam/Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Österreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II., Wien 1855.
Wolf, Michaela, ‹Diplomatenlehrbuben› oder

angehende ‹Dragomane›? Zur Rekonstruktion des sozialen ‹Dolmetschfeldes›, in: Das Osmanische Reich und die Habsburgermornarchie, hg. v. Marlene Kurz u.a., München 2005, 503–514.
Wolf, Hubert, Katholische Aufklärung?, in: Religion und Aufklärung, hg. v. Albrecht Beutel/Martha Nooke, Tübingen 2016, 81–95.
Wolff, Larry, Hapsburg [sic] Letters: The Disciplinary Dynamics of Epistolary Narrative in the Correspondence of Maria Theresa and Marie-Antoinette, in: Marie Antoinette. Writings on the Body of a Queen, hg. v. Dena Goodman, New York/London 2003, 25–43.
Wrede, Martin, Ohne Furcht und Tadel – Für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst, Stuttgart 2012.
Wührer, Jakob, Ein teilgebautes Haus ohne Fundament? Zum Forschungsstand des frühneuzeitlichen Wiener Hofes am Beispiel der Organisationsgeschichte, in: MIÖG 117

(2009), 23–50.
Wührer, Jakob, Um Nutzen zu fördern und Schaden zu wenden. Entstehung, Verwendung und Wirkung von Instruktionen und das Ringen um gute Ordnung am frühneuzeitlichen Wiener Hof, in: Ordnung durch Tinte und Feder? Genese und Wirkung von Institutionen im zeitlichen Längsschnitt vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, hg. v. Anita Hipfinger u.a., Wien/Köln/Weimar 2012, 107–159.
Wührer, Jakob/Martin Scheutz, Zu Diensten ihrer Majestät. Hofordnungen und Instruktionsbücher am frühneuzeitlichen Wiener Hof, Wien 2011.
Wunder, Bernd, Die Institutionalisierung der Invaliden-, Alters- und Hinterbliebenenversorgung der Staatsbediensteten in Österreich (1748–1790), in: MIÖG 92 (1984), 341–406.
Wunder, Heide, ‹Er ist die Sonn', sie ist der Mond›. Frauen in der Frühen Neuzeit, München 1992.

Wunder, Heide, Herrschaft und öffentliches Handeln von Frauen in der Gesellschaft der Frühen Neuzeit, in: Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, hg. v. Ute Gerhard, München 1997, 27–54.
Wurzbach, Constant von (Hg.), Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, 1750–1850, Wien 1856–1891.
Wuthenow, Ralph-Rainer, Das erinnerte Ich. Europäische Autobiographie und Selbstdarstellung im 18. Jahrhundert, München 1974.
Yonan, Michael, Conceptualizing the Kaiserinwitwe. Empress Maria Theresa and Her Portraits, in: Widowhood and Visual Culture in Early Modern Europe, hg. v. Allison Levy, Aldershot 2003, 109–125.
Yonan, Michael, Modesty and Monarchy. Rethinking Empress Maria Theresa at Schönbrunn, in: Austrian History Yearbook 35 (2004), 25–47.
Yonan, Michael, Nobility and Domestic

Conviviality in the Paintings of Archduchess Maria Christina, in: Theatrum Historiae 4 (2009), 135–154.
Yonan, Michael, Portable Dynasties. Imperial Gift-Giving at the Court of Vienna in the Eighteenth Century, in: The Court Historian 12 (2009), 177–188.
Yonan, Michael, Empress Maria Theresa and the Politics of Habsburg Imperial Art, Pennsylvania 2011.
Zahirovic, Nedim, Bemerkungen Friedrich Wilhelm von Taubes über Grenzleben und Grenzhandel in Slawonien und Syrmien in den Jahren 1776 und 1777, in: Europa und die Türkei im 18. Jahrhundert, hg. v. Barbara Schmidt-Haberkamp, Bonn 2011, 277–285.
Zechmeister, Gustav, Die Wiener Theater nächst der Burg und nächst dem Kärtnerthor von 1747 bis 1776, Wien 1971.
Zedinger, Renate (Hg.), Innsbruck 1765. Prunkvolle Hochzeit, fröhliche Feste, tragischer Ausklang, Bochum 2015.
Zedinger, Renate, Erziehung in Wien. Zum

Aufenthalt des Erbprinzen Franz (Anton) Stephan von Lothringen am Hof Kaiser Karls VI. in den Jahren 1723 bis 1729, in: Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien 50 (1994), 83–104.

Zedinger, Renate, Hochzeit im Brennpunkt der Mächte. Franz Stephan von Lothringen und Maria Theresia, Wien/Köln/Weimar 1994.

Zedinger, Renate, Die Verwaltung der Österreichischen Niederlande in Wien (1714–1795). Studien zu den Zentralisierungstendenzen des Wiener Hofes im Staatswerdungsprozess der Habsburgermonarchie, Wien/Köln/Weimar 2000.

Zedinger, Renate, Franz Stephan von Lothringen (1708–1765). Monarch, Manager, Mäzen, Wien 2008.

Zedinger, Renate/Wolfgang Schmale (Hg.), Franz Stephan von Lothringen und sein Kreis/L'empereur François Ier et le réseau lorrain/L'imperatore Francesco I e il circolo lorenese, Bochum 2009.

Zelepos, Ioannis, Vampirglaube und orthodoxe Kirche im osmanischen Südosteuropa. Ein Fallbeispiel für die Ambivalenzen vorsäkularer Rationalisierungsprozesse, in: Das osmanische Europa. Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa, hg. v. Andreas Helmedach/Markus Koller/Konrad Petrovszky/Stefan Rohdewald, Leipzig 2014, 363–381.
Zimmermann, Christian von, ‹Mit allen seinen Saiten schlaff geweint›? Zur poetischen Form und politischen Funktion der dichterischen Denkmäler auf den Tod Maria Theresias, in: Oratio Funebris. Die katholische Leichenpredigt der frühen Neuzeit. Zwölf Studien, hg. v. Birgit Boge/Ralf Georg Bogner, Amsterdam/Atlanta 1999, 275–315.
Žolger, Ivan Ritter von, Der Hofstaat des Hauses Österreich, Wien/Leipzig 1917.
Zollinger, Manfred, Das Glücksspiel in Wien im 18. Jahrhundert, in: Homo ludens. Der spielende Mensch 1 (1991), 149–170.

Zollinger, Manfred, Geschichte des Glücksspiels vom 17. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg, Wien 1997.
Zöllner, Erich (Hg.), Die Quellen der Geschichte Österreichs, Wien 1982.
Zöllner, Erich (Hg.), Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus, Wien 1983.
Zwiedineck-Südenhorst, Hans von, Geschichte der religiösen Bewegung in Inner-Österreich im 18. Jahrhundert, in: Archiv für Österreichische Geschichte 53 (1875), 460–546.

GLOSSAR

~

actus submissionis Unterwerfungsakt
ad executionem zum Vollzug
amitié Freundschaft
Antecamera, Antichambre Vorzimmer
Apanage Ausstattung der nachgeborenen Kinder
application Arbeitseifer
assemblée Versammlung
attachement Zuneigung, Anhänglichkeit
aufbutzen aufputzen, beschönigen
austère sittenstreng

Aya, Ayo Erzieherin, Erzieher
Beneventirung Begrüßung, Bewillkommnung
brouillieren Streit erregen
Bureau des affaires étrangères Amt für auswärtige Angelegenheiten
Calumniant Verleumder
campagne, en campagne 1) auf dem Land 2) auf dem Feldzug
Capo (Pl. *Capi*) Oberhaupt, Amtschef
castrum doloris Trauergerüst
catharose materi Schleim in den Atemwegen
causa communis gemeinsame Sache
chaise pour accoucher Gebärstuhl
chartarum moles Papierwucherungen
Clystier Klistier, Einlauf
Coeremonien, coeremonios Zeremonien, zeremoniell
Collane Ordenskette
collation Mahlzeit
complexio Verbindung, Mischung (Medizin: Mischung der Körpersäfte)
conduite Benehmen, Verhalten
connaissance Kenntnis, Kennerschaft

consors regiminis Mitregent
consortium regiminis gemeinsame Regentschaft
consolation Trost
contentum (Pl. *contenta*) Inhalt
Contributionsquantum Steuerliche Berechnungseinheit
convenance Konvenienz, Übereinkunft, Schicklichkeit
convulsivischer Zufall Krampfanfall
coram throno vor dem Thron
coup d'état Umsturz
dame de première distinction Dame von erstem Rang
de bon coeur von ganzem Herzen
décence Anstand, Takt
décontenancieren aus der Fassung bringen
decorum Schicklichkeit, Zier
decorum belli Kriegszeremoniell
Deliberationspuncta Beratungsgegenstände
démarche Gang, Gangart
depositarius Hüter, Depositär
désagréments Unannehmlichkeiten
chocant, choquant schockierend

délassement Erholung
disgusto (Pl. *disgusti*) Abneigung, Widerwille
Dissimulation Verstellung
Divertissement Lustbarkeit, Zerstreuung
divide et impera ‹teile und herrsche›
do ut des ‹ich gebe, damit du gibst›
Dominus ac redemptor Herr und Erlöser
droiture Rechtschaffenheit, Rechtlichkeit
monde, tout le monde (alle) Welt
ecrasiren zermalmen, zertreten
Eloge Lobrede
en parade in Form einer Parade
entrevue Zusammentreffen
épineux brenzlig, knifflig
Erbuntertänigkeit erbliche Bindung des Bauern an den Grundherrn
esprit de corps Gemeinschaftsgeist
esprit de nouveauté Neuerungsgeist
estime Wertschätzung
éventail Fächer
ex consilio aus dem Rat heraus
excedieren übertreiben, übersteigen
Exemtion Befreiung, Ausnahme

exercitium religionis privatissimum privateste Religionsausübung
Extraction Herkunft, Abstammung
fatigue Müdigkeit, Ermüdung
fauteuil Sessel
fl = florin = Gulden
foible, faible schwach, Schwäche
fort intéressé stark interessiert, eigennützig
fourage, fouragieren Verpflegung, verpflegen
Fürstenrat Zweite Kammer des Reichstags
galanterie vis-à-vis de lui-même Eitelkeit, Eigenliebe
gendre bien aimé geliebter Schwiegersohn
Handbillet handschriftliche Notiz
hazard, hazardiren Zufall, Risiko, etwas aufs Spiel setzen
hoc est corpus meum ‹Das ist mein Leib›
homme d'esprit Mann von Geist
honnête homme Mann von Ehre
hors de sa place jenseits seines Platzes, unstandesgemäß
Hussiten reformatorische Bewegung in Böhmen, nach Jan Hus (†1415)

immodestie Unbescheidenheit
in hac/sua sphaera in dieser/seiner Sphäre
in internis in den inneren Angelegenheiten
in majestate sitzen in herrscherlicher Form thronen
in puncto sexti in Bezug auf das sechste Gebot, Ehebruch
inclination Zuneigung
Indifferentismus Haltung der (religiösen) Indifferenz, Gleichgültigkeit
ius publicum Öffentliches Recht
ius publicum universale et gentium Natur- und Völkerrecht
jure regio aus königlichem Recht
Koadjutor Stellvertreter des Bischofs mit Recht der Nachfolge
Konskriptionswesen System der Truppenaushebung
Krondomänen Länder, die unmittelbar dem Landesherrn als Grundherrn gehören
Landmarschall Oberhaupt der Landstände
Landtagsrezess Schlussdokument eines Landtags
Livre französische Silberwährung

Madame ma chère fille ‹Meine liebe Frau Tochter›
magna mater Austriae ‹Große Mutter Österreichs›, Maria als Landesheilige
magnificence Pracht
mauvais ménage unglückliche Ehe
Memoralien Denkschriften
militairement tractiren militärisch behandeln
Militärchargen militärische Ämter
ministre de famille Diener der Familie
ministri principali wichtigste Diener
Minutissima kleinste Details
Monsieur mon cher fils ‹Mein lieber Herr Sohn›
more geometrico nach Art der Geometrie
Notification Bekanntgabe
numerus fixus feste Anzahl, Obergrenze
Nuntius extraordinarius außerordentlicher Gesandter des Heiligen Stuhls
obediendi gloria zum Ruhme des Gehorsams
omen pro futuro Vorzeichen für das Kommende
Oratorium Separater Gebetsraum für die Herrscherfamilie
ordre de bataille Schlachtordnung

P. P. Carmeliter Patres des Karmeliterordens
Pactum mutuae successionis Vertrag über die gegenseitige Nachfolge
Papilloten Lockenwickler
par complaisance aus Gefälligkeit
par ordre supérieur auf höchsten Befehl
par surcroît de bonté aus übermäßiger Güte
pars pro toto Der Teil steht für das Ganze
parti des dévots Partei der Frommen
partie de plaisir Lustpartie
pater patriae Vater des Vaterlandes
per procuratorem durch Stellvertreter
Phisinomia Physiognomie, Gesichtszüge
Piano nobile erste, im Rang hervorgehobene Etage
Poenitenz Buße
polissonnerie Scherz, Anzüglichkeit
politesse Höflichkeit
Posterität Nachkommenschaft
pouvoir Macht
Praedilection Vorliebe
Praevention Vorbeugung
Prärogative Vorrecht

Premier ministre pour les affaires du dedans Erster Minister für die Inneren Angelegenheiten
primus inter pares Erster unter Gleichen
pro tempore et persona je nach Zeit und Person
producta naturae et artis Erzeugnisse der Natur und der Kunst
Proposition Beratungsvorlage einer Ständeversammlung
Protomedicus Erster Leibarzt
puissance Macht
punctum deliberandum Beratungsgegenstand
qua corregens als Mitregent
Recommendation, recommendieren Empfehlung, empfehlen
Recompensation Erstattung, Gegenleistung
Reconnaissance Dankbarkeit, Erkenntlichkeit
rectificieren berichtigen
Regalien königliche Rechte
Relegation Ausweisung, Verbannung
Remittirung Zurücksendung
république des lettres Gelehrtenrepublik
Reskript kaiserlicher Erlass

restringieren einschränken
Retirada, Retirade innerster Raum der herrscherlichen Appartementfolge
retraite Rückzugsort
Rex et dominus noster ‹Unser König und Herr›
rex et sacerdos König und Priester
rex foemina weiblicher König, königliche Frau
Rex Hungariae König von Ungarn
Rey cattólico Katholischer König (Titel des spanischen Königs)
Rituale Romanum Liturgisches Buch der römisch-katholischen Kirche
Sektarier Anhänger einer Sekte
Sekundogenitur Zweitgeburtsrecht, Territorium des Zweitgeborenen einer Dynastie
Solennität feierlich-förmlicher Akt
sollizitieren ein Anliegen vorbringen
souper Abendessen
souteniren unterstützen, aushalten
spectacle Theateraufführung
splendeur Glanz, Pracht
Sportel Gebühr für eine Amtstätigkeit
status et ordines Stände und Korporationen (im

ungarischen Landtag)

status quo ante bellum Zustand vor dem Krieg

Steuerrectification Berichtigung der Steuergrundlagen

Stiftskapitel Leitungsgremium eines geistlichen Territoriums

sub throno unter/vor dem Thron

suffisance Dünkel, Selbstgefälligkeit

supplieren ergänzen

suppositum Voraussetzung, Annahme

surrogieren ersetzen

tableau Bild

Tax Gebühr

Te Deum Laudamus ‹Dich Gott loben wir›

tendresse Zärtlichkeit

Timidität Ängstlichkeit

Titularfürsten Fürsten, die den Titel führen, ohne das dazugehörige Territorium zu besitzen

Urbarium Grundstücksverzeichnis

venerieren verehren

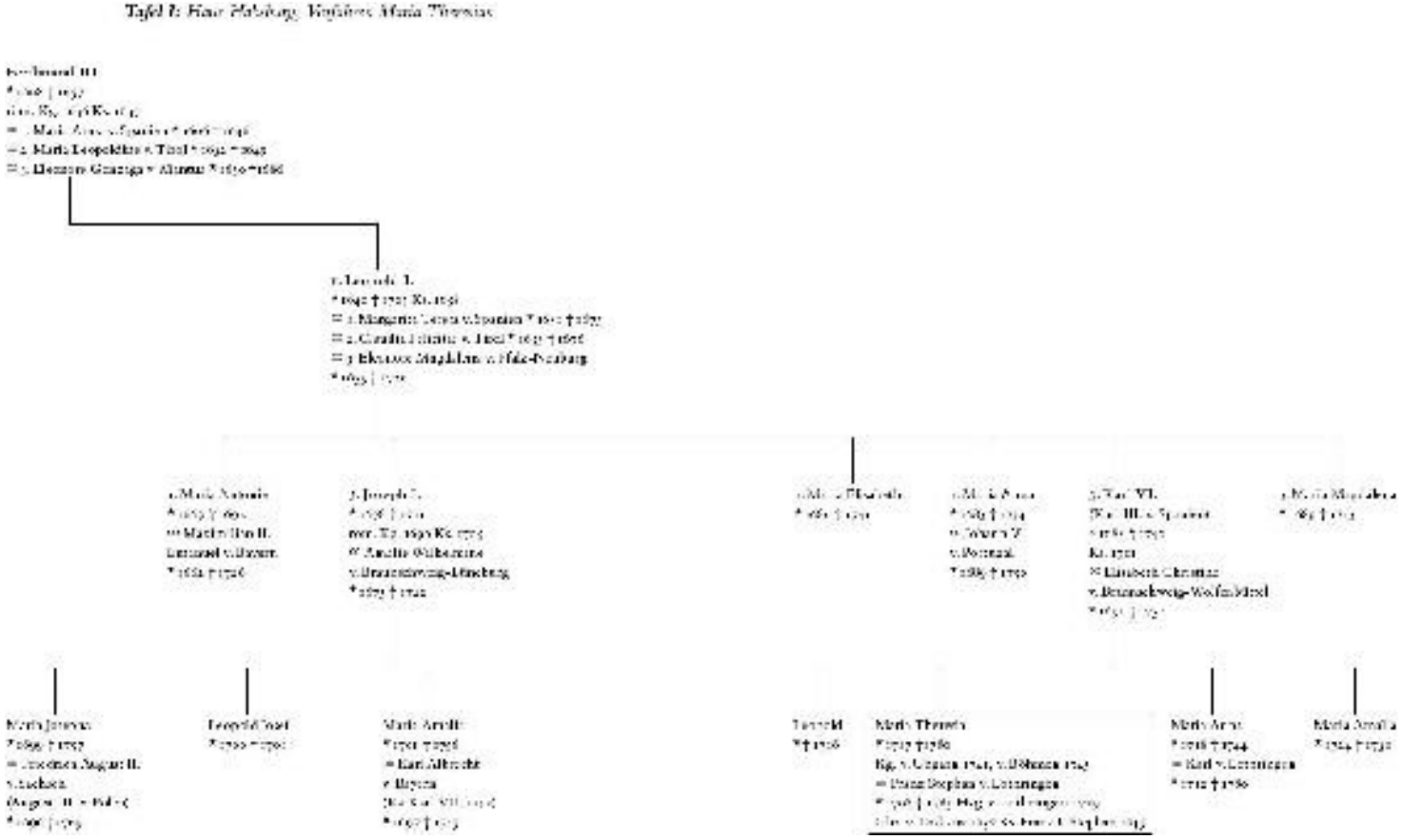
venerische Seuche Geschlechtskrankheit, Syphilis

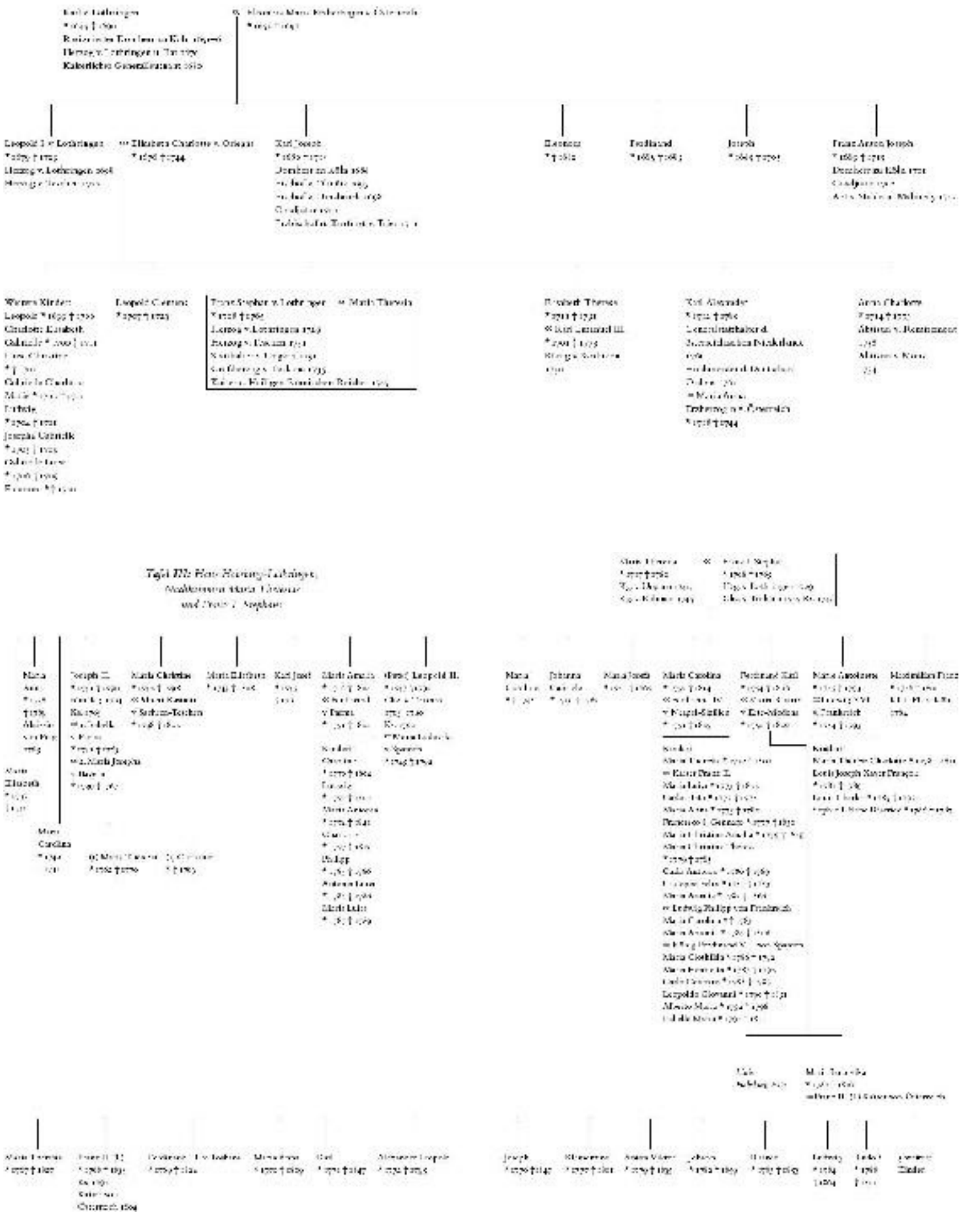
vitium radicale Grundübel

Welsch italienische/romanische Sprache

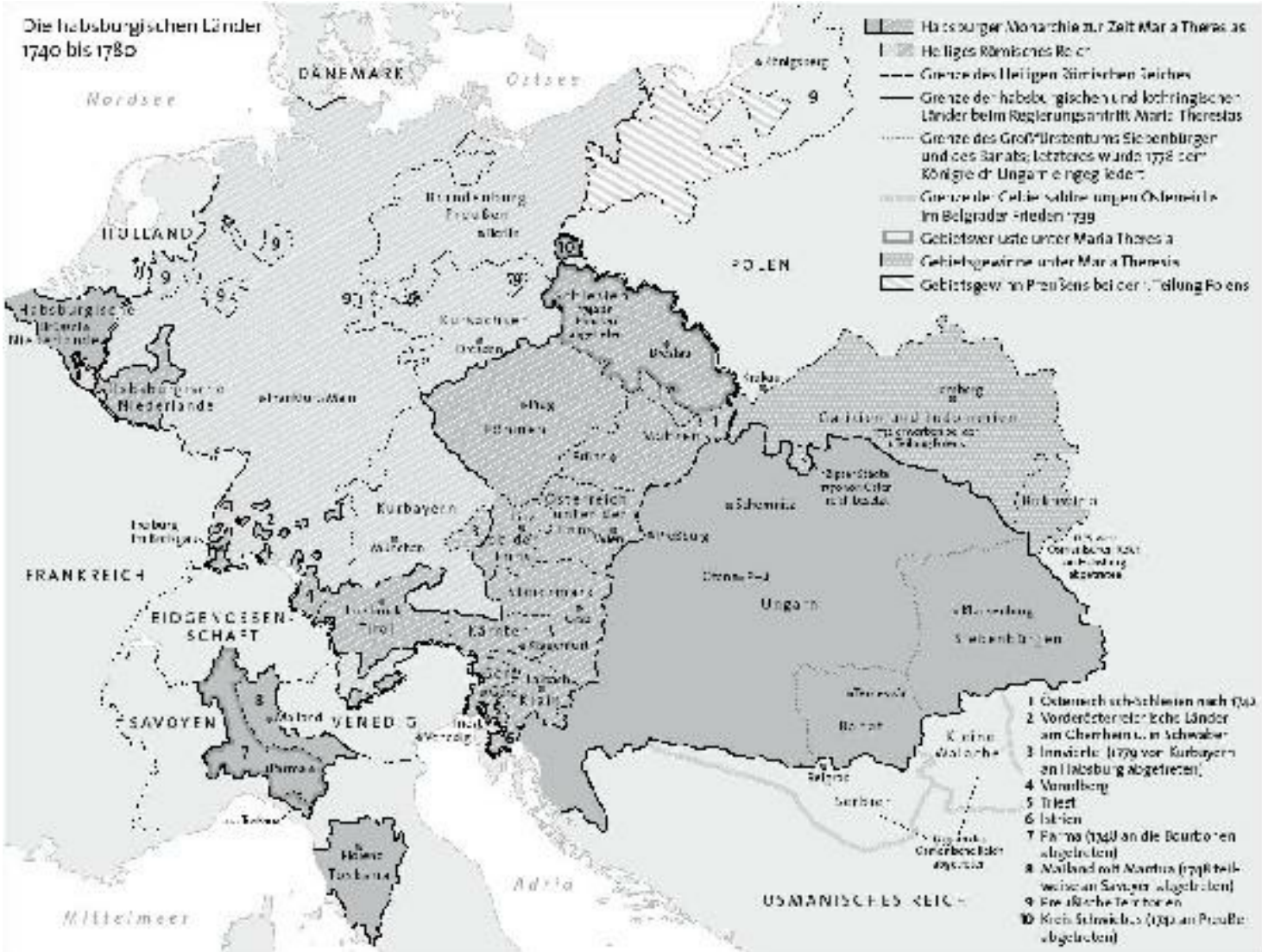
GENEALOGISCHE TABELLEN

~





KARTE DER HABSBURGISCHEN LÄNDER


Die habsburgischen Länder
1740 bis 1780
Habsburger Monarchie zur Zeit Maria Theresias
Heiliges Römisches Reich
Grenze des Heiligen Römischen Reiches
Grenze der habsburgischen und lothringischen Länder beim Regierungsantritt Maria Theresias
Grenze des Großfürstentums Siebenbürgen und des Banats; letzteres wurde 1718 dem Königreich Ungarn eingegliedert
Gebietsgewinne Österreichs im Belgrader Frieden 1739
Gebietsverluste unter Maria Theresia
Gebietsgewinne unter Maria Theresia
Gebietsgewinn Preußens bei der 1. Teilung Polens
Nordsee
Ostsee
DÄNEMARK
HOLLAND
POLEN
Brandenburg Preußen
Habsburgische Niederlande
Kurbayern
FRANKREICH
EIDGENOSSEN-SCHAFT
SAVOYEN
VENEDIG
Ungarn
Kroatien
Slawonien
Siebenbürgen
Galizien
Lodomerien
Bukowina
Serbien
Bosnien
Toskana
Mittelmeer
Adria
OSMANISCHES REICH
1 Österreich schrieb sich nach 1740
2 Vorderösterreichische Länder am Oberrhein und in Schwaben
3 Innviertel (1779 von Kurbayern an Habsburg abgetreten)
4 Vorarlberg
5 Triest
6 Istrien
7 Parma (1748 an die Bourbonen abgetreten)
8 Mailand mit Mantua (1748 teilweise an Savoyen abgetreten)
9 Ehemalige Territorien
10 Kreis Schwiebus (1938 an Preußen abgetreten)

BILDNACHWEIS

~

Tafelteil

Abb. 1, 15, 20: KHM-Museumsverband, Wien | **Abb. 2:** Elisabethinenkonvent Klagenfurt | **Abb. 3:** © Nationalmuseum Stockholm/Bridgeman Images | **Abb. 4:** Aus: Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit, S. 99, Abb. 30 | **Abb. 5:** akg-images/Fototeca Gilardi | **Abb. 6, 14, 24, 25, 26, 28:** akg-images | **Abb. 7:** Aus Husslein-Arco, Agnes/Georg Lechner (Hg.), Martin van Meytens

der Jüngere, S. 66 f. (Privatbesitz, Wien) | **Abb. 8:** MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst, Photos: © MAK/Mika K. Wisskirchen (oben), © MAK/Georg Mayer (unten) | **Abb. 9:** Albertina, Wien. *www.albertina.at* | **Abb. 10:** Im Besitz des Suermondt-Ludwig-Museums, © Anne Gold, Aachen | **Abb. 11:** Schloss Schönbrunn Kultur- und Betriebsgesellschaft/Sammlung: Bundesmoblienverwaltung/Objektstandort: Schloss Schönbrunn/Photo: Edgar Knaack | **Abb. 12:** Belvedere, Wien | **Abb. 13:** Wikimedia Commons, Wolfgang Sauber | **Abb. 16:** akg-images/Erich Lessing | **Abb. 17:** © Wien Museum | **Abb. 18:** Wikimedia Commons, rollroboter | **Abb. 19:** Nadelburg Museum/Photo: Robert Bachtrögl | **Abb. 21:** ÖNB, Wien, Handschriftensammlung, cod. min. 33a | **Abb. 22:** Schloss Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.mbH/Photo: Alexander Eugen Koller | **Abb. 23:** Puschkin-Museum/

© mauritius-images/Super Stock/Fine Art Images | **Abb. 27:** Wikimedia Commons, Ludmila Pilecka | **Abb. 29:** akg-images/Erich Lessing | **Abb. 30:** Aus Koschatzky, Maria Theresia und ihre Zeit, S. 28, Abb. 6

Textteil

Abb. 1: *www.in-arcadia-ego.at* | **Abb. 2, 43:** KHM-Museumsverband, Wien | **Abb. 3:** ÖNB, Wien, 128.866 – B | **Abb. 4:** ÖNB, Wien, Sign. 44.O.4 Alt | **Abb. 5:** Aus Mraz/Mraz, Maria Theresia, S. 33 | **Abb. 6:** Historisches Museum Budapest, Inv Nr. II,216, Photo: József Szabolcs Csörge, Public Art Multimedia | **Abb. 7, 29:** akg-images | **Abb. 8:** Gartmann Sammel-Album 21 (1924), 6095 | **Abb. 9, 10, 11:** Rijksmuseum Amsterdam | **Abb. 12:** Aus: Bressan/Grassi, Maria Teresa, 50 ff. | **Abb. 13:** LWL-Museum für Kunst und Kultur (Westfälisches Landesmuseum), Münster/Porträtarchiv Diepenbroick; Photo: LWL-Museum für Kunst

und Kultur (Westfälisches Landesmuseum), Münster, Hanna Neander | **Abb. 14:** Aus Mraz/Mraz, Maria Theresia, S. 73 | **Abb. 15:** Aus Gerda Mraz (Hg.) (1984): Maria Theresia als Königin von Ungarn. Eisenstadt (Jahrbuch für österreichische Kulturgeschichte 10), S. 179 | **Abb. 16:** Historisches Museum Frankfurt (Inv.-Nr. C01192), Photo: Horst Ziegenfusz | **Abb. 17, 27, 41:** Albertina, Wien; *www.albertina.at* | **Abb. 18:** Aus Koschatzky, Maria Theresia, S. 438 | **Abb. 19:** Wien, Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, HKR 1771, 98–136 (fol. 8v). | **Abb. 20:** De Agostini Picture Library/A. Dagli Orti/Bridgeman Images | **Abb. 21:** Photo: Erik Cornelius/Nationalmuseum Stockholm | **Abb. 22 a. b, 42:** akg-images | **Abb. 23:** Aus Johann Storch, Weiberkrankheiten, Wien 1747 | **Abb. 24:** © Burghauptmannstadt Österreich/Photo Bunge | **Abb. 25:** ÖNB, Wien, Pk 3003, 530 | **Abb. 26:** akg-images/Erich Lessing | **Abb. 28:** Aus Koschatzky, Maria Theresia, S. 417 | **Abb. 30:** Hungarian National

Gallery, Budapest/Bridgeman Images | **Abb. 31:** Belvedere, Wien | **Abb. 32:** bpk/Staatsbibliothek zu Berlin | **Abb. 33:** Schloss & Park Eggenberg/Universalmuseum Joanneum GmbH, Graz | **Abb. 34:** Lars-Holger Thümler (Hg.) (1993): Die Österreichische Armee im Siebenjährigen Krieg. Die Bautzener Bilderhandschrift aus dem Jahre 1762 (Faksimile), Nr. 70 | **Abb. 35:** Privatsammlung, © Luisa Riccarini/Leemage/Bridgeman Images | **Abb. 36:** ÖNB, Wien, NB 500.160-C | **Abb. 37:** © Deutsches Historisches Museum, Berlin (Inv.-Nr. Gm 2004/20) | **Abb. 38a. b:** Office of Graphic Arts Museums of Art and History, Geneva, property of the Swiss Confederation, Gottfried Keller Foundation, Berne. Photo: ville-geneve.ch | **Abb. 39:** De Agostini Picture Library/Bridgeman Images | **Abb. 40:** © IMAGNO/Gerhard Trumler | **Abb. 44:** ÖNB, Wien, E 6858-D | **Abb. 45:** © Deutsches Historisches Museum, Berlin (Inv.-Nr. 1988/613) | **Abb. 46 a–d:** René & Peter van der Krogt,

http://statues.vanderkrogt.net | **Abb. 47:** Aus Koschatzky, Maria Theresia, S. 316, Abb. 149 | **Abb. 48:** Aus Prinz Eugen und das barocke Österreich, Ausstellungskatalog des Niederösterreichischen Landesmuseums, Wien, 1986, FB 80. | **Abb. 49:** © Wien Museum | **Abb. 50:** Bayerische Staatsbibliothek München | **Abb. 51:** akg-images/Imagno | **Abb. 52:** ÖNB, Wien, PORT_00047656

Karte: © Peter Palm, Berlin

Leider war es nicht in allen Fällen möglich, die Inhaber der Bildrechte zu ermitteln. Der Verlag ist selbstverständlich bereit, berechtigte Ansprüche abzugelten.

PERSONENREGISTER*

~

* Bei den Mitgliedern regierender Fürstenhäuser ist der Vorname vorangestellt, bei allen anderen Personen der Nachname.

Abbt, Thomas (1738–1766) 450
Adolf Friedrich, König von Schweden (1710–1771) 420
Afflisio, Giuseppe d' (1722–1788) 388 f.
Aguilar, Diego d' (1699–1759) 635
Ahmed III., Sultan (1673–1736) 17
Aiguillon, Emmanuel-Armand de Vignerot du

Plessis Duc d' (1720–1788) 810
Albert Kasimir Herzog von Sachsen-Teschen, (1738–1822) 171, 485, 508, 744, 758, 762–766, 771, 783, 797, 801, 813, 825 f., 829 f., Farbabb. 24
Aldrovandi, Pompeo, Kardinal (1688–1752) 59
Alembert, Jean-Baptiste le Rond d' (1717–1783) 383, 831
Amalia von Parma – siehe Maria Amalia von Parma
Amalie Wilhelmine von Braunschweig-Lüneburg, Kaiserin (1673–1742) 5, 6, 12, 27, 31, 71, 80, 141, 596
Andreas, Willy (1884–1967) XX
Angiolini, Gasparo (1731–1803) 387 f.
Anna von Österreich, Königin von Frankreich (1601–1666) 27
Anna von Tirol, Kaiserin (1585–1618) 253
Antonia von Sachsen – siehe Maria Antonia Walburga von Bayern, Kurfürstin von Sachsen
Arbogars, Anna Franziska d' 278
Arbogars, Franz d' 278

Archenholz, Johann Wilhelm von (1741–1812) 450
Arenberg, Luise Margarete Herzogin von 280
Argens, Jean-Baptiste de Boyer, Marquis d' (1703–1771) 443
Arnauld, Angélique, Äbtissin von Port-Royal (1591–1661) 595
Arnauld, Antoine (1612–1694) 595
Arneth, Alfred Ritter von (1819–1897) XI f., XXIV, XXVII, 55, 92 f., 113, 124, 218, 273, 318, 492, 538, 553, 635, 643
Astrua, Giovanna (1720–1757) 276
Auersperg, Johann Adam Joseph Fürst von (1721–1795) 623
Auersperg, Maria Antonia Xaveria Fürstin von, geb. Trautson (1706–1778) 267
Auersperg, Maria Wilhelmina Josepha Fürstin von, geb. Neipperg (1738–1775) 276–278
August II., der Starke, König von Polen (= Friedrich August I., Kurfürst von Sachsen) (1670–1733) 17, 26, 32, 441
August III., König von Polen (= Friedrich August II., Kurfürst von Sachsen) (1696–

1763) 32, 76, 102, 109, 310, 320, 417 f., 438, 565, 630, 762
August Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel-Bevern (1715–1781) 143
Augustinus, Aurelius (354–430) 584

Bachoff von Echt, Johann Friedrich Graf (1710–1784) 660
Balde, Chevalier de (1700–1759) 335 f., 843
Barbara von Portugal, Königin von Spanien (1711–1758) 311
Bark, Nils Graf von 273, 587, 846
Bartenstein, Johann Christoph Freiherr von (1690–1767) XXVII, 62, 155, 165, 204, 207, 222–226, 228, 232–236, 242, 357, 377, 408, 471, 533, 534, 632–634, 754, 841, 845
Bartenstein, Theresia von, verh. Lilien († 1754) 454
Bassand, Jean-Baptiste (1680–1742) 301
Batthyány, Karl Josef Fürst von (1697–1772) 380, 471
Bayle, Pierre (1647–1706) 624
Beccaria, Cesare (1738–1794) 723, 772

Beck, Christian August von (1720–1784) 535, 537, 632
Belderbusch, Caspar Anton von (1722–1784) 815
Belle-Isle, Charles Louis Auguste Fouquet Duc de (1684–1761) 78 f., 96
Bellotto, Bernardo, gen. Canaletto (ca. 1722–1780) 576
Benedikt XIII., Papst (1649–1730) 582
Benedikt XIV., Papst (1675–1758) 59, 311, 312, 443, 600, 601, 613, 638, 640
Bentinck, Charlotte Sophie Gräfin von (1715–1800) 508
Bentinck, Wilhelm Graf von (1704–1774) 410
Bergl, Johann Wenzel (1718–1789) 756
Bernis, François-Joachim, Abbé de (1715–1794) 412
Bethlen, Gabor, Fürst von Siebenbürgen (1580–1629) 133
Binder, Friedrich Freiherr von Krieglstein (1708–1782) 632
Blanc, Franz Anton von (1737–1806) 729–732, 738–740
Blümegen, Heinrich Kajetan Graf von (1715–

1788) 608, 698, 724 f., 832
Boehmer, Justus Henning (1674–1749) 535
Boerhaave, Herman (1668–1738) 301, 504, 505, 513
Borié, Egid Freiherr von (1719–1793) 737
Botta Adorno, Anton Otto Marquis de (1688–1774) 770
Bräker, Ulrich (1735–1798) 451
Broglie, Victor François Duc de (1718–1804) 842
Browne, Maximilian Ulysses (1705–1757) 420
Burchardi, Johann Anton 660

Caldara, Antonio (1670–1736) 21
Campan, Jeanne Louise Henriette (1752–1822) 806
Capello, Pietro Andrea (1700–1763) 87
Casanova, Giacomo (1725–1798) 269, 273
Chablais, Benedict Moritz Herzog von 762, 818
Charlotte Prinzessin von Lothringen (1714–1773) 817
Chièvre, Jean François 22
Choiseul-Praslin, César Gabriel Duc de (1712–

1785) 435
Choiseul-Stainville, Étienne-François Duc de (1719–1785) 281, 435, 799, 805, 810 f.
Chotek, Rudolf Graf von (1706–1771) 330, 619, 692, 695, 727, 845
Christian VI., König von Dänemark (1699–1746) 638
Claudius, Matthias (1740–1815) 831
Clemens August von Bayern, Kurfürst von Köln (1700–1761) 96, 310
Clemens Wenzeslaus von Sachsen, Kurfürst von Trier (1739–1812) 171, 762
Clemens XI., Papst (1649–1721) 3, 5, 584
Clemens XII., Papst (1652–1740) 58
Clemens XIII., Papst (1693–1769) 590, 602, 603, 605, 606
Clemens XIV., Papst (1705–1774) 584, 606–608
Cobenzl, Karl Graf von (1712–1770) 280–282
Cobenzl, Philipp Graf von (1741–1810) 562, 741, 767, 831
Coke, Lady Mary (1727–1811) 345, 369, 382, 504, 756, 836, 847 f.
Colloredo, Maria Gabriela Gräfin von (1741–

1801) 275
Colloredo, Rudolf Graf von (1706–1788) 161, 164 f., 168, 170, 198, 237, 268, 419, 502, 541, 551, 743, 815
Colloredo-Mansfeld, Franz de Paula Gundaker Fürst von (1738–1807) 727
Condillac, Étienne Bonnot de (1714–1780) 789
Contarini, Alvise (1731–1786) 734
Crankshaw, Edward (1909–1984) 55
Crantz, Heinrich Johann Nepomuk von (1722–1797) 301
Croÿ, Emmanuel Duc de (1718–1784) 483, 513, 545
Cumberland, William Augustus, Duke of (1721–1765) 424

Damiens, Robert François (1715–1757) 336, 721
Daun, Leopold Joseph Graf von (1705–1766) 380, 394, 403, 407, 423–425, 428, 432–434, 438, 443, 450, 626, 694, 754, 845
David, Karl von 722
Denis, Michael, SJ (1729–1800) 450
Descartes, René (1596–1650) 24, 181

Diderot, Denis (1713–1784) 25, 383, 538
Diedo, Antonio (1703–1785) 208
Dietrichstein, Johann Franz Gottfried Graf von (1671–1755) 119, 189
Doblhoff, Anton Freiherr von (1733–1812) 119, 138, 359, 649
Droysen, Johann Gustav (1808–1884) XIX
Dubarry, Marie-Jeanne Bécu (1743–1793) 810
Durazzo, Giacomo (1717–1794) 387 f.
Dutens, Louis (1730–1812) 318

Edling, Rosalie Gräfin von (1695–1779) 740
Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg, Kaiserin (1655–1720) 5, 30, 596, 633
Eleonora Magdalena von Gonzaga, Kaiserin (1630–1686) 392
Eleonora Maria, Erzherzogin von Österreich (1653–1697) 27
Elisabeth Charlotte von Orléans, gen. Liselotte von der Pfalz (1652–1722) 27
Elisabeth Charlotte von Orléans, Herzogin von Lothringen (1676–1744) 33
Elisabeth Christine von Braunschweig-

Wolfenbüttel, Kaiserin (1691–1750) 2, 6, 8, 9 f., 19, 21, 25, 26, 29, 36 f., 39 f., 57 f., 215, 307, 361, 522, 596, 632
Elisabeth Farnese, Königin von Spanien (1692–1766) 26, 78, 487
Elisabeth I., Königin von England (1533–1603) XV
Elisabeth I., Zarin (1709–1762) 97, 108, 311, 406, 412, 420, 437, 444
Elisabeth, Erzherzogin von Österreich (1743–1808) 291, 310, 323, 475, 479, 511, 544, 754, 759, 817–825, Farbabb. 24
Engelbrecht, Martin (1684–1756) 131
Engelshofen, Franz Anton Leopold von (1692–1761) 288
Enzenberg, Cassian Ignaz Bonaventura Graf von (1709–1772) 526
Enzenberg, Sophie Amalie Gräfin von (1707–1788) 363, 520, 526, 608, 765, 780, 787
Erdödy, Josepha Gräfin von (1748–1777) 482, 497
Erizzo, Nicolò (1722–1806) 109
Erthal, Friedrich Karl Joseph von, Kurfürst von

Mainz (1719–1802) 816
Esterházy de Galántha, Imre, Erzbischof von Gran (1663–1745) 84, 87, 90
Esterházy, Nikolaus Fürst von (1714–1790) 268, 321
Esterházy, Paul II. Anton Fürst von (1712–1762) 845
Eugen Prinz von Savoyen (1663–1736) XI, 27, 62, 216, 230, 427

Faby, Bernhard 305
Favart, Charles Simon (1710–1792) 672
Felbiger, Johann Ignaz, Abt von Sagan (1724–1788) 708–715, 832
Ferdinand I., Kaiser (1503–1564) 4, 74, 206
Ferdinand II., Kaiser (1578–1637) 92, 578
Ferdinand III., Kaiser (1608–1657) 28, 392
Ferdinand IV., König von Neapel-Sizilien (1751–1825) 486, 487, 511, 603, 768, 780–783
Ferdinand Karl, Erzherzog von Österreich (1754–1806) 123, 282, 291, 293, 295, 303, 305 f., 311, 327, 362, 377, 462, 463, 465, 466, 479, 486, 514, 515, 573, 592, 619, 662, 666, 678,

682, 726, 734, 740, 754, 757, 772–776, 777, 814, 826, 851
Ferdinand VI., König von Spanien (1713–1759) 311
Ferdinand, Herzog von Braunschweig-Lüneburg (1721–1792) 431
Ferdinand, Herzog von Parma (1751–1801) 486, 603, 768, 788–792, 794–798
Festetics, Pál (1722–1782) 536
Fielding, Henry (1707–1754) 624
Finke, Heinrich (1855–1938) XVII
Firmian, Karl Joseph von (1718–1782) 602, 772, 775 f.
Firmian, Leopold Anton von, Fürst-Erzbischof von Salzburg (1679–1744) 648 f.
Fischer von Erlach, Johann Bernhard (1656–1723) 96, 123, 188
Fleming, Hanns Friedrich (1670–1733) 125
Flemming, Karl Georg Graf von (1705–1767) 442
Fleury, André-Hercule Cardinal de (1653–1743) 75, 78, 100, 103
Flückinger, Johann 612
Francke, August Hermann (1663–1727) 706

Frantz, Joseph, SJ (1704–1776) 675
Franz I. Stephan, Herzog von Lothringen, Großherzog von Toskana, Kaiser (1708–1765) XI, XXIII, 24, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 34–40, 42, 53–55, 57, 61 f., 67, 69 f., 75 f., 79, 84 f., 89, 94, 97, 100, 103, 109–112, 118, 124, 134, 137, 140, 141, 143, 146–161, 163–167, 169, 174 f., 178, 179, 193, 198, 199, 224, 232, 240, 258, 260, 261, 263, 264, 266, 270, 274–280, 297 f., 307, 309 f., 321, 323–326, 330 f., 335, 343, 347, 357, 359, 366, 378–382, 388–392, 394, 397, 399, 417–419, 421, 426–429, 439, 441, 462, 466, 477, 489, 494, 498, 499, 518–527, 529–534, 560, 590, 592, 596, 600, 640 f., 678, 694, 754, 762, 763–765, 769 f., 817, 819, 852, Farbabb. 6, 8, 17
Franz II., Kaiser (seit 1804 ‹Kaiser von Österreich›) (1768–1835) 157, 552, 771
Franz Joseph I., Kaiser von Österreich (1830–1916) XI, XXII
Fredrik I., König von Schweden (= Friedrich I. Landgraf von Hessen-Kassel) (1676–1751) 107

Friedrich Christian, Kurfürst von Sachsen (1722–1763) 530
Friedrich II., ‹der Große›, König von Preußen (1712–1786) XVI, XIX, XX, XXI, 26, 74, 76, 77–80, 97, 101 f., 107–110, 113, 115 f., 120, 136, 141–143, 152, 156, 170, 200, 213, 217, 276, 402, 406 f., 409 f., 412–415, 417–420, 423–427, 431–435, 437–441, 443–446, 449 f., 453 f., 456, 457, 512, 545, 549, 554, 564–570, 588, 630, 642, 644, 654, 661, 674, 678, 708, 732, 742, 744 f., 747 f., 750, 811, 816, 831, 852
Friedrich II., Landgraf von Hessen-Kassel (1720–1785) 441
Friedrich Wilhelm I., König in Preußen (1688–1740) 26, 76, 649
Fritsch, Thomas von (1700–1775) 438
Fuchs, Eduard (1870–1940) 257
Fuchs, Karoline Gräfin von (1675–1745) 2, 5, 19, 20, 25, 36, 150, 193, 216, 299 f., 348, 367, 754
Fürst und Kupferberg, Maximilian von (1717–1790) 166, 250, 275, 337, 483

Fugger, Anton Ignaz von, Bischof von Regensburg (1711–1787) 619

Galenos (ca. 129–216) 297
Galilei, Galileo (1564–1642) 24
Gassmann, Florian Leopold (1729–1774) 388
Gaßner, Johann Joseph (1727–1779) 619
Gebler, Tobias Philipp von (1722–1786) 536, 730, 734, 739, 852
Genovesi, Antonio (1713–1769) 784
Geoffrin, Marie-Thérèse Rodet (1699–1777) 232
Georg II., König von Großbritannien, Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (1683–1760) 107, 109, 115, 128, 142, 311, 410, 419, 436, 440, 512, 638
Ghelen, Johann Peter van (1673–1754) 11, 448
Gleim, Ludwig (1719–1803) 450
Gluck, Christoph Willibald (1714–1787) 387 f., 465, 519
Goëss, Maria Anna Gräfin von 622
Goethe, Johann Wolfgang von (1749–1832) 146, 266, 444, 531
Goldoni, Carlo (1707–1793) 519

Gottsched, Johann Christoph (1700–1766) 320–327, 342
Gottsched, Luise Adelgunde Victorie (1713–1762) 320–327, 342, 443
Graciàn, Baltasar (1601–1658) 233
Greiner, Charlotte – siehe Hieronymus, Charlotte
Greiner, Franz Sales von (1732–1798) 367, 712 f., 716, 732, 736, 739 f., 841
Grimaldi, Jerónimo (1710–1789) 790
Grimani, Pietro (1677–1752) 5
Grimmelshausen, Hans Jakob Christoffel von (1621–1676) 624
Guglia, Eugen (1857–1919) XXIII, 55, 415, 459
Gustav Adolf II., König von Schweden (1594–1632) 444
Guttenberg, Josepha von 302

Haen, Anton de (1704–1776) 513, 596
Hagi Halil Effendi 675
Haitzmann, Johann Christoph (ca. 1651–1700) 617
Händel, Georg Friedrich (1685–1759) 128
Harcourt, Louis Marie Léopold de Lorraine, Duc

d’ (1679–1739) 142, 143
Hardegg, Johann Franz Graf von (1741–1808) 775, 816
Harrach, Ferdinand Bonaventura Graf von (1708–1778) 165, 258
Harrach, Friedrich August Graf von (1696–1749) XXVII, 198–200, 205, 208–212, 219, 258, 268, 326, 357
Hasse, Johann Adolf (1699–1783) 21, 22, 384, 388
Hatzfeld, Karl Friedrich Anton Graf von (1718–1793) Farbabb. 11
Haugwitz, Friedrich Wilhelm Graf von (1702–1765) 112, 183, 184, 193–198, 200, 203–208, 210, 212, 214, 217 f., 222, 230, 238, 240, 242, 243, 357, 408, 430, 542, 600, 626, 632, 686, 688, 712, 714, 754, 784, 841
Hausenstein, Wilhelm (1882–1957) XXI
Haydn, Joseph (1732–1809) 388
Heer, Friedrich (1916–1983) XXI
Heinke, Franz Josef von (1726–1803) 602–605, 852
Heinrich Prinz von Preußen (1726–1802) 568,

569
Herberstein, Karl Johann Graf von, Bischof von Laibach (1719–1787) 596
Hertzberg, Ewald Friedrich Graf von (1725–1795) 438
Herzelles, Philippina Marquise d', geb. Trazégnies 551, 573, 754, 767, 774, 787, 818
Hieronymus, Charlotte, verh. Greiner (1740–1816) 275, 366 f., 432, 521, 633, 712
Hildebrandt, Johann Lukas von (1668–1745) 188
Hobbes, Thomas (1588–1679) 24, 182, 248, 249
Hofmannsthal, Hugo von (1874–1929) XVIII, XXII
Hohenberg, Johann Ferdinand Hetzendorf von (1733–1816) 756
Hohenlohe-Schillingsfürst, Graf von 56
Hontheim, Nikolaus von (Pseudonym Febronius) (1701–1790) 602
Horaz (65–8 v. Chr.) 450

Ignatius von Loyola (1491–1556) 362
Ingenhousz, Jan (1730–1799) 514
Isabella von Bourbon-Parma (1741–1763) 257,

264, 303, 306, 389, 487, 488, 489–498, 507, 508, 530, 550, 762, 766, 822

Johann V., König von Portugal (1689–1750) 6
Johanna Gabriele, Erzherzogin von Österreich (1750–1762) 291, 292, 310, 464, 474, 479, 497, 507, 511
Joseph I., Kaiser (1678–1711) 16, 26, 31, 33, 455, 504
Joseph II., Kaiser (1741–1790) X, XI, 84, 92, 101, 115 f., 151, 171, 257, 264, 280, 289–291, 294, 296 f., 311–313, 324, 341 f., 344, 345, 348, 361, 382, 389, 391, 394, 397, 399, 410, 438, 465, 466, 471, 476, 477, 478, 480, 482, 485, 487, 488, 489–492, 498–504, 506–509, 514, 518–574, 588, 592, 593, 600, 601, 606, 609, 627, 660, 662–666, 670, 674, 678, 682, 686 f., 690–692, 698, 712, 714, 724–726, 729, 731–742, 743–751, 758, 759–761, 767, 769, 771, 782 f., 785 f., 795, 799–802, 805, 807, 808 f., 811, 815, 819, 823–825, 826, 827, 829 f., 832 f., 836, 840 f., 848, 851–853, Farbabb. 19, 24, 26

Joseph I., König von Portugal (1714–1777) 603
Joseph Ignaz Philipp von Hessen-Darmstadt, Fürstbischof von Augsburg (1699–1768) 57 f.
Josepha von Bayern, Kaiserin (1739–1767) 485, 500–504, 508, 511, 512, 551, 552, 743
Josepha, Erzherzogin von Österreich – siehe Maria Josepha
Justi, Johann Heinrich Gottlob (1717–1771) 182, 183, 184, 285, 535, 632

Kampmüller, Ignaz, SJ (1693–1777) 597, 607, 649
Kant, Immanuel (1724–1804) 715, 851
Kara Mustafa Pascha (1634–1683) 671
Karl der Große, Kaiser (742–811) 2, 23, 146
Karl IV., Kaiser (1316–1378) 103
Karl V., Kaiser (1500–1558) 439, 658, 720
Karl VI., Kaiser (1685–1740) 2, 5, 7, 9 f., 14, 15, 16, 17, 18, 19, 23, 24, 26, 27, 29, 30, 31, 32, 33, 34–37, 39 f., 50, 53, 56, 57, 59, 60, 61, 62, 66–71, 74, 76, 83, 105, 123, 131, 163–165, 173, 175, 210, 223, 224, 230, 258, 294, 297 f.,

311, 313, 323 f., 339, 355, 370, 378, 390 f., 404, 463, 466, 470, 540, 590, 624, 641, 643 f., 649 f., 668, 674, 678, 716, 726, 742, 764, 768
Karl VII. Albrecht, Kurfürst von Bayern, Kaiser (1697–1745) 26, 71, 74–76, 78–80, 96 f., 100, 102–104, 106–108, 115, 139, 140, 141, 158, 163, 168, 173, 175, 311, 455, 635, 727, 843
Karl II. von Anjou (1254–1309) 42
Karl II., König von Spanien (1661–1700) 14
Karl III., König von Spanien (= Karl VII., König von Neapel-Sizilien) (1716–1788) 26, 280, 410, 437, 486, 499, 500, 511, 603, 608, 759, 781, 783–787, 790, 792, 795
Karl XII., König von Schweden (1682–1718) 115
Karl V., Herzog von Lothringen (1643–1690) 518
Karl Alexander Herzog von Württemberg (1684–1737) 441
Karl Alexander Prinz von Lothringen (1712–1780) 41, 61, 107, 117, 123, 134, 137, 143, 274 f., 280, 381, 384, 394, 420 f., 425, 427–429, 638, 766, 767, 813, 826
Karl Emanuel III. Herzog von Savoyen, König von

Sardinien-Piemont (1707–1773) 107, 410
Karl Eugen Herzog von Württemberg (1728–1793) 442, 469
Karl Joseph, Erzherzog von Österreich (1745–1761) 291 f., 296, 466, 475, 486, 487, 497, 507, 508
Karl Stuart, englischer Thronprätendent (1720–1788) 109
Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz und von Bayern (1724–1799) 107, 502, 742–745
Karsch, Anna Louisa (1722–1791) 450
Katharina II., Zarin (1729–1796) XV, 437, 564, 565, 567, 569, 744
Kaunitz, Dominik Andreas Graf von (1655–1705) 231
Kaunitz, Maria Ernestine Fürstin von, geb. Gräfin Starhemberg (1717–1749 231
Kaunitz-Rietberg, Max Ulrich Graf von (1679–1746) 231
Kaunitz-Rietberg, Wenzel Anton Fürst von (1711–1794) XIX, 153, 155 f., 165, 212, 216, 222, 230–242, 268, 274, 281 f., 289, 326, 336, 353, 357, 359, 370, 383, 387–389, 394, 396 f.,

405–413, 420, 431, 433, 436, 438, 449, 454, 457 f., 459, 469, 487, 488, 497, 502, 510, 536, 541–543, 547, 549, 554–556, 559–561, 566, 568–574, 589, 601–603, 605–608, 623, 626, 664 f., 675, 695, 720 f., 733 f., 738, 740, 743, 745–747, 749, 754, 759, 763, 767, 772, 785, 787, 790, 795, 802 f., 805–807, 810, 815 f., 826, 831, 841, 852, Farbabb. 10
Kaunitz-Rietberg, Ernst Christoph Fürst von (1737–1797) 783
Keeß, Franz Georg Ritter von (1747–1799) 720
Keith, Robert Murray († 1774) 410, 414
Keller, Johann Franz, SJ 22
Kempelen, Wolfgang von (1734–1804) 180, 755
Keralio, Auguste de (1715–1805) 789
Khevenhüller, Franz Christoph Graf von (1588–1650) 354
Khevenhüller, Ludwig Andreas Graf von (1683–1744) 354
Khevenhüller, Sigmund Friedrich Graf von (1666–1742) 354, 356
Khevenhüller-Metsch, Johann Joseph Fürst von (1706–1776) XXVI, 42, 69, 88, 111, 116,

119, 123, 134, 139, 143, 149, 152, 153, 154, 156, 164, 180, 195, 196, 202, 205, 208, 210, 211, 216, 224, 225, 229, 230, 232, 235–237, 251, 263, 268, 270, 274, 297, 299, 307–310, 324, 326, 332, 336, 337, 344, 347 f., 353–360, 364 f., 368, 376, 378, 380 f., 382, 386, 392, 394, 397, 411, 414–416, 421 f., 424 f., 427–430, 462, 465, 474, 477, 500, 501, 503, 505, 509, 511, 523, 528, 529, 545, 551, 553, 562, 568, 573, 574, 589, 592, 597, 609, 611, 676 f., 727–729, 731, 733, 735, 737, 739, 741, 754, 763 f., 810 f., 814, 820, 841, 845

Khevenhüller-Metsch, Johann Sigismund Friedrich Fürst von (1732–1801) 729, 775

Khevenhüller-Metsch, Johann Emanuel Joseph Fürst von (1751–1847) 397

Kinsky, Philipp Joseph Graf von (1700–1749) 79, 114, 198, 199, 209, 219, 326, 637, 639

Kleist, Ewald von (1715–1759) 449 f.

Klinggräff, Joachim Wilhelm von (1692–1757) 415

Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724–1803) 831

Knaus, Friedrich von (1724–1789) 178 f.

Knaus, Ludwig Johann von (1715–1787) 178 f.
Koch, Ignaz Freiherr von (1697–1763) 229, 230, 232, 233, 282, 377, 454 f., 841
Kollenbach, Heinrich Gabriel Freiherr von 438
Kollonitz, Sigismund von, Erzbischof von Wien (1677–1751) 5, 41, 87
Kolowrat, Ferdinand Alois Graf von (1682–1751) 106
Kolowrat, Leopold Graf von (1727–1809) 608, 727, 735
Kolowrat, Philipp Graf von 639
Königsegg, Joseph Lothar Dominik Graf von (1673–1751) 137, 154, 233
Königsegg-Rothenfels, Maximilian Friedrich von, Kurfürst von Köln (1708–1784) 815 f.
Kressel, Franz Karl von (1720–1801) 608, 729
Kretschmayr, Heinrich (1870–1939) XIX, 55
Künigl, Johann Philipp Nerius Joseph Graf von (1696–1770) 480
Kunigunde Prinzessin von Sachsen (1740–1826) 500, 501

La Mettrie, Julien Offray de (1709–1751) 624

Lacy, Franz Moritz Graf von (1725–1801) 694, 746, 756
Landau, Ezechiel (1713–1793) 641
Laudon, Gideon Ernst Freiherr von (1717–1790) 433 f., 632, 750
Le Sage, Alain-René (1668–1747) 269
Lehndorff, Ernst Ahasverus Heinrich Graf von (1727–1811) 457
Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716) 8, 222, 692
Leopold (III.) von Habsburg, der Heilige (1073–1136) 73, 579, 581
Leopold I., Kaiser (1640–1705) 3, 5 f., 16, 27, 88, 172, 582, 590, 643, 666
Leopold II., Großherzog von Toskana, Kaiser (1747–1792) 151, 257, 260, 291, 299, 329 f., 341, 462, 463, 465, 466, 480–483, 486, 499, 503, 506, 514, 518, 535, 550, 552, 553, 555, 569, 623, 678, 711, 714 f., 731, 735, 737, 739, 745, 748, 750, 754, 757, 758, 759, 760–761, 763, 765 f., 769–772, 774, 781, 783, 785, 802, 807, 813, 814, 819, 822–825, 833, 851, Farbabb. 26

Leopold Clemens, Erbprinz von Lothringen (1707–1723) 27, 28 f.
Leopold I. Joseph, Herzog von Lothringen (1679–1729) 27, 28, 29, 30, 32, 33, 37, 274
Leopold Johann, Erzherzog von Österreich (* †1716) 10, 12, 312, 391
Leopold Eberhard Graf von Württemberg-Mömpelgard (1670–1723) 335
Lerchenfeld, Walburga Gräfin von (1735–1770) 781
Lessing, Gotthold Ephraim (1729–1781) 387, 450, 624, 672, 730
Letourneux, Nicolas (1640–1686) 595
Liechtenstein, Anton Florian Fürst von (1656–1721) 5
Liechtenstein, Eleonore Fürstin von (1745–1812) 829
Liechtenstein, Karl Eusebius Fürst von (1611–1684) 249, 297
Liechtenstein, Wenzel Joseph Fürst von (1696–1772) 197, 404, 430, 489, 550
Liezen-Mayer, Alexander von (1839–1898) 315
Ligne, Charles Joseph Prince de (1735–1814)

277 f., 381, 534, 574, 623, 831, 836, 842
Ligne, Claude Lamoral Prince de (1702–1766) 277
Ligneville, Béatrice de (1703–1767) 279
Ligneville, Leopold Marc de 279
Lilien, Franz Michael Florens von (1696–1776) 176, 454–456
Liotard, Jean-Étienne (1702–1789) XXVII, 251, 672
Llano, José Agostino de 792, 795 f.
Lo Presti, Rocco de (1704–1770) 270, 379, 388
Locher, Maximilian († 1768) 513
Locke, John (1632–1704) 24
Loën, Johann Michael von (1694–1776) 47
Löschenkohl, Hieronymus (1753–1807) 831
Louis François I. de Bourbon, Prince de Conti (1717–1776) 143, 412
Louis-Antoine de Bourbon, Duc d'Angoulême (1775–1844) 808
Louise Elisabeth d'Orléans, Duchesse de Bourbon-Parma (1727–1759) 487, 497, 788
Löwenwolde, Friedrich Kasimir Graf von (ca. 1692–1769) 136

Ludwig (Louis) Erbprinz von Lothringen (1704–1711) 115
Ludwig (Louis) Ernst Prinz von Braunschweig-Wolfenbüttel (1718–1788) 121
Ludwig Eugen Herzog von Württemberg (1731–1795) 762
Ludwig VIII. Landgraf von Hessen-Darmstadt (1691–1768) 178 f.
Ludwig XIV., König von Frankreich (1638–1715) 14, 16, 27 f., 33, 115, 185, 366, 450, 518, 595
Ludwig XV., König von Frankreich (1710–1774) 32, 141, 336, 410, 412–414, 420, 434, 487, 514, 566, 572, 603, 721, 792, 799, 805, 808, 810, 818
Ludwig XVI., König von Frankreich (1754–1793) 261, 262, 283, 572, 608, 744, 768, 798, 807, 810, 811, 816
Luise Ulrike von Preußen, Königin von Schweden (1720–1782) 26, 420
Luther, Martin (1483–1546) 439, 658

Maaß, Ferdinand, SJ (1902–1973) 604
Machiavelli, Niccolò (1469–1527) 552, 624

Mahmud I., Sultan (1696–1754) 640, 674
Mahoni, Demetrius († 1777) 302, 486, 785
Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de (1721–1794) 811
Maria Amalia von Österreich, Kurfürstin von Bayern, Kaiserin (1701–1756) 26, 71, 141, 479
Maria Amalia, Erzherzogin von Österreich (1724–1730) 19
Maria Amalia von Sachsen, Königin von Neapel-Sizilien und von Spanien (1724–1760) 487, 512
Maria Amalia, Erzherzogin von Österreich, Herzogin von Parma (1746–1804) 291, 474, 486, 754, 758, 759, 768, 778–780, 787–798, 809, 822, 826
Maria Anna (Marianne), Erzherzogin von Österreich, Schwester Maria Theresias (1718–1744) 19, 21, 22, 23, 26, 29, 89, 120, 263, 274, 295, 301, 305 f., 384
Maria Anna (Marianne), Erzherzogin von Österreich, Tochter Maria Theresias (1738–1789) 62, 291, 323, 361, 474, 483, 505, 508,

672, 754, 758, 759, 817–825, 826, 829 f., Farbabb. 24
Maria Anna von Sachsen, Kurfürstin von Bayern (1728–1797) 512
Maria Antonia Walburga von Bayern, Kurfürstin von Sachsen (1724–1780) 171, 250, 296, 413, 432 f., 488, 497, 499, 511 f., 530, 569, 674, 754
Maria Beatrix (Beatrice) d'Este, Erzherzogin von Österreich (1750–1829) 303, 306, 388, 486, 755, 757, 758, 765, 772–776, 781
Maria Carolina, Erzherzogin von Österreich (1740–1741) 62, 120, 291, 361
Maria Carolina, Erzherzogin von Österreich (* †1748) 120, 215, 291, 308–310
Maria Carolina, Erzherzogin von Österreich, Königin von Neapel (1752–1814) 291 f., 297, 306, 310, 366, 410, 479, 486, 511, 514, 591, 597, 598, 754, 757, 759, 765, 768, 778–780, 780–788, 790, 801, 807, 809, 851
Maria Elisabeth, Erzherzogin von Österreich (1737–1740) 291, 310
Maria Elisabeth, Erzherzogin von Österreich,

Statthalterin der habsburgischen Niederlande (1680–1741) 56, 310
Maria Francisca Benedita, Infantin von Portugal (1746–1829) 499 f.
Maria II., Königin von England (1662–1694) 504
Maria Josepha von Österreich, Kurfürstin von Sachsen, Königin von Polen (1699–1757) 26, 310,
Maria Josepha, Erzherzogin von Österreich (1751–1767) 291 f., 474, 478, 486, 505, 511
Maria Leszczyñska, Königin von Frankreich (1703–1768) 32, 33, 410
Maria Ludovica (Louise), Infantin von Spanien, Großherzogin von Toskana, Kaiserin (1745–1792) 330, 482, 486, 499, 518, 759, 765, 769–771
Maria Luise von Bourbon-Parma, Königin von Spanien (1751–1819) 499
Maria Magdalena Josepha, Erzherzogin von Österreich (1689–1743) 5
Maria Therese, Erzherzogin von Österreich, Tochter Josephs II. (1762–1770) 497, 514, 550, 551

Marie Antoinette (Maria Antonia), Erzherzogin von Österreich, Königin von Frankreich (1755–1793) 257, 261, 262, 283, 292, 366, 383, 416, 479, 486, 572, 591, 608, 683, 735, 746, 754, 757, 768, 778–780 f., 787, 798–813, 816, 830, 842, 851, Farbabb. 29
Marie Christine, Erzherzogin von Österreich, Statthalterin der habsburgischen Niederlande (1742–1798) 257, 262, 264, 266, 277, 283, 291, 306, 323, 479, 485, 490–496, 502, 503, 507, 508, 563, 739, 754, 755, 757, 758, 759, 760, 761–767, 771, 788, 796, 813, 818, 825, 826, Farbabb. 24, 28
Marinoni, Johann Jakob (1676–1755) 22, 179
Marivaux, Pierre Carlet de (1688–1763) 269
Martini, Karl Anton Freiherr von (1726–1800) 535, 712, 771, 852
Matthias, Kaiser (1557–1619) 253
Maulbertsch, Franz Anton (1724–1796) 310, 526
Maupertuis, Pierre-Louis Moreau de (1698–1759) 567
Max II. Emanuel, Kurfürst von Bayern (1662–1726) 17

Max III. Joseph, Kurfürst von Bayern (1727–1777) 108, 170, 513, 530, 742 f.
Maximilian Franz, Erzherzog von Österreich, Kurfürst von Köln (1756–1801) 171 f., 292, 296, 315, 338, 463, 465, 469, 484, 514, 594, 744, 754, 813–817, 818, 829, Farbabb. 24
Mayer, Franz, Kammerzahlmeister 832
Medici, Gian Gastone de', Großherzog von Toskana (1671–1737) 33, 43, 53
Menocchio (Domenico Scandella) (1532–1599) XXVI
Mercy-Argenteau, Florimond Claude Comte de (1727–1794) 283, 736, 746, 787, 794, 799–803, 805–811, 826
Merkel, Angela (*1954) XVI
Mésenguy, François Philippe (1677–1763) 595
Metastasio, Pietro (1698–1782) 21, 22, 41, 116, 384, 465
Metsch, Johann Adolf (1672–1740) 354
Meytens, der Jüngere, Martin van (1695–1770) 125, 259, 389, 462, 489, 531
Michelitsch, Matthias Cajetan 654, 656
Migazzi, Christoph Anton von, Kardinal-

Erzbischof von Wien (1714–1803) 584, 596, 607, 609, 625, 626, 711, 724, 831
Molière (Jean-Baptiste Poquelin) (1622–1673) 269
Moll, Balthasar Ferdinand (1717–1785) 524
Montagu, Mary Wortley Lady (1689–1762) 258, 512, 670
Montaigne, Michel de (1533–1592) 624
Montesquieu, Charles-Louis de Secondat, Baron de La Brède (1689–1755) 45, 167, 538, 625, 726
Montfaucon, Bernard de (1655–1741) 634
Moritz Graf von Sachsen (Maréchal de Saxe) (1696–1750) 123
Moscati, Pietro (1739–1824) 305
Moser, Friedrich Karl von (1723–1798) 141
Moser, Johann Jakob (1701–1785) 68
Mozart, Leopold (1719–1787) 326 f., 342
Mozart, Wolfgang Amadeus (1756–1791) 326 f., 342, 773, 781
Mozart, Maria Anna (1751–1829) 326 f., 342
Müller, Ignaz (1713–1782) 521, 597, 625, 754, 827

Muratori, Antonio Ludovico (1672–1750) 584, 596
Mustafa Hatti Effendi (ca. 1680–1760/61) 676 f.
Mustafa III., Sultan (1717–1774) 566, 570, 676

Nádasdy, Franz Leopold Graf von (1708–1783) 380, 423
Napoleon Bonaparte (1769–1821) 771
Neipperg, Wilhelm Reinhard Graf von (1684–1774) 77, 276, 423
Neny, Corneille de (1718–1776) 280, 282, 558, 596, 608, 754, 802 f.
Neny, Patrice-François de (1716–1784) 280 f.
Neri, Pompeo (1706–1776) 771 f.
Newcastle, Thomas Pelham-Holles, 1st Duke of (1693–1768) 409
Newton, Isaac (1643–1727) 24
Nicolai, Friedrich (1733–1811) 623, 730
Nicole, Pierre (1625–1695) 595
Nietzsche, Friedrich (1844–1900) XIII, XIV
Nitzky (Niczky), Christoph Graf von 623, 842
Noailles, Louis-Antoine de, Erzbischof von Paris (1651–1729) 595

Nostitz, Franz Anton Graf von (1725–1794) 723
Noverre, Jean-Georges (1727–1810) 387 f.

Oberreuter, Joseph 658
Osemund, Friedrich Christoph (1655–1733) 629
Ostein, Johann Friedrich Karl von, Kurfürst von Mainz (1696–1763) 109, 164, 173, 530, 531, 638, 640

Pacassi, Nikolaus von (1716–1790) 321, 526, 705
Pachter, Michael, SJ 22
Palm, Carl Joseph von (1698–1770) 175 f.
Paolucci, Camillo, Nuntius (1692–1763) 86 f., 311
Parhamer, Ignaz, SJ (1715–1786) 514
Pascal, Blaise (1623–1662) 595
Passionei, Domenico Silvio, Nuntius (1682–1761) 40, 41, 42
Paul V., Papst (1552–1621) 582
Penckler, Heinrich Christoph Freiherr von (1699–1774) 674
Pergen, Johann Anton Graf von (1725–1814) 541

Perlin, Lipman (1705–1768) 723
Peter I., ‹der Große›, Zar (1672–1725) 13
Peter II., Zar (1715–1730) 504
Peter III., Zar (1728–1762) 437
Pezold, Johann Sigismund von (1704–1783) 498
Pezzl, Johann (1756–1823) 833
Philipp der Gute, Herzog von Burgund (1396–1467) 390
Philipp von Bourbon, Herzog von Parma (1720–1765) 26, 412, 487, 497, 499, 518, 603, 788
Philipp Karl von Eltz, Kurfürst von Mainz (1665–1743) 76
Philipp V. von Anjou, König von Spanien (1683–1746) 14, 15, 26, 33, 78, 110, 487
Philipp I. de Bourbon, Duc d’Orléans (1640–1701) 28
Philipp Wilhelm Kurfürst von der Pfalz (1615–1690) 441
Pichler, Karl von 558, 800, 814, 841
Pichler, Karoline von (1769–1843) 275, 366 f., 373, 521
Pitt, William, der Ältere, 1st Earl of Chatham (1708–1778) 437

Pius VI., Papst (1717–1799) 626
Plotho, Erich Christoph von (1707–1788) 440
Podewils, Otto Christoph Graf von (1719–1781) 116, 150, 152, 156, 200, 208, 212–214, 223, 230, 251, 252, 272 f., 275 f., 319, 483
Pombal, Sebastião José de Carvalho e Mello Marquês de (1699–1782) 721
Pompadour, Jeanne Antoinette Poisson, Marquise de (1721–1764) 412 f., 444
Pope, Alexander (1688–1744) 25
Posch, Johann Adam von 666
Prosch, Peter (1744–1804) XXVII, 327–331, 333, 341, 519, 782, 836
Pufendorf, Samuel von (1632–1694) 24, 535
Pusch, Marian, OB, Abt von Niederaltaich 134, 143

Quesnel, Pasquier (1634–1719) 584

Raab, Franz Anton von (1722–1783) 730, 732, 739, 852
Raffael (1483–1520) 321
Rákoczy, Ferenc II. (1676–1735) 83

Rameau, Jean-Philippe (1683–1764) 672
Ramler, Karl Wilhelm (1725–1798) 450
Ranke, Leopold von (1795–1886) XIX
Rauch, Philipp Karl 655 f.
Rautenstrauch, Franz Stephan, OB (1734–1785) 596
Rechberger, Anton Johann (1731–1792) 513, 514
Reinisch, Matthias 722
Reiter, Adam 655
Reiter, Hans 659 f.
Resmi Ahmed Effendi (1694–1783) 677 f.
Richardson, Samuel (1689–1761) 256
Richter, Christoph Gottlieb (1716–1774) 105, 249, 64, 643
Rieberer, Anna 658 f.
Rieberer, Helena († 1776) 658
Rieberer, Maria († 1775) 658 f.
Rieberer, Sebastian (1752–1820) 658 f.
Rieberer, Urban, genannt Strohschneider († 1774) 658 f.
Riegger, Paul Joseph von (1705–1775) 535, 586, 602
Rietberg, Maria Ernestine Franziska von (1687–

1758) 231
Robinson, Thomas (1695–1770) 79, 109, 154
Rohan-Guéméné, Louis René Édouard, Bischof von Straßburg (1734–1803) 810
Rollemann, Wasgottwill von 454
Rosenberg, Franz Graf von (1723–1796) 770, 775, 781, 783, 790–793, 801, 811, 814
Rosenberg-Orsini, Philipp Joseph Graf von (1691–1765) 210
Rosenthal, Theodor Taulow von (1702–1779) 207
Rothe, Carl (1900–1970)
Rousseau, Jean-Jacques (1712–1778) 256, 315, 372, 383, 484, 538, 556, 624
Rubens, Peter Paul (1577–1640) 321
Rudolf IV. von Habsburg (1339–1365) 73

Sacher-Masoch, Leopold von (1836–1895) XVIII
Sachsen-Hildburghausen, Joseph Friedrich Prinz von (1702–1787) 131, 424, 426, 431, 632
Saint-Séverin d'Aragon, Alphonse Marie Louis Comte de 112
Salieri, Antonio (1750–1825) 388

Sallaburg (Salburg), Franz Ludwig Graf zu 198
Salm, Anton Graf von (1720–1769) 489, 497
Schaitberger, Joseph (1658–1733) 648
Schalk, Simon 659 f.
Scheyb, Franz Christoph (1704–1777) 321
Schönbaden, Juliane von (auch Schönau, Schönbad) 279–282, 843
Schönborn, Friedrich Karl Graf von (1674–1746) 158
Schulenburg, Matthias Johann Graf von der (1661–1747) 633
Seckendorff, Christoph Ludwig Freiherr von (1709–1781) 61
Seckendorff, Friedrich Heinrich Freiherr von (1673–1763) 320, 324
Seilern, Christian August Graf von (1717–1801) 205, 715
Seinsheim, Adam Friedrich Graf von, Fürstbischof von Würzburg (1708–1779) 170, 330
Serbelloni, Fabrizio, Nuntius (1695–1775) 270, 312
Sichtermann, Barbara (*1943) XXIII

Sinzendorf, Philipp Ludwig Wenzel Graf von (1671–1742) 60, 79, 224
Sonnenfels, Joseph von (1732–1817) 387, 535, 624, 704, 723–726, 854
Soubise, Charles de Rohan, Prince de (1715–1787) 426
Spannagel, Gottfried Philipp, SJ († 1749) 22, 23
Spaur, Joseph Philipp Graf von, Bischof von Seckau (1718–1791) 654, 656
Sperges, Joseph von (1725–1791) 596
Spinola, Giorgio, Nuntius (1667–1739) 5
Srbik, Heinrich Ritter von (1878–1951) XX, 635
Stadion, Franz Konrad Graf von (1679–1757) 170
Stanislaus I. Leszczyński, König von Polen (1677–1766) 32 f.
Stanislaus II. August Poniatowski, König von Polen (1732–1798) 565, 817
Starhemberg, Georg Adam Graf von (1724–1807) 164, 412 f., 542, 547, 799
Starhemberg, Gundaker Thomas Graf von (1663–1745) 189, 231
Stauffenberg, Johann Franz Schenk von,

Fürstbischof von Augsburg (1658–1740) 58
Stella, Nikolaus Graf von 266
Stephan I., der Heilige, König von Ungarn (969–1038) 95 f.
Steube, Johann Caspar (1747–1795) 668–670, 671
Stinglin, Theresia 339
Stock, Ambros Simon von (1710–1772) 596
Störck, Anton von (1731–1803) 514, 755, 826 f., 829
Stormont, David Murray, Viscount, 2nd Earl of Mansfield (1727–1796) 574
Stubenberg, Wolfgang Graf von (1730–1800) 655
Suleiman Effendi 678 f.
Sutton, Daniel (1735–1819) 513
Sutton, Robert (1707–1788) 513
Swieten, Gerhard van (1700–1772) 294, 300–303, 308–310, 314, 357, 473 f., 504–515, 589, 602, 608, 610, 611, 613, 615, 617, 620, 624–626, 754, 755, 841, 852
Swinburne, Henry (1743–1803) 534, 609
Sylva-Tarouca – siehe Tarouca
Szmendrovich, Rochus (1726–1782) 619

Tanucci, Bernardo (1698–1783) 781, 783–787
Tarouca, Emanuel Tellez da Sylva de Meneses y Castro, Graf (1691–1771) 75, 120, 216, 261, 334, 357, 360–364, 520, 532, 554, 589, 626, 754, 845
Theresa von Avila (1515–1582) 6, Farbabb. 19
Thatcher, Margaret (1925–2013) XVI
Thomas von Aquin (1225–1274) 24
Thomasius, Christian (1655–1728) 535, 537
Thugut, Franz von (1736–1818) 570
Thurn und Taxis, Alexander Ferdinand Fürst von (1739–1773) 172–176, 455
Thurn, Anton Graf von (1718–1767) 480–483, 532
Thurn, Franz Graf von (1715–1766) 480–483, 770
Tillot, Guillaume du (1711–1774) 789–792, 796
Tizian (Vecellio, Tiziano) (ca. 1480–1576) 321
Trattner, Thomas von (1717–1798) 334 f., 446, 448, 498, 584, 615, 697
Traun, Otto Ferdinand Graf von (1677–1748) 427
Trautson, Maria Charlotte Fürstin von, geb. Freiin

von Hager 122, 250, 266 f., 323–325, 635
Trautson, Johann Joseph von, Erzbischof von Wien (1707–1757) 585
Trautson, Johann Wilhelm Fürst von (1700–1775) 266
Trauttmansdorff, Ferdinand Graf von (1749–1827) 167, 731
Treitschke, Heinrich von (1834–1896) XIX
Trenck, Franz von der (1711–1749) 130–138, 402, 433, 723, 843
Trenck, Friedrich von der (1727–1794) 132, 633
Troger, Paul (1698–1762) 590
Turgot, Anne Robert Jacques (1727–1781) 811

Ulfeld, Anton Corfiz Graf von (1699–1769) 112, 119, 136, 137, 147, 155, 198, 200, 204, 205, 210, 224, 233, 235–237, 326, 408, 428, 622, 632, 754, 845

Vergennes, Charles Gravier Comte de (1719–1787) 810
Vermond, Mathieu-Jacques Abbé de (1735–1806) 800

Verri, Pietro (1728–1797) 772
Vogel, Franz Xaver, SJ 22
Voltaire (François-Marie Arouet) (1694–1778) 91 f., 269, 318, 373, 383, 450, 512, 567, 624, 672

Waiger, Hans 659
Walter, Friedrich (1896–1968) 635 f.
Washington, George (1732–1799) 410
Weingarten, Leopold von 453, 454
Wekhrlin, Wilhelm Ludwig (1739–1792) 272
Welz, Ivo 456
Wertheimer, Wolf (1680/81–1765) 635, 638
Wertheimer, Samuel (um 1710–1786) 635
Wieland, Christoph Martin (1733–1813) 624, 831
Wilczek, Johann Josef Graf von (1738–1819) 787
Wilhelm II. von Oranien (1626–1650) 504
Wilhelmine von Preußen, Markgräfin von Bayreuth (1709–1758) 276, 413, 432
Williams, Charles Hanbury (1708–1759) 250
Wöber, Augustin Thomas von 552
Wolf, Adam (1822–1883) 492

Wolff, Christian (1679–1754) 182, 535, 536
Wolfscron, Joseph Ignaz Edler von 56, 59, 60
Wurmbrand, Wilhelm Graf von (1670–1750) 165, 632

Zeiller, Franz von (1751–1828) 535
Zeno, Alessandro 55
Zeno, Apostolo (1668–1750) 71
Zinzendorf, Karl Graf von (1739–1813) 383, 536, 632, 703
Zinzendorf, Ludwig Graf von (1721–1780) 243, 436, 536, 632
Zolnay, Joseph Mathola de 655, 659 f.
Zumbusch, Caspar (1830–1915) XI
Zvi, Sabbatai (1626–1676) 667

1. Auflage. 2017
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017
Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg
Umschlagabbildung: Jean-Étienne Liotard, Trompe d’œil mit Porträt Maria Theresias (vorn) und vermutlich einem Selbstporträt des Künstlers (hinten),1762–1763, Öl auf Holz, 36,2 × 43,4 cm. Privatsammlung. Mit freundlicher Genehmigung von Sylvie Lhermite-King
ISBN Buch 978 3 406 69748 7
ISBN eBook 978 3 406 69749 4

Die gedruckte Ausgabe dieses Titels erhalten Sie im Buchhandel sowie versandkostenfrei auf unserer Website www.chbeck.de.
Dort finden Sie auch unser gesamtes Programm und viele weitere

Informationen.